UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Schumann

Pädagogische
Chrestomathie

No 450
Bind in cloth
in one vol

Pädagogische Bibliothek.
Fünfter Band.

Pädagogische Chrestomathie.

Von

Dr. J. Chr. Gottlob Schumann,
Königl. Seminardirector zu Alfeld.

Erster Theil.

Die pädagogischen Meisterwerke des orientalischen Alterthums und der alten Griechen.

Hannover.
Verlag von Carl Meyer.
(Gustav Prior.)
1878.

Pädagogische Chrestomathie.

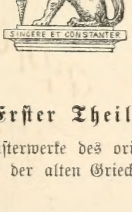
Eine Auswahl aus den pädagogischen Meisterwerken aller Zeiten

für die pädagogische Privatlectüre

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Dr. J. Chr. Gottlob Schumann,
Königl. Seminardirector zu Alfeld.



Erster Theil.

Die pädagogischen Meisterwerke des orientalischen Alterthums und der alten Griechen.

Hannover.
Verlag von Carl Meyer.
(Gustav Prior.)
1878.

9940
1/12/90 2 vols.
6

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorwort.

Der Unterzeichnete übergibt hiermit dem pädagogischen Publikum den ersten Theil einer pädagogischen Chrestomathie, welche vorzugsweise die Meisterwerke der pädagogischen Literatur der alten und mittleren Zeit enthalten soll; denn gerade für diese Zeiträume fehlt ein solches Werk für die Privatlectüre, während für die neuere Zeit in ausgiebigster Weise durch die pädagogischen Bibliotheken von K. Richter, Beyer, Lindner u. s. w. gesorgt ist, denen ich durch diese Arbeit keine Concurrenz zu machen beabsichtige.

Entstanden ist diese Chrestomathie durch die Arbeiten, welche ich seit längerer Zeit gerade auf dem Gebiete der Geschichte der Pädagogik unternommen habe, so daß sie zunächst eine Quellensammlung für die Geschichte der Pädagogik ist. Zu ihrer Veröffentlichung hat mich aber der Wunsch veranlaßt, daß die Privatlectüre gleich mit den ersten Schritten in der Geschichte der Pädagogik möchte beginnen können. Zu diesem Zwecke ist auch die Pädagogik der morgenländischen Völker mit aufgenommen, obgleich dieselben sonst in dem Unterrichte der Geschichte der Pädagogik nicht berücksichtigt werden. Bei diesen Völkern ist aber zugleich, da die Verhältnisse derselben den Zöglingen ziemlich unbekannt sind, nach anerkannten Meistern auch eine allgemeine Schilderung der Culturentwickelung vorausgeschickt, um für die dann folgenden pädagogischen Vorschriften derselben das Verständniß vorzubereiten. Bei den Griechen und Römern ist diese allgemeine Einleitung fortgelassen.

Ueber die Auswahl wird man streiten können. Ich habe wohl alle Hauptstücke ausgewählt, aber es hätten z. B. aus der griechischen Literatur noch andere aufgenommen werden können. Jedoch ist zum Theil, wie z. B. bei dem Buche des Pythagoräers Ocellus „über die Natur des Alls", welches auch Erziehungsregeln bietet, die Autorschaft zweifelhaft, das dort Gebotene auch in anderen Stücken, die ausgewählt sind, schon mitgegeben, zum Theil aber führten solche hier nicht benutzte Schriften, wie des Aeschines Gespräch, „ob die Tugend lehrbar sei", zu weit in Einzelheiten. Ich habe mich aber

bestrebt, wirklich in dem Gebotenen die Summe der von den verschiedenen Völkern befolgten Pädagogik und die Ideale, welche die hervorragenden Meister erstrebten, vorzuführen, indem ich die Hauptstellen der größeren Werke wörtlich mit Benutzung der besten Uebersetzungen und von dem Ganzen immer eine ziemlich eingehende Inhaltsangabe gegeben habe. Das Verständniß habe ich durch Einleitungen und Anmerkungen zu erleichtern gesucht. Inwieweit dies gelungen ist, mögen einsichtige Kenner beurtheilen.

Wenn aber jemand nach dem Nutzen einer solchen Zusammenstellung für die Zöglinge unserer Seminare und für die Lehrer auch jetzt noch fragt, so muß immer wieder betont werden, daß diese Alten keineswegs in dem Sinne die Alten sind, als ob sie veraltet wären; denn vieles gilt heute als neue Weisheit, was sich schon bei den Alten, und oft mit viel größerer Klarheit ausgesprochen findet. Darum ist ein solches Versenken in die Alten und ein genaueres Betrachten ihrer Bestrebungen nicht unfruchtbar, nicht nur für die Erkenntniß der historischen Bewegung der Pädagogik, wenn man z. B. Plato's Ausführungen mit der Didactica magna des Comenius, oder Plato's Ideale mit Rousseau's Idealen im Emil, oder mit Schleiermacher's Ansichten in seiner Erziehungslehre vergleicht, sondern auch zur Vorbereitung eines tüchtigen Studiums der Pädagogik selber und für die Einsicht in die pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart. Ich hoffe daher, daß das Buch als Privatlectüre, welche den Unterricht in der Geschichte der Pädagogik und in der Pädagogik stetig begleiten soll, mit dazu hilft, daß dem Schüler die Gestalten, welche er in der Geschichte der Pädagogik kennen lernt, nicht Schatten, sondern leibhaftige und lebendige Gestalten werden, durch deren Wort er selbst noch gewiesen wird auf die rechten Wege in der schweren Kunst, Menschen recht zu erziehen.

Der zweite Theil, welcher diesem ersten unmittelbar nachfolgen soll, wird die pädagogischen Meisterwerke der Römer und des Mittelalters enthalten.

Und so empfehle ich diese Sammlung dem freundlichen Wohlwollen mitstrebender Genossen.

Alfeld, im März 1878.

Dr. G. Schumann.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
	A. **China**	1—15
§ 1.	Charakteristik der Chinesen. Nach M. Carrière	1—5
§ 2.	Confucius	5—11
§ 3.	Die chinesischen Schulen der Neuzeit und die Missionsschulen in China. Nach Genähr	11—13
§ 4.	Ein chinesischer Aufsatz. Nach Lechler	13—15
	B. **Indien**	15—85
§ 5.	Gang der indischen Entwickelungsgeschichte. Nach Weber	15—20
§ 6.	Die Veden	20—28
§ 7.	Die großen Heldengedichte	29—40
§ 8.	Das Gesetzbuch des Manu	40—58
§ 9.	Der Buddhismus	58—67
§ 10.	Der Hitopadesas	67—83
§ 11.	Vergleichung der indischen und chinesischen Erziehung. Nach G. Baur	83—85
	C. **Persien**	85—128
§ 12.	Die Religion und Cultur der Perser. Nach Spiegel	85—107
§ 13.	Ausgewählte Stücke aus der Avesta	107—116
§ 14.	Herodot's Bericht über die Gebräuche der Perser	116—119
§ 15.	Die Erziehung des älteren Cyrus nach Xenophon	119—128
	D. **Die Aegypter**	129—161
§ 16.	Die Stellung der Aegypter und ihr Land. Nach G. Baur und K. Ritter	129—132
§ 17.	Die Schrift und Religion der Aegypter. Nach M. Duncker	132—143
§ 18.	Leben und Sitten der Aegypter. Nach M. Duncker	143—156
§ 19.	Herodot's Bericht über ägyptisches Leben	156—160
§ 20.	Die Erziehung bei den Aegyptern. Nach Diodor von Sicilien	160—161
	E. **Griechenland**	162—396
§ 21.	Homer	162—179
	a. Homer's Ilias. Uebersetzt von Voß	162—175
	b. Homer's Odyssee. Uebersetzt von Voß	175—179

Seite

§ 22. Lykurgus und Solon . . . . . 179 — 182
§ 23. Pythagoras . . . . . 182 — 185
§ 24. Die Sophisten. Prodikus nach Xenophon . . . . . 185 — 189
§ 25. Sokrates. Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates . . . . . 189 — 208
§ 26. Aristophanes gegen Sokrates und die Sophisten . . . . . 208 — 221
§ 27. Isokrates Rede gegen die Sophisten . . . . . 221 — 225
§ 28. Plato . . . . . 225 — 321
a. Plato's zehn Bücher vom Staate. Nach den Uebersetzungen von Schneider und Teuffel . . . . . 227 — 274
b. Plato's zwölf Bücher von den Gesetzen. Nach der Uebersetzung von Susemihl . . . . . 274 — 321
§ 29. Aristoteles . . . . . 321 — 338
§ 30. Theophrast's Charaktere . . . . . 338 — 339
§ 31. Aus der griechischen Anthologie. Nach der Uebersetzung von Weber und Thudichum . . . . . 340 — 346
§ 32. Diodoros von Sicilien über die Bedeutung und den Nutzen der Geschichte . . . . . 346 — 348
§ 33. Plutarch . . . . . 349 — 366
a. Ueber die Erziehung der Kinder . . . . . 350 — 360
b. Vom Hören . . . . . 360 — 366
§ 34. Lucian . . . . . 366 — 391
a. Anacharsis oder über die Gymnastik. Nach der Uebersetzung von Dr. Fischer . . . . . 367 — 381
b. Die Lebensversteigerung oder der Verkauf der philosophischen Sekten. Nach der Uebersetzung von Dr. Fischer 381 — 391
§ 35. Der Kaiser Julian . . . . . 391 — 396

A. China.

§ 1.

Charakteristik der Chinesen.

(Moritz Carrière, Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und der Ideale der Menschheit. Bd. I. Leipzig, Brockhaus. 1871.)

„Die Welt, das Reich, die Blume der Mitte nennt sich selbst die Gemeinschaft von einem Drittheil der Menschheit, die in Ostasien wohnt; sie bezeichnet sich auch nach den Geschlechtern ihrer Herrscher, und von der Dynastie Thsin stammt der Name Sina und Chinesen, den sie bei den Europäern führen. Wir beginnen mit China die Culturgeschichte, weil sich hier die erste Stufe des menschheitlichen Lebens für sich aus dem weiteren Entwickelungsproceß abgesondert und erhalten, aber innerhalb ihrer Natur und Wesenheit höchst merkwürdig ausgebildet hat.

Die Chinesen sind nicht stabil in dem Sinne, wie man gewöhnlich meint, daß alle Verhältnisse bei ihnen unveränderlich ihre Gestalt bewahren; vielmehr haben sie ihre Cultur in allmählicher Arbeit gewonnen und das Reich hat manche Erschütterungen durchgemacht, ja ihre Geschichte ist weniger die Darstellung kriegerischer Kämpfe, als des Fortgangs der Bildung, der Entdeckungen, der Kenntnisse; aber sie sind conservativ, indem sie das einmal Gewonnene treu festhalten und die ursprüngliche Form ihres Lebensprincips behaupten, so daß sich alle Entwickelungen nur innerhalb derselben vollziehen, aber nicht über dieselbe hinausschreiten; es wird nichts wesentlich Neues hervorgebracht, sei es durch Aneignung von außen, sei es durch Entfaltung von innen; aber es ist erstaunlich, wie mannigfach, wie verständig das Alturspründliche verwerthet und ausgeprägt wird. Die Chinesen waren Kinder wie die ganze Menschheit, aber sie sind in der Kindheit stehen geblieben, alt geworden, und der nach der Sage mit dem weißen Haar des Greises geborne Lao-tse erscheint symbolisch für sein Volk.

Die erste Gemeinschaft der Menschen ist die Familie; hier ist die Pflicht des Geistes mit dem Naturgefühl untrennbar verbunden, hier prägt das Sittliche in der Sitte sich aus; hier herrscht im Hause ein gemeinsamer Sinn und waltet das Ansehen und die Gewalt des Vaters, als das Active über Weib und Kind, als dem Bestimmbaren und Gehorchenden. In der Familie haben und bewahren die Chinesen das Heiligthum des Lebens; Pietät ist das erste und höchste Gebot: eine Familie zu gründen, ist die Aufgabe des Mannes, die Ehe der Stand, durch welchen er seine Bestimmung auf Erden erfüllt. In jeder Weise hat er für Weib und Kinder zu sorgen, sie sind ihm lebenslänglich in Ehrerbietung und Gehorsam unterthan. Die eheliche Treue wird hochgehalten. Der Vater

hat den Sohn gut zu erziehen, und wird im Sohn geehrt, wenn dieser zu hohem Ansehen emporsteigt, denn der Vater hat ihn zur Trefflichkeit angeleitet, darum werden auch nicht die Nachkommen geadelt, die sich erst zu bewähren haben, sondern die Ahnen, deren Verdienst in der Gegenwart fortwirkt und erkannt wird. Ihnen ist ein Cultus der Erinnerung geweiht, die verstorbenen Eltern sollen drei Jahre lang in strenger Abgeschiedenheit von aller Lust und allem Treiben der Welt betrauert werden. Die Kinder bleiben Kinder und auch als Erwachsene den Eltern gegenüber unmündig, und die neue Ehe wird darum durch Wahl und Werbung der Eltern geschlossen. Wer keinen eigenen Sohn hat, sucht einen anzunehmen und durch Liebe und Erziehung im fremden Kinde die natürliche Gemeinschaft durch die geistige zu ersetzen. Noch sind das Innere und das Aeußere ungetrennt, die Grade der Liebe sind gesetzlich vorgeschrieben und werden nach sichtbaren Handlungen bemessen; der Sohn geht einen Schritt hinter dem Vater, sowie der jüngere Bruder hinter dem ältern; die Kinder vernachlässigen ihren Anzug, trinken ohne Appetit, und lächeln nur mit leichter Mundbewegung, wenn die Eltern krank sind, so lautet die Vorschrift von Staatswegen.

Der organische Staat bewahrt das Heiligthum des Hauses, aber er hat noch andere und neue Formen der Gemeinschaft unter Berufsgenossen, in der Gemeinde; einzelne Kreise verwalten ihre Angelegenheiten selbst und fügen sich dem Ganzen ein; das Volk nimmt durch seine Vertreter Antheil an der Regierung und gibt sich selbst das Gesetz; die Gemeinsamkeit hat den Zweck, jeder Persönlichkeit die Möglichkeit zu gewähren, daß sie ihre Eigenthümlichkeit frei und voll entfalte. Anders in China. Die Familie ist und bleibt das Erste und das Letzte.

Mehrere Familien haben das gemeinsame patriarchalische Haupt behalten, und so ist der Kaiser der 300 Millionen ein Vater, der dem Volk als den Kindern gegenübersteht, als der Active den Passiven, als der Leitende den Gehorchenden; sie haben ihn wie ihren Vater zu lieben, er hat für sie wie für seine Kinder zu sorgen; die ganze Welt ist eine Familie und alle Menschen sind Brüder. Keine Standesunterschiede, sondern das Volk, alle sind einander gleich, gleich unmündig. Natürlich bedarf der Landesvater stellvertretende und ausführende Organe, und diese müssen ihren Beruf verstehen, wenn sie ihn gut verrichten sollen. Ohne das Familienprincip zu verlassen, hat sich der ganze chinesische Reichsmechanismus daraus entwickelt. Nur größere Kenntniß befähigt für größeren Wirkungskreis; nur die Gelehrten werden vom Kaiser ernannt, zu verwalten und zu richten im Volk; durch immer strengere und strengere Prüfungen steigen sie zu den höheren Aemtern empor, die Akademie der Bewährtesten ist die oberste Behörde unter dem Vorsitz des Kaisers. Dieser ist auch der oberste Doctor des Reichs. Er soll die Völker unterrichten, indem er sie regiert, er soll sie durch Belehrung erziehen, denn die Menschen werden gut, wenn man sie aufklärt über das, was recht ist, Unordnung und Verbrechen kommen aus der Unwissenheit. Daher tragen die kaiserlichen Erlasse die Form der Unterweisung und sind eine Erziehung des Volks. Und wie die Zucht in der Familie gegenüber den Kindern zum Stock greift, so herrscht in China das Bambusrohr von oben nach unten, ohne

daß ein unmündiger Sinn gegen solche Strafe das Gefühl der Ehre und persönlichen Würde setzt. Inneres und Aeußeres sind ungeschieden, und so werden die sittlichen Normen innerer Gesinnung wie die äußerlichen Bräuche und Ceremonien in gleicher Weise als Forderungen des erzwingbaren Rechts festgesetzt. Dabei halten die Chinesen mit kindlicher Ehrfurcht an der Ueberlieferung der Väter; ihr Sinn hängt an der alten Weisheit, die sie von den Ahnen ererbt; es ist die Ueberlieferung der Vorzeit, die auch das bindende Gesetz für den Kaiser ausmacht, die der Gelehrte sich durch sein Studium aneignet. Von den ersten Kaisern, sagen sie, sei die erste Bildung ausgegangen. Sie lehrten Feuer anzünden und Häuser bauen, sie erfanden und handhabten die Waffen und die musikalischen Instrumente, sie führten zur Ehe und zum Ackerbau, sie erfanden und lenkten den Pflug, sie legten die großen Kanalbauten an. Alle Gewalt geht vom Kaiser aus, aber er bewahrt die Ueberlieferung der Ahnen und bestimmt, was ihr gemäß ist. „Alles für das Volk, nichts durch das Volk" nennt Wuttke mit Recht die chinesische Maxime. Aber der Kaiser ist auch dafür verantwortlich, daß Alles wohl stehe, es ist seine Schuld, wenn das Volk ein Unglück trifft, wenn es in Noth oder Verfall kommt, und er muß dafür büßen. Wenn er seine Willkür an die Stelle der ererbten Gesetze treten läßt, hat das Volk das Recht, ihm gegenüber das Herkommen zu erhalten und einem neuen und wahren Fürsten an seiner Stelle zu huldigen. Die Revolutionen wollen in China nichts Neues bringen, sondern das Alte herstellen. Daher hat der Kaiser die Stimme des Volkes zu hören, und er setzt selbst Wächter der Gesetze ein, die das öffentliche Gewissen vertreten und ihn selbst zu mahnen haben an das, was recht ist.

Ein oberflächlicher Betrachter könnte meinen, daß China, wo die Gelehrten regieren, das Ideal Platon's vom Staat als Kunstwerk und Bild der Gerechtigkeit verwirkliche, in welchem die Philosophen herrschen, oder die Herrscher philosophiren. Aber die platonische Weisheit ist nicht die Aufnahme und Auslegung des Ueberlieferten, sondern die freie Forschung, die gegenüber den hergebrachten Ansichten und Vorurtheilen sich vielmehr zum sokratischen Nichtswissen bekennt, um die Wahrheit als die That des eigenen freien Denkens und seiner begründeten Entwickelung stets zu erfinden und neu zu erzeugen. Platon erhebt sich über die gegebene Welt zur Idee, zum Urbild der Dinge im göttlichen Geist; es soll aus der Trübung und Verhüllung der Welt befreit, nach ihm soll die Wirklichkeit gestaltet werden. Immanuel Kant erklärte, es sei nicht zu wünschen, daß Könige philosophirten oder Philosophen Könige würden, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verderbe. Daß aber Könige oder königliche Völker die Philosophen nicht verschwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, das sei beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich. Darin besteht eben der große Unterschied vom Reich des Geistes und von China, daß dort die vorschreitende Einsicht das Licht des Lebens wird, daß die erkannte und klar entwickelte Idee das Vorbild und Ziel der Wirklichkeit ist, die freie Forschung aber nach der Wahrheit, aber sich nicht an die Ueberlieferung bindet, sondern dem Zweifel an derselben Raum gibt; der denkende

Mensch will sich selbst eine Ueberzeugung über die höchsten Angelegenheiten, über Grund und Zweck des Lebens bilden, will in seiner Weise Neues finden und die Errungenschaft der Vorzeit fortgestalten. Das wird ihm in China nicht erlaubt; andere Gedanken als die von den Ahnen ererbten und vom Staat vorgeschriebenen Lehren sind eine gesetzwidrige Auflehnung gegen die väterliche Gewalt; vom Kaiser, von Staatswegen wird vorgeschrieben, was gelehrt und gelernt werden soll, die Wissenschaft ist niemals selbständig und frei geworden, sondern bleibt von der Frage nach dem Nutzen und den Bedürfnissen des äußern Lebens gebunden und unter der Macht des Staatsganzen gehalten. Wir wollen, daß die Praxis sich aneigne, was die Theorie erobert und findet: in China bestimmt die Praxis, was die Theorie für wahr halten und lehren soll. Der Kaiser und seine Beamten lassen diejenigen Bücher schreiben, die sie für nöthig halten. Man will keine neue Erfindung: Wissenschaften und Geschäfte sind in Regeln gebracht, die man auswendig lernt: die Weisheit besteht darin, daß das Gedächtniß das Altüberlieferte bewahrt und das Handeln sich darnach richtet, nicht darin, daß der selbständige Gedanke zur Gesinnung wird und zu neuen Thaten und neuen Lebensformen führt. Darum sind die Chinesen allerdings ein civilisirtes Volk gegenüber den Wilden, aber ein zahmes gegenüber den wahrhaft Gebildeten und Freien. — —

Keine Geisteskraft soll sich bei den Chinesen über die rechte Mitte und das Gleichgewicht des Ganzen erheben; das Gewohnheitsmäßige und Gewöhnliche beherrscht mit verständiger Trockenheit ihr Leben, der Ausbruch der Begeisterung, der Drang nach Neuem, die eigenthümliche Frische des Gestaltens, die hinreißende Macht und der freie Flug der Phantasie bleibt ihrem Wesen fremd. Die Rücksicht auf die Ueberlieferung und das Gegebene hemmt die selbstschöpferische Einbildungskraft, das Gemüth erhebt sich nicht über die erfahrungsmäßige Wirklichkeit zu einem Ideal, das erst verwirklicht werden soll oder das vollkommene Urbild der unvollkommenen Welt ist, sondern der realistische Sinn sieht es im Gleichmaß der Dinge selbst und im Leben der Ahnen, er will keinen Zukunftstraum wahr machen, sondern blickt zurück in die Vergangenheit und läßt das von ihr Vollbrachte sich zum Muster dienen. Alles Schöne ist frei, die Erfüllung des Gesetzes auf originale und zwanglose Weise. Das chinesische Wesen aber ist gebunden, und da die freie Kunst eine Tochter des freien Lebens ist, so bleibt sein Kunsttrieb dem Nützlichen dienstbar. Das Künstliche ersetzt die Kunst. Aber eine sinnige Auffassung der Wirklichkeit und das treue Erhalten der ersten Formen gesellt sich dem lebhaften Familiengefühl, der Verehrung für die Vorzeit. Ein Kind der Natur, wird der Mensch mit seiner Empfindung in diese abgezirkelte und geregelte Welt hineingeboren; aber statt sie neu nach eigenem Willen zu gestalten, statt das Herz den Kampf mit ihr aufnehmen zu lassen, verhält er sich passiv, und kommt in eine sentimentale Stimmung, die statt der naiven Frische und Unmittelbarkeit schon in den altchinesischen Liedern den Grundton abgibt.

Auch die äußere Erscheinung der Chinesen meidet das eigenthümlich Charakteristische und frei Bewegliche; müssen doch sogar die Frauen das

Organ der freien Bewegung, den Fuß, zum häßlichen und starren Klumpen zusammenpressen! Die Tracht ist Uniform, der Mensch wird eingekleidet, das Gewand bezeichnet Rang und Gewerbe; er soll sich nicht kleiden, wie es ihm gefällt; nicht einmal das Haar soll naturgemäß wachsen und frei ums Haupt wogen, es wird abrasirt und nur auf dem Schopf bleibt so viel stehen, daß sich ein steifes Zöpflein daraus flechten läßt. Der schnelle Wechsel der Witterung treibt dazu, jacken- und rockförmige Kleider wie Futterale über einander anzuziehen.

Beim Essen schlägt ein Diener wie bei unserer Musik den Takt, damit alle Gäste zu gleicher Zeit aus der Schüssel nehmen, zu gleicher Zeit den Bissen in den Mund stecken, zu gleicher Zeit die kleinen Gabelstäbchen in die Höhe halten und wieder an ihren Ort legen."

§ 2.

Confucius.

Confucius, Kong-fu-dsü, d. h. der Doctor Kong, bildet den Mittelpunkt von Chinas Geistesleben. Dieser edle und weise Mann war 551 v. Chr. im Vasallenfürstenthum Lu als der Sohn eines Mandarinen geboren. Er zeigte schon im Knabenalter ein gesetztes, männliches Betragen und würdevollen Ernst. Durch Talent und Fleiß erwarb er sich ein ausgezeichnetes Wissen und Ansehen, mehrmals stieg er im Vaterlande und in benachbarten Provinzen zu hohen Würden empor, um sich wieder mit seinem reinen Wollen und idealen Streben vor neidischen und gemeinen Gegnern zurückzuziehen und in der Stille, als armer Greis einherwandernd, das Volk zu lehren. Er lehrte seine Schüler Gelehrsamkeit, anständiges Betragen, Treue und Aufrichtigkeit. Er theilte sie in vier Klassen, deren erste den Geist durch Nachdenken und das Herz durch Erwerbung von Tugenden bilden, die zweite Rechtsprechen und Beredsamkeit üben, die dritte die Staatswissenschaft und Staatsverwaltung studiren und die vierte besonders die Moral, theoretische Kenntniß und praktische Fertigkeit im Sittengesetz sich aneignen sollte. Er beabsichtigte durch seine Lehre die Menschen dahin zu bringen, daß sie die uranfängliche Reinheit, die sie zuerst vom Himmel erhalten hätten, wieder erlangten. Darum sollten seine Schüler seine Worte verbreiten, damit sie ein Gemeingut des Reiches, das Licht und Gesetz der Folgezeit würden. Ein echter Chinese knüpfte er an die Vergangenheit und nannte die alten Weisen seine Lehrer. „Meine Lehre", sagte er, „ist die, welche unsere Vorfahren gelehrt und überliefert haben; ich habe nichts hinzugefügt und nichts hinweggenommen; ich lehre sie in ihrer ursprünglichen Reinheit; sie ist unveränderlich, wie der Himmel selbst, von dem sie stammt. Ich streue nur wie der Landmann den empfangenen Samen unverändert in die Erde." So sagt er auch im Lün-yü: „Ich erfinde nichts Neues, ich verbessere nur das Alte. Die Weisen der Vorzeit stehen bei mir in großer Achtung. Mein hohes Vorbild ist Lao-pang." Er sammelte die schönsten Lieder im Schi-king und gab als Grundlage der Philosophie das Y-king, das Buch der Wandlungen heraus, in welchem die symbolischen Zeichen, die man Fohi zuschrieb, vom großen Kaiser Weng-Wang erläutert waren, aber in räthselhaften sinnschweren Sprüchen, die Kong wieder zu deuten suchte. Endlich stellte er aus den Reichsannalen den Schu-king zusammen, eine Geschichte als Fürstenspiegel, indem er Tugenden und Fehler der Herrscher mit ihren Folgen erzählt und die sittlichen und politischen Lehren

daraus zieht. Eine andere der alten Reichsschriften heißt Li-king, das Buch der Gebräuche; es gibt Regeln der guten Sitte, des Anstandes, der Ceremonien: es hat zur Bildung des Nationalcharakters sehr viel beigetragen, und die Lebensformen festgestellt, in die er hineingebannt ist, die sein Thun und Lassen regeln.

Ein fünftes Buch ist der Tschün-zieu, es schildert die Schicksale der verschiedenen kleinen Staaten. Ueber die Sprache dieser alten Bücher urtheilt W. Schott (Werke des tschinesischen Weisen Kung-fu-dsü und seiner Schüler. Halle 1826): „Sie sind, in ihrer bedeutsamen, ehrwürdigen Zeichenschrift gelesen, die erhabenste Poesie, Verstand und Gefühl zugänglich, aber in Worte unserer Sprachen eingekleidet, fast aller Originalität und ihres schönsten Colorits beraubt."

Außer diesen Büchern werden als Schriften des Confucius genannt: Der Tai-chio, die große Lehre, eine kleine Abhandlung des Confucius, welche den Regenten und hohen Staatsbeamten vorschreibt, sich zur Herrschaft über Andere durch Bezähmung ihrer Leidenschaften geschickt zu machen und der Vernunft die Herrschaft über die Seele einzuräumen. Der Tschung-yung, die unveränderliche Mitte. Es lehrt, daß pflichtmäßige Beherrschung der Leidenschaften besser sei, als ihre völlige Austilgung. Nur auf diesem Mittelwege gelange der Mensch zu moralischer Vollkommenheit und zum Gipfel der Glückseligkeit. Es ist aus den hinterlassenen Papieren des Confucius von dessen Enkel Tsü-sze zusammengestellt. Der Lün-yü, Unterredung und Antwort. Das Buch, von zwei Schülern des Confucius zusammengetragen, enthält Gespräche und unzusammenhängende Maximen des Weisen und ist eine der wichtigsten Schriften desselben. Ein strenger Zusammenhang findet sich in allen diesen Schriften nicht, darum nennen wir die folgenden Stellen auch nur:

Sprüche des Confucius.

A. Aus dem Lün-yü.

„Zeng-dsü spricht: Ich prüfe mich täglich über drei Dinge. War ich im Verkehre mit anderen Menschen redlich? Bewies ich mich treu im Umgang mit Freunden? Handelte ich nach den Vorschriften meines Lehrers?

Dsü (Confucius) spricht: Der Jüngling befleißige sich im elterlichen Hause kindlicher Ehrfurcht, außer demselben brüderlicher Achtung: er sei klug und bieder, voll parteiloser Menschenliebe, vertraut mit allem Guten. Jede Erholungsstunde sei der Wissenschaft geweiht.

Dsü spricht: Ein achtbarer Mann ohne würdevolles Benehmen erwirbt sich keine Achtung. Was er gelernt hat, bewahrt er nicht. Treue und Biederkeit seien eure vornehmsten Tugenden. Wähle keinen zum Freunde, der an Sinnesart dir nicht gleicht. Hast du eine Pflicht überschritten, so scheue nicht den Rückweg.

Ehre die Todten, folge dem Beispiel deiner Väter, und das Volk wird dir mit treuer Liebe anhangen.

Dsü spricht: So lange dein Vater lebt, erzeige ihm kindliche Liebe; ist er todt, so nimm seinen Wandel zum Muster. Wer sich in drei Jahren von des Vaters Wegen nicht verirrte, der mag ein gehorsamer Sohn genannt werden.

Lenke das Volk durch eine gerechte Regierung zur Tugend. Regiere sie, wenn es nothwendig ist, selbst mit strafender Hand. Bewahre das

Volk vor Schande. Beherrsche deine Unterthanen mit Sanftmuth; regiere sie mit Vernunft und Billigkeit. Dann wird der Lasterhafte sich beschämt fühlen und zur Tugend zurückkehren.

Dsü sprach: Ueberlege deine früheren Vorstellungen und erwirb dir neue; auf diese Art kannst du Meister werden.

Dsü sprach: Lernen ohne Nachdenken ist unnütz. Nachdenken ohne (fortgesetztes) Studium macht einseitig und hülflos.

Dsü sprach: Yeu, ich will dich lehren, was Weisheit ist. Kenntnisse besitzen, und sie gut anwenden; sie nicht besitzen, und seine Unwissenheit gestehen: das ist (wahre) Weisheit.

Auf Vernunft gegründeter Anstand lehrt Mäßigung im Uebermaß der Freude, im Unglück aber edlen, männlichen Schmerz.

Dsü spricht: Wenn das Gemüth nicht beim Gottesdienst angeregt wird, so ist es, als ob wir nicht anbeteten.

Dsü spricht: Hast du den aufrichtigen Wunsch, tugendhaft zu werden, so hüte dich vor jeder schlechten Handlung.

Dsü sprach: Der achtungswürdige Mann sieht auf Tugend, der Niedrigdenkende auf Reichthümer; der Erstere folgt den Vorschriften des Gesetzes, der Letztere seinem Vortheil.

Dsü sprach: Der achtbare Mann verweilt gern bei der Tugend; der Unedle spricht am liebsten von Gewinn.

Dsü spricht: Bedienest du Vater und Mutter, so ertheile ihnen mit ehrfurchtsvoller Milde deinen Rath. Findest du sie abgeneigt, dir beizustimmen, so widersprich ihnen auf keine Weise. Begegnen sie dir hart, so murre nicht.

Dsü spricht: Wer drei Jahre lang des Vaters Grundsätzen treu blieb, ist ein gehorsamer Sohn.

Dsü spricht: Der Vorsichtige und Enthaltsame thut selten einen Fehltritt.

Dsü spricht: Was frommt Beredsamkeit? Der Disputirgeist erregt nur den Zorn seines Gegners. Ist dir die Tugend unbekannt, was bringt dir (alsdann) deine Streitkunst für Vortheile?

Dsai-yü schlief in der Schwüle des Nachmittags. Dsü sprach: Faules Holz taugt nicht zum Drechseln; einen Erdwall aus Koth überzieht kein frisches Grün. Hier sind alle Ermahnungen fruchtlos.

Dsü spricht: Die Weisheit bringt Freude, klar wie ein reiner Quell; die Tugend bringt Seligkeit, fest wie ein Gebirge. Die Weisheit durchdringt Alles, die Tugend ist zufrieden und glücklich. Die Weisheit ist hoher Genuß, die Tugend langes Leben.

Dsü spricht: Der achtungswürdige Mann sieht nicht minder auf anständiges Benehmen als auf wissenschaftliche Ausbildung. Er wird niemals die Schranken des Anstandes überschreiten.

Dsü sprach: Der Mittelweg ist die Bahn der Weisheit, nur wenige beharren auf ihm. Strebet eifrig danach, ihn zu erreichen!

Dsü sprach: Richtet euer ganzes Gemüth auf den Weg der Tugend. Uebet stets die Tugend im Leben. Strebet nach Vollkommenheit. Versäumet nicht äußerliche Ausbildung. (Darunter versteht der Chinese Alles, was unsern Verstand bildet, den Körper veredelt und im praktischen Leben

zum Nutzen oder zur Empfehlung gereichen kann. Dazu gehört also die Beschäftigung mit jeder Art von Künsten und Wissenschaften, die Gymnastik und die ganze Theorie des anständigen Benehmens.)

Dsü sprach: Denen, welche keine Lust haben zum Lernen, entfalte ich meine Grundsätze nicht. Mit denen, welche nicht selbst forschen wollen, gebe ich mir keine Mühe. Wenn ich eine Seite beschreibe, und der Lehrling versteht nicht die anderen drei, so wiederhole ich meine Lehre nicht.

Dsü sprach: Ich war nicht mit Weisheit geboren. Die Alten schätzte ich hoch und suchte in ihren Geist einzudringen.

Dsü spricht: Hochachtung, die keine Vernunft regelt, wird eine drückende Bürde; Vorsicht ohne Vernunft wird Zaghaftigkeit; Muth ohne Vernunft verwandelt sich in Tollkühnheit, Freimüthigkeit in Raserei.

Dsü spricht: Das gemeine Volk wird durch Gewohnheit geleitet; aber zur Weisheit kann man es nicht zwingen.

Dsü sagte: Khien geht langsam vorwärts; darum muß ich ihn antreiben. Yen dagegen thut es andern Menschen zuvor; darum muß ich ihn zügeln.

Reinheit des Herzens kann so wenig ohne Gebräuche bestehen, als diese ohne jene. Das von Haaren entblößte Fell eines Tigers oder Panthers hat nicht mehr Werth, als das eines Hundes oder Schafes.

King-kung, König von Zi, fragte den Khung-dsü über Staatsverwaltung. Dieser antwortete: Der Fürst sei Fürst, der Unterthan Unterthan, der Vater Vater, der Sohn Sohn.

Ki-khang-dsü sagte einst, den Khung dsü über die rechte Staatsverwaltung befragend: Wie, wenn ich die Gesetzlosen hinrichten ließe, um die gesetzmäßig Lebenden befördern zu können? Khung-dsü antwortete: Wenn du gut regierst, was bedarf es der Strafen? Wenn du nach Tugend strebst, so wird auch das Volk tugendhaft sein. Des Fürsten Tugend ist der Wind; des Unterthanen Tugend der Grashalm. Dieser beugt sich, so oft der Wind über ihn hinweht.

Dsü-lu fragte: Wer kann Lehrer im vollen Sinne des Wortes heißen? Khung-dsü sprach: Derjenige, welcher kräftig und freimüthig ermahnen, dabei verträglich und liebevoll sein kann. Die erstere Eigenschaft beweise er im Umgange mit Freunden, die letztere bei seinen Brüdern.

Khung-dsü sagte: Wer Tugend besitzt, der kann auch von Tugend reden; aber nicht jeder gewandte Sprecher besitzt Tugend. Wer Menschlichkeit empfing, der ist auch stark; aber nicht jedem Starken ist auch diese Eigenschaft geworden.

Der Weise hat drei Pflichten, die ich nicht erfüllen kann. Er muß so viel Frömmigkeit besitzen, daß ihn kein Schicksal niederschlägt, so viel geübte Klugheit, daß ihm über nichts Zweifel bleiben, so viel Muth, daß er nichts fürchtet. Dsü-kung bemerkte: Der Lehrer sagt dies von sich selbst.

Drei Arten von Freunden sind nützlich, drei Arten schädlich. Nützlich ist der geradsinnige, der treue, der erfahrene Freund; schädlich ist der äußerlich ehrwürdige, der süß schmeichelnde, der geschwätzige Freund.

Drei Arten von Vergnügen sind nützlich, drei Arten schädlich. Nützlich ist das Vergnügen an weiser Ausübung der Pflichten und an Ton-

kunst, das Vergnügen, von Menschen Gutes zu sagen, das Vergnügen, mit vielen Weisen Freundschaft zu pflegen. Schädlich ist das Vergnügen zu eitlem Hochmuth, das Vergnügen am Müssiggang und läppischen Wesen, das Vergnügen an Festgelagen.

Der Weise hat sich vor drei Dingen zu hüten. In der Jugend, wenn Blut und Lebensgeister noch nicht gedämpft sind, hüte er sich vor der Wollust. In reiferen Jahren, wenn Blut und Lebensgeister gedämpft sind, hüte er sich vor Zänkereien. Im Greisenalter, wenn Blut und Lebensgeister geschwächt sind, hüte er sich vor Habsucht.

Die von Natur Erkenntniß besitzen, sind dem Range nach die Ersten: die sie durch Unterricht empfangen, die Zweiten. Die geistig Befangenen, welche ebendahin streben, stehen auch noch auf der zweiten Stufe. Diejenigen geistig Befangenen aber, die nicht dahin streben, hält man für verächtlich.

Der Weise hat neun Gegenstände der Betrachtung und des Strebens. Wenn er schaut, strebt er nach Klarheit; wenn er hört, nach guter Auffassung; in seinen Mienen nach Heiterkeit; in der Haltung des Körpers nach Würde; in Worten nach Aufrichtigkeit; in Geschäften nach Emsigkeit; wenn er zweifelt, nach Erforschung der Wahrheit. Wenn er zürnt, denkt er an die traurigen Folgen; wenn er Gelegenheit zum Gewinn hat, an Recht und Billigkeit."

(Aus: Werke des tschinesischen Weisen Kung-fu-dsü und seiner Schüler. Zum erstenmale aus der Ursprache ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Wilh. Schott. 1. Th. Halle 1826. 2. Th. Berlin 1832.)

B. Aus anderen Schriften.

„Die Sitte regelt die Herzen des Volkes und bewirkt, daß sie das rechte Maß, die rechte Mitte halten; die Musik bringt Eintracht unter die Menschen, daß sie nicht streiten und sich nicht widersprechen." Li-king.

„Die Aufgabe des guten Mannes kann mit dem Unternehmen einer langen Reise verglichen werden, um weit zu kommen, muß er doch von dem nächsten Punkte ausgehen; oder mit dem Ersteigen einer Höhe, wobei man an deren Fuße beginnen muß." — Erläuterung: „Wenn man zur vollendeten Vollkommenheit seiner Natur gelangen will, so muß man bei den fünf Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft (Fürst und Unterthan, Vater und Sohn, ältere und jüngere Brüder, Mann und Weib, Freunde) anfangen und die gewöhnlichen alltäglichen Tugenden ausüben: wo die gewöhnlichen und leichten Tugenden vernachlässigt werden, da ist keine Möglichkeit, zur vollendeten Vollkommenheit unserer Natur zu gelangen."

„Fürst, verachte die Tugend nicht. Sie macht das ganze Glück des Staates aus. Fehlt dir dieses himmlische Kleinod, so werden alle deine Strahlen ihren Glanz verlieren. Da herrscht der ewige Friede, wo Tugend auf dem Throne sitzt. Aller Unterricht eines Fürsten bestehe in der Entwickelung seiner vernünftigen Natur, die von oben ihm zu

Theil ward; dann in der Beharrlichkeit in allem, was gut ist; und so erneuere, verbessere er das Volk durch gute Gesetze und schönes Beispiel."

„Wer das Studium liebt, ist nahe an der Erkenntniß; wer kräftig handelt, ist nahe an der Liebe; wer Schamgefühl besitzt, ist nahe an der Großmuth; wer diese drei kennt, der besitzt die Mittel, um persönliche Tugend zu pflegen." — Erläuterung: „Die Naturen der Menschen sind ursprünglich gleich tugendhaft: aber ihre Fähigkeiten sind nicht gleich. Einige verlieren nie die ursprüngliche Reinheit des Gemüths: so war es es mit Yau und Schun, welche Heilige waren von Geburt. Bei anderen ist die ursprüngliche Reinheit des Gemüths und der vollkommene Verstand einigermaßen befleckt und verdunkelt durch den Einfluß der äußeren Dinge, deshalb ist das Studium nöthig, um die sittliche Befleckung und den Nebel, der den Verstand umhüllt, wieder wegzutreiben und das Gemüth in seiner ursprünglichen Herrlichkeit wieder herzustellen. Dies war der Fall bei den Kaisern Wu, Wan und Tang. Es gibt aber auch noch solche, deren Gemüth so sehr befleckt ist, daß ein langer, wachsamer Cursus anstrengenden Studiums nöthig ist, um eine vollständige Erneuerung zu bewirken. Aber gleich wie Leute, welche auf verschiedenen Wegen wandeln, doch alle in derselben Stadt ankommen, so sind auch alle Menschen gleich, wenn sie zur Vollkommenheit gelangen: welches auch die Mittel sein mögen, durch welche völlige Erkenntniß und vollkommene Heiligkeit erlangt wird, können doch alle durch persönliche Anstrengung dazu gelangen."

„Die Quelle aller Tugenden ist wahre kindliche Liebe und brüderliche Achtung. Erst muß ein guter Grund, der in der Tugend und Charakterstärke besteht, gelegt werden, ehe man das Gemälde, d. i. Höflichkeit und Sittenreinheit, ausführt. Der Jüngling befleißige sich im elterlichen Hause kindlicher Ehrfurcht; er sei klug und bieder, voll parteiloser Menschenliebe und vertraut mit allem Guten."

„Wenn die Eltern irren, so soll sie der Sohn mit Demuth, Bescheidenheit und Sanftmuth auf den Irrthum aufmerksam machen. Weisen sie den Tadel zurück, so soll er sich bestreben, immer gehorsamer und ehrerbietiger gegen sie zu sein, und dann muß er ihnen ihren Irrthum wieder vorhalten. Und wenn die erzürnten Eltern den Sohn züchtigen, bis das Blut herabfließt, so darf er dennoch keinen Groll gegen sie hegen, sondern muß sie nur mit um so größerer Ehrerbietung behandeln."

Neben der praktischen Lehre des Confucius gewann auch die mystische Weisheit seines Zeitgenossen Lao-tse, welche in der Schrift Tao-te-king (Der Weg zur Tugend. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Reinhold von Plänckner. Leipzig, Brockhaus 1870) niedergelegt ist, viele Anhänger und auch der Buddhismus fand Eingang, bis der größte Denker der späteren Zeit Tschuhi, „der Fürst des Wissens" († 1200), auf der Grundlage des Confucius eine Reichsphilosophie schuf.

Er sagt: „Das Ziel aller Erziehung ist die Tugend und nach ihr muß der Schüler streben, wie der, welcher den Bogen spannt, nichts so

fürchten muß, als das Ziel zu verfehlen. Der Lehrer muß sich als Bildner betrachten, der die rohe Masse formen soll. Die Unterweisungen und Ermahnungen müssen sein wie Frühlingsregen und Frühlingsluft für das Bedürfniß der Pflanzen. Das Ende der täglichen Lection geschehe mit einer kurzen, inhaltreichen Geschichte."

§ 3.

Die chinesischen Schulen der Neuzeit und die Missionsschulen in China.

Missionar Genähr, der 18 Jahre in China, wo die Missionare Missionsschulen angelegt haben, gewesen und 1864 in Hoau bei Hongkong gestorben ist, schreibt an einen deutschen Seminardirector (Brief abgedruckt im schlesischen Schulblatt):

„Ihren 80 Zöglingen habe ich nur 14 entgegenzusetzen, mehr kann ich nicht beherbergen. Der Lectionsplan (in der Missionsschule) umfaßt folgende Fächer: Erklärung des Alten Test. 3 St., Neuen Test. 3 St., Glaubenslehre 4 St., Kirchengeschichte 2 St., Geographie 1 St., Gesang 2 St., Musik (Harmonika) 2 St., Violinspiel 1 St. (zur Uebung für solche, die früher Violine spielen gelernt haben), Deutsch 4 St., chinesische Klassiker 4 St., chinesische Stilübungen zwei volle Nachmittage. Schreiben und Rechnen und auch andere Unterrichtsfächer werden vermißt werden, aber die Auswahl und Vertheilung ist den Verhältnissen angemessen. Schreiben muß jeder Aufzunehmende bereits können, das Rechnen wird den Schülern überlassen, die sich mit der ganzen Nation ihres Abacus (chinesisches Rechenbrett, ganz ähnlich der russischen Rechenmaschine) bedienen, worauf sie die schwierigsten Rechnungsarten mit Genauigkeit und Leichtigkeit auszurechnen vermögen. Der chinesische Unterricht möchte Ihnen zu stark vertreten erscheinen, doch ist dem nicht so. In chinesischen höheren Schulen treiben die Schüler Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein weiter nichts als das Studium der Klassiker und Bearbeitung daraus entnommener Aufgaben, und dennoch gelingt es nur den Begabteren unter ihnen, das Examen zu bestehen. Besonders schwer ist das Anfertigen der Aufsätze, weshalb zwei volle Nachmittage dafür angesetzt sind. Um 1 Uhr beginnt die Arbeit. Die Eintheilung ist durch ganz China stereotyp, die verschiedenen Theile müssen einander entsprechen, und zwar nicht nur dem Sinne nach, so daß etwa der zweite Theil das Gegentheil vom ersten ausführte, um dadurch die Wahrheit des letzteren zu erhärten, sondern wenn der Aufsatz die Probe bestehen soll, muß derselbe Periodenbau mit eben so viel Schriftzeichen wiederkehren, das Substantivum dem Substantiv, das Verbum dem Verbo, die Partikel der Partikel ganz genau entsprechen, und somit ein Kunstwerk werden, das seines Gleichen in der ganzen Welt sucht. Da nun ein Aufsatz acht Theile hat, würde, wenn jeder dem andern entspräche, die Einerleiheit ermüden; darum entspricht der vierte dem zweiten, der fünfte dem dritten Theile; mit dem dritten Theile aber beginnt ein neuer Periodenbau. Ist der Aufsatz gelungen, so ist's eine Lust, ein solches Machwerk zu lesen, doch damit ist der Genuß erschöpft. Der Inhalt ist oft sehr armselig, und ins Deutsche

übertragen, muß man sich wundern, wie ein solches geistloses Product den Verfasser auf die höchste Stufe der „bewolkten Leiter", d. h. zu dem höchsten literarischen Grade bringen kann. Mitunter findet sich auch ein origineller Stil mit schönen Gedanken vereinigt. Die Gesetze der Examinatoren sind so strenge, daß kein Aufsatz, sei er auch der beste, ihre Censur passirt, wenn er einen falschen Strich enthält.

Der Gesangunterricht ist in der Missionsschule recht unerquicklich. So wurde z. B. zweistimmig eingeübt: „Großer Gott, wir loben dich." Einige neueingetretene Zöglinge sangen ihre eigene Stimme. Es erfordert Monate lange Mühe, ehe ein an chinesische Disharmonie gewöhntes Ohr heraushören lernt, ob der gesungene Ton mit dem vorgespielten oder gesungenen gleich ist. Für Harmonie haben die Chinesen gar kein Gehör. Unsere Musik gefällt ihnen nicht; sie erscheint ihnen als Confusion, weil sie einstimmigen Fistelgesang — dem Wiehern eines Pferdes zu vergleichen — und einstimmige Instrumental-Musik gewohnt sind. Frauen hört man nie singen. — In der Schule China's wird weder Musik noch Gesang gelehrt, obwohl Confucius seine Schüler ermahnt, wenn sie ihren Pflichten zur Genüge nachgekommen, und noch übrige Kraft besäßen, so sollten sie sich in den schönen Künsten üben, wozu außer der Musik noch Anstandsregeln, Bogenschießen, Reiten und Fahren, Schreiben und Rechnen gehört. Doch findet man unter Lehrern wenige, die ein Instrument spielen.

Auf Erziehung ist's in der chinesischen Schule gar nicht abgesehen. Das Nützlichkeitsprincip waltet vor. Der Knabe soll etwas lernen, um Geld zu verdienen, sei es als Geschäftsmann, Lehrer oder Beamter. Schreiben und Lesen ist dazu erforderlich und dafür sind die Schulen da. Wer also Lust und Geld hat, schickt seinen Sohn dahin. Mädchen bedürfen es nicht; sie verlassen bei der Verheirathung die Familie und den Stamm; der Vortheil der Schulbildung würde nur einem anderen Stamme zu Gute kommen. Der Lehrer wird auf ein Jahr gemiethet. Er darf sich, wenn er seinen Stand nicht verunehren will, nicht um eine Schule bewerben, sondern muß gesucht werden; d. h. seine Gelehrsamkeit und sein moralischer Werth müssen seine Empfehlung sein, so daß um ihn geworben wird. Die Lehrer sind schwer zu behandelnde Leute. Sie gehen und kommen, wenn sie wollen, sind über die Maßen faul. Um die sittliche Ausbildung ihrer Zöglinge kümmern sie sich nicht. Sobald die Schule beginnt, bringt sich jeder Schüler seinen Tisch und Stuhl mit, und der Lehrer nimmt jeden Schüler besonders vor, sagt ihm einige Zeilen so lange vor, bis er jedes Zeichen kann, dann kehrt der Schüler zu seinem Tisch zurück und beginnt seine Lectüre auswendig zu lernen, so laut er kann. Je mehr Schüler, desto lauter, damit nicht einer vom andern verwirrt wird. Ist sein Pensum gelernt, so beginnt das Schreiben. Der Lehrer schreibt eine Seite vor, und der Schüler bedeckt diese Vorschrift mit seinem durchsichtigen Papier und malt mit Tusche und Pinsel nach. So geht's mehrere Jahre, ohne daß der Schüler versteht, was er lernt; außer gelegentlichen Worterklärungen erhält er keine Anweisung zum Verständniß. Es ist der ganze Unterricht weiter nichts, als mechanisches Auswendiglernen und Einprägen der Laute für die Schriftzeichen. Soll der Knabe die gelehrte Laufbahn nicht betreten, so ist mit zwei bis drei

Jahren seine Schulbildung beendet; er ist so weit, um einen Brief zu lesen und die täglichen Angelegenheiten zu Papier zu bringen, aber selten so weit, um einen Brief schreiben zu können. Sie können in leichter Sprache geschriebene Traktate lesen, aber selten verstehen. Unter zehn Lehrern kann man einen rechnen, der das Gelesene versteht. Will sich ein Schüler zum Lehrer fortbilden, so besucht er ein Collegium, Schulen von graduirten Lehrern geleitet. Nun erst wird ihm erklärt, was er jahrelang gelernt und nun beginnt die Einweihung in das non plus ultra der Gelehrsamkeit, die Anleitung, Aufsätze zu schreiben. Mit dem einfachen Satz wird angefangen und stufenweise bis zum Periodenbau fortgefahren. Ein Satz wird ihnen vorgezeichnet, nach welchem sie andere bilden mit ebensoviel Zeichen, Haupt- und Zeitwörtern in derselben Reihenfolge. Oder es wird ein Wort angegeben, auf welches sich jeder Satz enden muß. Nach etwa zwei Jahren muß der Schüler durch derartige Uebungen so weit gefördert sein, daß er einen kurzen Aufsatz über ein Thema — stets den Klassikern entnommen — schreiben kann. Neben diesen Uebungen geht die Erklärung der Klassiker und gedruckter Aufsätze her. Derartige Musteraufsätze, theils Arbeiten berühmter Gelehrten, theils von denen, die glücklich die höheren Prüfungen bestanden, werden jährlich gesammelt und gedruckt, und würden, wenn zusammengestellt, eine ansehnliche Bibliothek füllen. Das Studium, Auswendiglernen und Copiren derselben ist ein wesentliches Stück ihrer gelehrten Bildung. An diesen Musteraufsätzen muß sich ihr Geschmack für schönen Stil bilden. Weiter Geförderte haben daneben noch andere Studien privatim zu treiben, wie z. B. das der chinesischen Geschichte. Poesie wird früh angefangen, weil sie bei den Prüfungen gefordert wird. Auch hier geht's nach vorgeschriebenen Regeln. Der Geist wird stets in bestimmte Formen gepreßt."

Bemerkung des Missionars Krone in zwei Exemplaren der folgenden Schriften, welche sich in der Wernigeröder Bibliothek befinden:

Das erste chinesische Lesebuch für die Jugend beginnt mit den Sätzen: „Im Wege der Erziehung ist das erste Aufmerksamkeit. Wenn der Mensch nicht erzogen wird, so weicht die Natur weit ab (vom guten Ursprung). Bei des Menschen Geburt ist seine Natur rein."

Das zweite Lesebuch beim Jugendunterricht ist das „Tausend-Charakter-Buch", so genannt, weil jedes der tausend Wörter nur einmal darin vorkommt. Der Verfasser schrieb es in einer Nacht, hatte aber am Morgen ob all der Anstrengung graue Haare. Der Unsinn, welcher fast auf jeder Seite vorkommt, ist kaum zu entziffern, wie das leicht aus dem Bau des Buches zu erkennen ist.

§ 4.

Ein chinesischer Aufsatz über die Worte: Fui ya put hoi khi lok,

d. h. die Freude des Fui war keinem Wechsel unterworfen.

(Lechler, Acht Vorträge über China. Basel 1862.)

(Erstes Glied pho thi, d. i. Eröffnung des Themas.) „Der große Weise (Fui) hatte wahre Freude; aber nur der Heilige (Confucius) verstand, daß eine solche keinem Wechsel unterworfen war. Denn die Freude,

welche nicht durch äußere Verhältnisse erzeugt worden ist, leidet auch durch Verhältnisse keinen Wechsel. Was aber den Fui eigentlich zum Fui machte, wer konnte das erkennen außer dem großen Meister selbst.

(Zweites Glied hi kong, d. i. Anfang der Betrachtung des Gegenstandes.) Unter den Menschen auf Erden ist nur der Selbstgenügsame nicht abhängig von äußerem Glück, und der sich selbst besitzt, ist nicht träge im Innern, indem die Tugend in seinem Herzen waltet. Dies ist der sicherste Beweis, daß er eine vollkommene Natur vom Himmel erhalten hat. Wenn er nicht den beständigen Besitz derselben hätte, so würde ihm dieselbe selbst unter günstigen Umständen nicht lange wichtig bleiben, wie vielmehr würde Widerwärtigkeit im Stande sein, dieselbe zu zerstören.

(Drittes Glied nyp thi, d. i. Einführung des Themas. Hier wird Confucius redend eingeführt, weil das Thema ein Ausspruch von ihm ist.) Ich nehme also das, was den Menschen am wenigsten angenehm ist, und betrachte darnach den Fui.

(Viertes Glied thi pi, d. i. Gleichnißrede.) Was die Menschen nicht gern haben, ist es etwa, daß Fui gerade das erwählte? Wenn es ihm aber auch gegen seine natürliche Neigung begegnete, so widerstrebte er ihm nicht, sondern fügte sich darin; deshalb sehen wir, daß auch unter solchen armseligen Umständen doch wohl ein Fui sein konnte. Was den Menschen bitter ist, sollte das dem Fui allein süß sein? Wenn es aber der Himmel so ungefähr über ihn bestimmt hat, so hat er es auch nur so von ungefähr angenommen. Untersuchen wir dies näher, so müssen wir denken, daß unter solchen armseligen Umständen eben so wohl auch kein Fui hätte sein können.

(Fünftes Glied tschhut thi, d. i. Hervortreten des Themas.) Fui also hatte wahrlich eine selbständige Freude.

(Sechstes Glied tschung pi, d. i. die Mitte, berücksichtigt nun die eigentlichen Verhältnisse des Fui.) Bedenke ich, daß er zu den Weisen aufgeschaut hat, um von ihnen zu lernen, so ist dies schon lange Zeit her. Von dem Princip, das Himmel, Erde und Dinge regiert, hat Fui auch schon längst die Hauptsache erkannt. Durch diese Erkenntniß hat sich sein Herz erweitert, und er braucht nicht, um das Eine zu erlangen, das Andere fahren zu lassen, noch strebte er darnach, sich Freuden zu verschaffen, und indem er zugriff und sich aneignete, machte Fui wirklich einen Fortschritt von Wenigem zu größerer Fülle. Bedenke ich, wie er das Studium auf das Leben anwandte, so ist auch das schon lange her. In dem, was er lieben oder hassen, sich aneignen oder bekämpfen sollte, hatte Fui seine Natur schon längst fixirt. Nachdem er seine Natur fixirt hatte, erhielt sein Temperament den Frieden, und diese Freude war für ihn eine unaussprechliche, ewig unvergeßliche Freude. Frei von Schuldbewußtsein vor dem Himmel, wie vor Beschämung vor den Menschen, war er wohl arm, aber an Freude wurde er immer reicher.

(Siebtes Glied tschui kn, d. i. weitere Ausführung, indem jetzt der Begriff „Wechsel" berücksichtigt wird.) Seine Freude! wie würde er sie um das ganze Reich vertauscht haben, und für einen einzigen Körper, was brauchte er zu suchen? Irdische Größe konnte sie nicht vermehren,

und lebte er in Armuth, was schadete ihm dies? Ob er handelte oder ruhte, so folgte er seinem festen Vorsatze. Des Morgens wie des Abends war er regiert von dem unabänderlichen Princip. Seine äußere Erscheinung war die eines Thoren; aber sein Geist war friedlich. Musik und Gesang waren seine tägliche Erholung, und sein Temperament war glücklich. Er betrat meine Halle und vernachlässigte nicht, die Sitten und die Musik der vier Geschlechter des Alterthums zu erforschen und zu vergleichen. Er ging mit mir hinaus in die Welt, und ob uns Jemand ein Amt übertragen wollte, und ob wir uns ins Privatleben zurückzogen, so konnten der Lehrer und der Schüler sich gegenseitig Zeugniß geben. Nicht nur äußerte sich nie eine Erregung des Gemüths in seiner Gestalt, sondern auch Kummer bewegte nicht sein Herz. Nicht allein klebte keine weltliche Lust an seiner Brust, sondern er bedurfte auch nicht der Asceſe, um die Erleuchtung seines Gemüths zu befördern. Also in Betreff seiner Freude, so war dieselbe wirklich keinem Wechsel unterworfen.

(Achtes Glied mat ku — Endglied.) Nun selbst unter Hunger doch Freude zu haben, ist auch das schöne Streben gewisser Weisen; aber wenn der Hunger wirklich kommt, so ist die Freude gleichsam erzwungen, und ich fürchte, daß die, welche im Anfang fröhlich sind, doch nachher wieder umschlagen. Freude an der Philosophie zu haben, ist auch die gewöhnliche Gesinnung der Gelehrten; aber ob da, wo Philosophie ist, auch beständig Freude ist, sind zwei verschiedene Dinge. Ich befürchte, daß die, welche die Freude augenscheinlich festzuhalten suchen, im Verborgenen doch träge sind.

(Schluß khi lu, d. i. das Thema geht seinen Weg.) Fui hatte seine Freude selbständig, wie könnte sie deshalb einem Wechsel unterworfen gewesen sein! O Fui, du hattest gleich mir mit rauher Kost und Wasser zum Getränk und den gebogenen Arm statt eines Kopfkissens — stetige Freude.

B. Indien.

§ 5.

Gang der indischen Entwickelungsgeschichte.

(G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte. Bd. I. Leipzig, Engelmann. 1857.)

„In dem mächtigen Hochlande, das durch die Verbindungen gewaltiger Bergzüge des Bolor-Tagh im Nordwesten des Himalaja gebildet wird, da wo unweit der Quellgebiete des Oxus und anderer großer Ströme die Hochebene Pamer, „die Terasse der Welt" sich hinzieht, weidete in uralter Zeit ein wohlgestaltetes, bildungsfähiges Nomadenvolk, das sich selbst als die „Trefflichen" Arja bezeichnete, seine Pferde und Rinderheerden. Im Norden und Osten durch unübersteigliche Berge vom innern Asien abgeschlossen, war ihnen das Land im Westen und Süden zur Entwickelung ihrer Naturanlagen vorgezeichnet. Als nun die Arier, dem allen Hirtenvölkern innewohnenden Wanderungstriebe folgend,

ihre Heimath verließen, siedelte sich ein Theil von ihnen in den nordwärts und westwärts vom Hindukusch (Paropamisus) gelegenen Gebirgslandschaften an, welche bei den griechischen Schriftstellern die Namen Sogdiana, Bactrien, Hyrcanien und Arachosien führten, ein anderer zog weiter, durchwanderte die südwestlichen Pässe dieses Gebirges und bemächtigte sich des reichen und fruchtbaren Landes an den Ufern des Indus (Sindhu). Jene, auch Iranier oder nach ihrer heiligen Sprache Zend-Volk genannt, bildeten mit der Zeit das Culturleben aus, daß dann ihre Ueberwinder, die Meder und Perser, von ihnen annahmen; diese, bei den übrigen Völkern der alten Welt nach dem Hauptfluße ihres Landes den Namen Inder oder Hindus führend, wurden die Schöpfer jenes ausgebildeten Religionswesens, jener eigenthümlichen Staats- und Rechtsformen, jener merkwürdigen Sanscritliteratur, die wir noch jetzt in ihren Resten und Ueberlieferungen bewundern. Die Urbevölkerung, dunkelfarbige Stämme von rohen Sitten und wilder Lebensweise, wurde von den arischen Einwanderern theils vertilgt oder in die Wälder zurückgedrängt, theils unterworfen und in das Verhältniß der Dienstbarkeit und Sklaverei gebracht und somit eine unübersteigliche Scheidewand zwischen den beiden Racen aufgerichtet. Die tiefe Verachtung, mit welcher die Sieger auf die Ueberwundenen herabsahen, steigerte in dem indischen Bewußtsein jenen selbstgefälligen Eigendünkel, den die Brahmadiener in allen andersredenden und anderen Gesetzen folgenden Völkern Barbaren, von ihnen Mlekha (d. i. Schwache) genannt, erkennen ließ, mit denen sie als Unebenbürtigen jede Vermischung und jeden gesellschaftlichen Verkehr zu meiden hätten.

Die Entwickelung und allmähliche Ausbildung des Culturlebens der Arja kann bei dem Mangel zuverlässiger Geschichtsquellen aus alter Zeit nicht mit Sicherheit angegeben werden, bis die Chroniken und Legenden der Buddhisten im sechsten und fünften, und die Nachrichten der Griechen im vierten und dritten Jahrhundert die Zustände ihrer Zeit aufhellen oder doch einige Streiflichter auf dieselben werfen. Die Brahmanen hatten für das geschichtliche Leben nicht das geringste Interesse, ja sie waren vielmehr beflissen, jede Erinnerung an frühere Zeiten und andere Zustände auszulöschen, damit dem Volke die Verhältnisse und Anschauungen, wie sie sich in der Folge entwickelten, als die ursprünglichen erscheinen sollten.

Von den Jahren der Einwanderung in das Indusgebiet, die in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden muß, bis in das funfzehnte Jahrhundert lebten die Arja in dem Lande der fünf Ströme bis zur heiligen Sarasvati. In viele Stämme getheilt führten sie unter der Leitung von Aeltesten, Geschlechtshäuptern und Königen ein seßhaftes Hirten- und Landleben, verehrten den Sonnengott Indra und die übrigen Naturmächte mit Liedern und Opfern und stählten die Manneskraft durch Kämpfe und Stammfehden. Von solchen uralten Liedern und Anrufungen, die bei den Götterfesten oder bei den Opfermahlen der Gestorbenen gesungen und durch mündliche Ueberlieferung bewahrt und fortgeführt wurden, sind in den ältesten Theilen der Veden noch einzelne erhalten.

Eine zweite Entwickelungsstufe schließt sich an die Eroberung des Gangeslandes, die, etwa im 14. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung

beginnend, eine Periode des Heldenthums voll kriegerischer Großthaten begründete, deren Erinnerung sich noch in den ältesten Sagen des Nationalepos des Mahabharata und Ramajana, und in den Namen einiger Stammfürsten und Herrschergeschlechter erhalten hat. Wir würden diese Zeit heroischer Thatkraft, die mehrere Jahrhunderte angedauert hat, genauer erkennen, hätten nicht die Heldengesänge in der Folge unter den Händen der Brahmanen eine gänzliche Umgestaltung erfahren; doch liegt denselben auch in ihrer jetzigen Beschaffenheit ein historischer Kern zu Grunde, wenn auch versteckter und verschleierter, als bei anderen Völkern. — —

Die Jahrhunderte lang fortgesetzten Eroberungskämpfe, die anfangs gegen die eingeborne Urbevölkerung, dann aber, nach deren Unterwerfung oder Verdrängung, mit größerer Energie und Anstrengung unter den arischen Stämmen selbst stattfanden, indem die ersten Ansiedler ihr erworbenes Gebiet wider die späteren Einwanderer zu vertheidigen suchten, scheinen die Volkskraft der Inder erschüttert und gebrochen zu haben. Daher fiel es dem Priesterstande nicht schwer, als endlich die Waffen ruhten, den kriegerischen Theil der Bevölkerung, der während der Heldenzeit die erste Stelle eingenommen, aber in den blutigen Kämpfen seine besten Kräfte und seine fähigsten Führer eingebüßt hatte, zurückzudrängen, zumal als das erschlaffende Klima und die hohe Fruchtbarkeit in den neuen Wohnsitzen am Ganges und an der Jamuna ein ruhiges, der religiösen Beschauung und dem friedlichen Erwerb zugekehrtes Dasein mehr begünstigten, als eine kriegerische Aufregung und ein waffenthätiges Leben. Diese Umstände, verbunden mit der mehr passiven und vegetativen Natur des Volkes, kamen dem Streben der Brahmanen, das ganze und äußere Leben der Nation unter ein priesterliches Gesetz zu beugen, fördernd entgegen. Sie verdrängten die alte Naturreligion durch die pantheistische Emanationslehre von Brahma als Weltseele und wiesen dem heroischen Indra und der um ihn geschaarten Götterwelt die untergeordnete Stelle als Welthüter zu; sie hemmten die freie Kraftentfaltung des Volkes durch eine streng abschließende Kastenordnung, wobei sie sich selbst die erste Stelle zutheilten, und fesselten des Lebens Regsamkeit durch endlose Ceremonial- und Ritualgesetze, durch Opferdienst und Reinigungen; sie verliehen durch die beängstigende Lehre von den Wiedergeburten und Höllenstrafen dem Erdenleben einen düsteren Anstrich und unterdrückten allen Lebensmuth und alle freudige Erhebung; sie stellten eine finstere Ascetik voll Büßungen und Selbstpeinigungen, eine Ertödtung des Fleisches und aller Sinnenlust durch Versenkung in ein erträumtes Götterwesen als den sichersten Weg dar, die Seele von den Banden des Körpers zu befreien und aus dem jammervollen Erdenleben zur himmlischen Heimath zurückzubringen.

Aber nicht blos das religiöse Leben und das Gebiet des Glaubens brachten die Brahmanen unter ihr Gesetz und gaben ihm die eigenthümliche spiritualistische Prägung, auch das Staats- und Rechtswesen und das ganze bürgerliche Leben in allen seinen Aeußerungen suchten sie in den Kreis ihrer Anschauung zu bannen und mit ihren Vorschriften zu regeln. Zu dem Ende stellten sie ein angeblich von Manu herrührendes

Gesetzbuch auf, das in allen indischen Staaten Geltung haben und vermittelst harter Strafbestimmungen und eines strengen, auf Beamten- und Polizeigewalt ruhenden königlichen Despotismus das Volk in Gehorsam und fügsamer Unterwürfigkeit halten sollte. Den Brahmanen lag es mehr am Herzen, daß alle Inder ein gleichförmiges Dasein nach der Vorschrift des Gesetzes führten, als daß die einzelnen Reiche zu einem politischen Ganzen vereinigt und eine starke Macht nach außen bildeten. Darum war die indische Nation nie durch ein gemeinsames Band verknüpft, sondern wie die einzelnen Kasten getrennt und ohne Gesammtinteresse neben einander bestanden, so zerfiel auch das indische Land in eine Menge kleinerer und größerer Staaten ohne alle äußere Verbindung; sie bildeten nie einen Bundesstaat, nie einen Staatenbund; getrennt und zerrissen und nicht selten in feindseliger Berührung führten die einzelnen Reiche ein ähnliches Sonderleben wie die Kasten, und die Reiche selbst bestanden wieder aus einer Menge unverbundener Dorf- und Stadtgemeinden, die nur behufs der Besteuerung und Ueberwachung lose in einen Bezirksverband vereinigt waren. Diese politischen und socialen Spaltungen und Zerklüftungen waren nicht geeignet, den Blick des indischen Volkes auf das öffentliche Staatsleben zu richten; es wandte sich ab von der trostlosen Wirklichkeit, wo eine finstere Zwingherrschaft jedes Lebens Freudigkeit niederdrückte, jede geistige Regung überwachte, und suchte sein Glück und Heil im Reiche des Glaubens und der Phantasie, in der Welt der Einbildungen und Träume. Es versenkte sich ganz in das Göttliche, füllte Himmel und Erde mit Geistern und höheren Wesen der mannigfaltigsten Art und vergaß über der Zauberwelt der Legenden und Heiligengeschichten, der Wundermärchen und Büßermythen die wirkliche Welt mit ihrem Kastendruck, ihrem Fürsten- und Beamtendespotismus, ihrem aussaugenden Steuersystem. So kam es, daß die Inder am Ganges dem wirklichen und thatkräftigen Leben wie kein anderes Volk entfremdet wurden, daß „die Welt der Phantasie ihr Vaterland, der Himmel ihre Heimath ward".

Diesen Gang hatte das indische Culturleben bis ins 6. Jahrhundert vor unsere Zeitrechnung genommen und sich mittlerweile mehr auf dem Wege brahmanischer Missionen und Colonisation als mit Waffengewalt über einen großen Theil der Halbinsel Dekhan verbreitet, als sich aus dem Schoße des Brahmanenthums der Buddhismus entwickelte und ein mächtiges Ferment für das ganze östliche Asien wurde. Buddha vernichtete mit einem gewaltigen Schlag das brahmanische Weltsystem, indem er den ganzen Götterhimmel mit Brahma leugnete, den Veden ihre heilige Kraft absprach, an die Stelle der Asceſe, der Opfer und des Reinigungsgesetzes eine Sittenlehre des Wohlwollens, der Milde und der Menschenliebe gegen alle Geschöpfe empfahl und die Kastenordnung mit dem Hochmuth der höhern Stände durch die Lehre von der Gleichheit aller Menschen durchbrach. Wenn auch er den Glauben an die Seelenwanderung fortbestehen ließ und das in der Welt herrschende Elend und den Jammer des Erdenlebens aus Versündigungen in einem früheren Dasein herleitete, so wies er doch einen leichteren Weg der Erlösung und stellte ein „Auslöschen" der individuellen Existenz in dem Nirvana, in dem eigenschaftslosen Nichtsein, in Aussicht, wo der Mensch durch Er-

werbung der höchsten Erkenntniß und durch Ausübung der vollkommensten Tugenden die ewige Ruhe ohne Auferstehung und Wiedergeburt finden könne. Aber in die indische Anschauung gebannt, sah auch er nur in einer Flucht aus der Welt des Scheins und der Vergänglichkeit, in einem thatenlosen, vegetativen Dasein, in einem Ertödten der Leidenschaften und Begierden, in einem Leben voll Sanftmuth und passiver Tugend das höchste Ziel des Erdenwallens und den einzigen Weg zur Seligkeit. Gläubige Jünger, gleich dem vergötterten Meister im gelben Bettlergewande umherwandelnd, verbreiteten seine Lehre mit raschem Erfolge über alles Land vom Himavat bis nach Ceylon, und zahllose Gedächtnißhallen (Stupas) mit klösterlichen Versammlungshäusern für die der Welt entsagenden Anhänger erhoben sich an allen Orten. Die Armen und Gedrückten der unteren Kasten suchten Schutz in Buddha's Lehre vor dem Hochmuth und der phantastischen Scholastik der schriftgelehrten Brahmanen und Rettung vor den Qualen der Wiedergeburten.

Die neue Lehre blieb nicht ohne Einwirkung auf das brahmanische Religionssystem. Die Wahrnehmung, daß das Volk darum der Lehre Buddha's so feurig anhing, weil es den Glauben hegte, in ihm sei ein Gott in Menschengestalt auf Erden erschienen, führten die Brahmanen zur Ausbildung der Lehre von den Incarnationen. Sie ließen zuerst das Urwesen Brahma, das dem Volksbewußtsein stets ein fremder Begriff blieb, in drei Gestalten zur Entfaltung kommen und lehrten dann, daß die volksthümlichste und wohlthätigste Erscheinung dieser dreigestalteten Gottheit, der belebende und erhaltende Naturgeist Vischnu, von Zeit zu Zeit in Menschengestalt auf Erden erscheine, um die gestörte Weltordnung und die verirrte Menschheit wieder in die rechte Bahn zu führen. Die Helden des Volksepos Rama und Krischna wurden nun als solche Incarnationen Vischnu's ausgegeben und die Heldenlieder der Vorzeit in diesem Sinne umgestaltet. Dadurch wurde in das Mahabharata das tiefsinnige Gespräch Bhagavad-Gita eingeschaltet, in welchem der Versuch, den Glauben der Buddhisten mit der Brahmalehre zu versöhnen, nicht zu verkennen ist. Da aber die Brahmanen die Kastenordnung in ihrer vollen Strenge bestehen ließen, ihr Cultus- und Opferwesen noch durch neue Ritualien und Ceremonien ins Schrankenlose bereicherten und die strenge Ascetik bis zur Grausamkeit, bis zu phantastischen Selbstquälereien, bis zum Selbstmord steigerten, so fand die Buddhalehre immer weitere Verbreitung. Selbst einzelne Verfolgungen, die schon vor Ankunft der Griechen in Alexanders Heer hie und da vorgekommen sein mögen, die aber erst viel später eine schreckliche Gestalt und Ausdehnung erhielten, vermochten den siegreichen Lauf des Buddhaglaubens nicht zu hemmen.

Die Berichte der griechischen Schriftsteller, die vom 4. und 3. Jahrhundert an das Land am Indus und Ganges theils aus eigener Anschauung, theils aus zuverlässigen Nachrichten kennen lernten, geben den Beweis, daß das brahmanische Gesetz und Religionswesen, wie es nunmehr aus den einheimischen Quellen zu unserer Erkenntniß gekommen ist, in seiner ganzen praktischen Folgerichtigkeit ins Leben eingedrungen war. Alexander's Feldzug war für das Indusgebiet nicht minder ein epochemachendes Ereigniß, wie für die Staaten des westlichen Asiens: war

auch die macedonische Herrschaft daselbst nicht von Dauer, so trat doch seitdem Indien mit der griechischen Welt in Verbindung; die Könige am Ganges unterhielten mit den Seleuciden und Lagiden am Euphrat und Nil diplomatischen Verkehr und begründeten Wechselbeziehungen, die für Indien von großer Bedeutung wurden. Seitdem fand hellenische Cultur ihren Weg nach Indien, und manche Wissenschaft und Kunstfertigkeit, wie die Kenntniß des Thierkreises und die wissenschaftliche Astronomie, die Münzprägung u. A., mag erst durch griechische Einwirkung in dem Gangeslande Aufnahme und Pflege erhalten haben; selbst auf die Entwicklung der Poesie und bildenden Kunst, wenigstens des Dramas und der Architectur, scheint der hellenische Geist nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Die griechische Bildung vermittelte auch frühzeitig die Einführung christlicher Anschauungen in Indien; in der Idee eines persönlichen Gottes, die seitdem mehr hervortrat, und in der Ausbildung der Lehre vom Vischnu-Krischna ist der Einfluß christlicher Vorstellungen nicht zu verkennen.

In der macedonischen und alexandrinischen Zeit, als Indien den vorderasiatischen und griechischen Culturstaaten näher rückte, war das indische Leben bereits zu seinem Abschluß gekommen, die schöpferische Thätigkeit erloschen. Der speculative und grübelnde Geist hatte eine Fülle von Theorien und Systemen erschaffen und mit erstaunlicher Consequenz ins Leben eingeführt; nun ruhte er ermüdet aus und überließ den Nachkommen die wunderbaren Gebilde als feste Formen und Kategorien für das innere und äußere Dasein. Mit jener dem orientalischen Charakter eigenthümlichen Zähigkeit hat der Inder durch alle Jahrhunderte die religiösen Vorstellungen, die phantastische Götterlehre, die drückende Kastenordnung, die strenge Ascetik, den Glauben an die Wiedergeburten, kurz alle Lebensformen und Theorien, welche die sittliche und productive Kraft der Nation lähmten und brachen, bis zur Stunde festgehalten; wie viele Eroberer auch den ehernen Fuß auf den Nacken des Volkes gesetzt, wie viele Stürme und Kriege voll Blut und Verwüstung über das gesegnete Land hereingebrochen, jene Grundlagen des indischen Lebens überdauerten alle Wechselfälle, widerstanden allem Druck, aller Verfolgung, allen Bekehrungsversuchen. Der in das innerste Leben eingedrungene Despotismus und Kostenzwang hat der indischen Natur eine Kraft der Ausdauer und des passiven Widerstandes verliehen, der durch keine äußere Gewalt gebrochen werden konnte. Schlauheit, List, Verstellung, Lug und Trug, die Waffen und Laster aller Schwachen und Gedrückten, halfen dem Inder die schwierigsten Verhältnisse ertragen; er beugte sich unter die Gewalt, ohne in seinem Wesen gebrochen zu werden; und da ihm das Sterben stets als Gewinn erschien und die Ascetik ihn gegen alle Leiden abstumpfte, so ertrug er den Tod zu jeder Zeit mit Ruhe und Standhaftigkeit.

Ch. Lassen, Indische Alterthumskunde. 3 Bde. Bonn 1847—1857. — P. v. Bohlen, Das alte Indien. Königsberg 1830.

§ 6.

Die Veden.

Veda heißt Wissen, die Veden sind die Religionsbücher der Inder. Der Name stammt erst aus der priesterlichen Zeit, nachdem man den alten

Liedern, die den ältesten Bestandtheil der Sammlung bilden, die theologischen Auslegungen und liturgischen Erläuterungen zugefügt und sie zum brahmanischen Religionsbuch gemacht hatte. Die Veden bestehen aus vier Haupttheilen: Rigveda, Samaveda, Yajurveda und Atharvaveda. Jede derselben zerfällt wieder nach den in ihr verbundenen Bestandtheilen in drei große Abtheilungen, Samhita, Brahmana, Sutra, so daß die Samhita die Sammlung der Lieder, Gebete und Opfersprüche ist, die Brahmana die Verbindung der Opferlieder und Sprüche mit der Opferhandlung bezwecken und daher die ältesten Ritualvorschriften, die ältesten sprachlichen Erklärungen die ältesten traditionellen Erzählungen und die ältesten philosophischen Speculationen enthalten, und die Sutra endlich die Brahmana, welche gleichsam die Dogmatik der Veden enthalten, ergänzen und erläutern. Sie fassen die Fülle der Einzelheiten und des dogmatischen Stoffes übersichtlich zusammen, damit sie leichter dem Gedächtniß eingeprägt werden können, behandeln besonders das Ceremoniell bei den Opfern, Gebeten und anderen religiösen und feierlichen Handlungen, z. B. Geburten und Verheirathungen, enthalten auch die Anfänge des Rechts und die Gesetze der Metrik. Die vier Hauptsammlungen der Veden sind von sehr verschiedenem Alter, am ältesten ist jedenfalls die Liedersammlung des Rigveda; sie enthält 1017 Gesänge in 10580 Versen (Rig), eingetheilt in 10 Mandala (Kreise) und 35 Anuvaka (Abschnitte) nach den Geschlechtern der Sänger, denen man sie zuschreibt. Die Lieder derselben sind nicht durchweg religiöser Natur, manche gehören auch der weltlichen Poesie an und betreten selbst das Gebiet des Scherzes. Der Samaveda ist eine Anthologie aus dem Rigveda, welche diejenigen Verse desselben auswählt, welche bei den Ceremonien des Somaopfers gesungen werden sollen. Der Yajurveda stellt die Sprüche zusammen, die beim Opfer gesprochen werden. Der Atharvaveda ist der jüngste Haupttheil der heiligen Bücher. „Er enthält", sagt Roth (Zur Literatur und Geschichte des Veda. Stuttgart 1846), „vorzugsweise Sprüche, welche gegen verderbliche Wirkungen der göttlichen Gewalten, gegen Krankheit und schädliche Thiere schützen sollten, Verwünschungen der Feinde, Anrufungen heilsamer Kräuter und für allerlei Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens, Schutz auf Reisen, Glück im Spiele und ähnliche Dinge. In den Stücken, welche ihm mit dem Rigveda gemeinschaftlich sind, erlaubt er sich eine große Menge Umstellungen und Aenderungen." Die Sprache (Sanskrita) in den ihm eigenthümlichen Abschnitten nähert sich dem fließenden Ausdrucke der späteren Zeit, hat aber die grammatischen Formen der älteren Lieder.

In den Veden erscheint der Hausvater als Priester; das Opfer aber wird von den Sängern mit Liedern geschmückt, und das Gebet erhält durch sie eine gefällige Form. Sie kennen schon mehrere Götter, aber jeder ruft den Gott an, von welchem er sich gerade ergriffen fühlt, und glaubt in diesem die ganze Gottheit sich gegenwärtig. Werden mehrere Götter neben einander genannt, Indra und Agni, Varuna und Mitra, so erscheinen sie als die mannigfaltigen Personificationen der göttlichen Wirksamkeit. Gott aber ist gut, er liebt und lohnt das Gute, haßt und straft das Böse. Darum meint der Mensch mit kindlichem Sinn, daß er in seinem Wohlergehen eine Bürgschaft des göttlichen Wohlgefallens

habe und sucht im Unglück die Götter zu versöhnen durch Opfer und Gebet, um sie sich wieder geneigt zu machen. So beteten die alten Inder um Schutz der Heerden, um Gesundheit und Reichthum, aber auch um Weisheit und ein reines Herz, um Beistand in der Versuchung und um Vergebung der Sünden. Der Sänger ruft Gott an wie ein Kind seinen Vater vertrauensvoll, aber er weiß auch, wer die Ewigen ehrt, der sieht sein Glück wachsen, und daß Gott das Haus des Gottlosen plündert; denn Gott ist der Wahrheit Sohn, des Guten Herr. So sieht der Sänger sich in seinem ganzen Leben von Gott umschlossen. Wir geben zuerst aus Bunsen's Buch „Gott in der Geschichte" einen Gesang aus dem Rigveda, den Max Müller als ein Lied „an den unbekannten Gott" bezeichnet.

Im Anfang trat hervor der goldne Lichtkeim:
Er war allein der Welt geborner Herrscher:
Er hielt die Erde, hielt den Himmel droben:
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?
Der Leben gibt und Kraft, er, dessen Segen
Sie alle, sie die Götter selber anflehn;
Unsterblichkeit und Tod sind seine Schatten —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?
Er, der allein der Welt allmächt'ger König,
Der athmenden, erwachenden geworden;
Er, der des Menschen, der des Thieres waltet —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?
Er, dessen Macht die schneebedeckten Berge
Und mit dem fernen Fluß das Meer verkünden;
Er, dessen Arme wie die Himmelsweiten —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?
Durch den der Luftraum hell, die Erde sicher,
Der Himmel fest, ja selbst der höchste Himmel,
Der in der Wolkenschicht das Licht gemessen —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?
Auf den mit bangem Geiste Erd' und Himmel,
Sie, die sein Wille festmacht, zitternd blicken,
Ob dessen Haupt die Morgensonne leuchtet —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?
Wohin in's All die mächt'gen Wasser eilten,
Träger des Keims, des Lichts Gebärerinnen,
Von dorther kam der Götter Lebensodem —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?
Der mächtig über jene Wasser blickte,
Träger der Kraft, des Heils Gebärerinnen,
Der ob den Göttern einzig Gott gewesen —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?
Er schlag' uns nicht, er, der die Erd' geschaffen,
Der auch den Himmel schuf, der Wahrheit Hüter,
Der auch die Wasser schuf, die mächt'gen hellen —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Daneben stellen wir zur Veranschaulichung der Denkweise, wie sie in den Veden herrscht, und zur Darstellung der Lebensauffassung jener Zeiten hier noch einzelne Lieder und Stücke aus dem Rigveda in der Uebersetzung, welche K. Geldner, A. Kaegi und R. Roth gegeben haben in dem Buche: Siebenzig Lieder des Rigveda übersetzt von Karl Geldner und Adolf Kaegi. Mit Beiträgen von R. Roth. Tübingen 1875. H. Laupp.

Der Anfang der Dinge.[1]

Da gab es weder Sein, noch gab es Nichtsein,
Nicht war der Dunstkreis und der Himmel drüber.
Bewegt' sich was? und wo? in wessen Obhut?[2]
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?
Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Der Tag war nicht geschieden von den Nächten.
Nur eines athmet ohne fremden Anhauch
Von selbst, nichts andres gab es über diesem.
Das Dunkel war in Dunkelheit versunken
Am Anfang, alles wogte durcheinander.
Es ruhte auf dem leeren Raum die Oede[3],
Doch eines kam zum Leben kraft der Wärme.
Da regte sich in ihm zum ersten Male
Der Trieb, es war des Geistes erster Same.
Im Sinn des Herzens selbst begreifend fanden
Die Weisen einen Weg zum Sein vom Nichtsein.
. . . . . [4]
Und quer durch beide ist die Schnur gezogen,
Was war wohl unten? oder was war oben?
Stammväter waren hier, dort waren Mächte,
Die Heimath unten hier, nach dort das Streben.
Wer weiß es recht, wer kann es uns verkünden,
Woher entstand, woher sie kam die Schöpfung,
Und ob die Götter nach ihr erst geworden?[5]
Wer weiß es doch, von wannen sie gekommen?
Von wannen diese Schöpfung ist gekommen,
Ob sie geschaffen oder unerschaffen,
Das weiß nur der, des Auge sie bewachet
Vom höchsten Himmel — oder weiß er's auch nicht?[6]

(Uebers. von K. Geldner.)

[1]) Im Anfange war nichts als ein leerer dunkler Raum, aber etwas athmete aus sich selbst in diesem Chaos und tritt durch die Wärme ins Leben, so daß in ihm der Trieb, der Anfang der geistigen Thätigkeit, sich regt und die Weisen (die kosmogonischen Götter) von diesem Anfange aus das Sein aus dem Nichtsein schaffen. [2]) Antwort: Nichts bewegte sich, und niemand war da, der eine Bewegung leiten konnte. [3]) Vergleiche 1 Mose 1. [4]) Roth vermuthet hier eine Lücke, welche enthalten hat, welche Wesen ins Dasein kamen; denn das Folgende gibt die Theilung an, welche die Urwesen in himmlische und irdische scheidet. Unterhalb der Grenze sind die Stammväter der Menschen, oberhalb die himmlischen Mächte, welchen die untern zustreben. [5]) Darnach weiß auch der Dichter die Schöpfung nicht zu erklären. [6]) Die Schöpfung ist ein solches Räthsel, daß der Dichter zweifelt, ob selbst der höchste Himmelsgott es lösen kann; doch singt ein Lied an Varuna im Rigveda:

Das Lied stimm an, bald laut bald leiser tönend,
Dem Varuna, dem Herrn des Alls, das liebe,
Ihm, der die Erde spannte, wie der Schlächter
Die Stierhaut in dem Sonnenscheine spreitet.

Die Lüfte hat mit Wolken er durchwoben,
Ins Roß den Muth gelegt, die Milch in Kühe,
Verstand ins Herz, in Wasserfluthen Feuer (den Blitz in die Wolke),
Die Sonn' am Himmel, auf den Fels den Soma.

An Mitra.[1])

In Ordnung bringt des Mitra Wort die Menschen,
Er hält den Himmel und die Erde aufrecht,
Mit offnem Auge wacht er über Völker,
Dem Mitra sei geweiht die fette Gabe.

Der Sterbliche soll im Genusse leben,
Der sich gehorsam willig dir bezeiget,
In deinem Schutze trifft ihn keine Plage,
Kein Schaden, nicht von nah und fern Bedrängniß.

In frischer Lebenslust gesunden Leibes
Und festen Fußes auf dem Erdenrunde
Sei uns vergönnt in Mitra's Reich zu wohnen,
Der Gnade Aditja's[2]) uns zu erfreuen.

Ja Mitra ist ein hehrer, liebevoller,
Ein guter Fürst in wohlregiertem Reiche,
Drum möchten wir uns dieses Gottes Gnade,
Des Glückes seiner Liebe uns erfreuen.

Mit Ehrfurcht nahe Aditja dem großen,
Die Menschen lenkt er, er ist hold dem Sänger,
So gießt nun für den wunderbaren Mitra
Die stets willkommne Gabe in das Feuer.

(Uebers. v. K. Geldner.)

[1]) Mitra erscheint sonst immer mit Varuna, dem obersten Herrn des Weltalls und Schöpfer der ewigen Naturgesetze und Wächter der sittlichen Weltordnung, zusammen, hier allein als Völkerhüter. [2]) Mitra heißt Aditja, Sohn der Aditi, der „Königsmutter"; Söhne der Aditi sind die obersten Lichtgötter, von denen besonders Varuna, Mitra und Arjaman genannt werden. Sie sind die treuesten Führer und Beschützer der Menschen. An ihrer Spitze steht Varuna, der vorzugsweise der Aditja heißt. In einem andern Liede des Rigveda „an die Aditja" werden noch genannt Bhaga, Daksha, Amça.

Sie alle sind „des Weltalls himmlische Beschirmer,
Auch über Geistern wacht ihr scharfes Auge,
Gerecht bestrafen sie jedweden Frevel. —
Sie tragen die drei lichten Himmelsräume,
Nicht Schlummer noch Ermüdung trübt die Blicke.
Ihr Walten folget weithin dem Gerechten." —

Was sie dem Menschen an Lohn für seine Frömmigkeit gewähren, Ansehen bei den Menschen, Sicherheit vor Feinden, eine zahlreiche heldenhafte Familie und Wohlstand, das ist das Ideal des Menschen im Veda, welches das oben erwähnte Lied an die Aditja so ausdrückt:

„Wer den gerechtern Herrschern Ehre zollet
Und stetig im Gedeihen vorwärts schreitet,
Der Reiche ist der erste mit dem Wagen
Und hat den Ruhm als Spender wie im Rathe.
An wasserreichen Triften wohnt in Frieden
Der Reine, frisch in Kraft und reich an Söhnen,
Nicht nah noch fern kann ihn die Waffe treffen,
Der in der Obhut der Aditja steht.
Es strömen beide Welten ihre Fülle,
Der Himmel Regen, — er gedeiht, ist glücklich,
Er wird im Kampfe Herr der beiden Länder (des eignen und des feindlichen),
Und beide Theile fügen seinem Wort sich.
Vergebet, Aditi, Varuna, Mitra,
So wir uns irgend wider euch versündigt.
Zu Freiheit, Licht und Frieden führe Indra (der Gott des Krieges);
Das bange Dunkel (das Dunkel der Bösen) soll uns ferne bleiben."

Darum mahnt ein anderes Lied:

„Man scheue bis ans Ende Gott,
Der in der Hand die Loose hält;
Er achtet des Geschwätzes nicht."

Außer diesen Göttern aber kennt der Rigveda noch viele andere Götter „in Himmel, Erde, in der Luft, im Wasser".

Das Weisheitslied. [1])

Als einst, Brihaspati [2]), die Namengeber
Des Wortes ersten Anfang vor sich brachten,
Da kam zu Tage, was sie bisher zärtlich
Als Kleinod unbefleckt im Herzen trugen.
Des Wortes Spur verfolgten sie mit Andacht
Und fanden es geflüchtet in die Rishi [3]),
Dort holten sie's, vertheilten es an viele,
Und sieben Sänger jubeln es im Chore.
Wo kluge Männer sinnvoll Rede pflegen,
Die Worte sichtend wie im Sieb die Körner,
Da wird bewußt den Freunden ihre Freundschaft,
Das Wort trägt ihres Geistes beste Marke.
Ein mancher sieht es, und erkennt es doch nicht,
Ein mancher hört es ohne zu verstehen,
Und andern gibt es sich von selbst zu eigen,
So willig als das schmucke Weib dem Gatten.
Ein mancher steht in dessen Gunst so feste,
Daß man nicht wagt zum Wettkampf ihn zu fordern;
Ein andrer hört es ohne Frucht und Blüthe,
Er sucht das Trugbild einer Kuh zu melken.
Bei gleichem Aug' und Ohre sind Genossen
In ihres Geistes Fähigkeiten ungleich:
Wie tiefe Seen zum Mund und Schulter reichend,
Und auch wie Teiche, die zum Bade laden.
Wer einen treu ergebnen Freund im Stich läßt,
Dem ist der Antheil an dem Wort verloren;

Und wenn er 's hört, so hört er ohne Wirkung,
Er weiß den Pfad der Tugend nicht zu finden.
So jemand weder vor — noch rückwärts schreitet,
Nicht Priester ist und nicht den Soma keltert,
Der faßt das Wort verkehrt und zettelt sein Geweb'
Nicht richtig wie die geschickte Weberin.
Wann Priester sich zum Preis der Götter einen,
Dem Drange ihres Herzens Ausdruck leihend,
So bleibt ein mancher weit zurück den andern,
Und wer die echten Priester seien, zeigt sich.
Der eine strömet aus der Lieder Fülle,
Der andre singt Gesang in vollen Tönen,
Ein dritter lehrt als Brahman alles Wissen,
Und jener mißt des Opfers richtige Maße.
Es freuen alle sich, wann ihr berühmter
Genosse kommt, das Haupt in ihrer Gilde;
Er bessert ihre Fehler, hilft zum Wohlstand
Und stellt den Mann zum Wettkampf aufgefordert.

(Uebers. v. K. Geldner.)

[1]) Die Bildner der Sprache brachten aus dem Innern des Menschen das Beste zu Tage, sie fanden das Wort in den Rishi, den Trägern der ältesten Weisheit, und theilten den Schatz unter viele. Jetzt erkennen sich am Wort, an dem Ausdruck der Gedanken, die Besten, aber die Begabung ist ungleich. Keinen Antheil am Wort hat der untreue Freund, und wer davon im Dienste der Götter keinen Gebrauch machen will. Erst aber in den Wettkämpfen heiliger Dichtkunst zeigt sich am meisten, wer im Besitze jener Weisheit ist, und es ist der größte Triumph, darin es allen zuvorzuthun. [2]) Brihaspati ist der Verfasser des Liedes. [3] Rishi ist der heilige Sänger, der Träger der ältesten Weisheit.

Die Pflicht des Wohlthuns. [1])

Die Götter wollen nicht, daß Hunger Strafe [2]) sei,
Die Tode [3]) treten auch den fetten Menschen an.
Wer Armen gerne gibt, der mindert nicht sein Gut,
Des kargen Knausers nimmt indeß kein Mensch sich an.
Und wer dem Bettler, dem herabgekommnen Mann,
Mit dem er früher gern verkehrte, sein Gesuch
Um Brot, woran es ihm nicht fehlt, mit hartem Herz'
Versagt, auch eines solchen nimmt kein Mensch sich an.
Der ist der rechte Geber, der den Bettler
Beschenkt, der ausgehungert Essen heischet;
Dem Hülferufe kommt er gern entgegen
Und macht zum Freund sich jenen für die Zukunft.
Der ist kein Freund, der nicht sein Brot mag theilen
Mit einem treuen, ihm ergebnen Freunde;
Der kehr den Rücken ihm — hier ist kein Bleiben —
Und sucht sich lieber einen fremden Geber.
Wer's kann, der soll dem Hülfsbedürft'gen spenden,
Den fernern Weg des Lebens wohl bedenken!

Das Glück rollt hin und her wie Wagenräder,
Bald kehrt es ein bei diesem, bald bei jenem.
Der Thor hat von dem Essen keinen Nutzen [4]),
Fürwahr ich sag': Es wird ihm nur zur Strafe;
Er zieht sich keinen Lieben noch Genossen;
Er ißt allein, — die Schuld ist ihm alleine.
Die Pflugschar schafft das Brot, wenn man sie ziehet,
Wer seine Füße regt, der kommt zum Ziele;
Dem Brahman bringt das Reden mehr als Schweigen [5]),
Ein Freund, der gibt, ist besser als ein karger.
Der Einfuß [6]) schreitet schneller als der Zweifuß,
Der Zweifuß überholt im Lauf den Dreifuß,
Der Vierfuß läuft dem Zweifuß auf der Ferse,
Er schaut und steht, wo fünfe [7]) sich versammeln.
Zwei gleiche Hände schaffen nicht das Gleiche,
Und Schwesterkühe milchen nicht das Gleiche,
Ein Zwilling gleicht dem andern nicht an Stärke,
Und zwei Geschwister schenken nicht das Gleiche.

(Uebers. von K. Geldner.)

[1]) Das Lied schildert den Lohn des Freigebigen und die Strafe des Geizhalses. Sodann sagt es: Nur durch Mühe erreicht man etwas, und der Vorrang liegt nicht immer da, wo er zu liegen scheint, und Gleichartige leisten oft Ungleiches. [2]) Strafmittel, um den Menschen zu tödten. [3]) Tode = der Tod in verschiedener Gestalt, Todesarten. [4]) Der Verblendete, welcher aus Geiz allein ißt. [5]) Das Reden bei den Opfern, das Sprechen der Gebete und Opfersprüche. [6]) Der Einfuß ist vielleicht der Sturm, ein Sturmwesen, der Zweifuß der Mensch, der Dreifuß der am Stocke gehende Greis, der Vierfuß entweder wie im Räthsel der Sphinx das kriechende Kind, oder hier wohl der Hund. [7]) Fünfe = Gruppen von fünf, überhaupt Gesellschaften Der Ausdruck ist spielende Fortsetzung der Zahlenreihe.

Alles läuft nach Geld.

Verschieden ist der Leute Sinn,
Und mancherlei ist ihr Beruf:
Der Brahman wünscht den Opfertrunk,
Der Arzt und Wagner Riß und Bruch.
Der Schmied mit Reisig auf dem Herd
Und in der Hand den Flederwisch,
Mit Amboß und mit Feuersgluth,
Wünscht einen reichen Kunden sich.
Den leichten Wagen liebt das Pferd
Und seines Treibers muntern Schnalz,
. . . . . .
Die Frösche loben sich den Pfuhl.
Ich bin Poet, Papa ist Arzt
Und Müllerin ist die Mama.
Wir treiben's in verschiedner Art —
So jagen wir dem Gelde nach.

(Uebers. von K. Geldner.)

An Vastoshpati (den Genius des Hauses).

O Hausesherr, erkenn uns als die Deinen:
Den Eingang segne, mach ihn frei vom Siechthum.
Und was wir von dir bitten, das gewähr' uns
Zu Nutz und Frommen Menschen wie den Thieren.
O Hausesherr, befördre du und mehre
Den Hausstand uns mit Roß und Rindern, Indu.[1])
O laß uns im Verkehr mit dir nicht altern,
Und sei uns freundlich, wie dem Sohn der Vater.
O Hausesherr, mach uns des froh bequemen,
Des tröstlichen Vereins mit dir theilhaftig!
In Arbeit und Genuß beschütz zuerst uns!
Ihr Götter, schirmet uns in steter Wohlfahrt.

(Uebers. von A. Kaegi.)

[1]) Indu ist sonst Name des Mondes, und man übertrug vielleicht das Amt des Haushüters auf den Mond, als den bei Nacht wachenden.

An Soma.[1])

Wo Licht ist, welches nie erlischt,
Und wo der Himmelsglanz erstrahlt,
Dahin, in die Unsterblichkeit
Die ew'ge bringe, Soma, mich!
Wo König ist Vaivasvata[2]),
Und wo des Himmels Innerstes,
Wo jene ew'gen Wasser sind, —
O Soma, mach unsterblich mich!
Wo man nach Wunsch sich regt, bewegt
In dritter Höh' des Himmelreichs,
Wo glanzvoll alle Bäume sind, —
O Soma, mach unsterblich mich!
Wo Wunsch und Sehnsucht sind gestillt
An rother Sonne Gipfelpunkt[3]),
Wo Lust und Sättigung zugleich, —
O Soma, mach unsterblich mich!
Wo Lust und Freud' und Fröhlichkeit
Und Wonne wohnen, wo der Wunsch
Des Wünschenden Erfüllung hat, —
O Soma, mach unsterblich mich!

(Uebers. von A. Kaegi.)

[1]) Dies Lied an Soma hat zwei Theile, von denen der erste, welchen wir hier weggelassen haben, den Soma preist; wir geben nur den zweiten Theil, welcher den Wohnort der Seligen schildert, nach dem der Sänger verlangt. [2]) Vaivasvata, der Sohn des Vaivasvata, ist Jama. [3]) Der Gipfelpunkt ist der, wo die Sonne den höchsten Punkt ihres Laufes erreicht.

§ 7.

Die großen Heldengedichte.

Die Veden zeigen uns die Religion der alten Inder, die großen Heldengedichte eröffnen uns einen Einblick in die alte Heldenzeit des Volks. Sie schildern uns die Kämpfe um den Besitz des Landes, mit denen aber heimische Fehden der Heerfürsten abwechseln. Durch diese Kämpfe entwickelte sich zugleich der Unterschied der Stände, aus denen die strenge Sonderung der Kasten hervorging. Zunächst erschien der Gegensatz der unterworfenen Urbewohner zu den arischen Siegern, jene wurden die Dienenden, die Shudras, diese die Herrschenden. Aber auch unter den Herrschenden bildete sich der Unterschied, von Vaiçjas, den Gemeinfreien, welche Ackerbau und Gewerbe trieben, und den Kshatrijas, den kriegerischen Edlen, aus denen auch die Heerkönige herkamen, und den Brahmanen, den Priestern. Die Götter selbst nahmen, wie bei Homer, in Menschengestalt an den Kämpfen, wie sie die Heldengedichte schildern, Theil, und der fromme Sinn der Menschen erkennt, daß die Götter den wieder lieben, der sie ehrt und liebt. Des Mannes Leben ist der Ruhm, den er im Kriege sucht, und wer muthig kämpft, der vereint sich im Tode mit dem Gotte der Schlachten.

„Heut ist euch Tapfern wieder die Pforte des Himmels aufgethan; den Weg,
Den früher eure Väter und Ahnen gewandelt sind, den geht auch ihr
In Indra's Welt der Wonne und laßt auf Erden ewigen Ruhm zurück.
Wollt ihr auf eurem Schragen zu Haus in Krankheit ärmlich euren Lauf
Beschließen? Nur im Felde sterben ist eines echten Kriegers Art."

Aber auch Ehre und Milde waltet im Kampfe. Es ist Gesetz, daß kein Fechtender von hinten angefallen werde und daß man den Wehrlosen nicht morde. Der Krieg erfordert aber, daß die Jugend geistig und leiblich tüchtig sich mache, aber auch die Leidenschaften bändige. Die Frau ist des Mannes hochgeachtete Genossin, deren Milde und Herzensreinheit gepriesen wird.

Die erste Stelle unter den Heldenliedern nimmt das Epos Mahabharata ein; es erzählt den großen Krieg der verwandten Familien, der Kuru und Pandu um die Herrschaft. Aber diese Heldensage vom großen Kriege der beiden verwandten Geschlechter bildet nur den Kern und Hauptinhalt des Gedichts; denn dies Epos enthält noch eine Menge Episoden, Mythen und Gespräche aus den verschiedensten Zeiten und von verschiedenem Werthe. Zu den schönsten und bekanntesten Episoden gehören die lieblichen Erzählungen „Nalas und Damajanti", deutsch bearbeitet von Friedrich Rückert, und „Savitri", die ihren Gemahl vom Tode errettet durch allmächtige Liebe, während Damajanti den verirrten Gatten durch die Macht der Liebe zum rechten Leben und zum Glücke zurückführt. Andere Episoden sind die mythologische Erzählung Sakuntala, die später der Dichter Kalidasa dem Drama „die wiedererkannte Sakuntala" zu Grunde gelegt hat, und das religionsphilosophische Gespräch „Bhagavad Gita", welches später als göttliche Offenbarung angesehen und den Veden

gleich gestellt wurde. Das indische Epos steht besonders auch in diesen Episoden, die nach Schlegel's Wort über Nal und Damajanti „an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften, wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen schwerlich übertroffen werden können", weder in hoher Sittlichkeit und Gemüthstiefe, noch in poetischer Vollendung und Zartheit der Empfindungen hinter dem griechischen zurück. Das Versmaß besteht aus den Slokas, Doppelversen, jeder zu 16 Silben in zwei gleichen Theilen mit vorherrschend jambischem Tonfall.

Das zweite große Epos Ramajana zeigt statt des alten Heldengeistes und der Lust zu Abenteuern ein mehr ruhiges, durch gesetzliche Ordnung geregeltes, aber auch durch die Reflexion beherrschtes Leben, in dem der Kampf nicht mehr an sich eine Lust ist, sondern ein Dienst religiöser Pflicht ist, und Ergebung, Opfer und Gehorsam gelten mehr als der Trotz auf selbstständige Heldenkraft. Die Feinde im Epos sind nicht mehr Menschen, sondern Affen, Riesen und Unholde, zu denen die Phantasie die Urbewohner umgestaltet hat. Die handelnden Persönlichkeiten sind nicht wirkliche historische Gestalten, sondern nur Personificationen gewisser Begebenheiten und Zustände; wir stehen gleich anfangs mitten in der Allegorie. Darum sind auch die Thaten nicht menschlicher Art, sondern leiden schon an den Maßlosigkeiten, dem charakteristischen Merkmale der spätern indischen Poesie. Wie im Mahabharata die Eroberung der Gangesebene die geschichtliche Unterlage bildet, so im Ramajana die Verbreitung der Arja nach der südlichen Halbinsel. Rama selbst ist ein Tugendheld, in dem die indische Sittenlehre ihren vollendeten Ausdruck findet. Er hält treu am gegebenen Worte, ist gehorsam und ehrerbietig gegen die Eltern und den König selbst in schwerer Aufgabe: „denn heiliger ist keine Pflicht und größer keine Tugend, als des Vaters Worte treu vollziehen, den Eltern stets gehorsam sein". Er fügt sich geduldig in Alles, was die Schickung auflegt, ist reich an Sittensprüchen und betrachtet sich in seinen Kämpfen gegen die gottlosen Riesen und thierischen Wesen der Wildniß als Werkzeug der Götter, um ihren Dienst weiter auszubreiten und der Cultur den Weg zu den ungebändigten Naturvölkern zu bahnen. Daher gelten Kriegsmuth, Manneskraft und Rittersinn nur etwas, wenn sie durch höhere Tugenden geweiht werden. Liebe und Hingebung zwischen Ehegatten, Gottesfurcht und fromme Verehrung der Brahmanen und Büßer werden als solche höhere Tugenden gepriesen.

Nal und Damajanti. Goldgeflügelte Gänse singen dem Könige Nal von der schönen Königstochter im Widarbaland, Damajanti, und dieser dann vom König Nal, dem Schönen: „Er ist ein Liebesgedanke, getreten in Körperschranke. — Wie du der Frauen Perl' allein ist Nala der Männer Edelstein; wenn ihr wäret verbunden, nichts Schöneres wäre gefunden." Da erfaßte ein Sehnen der Jungfrau Herz und ihr Vater berief die Fürsten von nah und fern, daß die Tochter sich den Gatten wähle. Da machte sich unter den vielen Fürsten auch Nal auf zur Brautfahrt, aber auch die Welthüter, die vier großen Götter gehen nach Widarba und treffen den Nal auf dem Wege. Verwundert über den Glanz seiner Herrlichkeit rufen sie ihn an, daß er, der treu und wahrhaft sei, ihnen eine Botschaft bestelle und Damajanti ankündige, Indra,

Agni, Varuna, Jama werben um sie, einen von ihnen möge sie wählen. Er verspricht, ihnen zu Gefallen zu sein und richtet den Auftrag aus und schließt: „Dies vernehmend, o Wohlgemuthe, beschließe nun, was dir scheint das Gute". Damajanti erklärt sich für Nal, und betet, als die Götter in Nal's Gestalt in den Saal treten, zu ihnen, daß ihre Augen aufgethan werden und sie den Geliebten erkenne. Die Götter gewähren die Bitte, und Nal gelobt der holden Braut:

„Weil du in Göttergegenwart
Den sterblichen Mann auf solche Art
Hast geehret, o Süße,
Darum vernimm, ich grüße
Dich als Gemahl, auf's Leben
Deinen Worten ergeben.
So lang' als meine Lebensgeister
Sind dieses meines Leibes Meister,
O Lächelklare, so lange
Bin ich mit dir; empfange
Den Schwur und sei nicht bange!
Ich nähre dich und schütze dich,
Ich ehre dich und stütze dich;
In Werken und in Gedanken
Will ich von dir nicht wanken."

Aber Kali, der Dämon des Neides, stellt den Glücklichen nach. Nal ergibt sich der Spielsucht, und er spielt fort trotz aller Warnungen; da mahnt ihn Damajanti an sein Gelübde. Aber er spielt fort. Sie sendet die Kinder zu ihren Eltern. Als er nun sein Reich im Spiel verloren hat, will er doch Damajanti nicht auf's Spiel setzen, sondern legt den Königsschmuck ab und verläßt das Schloß. Schweigend folgt ihm Damajanti in die Wildniß und theilt, als ihm Vögel das letzte Kleid rauben, ihr Gewand mit dem Gatten, so daß sie unter einem Mantel weiter ziehen. Er weist ihr die Wege in die Heimath, nach dem Widarbaland: Wir stehen am Scheidewege, Schönste, das überlege! Aber Damajanti spricht mit Schluchzen und unter Thränen:

„Mir zittert mein Herz,
Und meine Glieder sinken vor Schmerz,
Wie mein Sinn überleget,
O Fürst, was dich beweget,
Des Reichs beraubt,
Des Glücks entlaubt,
Nackt, o du Krone der Fürsten,
Dem Hunger geweiht und dem Dürsten;
Wie sollt' ich in Wald und Heiden
Dich verlassen und scheiden?
Dich Ermüdeten, Lechzenden,
Nach jenem Verlorenen, Aechzenden?
Dich im wilden Wald und im Mißgeschick
Will ich trösten mit meinem Blick.

Denn es gibt keine so Geist und Leib
Stärkende Arzenei wie ein Weib."

Als aber Damajanti einmal im Walde schlummert, fürchtet Nal, daß sie zu Grunde gehe, wenn sie bei ihm bleibe, hofft aber, daß sie, wenn sie allein sei, zu ihren Eltern zurückkehren werde; er läßt sie mit der Hälfte des Kleides zurück. Rührend ist die Klage der erwachenden verlassenen Damajanti, sie denkt mehr an ihren Gemahl als an sich. Allerlei Gefahren hat sie nun zu bestehen: eine Schlange umwindet sie, der Jäger, der das Unthier erlegt, entbrennt in böser Lust zu ihr, fällt aber wie vom Blitz getroffen durch das Wort der Reinen zu Boden. Sie klagt, als sie in die Waldwüsteneien,

„Die vom Lüftezug durchklungenen,
Von Grillenheeren durchsungenen,
Von Löwen, Pardeln, Tigern durchbrüllten,
Von Hirschen, Büffeln, Bären erfüllten,
Von Geiern, Falken, Adlern durchstreiften,
Von Dieben, Räubern, Mördern durchschweiften",

gerathen ist, um den verschwundenen Nal, sie fragt den König der Wälder, den Tiger, und den weitschauenden Berg nach Nal, aber vergebens. Sie schließt sich einer Karawane an. Aber eine wilde Elephantenheerde bricht in der Nacht verheerend in das Lager und man gibt Damajanti die Schuld an dem Unglück. Nur von ferne folgt sie der Karawane, und fromme Einsiedler, die sie ehrerbietig begrüßt, weissagen ihr ihres Glückes Erneuerung, auch der Asokabaum, der Baum Kummerlos, den sie bittet, sie kummerlos zu machen, fängt zu blühen an, als sie ihn anfaßt. Endlich kommt sie in die Tschedistadt, deren Königin sie vor sich rufen läßt und nach ihrem Herkommen fragt. Damajanti sagt:

„Waltende über das Hofgesind!
Wisse, ich bin ein Menschenkind,
Eine arbeitgeübte,
Gattenverlustbetrübte
Handwerkerin von edler Zucht,
Die anständige Dienste sucht,
Landdurchwandernd; Früchte, Wurzeln sind mein Schmaus;
Einsam, wo es Abend wird, da ist mein Haus.
Einen zahllos tugendbegabten,
Edelreichen, liebgehabten,
Treuergebnen Ehgemahl,
Einen Gatten meiner Wahl,
Dem ich folgte wie sein Schatten,
Ich verlor denselben Gatten,
Dessen Loos, o Königin,
War allzugroßer Ungewinn.
Um sein Gut im Spiel betrogen,
Ist er in den Wald gezogen,
In armseligem Stande,
Mit einem einzigen Gewande.

Ihn zu trösten, in den Wald
Bin ich da ihm nachgewallt.
Allein bei einer Gelegenheit,
Gespornt von des Hungers Verwegenheit,
Hat er, zum Unglück geboren,
Sein einziges Kleid noch verloren;
Denn wen die Götter bestimmen zum Leid,
Dem raubt ein Wind, ein Vogel, sein Kleid.
Ihn, den Nackten, im Kummer
Begleit' ich manche Nacht durch ohne Schlummer;
Drauf irgendwo vor Müdigkeit entschlafen —
Ich weiß nicht, welch Versehn an mir zu strafen,
Verläßt er mich im Schoß des Schlafs und Leides
Und nimmt mit fort die Hälfte meines Kleides.
Ihn such ich nun bei Tag und Nacht,
Deß Aug' in meinem Herzen wacht,
Und kann den Göttergleichen
Mit meinem Blick nicht erreichen.
Er soll mein halbes Kleid mir geben,
Oder mein auch nur halbes Leben
Nehmen soll er, der Meister
Und Herr meiner Lebensgeister.
Die Kleideshälfte geht nach ihrer andern,
So geht dies Ich nach seinem zweiten wandern."

Sie wird Magd bei der Königin, deren Vertrauen sie gewinnt, indem sie die Königstochter bildet und lehrt. Nal aber, der nach seiner Trennung ruhelos umherirrt, kommt an einen Flammenwall, aus dem er eine Stimme rufen hört. Er dringt furchtlos hinein und rettet den Schlangenfürsten Karkotaka. Zum Dank biß dieser ihn und verwandelte dadurch seine Gestalt in eine Knechtsgestalt, machte auch dadurch dem Dämon in Nal dessen Aufenthalt zur Qual. Nal soll, so räth der Schlangenkönig, sich bei König Ritupern als Wagenlenker verdingen, der werde ihm die Zahlenkunst verleihen und damit werde er Reich und Weib wieder gewinnen. Als Fuhrmann Wahuka dient er am Hofe des Königs Ritupern, aber an jedem Abend singt er im Andenken an die treue Gemahlin:

„Wo wird die Fromme, Müde nun
Im Hunger und im Kummer ruhn,
An ihren Gatten denkend,
In Schmerz die schönen Augenlieder senkend!"

Unterdessen sendet Damajanti's Vater Boten aus nach ihr und Nal, und Damajanti wird gefunden und zu ihren Eltern zurückgeführt. Aber sie kann nicht allein in Freude sein, sie sendet Boten aus, um Nal zu suchen und befiehlt ihnen:

„In allen Ländern, die ihr mögt durchwallen,
In allen Volkszusammenkünften, allen
Weltsammelplätzen, Märkten, Höfen, Hallen,
Auf Gassen und auf Straßen laßt erschallen:

„Wo gingst du, Spieler, hin im Leide
Mit dem mir abgeschnittnen Kleide,
Im Wald verlassend ohne Scheue
Die liebende schlafende Getreue?
Sie wartet, wie's ihr ist befohlen,
Wie lange säumst du, sie zu holen,
Die Gebräunte vom Sonnenbrande
Im abgeschnittnen Gewande;
Die stets noch weint von jenem Kummer,
Und keinen Schlaf seit jenem Schlummer
Gekostet, wo du sie verließest,
O sprich, ob du mir das verhießest?"

Einer der Boten hat auch an Ritupern's Hofe gesungen, kommt zurück und meldet, daß der Wagenlenker Mahuka zu ihm mit Seufzen gesagt hat:

„Auch in's Elend gegangen
Und von Mühsal umfangen,
Edle, himmelswürdige Fraun
Hüten selber sich selber, traun!
Von dem Gatten verlassen,
Wird ein Groll sie nicht fassen;
Den Leib mit Demuth und Vertraun
Tragen gewappnet edle Fraun.
Einen betrübten Thoren,
Der sein Liebstes verloren,
Der verlassen ihr Angesicht,
Zürnen wird sie ihm deshalb nicht;
Dem, von Hunger beklommen,
Vögel das Kleid genommen,
Dem der Kummer das Herz zerbricht,
Zürnen wird ihm die Braune nicht.
Ob ihr Liebes geschehen,
Ob sie Leides gesehen,
Vergessen wird sie's, wenn sie sieht
Den Gatten, der im Elend zieht."

Diese Kunde vernahm Damajanti mit Thränen; denn sie weiß, daß die Kunde von Nal kommt. Aber sie griff nun zur List, indem sie dem König Ritupern melden ließ, da Nal verschollen sei, wolle sie des andern Tags wieder einen Gatten wählen. Nal verspricht in einem Tage hinzufahren. Warschneja, Nal's früherer Wagenlenker, wird auch mitgenommen, und dieser erkennt den Herrn an seinem Fahren. Als die Rosse windschnell dahinbrausen, verwundert sich Ritupern und verspricht dem Nal für die Wagenkunde die Zahlenkunde, die er selbst besitzt und durch die er sofort angibt, wie viel Früchte an einem Baume hängen. Wie Nal die Zahlenkunst besitzt, fährt der Dämon Kali aus seinem Leibe; denn das Maß bändigt die Leidenschaft. Am Abend hört Damajanti das Räderrollen und Dröhnen des nahenden Wagens, in dessen Leitung sie Nal erkennt, und spricht:

„Wie dieser Wagendonner brüllt,
Der mit Getös die Erd' erfüllt,
Meine Seele mit Wonne schwellt,
Das ist Nala, der Fürst der Welt!
Heute den Mond von Angesicht
Wenn ich sehe den Nala nicht,
Den Herrn der Tugenden ohne Zahl,
Sterben muß ich heut' ohne Wahl.
Dieses Helden mit Fürstensitte
Soll ich in seiner Arme Mitte
Nicht heut' in Lustumfangung gehn,
So vergeh' ich, es muß geschehn.
Wenn mir mit Nachtgewölksgeschmetter
Der Nischader nicht naht, mein Retter,
So muß ich in goldenen Armen
Des Flammenstoßes erwarmen.
Wenn mir der Löwenmuthgesellte,
Der Elephantenrauschgeschwellte,
Der Könige Fürst, nicht naht in Kraft,
So vergeh' ich unzweifelhaft.
Jetzt gedenk' ich keiner Kränkung,
Keiner Kummer-Leid-Versenkung,
Keiner Falschheit, keiner Schmach;
Ich weiß kein böses Wort, das er sprach,
Ich weiß nicht, was er je verbrach,
Der edele, der huldige,
Der holdige, geduldige,
Sanftmüthige, unschuldige,
Nie niederem Trieb ergeben,
Mit allweg hohem Streben,
Der Nischader, mein Leben.
Dessen Tugenden nur gedenkend,
Tag und Nacht mich darein versenkend,
Ist das Herz mir zerrissen
Von Gram, den Liebsten zu missen."

Als Ritupern aber anlangt, sieht sie den Gatten nicht. Sollte ein anderer so fahren als er? Oder sollte er der mißgestaltete Wagenlenker sein? Sie läßt ihm durch eine Dienerin jenes Botenwort verkündigen, und der Wagenlenker wiederholt ihr sein Wort von den edlen Frauen. Da läßt Damajanti auf Alles merken, was er thut. Und siehe, enge und niedere Pforten werden vor ihm weit und hoch, er sieht die Töpfe und sie füllen sich mit Wasser, das Stroh entzündet sich am Sonnenstrahl und eine verwelkte Blume blüht in seinen Händen auf. Es sind die Hochzeitsgaben, die Nala von den Weltenhütern empfangen hat. Sie läßt nun die Kinder zu ihm bringen, und er entbrennt in Zärtlichkeit gegen sie,

Ihnen entgegen rennend,
Umfing er sie, bei Namen beide nennend,

Und hielt sie, lang von ihnen sich nicht trennend,
Indeß ihm die Augen flossen
Von Thränen, die begossen
Die Damajantisprossen.

Nun läßt ihn Damajanti zu sich führen und steht mit dem halben Mantel vor ihm, wie er sie verlassen. Da kann er sich nicht halten, er bekennt seine sinnverwirrende Leidenschaft und eilt zur Gattin. In ihrer Umarmung findet er seine alte herrliche Gestalt wieder, und Damajanti ruft:

„Heut' ist die zweite Gattenwahl,
Und Damajanti wählt den Nal,
O mein Gemahl, mein Bräutigam,
Nimm deine Braut im Wittwengram!"

Der Zahlenkunst mächtig, gewinnt Nal dann sein Reich von Puschkara zurück, und Nal und Damajanti, im Leide bewährt, leben selig wie die Götter. Das ist das Lied von der treuen Liebe der indischen Frau.

(Uebersetzt von Fr. Rückert.)

In Savitri, einer Dichtung, die wohl späteren Ursprungs ist, erscheint die treue Frauenliebe eben so schön als bei Damajanti.

Dem frommen König von Madra wird noch spät ein holdes Mägdlein geboren. Sie erblüht zu einer solch schönen Jungfrau, daß Niemand sie zur Gattin zu begehren wagt, so blendend ist der Schönheitsglanz der lotosäugigen Jungfrau. Mit unausgesprochenem Verlangen legt sie eines Tages den Rest der Opferblumen zu den Füßen des Vaters und steht mit gefalteten Händen neben ihm. Da heißt er sie den Wagen besteigen und von Ort zu Ort fahren, um den Mann zu finden, den sie zum Gemahl sich wünsche. Heimgekehrt erzählt sie, daß sie im Walde den Satjavat gefunden habe, der dem blinden und vom Throne gestoßenen Vater in die Einsamkeit gefolgt sei, ihn wünsche sie zum Gatten. Der weise Narada preist die Tugend und Schönheit des Jünglings, beklagt aber, daß derselbe in Jahresfrist sterben müsse. Savitri aber will, daß die Vermählung, nachdem ihr Herz einmal entschieden habe, vollzogen werde. Die Hochzeit wird gefeiert, und Savitri ist nicht nur die Freude ihres Gatten, sondern auch wegen ihrer Tugend der Liebling aller. Im Herzen aber gedenkt Savitri stets an das harte Wort des Heiligen vom Tode Satjavat's und legt das Borkengewand der Büßer an. Vier Tage vor Satjavat's Tode sagt sie, daß sie nach einem Gelübde drei Tage und Nächte regungslos und fastend stehen wolle. Als der vierte Morgen erscheint, opfert sie mit Seufzen. Die Brahmanen grüßen sie mit dem Wunsche, daß sie nie Wittwe werden möge, sie nimmt den Wunsch kummervoll an. Satjavat will mit dem Beile nach Holz in den Wald gehen. Sie begleitet ihn. Er preist die Reize des blüthenvollen Hains, sie aber sieht nur ihn, den Gemahl, indem sie der furchtbaren Stunde gedenkt, die nun kommen soll. Und Satjavat wird müde, fühlt einen Schmerz im Haupte und legt es in Savitri's Schooß und entschlummert. Da tritt schrecklich schön, eine Schlinge in der Hand, der Todtengott Jama zu ihr, zieht aus Satjavat's Leibe die Seele, bindet sie und geht davon. In stummem Schmerze

folgt ihm die treue Savitri. Jama sagt ihr: Kehre um, du hast den Gatten weit genug begleitet, halte die Todtenfeier. Aber sie versetzt: Meine Pflicht ist, den Gatten überall hin zu begleiten. Man sagt, mit wem man fünf Schritt gegangen, der sei schon unser Freund; darum höre freundlich, was ich sagen will:

Nicht unvorsichtig ist im Walde wohnen
Mit Tugendübung; denn die Weisen nennen
Die Tugend ihren Schutz und ihre Wohnung,
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste.
Durch Eines Tugend nach der Guten Glauben
Sind alle wir zum Weg des Heils gekommen,
Und suchen keinen Zweiten, keinen Dritten.
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste.

Der Spruch erfreut Jama. Darum soll sie eine Gnade wählen, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie bittet daher, daß ihr blinder Schwiegervater sehend werde. Die fromme Bitte wird gewährt. Aber jetzt kehre um, sagt der Gott, du wirst müde. Wo mein Gatte ist, erwidert Savitri, ermüde ich nimmer. Ich folge dir, wohin du ihn führest. Denn:

Die Guten dürfen einmal nur sich finden,
Dann werden sie als Freunde sich erkennen;
Der Guten Freundschaft ist von großem Segen;
Drum unter Guten wähle deine Wohnung.

Dies schöne Wort erquickt das Herz und erleuchtet den Verstand, erbitte dir eine neue Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's, sagt der Gott. Sie wünscht, daß ihr Schwiegervater wieder in sein Reich gesetzt werde. Es wird gewährt, doch soll sie nun umkehren. Sie aber entgegnet:

Wohlwollen, geben, hülfreich sein wie mit dem Worte mit der That
Von Herzensgrund ohn' Unterlaß, das ist des Guten stete Pflicht.
Das übet diese Welt wohl auch aus Menschengunst und Menschenfurcht;
Die Götter aber lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Feind.

Diese Rede ist dem Gotte süß wie dem Dürstenden das Wasser, so daß er ihr noch einen Wunsch, nur nicht das Leben Satjavat's, gewährt. Sie bittet um einen Sohn für ihren Vater. Es sei, antwortet der Gott, doch kehre jetzt um, du bist schon weit gegangen. Nicht weit ist, wo mein Gatte ist, noch weitere Sehnsucht hat mein Herz, erwidert sie und bittet im Gehen um weiteres Gehör:

Nicht auf sich selbst vertraut man, wie auf die Guten man vertraut,
Deswegen muß den Guten auch ein jeder Mensch gewogen sein.
Vertrauen faßt man leicht zu dem, der ohne Falsch und Mißgunst ist,
Deswegen kann vertrauen nur da walten, wo es Gute gibt.

Jama verheißt ihr eine vierte Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht Nachkommenschaft für Satjavat und sich, fährt aber dann fort:

Die Guten sind für andre immer thätig,
Nicht um sich Gegendienste zu verdienen;
Sie wirken immer, weil sie wohl erkennen:
So wandeln ist der Wille des Verehrten.

Doch nicht vergeblich ist der Guten Wirken,
Und ihres Handelns Frucht ist nicht vergänglich;
Der Gute führt durch Wahrheit selbst die Sonne,
Der Gute hält durch Frömmigkeit die Erde.

Da sagt der Gott:

Je länger du so sittlich wahr, gemüthlich, sinnreich, lieblich sprichst,
So mehr verehr' ich, Fromme, dich; drum wünsche, was du haben willst.

Savitri bittet nun:

Diesmal ist deine Gnade nicht wie sonst der Seligkeit beraubt:
Gib mir das Leben Satjavat's, gib mir das Leben des Gemahls!
Gib mir mein Leben wieder, gib mir Himmel, Glück und Seligkeit.
Zum Ueberflusse wünsch' ich noch, was du mir schon verwilligt hast;
Denn da du mir und Satjavat Nachkommenschaft verliehst, da schon
Gabst du mir den Gemahl zurück; drum gib das Leben Satjavat's!

Da gab ihr Jama mit Glückwünschen den Geist des Gemahls zurück, sie ging wieder dahin, wo der entseelte Leib lag und nahm das Haupt wieder auf den Schooß. Satjavat erwachte, wie aus einem tiefen Schlafe und fragte, warum sie ihn nicht geweckt habe, da die Nacht schon hereingebrochen wäre und die Eltern in Sorge sein würden. Er hieb einen dürren Ast zur Fackel ab, die er Savitri in die Linke gibt, damit sie ihn mit der Rechten umfaßt; er selbst nimmt zur Vertheidigung die Axt in die Rechte. So wanderten sie durch den finstern Wald. Der blinde Dumatjasen aber saß unter den Brahmanen, die seine Angst um die Kinder mit frommen Sprüchen zu besänftigen suchten. Und auf einmal konnte er sehen, wie Satjavat und Savitri eintraten. Savitri aber erzählt den Verwunderten, wie ihr Leid in Freude verwandelt ist. Das ist treue Frauenliebe bis über den Tod.

Sakuntala, die Tochter eines weisen Königs und einer Nymphe, wurde in einem heiligen Haine der Einsiedler von dem frommen Kamoa erzogen. Zu diesem Haine kommt auf der Jagd der König Duschmanta, er sieht Sakuntala, und nachdem er ihre königliche Herkunft erfahren hat, vermählt er sich mit ihr in Abwesenheit ihres Pflegevaters. Dann kehrt er, nachdem er ihr den Ring gegeben hat, mit dem Versprechen, sie abholen zu lassen, an seinen Hof zurück. Sakuntala versinkt darüber in tiefe Träumerei und vergißt die Pflichten der Gastfreundschaft und Ehrerbietung gegen einen frommen Brahmanen, so daß dieser über sie einen Fluch ausspricht, in Folge dessen Duschmanta die Sakuntala und seine Vermählung mit ihr vergessen muß. Der Fluch kann erst gelöst werden, wenn der König seinen Ring wiedererblickt. Als der Pflegevater die Vermählung erfährt, schickt er die Sakuntala zu ihrem Gatten. Als sie aber über einen Fluß setzt, entfällt ihr der Ring. Darum erkennt sie Duschmanta auch nicht und nimmt sie nicht auf. In dieser Noth wird Sakuntala von einer himmlischen Nymphe den Augen der Welt entrückt und in einen heiligen Wald, der den Göttern zum Aufenthaltsort dient, gebracht. Hier bringt sie einen Knaben zur Welt, der die Zeichen der Herrschaft und göttlicher Abkunft an sich trägt. Bald nachher bringt dem

Könige Duschmanta ein Fischer den Ring, den er einst der Sakuntala gegeben und den diese verloren hat, da kehrt ihm die Erinnerung zurück und er sehnt sich kummervoll nach Sakuntala, die er nicht zu finden weiß. Da schickt ihm der Gott Indra seinen Wagenführer und läßt ihn nach dem Aufenthaltsorte der Sakuntala bringen. Hier erblickt er zuerst seinen göttergleichen Knaben, der einen jungen Löwen zu seinem Spielzeug sich bändigt, hier sieht er auch seine Gemahlin, die er nun wieder erkennt. Für unsern Zweck ist besonders wichtig die Rede, welche Sakuntala an Duschmanta hält:

„Hoher Fürst, wohl kennst du mich! Warum denn
Gibst du scheulos vor, mich nicht zu kennen?
O so frage doch dein eignes Herz nur,
Daß es dir, was Wahrheit oder Falschheit
Sei, verkünde. Gib dem Guten Zeugniß
Und erniedre dich nicht selbst. Ein jeder,
Der sein Innres von dem Guten losreißt,
Welche Schuld begeht er nicht! Ein Räuber
Ist er an dem eignen Ich. Wohl wähnst du
Ganz allein zu sein, jedoch vergissest
Jenen weisen uraltheil'gen Seher,
Der in deinem Herzen wohnend immer
Nah dir ist und jeder Unthat zuschaut,
Die du übst. Wer böse handelt, täuscht sich
Mit dem Glauben wohl: hier sieht mich keiner, —
Doch die Götter schauen ihn, es schauet
Ihn das eigne innre Selbst. Ja wisse,
Mond und Sonne, Erd und Meer und Himmel
Kennen unser Thun; der Gott des Rechtes,
Unser eignes Herz, jedwede Dämmrung,
Tag und Nacht, das Feuer und die Lüfte
Sehen es, und wer nicht also handelt,
Daß der Richter in der Brust es billigt,
Dem sind nimmerdar die Götter gnädig."

„Des Hauses Ehre
Ist die Gattin, sie des Mannes Odem,
Wurzel sie des Rechts und des Geschlechtes
Und die Quelle alles Heils. Gemeinsam
Mit dem Gatten opfert sie den Göttern,
Und das Haus gedeiht durch ihre Sorge.
Süßer Trost verleiht sie dir im Unglück,
Und gesellt sich dir zu holder Zwiesprach
In der Einsamkeit; selbst auf der Wandrung,
In der Wildniß bietet sie dir Labung.
Wer ein Weib hat, der ist seelenfreudig
Und voll Hoffnung; er besitzt die Gattin
Ja in dieser Welt und in der andern.
In dem Sohn erblicken wir das eigne

Selbst von uns erzeugt, und himmelselig
Sieht der Vater im Gesicht des Sprößlings
Wie in einem klaren Quell sich selber
Rückgespiegelt. Und kein Schmuck, kein reines
Wasser schafft dir durch Berührung solche
Freude wie des lieben Sohnes Umhalsung.
Und gleichwie die Flamme, die zum Opfer
Von dem Herd genommen wird, ein Theil des
Feuers ist, so ist von dir ein Theil er,
Ist dein Selbst in anderer Erscheinung.

Hundert Brunnen wiegt ein See auf, hundert
Seen ein Götteropfer, hundert Opfer
Wiegt ein einz'ger Sohn auf; aber wisse,
Mehr als hundert Söhne wiegt die Wahrheit;
Denn die Wahrheit ist der Pflichten höchste,
Wahrheit ist der Dinge erste Ordnung,
Wahrheit ist die ew'ge Gottheit selber.

§ 8.

Das Gesetzbuch des Manu.

Durch die Einwanderung der Arja in das Gangesland entstanden zwei durch Abstammung und Ansehen verschiedene Menschenklassen in Indien. Die Sieger rissen Gut und Herrschaft an sich, die unterworfenen Ureinwohner sanken in Knechtschaft oder flohen in die Berge und Wälder, wo sie ein elendes Leben führten. Die Ureinwohner, welche sich freiwillig unterwarfen, behielten zwar ihre persönliche Freiheit, durften aber kein Grundeigenthum besitzen, sondern lebten als Knechte und Tagelöhner. Sie erhielten den Namen Sudra, und die neuen Ansiedler erhoben sich weit über sie; denn nur die „zweifach gebornen" Arja durften die heiligen Bücher lesen und nur sie wurden mit der heiligen Schnur bekleidet. Aber auch die Arja schieden sich mit der Zeit nach Beruf und Abkunft in drei Stände oder Kasten. Nach der Eroberung des Gangeslandes wendeten sich nämlich eine große Menge der Eingewanderten dem Ackerbau zu und überließen den Stammesfürsten und Edlen den Krieg. Diese Ackerleute und Hirten hießen Vaiçja (Ansiedler), sie traten bald hinter die Krieger an Ansehen zurück, erzeugten aber aus sich auch die bürgerlichen Gewerbe und pflegten den Handel und wurden zum Theil sehr reich; dennoch hatten sie an der Ehre und dem Ruhm des Adels, an der Würde der Priester keinen Antheil. Die idealen Güter des Lebens blieben ihnen verschlossen; denn wenn sie auch die Veden und Rechtsbücher lesen durften, so blieben sie doch dem höhern Geistesleben der Nation fern, da die Kaste die Einzelnen an das Geschäft des Vaters bannte und darum den höher Strebenden die Brahmanenkaste und auch der Kriegerstand verschlossen blieb. Die Kaste der Krieger (Kshatrija) stand in den Eroberungszeiten an der Spitze, erhielt aber nach und nach die zweite Stelle im Volke nach den Brahmanen. Sie bildete, durch Erziehung, Waffenübung und

Lebensweise von den anderen Kasten geschieden, den ritterlichen Adel der Nation. Die angesehenste Kaste war die der Priester, der Brahmanen, welche die Gebete, Anrufungen und Hymnen und die ganze heilige Wissenschaft in mündlicher Ueberlieferung auf ihre Nachkommen vererbten. Denn nur wer als Sohn oder Schüler die Unterweisung eines priesterlichen Meisters erhalten hatte, vermochte ein den Göttern angenehmes Opfer in der alten erprobten Form darzubringen und den Beistand der Himmlischen zu erwirken. Ja es wurde allgemein angenommen, daß nur die Abstammung von einem Priestergeschlecht in vollgültiger Ehe zur Priesterwürde und zur Verrichtung Gott wohlgefälliger Opfer und Gebete befähige. So wurden die Priester von den anderen Kasten streng geschieden und erschienen allgemein als die Höchsten im Volke, bei denen allein Bildung in Wissenschaft und Religion zu finden sei. Und dieser Unterschied der Kasten machte sich auch äußerlich durch Stoff und Form der Kleidung, Größe und Beschaffenheit des Stockes kenntlich. Der Brahmane erschien stets mit dem Bambusrohr, dem Wassergefäß für die Reinigungen und mit der heiligen Schnur umgürtet.

Zu dieser Abgeschlossenheit erstarrte das Kastenwesen, als nach und nach die alte Verehrung der Naturgötter hinter die Lehre von Brahma zurücktrat. Brahma ist die Weltseele, aus der alle Wesen in bestimmten Abstufungen hervorgegangen sind, und zu der sie auch wieder zurückkehren müssen. Jeder Gattung der Wesen ist nun eine bestimmte Stellung zugewiesen und eine bestimmte Aufgabe gestellt, und nur wer sich dieser göttlichen Weltordnung fügt und dem höchsten Wesen in Reinheit und Heiligkeit dient, erfüllt seine Bestimmung und kehrt in Brahma's Schooß zurück. Nur Brahma ist die wahre Substanz des Lebens und nur in ihm kann bleibendes Glück gefunden werden. Das Ziel des irdischen Lebens ist daher die Einigung mit Brahma, „das Verfließen des Tropfens mit dem Ocean". Diese Vereinigung mit der Weltseele kann aber nur durch Abstreifen alles Unreinen und Materiellen geschehen, und daher stellt das Leben der Natur ein allmähliches Aufsteigen vom Unvollkommnen zum Vollkommnen, einen steten Läuterungsproceß dar. In allen Wesen ist nämlich eine Leben schaffende Kraft mit einem materiellen Körper verbunden; diese Lebenskraft ist ein Ausfluß aus Brahma, mit dem sie sich wieder zu vereinigen sehnt, je schneller nun das Materielle überwunden wird, desto schneller geschieht diese Vereinigung. Die Welt zeigt nun eine ununterbrochene Kette von Wesen, die eine stufenweise Zunahme des geistigen Wesens zeigen, daraus erkennt man, daß der Tod der Uebergang eines Wesens aus der niederen Stufe zu einer höheren ist. Und so schreitet ein Wesen von einer Stufe zur andern, bis der Geist jenen Grad der Reinheit und Entäußerung von allem Körperlichen erreicht hat, der seinen Uebergang in die Weltseele möglich macht. Diese Reinheit ist aber nur bei der vollkommensten Menschenklasse, den Brahmanen, zu finden, und sie wird nur dadurch erreicht, daß die Seele durch Zähmung, Tödtung und Vernichtung des Fleisches Fesseln, welche den Gottesfunken an der Rückkehr zu dem Urquell des Lichtes hindern, zerbricht. Unglücklich ist daher derjenige, dessen irdische Wallfahrt durch Verschuldung sich verlängert dadurch, daß er den Läuterungsproceß von neuem beginnen oder sogar von

einer tieferen Stufe wieder aufsteigen muß (Seelenwanderung). Es kommt daher darauf an, daß jeder die seinem Stande und Berufe zustehenden Pflichten, die mit dem Aufsteigen der Kasten immer strenger werden, erfülle, die sinnlichen Triebe bändige, sich selbst verleugne und sich still und demüthig in die von Brahma herrührende Weltordnung füge. Nach dieser Weltordnung muß der als Mensch Geborene der Reihe nach die Kasten der Sudra, Vaicja, Kshatrija und Brahmanen durchwandern, ehe er zu Brahma eingehen kann. Und dieses Ziel kann er nur erreichen, wenn er im steten Trachten nach dem Göttlichen den Vorschriften der Brahmanen pünktlich Folge leistet, sie ehrt und durch Geschenke und Beweise von Hochachtung erfreut; Vergehungen aber gegen einen Brahmanen werden nicht nur auf Erden mit schweren Strafen belegt, sie stürzen auch den Frevler in die furchtbarsten Strafen der Hölle und führen seine Wanderung durch die Leiber verachteter Thiere herbei. So legte die Brahmalehre jedem Stande und Berufe einen göttlichen Ursprung bei, tröstete den Niedrigen für die Entbehrungen des irdischen Daseins durch die Aussicht auf künftige Seligkeit und verlieh dem Kastenwesen eine religiöse Weihe. Sie sind von Gott selbst aufgerichtete Schranken, die man daher nicht niederreißen muß. Nach dieser Gottesordnung, nach der die Priester von Brahma aus seinem Munde, die Krieger aus seinen Armen, die Gewerbetreibenden aus seinen Schenkeln, die Sudra aus seinen Füßen hervorgebracht sind, sollen die ersten heilig und weise, die zweiten stark und mächtig, die dritten reich, die vierten dienstbar und gehorsam sein.

Im Sinne der Brahmalehre suchten die Brahmanen auch das bürgerliche Leben zu ordnen. Sie bedurften dazu einer Autorität, die in weltlichen Dingen auf ähnliche allgemeine Geltung Anspruch hatte, wie die Veden in religiösen. Sie faßten daher die alten, auf Herkommen und Ueberlieferung ruhenden Gewohnheitsrechte der Arja zu einem Ganzen zusammen, das sie den veränderten Verhältnissen anpaßten und mit neuen Satzungen und Rechtsbestimmungen vermehrten. Diese ganze Gesetzsammlung schrieben sie, um ihr mehr Ansehen und allgemeine Anerkennung zu verschaffen, dem Manu zu.

Manu wurde in der patriarchalischen Periode als erster Mensch angesehen, galt in der Heroenzeit als erster König und Ahnherr der Herrscherfamilien und wurde nach dem Siege des Priesterthums als erster Weiser und Heiliger verehrt. Er hatte, wie man sagte, die einzelnen Gesetze durch göttliche Offenbarung von Brahma selbst erhalten und sie den heiligen Priestern mitgetheilt.

Den Hauptbestandtheil des Gesetzbuches Manu bilden die Vorschriften der Veden, mit denen man das Werk in möglichster Uebereinstimmung zu halten suchte, damit nicht eine Offenbarung der andern zu widersprechen scheine; einen zweiten Bestandtheil bilden „die Gewohnheiten der Guten", d. h. das überlieferte Recht, in dem die alten Rechtsgewohnheiten und Observanzen der einzelnen Landschaften und Geschlechter enthalten sind: der dritte Hauptbestandtheil endlich umfaßt die Aussprüche und Lehren der Weisen und Priester des Alterthums. Diese ohne System und strenge Ordnung lose an einander gereihten Bestandtheile wurden im Laufe der Jahrhunderte fortwährend durch neue Satzungen vermehrt und auch nach

dem Geiste der Zeit umgestaltet, so daß zuletzt das ganze Gesetzbuch unter den Händen der Brahmanen und durch die Ueberarbeitungen der priesterlichen Rechtsschulen eine bunte oberflächlich gruppirte Sammlung der verschiedenartigsten Bestimmungen über das religiöse, sittliche und politische Leben, über das öffentliche und private Recht in allen Beziehungen wurde. Es finden sich daher in ihm neben den tiefsinnigen religiösen Lehren auch Verordnungen über die Verhältnisse des öffentlichen Lebens, über Staatsverwaltung und Gerichtswesen, über Heirath und Erziehung, über Handel, Polizei und Marktpreise, über Anstand und Höflichkeit, Rathschläge über Haus- und Landwirthschaft, Klugheitslehren und Weisheitssprüche; es kennt aber das Gesetzbuch nur Kastenrechte, nicht Menschen- und Bürgerrechte.

Die Anordnung in den 12 Büchern, deren einzelne Sätze rhythmisch abgefaßt sind, ist folgende. Es beginnt das Gesetzbuch mit einer Schöpfungssage, die aber, wie auch Jones bemerkt, nicht so erhaben ist, als die Erzählung der heiligen Schrift von der Schöpfung, handelt dann über die Erziehung, geht dann über zu den Heirathsgesetzen, den häuslichen Pflichten, den Festen und Reinigungen, der Gottesverehrung, der Regierung und Gesetzgebung, zur Handhabung der Gesetze, sodann zum Handel, zu den gemischten Kasten, zur Buße und Sühnung, und schließt endlich mit der Seelenwanderung und dem Leben nach dem Tode. Das Ganze beginnt:

„Manu saß zurückgelehnt und hatte seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, auf den höchsten Gott gerichtet; da naheten sich ihm die göttlichen Weisen und redeten ihn nach gegenseitigen förmlichen Grüßen so an: Geruhe, Alleinherrscher, uns über die heiligen Gesetze in ihrer Ordnung zu belehren, wie sie von allen vier Klassen und von jeder nach ihren verschiedenen Graden müssen befolgt werden, ferner über die Pflichten jeder vermischten Klasse; denn du, Herr, und du allein unter den Sterblichen verstehst den wahren Sinn, das erste Princip und die vorgeschriebenen Ceremonien dieses allgemeinen übernatürlichen Veda, welchen keine Grenzen beschränken und kein Ansehn übertreffen kann."

Erstes Buch. 88. Die Pflichten, welche es (das höchste glorreiche Wesen) den Brahminen auferlegte, sind: den Veda lesen, ihn andern zu lehren, zu opfern, andern beim Opfer beizustehn, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und wenn sie arm sind, Geschenke zu nehmen.

89. Die Pflichten eines Kshatrija sind in wenig Worten: das Volk zu vertheidigen, Almosen zu geben, zu opfern, den Veda zu lesen und sich vor den Reizen des sinnlichen Vergnügens zu hüten.

90. Aber Viehheerden zu halten, Geschenke zu geben, zu opfern, die Schrift zu lesen, Handel zu treiben, auf Zinsen zu leihen und das Land zu bauen ist einem Vaicja befohlen oder zugelassen.

91. Eine Hauptpflicht legte der höchste Regierer einem Shudra auf, den vorerwähnten Klassen zu dienen, ohne ihrer Würde Abbruch zu thun.

92. Der Mensch ist reiner über dem Nabel; aber die selbst bestehende Macht hat verkündigt, daß sein reinster Theil der Mund sei.

93. Da der Brahmine aus dem vortrefflichsten Theile entsprang, da er zuerst geboren wurde und da er den Veda besitzt, so ist er von Rechtswegen das Haupt dieser ganzen Schöpfung.

94. Ihn ließ das Wesen, welches durch sich selbst besteht, aus seinem eigenen Munde im Anfange hervorgehen, damit er nach der Beobachtung heiliger Gebräuche den Göttern gesäuberte Butter (Ghi) darreichen möchte und Reiskuchen den Erzeugern des Menschengeschlechts zur Erhaltung dieser Welt.

95. Welches erschaffene Wesen nun kann ihn übertreffen, mit dessen Munde die Götter der Veste unaufhörlich Ghi schmausen und die Schatten der Voreltern geheiligte Kuchen?

96. Unter den erschaffenen Dingen haben die belebten den Vorzug, unter den belebten die, deren Dasein sich auf Vernunft gründet, unter den vernünftigen das Menschengeschlecht und unter den Menschen die Priesterkaste;

97. unter den Priestern die vorzüglich Gelehrten, unter den Gelehrten die, welche ihre Pflicht kennen, unter solchen, welche sie kennen, diejenigen, welche sie tugendhaft erfüllen, und unter den Tugendhaften die, deren Wonne eine vollkommene Bekanntschaft mit der Schriftlehre ist.

98. Schon die Geburt der Brahminen ist eine beständige Incarnation des Dherma, des Gottes der Gerechtigkeit; denn der Brahmine wurde geboren, Gerechtigkeit zu befördern und Glückseligkeit zu bewirken.

99. Wenn ein Brahmine ans Licht kommt, wird er erhaben über der Welt geboren, ist das Haupt aller Geschöpfe und bestimmt, die Schatzkammer religiöser und bürgerlicher Pflichten zu bewachen.

100. Alles, was sich im Universum befindet, ist in der That, obwohl nicht dem Anscheine nach, der Reichthum der Brahminen, weil der Brahmine durch seine erste und erhabene Geburt ein Recht dazu hat.

101. Der Brahmine ißt blos seine erworbene Nahrung, trägt blos seine eigenen Kleider und gibt blos seine eigenen Almosen; ja wahrlich durch das Wohlwollen des Brahminen genießen die übrigen Sterblichen ihres Lebens.

102. Um die Pflichten der Priester und die der andern Klassen in gehöriger Ordnung zu verkünden, gab Manu, der Sohn des Selbstbestehenden, dieses Gesetzbuch,

103. ein Gesetzbuch welches mit äußerster Sorgfalt von jedem gelehrten Brahminen studirt und seinen Schülern völlig erklärt worden, aber von keinem andern Manne aus einer niedern Klasse erläutert werden muß.

104. Der Brahmane, welcher dieses Buch studirt, ist nach der Beobachtung heiliger Gebräuche immer schuldlos in Gedanken, Worten und Werken.

Zweites Buch. Ueber die Erziehung oder die Priesterkaste und den ersten Stand.

6. Die Wurzeln des Gesetzes sind der ganze Veda, die Verordnungen und tugendhaften Sitten derer, die ihn vollkommen verstehen, die uralten Gebräuche guter Menschen und in ganz gleichgültigen Fällen Gutbefinden.

7. Jedes Gesetz, das Manu irgend jemandem vorgeschrieben hat, ist ausführlich im Veda aufgezeichnet; denn er war vollkommen in göttlicher Wissenschaft.

27. Durch Spenden ins Feuer während der Mutter Schwangerschaft, durch heilige Gebräuche bei der Geburt eines Kindes, durch Abscherung der Haupthaare desselben, so daß nur etwas davon stehen bleibt, und durch die Umbindung des Opferbandes werden alle Befleckungen der drei Klassen gänzlich vertilgt.

28. Das Studium des Veda, religiöse Beobachtungen, Spenden ins Feuer, die Ceremonien Traividia, Opfer den Göttern und Manu dargebracht, Kinderzeugung, die fünf großen Sakramente und feierliche Opfer: alles das macht den menschlichen Körper eines göttlichen Zustandes empfänglich.

29. Bei der Geburt eines Knaben ist vor der Absonderung der Nabelschnur eine Ceremonie verordnet: man muß ihm unter Hersagung heiliger Schriftstellen etwas Honig und Ghi aus einem goldenen Löffel zu kosten geben.

30. Am zehnten oder zwölften Tage nach der Geburt oder an einem glücklichen Tage des Mondes zu einer glücklichen Stunde und unter dem Einflusse eines Gestirns mit guten Eigenschaften soll der Vater die Ceremonie der Namengebung verrichten oder, im Falle er abwesend ist, verrichten lassen.

31. Der erste Theil in dem zusammengesetzten Namen eines Brahmanen soll Heiligkeit, in dem eines Kshatrija Macht, in dem eines Vaicja Reichthum und in dem eines Shudra Verachtung ausdrücken.

32. Der zweite Theil in eines Priesters Namen soll Heil, in dem eines Kriegers Erhaltung, in dem eines Handelsmannes Nahrung und in dem eines Dieners unterthänige Aufwartung bedeuten.

33. Frauennamen sollen gefällig, sanft, leicht, die Einbildungskraft bezaubernd, guter Vorbedeutung, mit langen Selbstlautern schließend und Segnungsworten ähnlich sein.

34. Im vierten Monate soll das Kind aus dem Hause getragen werden, die Sonne zu sehen; im sechsten Monate soll man ihm Reis zu essen geben, oder man mag so verfahren, wie es nach dem Herkommen der Familie am zuträglichsten gehalten wird.

35. Auf Verordnung des Veda soll die Ceremonie des Abscheerens der Haare gesetzmäßig von den drei ersten Klassen im ersten oder dritten Jahre nach der Geburt vollzogen werden.

36. Im achten Jahre nach der Empfängniß eines Brahmanen, im elften nach der eines Kshatrija und im zwölften nach der eines Vaicja soll der Vater dem Sohne das Unterscheidungszeichen seiner Klasse feierlich übergeben.

37. Uebermäßiges Essen ist der Gesundheit, dem guten Namen und der künftigen Seligkeit im Himmel nachtheilig; es ist der Jugend schädlich und unter den Menschen verhaßt, daher muß er es auf das geflissentlichste vermeiden.

67. Die völlige Einweihung der Weiber in ihren Stand, welche durch die Hochzeitsceremonie geschieht, ferner Ehrerbietung gegen ihre

Männer, einstweiliges Verbleiben in ihres Vaters Familie, Besorgung der häuslichen Geschäfte und Aufsicht über das heilige Feuer sind den Frauen im Veda verordnet.

68. Dies ist das geoffenbarte Gesetz der Gebräuche für die Wiedergebornen, Gebräuche, in deren Beobachtung ihre zweite Geburt offenbar besteht und welche ihre Fortschritte offenbar in der Heiligung bewirken; vernimm nun, was für Pflichten sie nachher zu beobachten haben.

69. Nachdem der ehrwürdige Lehrer seinen Zögling mit dem Bande umgürtet hat, muß er ihn erst in der Reinigung, in guten Gebräuchen, in der Behandlung des geweihten Feuers und in den heiligen Ceremonien des Morgens, Mittags und Abends unterweisen.

70. Das Gesetz verordnet, daß ein Schüler, welcher den Veda zu lesen im Begriffe ist, sich zuvor mit seinem Gesichte nach Mitternacht gekehrt wasche, darauf ein reines Unterkleid anthue, den schriftmäßigen Gruß abstatte, die gehörige Stellung annehme und sodann Unterricht empfange.

71. Zu Anfange und zu Ende jeder Lehrstunde muß er allemal beide Füße seines Lehrers umfassen und dann mit gefalteten Händen lesen; das nennt man den schriftmäßigen Gruß verrichten.

72. Er lege seine Hände quer über einander und umfasse so die Füße des Lehrers, nämlich mit seiner linken Hand den linken Fuß und mit seiner rechten den rechten Fuß.

73. Wenn er nun zum Unterrichte vorbereitet ist, soll der unablässig aufmerksame Lehrer sprechen: „Auf! lies“, und am Ende der Unterweisung soll er sagen: „Ruhe aus!“

74. Ein Brahmane muß allezeit zu Anfange und am Ende des Unterrichts über den Veda bei sich selbst die Silbe Om aussprechen; denn wenn die Silbe Om nicht vorher gesagt wird, weicht seine Gelehrsamkeit von ihm, und wenn er sie nachher zu sagen unterläßt, so wird der Unterricht nicht lange haften.

75. Daher lasse sich der Brahmane zuerst auf Cusa, dessen Halmspitzen nach Morgen stehen, nieder und reinige sich durch die Reibung dieses heiligen Grases seine beiden Hände und durch dreimaliges Ansichhalten des Athems, deren jedes so lange als die Aussprache fünf kurzer Selbstlauter dauert; so vorbereitet kann er ohne weiteres Bedenken Om sagen.

76. Brahma melkte gleichsam aus den drei Vedas den Buchstaben A, den Buchstaben U und den Buchstaben M, welche durch ihre Verbindung das einsilbige Wort von drei Buchstaben bilden, desgleichen die drei geheimnißvollen Worte Bhur, Bhuwah, Sever oder Erde, Luft, Himmel.

77. Der unbegreiflich erhabene Herr der Schöpfung melkte auch aus den drei Vedas nach und nach die drei Verse des unaussprechlichen Lehrsatzes, welcher mit tad anfängt und Savitri oder Gayatri überschrieben ist.

78. Ein Priester, der den Veda versteht und morgens und abends diese Silbe und den heiligen Lehrsatz, vor welchem jene drei Worte stehen, bei sich selbst hersagt, wird die Heiligkeit erlangen, welche der Veda ertheilt.

79. Und wenn ein wiedergeborener Mann diese drei Worte (oder Om die Vyahritis und den Gayatri) fern vom großen Haufen tausendmal wiederholt, so soll er in Zeit von einem Jahre, wenn er auch ein großes Verbrechen begangen hätte, ebenso frei davon werden wie eine Schlange von ihrer abgeworfenen Haut.

80. Der Priester, der Krieger, der Handelsmann, welcher diesen geheimnißvollen Spruch vernachlässigt und nicht zu gehöriger Zeit seine besonderen Frömmigkeitsübungen beobachtet, soll von den Tugendhaften verachtet werden.

81. Die drei großen unveränderlichen Worte, vor welchen die Silbe mit drei Buchstaben steht und auf welches die Gayatri folgt, welche aus drei Versen zusammengesetzt ist, müssen als der Mund oder als der vorzüglichste Theil des Veda beobachtet werden.

82. Wer drei Jahre lang täglich ohne Unterlaß diesen heiligen Satz wiederholt, wird sich einst dem göttlichen Wesen nahen, sich leicht wie Luft bewegen und eine ätherische Gestalt annehmen.

83. Das einsilbige Wort von drei Buchstaben ist ein Sinnbild des Höchsten, das wiederholte Zurückhalten des Athems mit einem auf Gott gerichteten Herzen ist das größte Zeichen der Andacht; aber nichts ist erhabener als Gayatri: eine Verkündigung der Wahrheit ist vorzüglicher als Stillschweigen.

84. Alle im Veda verordneten Gebräuche, Spenden ins Feuer und feierliche Opfer vergehen; aber es ist kund gethan, daß die Silbe Om nicht vergeht, welche daher aeshara genannt wird, weil sie das Symbol Gottes, des Herrn der erschaffenen Wesen, ist.

85. Die Wiederholung seines heiligen Namens ist zehnmal besser als das festgesetzte Opfer, hundertmal besser, wenn jemand dabei zuhört, und tausendmal besser, wenn sie blos in Gedanken geschieht (Versunkenheit, Vertiefung, Entzückung).

86. Die vier häuslichen Sakramente, verbunden mit einem verordneten Opfer, sind, wenn sie auch alle zusammen genommen werden, nicht dem sechszehnten Theile eines Opfers gleich, welches durch die Hersagung der Gayatri vollzogen wird.

87. Blos durch die Wiederholung der Gayatri kann ein Priester unstreitig Seligkeit erlangen, er mag nun andere religiöse Handlungen verrichten oder nicht; wenn er Maitra oder ein Freund aller Geschöpfe ist, so heißt er mit Recht Brahmana, oder vereinigt mit dem einigen Großen.

88. Wie ein Fuhrmann widerspenstige Pferde zu behandeln weiß, so wird ein weiser Mann mit der größten Sorgfalt die Gliedmaßen zu bezäumen verstehen, welche unter den hinreißenden Sinnlichkeiten wild herumirren.

89. Ich will die elf Gliedmaßen, welchen die ersten Weisen Namen gaben, kurz und in gehöriger Ordnung nennen, in wiefern sie Gegenstände der Gesetze sind.

90. Die Nase ist das fünfte nach den Ohren, nach der Haut, den Augen und der Zunge; und die Sprachwerkzeuge haben den zehnten Platz nach den Organen der Ausleerung und der Zeugung und nach den Händen und Füßen.

91. Fünfe derselben, das Ohr und die übrigen, wie sie in der Reihe folgen, sind von gelehrten Männern Sinnwerkzeuge genannt worden, und die andern Glieder des Handelns.

92. Das Herz muß als das elfte betrachtet werden, welches seiner natürlichen Beschaffenheit nach leidet und wirkt: wenn dieses bezwungen ist, dann sind auch die beiden andern Reihen, jede aus fünf Gliedern bestehend, gewonnen.

93. Wer seine Organe an sinnliches Vergnügen kettet, ist ganz gewiß strafbar; wer sie aber völlig im Zaume hält, wird himmlische Wonne genießen.

94. Verlangen wird nie durch den Genuß des erwünschten Gegenstandes gestillt, eben so wenig als Feuer mit gereinigter Butter, sondern vielmehr nur noch heftiger angeflammt wird.

95. Die Unterdrückung sinnlicher Lüste ist weit besser als die Befriedigung derselben ohne Rücksicht auf das Ansehn von Personen, die sich entweder allen Genuß erlauben oder demselben völlig entsagen.

96. Anreizungen zur Wollust vermeiden ist kein so kräftiges Mittel zur Bezwingung der Organe, welche durch sinnlichen Genuß verwöhnt sind, als anhaltendes Streben nach göttlicher Kenntniß.

97. Wer sich durch Sinnlichkeit befleckt hat, dem können weder die Vedas, noch Freigebigkeit, noch Opfer, noch Ausübung strenger Regeln, noch fromme Härte gegen sich selbst Glückseligkeit gewähren.

98. Wer sich über das, was den Sinnen des Gesichts, Gefühls, Gehörs, Geschmacks und Geruchs angenehm oder widrig ist, weder sehr freut noch betrübt, den kann man wirklich Sieger über seine Sinneswerkzeuge nennen.

99. Aber wenn ein einziges unter allen seinen Organen sündigt, so verliert er durch diesen Fehltritt seine Kenntniß von Gott, eben so wie sich das Wasser durch eine einzige Oeffnung aus einer Lederflasche verliert.

100. Hat er alle seine Organe der Sinne und des Handelns im Zaume halten und auch sein Herz beherrschen lernen, so wird er jedes Vortheils genießen, wenn er auch seinen Körper nicht durch religiöse Härte kasteiet.

101. Des Morgens in der Dämmerung wiederhole er die Gayatri stehend bis er die Sonne sieht; und in der Abenddämmerung sitzend bis die Sterne deutlich zu sehen sind.

102. Wer die Gayatri in der Morgendämmerung stehend hersagt, entfernt jede unbekannte nächtliche Sünde, und wer sie in der Abenddämmerung sitzend wiederholt, tilgt die Flecken, die er wider sein Wissen den Tag über bekommen hat.

103. Aber wer die Gayatri weder stehend des Morgens, noch sitzend des Abends hersagt, muß wie ein Shudra von der Beobachtung jedes heiligen Gebrauchs der wiedergebornen Klassen ausgeschlossen werden.

104. Er begebe sich behutsam an einen einsamen Ort, sage, wachsam auf seine Glieder, in der Nähe von reinem Wasser die Gayatri her und schreite dann zu den Ceremonien des Tages.

105. Das Lesen der Vedangas oder der Grammatik, Prosodie, Mathematik und dergleichen oder auch derjenigen Theile des Veda, welche

selten gelesen werden, ist nicht an besondern Tagen verboten, ebensowenig das Hersagen der Sprüche, welche bei Spenden in's Feuer festgesetzt sind.

106. Bei dem, was immer gelesen werden muß, und deswegen Brahmasastra heißt, kann kein solches Verbot stattfinden, und dem Veda zufolge bringt die Spende in's Feuer gute Frucht hervor, ob man gleich dabei den Spruch Vashat hersagt, welcher bei anderen Gelegenheiten an gewissen Tagen unterbleiben muß.

107. Wer ein ganzes Jahr fortfährt, den Veda zu lesen, seine Glieder in Aufmerksamkeit und seinen Leib rein zu halten, der wird allzeit gute Früchte von seinen Opfern ernten, sie mögen aus frischer oder geronnener Milch, aus gereinigter Butter oder aus Honig bestehen.

108. Ein wiedergeborener Jüngling mit dem Opferbande umgürtet muß Holz für das heilige Feuer sammeln, Lebensmittel von Verwandten erbitten, auf einem niedrigen Bette schlafen und sich beschäftigen, wie es seinem Lehrer gut dünkt, bis er wieder in das Haus seines natürlichen Vaters zurückkehrt.

109. Folgende zehn Personen haben die Erlaubniß der Gesetze, sich im Veda unterweisen zu lassen: Der Sohn eines geistlichen Lehrers, ein fleißiger Knabe, einer, der Geschicklichkeit besitzt, in anderen Kenntnissen Unterricht zu ertheilen, ein Gerechter, ein Reiner, ein Gefälliger, ein Mächtiger, einer, der Reichthum schenken kann, ein Redlicher und ein Blutsverwandter.

110. Außer diesen muß ein verständiger Lehrer mit keinem andern von Sachen sprechen, über die man ihn entweder gar nicht oder doch sehr unschicklich fragt, sondern unter dem großen Haufen, wenn er auch noch so gelehrt ist, soll er thun, als ob er stumm wäre.

111. Wenn von zwei Leuten der erste gesetzwidrig fragt und der andere gesetzwidrig antwortet, so wird einer entweder sterben oder verhaßt werden.

112. Wo sich nicht Tugend und Reichthum, um sie gehörig zu schützen oder wenigstens genaue, der Heiligkeit des Gegenstandes angemessene Aufmerksamkeit findet, auf solches Land muß göttlicher Unterricht nicht gesäet werden; er würde umkommen wie schöner Samen in unfruchtbarem Boden.

113. Ein Lehrer des Veda sollte lieber mit seiner Gelehrsamkeit sterben, als sie in unfruchtbaren Boden säen, ob er gleich große Nahrungssorge haben mag.

114. Heilige Gelehrsamkeit nahte sich einem Brahminen und sprach zu ihm: „Ich bin dein kostbares Kleinod, verwahre mich sorgfältig, übergib mich keinem Verächter (durch solche Verwahrung werde ich vorzüglich stark werden);

115. sondern als einem wachsamen Verwahrer deines Kleinod's theile mich dem Schüler mit, von welchem du weißt, daß er rein ist, und daß er seine Leidenschaften bezwungen hat, um die Pflicht seines Standes zu erfüllen."

116. Wer sich Kenntniß des Veda ohne seines Lehrers Einwilligung erwirbt, macht sich eines Diebstahls der Schrift schuldig und wird in die Gegend der Qual sinken.

117. Wer auch immer der Lehrer sein mag, der einen Schüler über

gemeine Ceremonien oder über heilige Gegenstände unterrichtet hat, die Pflicht des Schülers gebietet, daß er seinen Lehrer zuerst grüße, wenn sich beide begegnen.

118. Ein Brahmine, welcher über seine Leidenschaften völlig Meister ist, ob er gleich nur die Gayatri versteht, verdient mehr Ehre als der, welcher seine Leidenschaften nicht zähmt, alle Arten von Nahrung ißt und alle Arten von Waaren verkauft, wenn er auch die drei Vedas verstände.

119. Wenn ein Oberer auf einem Sessel oder einer Bank sitzt, so darf kein Niederer mit ihm darauf sitzen, und wenn ein Niederer auf einem Sessel sitzt, so soll er aufstehen und den Oberen grüßen.

120. Die Lebensgeister eines jungen Mannes steigen aufwärts, um von ihm zu fliehen, wenn sich ein älterer ihm nahet; aber durch Aufstehen und Grüßen erlangt er sie wieder.

121. Ein Jüngling, welcher sich gewöhnt, die Bejahrten zu grüßen und zu verehren, hat vierfachen Gewinn an Leben, Kenntniß, Ruhm und Stärke.

122. Nach dem Gruße muß ein Brahmin den älteren anreden und sagen: „Ich bin der und der", und seinen Namen nennen.

123. Wenn einige Personen aus Unkunde der Sanskrit-Sprache die Bedeutung seines Namens nicht verstehen, so sollte ein gelehrter Mann zu ihm sagen: „Ich bin's" und auf diese Art sollte er alle Klassen der Weiber anreden.

Auch 124—134 handeln von dem Ceremoniell beim Grüßen.

135. Der Schüler muß einen Brahminen, wenn dieser auch nur zehn Jahre alt, und einen Kshatrija, wenn er auch in seinem hundertsten Jahre sein sollte, als Vater und Sohn betrachten, da unter diesen beiden der junge Brahmine wie ein Vater zu verehren ist.

136. Reichthum, Verwandtschaft, Alter, gute Aufführung und fünftens göttliche Kenntnisse geben Anspruch auf Achtung; aber das zuletzt genannte ist das Achtungswürdigste.

137. Je mehr ein Mann aus den drei obersten Klassen, er sei wer er wolle, von den fünf genannten Eigenschaften sowohl der Anzahl als dem Grade nach besitzt, um desto verehrungswürdiger ist er; ja sogar ein Shudra, wenn er im zehnten Zehend seines Alters ist.

138. Man weiche aus dem Wege vor einem Manne, der gefahren kommt, vor einem, der über neunzig Jahre alt oder krank ist, vor einem, der eine Last trägt, vor einem Frauenzimmer, vor einem Priester, der soeben aus der Wohnung seines Lehrers zurückkommt, vor einem Fürsten und einem Bräutigam.

139. Wenn man diesen allen zusammen begegnet, so muß man den zurückkehrenden Priester und dem Fürsten die größte Hochachtung bezeugen, und unter diesen beiden sollte der eben zurückkommende Priester mit mehr Achtung behandelt werden als der Fürst.

140. Der Priester, welcher seinen Zögling mit dem Opferbande umgürtet und ihn nachher im ganzen Veda, in den Opfergesetzen und in den heiligen Upanishaden (Abtheilungen des Veda) unterrichtet, wird von heiligen Weisen ein Acharya genannt.

141. Aber wer, um sich Lebensunterhalt zu verschaffen, blos über

einen Theil des Veda oder in der Grammatik und anderen Vedangas Unterricht ertheilt, wird ein Upadhyaya oder Unterlehrer genannt.

142. Ein Vater, welcher die Gebräuche bei der Empfängniß und dergleichen nach dem Gesetze beobachtet und welcher das Kind zuerst mit Reis nährt, hat den Beinamen Guru oder Verehrungswürdiger.

143. Wer für die Bereitung des heiligen Feuers, für das Anordnen des Paca und Agnishtoma und für die Verrichtung anderer Opfer sich bezahlen läßt, heißt in diesem Gesetzbuche der Ritwij (Knecht) dessen, der ihn dingt.

144. Wer wahrhaftig beide Ohren mit dem Veda füllt, muß einer Mutter gleich geachtet und wie ein Vater geehrt werden: der Zögling muß ihn nie beleidigen.

145. Ein bloßer Acharya oder Lehrer der Gayatri übertrifft zehn Upadhyayas, ein Vater übertrifft hundert solche Acharyas und eine Mutter tausend natürliche Väter.

146. Unter den beiden, von denen der eine natürliches Dasein und der andere Kenntniß des ganzen Veda gibt, ist der Geber heiliger Kenntniß der verehrungswürdige Vater, da die zweite oder göttliche Geburt dem Wiedergebornen nicht nur in dieser Welt, sondern auch dereinst auf ewig Leben zusichert.

147. Man betrachte das als bloß menschliche Geburt, was die Eltern zu ihrem gegenseitigen Vergnügen einem Wesen mittheilen und was es erhält, nachdem es im Mutterleibe gelegen hat.

148. Aber die Geburt, welche sein vorzüglichster Acharya, der den ganzen Veda versteht, ihm durch seine göttliche Mutter Gayatri mittheilt, ist eine wahre Geburt: ihr kann weder Tod noch Alter schaden.

149. Wer jemandem die Wohlthat heiliger Gelehrsamkeit ertheilt, sie sei klein oder groß, der soll hienieden Guru oder verehrungswürdiger Vater wegen dieser himmlischen Wohlthat genannt werden.

150. Ein Brahmine, welcher geistlich zeugt und vorgeschriebene Pflichten lehrt, wird mit Recht der Vater eines alten Mannes genannt, ob er gleich selbst ein Kind ist.

Derselbe Gedanke ist auch in 151—153 ausgedrückt.

154. Größe erlangt man nicht durch Jahre, nicht durch graue Haare, nicht durch Reichthum, nicht durch mächtige Verwandtschaft; die göttlichen Weisen haben folgendes Gesetz gegeben: „Wer die Vedas und ihre Angas (Theile der Vedas) gelesen hat, der ist groß unter uns."

155. Bei Priestern berechnet man Seniorität nach heiliger Gelehrsamkeit, bei den Kriegern nach Tapferkeit, bei Handelsleuten nach Ueberfluß an Getreide, bei der Sklavenklasse allein nach dem Alter.

156. Daher ist ein Mann nicht alt, weil sein Haupt grau ist; in Wahrheit halten die Götter den für alt, der ungeachtet seiner Jugend an Jahren den Veda gelesen hat und versteht.

157. Ein ungelehrter Brahmine ist ebenso wie ein Elephant aus Holz, oder eine Antilope aus Leder; diese drei Dinge haben nichts als Namen.

158. Wie ein Entmannter bei Frauen ohne Wirkung, wie Freigebigkeit bei einem Thoren nichts frommt, wie eine Kuh keine andere be

fruchten kann; so ist ein Brahmine untüchtig, wenn er nicht die heiligen Lehren liest.

159. Gute Unterweisung muß dem Schüler ohne unangenehme Empfindung gegeben werden, und ein Lehrer, welcher der Tugend huldigt, muß süße, sanfte Worte brauchen.

160. Derjenige erntet die völlige Frucht eines vollständigen Studiums des Veda, dessen Rede und Herz rein und immer aufmerksam bewahrt sind.

161. Niemand lasse Klagen von sich hören, ob er gleich Schmerz leidet; niemand beleidige den andern weder in That noch in Gedanken; niemand sage ein Wort, das seinem Nebenmenschen Unmuth machen könnte; denn dies wird seinen eigenen Fortschritt zur künftigen Glückseligkeit verhindern.

162. Ein Brahmine sollte immer weltliche Ehre wie Gift vermeiden und lieber Geringschätzung, als ob es Nektar wäre, suchen; denn er kann vergnügt schlafen und vergnügt erwachen, ob er gleich verachtet wird: vergnügt kann er durch dieses Leben wandeln, aber der Verächter verdirbt gänzlich.

163. Ein wiedergeborener Jüngling, dessen Herz durch diese regelmäßige Folge verordneter Handlungen gebildet worden ist, muß sich auch nach und nach, wenn er bei seinem Lehrer wohnt, an die Andachtsübungen gewöhnen, die mit dem Studium der Schrift verbunden sind.

164. Wer aufs neue geboren ist, muß den Veda und vornehmlich die heiligen Upanishaden unter verschiedenen Andachtsübungen und mit den im Gesetze verordneten Kasteiungen lesen.

165. Die vorzüglichsten der wiedergeborenen Klassen müssen, wenn sie andächtig sein wollen, beständig das Lesen der Schrift wiederholen; denn wiederholtes Lesen der Schrift wird hier die höchste Andacht eines Brahminen genannt.

166. Ja wahrlich! derjenige Schüler der Gottesgelehrtheit verrichtet die höchste Andachtsübung mit seinem ganzen Körper bis an die Spitzen seiner Nägel, welcher so viel, als in seinen äußersten Kräften steht, täglich den Veda liest, ob er gleich in sofern sinnlich sein sollte, daß er einen Kranz wohlriechender Blumen trüge.

167. Ein wiedergeborener Mann, welcher den Veda nicht studirt hat und große Aufmerksamkeit auf eine andere, weltliche Wissenschaft wendet, geräth bald schon bei Lebzeiten in den Zustand eines Shudra und seine Nachkommen nach ihm.

168. Die erste Geburt geschieht durch die natürliche Mutter, die zweite durch das Umbinden des Gürtels, die dritte durch gehörige Beobachtung des Opfers: dies sind die Geburten dessen, den man gewöhnlich nach einem Ausspruche des Veda wiedergeboren nennt.

169. Unter diesen ist die göttliche Geburt diejenige, welche sich durch das Umbinden des Gürtels und des Opferbandes auszeichnet, und in dieser Geburt ist die Gayatri seine Mutter und der Acharya sein Vater.

170. Die Weisen nennen den Acharya Vater, weil er im Veda unterrichtet, und kein junger Mann kann vor seiner Einkleidung eine heilige Ceremonie verrichten.

171. Ehe er in die Unterscheidungszeichen seiner Klasse eingekleidet

ist, muß er keinen heiligen Lehrsatz aussprechen, diejenigen ausgenommen, derer man sich bei der Todtenfeier eines Vorfahren bedienen sollte, weil er vor seiner Wiedergeburt durch die offenbarte Schrift nichts besser als ein Shudra ist.

172. Von dem, welcher gehörig eingekleidet ist, erfordert man sowohl Andachtsübungen als regelmäßiges Studium des Veda nach vorhergegangenen bestimmten Ceremonien.

173. Der Umhang von Leder, das Opferband und der Gürtel, der Stab und die Unterkleider, welche, wie oben erwähnt worden, dem Jünglinge jeder Klasse besonders zu tragen vorgeschrieben sind, müssen auch bei ihren religiösen Verrichtungen getragen werden.

174. Ein Bramachari oder Schüler der Gottesgelahrtheit muß, so lange er bei seinem Lehrer wohnt, folgende Vorschriften beobachten und über alle seine Glieder wachen, um sich immer mehr und mehr an Andachtsübungen zu gewöhnen.

175. Tag für Tag, wenn er sich gebadet und gereinigt hat, muß er den Göttern, den Weisen und den Manen frisches Wasser darbringen; er muß dem Bilde der Gottheit seine Achtung bezeugen und Holz für Spenden ins Feuer zusammentragen.

176. Er muß sich enthalten des Honigs, des Fleisches, der Wohlgerüche der Blumenkränze, der süßen Pflanzensäfte, der Weiber, aller süßer Sachen, die sauer geworden sind, und der Beschädigung irgend eines belebten Wesens, 177. der Salbe für seine Glieder, des schwarzen Pulvers für seine Augen (Spießglanzpulver, um den Augen größeren Glanz zu verleihen. Wilkins), des Gebrauchs der Pantoffeln und des Sonnenschirms, der sinnlichen Lüste, des Zorns, des Geizes, des Tanzes, des Gesanges und des Saitenspiels, 178. der Streitigkeiten, des Spielens, der Verunglimpfung, der Falschheit, der Umarmung und des frechen Anschauens der Weiber und der Ungefälligkeit gegen andere.

179. Er muß immer allein schlafen und nie seine Mannheit verschwenden; denn wer seine Mannheit mit Willen verschwendet, verletzt die Vorschrift seines Standes und wird ein Avacirni (Selbstschänder).

180. Ein wiedergeborner Jüngling, welcher ohne Vorsatz seine männliche Stärke im Schlaf verschwendet, muß sich baden, zur Sonne beten und hochachtungsvoll den folgenden Spruch der Schrift hersagen: „Laß meine Stärke wieder zu mir kehren."

181. Er muß Wasser, Töpfe, Blumen, Kuhmist (dieser ist nach der Anschauung der Hindu rein und reinigt), frische Erde und Cusagras, so viel als nützlich ist, zu seinem Lehrer tragen und alle Tage die Pflicht eines religiösen Bettlers ausüben.

182. Ein Brahminenschüler muß alle Tage mit gehöriger Sorgfalt seine Nahrung durch Betteln aus den Häusern solcher Personen erhalten, welche wegen der Erfüllung ihrer Pflichten berühmt und nicht nachlässig in Vollziehung der Opfer sind, die der Veda verordnet.

183. Er soll keine Lebensmittel von den Vettern seines Lehrers fordern, auch nicht von seinen eigenen Vettern noch von anderen Verwandten väterlicher oder mütterlicher Seite; aber wenn er keinen Zugang

zu anderen Häusern hat, so muß er bei den letzten von denen anfangen, die im Gesetze verordnet sind, und den ersten vermeiden.

184. Oder wenn keine der eben erwähnten Häuser zu finden sind, dann soll er durch die ganze Gegend um das Dorf herum mit Wachsamkeit über seine Glieder und beständigem Stillschweigen betteln gehen; aber von denen, die eine Todsünde begangen haben, muß er sich wegwenden.

185. Er trage sich Stücke Holz aus der Gegend umher zusammen, lege sie erst in die freie Luft und bringe dann regelmäßig Abends und Morgens Spenden ins Feuer dar.

186. Wer sieben Tage nach einander die Ceremonie, Nahrung zu betteln, unterläßt und kein Holz zum heiligen Feuer trägt, muß die Buße eines Avacirni thun, dafern er nicht krank ist.

187. Ein Schüler muß immer fortfahren so zu betteln, aber sich nicht blos von einer Person speisen lassen; der Unterhalt eines Schülers durch Betteln wird in Rücksicht auf religiöses Verdienst dem Fasten gleich gehalten.

188. Aber wenn er über eine feierliche Handlung zu Ehren der Götter oder Manen befragt wird, kann er nach Belieben Lebensmittel von einer einzigen Person annehmen, doch mit Beobachtung der Enthaltsamkeitsgesetze und der Strenge eines Einsiedlers: so wird das Gesetz seines Standes nicht verletzt.

189. Diese Pflicht eines Bettlers ist von den Weisen blos für einen Brahminen geordnet; aber einem Krieger oder Handelsmann ist dergleichen nicht vorgeschrieben.

190. Der Schüler muß immer mit Anstrengung lesen und zum Vortheil seines Lehrers handeln, er mag von ihm ausdrücklichen Befehl dazu haben oder nicht.

191. Er muß wachsam über seinen Körper, über Worte, Sinne und Herz sein, stehend seine flachen Hände zusammenfügen und seinem Lehrer ins Gesicht sehen.

192. Er muß seinen rechten Arm nicht bedecken, immer anständig gekleidet und gehörig gefaßt sein, und wenn sein Lehrer zu ihm sagt: Setze dich! dann muß er sich seinem verehrungswürdigen Führer gegenüber setzen.

193. In Gegenwart seines Lehrers muß er allemal weniger essen und einen gröberen Umhang mit schlechteren Gehänger tragen; er muß eher aufstehen als sein Lehrer und später zur Ruhe gehen.

194. Wenn er auf die Befehle seines Lehrers antwortet, wenn er sich mit ihm unterhält, muß er sich nicht aufs Bette lehnen, auch nicht sitzen, essen, stehen oder vor ihm das Gesicht wegwenden, 195. sondern wenn sein Lehrer sitzt, so soll er stehend ihm antworten und mit ihm sprechen, wenn er steht, soll er auf ihn zugehen: wenn der Lehrer auf ihn zugeht, soll er ihm entgegenkommen; wenn er läuft, soll er ihm nacheilen.

196. Wenn sein Gesicht weggewendet ist, so soll er herum ihm gegenüber von der Linken zur Rechten gehen; ist er etwas entfernt, so soll er sich ihm nähern; hat er sich zurückgebeugt, so soll er sich zu ihm neigen, und wenn er auch noch so weit von ihm entfernt ist, so soll er auf ihn zulaufen.

197. Wenn sein Lehrer in der Nähe ist, so muß des Schülers Sitz allezeit niedrig stehen; wenn seines Lehrers Auge ihn bemerken kann, darf er nicht sorglos und bequem sitzen.

198. Er soll nie den bloßen Namen seines Lehrers, nicht einmal in dessen Abwesenheit aussprechen; auch nie seinen Gang, seine Rede oder seine Manieren nachahmen.

199. Wenn man irgendwo über seinen Lehrer zwar gegründete, aber doch mißbilligende, oder falsche und verkleinernde Bemerkungen macht, so soll er seine Ohren zuhalten oder sich anders wohin begeben.

200. Wenn er seinen Lehrer obgleich mit Grund tadelt, so wird er bei der Geburt zum Esel werden; wenn er ihn fälschlich verunglimpft, zum Hunde; wenn er seine Sachen ohne Erlaubniß braucht, zu einem kleinen Wurm; wenn er sein Verdienst beneidet, zu einem großen Ungeziefer.

201. Er muß seinen Lehrer nicht durch einen andern bedienen lassen und selbst müssig dastehen, noch ihm im Zorne aufwarten oder dann, wenn ein Frauenzimmer in der Nähe ist; er muß von einem Wagen oder erhöhten Sitze herabsteigen, um seinen himmlischen Führer zu grüßen.

202. Er muß sich nicht so setzen, daß der Zug der Luft nur ihn, nicht aber seinen Lehrer bestreiche, noch irgend etwas sagen, das der verehrungswürdige Mann nicht hören kann.

203. Er kann mit seinem Lehrer in einem Wagen sitzen, welcher von Stieren, Pferden oder Kameelen gezogen wird, auf einer Terrasse, einem Steinpflaster, oder auf einer geflochtenen Grasmatte, auf einem Felsen, auf einer hölzernen Bank oder in einem Kahne.

204. Wenn seines Lehrers Lehrer gegenwärtig ist, so muß er sich so betragen, als ob sein eigner gegenwärtig wäre, auch soll er sich nicht in dessen Gegenwart vor seinem natürlichen Vater oder Oheim väterlicher Seite niederwerfen, ausgenommen wenn es ihm sein geistlicher Vater befohlen hat.

205. Ebenso muß er sich auch beständig gegen seine anderen Lehrer in Wissenschaften betragen, gegen seine älteren Verwandten von väterlicher Seite, gegen alle die, welche ihn von Sünde zurückhalten, und gegen alle, die ihm heilsamen Rath geben können.

206. Desgleichen soll er sich gegen Männer, die wahrhaft tugendhaft sind, allezeit wie gegen seine Lehrer betragen: auch gegen seines Lehrers Söhne, die auf Achtung Anspruch machen können, weil sie älter und keine Schüler mehr sind, ferner gegen seines Lehrers Verwandte von väterlicher Seite.

207. Der Sohn seines Lehrers, er mag jünger, oder von gleichem Alter, oder ein Schüler sein, sofern er im Stande ist, den Veda zu erklären, verdient eben die Ehre als der Lehrer selbst, wenn er bei irgend einer Opferverrichtung gegenwärtig ist.

208. Aber bei dem Sohne des Lehrers liegt ihm nicht die Pflicht ob, dessen Glieder zu reiben, oder ihn zu baden, oder zu essen, was er übrig läßt, oder seine Füße zu waschen.

209. Wenn die Frauen seines Lehrers aus der nämlichen Klasse sind, muß ihnen ebenso viel Ehre als ihrem verehrungswürdigen Gemahle

erzeigt werden; aber wenn sie aus einer andern Klasse sind, so ehrt man sie blos mit Aufstehen und Grüßen.

210. Die Verrichtungen, wohlriechendes Oel auf eine Frau seines Lehrers zu gießen, sie zu bedienen, wenn sie sich badet, ihre Füße und Arme zu reiben oder ihr Haar zu schmücken, muß er nie über sich nehmen.

211. Wenn er sein zwanzigstes Jahr vollendet hat oder Tugend von Laster unterscheiden kann und einer jungen Frau seines Lehrers begegnet, so soll ihm auch die gewöhnliche Ceremonie, sie durch Berührung ihrer Füße zu grüßen, verboten sein.

212. Frauen sind in dieser Welt von Natur zur Verführung der Männer geneigt, daher verliert sich ein weiser Mann nie aus dem Gesichte, wenn er in der Gesellschaft von Frauen ist.

213. Wahrlich ein Frauenzimmer kann nicht nur einen Thoren, sondern selbst einen Weisen vom rechten Pfade in diesem Leben abziehen und ihn in seiner Unterwürfigkeit zur Begierde und Wuth entflammen.

214 – 216 enthalten noch Regeln über das Verhalten gegen Frauen.

217. Gleichwie derjenige, welcher tief mit dem Spaten gräbt, auf einen Wasserquell stößt, so erhält der Schüler, welcher seinem Lehrer in Demuth dient, die Kenntniß, die tief in seines Lehrers Seele verborgen liegt.

218. Sein Haupt mag ungeschoren, sein Haar lang oder oben in einen Zopf zusammengeflochten sein, so muß doch die auf- oder untergehende Sonne ihn nie schlafend im Dorfe finden.

219. Wenn er aus Sinnlichkeit so lange schläft, daß die Sonne ihm unbemerkt auf- oder untergeht, so muß er einen ganzen Tag fasten und die Gayatri hersagen.

220. Wer von der auf- oder untergehenden Sonne schlafend angetroffen wird und nicht diese Buße thut, macht sich sehr strafbar.

221. Er muß sich nach der Verordnung des Gesetzes bei Sonnen auf- und Untergang baden, mit Wachsamkeit seiner Glieder zu Gott beten und mit unverrückter Aufmerksamkeit die Stelle, welche ihm vorgeschrieben ist, an einem von Unreinigkeit freien Orte hersagen.

222. Wenn ein Frauenzimmer oder Shudra irgend etwas zur Beförderung der höchsten zeitlichen Wohlfahrt thut, so muß der Schüler dies sorgfältig nachahmen, und er kann Alles unternehmen, wozu er Lust hat, wenn es nicht durch die Gesetze verboten ist.

223. Einige setzen das höchste zeitliche Gut in Tugend und Reichthum, andere in Reichthum und erlaubtes Vergnügen, andere in Tugend allein, und noch andere in Reichthum allein; aber das vorzüglichste Gut hienieden besteht aus allen dreien zusammengenommen, das ist eine zuverlässige Entscheidung.

224. Ein Lehrer des Veda ist das Bild Gottes, ein natürlicher Vater das Bild Brahma's, eine Mutter das Bild der Erde, ein älterer rechter Bruder das Bild der Seele.

225. Deswegen dürfen ein geistlicher und ein natürlicher Vater, eine Mutter und ein älterer Bruder nicht mit Unaufmerksamkeit behandelt werden, am wenigsten von einem Brahminen, wenn der Schüler auch noch so sehr beleidigt sein sollte.

226. Die Schmerzen und Bekümmernisse, welche Mutter und Vater bei der Zeugung und Erziehung ihrer Kinder erdulden, können in hundert Jahren nicht vergolten werden.

227. Jedermann muß so handeln, daß seine Eltern und seine Lehrer immer mit ihm zufrieden sein mögen; wenn er diesen darin gefällt, so sind seine Andachtsübungen nicht dem mindesten Tadel unterworfen.

228. Diejenige Andachtsübung wird für die größte gehalten, wenn man diesen darin gehörige Hochachtung erzeigt, und ohne ihre Einwilligung muß man keine andere Pflicht erfüllen; (229.) denn sie allein werden den drei Welten, sie allein werden den drei vorzüglichsten Ständen, sie allein werden den drei Vedas, sie allein werden den drei Feuern gleich geschätzt.

230. Der natürliche Vater wird als das Garhapatya oder als das hochzeitliche Feuer betrachtet, die Mutter als das Dacshina oder Ceremonialfeuer, und der geistliche Führer als das Ahavaniya oder Opferfeuer: diese drei Feuer sind die verehrungswürdigsten.

231. Wer, wenn er selbst Hausvater wird, diese drei nicht vernachlässigt, der wird endlich Herrschaft über die drei Welten erlangen; sein Körper wird verklärt werden wie ein Gott und er wird überschwengliche Wonne im Himmel genießen.

232. Wenn er seine Mutter ehrt, gewinnt er diese irdische Welt; wenn er seinen Vater ehrt, die mittlere oder ätherische Welt, und wenn er seinem Lehrer beständige Achtung erweist, gewinnt er sogar die himmlische Welt des Brahma.

233. Wer diese drei ehrt, so viel er kann, erfüllt alle Pflichten vollkommen; aber wer sie nicht ehrt, dem fruchtet die Ausübung aller anderen Pflichten nichts.

234. So lange diese drei am Leben sind, beobachte er keine sich blos auf ihn selbst beziehende Pflicht, sondern sein Vergnügen bestehe darin, sich zu bemühen, wie er ihre Liebe gewinnen, ihre Wünsche befriedigen und sie Tag und Nacht auf das sorgfältigste bedienen möge.

235. Wenn er in Gedanken, Worten oder Werken eine Pflicht in Absicht auf die künftige Welt, ohne seiner Achtung gegen sie zu nahe zu treten ausübt, so muß er sie vor allen Umständen dabei genau unterrichten.

236. Wer diese drei ehrt, ohne an etwas weiter zu denken, thut wirklich so viel, als man nur immer zu thun schuldig ist: es ist die erhabenste Pflicht, welche uns wie Therma (Gott der Gerechtigkeit) selbst vorkommt, und jede andere Handlung ist ein Upadherma oder eine untergeordnete Pflicht.

237. Wer an die Schrift glaubt, kann sogar von einem Shudra reine Kenntniß erhalten und Unterricht in der höchsten Tugend auch von einem Chandala (Sohn eines Shudra von Frauen der anderen Klassen, der zu den geringsten Leuten gehörte): ja ein Frauenzimmer glänzend wie ein Kleinod selbst von der verworfensten Familie.

238. Sogar aus Gift kann man Nektar nehmen, selbst von einem Kinde Leutseligkeit, selbst von einem Feinde Klugheitsregeln und selbst aus Schlacken Gold.

239. Deswegen muß man Frauen, welche wie Juwelen glänzen, Kenntniß, Tugend, Reinigkeit, Sanftmuth und verschiedene wohlanständige Künste aus allen Gegenden wählen.

240. Im Nothfalle ist der Schüler verbunden, den Veda auch von einem Manne, der kein Brahmine ist, zu lernen, und so lange dieser Unterricht währt, seinen Lehrer mit steter Aufmerksamkeit zu ehren.

241. Aber ein Zögling, der einen unvergleichlichen Pfad zum Himmel sucht, sollte nicht bis ans Ende seiner Tage im Hause eines Lehrers wohnen, der kein Brahmine ist, oder der nicht alle Vedas mit ihren Angas (Theilen) gelesen hat.

242. Wenn er ein großes Verlangen hegt, sein ganzes Leben in dem Hause eines priesterlichen Lehrers zuzubringen, so muß er mit genauer Sorgfalt dienen, bis er aus seiner sterblichen Hülle erlöst wird.

243. Ein Brahmine, welcher seinem Lehrer pflichtmäßig bis zur Auflösung seines Körpers aufgewartet hat, wird unmittelbar in die ewige Wohnung Gottes versetzt.

244. Ein Schüler, der seine Pflicht kennt, braucht, ehe er nach Hause zurückkehrt, seinem Lehrer kein Geschenk zu geben: aber wenn er auf Erlaubniß seines Lehrers die bei der Rückkehr gewöhnliche Ceremonie verrichten will, muß er so gut als es seine Umstände erlauben, dem verehrungswürdigen Manne etwas von Werthe geben: (245.) einen Acker, oder Gold, einen Edelstein, eine Kuh oder ein Pferd, einen Sonnenschirm, ein Paar Pantoffeln, einen Schemel, Getreide, Kleider oder ein vorzüglich gutes Gemüs, so wird er sich in Gunst und Andenken bei seinem Lehrer erhalten.

246. Ein Schüler muß nach dem Tode seines Lehrers dessen tugendhaften Sohn, dessen Wittwe oder einen von dessen Verwandten väterlicher Seite auf Lebenszeit mit der nämlichen Achtung unterstützen, welche er dem Verstorbenen erzeigte.

247. Wenn niemand von allen diesen am Leben ist, so muß er die Stelle seines Lehrers, den Sitz und den Ort der religiösen Uebungen einnehmen, er muß beständig den Feuern, welche jener geweihet hatte, gehörige Aufmerksamkeit widmen und seine eigene Seele zum Himmel vorbereiten.

248. Wenn ein wiedergeborner Mann ohne Unterlaß auf diese Art seine Lehrjahre hinbringt, so wird er nach dem Tode in die erhabenste Sphäre versetzt und nie wieder in dieser Welt geboren werden."

Aus dem: Hindu Gesetzbuch oder Manu's Verordnungen nach Culluca's Erläuterung, ein Inbegriff des Indischen Systems religiöser und bürgerlicher Pflichten. Aus der Sanskrit-Sprache wörtlich ins Englische übersetzt von Sir William Jones, und verdeutscht nach der Calcuttischen Ausgabe und mit einem Glossar und Anmerkungen begleitet von Joh. Christ. Hüttner. Weimar 1797.

§ 9.

Der Buddhismus.

Die Lehre der Brahmanen wurde wesentlich weiter gebildet in den gelehrten theologischen Schulen und durch die Speculationen der in der Einsamkeit lebenden Büßer. Diese kühnen Speculationen führten endlich zu der Lehre von der Emanation der Welt aus Brahma. „Wie die Funken aus der Flamme oder einem glühenden Eisen hervorgehen tausendfach, so gehen alle Wesen hervor aus dem Unveränderlichen und kehren in dasselbe zurück." So wird die Weltbildung nur ein Spiel, ein Traum, mit dem es Brahma

nicht recht Ernst ist. Die Welt ist nichtig, sie ist nur eine Täuschung (Maja), nur die unsichtbare Weltseele, „welche die Körpergewalt wie luftige Blasen aus sich emporsteigen und wieder in sich zurückfallen lasse", existire wahrhaftig.

Diese Theorie widersprach aber zu sehr der Erfahrung, und daher trat dieser indischen Orthodoxie der Brahmalehre, oder diesem Pantheismus, in der Santhja-Lehre der Materialismus entgegen; diese behauptet die Ewigkeit der Materie und die Wirklichkeit der Individuen. Nach ihr trägt die Naturwelt selber ihr Lebensprincip in sich, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aber rührt von einem Kreislauf des Lebens her, von einem ewigen Entstehen, Verwandeln und Vergehen durch einwohnende Naturkräfte. Dieser materiellen Welt steht eine gleichfalls ewige, unabhängige und vielgestaltige Geisteswelt gegenüber, deren einzelne Theilchen im Weltraum schwebend erst durch Verbindung mit der Körperwelt Bewußtsein, Willenskraft und andere geistige Eigenschaften erhielten. Diese geistige Welt in ihren zahllosen Seelen der lebenden Wesen bekleidet sich mit einem materiellen Körper und erhält so verschiedene Gestalt und individuelles Dasein. Verfällt nun ein Körper nach dem Gesetze seiner Vergänglichkeit, so wählt die Seele willkürlich einen anderen Körper, wird aber dadurch selbst wieder ein Anderes; denn die Seele ist passiv und erhält ihre Besonderheit nur durch das materielle Element. Darum hat auch alle Thätigkeit und alles Leben, alle Erkenntniß u. s. w. nur in der Naturseite des Menschen ihre Grundlage, und nur durch den Körper steht der Geist in Verbindung mit der Welt, so daß aus seiner Verbindung mit der Natur die vorhandene Welt entsteht. Freilich ist die Seele durch diese Verbindung mit der materiellen Welt in einem gesunkenen und unseligen Zustande, und die Aufgabe des Lebens ist, sie aus diesen Banden zu befreien. Diese Befreiung kann aber nicht durch Opfer und Büßungen, der Werke der Andacht, sondern nur durch die wahre Erkenntniß bewirkt werden. Diese Erkenntniß begreift zuerst die Seele als ein für sich bestehendes, von dem Körper völlig verschiedenes Wesen und erregt sodann das Streben der Seele, durch Versenkung in den Geist und durch Fernhaltung aller störenden äußern Eindrücke die völlige Befreiung zu bewirken. Dadurch gehen Natur und Geist immer mehr auseinander, und wenn das Leben auch noch eine Zeitlang fortdauert, „wie ein geschwungenes Rad sich noch fortdreht", so wird doch durch Asceſe und Contemplation das individuelle Dasein völlig aufgelöst.

So kam also auch die Sankhja-Philosophie zu demselben Schluß wie die Brahmalehre, daß nämlich die Außenwelt keine wirkliche Realität habe, daß die Verbindung von Geist und Materie nur eine scheinbare sei und daß endlich dem Geiste der Sieg und die Herrschaft über das Reich des vergänglichen Stoffes zufalle. Zugleich aber trug die Sankhja-Lehre den Keim für die Buddha-Lehre in sich.

„Es war eine wunderbare Welt, welche die Phantasie der Brahmanen geschaffen hatte. Die Erde war mit wandernden Seelen bevölkert, die Ueberwindung und Abtödtung des Fleisches befreite von den Schranken des individuellen Lebens, die Thaten der Heiligen griffen über die Grenzen der Erde hinaus, ihre Zaubereien schalteten mit den Gesetzen der Schwere,

mit den Bedingungen der natürlichen Existenz nach Wohlgefallen. Die bunten Bilder, welche die Natur des Landes zuerst in dem Geiste der Indier geweckt und erregt hatte, spiegelten sich allmählich immer krauser und sonderbarer in den Legenden der Wunderthaten der großen Heiligen und Büßer. Ueber diesen Märchen, über den Wundern, welche auf Erden und im Himmel geschehen, vergaß das Volk den gedrückten Zustand, in welchem es lebte. Je länger die Indier in dieser Zauberwelt der Götter und Heiligen verweilten, um so gleichgültiger wurden sie auch gegen den wirklichen und prosaischen Zusammenhang der Dinge, um so stumpfer wurde der Sinn für das, was in der realen Welt vorging. Da die Götter und Geister nach den Legenden der Brahmanen beständig in das Leben der Menschen eingriffen, die Heiligen ohne Unterlaß den Himmel erschütterten, verschwammen allmählich die Grenzmarken beider Welten, Himmel und Erde wurden zu einem formlosen Chaos durcheinander gewirrt. Das Bedürfniß des Wunderbaren wuchs mit seiner Befriedigung. Um das zu überbieten, was man bereits besaß, mußten immer stärkere Farben aufgetragen werden, die Phantasie mußte immer stärker angespannt werden, um den überreizten, ermüdeten Sinn von neuem reizen zu können. So kam es, daß die Indier am Ganges endlich von der Welt der Götter mehr wußten, als von den Dingen auf der Erde, daß sie dem wirklichen und thatkräftigen Leben wie kein anderes Volk entfremdet wurden, daß das Reich der Phantasie ihr Vaterland und der Himmel ihre Heimath wurde." (Max Duncker.)

Gegen diese Weltanschauung trat ähnlich wie die Sankha-Philosophie Buddha auf. Er war in Kapilavasta, der Hauptstadt eines kleinen Königreichs gleichen Namens an den Südabhängen das Himalaja aus dem Königsgeschlechte der Sakja um 600 v. Chr. geboren. Er war von schönem, wohlgestaltetem Körper, wurde ritterlich erzogen, vermählte sich in seinem sechszehnten Jahre mit drei Frauen und führte früh ein genußvolles Leben. Als er aber in seinem zwanzigsten Jahre in einem Dorfe das Elend des Lebens kennen lernte und auf einer Lustfahrt einen Greis, einen Kranken, einen Leichnam und einen Priester erblickte, versank er in Nachdenken über Alter, Krankheit, Tod und priesterliches Leben und kam zu dem Entschlusse, der Krone zu entsagen, die Ursachen der Noth der Menschen zu erforschen und auf ihre Linderung zu sinnen. Er verließ dazu seinen Palast und seine Frauen, schor sein Haupt und begab sich, in ein gelbes Gewand gekleidet, in die Einsamkeit. Er nannte sich Sakjamuni, d. i. Einsiedler aus dem Geschlechte der Sakja, oder auch Gatamma und pilgerte zuerst um Almosen bettelnd nach den Einsiedeleien der Brahmanen in der Nähe von Radschagritha, um bei den Büßern Belehrung zu suchen. Aber er fand in ihrer Weisheit keine Befriedigung, zog sich daher ganz in die Waldeinsamkeit zurück und verlebte sechs Jahre am Ufer des Flusses Narandschana ohne Feuer und unter den härtesten Büßungen und in dem tiefsten Nachdenken, in welchem er in leidenschaftsloser Ruhe ganz der Welt entrückt war, bis ihm endlich die Erleuchtung und Erkenntniß der Wahrheit zu Theil ward. Nun trat er als Lehrer und Religionsstifter auf, durchzog als Bettler, von einigen Schülern begleitet, zwanzig Jahre lang das Gangesgebiet und verkündigte seine Lehre in Stadt und Land. Er lehrte, nicht in den Bergen oder Wäldern und unter heiligen Bäumen sei die Zuflucht zu finden,

welche vom Schmerz zu befreien vermag, und nicht durch Bußübungen und todte Wertheiligkeit sei die Heilung von den Leiden und Widerwärtigkeiten des Erdenlebens zu erlangen, sondern durch Erkenntniß der vier Wahrheiten: des Uebels, seiner Entstehung, seiner Vernichtung und des Weges, welcher dahin führt. Wohlwollend, sanftmüthig und demüthig gewann Buddha bald aller Herzen und fand großen Anhang. Wunderwerke werden ihm erst in den späteren Legenden zugeschrieben; aber schon frühe glaubte man, daß er allwissend die früheren Geburten aller Menschen kenne. Selbst Könige begünstigten seine Lehre, doch wandten sich ihr vorzugsweise die Armen und Niedrigen zu, welche in ihr Erlösung von dem Hochmuth der Brahmanen und dem Drucke des Kastenwesens suchten. Nach zwanzigjähriger Wanderung zog sich Buddha wieder in die Einsamkeit zurück und starb achtzig Jahre alt unter demselben Feigenbaum (Bodhibaum — Erkenntnißbaum), unter dem ihm zuerst die vollkommene Erleuchtung zu Theil geworden war, um 543 v. Chr. Sein Leichnam wurde feierlich verbrannt und seine Asche in einer goldenen Urne verwahrt, später aber an die acht Städte vertheilt, welche in seinem Leben von Bedeutung gewesen waren. Buddha starb, um nicht wieder geboren zu werden.

Die Lehre Buddha's schildert Moritz Carrière (Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung ꝛc. I. S. 487 ff. also:

„Buddha, der Erweckte, der Erleuchtete, wie nun der Einsiedler aus dem Geschlecht der Sakja (Sakjamuni) genannt wird, betrachtet zunächst die gegenwärtige Welt nicht als das wahre in sich vollendete Sein, sondern als ein rastloses Entstehen und Vergehen, das niemals zur Ruhe kommt, vielmehr in immerwährendem Umschwung herumgetrieben wird und in diesem Wechsel seine Nichtigkeit beweist. Aber die Seele ist in diesen Naturlauf hineingestellt, und es ist eine Qual für sie, wenn sein Wirbel sie fortreißt. Wir leiden in diesem Triebwerk die Stöße seiner Räder, und selbst wo es uns Freude bringt, lauert der Schmerz daneben, weil der Gegenstand der Lust uns bald entrissen wird. So ist für uns im Diesseits kein Heil, die Seligkeit winkt erst am andern Ufer, im Jenseits, nicht in der Welt des getheilten, werdenden und wieder vergehenden, sondern in der Sphäre des reinen und einen, ewigen in sich beruhenden Seins. Darin aufzugehen, durch die Vernichtung des Eigenwillens, der Begierde, der Selbstsucht Ruhe und Frieden zu finden, ist das höchste Ziel. Der Weg dazu ist, daß man das Herz vom Irdischen losbindet, bedürfnißfrei dem Wechsel der Außenwelt nur zuschaut, auch an den Ursachen des Vergnügens, die ja durch ihre Vergänglichkeit den Schmerz im Gefolge haben, nicht fester hängt, als der Regentropfen am Lotosblatt, daß man Herr seiner Sinne, Herr seiner selbst wird, und durch die Befreiung von allem Begehren die Stille der Seele erlangt, die alles von sich abthut, was sie nicht selber ist, auch die wandelbaren Empfindungen und Vorstellungen. Der Weg zum Heil ist die Weltentsagung, Armuth und Keuschheit. Das verlangt der Weise von seinen Jüngern, aber jede Selbstpeinigung sei eine die Schmerzen vermehrende Thorheit, das Böse werde durch Bekenntniß und Reue überwunden. Durch Bezähmung der Sinne, durch Selbstentäußerung sollen wir der Vergänglichkeit entfliehen und im Ewigen und Wandellosen Ruhe finden.

Dies Ziel des Geistes, das Nirvana, bezeichnet die bildliche Sprache als Verwehen, als Verlöschen gleich einer Lampe. Ich nehme es nicht als Vernichtung. Der Buddhismus lehrt ja gerade das völlige Ungenügen, die Nichtigkeit der Welt, die niemals wirklich ist, sondern immer vergeht; die Flucht aus ihr ist die Einkehr in das wahre Sein. Da herrscht Einigung, hier Zwiespalt und Trennung, da Frieden, Ruhe, Seligkeit, hier Kampf, Schmerz, Rastlosigkeit. Buddha redet eine ganz ähnliche Sprache wie christliche Mystiker; wir müssen uns selbst absterben, alle Selbstsucht, aller Sonderwille muß aufhören; aber der Geist soll nicht ausgetilgt, vielmehr befreit werden, aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit eingehen. Auch Buddha hielt an der Seelenwanderung fest: der Mensch muß durch die Schöpfung wandern, seine jetzige Stellung ist bedingt durch sein früheres Dasein, ist eine Folge früherer Handlungen; der Tod als solcher ist nicht der Weg zum Nirvana, zur seligen Ruhe, vielmehr wird der leiblich Sterbende wiedergeboren nach Maßgabe seines Lebens, und das Schicksal ist kein blindwaltendes Verhängniß, sondern das Werk der Geschöpfe selbst, die nothwendig fortwirkende Folge ihrer Thaten; die neue Geburt ist die Frucht der im vorhergehenden Leben vollbrachten Werke. Vom Weltall und von der Naturordnung selbst sagt der Buddhismus nicht blos, daß sie um der Individuen willen vorhanden seien, nein, wie Köppen dargethan hat, ist ihm der Umschwung der Dinge im Entstehen und Vergehen eine Folge des Verdienstes oder der Schuld der lebenden Wesen, und die Welt in ihrem Verlauf ein Resultat der sittlichen Zustände und der Handlungen der Seelen. Und diesem schwerzvollen Umgetriebenwerden will der Geist entfliehen, von diesem Wirbel will er frei werden. Buddha hat die Noth, die Unvollkommenheit, das Ungenügen des gegenwärtigen Lebens richtig und tiefsinnig erkannt; er streift daran, den letzten Grund im Abfall des Geistes, des Geschöpfes von seinem Wesen, von Gott, im Trug der Selbstsucht zu erfassen. Und wenn er als den Weg aus dem Leiden des Diesseits zur Ruhe des Jenseits die Sinnenbändigung, die Selbstentäußerung, die hingebende Liebe für alle Wesen bezeichnet, so ist das kein Weg ins leere Nichts, denn das wäre der Selbstmord, sondern die Umkehr aus dem Schein und Stückwerk in das Sein und die Vollendung, die Gottseligkeit. Buddha hat das wahre Wesen zu wenig positiv bestimmt, er hat den Geist zu wenig als die Energie erfaßt, die das Seinsollende verwirklicht, ihn zu sehr als die Stille der Beschaulichkeit und der Ruhe einseitig angesehen, und daher auch für den Menschen statt der Weltüberwindung und Weltvollendung, der Begründung des Gottesreichs, die Weltentsagung gelehrt. Wie die Indier überhaupt zu wenig den Willen, diese Achse des Geistes, verstehen und ausbilden, sondern einseitig dem Grübeln und Brüten der Intelligenz und dem willkürlichen Spiele der Phantasie sich ergeben, hat auch für Buddha die Willenlosigkeit und Passivität sich in den Vordergrund gestellt; wie die Indier überhaupt hat er in der Welt nur den Schein, nicht die Erscheinung des Wesens gesehen und darum das Walten Gottes in der Natur und in der Geschichte, seine Offenbarung in der natürlichen und sittlichen Weltordnung nicht gefunden. Darum ist ihm auch das Jenseits in seiner Lehre leer geblieben, und der Sieg über die Selbstsucht

ward von den Seinen in die Selbstlosigkeit gesetzt. Aber das darf uns nicht hindern, den Wahrheitskern in seinem Streben und Wirken hochzuachten.

Was die Seelenwanderung angeht, so hat Bunsen bemerkt, daß die philosophische Verfolgung dieses Glaubens schon die alten Aegypter dahin führte, als Ziel die wahre Seligkeit, das Aufhören dieses Wechsels der Gestalten und Formen des irdischen Daseins anzusehen. Das Ziel war die Vereinigung mit dem höchsten Gott, mit Osiris, keineswegs ein Aufhören des Selbstbewußtseins. Aber die Trennung der Seele von Gott hört auf. Ihr besonderheitliches, oder mit Tauler zu reden, creatürliches Leben hört auf, aber es ist nicht ihr eigentliches Leben, das ist vielmehr hienieden verborgen, aber es nähert sich ihm der Mensch, welcher die Nichtigkeit der Dinge einsieht, als die ihr Wesen nicht in sich selbst haben, sondern in Gott. Da will er nichts mehr für sich sein, sondern in seinem Wesen, in Gott leben. Bunsen weist daneben auf die alte Erzählung von Buddha's Ende hin, wo der Weise, aus tiefem Sinnen erwachend, ausruft: „Der Einsiedler hat verzichtet auf ein Sein, welches verschiedene Eigenschaften hat, und auf die Elemente, welche dieses Leben bilden; festhaltend am Geist, in sich vertieft, hat er seine Muschel zerbrochen, davon eilend wie der Vogel, der aus dem Ei schlüpft. Ich war hassend, leidenschaftlich, irrend, unfrei, unterworfen der Geburt, der Sorge, dem Leid; nun hab' ich erlangt die höchste Weisheit und bin ohne Selbstsucht, ohne Begehren, ohne Feindschaft. Mögen viele Tausende als Heilige leben und wiedergeboren werden in der Theilhaftigkeit der Welten Brahma's und sie in zahllosen Schaaren erfüllen." Da ist offenbar im Ausdruck der Ruhe, des Friedens, der seligen Gemeinschaft mit Gott die Persönlichkeit erhalten, aber als eingegangen in das wahre vollendete Sein. — Und so beginnt die Seligkeit für den Erleuchteten schon hier; der reine Weg zum Himmel ist geöffnet, Buddha ist am andern Ufer, ist ein getreten in die Straße des Nirvana, er kann im Liede sagen, daß er den Grund für das sinnliche Leben gefunden und überwunden habe, die irdische Begierde, die stets den Leib von neuem baut:

Geburtenkreislauf zahllos stünde mir bevor, hätt' ich
Gefunden nicht des Baues Meister, welchen ich gesucht;
Fürwahr, geboren werden ohne End' ist schmerzensvoll.
Du bist erschaut, des Baues Meister! Nun wirst du
Das Haus nicht wieder bau'n! Zerbrochen sind
Die Balken dir, des Hauses Giebel ist gestürzt:
Der Geist, der eingegangen in Nirvana ist,
Hat des Begehrens Durst mir gänzlich ausgelöscht.

Die Lehre Buddha's schließt sich theoretisch an die Philosophie Kapila's, und sein Aufgehen im reinen, ewigen Sein ist nicht viel verschieden von dem Sinnen des Brahmanen, der in sich vertieft seine Einheit mit Brahma, der Weltseele, ausspricht. Aber von Haus aus war der Grundzug seiner Natur ein echt religiöser, das Mitgefühl mit den Leiden der Menschheit, und die Befreiung von denselben sollte nicht durch Selbstquälerei oder auf theoretischem Wege, sondern durch Reinigung von der Sünde, durch Selbst

beherrschung und Gemüthsruhe erlangt werden. Indeß auch mit dieser Wendung hätte Buddha wohl nur als ein Sektenstifter gewirkt, zumal seine Forderung der Ehelosigkeit und geschlechtlichen Enthaltsamkeit mit der menschlichen Natur nicht besteht, und diese entweder aufhören, oder jene sich auf einen engen Kreis beschränken muß. Dieser engere Kreis waren die Entsagenden und Geweihten, die Priester Buddha's, die ihm nachfolgten und nach seinem Tode in klösterlicher Weise lebend seine Lehre ausbreiteten und deren Priester sind. Aber der große Schritt, den er that, bestand darin, daß er sich an das ganze Volk, nicht an eine Kaste wandte, daß er sich gerade an die Armen und Unterdrückten mit seinem Troste richtete, daß er sein Gesetz ein Gesetz der Gnade für Alle nannte. Auch wer hier nicht zur völligen Befreiung von der Welt gelangte, der sollte doch darauf vorbereitet, dessen Zustand sollte doch erträglich werden. Und so fordert er ein stilles, friedsames Leben von Allen. Jeder solle Ruhe in seine Sinne bringen. Die Menschen sollen sich als eine große Leidensgenossenschaft ansehen, die einander nicht noch Schmerz zufügen, sondern Mitleid mit einander haben, Barmherzigkeit und Liebe üben sollen. Nicht Opfer, nicht Ceremonien frommen und beseligen, sondern die Erfüllung dieser sittlichen Gesetze; ja selbst ohne gute Werke, durch Glauben und Liebe wird der Mensch selig. Das Gebot des Glaubens und der Liebe aber gilt für alle; die Kaste ist gleichgültig; sie ist allerdings ein Werk des Geschicks, das sich der Mensch durch frühere Thaten bereitet hat, aber in jedem Stande, in jeder Lage kann er durch Bezähmung der Begierden, durch Buße und Liebe die höchste Seligkeit erlangen. Damit war das Wort gesprochen, das für ganz Indien hätte das befreiende werden können, wenn das Volk über dem Jenseits nicht das Diesseits vergessen, sondern die praktischen Ziele des gegenwärtigen Lebens sich gesetzt hätte. So aber erhob sich gegen ihn der Widerstand der Brahmanen, denen nach vielhundertjährigem Kampfe auch der Sieg gelang, freilich um unter die Fremdherrschaft der Muhamedaner, dann der Europäer zu kommen. Die Muhamedaner nahmen indische Culturelemente auf und pflanzten sie fort, die Europäer gründeten das Studium des indischen Alterthums; aber noch warten wir darauf, daß ihre Bildung im Bunde mit dem Christenthum einen neuen freien Lebenstag für den Osten heraufführe.

Wie Christus zur Samariterin, so trat Buddha's Lieblingsjünger zum wasserschöpfenden Tschandalamädchen und begehrte zu trinken; sie entgegnete, daß sie ja eine der Ausgestoßenen sei, deren Berührung verunreinige. Er versetzte: Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Kaste, gib mir zu trinken. Und Buddha nahm das Mädchen unter die Geweihten auf. Wie Christus durchbrach er die Schranken der Nationalität, sein Gesetz sollte allen Völkern verkündigt werden. Wie Christus meinte er, daß es schwerer für die Reichen und Glücklichen sei, zum Heil zu gelangen, als für die Mühseligen und Beladenen. Wie bei Christus ist die allgemeine Liebe der Mittelpunkt seiner Sittenlehre. Mildthätigkeit, Aufopferung für die Brüder ist der Kern seiner Forderungen, ja nicht blos den Menschen, auch den Thieren soll unser Wohlwollen, unser Erbarmen gelten. Ist bei Buddha in ethischer Beziehung ein Mangel, so liegt er darin, daß er mehr ein Dulden, Hingeben und Mitleiden, als ein Ringen und Wirken, ein positives

Schaffen der Liebe lehrte, mehr zum Quietismus als zu großen Thaten führte. Aber gerade dadurch hat seine Religion unter rohen Völkern, die sie annahmen, sittigend, sänftigend ihren wohlthätigen Einfluß geübt."

Die Sprüche des Buddha sind unter dem Namen Dhammapada (Weg des Heils) gesammelt. Wir geben hier einige derselben:

Das, was wir sind, ist das Ergebniß von dem, was unser Herz gedacht:
Wer Böses denkend spricht und handelt, das Uebel folgt ihm dräuend nach,
Wer Gutes denkend spricht und handelt, der führt das Glück als Schatten mit.

Wer nach der Lust der Sinne trachtet, sich müßig, kraftlos nicht beherrscht,
Ihn überwältigt der Versucher, sowie der Wind den schwachen Baum;
Wer nicht nach Lust der Sinne trachtet, maßvoll und stark sich selbst beherrscht,
Der widerstehet dem Versucher, sowie dem Wind ein Felsgebirg.

Nachdenken ist der Weg zum ew'gen Leben,
Gedankenlosigkeit des Todes Pfad;
Die sterben nicht, die mächtig sind im Denken,
Gedankenlose sind so gut wie todt.
Die weisen Denker kommen nach Nirvana
Zum Wohl der Ruhe, zur Glückseligkeit.
Zwar wenige kommen an das andre Ufer,
Das meiste Volk rennt auf und ab am Strand;
Doch die dem Wort der Wahrheit treulich folgen,
Gehn durch des Todes Macht hindurch zum Heil.
Und wie den Freund, der heimkehrt, seine Lieben
Empfangen ihre guten Werke sie.

Gutes thun und Böses meiden, seine Seele reinigen,
Das ist des Erweckten Lehre, daß der rechte Weg des Heils.
Trägheit ist der Weg des Todes, Wachsamkeit des Lebens Weg.

Wer niemand kränkt, wer stets sich selbst beherrscht,
Der geht zum ewig Wandellosen ein,
Und droben gibt es keine Leiden mehr.

Wer nichts liebt noch hofft ist frei von Fesseln,
Von der Lust stammt des Verlustes Sorge,
Von Begierde stammet Furcht und Schmerz.

Ueberwindet Haß durch Liebe, Böses durch des Guten Kraft,
Ueberwindet Lug durch Wahrheit, Habgier durch Freigebigkeit.

Weise Männer, wenn sie treulich folgen des Gesetzes Spruch,
Werden seelenrein und heiter gleich dem klaren stillen See.

Gleich der Blume, die in Farben pranget, doch des Dufts entbehrt,
Sind die unfruchtbaren Worte deß, der anders thut als spricht;
Gleich der Blume, die in Farben pranget, süßen Duftes voll,
Sind die fruchtbar edlen Worte des, der thut, so wie er spricht.

Wer einen harmlos guten Menschen kränkt,
Die Missethat fällt auf ihn selbst zurück
Wie leichter Staub, den gegen Wind er wirft.

Sich selber zu besiegen ist ein schön'rer Sieg als Schlachtensieg,
Der Sieg deß, der sich selbst bezähmt, sich selber zu beherrschen weiß.

Ob einer hundert Jahre lebt am Herzen matt, am Geiste schwach,
Viel besser ist ein einz'ger Tag, der feste Willenskraft bewährt.

Kein Kerker ist dem Hasse gleich, kein Feuer der Begierde,
Kein Netz ist gleich der Leidenschaft, kein Strom gleich dem Verlangen.

Wer Leid und Freude hinter sich in Ruhe lebt, des Elends los,
Wer überwunden diese Welt, die feindlich ihm entgegentritt,
Wer störungsfrei, begehrungsfrei zum Ufer jenseits hingelangt,
Wer nichts als eigen haben will, ja diesen nenn' ich Brahmana.

Buddha's eigenes Leben war ein vorbildliches für die Seinen, dem sie nachfolgen sollten in Selbstbeherrschung und hingebender Liebe. Aber der Götter- und Geisterglaube war so mächtig in der Natur des indischen Volkes, so daß es nicht lange mit dem Moralsystem des Buddha sich begnügte; es umgab vielmehr bald Buddha's Person mit göttlicher Herrlichkeit und stellte ihn durch Legenden und Wundersagen, die an phantastischer Uebertreibung den brahmanischen Dichtungen nichts nachgaben, als allmächtige Gottheit hin. Er beschließt, im Götterhimmel thronend, zur Erlösung der Welt Mensch zu werden; als fünffarbiger Lichtstrahl soll er von der jungfräulichen Mutter ohne männliches Zuthun empfangen sein; Sonne und Mond stehen still bei seiner Geburt, aber die Blinden sehen, die Tauben hören. Aus dem Kelche der Lotosblume überschaut er als Kind die ganze Welt. Durch überlegene Weisheit und Wunderkraft soll er die brahmanischen Götter und Weisen überwunden haben, so daß Brahma und Indra und alle die übrigen Götter ihm in Gehorsam dienten. So fand auch in den Buddhismus die Vielgötterei wieder Eingang. Dennoch konnte sich auch so der Buddhismus in Indien nicht halten, da er die heilige Einrichtung der Kasten antastete; seit der Zeit von Christi Geburt an, mußte er der Macht des Brahmanenthums weichen und verschwand allmählich aus den indischen Ländern diesseit des Ganges. Dafür breitete er sich in China und Tibet aus, so daß er heute noch über 300 Millionen Bekenner zählt. Eine wirkliche Befreiung des Volkes ist

ihm aber auch in diesen Ländern nicht gelungen, sondern er hat es einer Hierarchie der Geistlichen unterworfen und hat sich selbst nicht rein gehalten von der Vermischung mit anderen Religionen, so daß er dadurch in eine zahlreiche Menge von Secten zerspalten und zu einem leeren Ceremoniendienst ohne geistige Erhebung, zu einem trübseligen Formalismus und mechanischen Gesetzeswerk geworden ist, durch welches ein herrschsüchtiger, geistesträger Klerus die stumpfsinnigen in Starrheit begrabenen Völker gefangen hält.

§ 10.

Der Hitopadesas.

Der Buddhismus hatte vor der Brahmanenlehre aus Indien weichen müssen, aber er hatte doch auf dieselbe bedeutenden Einfluß ausgeübt. Die pantheistische Brahmaidee wurde zunächst aufgelöst in eine göttliche Dreiheit, so daß neben Brahma, den Gründer und Lenker der Welt, den Sonnengott und seine Gattin Sarasvati, die Göttin der Harmonie und des Ebenmaßes, Vischnu, der Lenker des bewegten Lebens und der heilbringenden Erscheinungen im Naturleben, und Siva, der Zerstörer, traten. Besonders trat im Gangesthale Vischnu, der lotosäugige Himmelssohn, als der Leben schaffende und erhaltende Gott, der Freude an Wachsthum und Gedeihen hat, in den Vordergrund des Volksglaubens. Als Sonnengott ruft er durch die erwärmenden Strahlen die Pflanzenwelt ins blühende Dasein; als Gott der Feuchtigkeit sendet er den erfrischenden Thau und den erquickenden Regen. Seine Gattin Lakschmi, der die Nahrung spendende Kuh geweiht ist, unterstützt die Thätigkeit Vischnu's durch den Geist der Ordnung, der Liebe und Ruhe, daher ist sie Göttin der Ehe und der Ernte. Die blaue Lotosblume, das Symbol der zeugenden Naturkraft, ist das Symbol beider Götter. Wie in der Dreifaltigkeit (Trimurti) Vischnu in den Vordergrund trat, zeigt auch die Lehre von den Incarnationen, diese Entlehnung aus der Buddhalehre. Wenn nämlich die Welt im Argen liegt und in Gefahr ist, durch gänzliche Entfremdung von dem Göttlichen in Verderben zu gerathen, dann nimmt Vischnu menschliche Gestalt an, um als Retter die gesunkene Menschheit vor dem Untergange zu bewahren und die Weltordnung wieder herzustellen.

In den Gebirgsländern am Himalaya und im südlichen Dekhan, wo die Sturmwinde und Regengüsse, die versengende Gluth und die tropischen Gewitterstürme in ihrer vernichtenden Gewalt auftreten und das Naturleben in seiner wild aufgeregten Heftigkeit sich zeigt, erschien Siva, der Zerstörer, als Hauptgottheit im Volksglauben. Er ist der Gott der Vernichtung und des Todes, der stärkste Naturgott, der über Riesen und Ungethüme und über die ungebändigten Naturkräfte herrscht, vor dessen Tod bringender Gewalt selbst die übrigen Götter sich fürchten. Er hat Gefallen an der Selbstqual der Büßer, die den Körper ertödtet, unterzieht sich auch selbst der strengsten Büßungen; er hat Gefallen an Thieropfern und Menschenblut. Mit Durga „der Schwerzugänglichen", oder Kali „der Dunkeln", seiner Gemahlin, thront er auf den von Sturm umbrausten Höhen des Himalaya und führt den Dreizack, mit dem er die Welt erschüttert, und das Netz zum Bändigen der Thiere. Wie aber der ver-

heerende Gewittersturm auch den befruchtenden Regen bringt, so ist auch Siva der Geburt und Wachsthum erzeugende Gott; er ist die gewaltige Naturkraft, die aus der Zerstörung neues Leben erzeugt und alles Lebendige dem Tode zuführt, das Symbol der endlosen Erzeugung und Vernichtung der sterblichen Geschlechter. Aus diesen beiden Vorstellungen entwickelte sich der wollüstige und grausame, mit Menschenopfern verbundene Cultus dieses Gottes.

Im Sinne dieser weiter entwickelten Religionslehre wurden nun auch die alten Heldengedichte verändert und erweitert, so daß die Helden der großen Volksepen Rama und Krischna als Incarnationen des Vischnu erschienen. Es war denn auch den Brahmanen leicht zu zeigen, daß wie Buddha auch Vischnu-Krischna zugleich Gott und Mensch gewesen und daß dieselben Glaubenssätze, welche Buddha lehrte, auch im Brahmanismus vorhanden seien, daß nämlich die Seele des Frommen nach dem Tode zur ewigen Ruhe ohne Wiedergeburt eingehen könne, daß die Vertiefung (Joga), die stille Meditation, sicherer zur Vereinigung mit Brahma führe, als die strenge Askese, daß der Mensch zwar die ihm in der Reihenfolge der Wesen zustehenden Pflichten erfüllen und die Kastenordnung beobachten, dabei aber Mitleid und Wohlwollen gegen alle Geschöpfe hegen und die bösen Regungen unterdrücken solle. Solche Lehren enthält bereits eine Episode des Mahabharata, das Gespräch Bhagavad-Gita (göttlicher Gesang); die Vertiefung (Joga) aber bildete den Inhalt der Ethik, welche im zweiten Jahrhundert vor Christo Patandschali gegeben hat.

Die höchste Aufgabe des Weisen ist danach das Erkennen der Weltseele, die Wiedervereinigung des Geistes mit Vischnu-Brahma. Dazu gelangt man durch gleichmüthige Erfüllung aller Kastenpflichten, durch Unterdrückung aller leidenschaftlichen Regungen, durch Abgezogenheit von der Außenwelt und Versenkung in die Gottheit. Opfer und Büßungen sind zwar als Aeußerungen der Frömmigkeit zu preisen, aber die Vertiefung geht über Alles. Wenn der Vertiefte alles andere Denken und Empfinden unterdrückt, wenn er sich regungslos verhält, „wie die Lampe frei von Windwehen", wenn er sich „festsinnig in Selbstvertiefung vertieft", und seinen Geist nur an der ewigen Weltseele nährt, dann kommt er in den Zustand, wo das Gefühl des getrennten individuellen Daseins verschwindet, wo die Seele nur sich selbst schaut und in der Wonne der höchsten Glückseligkeit mit Brahma vereinigt wird. Dann löst sich alles Sichtbare auf, das Selbst, die Individualität, wird ausgelöscht und der Geist kehrt in die Ursubstanz, in den Sitz aller Unvergänglichkeit und Unveränderlichkeit ein, um nie wieder in einem irdischen Körper geboren zu werden. Die Aufgabe des Menschen ist demnach, sich von der Nothwendigkeit einer neuen Geburt zu befreien und aus dem Wechsel des ewig wiederkehrenden Entstehens gänzlich herauszutreten; das ist das buddhistische Verwehen (Nirvana) und Auflösen des selbständigen Daseins.

Die spätere Zeit ist daher in der Erforschung nach der ewigen Wahrheit nicht fortgeschritten, sondern sie hat die alten Systeme festgehalten und hat die mythologischen Phantasiegebilde noch concreter gefaßt, dabei aber nach dem Vorrange, den dieser oder jener Gott erhielt, eine Menge Sekten, Vischnu- und Sivadiener ꝛc. erzeugt.

Erfreulicher sind die Bestrebungen der späteren Inder auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Schon frühe wandten sie ihr Interesse der Sprachwissenschaft zu, und Grammatik, Worterklärung und Metrik waren auch Hauptgegenstände des brahmanischen Unterrichts. Die Schrift, von den Indern selbständig erfunden, bestand von Anfang an aus reinen Lautzeichen, hat sich folglich nicht, wie die chinesische, aus einer Bilderschrift entwickelt. Die Naturwissenschaften aber blieben zurück, da der nur auf die Erforschung des Ewigen bedachte Inder keine Empfänglichkeit für sie hatte; die Astronomie wurde erst durch den Einfluß fremder Völker gefördert, und die übrigen Naturwissenschaften fanden nur als Hülfswissenschaften der Heilkunde, die in Indien von alter Zeit her gepflegt wurde, Beachtung. In der Mathematik haben sie die Algebra und das dekadische Zahlensystem erdacht, welche die Araber von ihnen gelernt haben. Dagegen stehen sie in der Geschichtschreibung, weil sie durch ihre Weltanschauung dem wirklichen Leben entfremdet waren, sehr zurück. Das Drama, in dem Kalidasa um 200 n. Chr. glänzte, von dem „die wiedererkannte Sakuntala" und die durch Heldenkraft gewonnene Urvaçi" herrühren, ist aus den religiösen Feierlichkeiten erwachsen. Neben dem Drama entwickelte sich besonders die Lyrik und die didaktische Poesie, in der die Spruchsammlung des Bhartrihari in erster Linie steht. Sie soll von einem Könige herrühren, der im zweiten oder dritten Jahrhundert n. Chr. Geburt aus Verdruß über die Untreue seiner Gattin der Regierung entsagte und unter die Büßer eintrat. Sie stellt in gedrängter Kürze die indischen Ansichten über die Hauptbestrebungen des Jünglings, des Mannes und des Greises dar, über die Liebe, die Beschäftigung mit den weltlichen Dingen und die Zurückgezogenheit von ihnen in die Einsamkeit und Beschaulichkeit. Besonders entwickelt war auch die didaktisch epische Thierfabel und das Thierepos. Diese Entwickelung hatte ihren Grund in der eigenthümlichen Anschauung der Inder, daß alle Wesen an Brahma Theil haben und in Folge der Wiedergeburten die Naturdinge und die geistigen Geschöpfe häufig in einander übergehen. Aus den älteren Sammlungen sind zwei neuere jetzt noch bekannte hervorgegangen, der Pantschatantras, das Fünftheilige aus dem fünften Jahrhundert n. Chr., und der Hitopadesas, freundliche Unterweisung, aus dem Anfange des Mittelalters aus dem ersteren ausgewählt. Seine Fabeln haben sich westwärts über Persien, Arabien und nach Europa verbreitet.

Hitopadesas, oder freundliche Unterweisung von Wischnusarman zur Belehrung königlicher Prinzen verfaßt, ist nicht nur eine Sammlung von Fabeln, sondern ein Unterrichtsbuch, wie der Titel und der ganze Inhalt beweisen. Die Fabeln sind daher nicht planlos aneinander gereiht, sondern sie sind dazu ausgewählt, um den jugendlichen Prinzen eine Sittenlehre, Klugheitsregel u. s. w., auf welche der Plan der Abhandlungen hinleitet, anschaulich zu machen. Den Zweck des Werks gibt der Verfasser oder Sammler in den acht ersten Versepaaren, mit denen das Werk beginnt, und welche wir, wie die anderen wörtlichen Anführungen aus dem Werke in der Uebersetzung von Dursch (Die älteste praktische Pädagogik des heidnischen Alterthums. Hitopadesas oder heilsame Unterweisung angeblich von Wischnusarman zur Belehrung königlicher Prinzen verfaßt. Aus dem von

Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Dr. G. M. Dursch. Tübingen 1853. Laupp) hier wiedergeben, so an:

„Vollendung sei den Edlen in dem Guten durch des Sivas Gunst,
Auf dessen Haupt wie Ganges-Schaumes-Streif des Mondes Sichel steht.
Dies Lehrbuch ist dir Vorbild in der reinen Sprache Redekunst,
Verleihet dir der Weisheit Kenntniß und der Rede Zierlichkeit.
Der Kluge denke auf Erkenntniß und Besitz, als ob er ewig leb',
Wie an den Haaren von dem Tod ergriffen, übe er die Pflicht.
Von allen Gütern nennet man die Wissenschaft das höchste Gut,
Denn unverlierbar, unvergänglich, unzerstörbar ist der Schatz.
Wie langsam fließend Stromes Wasser zu dem Meer, so führt den Mann
Gelehrsamkeit zum abgeschloß'nen Landesherrn, zum höchsten Glück.
Der Waffen und der Bücher Kenntniß, beide dienen uns zum Ruhm,
Die erste wird im Alter dir zum Spott, die zweite stets geschätzt.
Gleichwie am neuen Topf das eingebrannte Zeichen nicht vergeht,
So wird der Jugend in dem Fabelbild die Weisheit eingeprägt.
Erwerb von Freunden, Freundes-Trennung, Krieg und Friedensschlüsse noch
Wird hier gelehrt, aus Pantschatantras und aus mancher Schrift entlehnt."

Es soll also das Buch der Jugend im Allgemeinen die wahre Lebensweisheit lehren, es soll aber auch als Muster eines guten Stils und zur Unterhaltung dienen. Nur in dem Besitze geistiger Erkenntniß und zeitlicher Güter kann ein schönes Menschenleben sich entwickeln; darum soll man nach beiden streben, aber die Wissenschaft ist höher zu schätzen wegen ihrer Unvergänglichkeit als leibliche Güter; denn sie ist auch die Quelle des Glücks und des Ruhms, weil der Gelehrte auch von den Fürsten geehrt wird und die Wissenschaft in jedem Alter bleibt, während die Kenntniß der Waffen nur im männlichen Alter nützt. Darum ist die Wissenschaft das höchste Gut und soll, weil die Jugendeindrücke bleibend sind, schon der Jugend eingeprägt werden. Das Werk zerfällt in 4 Bücher, von denen das erste den Erwerb von Freunden und das sittliche Verhalten in der Freundschaft, das zweite das Verhalten bei Entzweiung der Freunde, das dritte das Verhalten in Kriegs-, das vierte in Friedensverhältnissen behandelt. Als Quelle wird der Pantschatantras (Fünfbuch), eine Sittenlehre in Fabeln, genannt.

Die Veranlassung zur Abfassung des Werks erzählt dasselbe selber so:

„Am Ufer des Baghirathis (Ganges) liegt eine Stadt Pataliputras genannt, wo ein König mit Namen Sudarsanas (Wohlansehnlich), der mit allen Herrschertugenden geziert war, wohnte. Dieser Landesfürst stieg eines Tages auf seinen Palast und hörte von einem Vorübergehenden diese zwei Versepaare sprechen:

Besitzest du ein Buch, das Zweifel löst, Verborgnes dir enthüllt,
Das einen Blick ins All dir gönnt, so bist du wahrlich nicht mehr blind.
Von Jugend, Reichthumsfülle, Herrschermacht und Unverständigkeit
Mag jedes zum Verderben sein; doch wie, wo diese vier vereint?"

Der Sinn dieser Sentenzen ist: Ohne Kenntniß bleibt der Mensch geistig blind, und Jugend, Reichthum und Macht werden gefährlich ohne Weisheit.

„Nachdem der König dies gehört hatte, war er darüber bestürzt, daß seine Söhne, die sich bis jetzt noch nicht mit Büchern beschäftigten und immer von dem rechten Wege abwichen, die Vorschriften der heiligen Bücher nicht erfüllten, und sprach bei sich:

Was nützt ein Sohn am Leben, der nicht weise, ohne Tugend ist?
Was hilft das eine Aug' voll Schmerzen dem, der nur ein Auge hat?
Die Fehlgeburt wie auch der Tod sind besser als ein Thier zu sein,
Nur einmal bringen sie uns Schmerz, das Letzte aber immerfort.
Wer durch sein Dasein sein Geschlecht zu hohem Ruhm erhebt, der lebt:
Wie viele werden nicht wie todt geboren in der flücht'gen Welt!
Wem nicht sogleich erstaunt beim Zählen Tugendpaar' die Kreid' entfällt,
Die Mutter eines solchen Sohns, sag' an, wird sie wohl unfruchtbar genannt?

Auch sagt man:

Ist dessen Sinnen nicht auf Milde, Buß und Tapferkeit gewandt,
Auf Kenntniß und Erwerb, so ist er nur der Mutter Nachgeburt.

Ein anderes:

Besser ein Sohn, der Tugenden übt, denn hundert der Thoren,
Finsterniß nur verscheuchet der Mond, nicht Heere der Sterne.
Wer an heiligem Ort sehr strenge Buß verrichtet,
Dessen Sohn wird reich, geartet, tugendhaft, weise.

Ferner sagt man:

Reichthum, Gesundheit, ein Freund und eine freundliche Gattin,
Kenntniß und ein gearteter Sohn, sechs Güter des Lebens.
Sind viele Söhne dir zum Glück, wenn sich des Speichers Maß nicht füllt?
Wohl besser einer, wo der Vater selbst in üblem Rufe steht.
Ein Vater, welcher Schulden macht, die Gattin, welche nicht getreu,
Die schöne Frau ist Feind, und auch der Sohn, der nichts gelernt, ist Feind.
Bei Nichtgebrauch ist Kenntniß Gift, bei Unverdaulichkeit die Kost,
Der Saal dem Armen Gift, der Greise Gift die junge schöne Frau.
Der Mann, der einen tugendhaften Sohn gezeuget, wird geehrt;
Ein Bogen rein von Bambusholz doch ohne Sehn', was nützet er?
O weh, mein Sohn, der nichts gelernt in der vergangnen Tage Zeit,
Du wirst im Kreise der Gelehrten stecken wie der Ochs im Koth.

Wie können aber von jetzt an meine Söhne zu tugendhaften Menschen werden?

Ernährung, Schlaf, Begattung, Furcht, dies theilen Thier und Menschen gleich,
Nur Tugend ist des Menschen Vorzug, ohne Tugend ist er Thier.

Daher sagt man:

Bei wem du weder Tugend, Reichthum, noch Begierdefreiheit siehst,
Sein Dasein ist so nutzlos, als die Zitzen an des Bockes Hals.

Man sagt aber auch:

Die Lebenszeit, der Stand, Vermögen, Wissenschaft wie auch der Tod,
Im Mutterleibe schon sind diese fünf dem Menschen vorbestimmt.

Den Großen selbst ist unabwendbar künft'ges Schicksal vorbestimmt,
Dem Siva nackt zu sein und Wischnu auf der großen Schlang' zu ruhn.
Was sein soll, wird geschehn, was nicht sein soll, wird nicht geschehn; dies ist
Fürwahr der Sorgen Gegengift, was zögerst du, zu trinken dies!

Dies ist die Rede gewisser Leute, die sich keiner Anstrengung unterziehen mögen; denn man sagt:

Nicht auf des Schicksals Gunst vertrauend hemme deines Strebens Schritte,
Denn ohne Müh' gewinnst du nimmermehr des Oelbaums fette Frucht.

Auch sagt man:

Des Mannes Löwenkraft befördert Lakschmis Gunst,
Das Schicksal wird es geben, spricht der feige Mann;
Verschmäh' das Schicksal, streng' dich selber an nach Kraft,
Gelinget deine Mühe nicht, wer ist's, der fehlt?

Wie nur auf einem Rad nicht weiter sich bewegt des Wagens Fahrt,
So wird das Schicksal dir nicht günstig sein, wenn du dich nicht bemühst.

Ebenso heißt es:

Des frühern Lebens Handlungsweis' bestimmt des Lebens Schicksal hier,
Darum erstreb' der Mensch mit aller Kraft ein höh'res Schicksals Loos.
Der Töpfer bildet aus dem rohen Lehm nur, was er will:
Auch so gestaltet stets der weise Mann die eigne Handlungsweis'.

Ein anderes lautet:

Wie mit der Kräh', die ihren Schatz schon nahe sah, verhält sich's hier:
Von selber gibt das Schicksal nichts; es wartet auf des Menschen Müh'.
Durch Thatkraft nur gelingen deine Werke, nicht durch eiteln Wunsch:
Die Thiere rennen nicht in des vom Schlaf befall'nen Löwen Schlund.
Der Eltern Handlungsweise führt das Söhnchen zu der Tugendkraft,
Nicht durch Geburt allein erlangt der Sohn der Weisheit höchsten Grad.

So sagt man auch:

Die Eltern sind sich selber feind, wenn sie die Söhne nicht erzieh'n,
So wenig glänzen sie im Saal als Kranich' in der Ibis Schaar.
Mit Jugendschönheit prangend, Söhne edeln Stammes glänzen nicht,
Sind sie erkenntnißlos, gleichwie die schönste Blum' geruchlos ist.
Der Thor auch glänzet unter Männern angethan mit Kleiderpracht,
So lange doch nur glänzet er, so lang' er nicht den Mund auftut.

Nachdem der König so bei sich gedacht hatte, versammelte er gelehrte Männer um sich und sprach: Höret, ihr Weisen, ist ein solcher unter euch,
Durch den wohl meiner Söhne, von dem Weg des Guten stets entfernt,
Durch Weisheit-Unterricht die geistige Geburt bewirket wird?

Denn man sagt:

Wie Glas, dem Golde nah gestellt, den Glanz des Smaragds wiedergibt,
Auch so erlangt der Thor bei Guten Kenntniß und Geschicklichkeit.

Auch heißt es:

Durch Umgang mit den Schlechten, Theurer! wird gesunder Sinn bethört,
Mit Gleichen bleibt er gleichgesinnt, mit Besseren wird er erhöht.

Hierauf sprach Wischnusarman, ein großer Gelehrter, der den Inhalt aller Erziehungsbücher wie Brihaspatis (der Lehrer der Götter) selbst kennt: Mein König, die Prinzen, Söhne eines so erhabenen Geschlechts, können wohl Erkenntniß der Weisheit erlangen; denn man sagt:

Die Thätigkeit, gerichtet auf das Eitle, bleibet ohne Frucht,
Gleich Papagein' wird wohl der Kranich nicht gelehrt trotz aller Müh'.

Ein anderes lautet:

Wird wohl in diesem Haus ein Sohn geboren ohne Tugendsinn?
Seit wann erzeugt sich im Rubinenschacht zugleich Krystall?

Daher will ich deine Söhne im Verlauf von sechs Monaten mit dem Inhalte der Sittenbücher bekannt machen. Der König erwiederte sehr bescheiden:

Auch ein Insekt erhebt sich in dem Blumenkranz aufs Fürstenhaupt:
Ein Stein erlangt auch Göttlichkeit durch hohe Hände recht geweiht.

Ein anderes:

Wie auf des Ostens Bergen etwas in der Sonne strahlend glänzt,
So glänzt auch der vom niedern Stand, der sich mit Guten stets vereint.

Gut und Bös erkennend wirst du tugendreich, vereint mit Bösen sündhaft;
Trinkbar ist des Stromes Fluth, vermischt mit Meereswogen ungenießbar.

Deswegen überlasse ich den Unterricht meiner Söhne ganz deinem Gutdünken. Nachdem der König dies gesagt hatte, zeichnete er Wischnusarman mit vielen Ehrenbezeugungen aus und übergab ihm seine Söhne. Als hierauf die Prinzen sich zum Vergnügen hinter den Palast gesetzt hatten, benutzte der Gelehrte diese Gelegenheit, trat vor sie und sprach:

In Lust und Freud' an Dichterwerken geht die Zeit der Weisen hin:
In Zügellosigkeit, in Schlaf und Streit verlebt der Thor die Zeit.

Ich will euch daher zum Vergnügen mannigfaltige Geschichten von Krähen, Schildkröten und anderen Thieren erzählen. Die Söhne des Königs sagten: Verehrter Lehrer, erzähle! Wischnusarman sprach: Höret nun! Zuerst wird dargestellt, wie man Freunde erwerbe, wovon das erste Versepaar also lautet:

Erstes Buch.

Arme, uneigennütz'ge, verständige, redliche Seelen
Leisten uns willigen Dienst, wie Reh, Maus, Krähe und Schildkröte.

Die Söhne des Königs sprachen: Wie so? Wischnusarman erzählte: „An dem Ufer des Flusses Godavari steht ein großer Salmalibaum, auf dem während der Nacht Vögel sich aufhielten, die sich von verschiedenen Gegenden hier versammeln. Als einst gegen Ende der Nacht, da der göttliche Mond, der Beherrscher der Lotusplätze, hinter den westlichen Bergen unterging, eine Krähe Namens Laghupatanakas (Leichtflug) erwachte, sah sie einen Jäger, gleichsam den zweiten Todesgott kommen. Nachdem sie ihn erblickt hatte, dachte sie bei sich: Schon frühe zeigt sich ein unerwünschter Anblick; ich weiß nicht, was dieser bedeuten soll. Während sie so bei sich dachte, kam der Jäger näher, und sie flog bestürzt davon; denn es heißt:

Sieh, tausendfachen Kummer, hundertfache Furcht steht uns bevor,
Mit jedem Tag beschleicher sie den Thoren, nur den Weisen nicht.

Auch Folgendes müssen die Weisen unerläßlich beobachten:

So oft du dich vom Bett erhebst, bedenk', es steht ein Unglück dir bevor,
Von Kummersnoth, von Krankheit und dem Tod, was wird wohl heute mir zu Theil.

Der Jäger streute Reiskörner auf den Boden, spannte ein Netz aus und versteckte sich. Um dieselbe Zeit kam der Taubenkönig Tschitragriwas (Bunthals) mit Gefolg dahin und sah diese Fruchtkörner. Hierauf redete er die nach den Reiskörnern lüsternen Tauben so an: Woher es kommt, daß wir in einem unbewohnten Walde so viele Körner beisammen finden, müssen wir untersuchen, weil ich nichts Gutes dabei voraussetze. Wahrscheinlich wird es uns wegen unserer Lüsternheit hier gehen wie:

Der Wandrer aus Lust nach goldner Spang in tiefen Sumpf versank,
Von einem alten Tiger überwältigt und getödtet ward.

Die Tauben fragten, wie dies geschehen. Tschitragriwas erzählte: Ich ging einst in einem südlichen Walde umher und sah einen alten Tiger, der sich gebadet hatte, Kusagras*) hielt und an dem Ufer eines Sees einem Wanderer zurief: He! He! Wanderer! nimm dies goldene Armband. Wer sollte, wenn er auch einen solchen Zuruf vernimmt, denselben nicht fürchten und seine Nähe meiden! Hernach dachte der Wanderer, der von Habsucht ergriffen war, bei sich: durch ein Glück könnte es mir doch zu Theil werden, nur muß man seinem eigenen Zweifel kein Gehör geben, es heißt wohl:

Erwirbst du Ungehofftes, Ungeseh'nes, sieh, dein Weg führt nicht zum Glück,
Wenn Gift sich mischt mit Reinem, dann gereicht Ambrosia dir selbst zum Tod.

Man muß doch bei jedem Erwerbe Bedenken tragen, man sagt ja:
Der Mann, der kein Bedenken trägt, wird kein Gelingen seh'n:
Nur wer bedächtig ist, wird sich des Glückes freun, so lang' er lebt.

Ich will es doch versuchen, dachte er bei sich, und sprach dann laut: Wo hast du dieses Armband? Der Tiger streckte die Hand aus und zieigte es. Der Wanderer sprach: Wie kann ich dir, einem grausamen Mörder, trauen? Der Tiger erwiederte: Höre nur, Wanderer, in meiner frühen Jugend war ich sehr schlimm, aber weil ich viele Kühe und Menschen getödtet habe, verlor ich meine Söhne und meine Frau und bin nun ganz verlassen. Hierauf gab mir jemand die Lehre: Uebe große Wohlthätigkeit und Buße. Nach dieser Anweisung wasche ich mich nun, bin alt, habe Krallen und Zähne verloren, wie sollte man mir nicht trauen? Es heißt ja:

Sieh' Opfer, Lehre, Milde, Büßung, Wahrheit, Festigkeit, Geduld,
Uneigennützigkeit auch, achtfach wird der Tugendweg genannt.

*) Kusagras wird bei verschiedenen religiösen Gebräuchen angewendet und ist darum heilig.

Weil ich die Begierde so sehr in mir ertödtet habe, möchte ich wem immer dieses in meiner Hand befindliche Armband geben, und doch ist das Gerede unter den Leuten: „Der Tiger frißt Menschen", schwer zu unterdrücken. Denn es wird gesagt:

Die wandelbare Welt stellt selbst die freche Dirn' in Pflicht und Recht
Als Beispiel auf, wie der Brahman, als Küheschlachter*) uns bekannt.

Auch habe ich die Pflichtenbücher gelesen, höre:

Wie dir dein eigen Leben, ist es auch andern Wesen lieb;
Die Guten sind daher aus Aehnlichkeit den andern Wesen hold.
Im Weigern und im Geben, Glück und Unglück, auch in Freud' und Leid
Stellt sich der weise Mann aus ähnlichem Gefühl als Beispiel auf.
Betrachtest du des andern Frau wie eigne Mutter, fremdes Gut wie Koth,
Die andern Wesen all' wie dich, du bist es, den man wahrhaft weise nennt.

Da du nun sehr arm bist, möchte ich dir diesen Schatz geben; denn man sagt:

Die Armen nähre, Sohn der Kaunti, Reichen schenke nicht dein Gold;
Für Kranke ist Arznei bestimmt, was nützt Gesunden die Arznei?
„Thu wohl", doch nur die Gabe, die dem Dürft'gen gespendet wird,
Am rechten Ort, zur Zeit und nach Verdienst, ist wahrhaft gutes Werk.

Wasche dich daher zuvor in dem See und dann komm und empfange dieses goldene Armband. Als er auf dieses Wort erfreut über den Gewinn hinging, um sich in dem See zu baden, versank er in einen tiefen Sumpf, und konnte nicht mehr entfliehen. Als der Tiger ihn in dem Sumpfe stecken sah, sprach er: Ah! Ah! du bist in einen großen Sumpf gefallen; daher will ich dich herausziehen. Der Wanderer wurde hierauf von dem Tiger, der sich seinem Versprechen gemäß allmählich näherte, ergriffen und sprach bei sich:

Die Pflichtenbücher liest er nicht,
Die Vedas liest der Harte nicht,
Die eigene Natur erscheint,
Wie von Natur die Kuhmilch süß.
Das Handeln unbeherrschten Sinn's ist wie die Elephanten-Wäsch':
Erkenntniß ohne Handlung gleicht dem Golde, das die Gehaßte nährt.

Ich habe nicht gut gethan, daß ich dem Mörder traute; denn man sagt:

O traue nicht den Flüssen, den Bewaffneten,
Den Krallen und den Hörnern und den hohen Frau'n.

Noch ein anderes:

Das Wesen Aller prüfe man und nicht die äuß're Eigenschaft;
Gemüth beherrschet jede Tugend, dieses stellt sich oben an.

Als er so bei sich sprach, wurde er von dem Tiger zerrissen und verzehrt. Deswegen sage ich: Der Wanderer aus Lust nach goldener Spange u. s. w. Man muß daher keine Handlung ohne reifliche Ueberlegung verrichten; denn es heißt:

*) Kühe zu schlachten ist ein großes Verbrechen, da es den Bramahnen im Gesetzbuch Manu's verboten ist, ein lebendes Wesen zu tödten.

Gutverdaute Speisen, gute Söhne, wohlbeherrschte Frau'n, berath'ne Fürsten,
Wohlbedacht Gesproch'nes und Vollbrachtes ändern sich auch nicht in langen Zeiten.

Als eine Taube diese Rede vernommen hatte, sagte sie ganz übermüthig: Ach, was wird da behauptet!

Zur Zeit des Unglücks und der Noth vernimm der alten Weisen Rath,
Doch beim Erwerb der Nahrung achte ihrer klugen Vorsicht nicht.

Denn man sagt ja:

Ist jede Speis und jeder Trank verbunden hier nur mit Gefahr,
Was sollen wir beginnen, oder welches Leben führen wir?

Ebenso heißt es auch:

Wer neidisch, mürrisch, unzufrieden, zornig, zweifelsüchtig ist,
Wer lebt von fremdem Gut, die sechse haben keinen Theil am Glück.

Nachdem die Tauben diese Sprüche gehört hatten, flogen sie alle dorthin; denn man sagt:

Gelehrte, welche große Bücher haben, Zweifel lösende,
Auch werden oft von harter Noth bedrängt, von Leidenschaft bethört.
Aus Gier entstehet Zorn, Begier erzeuget dann die Leidenschaft,
Begierde ist der Thorheit, des Verderbens und der Sünde Quell.

Sogleich waren alle in dem Netze gefangen. Jetzt machten aber alle diejenigen, auf deren Zureden sie herabflogen, Vorwürfe: daher heißt es:

Den Haufen führ' nicht an, gelingt das Werk, so ist der Lohn wohl gleich,
Gelingt das Unternehmen nicht, so droht dem Führer nur der Tod.

Als Tschitragriwas diese Vorwürfe hörte, sprach er: Diese sind nicht schuld.

Wer aus dem Unglück retten will, wird oft des Unglücks neuer Quell,
Der Mutter Schoos ist ja der Ort, wo auch das Kind gezüchtigt wird.

Auch ein anderes:

Der ist ein Freund, der aus dem Unglück uns zu retten sich bemüht,
Und nicht Gelehrte, deren Vorwurf uns aus Noth nicht retten kann.

Verlegenheit zur Zeit des Unglücks ist Sache feiger Menschen; lasset uns daher Muth fassen und auf ein Rettungsmittel denken; denn es heißt:

Muth im Unglück, Mäßigung im Glück, Beredsamkeit im Saal, im Kampfe Thatkraft,
Freundlichkeit im Ruhm, das Lesen heil'ger Bücher ist den großen Seelen eigen.

Ein anderes lautet:

Sechs Fehler meid' der Mensch, wenn höh're Macht er zu erlangen wünscht,
Die Schläfrigkeit und Furcht, Verschub und Trägheit, Müßiggang und Zorn.

Nach diesem wollen wir auch handeln; lasset uns nun alle eines Sinnes das Netz aufheben und davon fliegen; denn man sagt:

Vereinigung geringer Dinge führet oft zum Ziele hin,
Denn Gras, zum Strick geflochten, bändigt selbst des Elephanten Kraft.
Verbündet sich ein Mann auch mit dem kleinen Haus, es führt zum Glück:
Denn sieh, der Reis vom Halme losgerissen, wächst nicht mehr empor.

Indem alle Tauben übereinstimmten, hoben sie das Netz auf und flogen in die Höhe. Als hierauf der Jäger sie sein Netz forttragen sah, lief er ihnen nach und sprach bei sich:

Vereinigt tragen sie mein Netz wohl in die Luft,
Doch fliegen sie zur Erde nieder, sind sie mein.

Nachdem die Tauben aber sich aus den Augen des Jägers verloren hatten, kehrte dieser zurück. Und als die Tauben den Jäger umkehren sahen, sprachen sie: Was ist nun das Zweckmäßigste? Tschitragriwas sagte:

Aus eignen Trieben sind die drei, Mutter, Vater, Freund geneigt,
Aus andren Gründen sind auch außer diesen Andre wohlgesinnt.

Daher wird uns mein Freund, der Mäusekönig, Hiranyakas (der Goldene) genannt, der an dem Ufer des Gandhaki in einem lieblichen Walde wohnt, von unseren Banden befreien. Als er dieses gesagt hatte, flogen sie alle zu der Höhle des Hiranyakas. Hiranyakas, der aus beständiger Besorgniß eines Ueberfalles hundert Aus- und Eingänge in seiner Wohnung angebracht hatte, verhielt sich, als die Tauben sich hier niederließen, von Furcht ergriffen ganz ruhig. Tschitragriwas sprach: Freund Hiranyakas, warum redest du nicht mit uns? Als Hiranyakas die Stimme desselben erkannt hatte, kroch er eiligst hervor und sprach: Ach, wie glücklich bin ich, daß mein lieber Freund Tschitragriwas gekommen ist. Als er aber die Tauben von Schlingen gefesselt sah, war er einen Augenblick ganz erstaunt und sprach darauf: Mein Freund, was ist das? Tschitragriwas sagte: Mein Freund, das ist die Folge von unseren Handlungen in einem früheren Leben.

Aus welchem Grunde, wie und wann und was, wie lange, wo auch Einer Gutes oder Böses hat gethan,
Aus selbem Grunde, so und dann, und dieses und so lang wird hier vom Weltenschöpfer über ihn verhängt.

Denn es heißt:

Krankheit, Kummer, Elend, Strafe, Unglücksfälle
Sind die Früchte von dem Sündenbaum der Menschen.

Als Hiranyakas dies gehört hatte, eilte er, um die Bande Tschitragriwas abzubeißen; dieser aber sprach: Nicht doch, mein Freund, zerreiße zuerst die Bande meiner Untergebenen. Hiranyakas erwiederte: Ich habe keine große Kraft und meine Zähne sind weich, wie sollte ich die Fesseln aller dieser zernagen können? Weil nun meine Zähne nicht schneiden, will ich deine Fessel zerreißen, hierauf will ich, soviel ich kann, auch diese von ihren Banden befreien. Tschitragriwas sprach: Es geschehe so, dann aber löse auch die Bande der übrigen, soviel du kannst. Hiranyakas erwiederte: Es ist nicht die Ansicht der Pflichtenkundigen, daß man mit Aufopferung seines eigenen Lebens das der Unterthanen beschützen soll: denn es heißt:

Auf Unglück spare deinen Schatz, mit Schätzen rette deine Frau,
Dich selber rette immer mit Verlust des Schatzes und der Frau.
Das Leben ist der Grund von Tugend, Reichthum, Gierdelosigkeit;
Wie viel ist nicht zerstört mit ihm, wie viel gerettet ist mit ihm.

Tschitragriwas sprach: Mein Freund Hiranyakas, wenn auch die Pflichtenbücher dies fordern, so kann ich doch das Unglück meiner Untergebenen nicht ertragen, da es heißt:

Der Tugendhafte opfert Schätze, selbst das Leben Andrer Wohl,
Vortrefflich ist das Opfer für den Guten, wenn Verderben droht.

Dieses ist auch einer, aber ein verschiedener Beweggrund:

Geburt, Besitz und Stärke haben diese auch mit mir gemein,
Sag' an, was wird mir einst als Frucht von meinem Herrschervorzug sein?

Ein anderes:

Auch ohne Lohn verlassen mich die treuen Untergeb'nen nicht:
Erhalte sie daher am Leben auch nach meinem Lebensend'.
Was kümmert dich der Leib, der nur aus Fleisch und Blut und Bein besteht,
Der dem Verderben stets geweiht, o Freund, erhalte meinen Ruhm.

Siehe auch ein anderes:

Erlangt man Reines durch Unreines, Festes durch Vergängliches,
Und mit dem schwachen Leibe Rühmliches, was wird dann nicht erreicht?

Daher sagt man auch:

Welch himmelweiter Unterschied ist zwischen Tugend und dem Leib;
Der Leib zerfällt so schnell, die Tugend überlebt der Welten End'.

Nachdem Hiranyakas dies gehört hatte, sprach er erfreuten Herzens und mit Staunen: Gut, mein Freund, gut. Wegen dieser Zärtlichkeit gegen die Untergebenen wird dir die Herrschaft über die Dreiwelt*) verliehen werden. Als er so gesprochen hatte, sagte er: Ich muß deswegen die Bande aller abnagen. Hierauf begrüßte Hiranyakas alle freundlich und sprach: Mein Freund Tschitragriwas, da dies immer das Schicksal der Netzesschlingen ist, muß man, indem man immer einen Fehltritt zu befürchten hat, sich selbst nicht trauen; allein es heißt auch:

Ein Vogel, welcher über hundert Meilen weit ein Fleisch erblickt,
Sieht nach des Netzes Schlingen nicht, wenn seine Zeit gekommen ist.

Auch sagt man:

Seh' ich der Sonne und des Mondes Dunkel,
Der Schlangen und der Elephanten Zwang,
Und auch die harte Armuth weiser Männer;
So denke ich: des Schicksals Macht ist groß.

Ein anderes:

*) Die Dreiwelt besteht aus der Erde, dem Himmel und der Unterwelt.

Die Vögel, durch die freien Lüfte ziehend,
Gerathen selbst auch in des Unglücks Netz;
Auch Fische, die in tiefem Meere schwimmen,
Erreicht der Mensch mit List auf tiefem Grund.
Was ist ein Mißgriff hier, was kluge Handlung?
Was nützt dir Tugend auch am fernen Ort?
Das unheilvolle Schicksal stört von ferne
Die Pläne deiner Weisheit, deiner Kraft.

Als Hiranyakas Tschitragriwas so belehrt, ihm Gastfreundschaft erwiesen und ihn umarmt hatte, entließ er ihn an seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort und ging in seine Höhle zurück.

Bald darauf sprach Laghupatanakas (der Leichtflug), der dies Alles mit angesehen hatte, voll Verwunderung: He, Hiranyakas, du bist liebenswürdig, daher wünschte ich mit dir Freundschaft zu pflegen. Möchtest du mich doch in deine Freundschaft aufnehmen. Als Hiranyakas dies hörte, sprach er in dem Eingang seiner Höhle: Wer bist du? dieser erwiederte: Ich bin Laghupatanakas, eine Krähe. Hiranyakas lachte und sprach: Welche Freundschaft kann man mit dir haben, da es heißt:

Was in der Welt verbunden ist, verbinde auch der weise Mann,
Ich bin die Speise, du der Zehrer, wie soll Freundschaft hier besteh'n.

Noch eins:

Die Freundschaft zwischen Speis' und Zehrer ist wohl großen Unglücks Quell:
Das Reh, die Beute des Schakals, ward durch den Raben nur befreit."

Man erkennt aus dieser Probe die Einrichtung des ganzen Buches. Nur armen, uneigennützigen und redlichen Menschen soll man vertrauen, nur sie zu Freunden wählen. Ihre Repräsentanten sind die Krähe, die Maus, später das Reh und die Schildkröte. Die fabelhafte Erzählung von diesen Thieren bildet den Rahmen, welcher alles Uebrige umschließt. Es wird also zuerst die Frage behandelt, mit welchen Menschen man Freundschaft schließen solle. Die Freundschaft mit Guten entspricht dem Bedürfnisse des menschlichen Wesens, veredelt das Herz und bereitet manche Vortheile und Annehmlichkeiten. Die Umstände der Erzählung bieten aber auch öfter Gelegenheit zu lehrhaften Abschweifungen. Weil z. B. die Tauben aus Lüsternheit und Unvorsichtigkeit gefangen wurden, wird in der Fabel vom alten Tiger und dem Wanderer und mehreren Sentenzen gelehrt, daß Lüsternheit und Unvorsichtigkeit ins Verderben stürzen, daß man nicht dem Aeußern eines Menschen Vertrauen schenken, sondern zuerst seine Gemüthsbeschaffenheit erforschen soll. Aus dem Bedenken des Mäusekönigs, die Bande aller Tauben zu zernagen und seiner Berufung auf die Pflichtenbücher, während der Taubenkönig sich großmüthig für seine Unterthanen opfern will, wird Veranlassung genommen, von dem Werthe des Lebens zu sprechen. Als nun die Krähe die hülfreiche Freundschaft der Maus erkannt hatte, wollte sie auch ihr Freund werden, allein die Maus erwiederte, daß zwischen ihnen keine Freundschaft bestehen könne, weil die Krähen von Natur Feinde der Mäuse seien. Und es wird dann in der Fabel von dem Schakal und dem Rehe, welches den Schakal schnell zum Freunde annimmt, während der Schakal es hinterlistig tödten will und nur durch die List des Raben verhindert wird, gezeigt, daß einmal zwischen den Guten und den Bösen keine wahre Freundschaft sein könne, und daß

man einem Fremdlinge, so lange sein Charakter noch nicht bekannt ist, nicht trauen soll. So handelt das erste Buch noch von dem Werthe der zeitlichen Güter und von dem Streben danach und davon, daß das Unglück der Prüfstein der Freundschaft sei. Wir geben hier nur noch einzelne Sentenzen und Fabeln, die bei uns bekannt oder bearbeitet sind:

„Dem Feinde selber, kommt er in dein Haus, erweise Gastfreundschaft;
Der Baum entziehet ja den Schatten selbst auch dem nicht, der ihn fällt.

Die Viere: Stroh und Boden, Wasser und ein liebevolles Wort,
Gewiß die fehlen nie in guter Menschen armen Wohnungen.

Auch gegen nied're Wesen handeln gute Menschen schonungsvoll,
Der Mond entzieht ja nicht des Tschandals*) armer Hütte seinen Schein.

Die Tugend ist der eine treue Freund, der uns im Tode folgt,
Denn alles Andre außer dieser geht zu Grunde mit dem Leib.

Wo kein Gelehrter ist, da ist der Halbgebildete geehrt,
Wo keine Bäume sind, da gilt auch selbst Gesträuch für einen Baum.

Mit Schlechten habe weder Freundschaft noch Vertrau'n;
Der Kohle Feuer brennt, gelöscht schwärzt sie die Hand.
Verlaß den Schlechten, wenn er auch mit Kenntniß glänzt
Erregt die Schlang' im Perlenschmuck wohl keine Furcht?

Dem Schlechten, spreche er auch freundlich, schenke dein Vertrauen nicht,
Denn Honig ist auf seiner Zunge, in dem Herzen starkes Gift.

Metalle binden sich durch Guß, die Thiere durch blinden Trieb,
Die Thoren sich aus Furcht und Gier, die Guten nur aus weisem Zweck.

Aufrichtigkeit und Milde, Tapferkeit, Gleichmuth in Freud' und Leid,
Rechtschaffenheit, Anhänglichkeit und Wahrheit sind des Freundes Ruhm.

Geschwätzigkeit, Begehrlichkeit, Hartherzigkeit und Wankelmuth,
Verschlagenheit und Heftigkeit und Spielsucht zieren nicht den Freund.

Der Vater überwach' die Frau, so lang sie Kind, der Mann, so lang
Sie jung, der Sohn, wenn sie im Alter ist, die Frau sei niemals frei.

An dem Giftbaum dieses flücht'gen Lebens reifen süßer Früchte zwei,
Der Dichtkunst Hochgenuß und der Verkehr mit guten Menschen hier.

Wer ohne mitzutheilen sich nur Reichthum zu erwerben strebt,
Der gleicht dem Lastthier, daß für Andre trägt den sorgenvollen Topf.

*) Der Tschandala gehört zur verachtetsten Klasse in Indien.

Wer seine Tage ohne Geben und Genuß verstreichen läßt,
Der gleicht dem Schmiede-Blasebalg, der athmet, aber doch nicht lebt.

Was nützt der Schatz, den du nicht gibst und brauchst,
Was Stärke, wenn du Feinde nicht bekämpfst,
Was heil'ges Buch, wenn keine Pflicht du übst,
Was Geist, wenn du die Sinne nicht bezähmst?

Vermehre stets den Vorrath, setze doch der Gier ein Ziel,
Denn sieh, ein Schakal, der den Vorrath häufte, büßt' sein Leben ein.

Hiranyakas fragte: Wie geschah dieses? Mantharas (die Schildkröte) erzählte: In Kalyanakatakas wohnte ein Jäger Namens Vairawas (Schreckmann). Als diesem einmal nach Wildbret gelüstete und er ein Wild aufsuchen wollte, nahm er den Bogen und begab sich mitten in den Wald am Windhyagebirge. Nachdem er ein solches erlegt hatte und forttrug, sah er einen furchtbaren Eber. Er legte seine Beute auf den Boden und tödtete den Eber mit einem Pfeile. Das verwundete Schwein, das ein schreckliches Geschrei erhob, verwundete denselben an dem Leibe, und dieser stürzte zu Boden, wie ein gefällter Baum; daher heißt es:

Wer sich dem Wasser, Feuer, Waffen, Hunger, Kranken, Bergeinsturz
Und Gift wie immer nahet, dessen Leben stehet in Gefahr.

Unter den Füßen dieser beiden, deren Tritte unsicher waren, wurde auch eine Schlange getödtet. Als hierauf ein Schakal Namens Dirgharawas (Langschrei), der umherging, um Nahrung zu suchen, das Reh, den Jäger, die Schlange und den Eber todt daliegen sah, sprach er bei diesem Anblick: Aha, da ist nun viele Nahrung bereitet, es heißt ja:

Wie ungehofft das Unglück Menschen trifft,
So sendet uns das Schicksal, glaube ich, auch Glück.

Wohlan! Das Fleisch von diesen wird auf mehr als drei Monate Nahrung gewähren.

Für einen Monat dient der Mann, für zwei der Eber und das Reh,
Für einen Tag die Schlange, jetzt verzehre ich den Bogenstrang.

Im ersten Hunger will ich daher die süßen Fleischspeisen sparen und die an den Enden des Bogens befestigte lederne Sehne verzehren. Gesagt, gethan. Als er die lederne Sehne abgebissen hatte, schlug ihn der schnell aufspringende Bogen auf die Brust, und Dirgharawas mußte den Geist aufgeben.

Was unerreichbar, wünschen nicht und den Verlust beklagen nicht,
Durch Unglück werden nicht bestürzt die Männer mit Verstandeskraft.

Dumme bleiben dumm, wenn sie auch Bücher lesen,
Nach Erkenntniß handeln, heißet weise leben,
Benützung ausgedachter Heilungsmittel
Heilet Kranke, nicht allein Erfindungskünste.

Nicht eine Tugend übt der Kenntnißreiche,
Wenn er die eig'ne Kraftanstrengung scheut;
Beleuchtet wohl auch in der Hand des Blinden
Die Fackel ihm nur einen Gegenstand?

Man schicke sich in Glück und Unglück, das uns unerwartet trifft,
Denn wie das Wagenrad sich dreht, so wechselt Unglück stets mit Glück.

Sei nicht um Nahrung sehr besorgt, der Schöpfer ist's, der sie verleiht,
Denn ist das Kind geboren, fließt von selbst die Mutterbrust von Milch.

Sieh, der die Schwäne weiß, die Papageien grau geschaffen hat,
Die Pfauen bunt gekleidet, ist besorgt für deine Nahrung auch.

Wer das Gewissen preisgibt und nach Ungewissem hascht,
Verliert das Sich're und erreicht das Ungewisse nicht."

Das zweite Buch zeigt an der Fabel von dem Löwen, Stier und Schakal, wie die Freundschaft guter Menschen durch böse zerstört werden kann. Es hat darum im Ganzen einen negativen Charakter und enthält die Lehre, daß man leidenschaftlichen Menschen nicht glauben und trauen soll, und, da der störende Schakal ein Beamter des Löwenkönigs ist, für die Könige und Herren die Warnung, sich von Ministern und Dienern nicht bethören und irre leiten zu lassen.

„Fällt immer nur ein Tropfen, füllt sich doch allmählich ein Gefäß;
Auch so verhält sich's immer mit Erkenntniß, Tugend und Erwerb.

Mit großer Mühe wird ein Felsblock einen Berg hinaufgewälzt,
Doch stürzt er schnell hinab; durch Tugend steigt, durch Laster fällt der Mensch.

Hundert Werke sind vergebens bei den Schlechten,
Hundert wohlgemeinte Reden bei den Dummen,
Hundert Worte, wenn sie nicht befolget werden,
Hundert klare Gründe bei Verstandeslosen."

Das dritte Buch erzählt, wie Streit und Kampf entstehen, wie Kriege zu führen sind und was der Besiegte zu thun hat. Es ist wegen dieses Inhalts für Prinzen besonders wichtig, enthält aber auch andere nützliche Lehren. Die Fabel, an welche die einzelnen Lehren sich anreihen, erzählt den Krieg zwischen dem Gänsekönig und dem Pfauenkönig, in welchem der Gänsekönig überwunden wird.

„Wo man keinen König hat, da geht das Volk zu Grunde,
Wie die Schiffe ohne Steuermann im Meer versinken.

Nur wenn man eine Zeit den Acker pflegt,
Dann lohnet er zuletzt mit reicher Frucht;
So reifet nicht im nächsten Augenblick,
Nach langer Zeit erst, weiser Leitung Frucht.

Ist die Gefahr noch fern, so sei besorgt,
Doch ist sie nah', dann zieret Heldenmuth;
Im Unglück zeigt der Große in der Welt
Des Geistes und des Herzens Festigkeit."

Das vierte Buch ist die Fortsetzung des dritten, indem es von dem Frieden handelt, der zwischen dem Pfauenkönige und Gänsekönige geschlossen wurde. Es behandelt hauptsächlich die Frage, wann und wie Friedensschlüsse gemacht werden sollen.

„Kommt einer in Verlegenheit,
So tadelt er des Schicksals Macht;
Der Unverständige erkennt
Nicht leicht den Fehler, den er macht.

Wie Friede geschlossen wird, sagte Wischnusarman, habe ich nun dargestellt. Saget, was ich euch noch weiter erzählen soll. Die Prinzen sprachen: Verehrter, durch deine Güte haben wir nun Alles, was die Verwaltung eines Königreichs betrifft, kennen gelernt und sind zufrieden. Wischnusarman sprach: Möge auch dieses in Erfüllung gehen:

Der Friede sei die Freude aller Fürsten, welche siegreich sind,
Die Guten seien glücklich, und es blühe lange der Edlen Ruhm,
Die Weisheit liege an dem Herzen stets wie eine liebe Frau,
Und küß den Mund der Räthe; täglich sei ein großes Freudenfest."

Die älteste praktische Pädagogik des heidnischen Alterthums. Hitopadesas oder heilsame Unterweisung, angeblich von Wischnusarman zur Belehrung königlicher Prinzen verfaßt. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Dr. G. M. Dursch. Tübingen, H. Laupp. 1853.

§ 11.

Vergleichung der indischen und chinesischen Erziehung.

G. Baur, Geschichte der Pädagogik. (Schmid, Encyclopädie V, S. 722.)

„Aus dem ewig kreisenden Wechsel der Erscheinungswelt, der Sansara, soll nach der indischen Lebensanschauung der vollkommene Weise kraft der Macht seines Geistes zum Nirvana, zum „Verlöschen", sich erheben, indem er jeden auf das vergängliche Wesen gerichteten Wunsch völlig in sich austilgt, und so mit dem göttlichen Urwesen Eins wird und damit zugleich erst wahrhaft zu sich selbst kommt. Eine von solcher Anschauung ausgehende Erziehung nun mußte nothwendig ihren Zöglingen ein ernstes Bemühen um gründliche Erkenntniß und eine ungewöhnliche Energie des Willens zumuthen und sich höhere Aufgaben stellen, als die immer auf die Forderungen des täglichen Lebens gerichtete chinesische Pädagogik. Gleichwohl hat sich zum Trachten nach wahrer geistiger Befreiung des Menschen auch das indische Wesen nicht zu erheben vermocht, sondern es schwankte „zwischen niederm Aberglauben und überschwänglichem Spiritualismus", zwischen weicher Lüsternheit und zwischen abstracter Entsagung und verrückter Selbstpeinigung hin und her. Auch die Erwartung, daß dem gleichmacherischen Despotismus des Verstandes gegenüber,

welcher in China herrscht, der indische Geist die Individualität und ihre eigenthümliche Begabung in den vollern Besitz ihrer Rechte werde eingesetzt haben, erweist sich zum größten Theil als trügerisch; denn gerade in dieser Beziehung zeigt es sich, wie auch in Indien der Geist durch die Aeußerlichkeit natürlicher Bedingungen noch niedergehalten ist. Der hier hervortretende Unterschied der Stände erstarrt zur schroffen Trennung erblicher Kasten. Nur die Brahmanen sind die Inhaber und Verwalter alles höheren Wissens, wie denn ein so abstruses Wissen, wie das, in welchem die Inder den Gipfel aller Erkenntniß suchen, auch seiner Natur nach nicht Gemeingut werden kann. Aus dem ihrer Hut anvertrauten Schatze dürfen sie auch den Kschatriyas, den Kriegern und den Waisiyas, den Kaufleuten, Unterweisung zum Verständnisse der heiligen Bücher mittheilen. Aber wenn schon diesen beiden bevorzugten Klassen eine selbstständige Beschäftigung mit denselben verboten ist, so finden sich unter der arbeitenden Klasse, den Sudras, nur wenige, welche lesen und schreiben können, und die Unterrichtsanstalten, welche auch an kleinen Orten errichtet sind, sind nur für die Sprößlinge der Brahmanen-Kaste bestimmt. Abgesehen aber auch von diesem äußeren Unterschied, welcher zwischen der indischen Kastenerziehung und dem allgemeinen Volksunterrichte der Chinesen stattfindet, findet zwischen der Grundtendenz der Erziehung dieser beiden Völker ein diametraler Gegensatz statt. Während in China der nüchterne Verstand die Welt entgöttert und das Volk in einen Mechanismus hineingeführt hat, aus welchem es sich zu einem höheren idealen Streben nicht zu erheben vermag, hat die indische Phantasie die Welt mit göttlichen Mächten überfüllt und den klaren Sinn für das Reale überwuchert und verdunkelt, und treffend sagt Wuttke: „Der Chinese erzieht für das praktische Leben, der Inder für das ideelle: jener für die Erde, dieser für den Himmel: jener erzieht den Sohn zum Fortkommen in der Welt, dieser zum Fortkommen aus der Welt; jener erzieht ihn zum Bürger, dieser zum Priester; jener zum Wirken, dieser zum Wissen; jener lehrt ihn das Staatsgesetz, dieser das Wesen der Gottheit; jener führt den Sohn in die Welt, dieser ihn aus der Welt ihn in sich hinein; jener lehrt ihn erwerben und genießen, dieser betteln und entsagen.“ Es entspricht ferner der geistigeren Weltanschauung der Inder, wenn bei ihnen das Verhältniß des Schülers zum Lehrer selbst über das des Sohnes zum Vater gestellt wird, welches dem Chinesen über alles geht, doch verliert sich auch hier die indische Anschauung ins Extrem, indem sie das natürliche Band der Familiengemeinschaft gegen das geistige Band, welches Lehrer und Schüler verknüpft, über Gebühr zurückstellt. Wenn nun aber auch die gesammte Tendenz der chinesischen und der indischen Erziehung grundverschieden ist, so treffen doch die besonderen pädagogischen Anweisungen, welche hier für die Bildung der Brahmanenjugend gegeben werden, mit den Vorschriften der chinesischen Staatspädagogik vielfältig zusammen. Das Gesetzbuch Manu's und die indische Spruch- und Fabeldichtung beurkunden gleich den heiligen Schriften der Chinesen ein anerkennenswerthes Interesse an der Erziehung der Jugend. Jenes Gesetzbuch legt auf gründliches Wissen den größten Werth und fordert für dessen Erwerbung eine sorgfältige und ausdauernde Bemühung,

die von der frühesten Jugend beginnen und bis ins 37. Lebensjahr fortgesetzt werden soll. Dabei verschmäht es nicht, auch in die kleinsten pädagogischen Vorschriften, z. B. über die Methode des Unterrichts, über Voraussetzungen und Maß der Strafen, namentlich körperlicher Züchtigungen, einzugehen. Aber es erheben sich diese Vorschriften am Ende ebensowenig, wie die chinesischen, über einen äußerlichen Mechanismus, und von einer Bildung des weiblichen Geschlechts ist auch hier, der trotz aller poetischen und philosophischen Auslassungen über die Hoheit und Innigkeit des ehelichen Verhältnisses völlig abhängigen Stellung des Weibes entsprechend, keine Rede. Nur mit den öffentlichen Tänzerinnen und Bayaderen wird eine Ausnahme gemacht. Die letzteren sind Töchter armer Eltern, welche schon als Kinder für den Dienst der Tempel angekauft werden. „Die Priester lehren sie lesen und schreiben und lassen sie in der Musik, im Tanzen, Singen und in allen Hülfsmitteln weiblicher Coquetterie sorgfältig ausbilden (Niemeyer)." Als allgemeines Resultat dieser Bemerkungen über die indische Erziehung läßt sich der Satz aufstellen, daß die Inder in Bezug auf die Organisation der Erziehung und des Unterrichts den Chinesen bedeutend nachstehen, und daß vielmehr in der geistigeren Weltanschauung und in der tieferen, volleren und lebendigeren Auffassung des Wesens der Gottheit und ihres Verhältnisses zur Welt und zum Menschen der Dienst zu suchen ist, welchen das indische Volk der Erziehung des Menschengeschlechts geleistet hat."

C. Persien.

§ 12.

Die Religion und Cultur der Perser.

Nach: Dr. Fr. Spiegel, Avesta die heiligen Schriften der Perser. Aus dem Grundtexte übersetzt, mit steter Rücksicht auf die Tradition. 3 Bde. Leipzig, W. Engelmann. 1852.

Persien ist ein Vermittelungsland, in welchem sich semitische und indogermanische Cultur begegneten. Zu den Indogermanen gehören die Perser vermöge ihrer Herstammung und Grundanschauung, zu den Semiten vermöge ihrer Bildung. Die beiden großen semitischen Reiche, Assyrien und Babylonien, lagen in der unmittelbaren Nähe Persiens, die Gegenden, welche den Mittelpunkt assyrischer und babylonischer Cultur gebildet hatten, wurden nach dem Aufblühen der persischen Weltmonarchie von den Persern beherrscht.

Ueber die älteste vorgeschichtliche Periode des Perservolkes muß uns die Ethnographie belehren. Diese hat mit Hülfe der Physiologie und Linguistik nachgewiesen, daß von Indien an durch ganz Europa ein Volksstamm sich verzweigt hat, den man nach seinen beiden äußersten Endpunkten den indo-germanischen zu nennen gewohnt ist. Zu diesem Stamme sind die höchst begabten Culturvölker der alten und neuen Welt zu zählen: Inder, Perser, Griechen, Römer, Germanen, Slaven, vielleicht

auch die Celten. Alle diese Völker sind Zweige eines einzigen Urvolks, dessen Wohnsitze bis jetzt nicht genau nachgewiesen sind und sich vielleicht nie vollkommen unwiderleglich nachweisen lassen werden, wahrscheinlich aber wohnten diese Stämme alle zusammen in früher Zeit als ein Volk auf den Hochebenen Centralasiens. Die Auswanderung dieses Volkes aus seinen Urſitzen, seine Trennung in einzelne Zweige liegt vor aller Geschichte. Für die Cultur dieser Völker vor ihrer Trennung lassen sich schwache Aufklärungen gewinnen vermittelst der Wörter für einzelne Begriffe, die ihnen allen gemeinsam gewesen sind, und ihre Kenntnisse scheinen allerdings nicht ganz gering anzuschlagen zu sein. Wenn nicht der Staat, so war doch wenigstens die Familie bei ihnen schon geregelt; die Allgemeinheit der Verwandtschaftsnamen bezeugt dies. Wir finden gemeinschaftliche Wörter für einzelne Arten von Vieh und für verschiedene Geräthschaften des Ackerbaues. Die Götterbegriffe hingegen scheinen sich nicht über das Allgemeinste hinaus entwickelt zu haben.

Neben diesem durchgehenden Besitze einzelner Wörter gibt es nun auch noch eine nähere Verwandtschaft zwischen einzelnen Gliedern der indogermanischen Völkerfamilie. Diese nähere Verwandtschaft läßt sich daraus erklären, daß einzelne dieser Völkerstämme länger noch zusammen blieben, während die andern sich schon getrennt hatten.

So haben z. B. Römer und Griechen hinsichtlich ihrer Sprache und Anschauungen Vieles gemein, welches nicht aus jener allgemeinen Urverwandtschaft erklärt werden kann. Nirgends aber ist diese Verwandtschaft auffallender und inniger, als zwischen Indern und Persern. Inder und Perser müssen nach ihrem Auszuge aus dem gemeinschaftlichen Urlande noch lange zusammengeblieben sein, sprachliche und mythologische Gründe zeigen dies deutlich.

Wichtig ist vor Allem, daß beide sich mit demselben Namen benennen. Arya, ehrwürdig in der gewöhnlichen Sprache, abzuleiten von arya, in den Vedas Herr, ist der gebräuchlichste und alterthümlichste Name des indischen Volks. Der Gegensatz gegen Arya ist bei den Indern Mlekha, was einen unreinen Barbaren bezeichnet. Ganz ebenso bei den Persern. Arya muß nach persischen Lautgesetzen zu airya werden, ein Name, mit welchem die Perser sich längst bezeichneten und woraus das neuere Iran entstanden ist, und diesem airya wird ein anairya, das nichtiranische, entgegengesetzt. Arya kommt in der Sanskritsprache von der Wurzel ri, gehen, und bedeutet wohl ursprünglich „der zu Besuchende, der Lehrer“. Auch im Avesta, dem persischen Religionsbuche, hat airya und anairya noch seine Bedeutung gehabt, so daß sich noch anairya in der Bedeutung ungesetzlich, schlecht, findet, und noch in der späteren Pârsisprache findet sich anéri in der Bedeutung Ungesetzlichkeit. Es ist aber ausgemacht, daß dieser arische Völkerstamm, aus dem sich später Inder und Perser abgetrennt haben, weder in Indien noch in Persien in dieser Gemeinschaft gelebt haben kann. Daß die Inder, welche das Sanskrit reden, nicht Autochthonen sind, ist als ausgemacht zu betrachten. Die persischen Sagen, wie die indischen, führen ebenso bestimmt auf ein Urland im Norden hin.

Wir haben schon oben gesagt, daß bei der durchgängigen Gleichheit

der Verwandtschaftsnamen, in den vielen Berührungen in den Namen einzelner Arten von Vieh und Ackergeräthen, nur sehr wenig gemeinschaftliches Gut in Beziehung auf die Götterlehre zu finden sei. Am weitesten verbreitet ist die allgemeine Bezeichnung Gottes als eines Leuchtenden aus der alten Wurzel div oder dyu, leuchten, gebildet. Hiervon stammt Sanskrit devas, lateinisch deus, germanisch Zio und Tyr, griechisch Ζεύς, und auch Jupiter (aus Diespiter). Das altpersische daêva gehört zu derselben Wurzel, hat aber eine etwas verschiedene Bedeutung. Nähere mythologische Berührungen finden sich nur bei einzelnen Zweigen des indogermanischen Stammes, so bei Griechen und Römern und vor Allem bei Indern und Persern. Eine Reihe von Persönlichkeiten sind in den Vedas sowohl als im Avesta dieselben, sie müssen auch ursprünglich vollkommen identisch gewesen sein, wiewohl es in der Natur der Sache liegt, daß sich im Laufe der Zeit diese Aehnlichkeit mehr oder weniger verwischt hat. Eine solche Persönlichkeit, deren Identität am frühesten aufgefallen ist, ist der Yama der Inder, der Yima der Perser. Schon in den Vedas ist Yama der König der Todten. Er bewohnt eine besondere Welt, wo er die Unsterblichen um sich versammelt. Auch bei den alten Indern ist seine Welt nicht eine Welt des Schreckens, seine Räume sind lichtvoll, es herrscht dort Fröhlichkeit, Freude, Lust und Entzücken. In Irân ist Yima ein glücklicher Herrscher, unter dessen Regierung es weder Tod noch Krankheit gibt. Nachdem er eine Zeitlang Glück und Unsterblichkeit auf der Welt verbreitet hat, muß er sich mit seinen Scharen auf einen engeren Raum zurückziehen, wegen der Uebel, welche die Welt bedrohen, hierin liegt der Anknüpfungspunkt für beide Sagen. Der Inder nimmt Yama einfach als den König der Todten oder wenigstens der Seligen; der Perser schränkt die Zahl der Seligen auf eine bestimmte Zahl ein, welche auserkoren sind, mit Yima zusammen zu leben.*)

An diese Identität von Personen fügt sich nun noch die Identität bedeutsamer Gebräuche. Wir wollen derer hier nur zwei erwähnen, das Soma oder Haomaopfer und die Einweihungsceremonie, die Aufnahme in den Kreis des indischen und persischen Volks. Beim Soma- oder Homacultus finden sich wesentliche Uebereinstimmungen, nicht blos im Einzelnen, sondern auch im Ganzen. In beiden Religionen ist Soma oder der damit identische Haoma der Name einer Pflanze, deren Saft, verbunden mit gewissen religiösen Gebräuchen, ausgepreßt und getrunken wird, in beiden ist er aber auch ein Gott. In der Fassung im Einzelnen haben nun Soma und Haoma noch ein große Anzahl von Beiwörtern gemeinschaftlich, welche deutlich beweisen, wie kurz erst dieser Cult getrennt worden ist. — Die Aufnahme in den heiligen Verband geschieht bei beiden Völkern durch Bekleidung mit einem Gürtel oder einer Schnur. Diese Umgürtung ist bei dem Brahmanen zu vollziehen im achten Jahre nach der Geburt oder der Empfängniß, bei dem Khshatriya im elften, beim Vaiçya im zwölften. Jedoch ist die Zeit zu dieser Umgürtung nicht vorbei für den Brahmanen bis zum sechszehnten, für den Khshatriya bis

*) Wir haben oben S. 36 eine indische Sage von Yama gegeben und geben unten die persische Sage von Yima, wie sie im Avesta steht.

zum zweiundzwanzigsten, für den Vaiçya bis zum vierundzwanzigsten. Nach der Umgürtung soll der Lehrer dem Schüler die Vedas lesen lernen und die Reinigkeitsgebräuche lehren. Der Parse kann bis zu seinem siebenten Jahre nichts Uebels thun, thut er etwas, so fällt die Schuld davon auf seine Eltern. Mit dem Kosti oder dem heiligen Gürtel wird er bekleidet im siebenten Jahre in Indien, im zehnten bei den Parsen. Vom siebenten bis zum zehnten Jahre fällt die Hälfte der Schuld an dem Uebeln, welches das Kind thut, auf die Eltern. Mit dem zehnten Jahre tritt der Parse förmlich in die Gemeinschaft der Parsen.

Alle diese Spuren gemeinschaftlicher Entwickelung, die wir hier bei Indern und Persern nachgewiesen haben, stammen natürlich aus vorhistorischer Zeit, aus der Zeit, wo dieselben noch ungetrennt beisammen wohnten. Es finden sich nun auch Spuren, welche darauf schließen lassen, daß die Trennung der beiden Völker, zum Theile wenigstens, aus religiösen Gründen erfolgt sei. Mag es immerhin ein Zufall sein, daß Ahura, der höchste Gott der Perser, als Asura bei den spätern Indern unter die bösen Geister verwiesen ist, so kann man es doch kaum als einen solchen betrachten, wenn die devas der Inder als daêvas bei den Persern zu bösen Geistern und Gehülfen des bösen Agra-mainyus (Ahriman) geworden sind, wenn Indra, der höchste Gott des früheren Hinduismus, als Andra gleichfalls in der persischen Hölle ist, wenn Carva gleichfalls als böser Geist vorkommt, während die Inder diesen Namen für würdig erachtet haben, den Siva einen der drei höchsten Gottheiten der spätern, indischen Religionsform, zu bezeichnen. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß religiöse Gründe eine theilweise Ursache der Trennung gewesen seien.

Sehen wir nun auf die Entwickelung, welche die Perser nach der Trennung weiter genommen haben, so treten uns zuerst die Keilinschriften und der Avesta entgegen. Die ältesten Denkmale des persischen Volkes, deren Alter noch dazu über jeden Zweifel erhaben ist, sind die Keilinschriften, welche Darius, Xerxes und Artaxerxers in Persien eingraben ließen und die sich bis auf diesen Tag erhalten haben. Obwohl die Erwähnungen religiöser Art in diesen Inschriften kurz und einförmig sind, so zeigt doch schon dieses Wenige, wenn man es mit dem Avesta vergleicht, daß die Religion der Perser in jener Zeit im Wesentlichen dieselbe war, wie sie im Avesta vorliegt. Der höchste Gott heißt in den Keilinschriften Auramazda, auch blos Aura, im Avesta Ahura oder Ahuramazda; hier wie dort ist er der höchste Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, die übrigen Götter werden nur summarisch erwähnt, sie heißen Baga, ein auch dem Avesta nicht unbekannter Name.

Darum dürfen wir, gestützt auf diese genaue Aehnlichkeit der Sprachen und der oben erörterten Berührungen der Mythologie und Gebräuche unbedenklich die ursprüngliche Abfassung des Avesta durch Zarathustra in eine frühe, vorhistorische Zeit setzen, während die einzelnen Gebrechen und Abweichungen einer späteren Redaction, in der die Stücke des Avesta uns vorliegen, zuzuschreiben sind; denn in der historischen Zeit haben die Perser gewiß von ihren gebildeteren semitischen Nachbarn (den Assyrern ꝛc., mit deren Kunst auch die persische übereinstimmt) vielfach religiöse und andere Anschauungen entlehnt.

Die Eroberung Persiens durch Alexander und der darauf folgende Verfall der persischen Religion ist jedenfalls der Endpunkt der altpersischen Religion, früher als Alexander müssen daher die Schriften, die man das Avesta nennt, verfaßt sein. Sehen wir uns aber nun die persischen Religionsschriften genauer an, so ist es offenbar möglich, innerhalb derselben wieder mehrere Perioden zu unterscheiden. Von Zarathustra selbst rührt in den uns erhaltenen Schriften des Avesta offenbar sehr wenig, vielleicht gar nichts her, das Meiste kommt von verschiedenen und spätern Verfassern. Verschieden müssen aber die Verfasser schon deswegen gewesen sein, weil die Schriften des Avesta in mehrerlei Dialecten geschrieben sind. Zu welchen Zeiten aber die verschiedenen Stücke abgefaßt sind, wissen wir nicht, und wir können nur sagen, daß die persische Religion bis auf Alexanders des Großen Eroberung Persiens blühte. Die Tradition der Parsen sagt uns ausdrücklich, daß die Religion Zarathustras durch die Eroberung Alexanders in Verfall kam, sie klagen den makedonischen Eroberer sogar an, er habe das, was in ihren heiligen Büchern über Medicin und Astronomie stand, ins Griechische übersetzen, das Uebrige aber verbrennen lassen. Nehmen wir diese Anschuldigung wörtlich, so darf sie wohl unbedenklich abgewiesen werden: denn es würde dem Alexander wohl kaum möglich gewesen sein, alle Exemplare der persischen Schriften verbrennen zu lassen. Mittelbar aber ist er allerdings mit Recht als der Vernichter der alten persischen Religion genannt. Die alten persischen Könige waren ohne Zweifel der Religion Zarathustras eifrig zugethan, mit ihrem Sturze ging der Glanz, vielleicht auch der Schutz verloren, den die persischen Priester so lange genossen hatten. Noch mehr, fremde Sitten, eine fremde Bildung fing bald an, wo nicht im Lande selbst, doch dicht an dessen Grenzen herrschend zu werden. Mit Syrien war der Verkehr Persiens gewiß schon früher lebhaft gewesen, jetzt wurde dasselbe der Mittelpunkt eines hellenistischen Reiches. Die äußere Gefahr war bald vorüber, wir finden die Perser bald wieder unter einheimischen, wiewohl abhängigen Königen, äußere Verfolgungen der Religion wegen, wie die Juden unter Antiochus Epiphanes, hatten die Perser wohl nie zu erdulden. Es kam dann die Herrschaft der Parther; dieses wahrscheinlich scythische Volk war zwar dem Hellenismus geneigt, es ist aber durchaus kein Grund, anzunehmen, daß sie dem Parsismus feindlich waren. Darum kann man auch wohl mit Zuversicht annehmen, daß die Mehrzahl der Perser dem Glauben ihrer Väter treu geblieben seien, allein das Interesse der Gebildeten neigte sich (ohne daß darum ein Religionswechsel unbedingt nothwendig wurde) der hellenistischen Richtung zu. Die alten persischen wissenschaftlichen Werke wurden wenig mehr gelesen und verschwanden darum aus dem Verkehr; der Verfall der persischen Sprache, die bedeutende Umwandlung, welche dieselbe in wenig Jahrhunderten erlitt, mußte auch dazu beitragen, die älteren Werke unverständlich zu machen, es erhielten sich daher nur solche, welche zu den gottesdienstlichen Handlungen nöthig waren. Endlich drang seit dem zweiten Jahrhunderte n. Chr. das Christenthum in Persien ein; die Parther, wenn sie dasselbe nicht geradezu begünstigten, waren ihm doch auch nicht im Wege, das Judenthum hatte schon seit langer Zeit einen geistigen Mittelpunkt in Babylonien. Die persische Nationalität

kam nicht eher wieder zur Geltung, als bis sie von allen diesen fremdartigen Elementen verschiedene Anregung empfangen hatte. Diese neue Geltung persischer Nationalität trat ein mit dem Reiche der Sâsâniden-Könige, mit ihnen beginnt eine zweite Blüthe persischer Cultur.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Sâsâniden nicht blos beabsichtigten, das alte persische Reich, sondern auch die persische Religion in ihrem alten Glanze wieder herzustellen. Die Parsen erheben die Verdienste Ardeschirs (Artaxerxes), des Gründers der Sâsâniden-Dynastie und preisen ihn wegen seines Eifers für die Religion. Die Christenverfolgungen in Persien, zu welchen allerdings bald auch politische Rücksichten trieben, beginnen mit diesem fanatischen Herrscher; auch den Juden, die sich im Ganzen größerer Duldung zu erfreuen hatten, wurde das Schlachten der Thiere, die Reinigungsbäder und das Begraben der Todten als den persischen Sitten zuwider verboten, nur durch Bestechungen wurde es ihnen möglich, den Sitten ihrer Väter treu zu bleiben. Auch der Sohn Ardeschirs, Schâhpûr, wird gleichfalls als eine der Stützen des persischen Glaubens genannt. Ueberhaupt scheint man unter die ersten Sâsâniden die Blüthezeit der neuen reinpersischen Cultur und Religion setzen zu müssen. Sie ließen die alten Religionsbücher in die Husvaresch-Sprache übersetzen, aber viele Dinge der alten Bücher waren den Uebersetzern selbst nicht mehr klar. Auch sahen sie sich genöthigt, auf die veränderten Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, und die an sie sich anknüpfende theologische Literatur zeigt, welchen Einfluß andere Religionen und Völker auf den alten Parsismus geübt haben in der Zwischenzeit.

Wie nämlich Persien ein Vermittelungsland war in der alten Zeit, so auch in der neueren und aller Fanatismus der Parsenpriester genügte nicht, die fremden Einflüsse fern zu halten. Es war dies um so unmöglicher, als sich zwei ausländische Religionen in Persien selbst Zugang verschafft hatten und Syrien lange ein Hauptsitz hellenistischer Bildung war, in dessen nächster Nähe, am Euphrat, die Hauptstädte des Sâsânidenreiches lagen. Waren auch die Sâsâniden die Wiederhersteller des persischen Reiches, die Beschützer der persischen Religion, so würde man doch sehr irren, wollte man sie alle als den Juden und Christen feindlich bezeichnen. Ardeschir I. wehrte zwar den Juden das Begraben der Todten, die Reinigungsbäder ꝛc. als den Grundansichten der persischen Religion zuwiderlaufend, aber Rab Samuel, einer der berühmtesten Rechtslehrer der Juden in dieser Zeit, war viel um den persischen Herrscher und wußte ihn zur Milde gegen seine Glaubensgenossen zu stimmen.

Schâpûr, der Sohn Ardeschirs, war gegen die Juden gleichfalls wohlwollend gesinnt, Samuel stand bei ihm in so hoher Gunst, daß man ihn scherzweise selbst „König Schapur" nannte. Schâpûr II., der die Christen so bitter verfolgte, war den Juden gewogen, da seine Mutter, Ifra, eine große Vorliebe für die Juden hatte. Unter den Nachfolgern Schâpûrs II. genossen die Juden eine ungestörte Ruhe. Die Christen hatten, politischer Rücksichten wegen, mehr Verfolgungen zu erdulden; seit das Christenthum im römischen Reiche Staatsreligion geworden war, befürchtete man eine Hinneigung der Christen zu ihren abendländischen Glaubensgenossen, mit welchen die Sâsâniden in beständigen Kriegen

lebten. Später, als die Christen sich in Secten getheilt hatten und die Nestorianer anfingen, im persischen Reiche festen Fuß zu gewinnen, begünstigte man dieselben auf Kosten der orthodoxen Kirche. Von mehreren der späteren Sâsânidenherrscher wissen wir, daß sie den Nestorianern günstig gestimmt waren. Jesdegirt I. war es, bis ihn dieselben durch ihr unkluges Benehmen gegen sich aufbrachten. Die Christenverfolgung unter Bararanus V. wurde gemäßigt durch Acheballa, bis sie beim Ausbruche des Krieges zwischen Römern und Persern aufs Neue begann. Peroses begünstigte die Nestorianer, Chosru Parvis gleichfalls, ebenso Chosru ben Nuschirvân. Nestorianische Schulen blühten in Persis, in Chorâsân noch in viel späterer Zeit, sie sind also gewiß auch während der Sâsânidenherrschaft dagewesen, wo das Christenthum in Persien ungleich verbreiteter war, als später bei der wachsenden Macht des Islam.

Unter diesen Umständen ist es schon von vornherein wahrscheinlich, daß diese drei Religionen in nahe Berührung kommen und sich kennen lernen mußten. Die jüdische Bildung hatte, wie wir schon oben sagten, ihren Mittelpunkt eben während der Sâsânidenzeit in Babylonien, also auf persischem Gebiete; während der Dauer des Sâsânidenreiches wurde dort der babylonische Talmud abgeschlossen, in den Jahren 188—498 n. Chr. Geb. Dort waren die jüdischen Akademien, in Nehardea, an einem Kanale des Euphrat und Tigris, in Sora, in Pumbadita und in Machusa, wo auch eine christliche Akademie bestand, waren die Hauptplätze jüdischer Gelehrsamkeit.

Daß bei so naher Berührung der Verkehr ein genauer sein mußte, versteht sich.

Die Juden eigneten sich persische Rechtsansichten an, und neigten sich später auch zur persischen Sprache hin, die Christen fanden, daß Zoroaster von Christus geweissagt habe und wir finden, wie sie noch in ziemlich später Zeit auf ihn Rücksicht nehmen. Was aber allen gemeinsam war und von allen in hohem Ansehen gehalten wurde, das war die hellenistische Bildung, die griechische Philosophie, vorzüglich der Neuplatonismus und die Schriften des Aristoteles. In Edessa, wo die Syrer eine hohe Schule hatten, bestand auch eine persische, welcher die vorzüglichsten Ausleger des Aristoteles vorstanden, die persischen Jünglinge wurden dadurch mit griechischem Wissen vertraut. Nach dem Verfall der Schule zu Edessa bildete sich die zu Nisibis, endlich die zu Gandisapor, die meist die medicinischen Studien, den Hippokrates, pflegte und hauptsächlich von syrischen Christen gegründet ward. Im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurden Plato und Aristoteles ins Persische übersetzt, auf ausdrücklichen Befehl Nuschirvans, der großen Gefallen an den Schriften dieser beiden Philosophen fand. Als der Kaiser Justinianus im Abendlande die neuplatonische Philosophie verfolgte, begaben sich sechs Philosophen an den Hof Nuschirvans und wurden dort freundlich aufgenommen. Auch sollen die Perser schon früher Werke über Philosophie und Arzneikunde aus dem Griechischen übersetzt haben. Größer noch als mit der griechischen Sprache selbst war aber gewiß die Bekanntschaft mit der viel näher liegenden syrischen und man darf annehmen, daß die griechische Literatur großentheils in syrischen Uebersetzungen gelesen wurde. So

übten Griechenland und Syrien Einfluß auf Persien während der Sâsânidenherrschaft. Uebersehen darf man dabei nicht, daß auch der indische Einfluß in dieser Zeit kein geringer war. Auch Indien war um diese Zeit aus seiner Abgeschlossenheit hervorgetreten. Der Buddhismus, welcher sich von der alten Beschränktheit des Brahmanismus (der blos für Indier bestimmt sein wollte) loszumachen und zu einer Weltreligion zu erheben trachtete, war auch westlich über den Indus vorgedrungen. Die Kabulländer waren ganz buddhistisch und blieben es bis der Islam auftrat, aber die buddhistischen Missionäre drangen auch in die östlichen Besitzungen der Sâsâniden. Hinsichtlich des literarischen Verkehrs mit Indien wissen wir genug, daß das Schachspiel und das Pantschatantra, die berühmte Fabelsammlung, welche später ins Arabische übersetzt wurde, aus Indien nach Persien geholt wurde. Wahrscheinlich ist aber auch indische Medicin und Astronomie schon an den persischen Schulen gelehrt worden und sind die Araber auch hierin, wie in anderen Dingen, blos die Nachfolger der Perser.

Es fragt sich nun, nachdem wir den Zusammenhang der wissenschaftlichen Bestrebungen der Perser in dieser Periode mit den Griechen, Syrern und Indern nachgewiesen haben, ob man auch noch die Spuren nachweisen kann, daß die auswärtige Cultur Einfluß auf die persischen Religionsansichten gehabt hat. Die Mittel zur Benutzung auswärtiger Ansichten waren groß und der Neuplatonismus begünstigte den Synkretismus. Die strengen Parsen mögen sich allerdings von allem Ausländischen entfernter gehalten haben und daher mag die orthodoxe Ansicht weniger mit ausländischen Lehren vermengt worden sein. Am meisten zeigte sich ausländischer Einfluß in den Secten, die sich in der Zeit der Sâsâniden erhoben. Das manichäische Religionssystem z. B. ist ein Versuch, den Parsismus, Buddhismus und das Christenthum zu einer neuen Religion zu verbinden. Wie zeitgemäß dieses Unternehmen war, das beweist die große Verbreitung, die es bald erlangte und die Zähigkeit, mit welcher es den Sturz des Religionsstifters überdauerte und sich bis tief ins Mittelalter erhielt. Allerdings wurden die Sectirer durch den Haß und den Fanatismus der orthodoxen Parsenpriester gestürzt, mit Hülfe von Königen, die ihnen zugethan waren. Aber es gab auch unter den ausländischen Lehren solche, die so allgemein geglaubt und verbreitet waren, daß auch strenge Parsen sich der Annahme derselben nicht entziehen konnten. Eine solche Lehre ist die von der ewigen Weisheit, der Sophia der Alexandriner. Eine andere, welche mit der christlichen einige Aehnlichkeit hat, in der Ausführung aber davon verschieden ist, ist die Idee des Mittlers, und in keiner anderen Lehre berühren sich die Religionen der damaligen Zeit so nahe, als in der von den letzten Dingen, besonders von der Auferstehung.

Das persische Reich der Sâsâniden ging mit Jesdegirt unter, nicht aber die persische Religion, sie wurde erst nach und nach durch den Islam untergraben, da die Gelehrten und das Volk sich zu der herrschenden Religion wandten. Aber die unterdrückten Perser übten einen stillen Einfluß auf ihre Eroberer. Die Araber kamen als ein zwar hochbegabtes, aber nichts weniger als gebildetes Volk aus ihrer Wüste und die ge-

bildeteren Perser wurden ihre Lehrmeister in den Wissenschaften. Die ersten Beförderer islamitischer Wissenschaft waren Perser. Grammatik, Philosophie, Gesetzeslehre — alle diese Wissenschaften wurden zuerst durch persische Gelehrte angebaut, welche zum Islam übergetreten waren. Die altpersische Religion verschwand aber aus ihrem Heimathlande nach und nach so gänzlich, daß sich jetzt dort nur auf der Oase von Yezd eine kleine Parsengemeinde erhalten hat. Eine kleine Colonie derselben entfloh, als der Parsismus in Persien immer mehr sank, nach Indien.

Einstimmig ist die Annahme, daß der Begründer des persischen Glaubens Zarathustra, oder, wie er später heißt, Zartuscht sei, dieser habe dem Könige Vištâçpa (Hystaspes?) sein Gesetz verkündigt, der es angenommen habe. Wer dieser Vištâçpa ist, ist unbestimmt, wir setzen demnach den Stifter der persischen Religion nach orientalischen sowohl als nach occidentalischen Quellen in die vorhistorische Zeit. Die Religionsschriften selber sind aber erst später gesammelt und überarbeitet. Wir sind gewohnt, diese Schriften im Allgemeinen mit dem Titel Zend-Avesta zu bezeichnen, auch wohl, wenn wir die Schriften der altpersischen Periode im Besonderen bezeichnen wollen, von Zend-Schriften zu reden, d. h. Schriften, welche in der Zend-Sprache geschrieben sind. Es lassen sich keine genügenden Gründe dafür finden, daß die Orientalen mit dem Ausdrucke Zend je eine Sprache bezeichnet haben, er bezeichnet vielmehr ein Buch. Ebenso ist der Ausdruck Zend-Avesta eine jüngere, vorzugsweise moslemitische Bezeichnungsart, die ächten persischen Quellen zeigen umgekehrt Avesta und Zend. Avesta, oder in älterer Form Apestâk, heißt wörtlich der Text und ist die einzig richtige, bei den späteren Parsen stets gebrauchte Bezeichnung für den Text der heiligen Schriften, wenn sie nicht den Ausdruck „Gesetz“ (din) gebrauchen, welches aber wohl eine eingeschränktere Bedeutung hat. Zend hingegen, ein noch nicht hinlänglich erklärtes Wort, soll den Commentar der heiligen Bücher bezeichnen, d. h. wohl die Huzvâresch-Uebersetzung. In Verbindung mit Zend wird immer Pazend genannt, welcher Ausdruck die Glossen der Uebersetzung zu bezeichnen scheint.

Die alteranische Religion unterscheidet zuerst den Gegensatz zwischen der diesseitigen und jenseitigen, der irdischen und himmlischen Welt, macht aber dabei den sonst beständig vorkommenden Gegensatz zwischen Gut und Böse nicht geltend, sondern beachtet zunächst nur den localen Unterschied. Die ganze Welt zerfällt demnach in zwei Theile, eine geistige, unsichtbare und eine materielle, bekörperte. Auf die Frage, wann jene geistige Welt geschaffen worden sei und von wem, geben die Schriften der Parsen genaue Auskunft. Sie wurde geschaffen am Beginne der zwölftausendjährigen Weltperiode, welche mit dem jüngsten Gerichte zu Ende geht. Ihr alleiniger Schöpfer und Herr ist Ahura-mazda. Dieser steht unter allen göttlichen Wesen der Eranier oben an. Sein Name findet sich in den Keilinschriften und wird dort Auramazdâ geschrieben und zumeist als ein einziges Wort behandelt, an einer Stelle jedoch finden sich beide Elemente noch geschieden. Im Parsismus nun sind die meisten Götternamen ihrer Etymologie nach vollkommen durchsichtig und werden meistens noch als nomina apellativa in der Sprache gebraucht.

So ist es auch mit dem Namen Ahura-mazda. Ahura heißt Herr und kommt in dieser Bedeutung oft im Avesta vor. Im Sanskrit ist in den Vedas das identische Asura in ziemlich ähnlicher Bedeutung noch vorhanden. Auch über den Namen Mazdao kann kein Zweifel bestehen. Das Wort ist nämlich aus mac, maz, groß und dâo, Wissen, zusammengesetzt, mazdao bedeutet also großes Wissen besitzend. Ahura-mazda heißt mithin der sehr weise Herr. Nicht minder durchsichtig ist ein anderer Name desselben Gottes. Er heißt oft genug im Avesta Çpento-mainyus und dieser Name ist der eigentliche Gegensatz gegen das böse Princip. Çpento-mainyus heißt eigentlich der vermehrende Geist, d. i. der, welcher das von ihm Geschaffene stets noch mehrt, denn das Wort cpeñta, obwohl meistensheilig, ehrwürdig bedeutend, heißt doch ursprünglich vermehrend (wie das lat. augustus) und diese Bedeutung ist bis in die späte Zeit herab dem Bewußtsein der Parsen lebendig geblieben.

Es ist kein Zweifel, daß Ahura-mazda ursprünglich bekörpert gedacht wurde. Dies beweisen die Denkmale der Achämeniden, auf denen wir den Auramazda bildlich dargestellt sehen. An manchen Stellen ist von seiner Seele, von seinem Fravashi die Rede. Für eine menschenähnliche Fassung spricht auch, daß von einem Sohne des Ahura-mazda gesprochen wird (so wird nämlich das Feuer im Avesta unzählige Male genannt) und von Frauen des Ahura-mazda. Dahin deutet auch das Beiwort ahurâni, welches „von Ahura abstammend" bedeuten muß. Obwohl nun diese mehr menschähnliche Auffassung des Ahura-mazda in den Hintergrund tritt und die Wesen zunächst darum seine Söhne und Töchter genannt werden, weil sie seine Geschöpfe sind, so scheint es doch nicht zweifelhaft zu sein, daß wir hier die Reste einer alten mythologischen Ansicht vor uns haben. Ahura-mazda ist in der mazdayaçnischen Religion nicht blos der oberste Herr, sondern auch namentlich der Schöpfer des Alls und in dieser Eigenschaft wesentlich bezeugt. Nicht blos die irdische Schöpfung ist sein Werk, auch der Himmel und die im Himmel lebenden Wesen, die Ameśha-çpenta mit eingeschlossen, denn diese werden bestimmt seine Geschöpfe genannt. Aber nicht blos geschaffen hat Ahura-mazda das Weltall, er erhält und regiert dasselbe auch fortwährend, wenn er auch in seinem Wirken gegen das der von ihm beauftragten Genien zurücktritt. Darum wird er auch als Herr alles Geschaffenen, sowie als oberster König gepriesen. Am meisten nimmt er sich der Menschen an, welche, als wichtigster Theil der Schöpfung, unter seine besondere Obhut gestellt sind, außerdem ist er der Heerführer der ganzen himmlischen Schöpfung. Wo es den Genien an Kraft gebricht, da gibt er dieselbe durch seine Allmacht. Von der materiellen Welt erschuf Ahura-mazda zuerst den Himmel, dann das Wasser, dann die Erde, die Bäume, das Vieh und zuletzt den Menschen. Als Wohnung dient dem Ahura-mazda das Garo-nemâna, der oberste Himmel.

Als die vollkommensten Wesen der gesammten Schöpfung Ahura-mazda's erscheinen die Ameśha-çpentas. Auch der Name dieser Gottheiten ist wieder durchsichtig und klar. Die Parsen übersetzen den Namen mit „unsterbliche Heilige". Wie bereits erwähnt wurde, sind sie Ge-

schöpfe des Ahura-mazda und darum von diesem durch eine weite Kluft getrennt. Gleichwohl bewohnen sie wie dieser den Himmel Garo-nemâna und Ahura-mazda wird öfter zu ihnen gerechnet und mischt sich mit ihren Körpern. Sonst führen sie auch die Beinamen die guten Könige, die wohlweisen, oder sie heißen die Ameśha-çpentas über die aus sieben Kareschvares bestehende Erde, d. i. welche die Aufsicht über diese Erde führen. Ihre gewöhnliche Stellung ist unmittelbar nach Ahura-mazda in den Anrufungen, wie sie denn auch demselben bei seinen Schöpfungen helfend gedacht werden. Unter ihnen steht oben an als erster Genius Vohumano, d. i. guter Geist, gute Gesinnung, auch als persönliches Wesen als Neutrum gefaßt. Der Name des zweiten Ameśha-çpenta ist Asha-vahista, woraus das neuere Ardibihist entstanden ist. Asha-vahista heißt eigentlich die beste Reinheit und in dieser Bedeutung kommen auch die beiden Wörter noch vor. Der dritte heißt Khshathra-vairya. Der Name erscheint als Neutrum, nebenbei aber heißt Khshathra-vairya geradezu auch Metall. Khshathra aber bedeutet, wie man jetzt als erwiesen ansehen darf, Herrschaft, Reich. Khshathra vairya bedeutet also: „der, welcher für das Reich wünschenswerth ist".

Der vierte Ameśha-çpenta, die Çpenta-ârmaiti, ist in sofern näher bestimmt, als sie im Gegensatz zu den übrigen Ameśha-çpentas als weiblich gedacht wird. Ihr Name ist ein weibliches Substantiv: das Beiwort çpenta, heilig, kennen wir schon, ârmaiti wird gewöhnlich mit „vollkommene Weisheit" übersetzt. In materieller Beziehung ist sie die Mutter Erde, „die uns trägt", weswegen sie auch barethri, d. i. Trägerin oder Mutter genannt wird. Es bleiben nun noch zwei Ameśha-çpentas, sie heißen Haurvatât und Ameretât; die beiden Namen finden sich öfter als Abstracta. Nach den Parsen ist Haurvatât der Herr der Gewässer, Ameretât aber der Herr der Pflanzen. Es sind also sechs oder sieben Ameśha-çpentas, je nachdem man Ahura-mazda dazu zählt oder davon abtrennt.

Neben den sieben Ameśha-çpentas nennt das Avesta noch eine beträchtliche Anzahl anderer Genien unter dem Namen Yazatas, dieses Wort heißt eigentlich „verehrungswürdig, opferwürdig". Zu diesen Yazatas gehört das Feuer (atars). Von der hohen Bedeutung dieses Genius legt das ganze Avesta Zeugniß ab. Es ist Sohn des Ahura-mazda und heißt gewöhnlich verehrungswürdig (yazata). Man findet es öfter persönlich dargestellt als freundlich und Segenswünsche sprechend. Außerdem ist das Feuer auch angreifend und schädlich gegen die bösen Wesen, die es zu Tausenden tödtet, und schon bei dem Eindringen des Agrô-mainyus in die Erde tritt es demselben hindernd entgegen. Die Eranier verehrten aber das Feuer nicht blos in dieser allgemeinen Form, sondern auch in den verschiedenen Feuern, in denen es zur Erscheinung kommt, als Blitzfeuer, dessen Geschrei wir im Donner hören, als Hausfeuer, als das Feuer im Körper der Thiere, Pflanzen ꝛc. Zu den Yazatas gehört ferner das Wasser (âpo), bei dem wir auch wieder verschiedene Unterabtheilungen unterscheiden müssen, deren erste die Ardvi-çura Anâhita ist. Sie ist eine weibliche Göttin und wir haben unter ihr nicht das irdische Wasser zu verstehen, sondern die himmlische, von Ahura-mazda ausströmende,

alle Fruchtbarkeit der Gewächse, Thiere und Menschen bedingende Urquelle, aus der eben das irdische Wasser entspringt. Zu den Yazatas gehört auch die Sonne, ferner der Mond (mâo), der im Avesta sowohl als Vollmond wie als Neumond angerufen wird, dann aber auch die Zeit, welche zwischen ihnen liegt. Es folgt dann Tištrya, ein glänzender Stern, dann Géus-urva, die Stierseele, welche dem Vieh Gesundheit gibt, dann folgt Mithra. Seine Beiwörter sind mancherlei, wie auch seine Functionen verschieden sind. Er ist der Schützer der Zeit Hâvani, d. i. der Zeit, welche von Sonnenaufgang bis zu Mittag währt. Mithra erhält dann gewöhnlich die Beiwörter: der weite Triften besitzt, tausend Ohren und zehntausend Augen hat, einen genannten Namen besitzt, der Verehrungswürdige. Gewöhnlich wird er dann mit Râma-qâctra zusammen angerufen. In seiner Eigenschaft als Lichtgott ist er schlaflos, er sieht Alles und hat seine Späher, die ihm Alles verkündigen. Als Lichtgott ist er wahrscheinlich auch als Beschützer der Fruchtbarkeit gedacht worden, er gibt Vieh und Menschen und macht das Wasser laufend und die Bäume wachsend. Wenn er die verirrten Rinder wieder ihren Eigenthümern zurückbringt, so geschieht dies wohl wieder durch die Kraft der Tageshelle, die mit ihm vereint ist. Mithra erscheint dann auch als König, als Beherrscher und Beaufsichtiger der ganzen Welt und zwar, wie das nach den Ansichten der Eranier mit der Königswürde unzertrennlich war, als Krieger, daher fährt er auf einem Wagen, der auf himmlische Weise dahinfährt, an ihn sind leichte, leuchtende (weiße) Rosse geschirrt, die mit himmlischem Willen dahin fahren. Mit diesem Wagen fährt er in die Schlacht und hilft dort den Gläubigen, er schützt vor den Waffen der Gegner. Vor ihm fährt Verethraghna, der Siegesgott, in Gestalt eines Ebers. Hiernach ist es begreiflich, wenn ihn namentlich die Könige und die Krieger anflehen. Die anderen Menschen bitten ihn sowohl um Reichthum, als auch um Stärke und Sieghaftigkeit. Mithra ist aber auch zugleich, ganz im Gegensatz gegen andere Gebilde des zarathustrischen Systems, ein furchtbarer, rächender Gott, dessen Wirksamkeit ebenso gut verheerend wie segnend wirken kann, und er kann daher ebenso gut um Schutz wie um Gaben angefleht werden.

In innigster Verbindung mit Mithra erscheint im Avesta Çraosha. Das Wort entstammt einer Wurzel (crusch), einer Erweiterung von cru, hören; Çraosha heißt eigentlich hören, in übertragener Bedeutung aber: Gehorsam. Mit Mithra und Çraosha stehen die Fravashis in Verbindung. Der Ausdruck Fravashi wird nicht blos von den Genien gebraucht, sondern bezeichnet auch den edelsten und göttlichsten Theil der menschlichen Seele. Die Fravashis selbst aber erscheinen als Zeitgottheiten, nämlich als die Schützer der Zeit vom Aufgehen der Sterne bis Mitternacht und werden gewöhnlich blos bezeichnet als Fravashis der Reinen, aber auch als die guten, starken, heiligen Fravashis der Reinen, oder die starken, anstürmenden Fravashis der Reinen, oder die Fravashis die stark und kräftig sind zum Schutze der Reinen. Wir müssen uns dieselben als Krieger denken. In ihrer Wirksamkeit auf dieser Welt bleiben sie mit den Clanen und Gegenden, denen sie angehören, in Verbindung und zeigen eine Vorliebe für sie, sie sind also zu den Clangöttern

der Keilinschriften zu zählen. Sie sind vor Allem ein Beistand in den Schlachten und daher anzurufen bei allen Schreckniſſen. Einige ſind als Schützer bei beſonderen Veranlaſſungen genannt, auch werden ſie als Sterne gedacht.

Den nächſten Genius Râman haben wir ſchon als Râma-qâetra als einen mit Mithra eng verbundenen Genius kennen gelernt. Er iſt der Genius der Luft. Nicht viel mehr aber als eine Perſonification iſt: das gute mazdayaçniſche Geſetz, Daena, oder Din; doch wurde daſſelbe als eine Perſönlichkeit gedacht. Auch der Himmel (Açman) iſt ein Genius, und andere minder häufig genannte übergehen wir hier, und nennen nur noch Haoma, deſſen aber ſchon oben Erwähnung gethan iſt.

Dieſer guten Geiſterwelt tritt nun eine Welt der böſen Weſen gegenüber, an deren Spitze gleichfalls eine oberſte Gottheit ſteht. Dieſe heißt in den älteren Schriften Agro-mainyus, in den ſpätern Ahar man, Ahriman und Ganâ-mainyo. Die beiden erſten Namensformen ſind aus dem alten Namen Agro-mainyus entſtanden, die letztere iſt eine Ueberſetzung deſſelben: Agro-mainyus oder Ganâ-mainyo heißt der ſchlagende Geiſt. Agro-mainyus iſt der Gegenſatz des Çpento-mainyus, was den vermehrenden Geiſt bedeutet. Wie der gute Geiſt beſtändig bemüht iſt, ſeine Schöpfungen zu vermehren, ſo iſt der andere der Geiſt, welcher zu verneinen, zu zerſtören ſucht. Er heißt gewöhnlich der ſchlechte Agro mainyus oder Agro-mainyus, der voll Tod iſt, auch: Uebleswiſſender Agro-mainyus und Agro-mainyus, der ſchlechte Geſchöpfe geſchaffen hat, auch Peiniger. Er ſucht die guten Geſchöpfe zu verderben, darum war ihm die Geburt des Zarathuſtra ſehr unangenehm, und der Vendidad erzählt, wie er dieſelbe zu hindern ſuchte, erſt indem er einen der Daevas ausſchickte, um ihn zu tödten, dann, als dies ſich als eine Unmöglichkeit erwies, indem er ihn zu verführen trachtete. Als auch dieſes mißlungen war, eilte er beſtürzt und rathlos mit ſeinen Genoſſen in die tiefſte Hölle zurück.

Unter dem Agro-mainyus ſteht nun das Heer (Haena) der hölliſchen Geiſter. Zu dieſem Heere des Agro-mainyus gehören die Daevas und die, wie es ſcheint mehr untergeordneten Drujas und Pairikas. Doch läßt ſich in dieſem Heere keine ſolche Rangordnung herſtellen als bei den guten Weſen.

Der Wohnort aller böſen geiſtigen Weſen iſt die Hölle Duzhaka oder Aeiſta ahu, der ſchlechteſte Ort. Ihre Haupteigenſchaft iſt die Finſterniß, welche nach den Gloſſen ſo dick iſt, daß man ſie mit Händen greifen kann. Von da kommen ſie auf die Erde herauf und laufen zuſammen auf dem Gipfel eines Berges Arezura. Sie vermochten früher Geſtalten anzunehmen, ſeit Zarathuſtra in die Welt gekommen iſt, hat dies aufgehört, und ſie vermögen nur noch unſichtbar herüber zu kommen.

Von den Daevas zu ſcheiden ſind einige Weſen, welche zwar nicht ſelbſt Daevas ſind, aber von ihnen geſchaffen wurden, dahin gehört der Winter, der als ein herzutretender Dämon gedacht wird. Ferner Azi, der Dämon der Begierde, einer der ſchlimmſten und am ſchwerſten zu beſiegenden Dämonen. Die untergeordneten Drujas und Pairikas werden meiſt nur gelegentlich genannt. Der Name Druhs iſt weiblich und auch

die meisten der Drujas werden weibliche Genien gewesen sein, doch nicht ausschließlich. Hierher gehört Jahi, in spätern Schriften Jeh, der Dämon der Unzucht.

Nachdem wir die jenseitige Welt und ihre Schöpfungen betrachtet haben, wenden wir uns nunmehr zur diesseitigen und ihrer Schöpfung. Eine ausführliche Geschichte der Weltschöpfung ist im Awesta nirgends vorhanden, allein die einzelnen Thatsachen und Anspielungen zeigen, daß wir getrost die Mittheilungen der neueren Parsen für identisch mit der alten Ansicht halten dürfen. Demnach ist anfangs die Macht des Ahura-mazda und des Agro-mainyus ganz gleich, sie wohnen von einander geschieden, der eine im höchsten Lichte, der andere in der tiefsten Finsterniß. Wie Ahura-mazda die Vollkommenheit selbst ist, so ist Agro-mainyus ein Ausbund alles Schlechten. Wie Ahura-mazda durch seine Allwissenheit Alles voraus weiß, wie es kommen wird, und demgemäß seine Handlungen einrichtet, so weiß dagegen Agro-mainyus die Folgen seiner Handlungen erst nachher, wenn er schon gehandelt hat. Zwischen dem guten und dem bösen Genius ist ein leerer Luftraum in der Mitte, der sie von einander trennt. Als nun Agro-mainyus erkannte, daß Ahura-mazda vorhanden sei, faßte er alsbald eine Feindschaft gegen das ihm so ungleiche Wesen desselben und trachtete, ihn zu vernichten. Ahura-mazda, der vermöge seiner Allwissenheit voraussah, daß der Kampf mit dem ihm an Macht gleichen Agro-mainyus zweifelhaften Ausgangs sei, wenn er ihn sogleich beginne, daß es aber möglich sei, ihn sicher zu vernichten, wenn es nur gelänge, Zeit zu gewinnen und ihn nach und nach zu schwächen, schlug einen Waffenstillstand von 9000 Jahren vor, nach deren Verlauf der eigentliche Kampf beginnen solle. Agro-mainyus war seines Nachwissens wegen mit dieser ihm so nachtheiligen Bedingung einverstanden. Die geistige Schöpfung hatte Ahura-mazda schon vor dem Eingehen des Vertrages geschaffen, ebenso auch Agro-mainyus seine Daevas und Drujas. Nachdem Agro-mainyus den Vertrag eingegangen hatte, da sprach Ahura-mazda den Ahuna-vairyo[1]) aus, alsbald sah Agro-mainyus, welchen üblen Vertrag er abgeschlossen habe, wie zuletzt Ahura-mazda siegen, seine eigene Macht aber und die der Daevas abnehmen werde. Voll Schrecken über diese Entdeckung eilte er in die dunkelste Hölle zurück und verhielt sich dort 3000 Jahre ruhig. Diese Ruhezeit benutzte Ahura-mazda zur Schöpfung der materiellen Welt. Es war diese gleichsam ein Bollwerk, welches in den leeren Raum, der zwischen den beiden liegt, hineingeschoben wurde. Ahura-mazda schuf von den materiellen Geschöpfen zuerst den Himmel, dann das Wasser, dann die Erde, hierauf die Bäume, das Vieh und den Menschen. Der Himmel wurde in 45 Tagen geschaffen, das Wasser in 60 Tagen, die Erde in 75 Tagen, die Bäume in 30 Tagen, das Vieh in 80 Tagen, die Menschen in 75 Tagen. Die ganze Schöpfung ist somit auf 365 Tage ausgedehnt worden.

[1]) Ein Gebet, welches lautet: „Wie es des Herrn Wille ist, also ist er der Gebieter aus der Reinheit. Von Vohu-mano Gaben (wird man empfangen) für die Werke, (die) in der Welt für Mazda (man thut). Und das Reich dem Ahura (gibt man), wenn man den Armen Schutz verleiht.

Es war eine Bedingung des Vertrags, daß der Kampf während der 9000 Jahre nicht vollständig ruhen, sondern in der Vermischung geführt werden sollte. Nur so, dies wußte Ahura-mazda, würde Agro-mainyus angetrieben, seine Kraft nutzlos zu vergeuden und am Ende zu besiegen sein. Vergeblich redeten dem Agro-mainyus seine Daevas zu: den Kampf zu wagen und die neue Schöpfung des Ahura-mazda zu bekriegen: erst nach Verfluß von 3000 Jahren gelang es dem Zureden der Jahi, ihn zur Aufnahme des Kampfes zu bewegen. Es waren nur noch 6000 Jahre bis zur entscheidenden Schlacht übrig und Agro-mainyus begann seinen Angriff mit großer Macht, um das Versäumte wieder einzuholen.

In dieser Welt wurden von Ahura-mazda ursprünglich zwei Wesen geschaffen: der Urstier oder die eingeborne Kuh (dieses Wesen vereinigte beide Geschlechter) und der Urmensch. Dies sind zwei Grundtypen, in denen die Eigenschaften der Thier- und Pflanzenwelt gleichsam concentrirt waren. Wie aus dem Samen des Urstiers die verschiedenen Thierarten, so gehen aus dem Samen des Gayo-maretan die Menschen hervor, zuerst Meshia Meshiäna.

Nachdem durch die Nachkommen Meshias und Meshianas die Erde bevölkert war, begann eine Zeit des Kampfes mit den Kräften der Finsterniß, die in dem Avesta nur in ihren Umrissen, im Schahname des Firdosi aber ausführlich erzählt ist. Es werden genannt als fabelhafte Könige und Heroen besonders Hoshang, Takhmo urupa, Yima ꝛc. Mit Vistaçpa ist die alteranische Heldensage zu Ende, denn von seiner Regierung ab nimmt die Welt eine andere Gestalt an durch das welthistorische Erscheinen Zarathustra's mit dem Gesetze. Durch dieses Ereigniß lenkt die Welt in ihre natürlichen Bahnen ein, Agro-mainyus und seine Daevas haben einen solchen Schlag erhalten, daß sie körperlich nicht mehr auf der Welt umhergehen können, sondern nur unsichtbar noch Schaden zu thun vermögen. Hierdurch hört dann auch für Ahura-mazda die Nöthigung auf, sichtbar auf übernatürliche Weise in den Gang der Weltereignisse einzugreifen.

Obwohl das Wesen des Zarathustra mehr geistiger Natur ist, so ist es doch in der Ordnung, ihn den großen Helden beizufügen, die wir eben erwähnt haben, denn auch er ist ein kämpfender Held, der die Dämonen schlägt und macht, daß sie sich unter die Erde verbergen müssen, nachdem sie vorher in Menschengestalt umhergelaufen waren. Aber wie seine Hauptwirksamkeit als Held gegen die Geisterwelt gerichtet ist, so ist auch seine Waffe eine geistige, die heilige Schrift, die heiligen Ceremonien und besonders der Ahuna vairya. Sein erster Schüler und Nachfolger ist sein Oheim, das Gesetz erhält er nach dem Avesta durch Unterhaltung mit Ahura-mazda. Zarathustra ist der erste Verbreiter der Gesittung, er richtet die Stände ein und ist der erste Priester, der erste Krieger, der erste Ackerbauer. Darum werden die drei Söhne des Zarathustra als die Begründer der drei Stände angesehen.

In religiöser Hinsicht kennt das Avesta unter den Menschen der jetzigen Welt zwei Klassen: Gottverehrer (mazdayaçna) oder Rechtgläubige und Daevaverehrer (daevayaçna) oder Ungläubige. Diese Masse der

Gläubigen und Ungläubigen bilden die beiden großen Heere, mit denen sich Ahura-mazda und Agro-mainyus hier in dieser Welt gegenwärtig bekämpfen. Der Lohn für gute und die Strafe für böse Thaten kann in dieser Welt der Vermischung des Guten und Bösen nicht immer gleich erfolgen, folgt aber ganz bestimmt in der jenseitigen Welt. Dorthin ist die Vermischung nicht gedrungen, bös und gut ist, wie Licht und Finsterniß, strenge geschieden. Wer als gut in die jenseitige Welt kommt, der einigt sich mit dem Lichte, wer als böse hinkommt, mit der Finsterniß. Zur Entscheidung der Ansprüche beider Mächte werden Gerichte gehalten. Die Seele des Frommen verweilt noch drei Nächte nach dem Tode in der Nähe des Leibes, dann geht sie vorwärts, ihre guten Werke geleiten sie in Gestalt eines schönen Mädchens, ein wohlriechender Wind weht ihr entgegen, sie kommt hin zu den Paradiesen, wo sie von den Reinen und den Yazatas, sowie von Ahura-mazda selbst mit Liebe aufgenommen wird, und wo man darauf bedacht ist, sie die Schrecken des Todes vergessen zu machen. Ganz das Entgegengesetzte begegnet der Seele des Unfrommen: ein häßliches Mädchen empfängt sie, ein schlechter Wind weht ihr entgegen, die Daevas und die Unfrommen empfangen sie mit Spott und Hohn und behandeln sie auf das Schlechteste. Bei dieser Gelegenheit werden drei und mit Garonemana (der Wohnung Ahura-mazdas) vier Paradiese unterschieden, welche den guten Gedanken, Worten und Werken entsprechen. Sonst wird im Avesta das Paradies der Hölle entgegengesetzt und nur summarisch genannt. Natürlich gibt es auch drei Höllen, die den schlechten Gedanken, Worten und Werken entsprechen, außer der anfangslosen Finsterniß, der Wohnung des Agro-mainyus. Die Guten sind nun im Paradiese, die Bösen in der Hölle. Allein dieser Zustand der Trennung der Guten und Bösen, ihr Lohn und ihre Strafe wird nicht ewig währen, sondern nur bis zur Periode des großen Kampfes zwischen Ahura-mazda und Agro-mainyus. Diesem Kampfe wird die Auferstehung der Todten vorhergehen. Agro-mainyus wird besiegt und muß sich unterwerfen und wird der Herrschaft beraubt. Ahura-mazda hat keinen Widersacher mehr, die Macht des Guten hat gesiegt und hinfort ist Friede und Seligkeit auf der ganzen Welt herrschend.

Die mazdayaçnische Religion war in der älteren Zeit die Beherrscherin des ganzen Perserlandes, mochten auch viele Einzelnheiten in den verschiedenen Provinzen verschieden sein, die Grundlage war überall dieselbe. Diese Religion griff tief ein in das Leben der gesammten Nation, wie der einzelnen Stämme, sie begleitete den Einzelnen auf seinen Lebenswegen und schwebte ihm vor bei allen seinen Handlungen.

Ueber die politischen Verhältnisse der eränischen Völker finden wir die Urkunden des Avesta und die klassischen Berichte in der schönsten Uebereinstimmung. Die Stammverfassung, welche wohl ein Eigenthum des gesammten indogermanischen Volksstammes gewesen sein mag, die aber bei einzelnen Zweigen desselben, namentlich bei den Indern, so bald in den Hintergrund trat, war hier in schönster Reinheit geblieben. Die Eränier zerfielen in Familien, eine Anzahl solcher Familien wurde in einen Clan (vîç) zusammengefaßt, eine Anzahl von Clanen wieder in

eine Genossenschaft, die Genossenschaften in die Gegend. Als höchster Begriff erscheint auch noch das Reich. Ueber jede dieser Abtheilungen finden wir einen Herrn gesetzt, doch gibt es auch Anzeichen, daß an manchen Orten des ēränischen Landes ein Herr nicht vorhanden war, sondern die einzelnen Genossenschaften sich mehr in demokratischer Weise regierten, so daß Herodot demnach vollkommen Recht behält, wenn er die Perser, nach dem Abgange des falschen Smerdes, überlegen läßt, ob sie nicht eine demokratische Verfassung der monarchischen vorziehen sollten. Die Sitte der Volksversammlung ist schon von Herodot bezeugt, sie stand als eine Macht neben den Vorstehern der einzelnen Abtheilungen und beschränkte dieselben wesentlich.

Diese Stammverfassung hatte ihre Grundlage in der Abstammung von dem einen oder dem andern Stamme des ēränischen Volkes. Von nicht minderer Bedeutung ist eine zweite, welche theils neben der oben erwähnten Eintheilung hergeht, theils dieselbe durchkreuzt: die Eintheilung nach der Beschäftigung. In den so einfachen Verhältnissen des ēränischen Landes konnte diese nicht vielfach sich verzweigen, und so finden wir auch noch in den späteren Zeiten des Sāsānidenreiches nur vier Stände aufgezählt: Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbetreibende. Die Aufgabe dieser vier Stämme ist die folgende: Es haben die Priester das Gesetz gut in Ordnung zu halten, nach seinen Vorschriften zu entscheiden und die Opfer zu verrichten, ferner aber den Menschen den Weg zum Himmel zu zeigen und von den Wegen, die in die Hölle führen, abzurathen. Die Krieger hingegen sollen die Feinde tödten, die Städte beschirmen und die Grenzen bewachen. Die Ackerbauer sollen das Feld bebauen, die Gewerbetreibenden aber nur die Kunst und das Gewerbe ausüben, welches sie verstehen, von den andern aber sich ferne halten.

Von diesen Ständen ist der Priesterstand am wichtigsten. Welches seine Verhältnisse in ganz Erān waren, wird uns nicht gesagt, denn Herodot spricht nur von dem Stamme der Perser, als ihre Priester nennt er bestimmt die Magier, ohne deren Beistand man keine wichtigere religiöse Handlung verrichten durfte. Auch die Keilinschriften kennen die Magier unter dem Namen Magus. Aus Herodot wissen wir ferner, daß ein Stamm der Meder den Namen Magier führte. Alle Zeugnisse sprechen somit dafür, daß das Priestergeschlecht, im westlichen Erān zum wenigsten, ein medisches Geschlecht war. Es scheint eine ähnliche Stellung eingenommen zu haben, wie die Leviten bei den Israeliten. Ein dem Priesterstande Angehöriger hieß Athrava, der Eigenname des Priesterstammes aber war Magus. Auch Zarathuštra soll ein Meder gewesen sein.

Es war also ursprünglich die mazdayaçnische Religion mit der ēränischen Stammeseintheilung innig verwebt. Wer einem ēränischen Stamme oder Lande angehörte, der gehörte auch zu den Mazdayaçnas, es war eine Auszeichnung, unter ihnen geboren zu sein, auf Fremde wurde dieses Vorrecht natürlich nur selten übertragen, wer indeß einmal in das ēränische Volk aufgenommen wurde, der gehörte auch den Göttern an, die für das ārische Volk sorgten. Da also die zarathuštrische Religion eine beschränkte sein wollte, so lag es in der Natur der Sache, daß sie

nicht darauf ausging, Proselyten zu machen; aber man kann auch erwarten, daß eine solche Landesreligion es sich angelegen sein ließ, in die wichtigsten Momente des Lebens eines Bekenners einzugreifen und sich durch symbolische Gebräuche bemerklich zu machen. Manche dieser Gebräuche sind uralt und führen in die ältesten Zeiten des indogermanischen Cultus zurück, andere sind jünger, ja zum Theil erst nach dem Untergange des Reiches eingeführt. Zu den letzteren scheint mir gleich die erste Ceremonie zu gehören, die mit dem neugeborenen Kinde vorgenommen wird. Der Vendidad schreibt nach der Geburt nichts weiter vor als eine einfache Waschung des Kindes. Dieses ist natürlich blos eine äußerliche Reinigung, an eine innere wurde nicht gedacht. Spätere Bücher leiten aber die Verpflichtung der spätern Reinigung davon ab, daß das Kind im Mutterleibe Unreines gegessen hat. Daher mag die Sitte gekommen sein, dem Kinde, bevor man ihm die Brust zum ersten Mal giebt, etwas Para-haoma (Haomasaft) in den Mund zu träufeln. Aeußerlich wäscht man dasselbe dreimal mit Kuhurin und einmal mit Wasser, dann wird es für rein angesehen. Drei Jahre nach der Geburt ist der Vater gehalten, dem Mithra eine Opfergabe zu bringen. Während der sieben ersten Jahre ist das Kind von Sünden vollkommen frei, die Schuld für alle bösen Handlungen, die dasselbe etwa begeht, fällt auf die Eltern, deren Pflicht es ist, diese zu verhüten. Vom fünften Jahre an soll man es lehren, was gut und was böse ist, und dasselbe vor aller Unreinigkeit behüten. Wenn es sieben Jahre alt ist und es berührt einen Todten, so ist es schon gewöhnlich, für dasselbe die üblichen Reinigungsceremonien vornehmen zu lassen. So lange das Kind unzurechnungsfähig ist, steht dasselbe außerhalb der Gemeinschaft der Mazdayaçnier, erst mit der eingetretenen Zurechnungsfähigkeit kann dasselbe, nach vorhergegangenem Unterricht in den nothwendigsten Heilswahrheiten, ein Glied der zarathustrischen Religionsgemeinschaft werden. Der angenommene Zeitpunkt war nun das fünfzehnte Jahr. Um diese Zeit ward der junge Parse mit dem heiligen Gürtel umgürtet. Dieser Gebrauch ist alt und findet bei den Brahmanen sich wieder. Nachdem einmal diese Ceremonie vorgenommen war, durfte der Parse, ohne sich schwerer Sünde schuldig zu machen, den Gürtel nicht wieder ablegen, außer des Nachts auf seinem Lager. Diese Vorschrift ist für Männer wie für Frauen gleich bindend. Die spätern Bücher heben namentlich hervor, daß dieser Kosti das Symbol eines geistigen Bandes sei, das sämmtliche Mazdayaçnas umschlinge, und daß der Träger desselben der guten Thaten theilhaftig werde, die überall von den Gläubigen gethan werden. Auch die Verfertigung des Kosti ist an manche Förmlichkeiten gebunden. Es liegt den Destûrs und Hêrbeds (untern Priestern) ob, die Kosti zu verfertigen. Er soll aus 72 Fäden bestehen, schwarze Wolle soll nicht dazu genommen werden. Von der Zeit an, wo das Kind den Kosti trägt, muß es sich auch einen Schutzpatron unter den Yazatas und einen geistlichen Rathgeber unter den Destûrs aussuchen. Wie Vater und Mutter die leiblichen Eltern der Kinder sind, so ist dieser geistliche Rathgeber der geistige Vater. Allen dreien ist man demnach unbedingten Gehorsam schuldig.

Zu jenen Ceremonien nun, die ursprünglich mit der Umgürtung mit dem Kosti zugleich verrichtet worden sein mögen, später aber davon abgetrennt wurden, als man anfing, denselben schon früher als im fünfzehnten Jahre zu umgürten, gehört die Ceremonie Nozûdi (Wiedergeburt oder Einführung in die Zaotawürde), die mit fünfzehn Jahren vorgenommen wird. Dazu ist nöthig, daß ein Jüngling, der diese Ceremonie mit sich vornehmen lassen will, den Yaçna auswendig wisse, sowie den Vendidad zu lesen im Stande sei. Nach der Ceremonie ist er Nozûd und führt von da an den Titel Aêthrapaiti, Hêrbad.

Nicht minder als bei den eben angeführten Gelegenheiten greift die Religion bei der Verheirathung in das Leben des Mazdayaçniers ein. Doch scheint hier Alles, was sich auf die Verheirathung bezieht, aus sehr junger Zeit zu stammen. Das Avesta kennt zwar die Ehe, hat aber genauere Vorschriften darüber nicht gegeben. Aus den Ceremonien, die dabei verrichtet werden, ist klar, daß die Heirath ursprünglich zu den Mithras oder Verträgen gerechnet wurde und als solcher unauflöslich war, selbst wenn dies nicht ausdrücklich gesagt würde; das Wort, welches das Avesta für Heirathen gebraucht, ist vadh, führen. Von wie hoher Bedeutung die Heirath schon in den Zeiten war, als das Avesta verfaßt wurde, sehen wir unter Anderm aus dem vierzehnten Kapital des Vendidad, wo selbst das Stiften einer Ehe mit unter die verdienstlichen Werke gerechnet wird. In den spätern Büchern ist dies nicht anders, es wird dies als eine besonders gute That angesehen, um so mehr, da man an den guten Thaten der Nachkommen selbst in weiteren Geschlechtern Antheil hat.

Es versteht sich von selbst, daß vorausgesetzt wird, die Ehe werde blos von rechtgläubigen Personen geschlossen. Von besonderem Verdienste ist aber die Heirath unter nahen Verwandten. Diese wird sowohl von neueren als älteren Parsenschriftstellern als etwas höchst Verdienstliches angepriesen. Diese Sitte steht mit der Stammeseinrichtung der êränischen Völker in Verbindung und ging hervor aus dem Familienstolze und dem Wunsche, das Blut rein zu erhalten. Will man um ein Mädchen anhalten, so muß dies bei dem Vater geschehen oder doch bei demjenigen Verwandten oder Freunde, der dem Mädchen am nächsten steht. Auch die Einwilligung des Mädchens wird nachgesucht, und zwar sollen drei Hausherren dieselbe einholen, damit kein Zweifel über die Richtigkeit der Thatsache entstehen könne. Die Zeit, in der man die Kinder verheirathet, ist sehr frühe und in den einzelnen Ländern verschieden. Nach dem Vendidad jedoch scheint in früherer Zeit das fünfzehnte Jahr gewöhnlich gewesen zu sein. Es ist auch gewöhnlich eine Morgengabe zu geben, daß die Braut nicht leer dem Manne übergeben würde.

Ein Destur legt den zu Verlobenden bei der Verlobung die Hände zusammen. Hierdurch entsteht ein Mithra, d. h. Vertrag, der später nicht mehr gebrochen werden kann, wenn auch die Verlobten noch Kinder waren.

Vor der Verheirathung verrichten die beiden Brautleute entweder die einfache religiöse Waschung, wie dies der Gebrauch in Indien ist, oder

die ausführlichere, die man Baraſhnom nuh-ſhava nennt. Zur Hochzeit ſelbſt werden Freunde und Bekannte eingeladen. Sie beginnt gewöhnlich fünf Uhr Nachmittags und dauert bis drei bis vier Uhr Morgens. Die Ceremonie beginnt damit, daß der Bräutigam ſich in das Haus ſeiner Verlobten begiebt, wo er einen Maubad (Prieſter) vorfindet, der das Trauungsformular lieſt, welches aus Segenswünſchen beſteht. Man ſtellt zur Rechten und Linken des Maubad Schüſſeln mit Früchten (gewöhnlich Weizen und Reis), die Verlobten geben ſich die Hände und der Prieſter beſtreut ſie abwechſelnd mit den Früchten aus der einen oder andern Schüſſel, während er die Segensformeln herſagt. Der Bräutigam führt darauf die Braut in ſeine eigene Wohnung, wo er ihr einige Erfriſchungen anbietet, dann aber geht der ganze Zug der Freunde und Verwandten (denn man beſtrebt ſich, denſelben möglichſt glänzend zu machen) wieder in die Wohnung der Eltern der Braut zurück. Dort wird die Trauungsceremonie nochmals verrichtet, gegen Morgen begeben ſich dann die Neuvermählten in ihr eigenes Haus.

Vielweiberei iſt jetzt bei den Parſen nicht die allgemeine Sitte. Wenn die erſte Frau keine Kinder hat, ſo darf allerdings eine zweite genommen werden, jedoch nicht ohne Bewilligung der erſten Frau, auch darf die erſte Frau darum nicht verſtoßen werden. Bei der zweiten Frau müſſen dieſelben Trauungsfeierlichkeiten ſtattfinden, wie bei der erſten. Die Frau kann, ſo lange der erſte Mann lebt, unter keinen Umſtänden eine zweite Ehe eingehen, ebenſo ſcheint es auch dem Manne allein erlaubt, ſich von ſeiner Frau zu ſcheiden. Unterwürfigkeit iſt der Frau zur Pflicht gemacht. Der Mann ſoll ſie dafür, wenn ſie ihre Pflichten erfüllt, lieben und einem Sohne gleichachten. Ebenſo iſt den Kindern unbedingter Gehorſam zur Pflicht gemacht und ein Sohn, der dreimal ſich weigert, ſeinem Vater zu gehorchen, wäre, nach der Anſicht der ſpäteren Parſen wenigſtens, des Todes würdig. Im Einklange mit der Heiligkeit der Ehe ſteht es, daß die Unzucht auf das Strengſte verboten iſt.

Auch die Leichenbeſtattungen regelt die Religion. Die Leichen werden nämlich in die Dakhmas gebracht und dort den Vögeln preisgegeben. Für dieſe Dakhmas ſucht man einen möglichſt öden, baum- und waſſerloſen Platz aus. Dieſer Platz wird durch neun Darûns (Opferbrote) für verſchiedene Yazatas und den Afergân Dahman eingeweiht und kunſtvoll eingerichtet.

Ahura-mazda, der Schöpfer der guten Geſchöpfe, wird in Rückſicht auf ſeine eigenen Geſchöpfe vorzugsweiſe als Leben gebend gedacht. Was er erſchaffen hat, das erhält er auch und würde es ſtets erhalten, ſo lange er ſeinen Geſetzen treu bleibt, wenn er die Macht dazu hätte. Aber Ahura-mazda iſt eben während der Dauer der Welt nicht allmächtig, in dieſer Zeit der Vermiſchung hat, unter gewiſſen gegebenen Bedingungen, Agra-mainyus Gewalt über die Schöpfungen des heiligen Geiſtes. Aller Tod guter Weſen kommt daher von Ahriman, darum iſt jeder Todte unrein, Agra-mainyus hat Gewalt über ihn, auf den todten Körper ſtürzt ſich der Dämon der Vernichtung, die Druths Naçus.

Ein ſtrenger Gegenſatz beſteht zwiſchen Ahura-mazda und Agra-mainyus, dem guten und dem böſen Principe, mithin auch zwiſchen ihren

Geschöpfen. Es ist eine unausweichbare Pflicht, Partei zu nehmen, wie auch durch Thaten zu bezeugen, welche Partei man erwählt hat. Zum Kampfe geordnet stehen die beiden Principe sich gegenüber, es gilt, der eigenen Partei möglichst Nutzen zu bringen, der Gegenpartei möglichst zu schaden. Da der Anhänger des Zarathustra selbstverständlich auf der Seite Ahura-mazda's steht, so liegt ihm ob, dies vor Allem durch festes Bekenntnis seines Glaubens zu bethätigen.

Dieser durch seinen Glauben ausgezeichnete Anhänger des Ahuramazda und Zarathustra ist nun auch äußerlich schon durch seine Kleidung von den übrigen Menschen unterschieden.

Bei diesen bloßen Aeußerlichkeiten hat es jedoch nicht sein Bewenden. Der Mazdayaçnier soll noch durch andere Dinge zeigen, daß er der Gemeinschaft Zarathustra's angehört. Thätigkeit ist das Wesen der ahurischen Schöpfung. Der Schlaf ist vom Anfange an keine Schöpfung Ahura's, darum befällt er auch die Menschen zumeist in der Finsterniß, in der Zeit, wo Agra-mainyus am mächtigsten ist. Darum wird es als ein verdienstliches Werk angepriesen, die Nacht wachend, besonders betend zuzubringen, oder wenigstens früh aufzustehen. Darum erhebt sich der Priester auch schon um Mitternacht, der Laie aber bei dem Krähen des Hahnes. Nach dem Aufstehen macht es der Vendidad dem Laien zur Pflicht, Holz zum Feuer zu bringen und verspricht ihm dafür den Segen dieses wichtigen Elementes.

Vor dem Essen hat der Parse sich zu waschen. Es versteht sich ohnehin, daß nur solche Dinge gegessen werden dürfen, die zur reinen Schöpfung gehören, und auch von dieser sind manche Dinge nicht eßbar, z. B. der Hund. Sobald das Essen auf dem Tische steht, wird ein bestimmtes Gebet hergesagt. Der Penom[1]) soll während des Essens vor dem Munde behalten werden, überhaupt soll man während desselben nicht reden, auch trinkt man gewöhnlich nicht während des Essens und auch dann überhaupt auf andere Weise, als wir zu thun gewöhnt sind.

Am Abende, ehe man einschläft, soll man nochmals sämmtliche Thaten, die man den ganzen Tag über vollbracht hat, durchdenken und prüfen, ob man gesündigt habe oder nicht, dann soll man noch verschiedene Gebete sprechen. Das letztere scheint nothwendig, das erstere ist blos ein guter Rath.

Außer diesen Gebeten, die man täglich also bei gewissen Gelegenheiten vorzunehmen hat, wird es dem Parsen auch noch eingeschärft, die sogenannten Anrufungen zu beten. Es sind dies verschiedene kurze Gebete an die Sonne, den Mond und das Feuer Behram und Adarô.[2]) Noch andere Gebete der Parsen endlich sind nur bei bestimmten Gelegenheiten vorgeschrieben, z. B. beim Niesen, nach der Verrichtung von natürlichen Bedürfnissen, nach dem Beschneiden der Nägel, beim Abschneiden der Haare, beim Anbrennen von Lampen ꝛc. Auch ist den Parsen be-

[1]) Ein viereckiges Stück Zeug, welches über dem Munde befestigt ist, wenn man betet.

[2]) Behram ist das heilige Feuer in der Provinz, Aderan das heilige Feuer in dem Orte.

fohlen, den Namen Gottes auszusprechen, so oft immer etwas Gutes von ihnen erblickt wird. Die mazdayaçnische Religion will aber auch von ihren Verehrern Thaten. Zu der thätigen Verehrung gehört vor Allem die Pflicht, die Ameśha çpentas dadurch zu ehren, daß man ihren Geschöpfen kein Leid zufügt. Hiermit ist so ziemlich die ganze Schöpfung vor Leid gesichert.

Unter den positiven Pflichten des Mazdayaçna steht die des Wahrheitssprechens obenan. Schon Herodot und die heiligen Schriften der Parsen bezeugen dies. Namentlich hat der Bruch eines Vertrages die empfindlichsten Folgen, und diese Sünde gilt für ganz unaussühnbar, wenn es nicht gelingt den Beleidigten zu versöhnen. Bei diesem Verlangen nun, daß die Rede eines reinen Mannes nur Ja und Nein sein solle, begreift sich die äußerste Scheu der Parsen vor dem Eidschwure.

Zu den heiligen Pflichten der Parsen müssen wir auch die Vorschrift rechnen, die schädlichen Thiere zu tödten, welche Agramainyus geschaffen hat, um dadurch der bösen Schöpfung Schaden zuzufügen. Auch das Almosengeben ist eine fromme Pflicht der Parsen, dagegen ist alle Selbstpeinigung und Fasten verpönt, im strengen Gegensatze zu den Gebräuchen der umliegenden Völkerschaften, der Inder, sowie der Mendäer.

Wenn aber auch der Anhänger Zarathustra's sich nach Kräften bestrebt, den Pflichten nachzukommen, welche seine Religion vorschreibt, so wird es doch nur Wenigen oder Keinem vergönnt sein, sich frei von allem Tadel zu halten und ohne Sünde zu leben und zu sterben. Diese Fehler wieder gut zu machen, ist dem Parsen ein religiöses Mittel gewährt theils durch die guten Werke, die er thun kann, um die sündlichen Handlungen wieder aufzuwiegen, theils durch die Reue und die Beichte. Nach der Ansicht der Parsen nämlich werden alle Thaten der Menschen bei ihrem Tode auf einer grosen Wage gewogen und je nachdem die guten oder schlechten Thaten überwiegen, geht die Seele in den Himmel oder in die Hölle. Es kann aber die böse That noch durch reuiges Bekenntniß aufgewogen und in eine gute verwandelt werden. Die Reue muß aber eine thätige sein. Jeder Fehltritt eines Mazdayaçna ist ein Vortheil des Gegners, des bösen Ahriman und seiner Genossen, deren Reich und Macht dadurch gefördert wird. Es gilt also, dem Ahriman wieder so viel Schaden zuzufügen, als er durch den gemachten Fehltritt Boden gewonnen hat. Die älteste und am meisten verbreitete Art ist, schädliche Geschöpfe zu tödten. Die Priester allein dürfen opfern und sie haben die Pflicht, die Yazatas anzurufen und auf die Erhaltung des Gesetzes und der Sitte zu sehen. Sie sollen den Weg des Guten kennen und den Menschen den Weg zum Paradiese zeigen. Dagegen sollen die Krieger die Feinde schlagen und die Grenzen schirmen, die Ackerbauer aber das Feld bearbeiten und fruchtbar machen. Die Handwerker sollen die Kunst treiben, die sie verstehen und ablassen von dem, was sie nicht verstehen. Alle Stände sind demnach geschieden.

Die hervorragendste Pflicht des Priesters ist es also, Opfer und Preis der himmlischen Mächte zu verrichten. Der Nutzen dieser heiligen Handlung ist aber ein gegenseitiger. Sie ist ein verdienstliches Werk für den Priester, der sie vornimmt, die untergeordneten Genien erhalten

aber auch dadurch Kraft und Stärke, um die ihnen übertragenen Pflichten zu erfüllen. Hiermit hängt das Studium der heiligen Schriften auf das Innigste zusammen. Ein mehr äußerlicher Dienst ist die Bewahrung des heiligen Feuers. Weder das Eine noch das Andere ist strenge genommen an den Tempel geknüpft.

Unter die Pflichten der Parsenpriester gehört endlich die Sorge für die Reinigung. Da die Reinheit in der Parsenlehre eine sehr bedeutende Rolle spielt, so leuchtet ein, daß dieser Theil ihrer Aufgabe ein sehr wichtiger ist. Wer selbst unrein ist, der verunreinigt Andere, auch ohne ihr Zuthun, die Unreinigkeit verbreitet sich daher gleich einer ansteckenden Krankheit, in großer Schnelligkeit. Dieser Verbreitung des Unreinen muß nun von Seiten der Mazdayaçnas entgegengewirkt werden, zunächst dadurch, daß man sich selbst vor aller Unreinheit hütet, dann aber auch dadurch, daß man, wenn man davon befleckt worden ist, durch Reinigung den frühern Zustand wieder herzustellen sucht. Die geringeren Grade der Unreinheit kann der Laie selbst beseitigen, für die höheren aber bedarf man einer geweihten Person, des Priesters.

Das Jahr hat in jedem Monate mehrere Feste. Das erste Fest ist Nauroz, der erste Tag des neuen Jahres. Dies Fest dauert sechs Tage. Der letzte Tag ist der gefeiertste; denn nach dem Glauben der Parsen hat Ahura-mazda an diesem Tage die vorzüglichsten Dinge geschaffen, an diesem Tage hat Vistaçpa das Gesetz angenommen, an diesem Tage endlich wird auch die Auferstehung stattfinden. Das zweite Fest ist Mihrjan, es dauert auch sechs Tage. Die Gahânbârs sind sechs Feste, jedes von fünf Tagen zur Erinnerung an die Schöpfung der Welt. Die Gatha's sind die letzten zehn Tage des Jahres, während der fünf ersten kommen nach dem Glauben der Parsen die verstorbenen Frommen aus ihrem Paradiese wieder auf die Erde herunter und besuchen die Wohnungen ihrer Verwandten. In den fünf letzten Tagen aber sind nicht blos diese anwesend, sondern auch die Fravashis des Gesetzes, d. h. diejenigen berühmten Männer, die zu der Ausbreitung und Reinigung des mazdayaçnischen Gesetzes beigetragen haben. Selbst den Seelen der Verdammten wird in diesen Tagen gestattet, die Wohnungen ihrer Angehörigen wieder zu besuchen. Die Häuser werden gereinigt und festlich geschmückt, man geht während dieser zehn Tage nicht aus und richtet während der fünf letzten Tage die sogenannten Darunfeste ein, bei welchen der Priester den Yaçna und Vendidad (Theile des Avesta) liest. Man belohnt ihn für diese Mühe mit einem neuen Kleide.

§ 13.

Ausgewählte Stücke aus der Avesta.

1. Die Sage von Yima.

(Vendidad, zweiter Fargard.)

Nachdem im ersten Fargard (Kapitel) des Vendidad, welcher im Ganzen Gesetze gegen Verunreinigungen enthält, Ahura-mazda die verschiedenen Länder und Gegenden aufgezählt hat, die er geschaffen hat, also eine Völkertafel gibt, wie 1 Mos. 10, folgt im zweiten Kapitel ein Stück altpersischer Heldensage, die Sage

von Yima (vergl. den indischen Jama in Savitri, S. 36 ff.). Sie gibt uns ein Bild des glücklichen Lebens in Airyana-vaeja (dem besten Lande der guten Schöpfung), bevor Agra-mainyus die Plage des Winters dorthin gebracht hatte. Ahura-mazda, der dieses ursprüngliche Glück nicht zu erhalten vermag, räth daher dem Yima, einen Vara (umzäunten Ort, Garten) zu machen, einen mehr eingeschränkten Ort, wohin nur Auserwählte zugelassen werden und wo Agra-mainyus das Glück nicht zu stören vermag.

Es fragte Zarathustra den Ahura-mazda: Ahura-mazda, Himmlischer, Heiligster, Schöpfer der mit Körper begabten Welten, Reiner! mit wem als dem ersten der Menschen hast du dich unterhalten, du, der du Ahura-mazda bist? Außer mir, dem Zarathustra, wem hast du gelehrt das Gesetz, das von Ahura herrührt, das zarathustrische? — Darauf entgegnete Ahura-mazda: Mit Yima dem schönen, mit guter Versammlung versehenen, o reiner Zarathustra. Mit ihm als dem ersten von den Menschen habe ich mich unterhalten, der ich Ahura-mazda bin. Außer dir, dem Zarathustra; ihm habe ich gelehrt das Gesetz, das von Ahura herrührende, das zarathustrische. Dann sprach ich zu ihm, o Zarathustra, der ich Ahura-mazda bin: Gehorche mir, o Yima, Schöner, Sohn des Vivaghao[1]), als Erinnerer und Träger für das Gesetz. Darauf entgegnete mir Yima, der Schöne, o Zarathustra: Nicht bin ich der Schöpfer, nicht der Lehrer, nicht der Bedenker, nicht der Träger für das Gesetz.[2]) Dann sprach ich zu ihm, o Zarathustra, ich, der ich Ahura-mazda bin: Wenn du mir nicht gehorchen willst, Yima, als Erinnerer und Träger des Gesetzes, dann breite meine Welten aus, dann mache meine Welten fruchtbar, dann gehorche mir als Schutzherr, Ernährer und Aufseher der Welten. Darauf entgegnete mir Yima, der Schöne, o Zarathustra: Ich will deine Welten ausbreiten, ich will deine Welten fruchtbar machen, ich will dir gehorchen als Schutzherr, Ernährer und Aufseher der Welten. Nicht möge sein während meiner Herrschaft kalter Wind noch Hitze, keine Auflösung, kein Tod. Dann brachte ich ihm Siegeswaffen hervor, ich, der ich Ahura-mazda bin, eine goldene Lanze und einen Stachel aus Gold gebildet. Yima ist da zum Tragen der Herrschaft. Darauf wurden dem Yima zum Reich 300 Länder zu Theil. Dann war ihm diese Erde voll von Vieh, Zugthieren, Menschen, Hunden, Vögeln und rothen brennenden Feuern. Nicht fanden für sich Raum das Vieh, die Zugthiere und die Menschen. Darauf wurden dem Yima zum Reich 600 Länder zu Theil. Darauf war ihm diese Erde voll von Vieh, Zugthieren, Menschen, Hunden, Vögeln und rothen brennenden Feuern. Nicht fanden für sich Raum das Vieh, die Zugthiere und die Menschen. Darauf wurden dem Yima zum Reich 900 Länder zu Theil. Darauf war ihm diese Erde voll von Vieh, Zugthieren, Menschen, Hunden, Vögeln und rothen brennenden Feuern. Nicht fanden für sich Raum das Vieh, die Zugthiere und die Menschen. Darauf benachrichtigte ich den Yima: Yima, Schöner, Sohn des Vivaghao. Voll ist diese Erde gesammelt von Vieh, Zugthieren, Menschen,

[1]) Der erste Mensch.

[2]) Da Yima sich weigert, das Gesetz zu verkündigen, erhält er den Auftrag, die Welt weit und glücklich zu machen.

Hunden, Vögeln und rothen brennenden Feuern. Nicht finden für sich Raum das Vieh, die Zugthiere und die Menschen. Darauf ging Yima hervor bis zu den Sternen gegen Mittag zu dem Wege der Sonne. Er spaltete diese Erde mit seiner goldenen Lanze, er bohrte in sie mit dem Stachel, also sprechend: Mit Liebe, o Çpenta-armaiti[1], gehe hervor und gehe auseinander durch mein Gebot, du Trägerin (Mutter) des Viehes, der Zugthiere und der Menschen. Darauf ließ Yima diese Erde auseinandergehn um ein Drittel größer, als sie vorher war. Darauf ließ Yima diese Erde auseinandergehn um zwei Drittel größer, als sie vorher war. Darauf ließ Yima diese Erde auseinandergehn, um drei Drittel größer, als sie vorher war. Auf ihm (dem Drittel) schreiten nun vorwärts das Vieh, die Zugthiere und die Menschen nach ihrem Wunsch und Willen, wie es nur immer ihr Wille ist. Eine Versammlung brachte hervor der Schöpfer Ahura-mazda mit den himmlischen Yazatas, der berühmte in Airyana-vaêja, der guten Schöpfung. Eine Versammlung brachte hervor Yima, der Glänzende, mit guter Versammlung versehene, mit den besten Menschen, der berühmte in Airyana-vaêja, der guten Schöpfung. Zu dieser Versammlung kam hinzu der Schöpfer Ahura-mazda mit den himmlischen Yazatas[2], der berühmte in Airyana vaêja, der guten Schöpfung. Zu jener Versammlung kam Yima, der Glänzende, mit guter Versammlung versehene, mit den besten Menschen, der Berühmte in Airyana-vaêja, der guten Schöpfung.

Darauf sprach Ahura-mazda zu Yima[3]: Yima, Schöner, Sohn des Vivaghao, über die mit Körper begabte Welt möchten die Uebel des Winters kommen, weswegen ein heftiger, verderblicher Winter entsteht. Ueber die mit Körper begabte Welt möchten die Uebel des Winters kommen, weswegen Schnee in großer Menge fallen möchte auf den Gipfeln der Berge, auf den Breiten der Höhen. Von drei (Plätzen), o Yima, gehe (daher) das Vieh hinweg, wenn es ist an den fruchtbarsten der Plätze, wenn es ist auf den Gipfeln der Berge, wenn es ist in den Tiefen der Thäler, zu den sicheren Wohnungen. Vor diesem Winter hat die Gegend Weide getragen. Vorne fließen Wasser, hinten ist Aufthauung des Schnees. Wolken, o Yima, möchten zu dem mit Körper begabten Orte herzukommen, welcher nun die Füße des größeren und kleineren Viehes sieht. Daher mache du den Umkreis von der Länge einer Reitbahn nach allen vier Winkeln. Dorthin bringe du den Samen des Viehes, der Zugthiere und der Menschen, der Hunde, der Vögel und der rothen brennenden Feuer. Daher mache du diesen Umkreis von der Länge einer Reitbahn nach allen vier Winkeln zur Wohnung für die Männer, von der Länge einer Reitbahn nach allen vier Winkeln für die mit Milch versehenen Kühe. Dort sammle das Wasser an zu der Größe eines Hathra[4], dort lasse die Vögel wohnen, an dem immerwährend

---

1) Vollkommene Weisheit, die Mutter Erde, die uns trägt.

2) Verehrungswürdige.

3) Durch Arga-mainyus wird dieser glückliche Zustand verändert.

4) 1000 Schritte mehr als eine Parasange, so daß es, die Parasange zu 3750 Schritt gerechnet, 4750 Schritt enthält.

goldfarbenen (Ort), dessen Speise nie versiegt, dort richte die Wohnungen ein, Stockwerke, Säulen, Höfe und Umzäunungen. Dorthin bringe du den Samen aller Männer und Frauen, welche auf dieser Erde die größten, besten und schönsten sind. Dorthin bringe den Samen aller Arten von Vieh, welches auf dieser Erde das größte, beste und schönste ist. Dorthin bringe den Samen aller Arten von Bäumen, welche auf dieser Erde die höchsten und wohlriechendsten sind. Dorthin bringe den Samen aller Speisen, welche auf dieser Erde die süßesten und wohlriechendsten sind. Alles dieses mache paarweise und unversiegbar bis auf die Männer, die in diesem Umkreise sind. Nicht sei dort Zank, nicht Verdruß, nicht Abneigung noch Feindschaft, nicht Bettel, nicht Betrug, nicht Armuth, nicht Krankheit, nicht über das Maß hinausgehende Zähne, nicht eine Gestalt, welche das Maß des Körpers überschreitet, kein anderes der Kennzeichen, welche die Kennzeichen des Agra-mainyus sind, die er an den Menschen gemacht hat. Oben an der Gegend mache neun Brücken, in der Mitte sechs, unten drei. An die obersten Brücken bringe den Samen von 1000 Männern und Frauen, an die mittleren (den Samen) von 600, an die untersten von 300. Hinzu (bringe) die, welche in den Umkreisen sind, mit der goldenen Lanze. Herum um diesen Umkreis (mache) eine hohe Thür und ein Fenster, das selbst innerhalb leuchtet. Darauf dachte Yima: Wie soll ich einen Umkreis machen, wie mir Ahuramazda gesagt hat? Darauf sagte Ahura mazda zu Yima: Yima, Schöner, Sohn des Vivaghao, trete auf diese Erde mit den Fersen, schlage sie mit den Händen ähnlich, wie die Menschen bewohnte Erde auseinander gehen lassen. Darauf machte Yima den Umkreis von der Länge einer Reitbahn nach allen vier Seiten. Dorthin brachte er den Samen des Viehes, der Zugthiere, der Menschen, Hunde, Vögel und rothen brennenden Feuer. Darauf machte Yima den Umkreis von der Länge einer Reitbahn nach den vier Seiten zum Bewohnen für die Menschen, von der Länge einer Reitbahn nach allen vier Seiten für die mit Milch versehenen Kühe. Dort sammelte er das Wasser an bis zu der Größe eines Hathra. Dort ließ er die Vögel wohnen an dem immerwährend goldfarbenen (Ort), dessen Speise nie versiegt. Dort richtete er die Wohnungen ein, Stockwerke, Säulen, Höfe und Umzäunungen. Dorthin brachte er den Samen aller Männer und Frauen, welche auf dieser Erde die größten, besten und schönsten sind. Dorthin brachte er den Samen aller Arten von Vieh, welches auf dieser Erde das größte, schönste und beste ist. Dorthin brachte er den Samen aller Bäume, welche auf dieser Erde die süßesten und wohlriechendsten sind. Alles dieses machte er paarweise und unvergänglich bis auf die Männer, die in diesem Umkreise sind. Nicht war dort Streit und Zank, nicht Abneigung, noch Feindschaft, nicht Bettel, nicht Betrug, nicht Armuth, nicht Krankheit, keine übergroßen Zähne, keine Gestalt, die das Maß des Körpers überschreitet, keines von den andern Kennzeichen, welche Kennzeichen des Agra-mainyus sind, die er an die Menschen gemacht hat. Oben an der Gegend machte er neun Brücken, in die Mitte sechs, unten drei. An die obersten Brücken brachte er den Samen von 1000 Männern und Frauen, an die mittleren von 600, an die untersten von 300. Herzu (brachte er) die,

welche in dem Umkreise sind, mit der goldenen Lanze. Herum um diesen Umkreis (machte er) eine hohe Thür und ein Fenster, das selbst innerhalb leuchtet.

Schöpfer der mit Körper begabten Welten, Reiner! Von welcher Art sind die (Lichter, o heiliger Ahura-mazda, welche dort leuchten) in den Umkreisen, welche Yima gemacht hat. Darauf entgegnete Ahura-mazda: Selbstgeschaffene Lichter und in Reihen (Ordnung) geschaffene. Auf einmalige Art und Gang sieht man die Sterne, den Mond und die Sonne. Diese halten für einen Tag, was ein Jahr ist. Alle vierzig Jahre werden von je zwei Menschen zwei Menschen geboren, ein Paar, ein männliches und ein weibliches Kind. Ebenso von den Arten der Thiere. Diese Menschen führen das schönste Leben in den Umkreisen, welche Yima machte. Schöpfer der mit Körper begabten Welten, Reiner! Wer hat dort das mazdayaçnische Gesetz ausgebreitet in diesen Umkreisen, welche Yima gemacht hat? Darauf entgegnete Ahura-mazda: Der Vogel Karschipta[1]), o heiliger Zarathustra. Schöpfer der mit Körper begabten Welten, Reiner! Wer ist ihr Herr und Vorgesetzter? Darauf entgegnete Ahura-mazda: Urvatat-naro[2]) und du, o Zarathustra.

(Uebersetzt von Dr. Fr. Spiegel.)

Das dritte Kapitel des Vendidad zählt unter den Dingen, welche der Erde am angenehmsten sind, auf: den heiligen Mann, der den Mithra anruft, dann den Mann, welcher eine Wohnung baut, Frau, Kinder und Heerden hat, dann den Anbau des Landes und die Viehzucht, und preist es als gut, wenn man gute Thaten gethan hat.

2. Sittenregeln des Avesta.

Wer einem bittenden Manne die Bitte nicht gewährt, der ist ein Dieb der Bitte, indem er mit Gewalt die Bitte hinwegnimmt. (Vendidad 4.)

Reinigkeit ist nach der Geburt für den Menschen das Beste. Das ist die Reinigkeit, o Zarathustra; das mazdayaçnische Gesetz. Wer sich selbst rein hält durch gute Gedanken, Worte und Handlungen. (Vendidad 5.)

Wer die ganze Nacht über liegt ohne zu preisen oder zu hören, ohne zu recitiren, ohne zu arbeiten, ohne zu lernen, ohne zu lehren, begehrend zu gewinnen die Seele, der nennt sich fälschlich einen Athrava (Priester), nicht nenne einen solchen Menschen einen Athrava — also sprach Ahura-mazda — o reiner Zarathustra. (Vendidad 18.)

Zu fünfen gehöre ich, zu fünfen gehöre ich nicht. Ich gehöre zu denen, welche Gutes denken; zu denen, welche Schlechtes denken, gehöre ich nicht. Ich gehöre zu denen, welche Gutes sprechen: zu denen, welche Schlechtes sprechen, gehöre ich nicht. Ich gehöre zu denen, welche gut handeln; zu denen, welche schlecht handeln, gehöre ich nicht. Ich gehöre

[1]) Er wohnt an dem wunderbaren See Vouru-kaṣha und ist Schüler des sehr weisen Vogels Çaena, welcher zuerst mit 100 Schülern einherging.

[2]) Sohn des Zarathustra, welcher in dem Vara des Yima das Gesetz verkündigte, ist zugleich das Haupt der Ackerbauer.

zu denen, die gehorchen, nicht zu denen, die nicht gehorchen.[1]) Ich gehöre zu den Reinen, nicht zu den Bösen. (Yaçna 10.)

Welches sind die Hauptstücke? Gutes denken, sprechen und thun. Welches die Gewerbe? Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbtreibende. Alles Rühmliche vereint sich mit dem reinen Manne durch wahr denken, sprechen und handeln, wie es vom Herrn gelehrt wird nach der Lehre des Gesetzes. Durch seine Thaten nehmen die Welten an Reinheit zu. Welches sind die Herren? Der Hausherr, der Clanfürst, der Herr der Genossenschaft, der Herr der Gegend, Zarathustra als der fünfte. Von den Gegenden, welche außer dem zarathustrischen Reiche sich befinden, hat vier Herren das zarathustrische Ragha.[2]) Welches sind die Herren desselben? Der Herr der Wohnung, der Herr des Clans, der Herr der Genossenschaft, Zarathustra als der vierte? Was wird gut gedacht? Das Reine von den an Verstand ersten Wesen. Was gut gesprochen? Der Manthra-çpenta.[3]) Was gut gethan? (Was gethan wird) mit Lobgesängen von den an Reinheit ersten Wesen. Ahura-mazda hat (den Ahura-vairya) gesprochen, zu wem hat er ihn gesprochen? Zu den Reinen im Himmel und auf der Erde. In welcher Eigenschaft hat er die Rede gesprochen? Als bester König. Zu wem? Zu den besten Reinen nicht nach Wunsch herrschenden. (Yaçna 19.)

Unsterblichkeit ist der Wunsch der Seele des Reinen,
Und Stärke, welche Waffe ist gegen den Schlechten,
Und die Reiche, deren Schöpfer Ahura-mazda ist. (Yaçna 14.)

Allen Daevas künde ich die Freundschaft.
Die welche mit schlechtem Sinne den Âshma[4]), den zornigen mehren
Mit ihren Zungen — unthätig unter den Thätigen,
Die nicht nach guten Thaten begehren, sondern nach schlechten,
Die ergeben sich den Daevas, den schlechten, durch ihr Gesetz. (Yaçna 48.)

Es möge in dieser Wohnung Craosha (Gehorsam) den Ungehorsam schlagen, Friede den Unfrieden, Freigebigkeit den Geiz, Weisheit die Mißachtung, wahrhafte Reden die Lüge, welche die Reinheit haßt. (Yaçna.)

Reinheit ist das beste Gut.
Heil ist, heil ihm:
Nämlich den besten Reinen an Reinheit. (Khorda-Avesta.)

3. Nikah oder Hochzeitsgebet.

Im Namen Gottes. Yathâ ahû vairyô.[5]) — Es gebe euch der Schöpfer Ormazd viele Nachkommen mit Männern als Enkel, viele Nahrung, Freunde mit herzraubendem Körper vom Gesichte an, wandelnd durch ein langes Leben bis zur Dauer von 150 Jahren.

1) Dem Gesetz Ahura-mazda's.
2) Die (Stadt Ragha, die) Wohnung Zarathustra's in Medien.
3) Die heilige Schrift.
4) Dämon des Zorns.
5) Siehe dies Gebet oben S. 98. Anmerk.

Am Tage ... im Monate ... im Jahre 1067 seit dem König der Könige, dem Herrscher Yezdegert aus dem Stamme Sásáns[1]), ist im Umkreise der glücklichen Stadt ... eine Versammlung zusammengekommen nach dem Gesetz und Herkommen des guten mazdayaçnischen Gesetzes, um einem Hausherrn dieses Mädchen zu geben: dieses Mädchen, dieses Frauenzimmer ... mit Namen, nach dem Vertrage auf 2000 nisapúrische Goldbinare.

Schließt ihr mit eurer Verwandtschaft im Einverständniß wegen dieser Ehe mit ehrlichem Sinne mit den drei Worten, um die eigene gute That zu fördern für den Gläubigen N. N. diesen Vertrag auf Lebenszeit?

Nehmet ihr beide den Vertrag auf Lebenszeit mit ehrlichem Geiste an, damit euch allen beiden das Vergnügen zunehme?

Im Namen und Freundschaft Ormazds. Seid immer glänzend, seid sehr ausgebreitet! Seid zunehmend! Seid siegreich! Lernt das Reine, seid guten Lobes würdig! Der Geist möge gute Gedanken denken, die Worte Gottes aussprechen, die Werke Gottes thun! Alle schlechten Gedanken mögen hinwegeilen, alle schlechten Reden abnehmen, alle schlechten Werke verbrennen. Man preise das Reine und stoße ab die Zauberei. (Man lese:) Sei ein Mazdayaçna, vollbringe Werke nach deinem Sinne, erwerbe dir Vermögen aus Rechtschaffenheit. Bei den Herrschern spricht die Wahrheit und sei gehorsam, bei den Freunden sei bescheiden, klug und wohlwollend. Sei nicht grausam, sei nicht zornmüthig. Begehe aus Scham keine Sünde, sei nicht gierig, peinige nicht. Hege nicht schlechten Neid, sei nicht übermüthig, begegne Niemand verächtlich, hege keine Begierde. Raube nicht das Vermögen anderer, enthalte dich von den Frauen anderer. Thue gute Werke mit guter Thätigkeit. Theile den Yazatas und den Gläubigen (von dem Deinen) mit. Lasse dich in keinen Streit mit einem rachsüchtigen Mann ein. Einem Gierigen sei kein Genosse, mit einem Grausamen gehe nicht auf demselben Wege, mit einem Uebelberufenen gehe keine Verbindung ein, mit einem Unklugen lasse dich nicht auf gemeinschaftliches Handeln ein. Mit den Gegnern kämpfe mit dem Rechte, mit den Freunden gehe um, wie es Freunden angenehm ist, mit Verwirrten lasse dich in keinen Streit ein. Vor einer Versammlung sprich nur reine Worte, vor den Königen sprich mit Maß. Von den Voreltern erbe den (guten) Namen fort. Deine Mutter beleidige auf keine Weise, deinen eigenen Körper erhalte rein in Gerechtigkeit.

Seid unsterblichen Leibes wie Kai-khosrú, seid verständig wie Käus, seid glänzend wie die Sonne, seid rein wie der Mond, seid berühmt wie Zartuscht, seid kraftvoll wie Rugtam, seid fruchtbar wie die Erde. Haltet gute Freundschaft mit Freunden, Brüdern, Frau und Kindern wie Leib und Seele (zusammenhalten). Behaltet immer den rechten Glauben und guten Charakter, erkennet Ormazd als Herrscher, Zartuscht als Herrn an, vertilget Ahriman und die Devs. Es schenke euch Ormazd Gaben, Bahman das Denken mit dem Geiste, Ardibihist gutes Sprechen, Schahrevar gutes Handeln, Weisheit schenke Çpendarmat, Chordat Süßes und Fettes, Amerdat Fruchtbarkeit.

[1]) Diese Angabe bezeichnet das Stück als ein sehr junges.

Möge euch Ormazd Gaben schenken, Glanz das Feuer, Reinheit Ardvi-çura, erhabene Herrschaft die Sonne, Wachsthum der Mond, der den Stiersamen enthält, Tir die Freigebigkeit, Gosh gute Enthaltsamkeit.

Möge euch Ormazd Gaben geben, Mithra Glück, Çros Gehorsam, Rasn den rechten Wandel, Wachsthum der Kraft Farvardin, Behram ist der Gewährer des Sieges, große Macht gewährt Bat.

Möge euch Ormazd Gaben schenken! Din Aufleuchten des Wissens, Erwerbung von Majestät Arschasvangh, Ansammlung von Tugend Astat, große Rührigkeit Açman, Festigkeit auf dem Platze Zamyad, gutes Aufmerken Mahreçpant, Auszeichnung des Leibes Aneran.

Gut bist du, mögest du das erhalten, was noch besser ist als das Gute für dich, weil du dich zum Zaota würdig eignest. Mögest du den Lohn erhalten, der von Zaota verdient wird, als einer, der viel Gutes denkt, spricht und thut.

Möge euch das zukommen, welches besser ist als das Gute, möge euch das nicht zukommen, was schlechter ist als das Schlechte, möge mir das nicht zukommen, was schlechter ist als das Schlechte. Also geschehe es, wie ich bete. (Khorda-Avesta 49. Uebersetzt von Dr. Spiegel.)

4. Sage von dem Kampfe der Dävas gegen Zarathustra.

Von der nördlichen Gegend, von den nördlichen Gegenden[1]) stürzte Agra-mainyus hervor, er, der voll Tod ist, der Däva der Dävas. Also sprach dieser schlechtwissende Agra-mainyus, der voll Tod ist: „Drukhs[2]), laufe hinzu, tödte den reinen Zarathustra.“ Die Drukhs lief um ihn herum, der Däva Buiti, der vergängliche, der Betrüger der Sterblichen. Zarathustra sagte das Gebet Ahuna-vairya her: Yatha. ahû. vairyo. Man möge die guten Gewissen der guten Schöpfung preisen und das mazdayaçnische Gesetz verehren. Die Drukhs lief von ihm betrübt hinweg, der Däva Buiti, der vergängliche, der Betrüger der Sterblichen. Die Drukhs entgegnete ihm (dem Agra-mainyus): Peiniger Agra-mainyus! nicht sehe ich an ihm den Tod, an dem heiligen Zarathustra. Voll Glanz ist der reine Zarathustra.

Zarathustra sah im Geiste: Die bösen, Schlechtes wissenden Dävas befragen sich über meinen Tod. Es erhob sich Zarathustra, hervor ging Zarathustra, nicht verletzt durch Aka-manas sehr peinigende Fragen, Steine in der Hand haltend — von der Größe eines Kata sind sie — der reine Zarathustra, welche er erhalten hatte von dem Schöpfer Ahura-mazda, um sie zu halten auf dieser Erde, der weiten, runden, schwer zu durchlaufenden auf dem großen Berge Zbar[3]) in der Wohnung Pôuru-schaçpa.[4]) Es benachrichtigte Zarathustra den Agra-mainyus: „Uebles wissender Agra-mainyus! ich will schlagen die Schöpfung, die von den Dävas geschaffen ist, ich will schlagen die Naçus, welche die Dävas ge-

[1]) Dort wohnen die Dävas.

[2]) Gemeint ist Drukhs Naçus der Dämon der Leichenunreinigkeit.

[3]) Andere übersetzen: mit großer Kraft.

[4]) Diese Wohnung des Vaters Zarathustra's liegt auf dem Berge Zbar, nach andern in Ragha.

schaffen haben, ich werde schlagen die Pari[1], welche man anbetet, bis daß geboren wird Çaoshyanç[2] (der Nützliche), der Siegreiche aus dem Wasser Kançaoya[3] von der östlichen Gegend, von den östlichen Gegenden."

Ihm antwortete Agra-mainyus, der schlechte Geschöpfe geschaffen hat: „Nicht tödte meine Geschöpfe, o reiner Zarathustra, du bist der Sohn der Pôuruhaçpa und hast das Leben von einer (sterblichen) Mutter. Verfluche das gute mazdayaçnische Gesetz, erlange das Glück, wie es erlangt hat Vadhaghna[4], der Herrscher der Gegenden." Ihm entgegnete der heilige Zarathustra: „Nicht will ich verfluchen das gute mazdayaçnische Gesetz, nicht, wenn Gebeine, Seele und Lebensvermögen sich von einander trennen würden." Ihm entgegnete Agra-mainyus, der schlechte Geschöpfe geschaffen hat: „Durch wessen Wort willst du schlagen, durch wessen Wort willst du vernichten, durch welche Waffen (schlagen) die Gutgeschaffnen, meine Geschöpfe des Agra-mainyus?" Ihm entgegnete der heilige Zarathustra: „Mörser, Schale, Haoma und die Worte, die Ahura-mazda gesprochen hat, das sind meine besten Waffen. Durch dieses Wort will ich schlagen, durch dieses Wort will ich vernichten, durch diese Waffen (schlagen) die Gutgeschaffenen, o schlechter Agramainyus.

Welches schuf Çpento-mainyus[5], er schuf in der unendlichen Zeit, welches schufen die Amescha-çpenta, die guten Herrscher, die weisen." Zarathustra sagte den Ahuna-vairya her: Yatha. ahu. vairyo.

Es sprach der reine Zarathustra: „Dieses frage ich dich, sage mir das Richtige, o Herr! Wie soll ich sie beschützen vor diesen Drukhs, vor dem schlechten Agra-mainyus? Wie soll ich die Verunreinigung — die eigene — wie soll ich die Verunreinigung — durch andere — wie die Naçus hinwegbringen von dieser mazdayaçnischen Wohnung? Wie soll ich den reinen Mann reinigen, wie soll ich der reinen Frau Reinigung bringen?" Darauf entgegnete Ahura-mazda: „Preise du, o Zarathustra, das gute mazdayaçnische Gesetz. Preise du, o Zarathustra, die Ameschaçpenta, (welche herrschen) über die aus sieben Keshvars[6] bestehende Erde. Preise du, o Zarathustra, das selbstgeschaffene Firmament, die unendliche Zeit, die Luft, die in den Höhen wirkt. Preise du, o Zarathustra, den Wind, den schnellen von Ahura-mazda geschaffenen, Çpenta-armaiti[7], die schöne

[1] Sie hießen auch Pirikas und sind weibliche Dämonen, zum Theil mit schönen Körpern, um die Menschen zu verführen.

[2] Der Helfer. Es ist dies die Bezeichnung des erlösenden Königs, den die Parsen am Ende aller Dinge erwarten, um die Auferstehung zu bewerkstelligen und dann eine Herrschaft voll ununterbrochenen Glücks einzurichten. Das Wort bedeutet aber auch Prophet im Allgemeinen.

[3] Dies Wasser wird nur noch einmal im Khorda-Avesta erwähnt.

[4] Sonst nicht mehr bekannt, soll nach der Erklärung der Parsen Dahak, der tyrannische Nachfolger Yima's sein, der darnach strebte, das Land menschenleer zu machen.

[5] Ahura-mazda.

[6] Die Welt besteht aus sieben Theilen, von denen aber nur drei der Erde entsprechen.

[7] Erde.

Tochter Ahura-mazdas. Preise du, o Zarathustra, meinen Fravashis[1]) des Ahura-mazda, den größten, besten, schönsten, stärksten, verständigsten, wohlgestaltetsten, in Heiligkeit höchsten, dessen Seele das heilige Wort ist. Von selbst preise du, o Zarathustra, diese Schöpfung des Ahura-mazda.

Es folgen dann noch verschiedene Anrufungen und Anordnungen für die Reinigung, dann spricht Ahura-mazda:

Nachdem der Mensch gestorben, nachdem der Mensch hinübergegangen ist, nach dem Weggange wirken die schlechten, Uebles wissenden Dävas. In der dritten Nacht nach dem Kommen und Leuchten der Morgenröthe und wenn auf die Berge mit reinem Glanze der siegreiche Mithra[2]) sich setzt und die glänzende Sonne aufgeht, dann führt der Däva, Vizareshо[3]) mit Namen, o heiliger Zarathustra, die Seele gebunden, die sündlich lebende der schlechten, die Dävas verehrenden Menschen.[4]) Zu den Wegen, welche von der Zeit geschaffen sind, kommt, wer für das Gottlose und wer für das Heilige ist. An die Brücke Chinvat (kommt er), die von Ahura-mazda geschaffene, wo sie das Lebensbewußtsein und die Seele um den Wandel befragen, den geführten in der mit Körper begabten Welt. Diese schöne, wohlgeschaffene, schnelle, wohlgewachsene kommt mit dem Hund, mit Entscheidung, mit Stärke, mit Tugend. Diese bringt die Seele der Reinen über den Haraberezaiti (Alborj)[5]) hinweg. Ueber die Brücke Chinvat bringt sie der Herr der himmlischen Yazatas. Es steht auf Vohu-mano[6]) von seinem goldnen Throne. Es spricht Vohu-mano: Wie bist du, o Reiner, hierher gekommen? Aus der vergänglichen Welt in die unvergängliche. — Zufrieden gehen die reinen Seelen zu Ahura-mazda, zu der Ameshа-çpentas Thronen, den goldenen, zum Garo-nemana, der Wohnung Ahura-mazda's, der Wohnung der Ameshaçpentas, der Wohnung der andern Reinen. Der sich reinigende Reine — nach den Tode fürchten die schlechten, die Uebles wissenden Dävas so seinen Geruch wie ein von Wölfen umgebenes Schaf sich vor dem Wolfe fürchtet. Die reinen Männer sind mit ihm zusammen. Nairyoçangha[7]) ist mit ihm zusammen. Ein Gesandter Ahura-mazdas ist Nairyoçangha. Von selbst preise, o Zarathustra, diese Schöpfung des Ahura-mazda.

(Uebersetzt von Dr. Spiegel.)

§ 14.

Herodot's Bericht über die Gebräuche der Perser.

Herodot, griechischer Geschichtschreiber, geb. zu Halikarnassus an der südlichen Westküste von Kleinasien 489 v. Chr. Er hatte in seiner durch Handel blühenden Vaterstadt hinreichend Gelegenheit, persisches Leben kennen zu lernen. Er ver-

[1]) Sterne. — [2]) Die Sonne.

[3]) Der Name findet sich nur an dieser Stelle.

[4]) Das Loos des Bösen ist nur angedeutet. Wie dem Frommen die guten, so erscheinen ihm die schlechten Thaten in Gestalt eines häßlichen Mädchens, er wird in die Hölle geschleppt, wo ihn die Dävas mit Spottreden empfangen und ihm versprechen, ihn mit allen erdenklichen Qualen zu martern.

[5]) Ein Berg. — [6]) Der erste Mensch.

[7]) Der Name bedeutet männliches Wort, doch wird er persönlich gedacht als Begleiter der frommen Seelen ins Paradies.

mehrte diese Kenntniß noch durch das Studium des Hekataeus von Milet und durch Reisen. Er starb zu Thurii 425. Seine neun Bücher Geschichten enthalten im Allgemeinen nach seiner eigenen Erklärung das Denkwürdige vom Völkerleben der Griechen und Nichtgriechen und die Kämpfe zwischen beiden, besonders die großen Kriege zwischen Griechen und Persern.

(Geschichten 1. Buch. Kap. 131—138.)

131. Die Perser aber befolgen, wie ich weiß, folgende Gesetze: Götterbilder, Tempel und Altäre zu errichten, haben sie nicht im Brauch, sondern sie werfen denen, die das thun, Thorheit vor, wie mir scheint, weil sie nicht, wie die Hellenen, dafür halten, daß die Götter menschenartig seien. Dagegen pflegen sie dem Zeus auf den höchsten Gipfeln der Berge Opfer darzubringen, indem sie den ganzen Himmelskreis als Zeus anrufen. Auch opfern sie der Sonne und dem Mond, der Erde, dem Feuer, dem Wasser und den Winden. Und diesen allein opfern sie von Alters her. Außerdem aber haben sie der (Aphrodite) Urania opfern gelernt, und zwar von den Assyrern und Arabern. Der Name der Aphrodite ist aber bei den Assyrern Mylitta, bei den Arabern Alilat und bei den Persern Mithra.[1])

132. Das Opfer haben die Perser bei den erwähnten Göttern also bestellt: sie errichten weder Altäre, noch machen sie zum Opfer ein Feuer an, haben auch keine Trankopfer im Gebrauch, keine Flöte, Kränze oder heilige Gerste; sondern wer einem jener Götter opfern will, führt das Thier an eine reine Stätte und ruft den Gott an, meist mit einem Myrthenkranze um den Kopfbund. Es kommt auch dem Opfernden nicht darauf an, für sich allein um Gutes zu flehen, sondern er betet, daß es allen Persern und dem Könige wohl gehen möge: denn unter den sämmtlichen Persern ist auch er selbst begriffen. Wenn er nun das Opferthier in Stücke zertheilt und das Fleisch gekocht hat, so streut er das zarteste Gras, meist Klee, unter und legt alles Fleisch darauf. Wenn er es aber auseinander gelegt hat, singt ihm zur Seite ein Magier, als Weihelied, eine Götterschöpfung (Theogonie), das sei nämlich, sagen sie, ihr Weihegesang; denn ohne einen solchen Magier zu opfern, ist nicht Brauch bei ihnen. Noch steht der Opfernde eine Weile, dann trägt er das Fleisch nach Haus und braucht es nach Gutdünken.

133. Am meisten aber von allen Tagen muß ein jeder seinen Geburtstag feiern. An diesem halten sie es für billig, ein reichlicheres Mahl als sonst aufzutragen, und ihre Reichen tragen einen Stier, ein Pferd, ein Kameel und einen Esel auf, die ganz in Oefen gebraten werden, ihre Armen tragen kleines Schafvieh auf. Sie brauchen wenig Speisen, aber vielen Nachtisch. Eben darum behaupten die Perser auch, die Hellenen hörten hungrig auf zu speisen, weil ihnen nach der Mahlzeit nichts aufgetischt werde, das der Rede werth wäre; würde ihnen etwas aufgetischt, so hörten sie wohl nicht auf zu essen. Dem Weine setzen sie stark zu, und dürfen in Gegenwart eines Andern nicht speien und nicht pissen. So hält man es in diesen Stücken. Auch sind sie gewohnt, über die

[1]) Vergleiche über Mithra, welcher sonst als männliches Wesen erscheint, oben S. 96.

die wichtigsten Angelegenheiten sich trunken zu berathen; und was ihnen in ihrem Rathe gefallen hat, das legt ihnen Tags darauf, wenn sie nüchtern sind, der Hausherr vor, bei welchem sie sich gerade beriethen. Und wenn es ihnen auch nüchtern gefällt, so gilt es, wo nicht, so wird es aufgegeben. Was sie aber nüchtern vorschlugen, das untersuchen sie noch einmal, wenn sie trunken sind.

134. Treffen sie sich auf der Straße, so läßt sich daran erkennen, ob die Begegnenden gleichgestellt sind; dann nämlich küssen sie einander, anstatt der Begrüßung auf den Mund. Ist jedoch einer etwas geringer, so küssen sie die Wangen; ist aber einer viel gemeiner als der andere, so wirft er sich vor ihm nieder und huldigt ihm. Sie ehren vor allen ihre nächsten Nachbarn, nach sich selber nämlich, dann die zweiten, hernach die weiteren, indem sie in dieser Ordnung fortschreiten; so daß sie die am wenigsten in Ehren halten, die von ihnen am entferntesten wohnen. Denn sie halten sich selbst bei weitem für die allervortrefflichsten Menschen, und die andern lassen sie in der angegebenen Ordnung an ihre Trefflichkeit sich anschließen, und um so schlechter sein, je entfernter sie von ihnen wohnen. Unter der Herrschaft der Meder aber herrschten auch die Völker übereinander (über alle zusammen nämlich die Meder, und insbesondere über ihre nächsten Nachbarn, diese über ihre Grenznachbarn, und diese wieder über die angrenzenden) nach demselben Verhältniß, wie die Perser sie ehren; denn es schritt ja das Volk vorwärts in der Herrschaft.

135. Zu fremden Sitten geht niemand leichter über, als die Perser. So tragen sie die medische Kleidung, weil ihnen dieselbe schöner erscheint, als ihre eigene, und so im Kriege die ägyptischen Panzer. Auch gehen sie allen möglichen Genüssen nach, wenn sie davon hören: insbesondere haben sie von den Hellenen die Knabenliebe gelernt. Jeder Perser hat viele Ehefrauen, nimmt aber noch viel mehr Kebsweiber.

136. Für Mannhaftigkeit gilt es, nächstdem daß man ein Mann im Kampfe ist, wenn einer viele Kinder aufweisen kann; und wer die meisten aufweist, dem schickt der König Geschenke von Jahr zu Jahr. Denn Menge, denken sie, gibt Stärke. Sie unterweisen aber die Knaben vom fünften Jahre an bis zum zwanzigsten nur in Dreierlei: Reiten, Bogenschießen, Wahrheit reden. Bevor aber der Knabe fünfjährig ist, kommt er nicht dem Vater zu Gesicht, sondern hat seinen Aufenthalt bei den Frauen. Und das macht man deswegen so, damit keiner, falls er unter der Pflege sterbe, dem Vater Leid zuziehe.

137. Diesen Brauch lobe ich, und lobe auch den, daß keiner um einer einzigen Schuld willen, nicht einmal vom Könige selbst, getödtet wird, auch sonst kein Perser einen seiner Hausleute wegen einer einzelnen Schuld heillos behandeln darf; sondern wofern einer nach Abrechnung die Verbrechen häufiger und größer findet, als die Dienste, dann läßt er seinen Zorn aus. Noch habe, sagen sie, keiner jemals seinen Vater umgebracht, noch seine Mutter; sondern wenn je so etwas geschah, habe man ganz nothwendig, behaupten sie, bei der Untersuchung auffinden müssen, daß solches entweder Untergeschobene oder im Ehebruch Erzeugte waren: denn es ist nach ihrer Behauptung gar nicht anzunehmen, daß wirklich ächte Eltern durch ihre eigenen Kinder sterben.

138. Sodann ist ihnen Alles, was ihnen nicht erlaubt ist zu thun, nicht einmal zu sagen erlaubt. Für das Schändlichste aber gilt ihnen zu lügen, und nächstdem etwas schuldig zu sein; dies aus vielen Gründen, besonders aber behaupten sie auch, ein Schuldner werde nothwendig die eine oder die andere Lüge sagen.

§ 15.

Die Erziehung des älteren Cyrus nach Xenophon.

Xenophons Cyropädie, Buch 1.

Xenophon war 444 geboren. Er wurde auf wunderbare Weise Schüler des Sokrates. Er begegnete nämlich dem Sokrates in einer engen Straße, wo ihm dieser den Stock vorhielt mit der Frage, wo man Lebensmittel kaufe? Xenophon gab Antwort, aber Sokrates fragte nun, ob er auch wisse, wo rechtschaffene Menschen gebildet würden? Als auf diese Frage Xenophon keine Antwort zu geben wußte, so sagte Sokrates: So folge mir und lerne es. Im peloponnesischen Kriege leistete er Kriegsdienste im athenischen Heere. Nach diesem Kriege folgte er einer Einladung seines Freundes Proxenos aus Böotien an den Hof des persischen Statthalters, des jüngeren Cyrus. Er wurde der Freund dieses Prinzen und machte den Zug mit, welchen derselbe gegen seinen Bruder Artaxerxes Mnemon, den König von Persien, unternahm, um sich von dessen Oberherrschaft zu befreien. Cyrus aber fiel in der für ihn siegreichen Schlacht bei Kunaxa (401), und die griechischen Hülfstruppen, die ihm gefolgt waren, befanden sich nach der Ermordung ihrer Führer unter den treulosen Barbaren in verzweifelter Lage. Da zeigte ihnen Xenophon, wie allein in dem Rückzuge Rettung sei. Er wurde mit vier anderen Männern zum Anführer gewählt und übernahm bei dem Rückzuge, den er in seiner Anabasis geschildert hat, die Führung der Nachhut. Er trat darauf mit den geretteten Truppen in den Dienst des thrazischen Königs Seuthes, und führte sie, als er diesem Könige seine väterliche Herrschaft hatte erobern helfen, den Spartanern zum Kriege gegen Persien zu. Er war dann bei dem Spartanerkönige Agesilaus, kämpfte mit ihm 394 v. Chr. bei Coronea gegen die Thebaner und erhielt in Elis nicht weit von Olympia ein Landgut, wo er mit dem Landbau, der Jagd und Pferdezucht sich beschäftigte, über welche er auch Schriften verfaßte. Nach Athen, das ihn wegen seiner Theilnahme an den Kriegszügen der Spartaner verbannt hatte, ist er wahrscheinlich nicht wieder zurückgekehrt, doch fochten seine Söhne im athenischen Hülfsheere gegen die Böotier bei Mantinea 362 v. Chr. Er starb in Korinth.

Wie Xenophon die Lehre seines Lehrers Sokrates aufgefaßt hat, werden wir weiter unten sehen. Hier haben wir es nur mit seiner Cyropädie zu thun. Xenophon's Staatsideal war die Monarchie; denn er hatte während seines Aufenthaltes in Asien bei Cyrus und bei Agesilaus gesehen, wie viel Gutes ein Mann mit unbeschränkter Macht an der Spitze eines Staates zu leisten vermag, wenn er es nur ernstlich will. Die Ausführung aber, wie ein Regent zu seiner hohen Stellung vorbereitet werden muß, gibt er in dem politischen Roman der Cyropädie, der Bildungsgeschichte des älteren Cyrus, in welcher er Persisches und Griechisches durcheinander mischt, um eine Mustererziehung zu zeichnen. Die patriarchalische Einfachheit ist altpersisch, die Erziehung trägt spartanisches Gepräge, die Geistesbildung, die Cyrus empfängt, ist attisch, und die Regierungsgrundsätze des Cyrus,

der Geist der Liebe und des Vertrauens, mit welchem er die Untergebenen und Bundesgenossen an sich fesselt, und die fromme Verehrung der Götter sind ebensowohl altpersische Tradition, als auch Ausfluß der sokratischen Weisheit.

1) Mir ist dieser Mann (Cyrus) eine bewunderungswürdige Erscheinung; darum habe ich nachgeforscht, wie viel seine Herkunft, seine Naturanlage und seine Erziehung dazu beigetragen haben, ihn zu einem so ausgezeichneten Herrscher zu bilden. Die Ergebnisse meiner Forschungen und eigenen Wahrnehmungen darüber will ich in dieser meiner Erzählung mitzutheilen suchen.

2) Von väterlicher Seite soll Cyrus von Kambyses, einem König der Perser, abstammen. Seine Mutter war nach einstimmiger Angabe Mandane, die Tochter des Astyages, des Königs der Meder. Cyrus war, wie er noch heutzutage in den Sagen und Gesängen der Barbaren lebt, von ausgezeichneter Schönheit und Menschenfreundlichkeit, voll Wißbegierde und Ehrliebe, so daß er, um ein Lob zu verdienen, sich Strapazen aller Art unterzog und alle Gefahren bestand. Dies wird über seine innern und äußern Anlagen berichtet. Seine Erziehung erhielt er nach persischen Gesetzen. Diese Gesetze machen sich, im Gegensatz gegen die der meisten Staaten, das gemeine Beste zur ersten Aufgabe. Die meisten Staaten nämlich erlauben jedem, seine Kinder nach Belieben zu erziehen; und selbst den Eltern gestatten sie in ihrer Lebensart vollkommene Freiheit; nur verbieten sie zu stehlen, zu rauben, mit Gewalt in ein Haus einzubrechen, unverdienter Weise jemand zu schlagen, die Ehe zu brechen, gegen die Obrigkeit ungehorsam zu sein, und auf den Uebertretungsfall ist Strafe gesetzt. Die persischen Gesetze hingegen sorgen im Voraus dafür, den Bürgern die Möglichkeit nach Schlechtem und Schändlichem zu trachten abzuschneiden. Diesen Zweck erreichen sie auf folgende Art. Sie haben einen sogenannten freien öffentlichen Platz, auf welchem die königlichen und sonstigen Staatsgebäude stehen. Von hier sind Waaren und Marktleute mit ihrem Geschrei und Wesen anderswohin verwiesen, um alle Berührung dieses Getümmels mit der Wohlanständigkeit der Gebildeten zu verhindern. Dieser Platz um die Staatsgebäude ist in vier Theile getheilt: einer ist für die Knaben, einer für die Jünglinge, ein anderer für die vollkommenen Männer, der vierte für die über die Jahre des Kriegsdienstes Hinausgeschrittenen bestimmt. Nach dem Gesetz erscheint jede dieser Abtheilungen auf ihrem Platz: die Knaben und Männer mit Tagesanbruch, die Aelteren, wann es jedem bequem ist, außer an bestimmten Tagen, an denen sie erscheinen müssen. Die Jünglinge bleiben auch die Nacht über mit ihren Uebungswaffen bei den Staatsgebäuden, ausgenommen die Verheiratheten. Von diesen wird es nicht verlangt, wenn es ihnen nicht vorher angekündigt worden ist; doch oft zu fehlen gilt nicht für anständig. Jede dieser Abtheilungen hat zwölf Vorsteher. Zu Vorstehern der Knaben sind aus der Klasse der älteren Männer solche gewählt, zu denen man das Zutrauen hat, daß sie die Knaben am besten bilden werden; zu Vorstehern der Jünglinge sind aus der Klasse der vollkommenen Männer solche gewählt, von welchen man erwartet, daß sie die Jünglinge am besten erziehen werden; zu Vorstehern der Männer solche, die sich durch Diensteifer und Gehorsam gegen die Befehle der höchsten Behörden auszeichnen.

Auch die Aelteren haben noch ihre Vorsteher, um auch sie zu Vollbringung ihrer Pflichten anzuhalten. Ich will nun die jedem Alter zugetheilten Verrichtungen aufzählen, um dadurch die Art, wie sie für die möglich beste Bildung der Bürger sorgen, in noch helleres Licht zu setzen. Die Knaben, die in die Schule gehen, sind den ganzen Tag mit Erlernung der Gerechtigkeit beschäftigt. Dies geben sie auch als Zweck des Schulbesuchs an, wie bei uns das Lesen und Schreiben. Ihre Vorsteher sprechen ihnen den größten Theil des Tages Recht. Denn auch unter Knaben wie unter Männern kommen Beschuldigungen wegen Diebstahls, Raubs, Gewaltthätigkeit, Betrugs, Schmähung u. s. w. vor, wie zu erwarten ist. Wer in einem dieser Punkte schuldig erfunden wird, den bestrafen sie. Sie züchtigen aber auch die, deren Anklagen unbegründet gefunden werden. Ihre Gerichtsbarkeit dehnen sie auch auf ein Verbrechen aus, wegen dessen zwar die Menschen sich einander am meisten hassen, das sie aber am wenigsten vor Gericht ziehen, den Undank. Von wem bekannt wird, daß er im Stande war, dankbar sich zu erweisen, es aber unterlassen hat, der wird nachdrücklich gestraft. Sie gehen hierbei von der Meinung aus, daß der Undankbare auch die Pflichten gegen die Götter, Eltern, das Vaterland und die Freunde vernachlässige. Auch ist wohl im Gefolge der Undankbarkeit stets die Schamlosigkeit und überhaupt alles Schändliche; denn diese ist die gefährlichste Verführerin dazu. Sie lehren die Knaben auch ein geordnetes, besonnenes Benehmen; und dazu trägt das Beispiel der Aelteren, die sie den ganzen Tag über in Ordnung sehen, viel bei. Auch zum Gehorsam gegen die Obrigkeit werden sie angeleitet: und auch hierzu ist es sehr behülflich, daß sie auch die Aelteren einen strengen Gehorsam gegen die Obrigkeit einhalten sehen. Auch zur Mäßigkeit im Essen und Trinken werden sie angehalten: wobei es ebenfalls von großem Nutzen ist, wenn sie sehen, wie auch die Aelteren sich nie entfernen, um ihren Hunger zu stillen, ehe die Vorsteher sie entlassen; ferner, daß die Knaben nicht bei der Mutter speisen, sondern bei dem Lehrer, wann die Vorsteher das Zeichen geben. Als Speise bringen sie von Hause Brot, als Zukost Kresse mit, zum Trinken, auf den Fall, daß sie Durst bekommen, einen Becher, um aus dem Flusse zu schöpfen. Außerdem lernen sie Bogenschießen und Speere werfen. Dies treiben die Knaben bis zum sechszehnten oder siebenzehnten Jahre: dann treten sie unter die Jünglinge ein.

Diese aber, die Jünglinge, haben folgende Lebensweise. Von der Zeit an, da sie aus der Klasse der Knaben ausgetreten sind, bleiben sie, wie gesagt, zehn Jahre lang die Nacht über bei den Staatsgebäuden, theils um die Stadt zu bewachen, theils um selbst in Ordnung zu bleiben; denn dieses Alter bedarf wohl der meisten Aufsicht. Aber auch den Tag über stellen sie sich den Obrigkeiten in öffentlichen Geschäften zur Verfügung. Wenn es sein muß, so bleiben sie alle bei den Staatsgebäuden; zieht aber der König auf die Jagd, so nimmt er die eine Hälfte der Wache mit sich, die andere läßt er zurück. Dies kommt jeden Monat öfter vor. Diejenigen, welche auf die Jagd mitziehen, müssen mit Pfeilen und, außer dem Köcher, mit einem Schwert in der Scheide oder mit einer Streitaxt bewaffnet sein, ferner mit einem kleinen Schild,

nebst zwei Speeren, um den einen abzuschleudern, den andern im Fall der Noth mit der Hand zu führen. Sie machen deshalb die Jagd zum Gegenstand öffentlicher Fürsorge, und der König ist dabei, wie im Krieg, der Anführer und jagt nicht nur selbst, sondern ist auch dafür besorgt, daß die Andern jagen, weil sie darin die beste Vorübung zum Krieg erblicken. Denn die Jagd gewöhnt, früh aufzustehen und Kälte und Hitze zu ertragen; sie übt im Marschiren und Laufen; auch muß man ein Thier, es mag auftoßen, wo es will, mit Pfeil und Wurfspieß treffen. Es fehlt bei der Jagd aber auch nicht an Gelegenheiten, den Muth zu kräftigen, wenn sich einem ein starkes Thier entgegenstellt. Denn man muß es erlegen, wenn es in die Nähe kommt, und sich vor seinem Anfalle decken. Hieraus sieht man, daß auf der Jagd nicht leicht eine Uebung vorkommt, die nicht im Kriege wiederkehrt.

Auf die Jagd nehmen sie natürlich ein reichlicheres Frühstück mit, als das gewöhnliche der Knaben; im Uebrigen aber ist kein Unterschied. Während des Jagens kommen sie nicht zum Frühstücken; wenn sie aber wegen eines Thieres verweilen müssen, oder sonst Lust haben, die Jagd zu verlängern, so machen sie ihr Frühstück zum Mittagsessen und jagen den folgenden Tag wieder bis zum Mittagsessen. Diese zwei Tage rechnen sie dann für einen, weil sie nur die Speise für einen Tag verzehren. Dies thun sie, um sich zu gewöhnen, damit sie es, wenn es im Kriege sein muß, schon können. Als Zubrot haben die Leute dieses Alters, was sie auf der Jagd erlegen; haben sie nichts der Art, so nehmen sie Kresse. Sollte aber der Eine oder der Andere glauben, Essen und Trinken schmecke ihnen nicht, wenn sie blos Kresse zum Brote haben, und lauteres Wasser zum Trinken, der bedenke, wie süß Brei und Brot dem Hungrigen, Wasser dem Durstigen schmeckt.

Die zurückbleibenden Abtheilungen treiben die Uebung dessen, was sie als Knaben gelernt haben, fort, schießen mit Bogen und Speeren und stellen beständige Wettkämpfe darin mit einander an. Auch öffentliche Wettkämpfe werden in diesen Künsten gehalten, wobei Preise ausgesetzt sind. Die Abtheilung, welche die meisten wohlgeübten, tapfern und folgsamen Leute aufweisen kann, loben die Bürger und preisen nicht nur die gegenwärtigen Vorsteher, sondern auch die früheren Lehrer derselben. Die zurückbleibenden Jünglinge werden von den Obrigkeiten zum Versehen der Wachen, zum Aufsuchen von Verbrechern, zum Verfolgen von Räubern und zu anderen Diensten verwendet, welche Stärke und Geschwindigkeit erfordern. Dies sind die Beschäftigungen der Jünglinge. Wenn sie ihre zehn Jahre vollendet haben, so treten sie unter die vollkommenen Männer. Hier beschäftigen sie sich von der Zeit ihres Eintrittes an fünfundzwanzig Jahre in folgender Weise. Vorerst lassen sie sich wie die Jünglinge von den Obrigkeiten in öffentlichen Geschäften gebrauchen, wozu bereits verständige und noch kräftige Männer erfordert werden. Kommt es aber zu einem Feldzuge, so führen sie, die so erzogen sind, nicht mehr als Bewaffnung Bogen und Speer, sondern sie erhalten die für das Handgemenge erforderlichen Waffen: einen Panzer um die Brust, einen kleinen Schild in die linke Hand, wie die Perser abgebildet werden, in die rechte ein Schwert oder einen Säbel. Aus ihrer Mitte werden

alle Beamten genommen, ausgenommen die Lehrer der Knaben. Wenn sie aber ihre fünfundzwanzig Jahre vollendet haben, sind sie etwas über 50 Jahre alt, und dann treten sie in die Klasse der Aelteren, welche auch diesen Namen führen. Diese Aelteren machen keinen Feldzug mehr außer Landes, sondern bleiben zu Hause und sprechen in allen öffentlichen und Privatangelegenheiten Recht. Sie haben auch die Entscheidung über Leben und Tod, sie besetzen alle obrigkeitlichen Aemter; und wenn es einer der Jünglinge oder Männer in Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten fehlen läßt, so zeigen ihn die Vorsteher seiner Abtheilung, und wer sich sonst gedrungen fühlt, an, und die Aelteren schließen ihn nach gehaltenem Verhör aus; der Ausgeschlossene aber ist sein Lebenlang ehrlos.

Damit aber die ganze persische Staatsverfassung deutlicher dargestellt werde, gehe ich etwas weiter zurück; denn es kann jetzt in der Kürze dargelegt werden wegen des schon Gesagten. Die Zahl der Perser gibt man auf 120,000 an. Keiner von diesen wird durch das Gesetz von Ehrenstellen und Staatsämtern ausgeschlossen, sondern es dürfen alle Perser ihre Kinder in die öffentlichen Schulen der Gerechtigkeit schicken. Die, welche im Stande sind, ihre Kinder ohne Arbeit zu ernähren, machen von diesem Rechte Gebrauch, diejenigen, welche es nicht vermögen, schicken sie nicht. Die nun, welche unter den öffentlichen Lehrern erzogen wurden, dürfen ihre Jugend unter den Jünglingen zubringen, denen aber, welche diese Schulen nicht durchgemacht haben, ist dies nicht erlaubt. Die, welche ihre Zeit unter den Jünglingen ausgehalten und ihre Pflichten erfüllt haben, dürfen unter die vollkommenen Männer eintreten und sind zu Staatsämtern und Ehrenstellen befähigt, diejenigen aber, welche ihre Zeit nicht aushalten, werden auch nicht unter die Zahl der vollkommenen Männer aufgenommen. Die endlich, welche sich unter den Vollkommenen untadelhaft betragen, kommen zu den Aelteren. So sind die Aelteren Männer, die alles Schöne durchlaufen haben.

Das ist die Verfassung der Perser, dies ihre Sorge, wodurch sie den höchsten Grad der Tugend zu erreichen glauben. Von ihrer Mäßigkeit im Essen und Trinken und von der Art, wie sie das Essen sich ausarbeiten, hat man noch jetzt ein Zeugniß. Es ist nämlich noch heutzutage bei den Persern schändlich auszuspucken, sich zu schneuzen und Blähungen zu haben, oder des Harnens oder eines ähnlichen Bedürfnisses wegen auf die Seite zu gehen und dabei gesehen zu werden. Dies wäre nicht möglich, wenn sie nicht sehr mäßig lebten und die Feuchtigkeiten durch Arbeiten so verzehrten, daß sie einen andern Ausweg finden.

Dies ist es, was ich von den Persern im Allgemeinen zu sagen hatte. Nun komme ich auf den eigentlichen Gegenstand der Abhandlung, auf die Thaten des Cyrus, wobei ich mit seiner Kindheit anfange.

3) Xenophon schildert nun, wie Cyrus von Kindheit an in dieser Weise der Perser erzogen wurde, wie er dann im 12. Jahre zu seinem Großvater Astyages kam, an dessen Schlemmerei er aber nicht Theil nahm. Er bleibt nun an des Königs Hofe, lernt reiten und wird mit anderen Knaben erzogen. Er thut es an Liebenswürdigkeit allen zuvor, nur spricht er etwas zu viel, weil er gewöhnt ist, über Alles sein Urtheil zu sagen. Auch ein Thiergarten wird ihm gehalten, doch sehnt er sich nach einer Jagd auf freie Thiere. Diese wird ihm gewährt, und er

zeichnet sich dabei durch Kühnheit aus. Als er nun 16 Jahre alt war, unternahm der Sohn des Königs von Assyrien einen Beutezug nach Medien, so daß Astyages gegen ihn ausziehen mußte, auch Cyrus war beim Heer und zeichnete sich gleich durch Klugheit und Tapferkeit aus. Da rief ihn Cambyses nach Persien zurück und ließ ihn noch ein Jahr in der Abtheilung der Knaben. 5) Als nun Cyaxares, sein Oheim, König geworden war und den Angriff der Assyrer fürchtete, rüstete auch er seine Völker und erbat sich auch ein Hülfsheer der Perser unter des Cyrus Anführung. An seine ausgewählten 200 Edlen hielt damals der junge Anführer folgende Rede:

„Liebe Männer, ich habe euch gewählt, nicht als hätte ich euch jetzt erst geprüft, sondern weil ich sah, wie ihr von Kindheit an Alles, was der Staat für schön hält, mit Freuden gethan, alles Schädliche streng vermieden habt. Warum ich aber diese Würde nicht ungern übernommen und euch hierher berufen habe, das will ich euch eröffnen. Ich habe nämlich bemerkt, daß unsere Vorfahren uns in keinem Stücke nachstanden, sie übten ja auch Alles, was zu einem braven Manne gehört, unablässig; daß sie aber damit dem Staate der Perser oder sich einen Vortheil erworben hätten, das kann ich nicht sehen. Und doch bin ich der Meinung, es könne nicht Zweck bei Ausübung irgend einer Tugend sein, daß der Wackere gar keinen Vortheil vor dem Schlechten haben soll; sondern wer sich das Vergnügen des Augenblicks versagt, thut das nicht, um nimmer froh zu werden, sondern diese Enthaltsamkeit soll nur das Mittel zu höherer Freude in der Zukunft werden. Die, welche sich zu Rednern bilden wollen, üben sich nicht deswegen, um ohne Aufhören schön zu reden, sondern in der Hoffnung, durch Beredsamkeit dereinst viele Menschen zu mancher großen That zu bestimmen. Die, welche kriegerische Uebungen vornehmen, thun dies nicht, um unaufhörlich zu kämpfen, sondern auch sie leben der Hoffnung, als gute Krieger dereinst sich und dem Staat Reichthum, Glück und Ehre zu erwerben. Sollten aber Einige, welche diesen Uebungen sich unterzogen haben, von der Altersschwäche überfallen werden, bevor sie irgend einen Nutzen davon erlangt haben, so scheinen sie mir es gerade so zu machen, wie wenn Einer, der sich zu einem guten Landmann zu bilden strebt, gut säete und pflanzte, wenn es aber zum Ernten kommt, den Ertrag nicht einsammelte, sondern wieder in die Erde fallen ließe. Ebenso würde ein Kämpfer, der nach vieler Anstrengung sich des Sieges würdig gemacht hat, aber nie einen Kampf wagte, dem Vorwurfe der Thorheit nicht leicht entgehen können. Uns, Männer, soll es nicht so ergehen, vielmehr wollen wir, im Bewußtsein von Kindheit an alles Schöne und Gute geübt zu haben, auf die Feinde losgehen, von denen ich aus eigener Anschauung weiß, daß sie im Kampfe mit uns als Schwächlinge erscheinen müssen. Denn der ist noch lange kein tüchtiger Kämpfer, der gut mit dem Bogen schießen, Speere werfen und reiten kann, es aber bei den Anstrengungen fehlen läßt; ein solcher ist ein Schwächling. Ebenso ist der, welcher da, wo man wachen soll, dem Schlafe unterliegt, in Beziehung auf den Schlaf ein Schwächling. Und wer auch in diesem Allen stark ist, aber nicht weiß, wie man mit Bundesgenossen und Feinden umgehen muß, auch der verräth, daß ihm die wichtigsten Kenntnisse abgehen. Ihr aber seid mit

der Nacht so vertraut wie andere mit dem Tage: Anstrengungen sind euch nur die Führer zu einem angenehmen Leben: der Hunger gilt euch für Zukost, das Wassertrinken könnt ihr besser als die Löwen ertragen. Aber den allerschönsten und zum Kriege tauglichsten Schatz habt ihr in eurer Seele niedergelegt: Lob macht euch mehr Freude als Alles. Wer aber das Lob liebt, der muß auch den Grund dazu erwerben und sich darum freudig allen Mühseligkeiten und Gefahren unterziehen. Sollte ich dieses gegen meine eigene Einsicht von euch sagen, so täusche ich mich selbst; denn wenn der Erfolg hinter meinen Erwartungen von euch zurückbleibt, so fällt die Schuld auf mich. Aber meine Erfahrung, euer Wohlwollen gegen mich und die Thorheit der Feinde gibt mir das Vertrauen, daß ich mich in diesen schönen Hoffnungen nicht täuschen werde: vielmehr wollen wir gutes Muthes ausziehen, da auch der Schein einer ungerechten Begierde nach fremdem Gut von uns fern ist. Denn wir sind in dem Falle, daß die Feinde, welche die Feindseligkeiten anfangen, uns entgegen rücken, die Freunde aber uns zu Hülfe rufen. Was ist nun gerechter, als Unrecht abzuwehren, was schöner, als Freunden zu helfen? Auch das wird euch nicht wenig ermuthigen, daß ich vor dem Auszuge den Göttern die gebührende Ehre erwiesen habe. Denn aus langem Umgang mit mir wisset ihr, daß ich nicht nur in wichtigen, sondern auch in unbedeutenden Dingen stets mit den Göttern den Anfang zu machen suche."

6) Nach dieser Rede ging Cyrus nach Hause, opferte den Göttern und trat dann in Begleitung seines Vaters den Feldzug an. Unterwegs ermahnt ihn sein Vater zur Ehrerbietung gegen die Götter, wobei ihm Cyrus einwirft, daß es aber auch zu dieser Ehrfurcht gehöre, treulich das Seine zu thun; denn ohne dies hieße das Beten nur Ungebührliches von den Göttern fordern. Darauf besprachen sie sich über die Regierungskunst und die Kriegskunst. Dabei kamen sie auch auf den Gehorsam. Da sagt Cyrus:

„Was nun die Kunst betrifft, die Soldaten beim Gehorsam zu erhalten, so glaube ich darin nicht unerfahren zu sein, mein Vater. Denn du lehrtest mich dies von der frühesten Kindheit an, indem du mich zum Gehorsam gegen dich anhieltest; dann übergabst du mich den Lehrern, und auch diese wirkten wieder auf denselben hin; als ich unter den Jünglingen war, so hatte der Vorsteher eben darauf ein strenges Auge. Auch scheint jenes Beides: befehlen und sich befehlen lassen, den Hauptinhalt der meisten Gesetze zu bilden. Bei näherem Nachdenken darüber glaube ich nun in Lob und Ehre für den Gehorsam, in Schmach und Strafe für den Ungehorsamen das allgemein wirksamste Ermunterungsmittel zum Gehorsam zu erblicken." — „Allerdings, mein Sohn", sagte Kambyses, „zu einem erzwungenen Gehorsam ist dies der Weg: aber zu einem freiwilligen Gehorsam, der bei weitem den Vorzug verdient, führt ein anderer kürzerer Weg. Die Menschen gehorchen dem, von welchem sie glauben, daß er ihren Vortheil besser als sie selbst verstehe, mit dem größten Vergnügen. Außer vielen andern Beispielen kannst du dich hiervon an den Kranken überzeugen, wie gerne sie diejenigen holen lassen, die ihnen vorschreiben, was sie zu thun haben, wie willig auf dem Meere die Reisenden dem Steuermann folgen, wie unzertrennlich man von denen ist, welchen man zutraut, daß sie den Weg besser wissen. Glaubt man

dagegen durch Folgsamkeit einen Schaden sich zuzuziehen, so läßt man sich weder durch Strafen beugen noch durch Geschenke anreizen. Denn selbst Geschenke nimmt keiner gern zu seinem eigenen Schaden." — „Du willst sagen, lieber Vater", antwortete Cyrus, „daß, um folgsame Untergebene zu haben, nichts wirksamer sei, als wenn man für verständiger als die Beherrschten gilt?" — „Allerdings." — „Und wie könnte man sich wohl am schnellsten in dieses Ansehen setzen?" — „Mein lieber Sohn", entgegnete der Vater, „der kürzeste Weg ist, die Kenntniß dessen dir zu erwerben, worin du für erfahren gelten willst. Wenn du dies im Einzelnen betrachtest, so wirst du finden, daß ich Recht habe. Denn wenn du für einen guten Landmann oder Reiter oder Arzt oder Flötenspieler oder irgend sonst etwas gelten willst, ohne es zu sein, so bedenke, wie vielerlei Mittel du versuchen mußt, um dir dieses Ansehen zu erwerben. Und wenn du es wirklich, um dich in den gewünschten Ruf zu setzen, dahin brächtest, daß dich viele lobten, und du für jede dieser Künste allerlei Vorkehrungen getroffen hättest, so könntest du doch nur für den Augenblick täuschen; in Kurzem würdest du, wo du eine Probe gäbest, entdeckt und obendrein für einen Prahler gehalten werden." — „Wie aber kann man sich gründliche Kenntnisse über das, was Nutzen schafft, erwerben?" — „Lieber Sohn, du mußt das, was sich durch Unterricht erlernen läßt, erlernen, wie du die Taktik erlernt hast. Was aber Menschen weder erlernen, noch menschliche Weisheit vorsehen kann, das mußt du durch die Wahrsagerkunst von den Göttern erkunden, dann weißt du mehr als Andere. Das aber, von dessen Trefflichkeit du dich überzeugt hast, mußt du mit aller Sorgfalt zur Ausführung zu bringen suchen. Denn wer für das Nöthige sorgt, der verräth mehr Verstand, als wer es versäumt. — Die Liebe der Untergebenen, welche mir von der größten Wichtigkeit zu sein scheint, kann man, nach meiner Ansicht, auf keinem andern Wege erwerben, als auf welchem man sich die Liebe von Freunden erwirbt; man muß als ihr Wohlthäter anerkannt werden. Aber, mein Sohn", fuhr Kambyses fort, „es ist schwer, immer die Mittel zu haben um wohlzuthun, wenn man wohlthun möchte: hingegen Theilnahme bei ihrem Glück, Mitleid bei ihrem Unglück beweisen, wenn sie in Noth sind, ihnen bereitwillig zu helfen, besorgt sein, daß sie nicht in Schaden kommen, und sie davor zu bewahren suchen, das vielmehr sind die Dienste, mit denen man ihnen an die Hand gehen muß. Ferner, im Dienste muß der Feldherr zeigen, daß er im Sommer mehr Hitze im Winter mehr Kälte, und daß er überhaupt, wenn es an die Strapazen geht, auch da mehr aushalten könne. Denn das Alles trägt dazu bei, die Liebe der Untergebenen zu erwerben." — „Deine Meinung also, lieber Vater, geht dahin, der Herrscher müsse in Allem mehr aushalten können als die Untergebenen?" — Allerdings. Doch laß dir darum nicht bange sein, mein Sohn; denn du mußt bedenken, daß dieselben Anstrengungen gleiche Körper, des Befehlshabers und des Soldaten, nicht auf dieselbe Weise angreifen, sondern daß die Ehre und das Bewußtsein, nichts von dem, was er thut, bleibe verborgen, dem Feldherrn die Mühseligkeiten erleichtert."

In dieser Absicht wird nachher das Heer von Cyrus in gute Zucht genommen und er verrichtet große Kriegsthaten. Aber auch im Frieden ist er darauf bedacht,

das Reich gut zu ordnen. Er stirbt im hohen Alter als großer Herrscher, geehrt und geliebt von einem blühenden Reiche. Nach seinem Tode aber wurde der Zustand des Reiches ein schlechter durch die Schuld seiner Nachfolger und des Volks. Die alten Perser hielten Wort, die späteren waren treulos; früher wurden die Tapfern geehrt, jetzt wird Schlechtigkeit belohnt; früher wurde Gerechtigkeit geübt, jetzt wird von Guten und Bösen Geld erpreßt; früher wurde der Körper durch Anstrengung gestählt, jetzt schwelgt man in Saus und Braus; früher gingen sie fleißig auf die Jagd, jetzt sitzen sie faul beim Weine; früher war die persische Ausdauer berühmt, jetzt haben sie sich der medischen Weichlichkeit ergeben; früher lernten die Knaben an der Pforte des Palastes die Gerechtigkeit lieben, jetzt lernen sie dort nur Schändliches. Darum haben die Perser jetzt weniger Ehrfurcht gegen die Götter, weniger Achtung vor Verwandten, weniger Gerechtigkeit gegen andere, weniger Tapferkeit im Kriege und ihr Reich verfällt.

Damit schließt Xenophon seine Cyropädie ab.

Auch Plato in seiner Schrift „die Gesetze" im dritten Buch weist den Verfall des persischen Staates nach, führt den Grund dieses Verfalles aber auf den Verfall der Erziehung im Herrscherhause, von welchem Verfalle er Cyrus die Schuld beimißt. Es heißt (Buch 3, § 172, S. 684 ff.):

„Der Athener: Als die Perser unter Cyrus noch mehr die Mittelstraße zwischen Freiheit und Knechtschaft hielten, wurden sie zunächst selber frei und dann Herren über viele andere. Denn da die Herrscher die Unterthanen an der Freiheit Theil nehmen ließen und sie auf gleichen Fuß mit sich stellten, so waren die Krieger mit ihren Führern enger befreundet und zeigten sich willig in allen Gefahren: und wenn unter ihnen ein verständiger Mann war, der klugen Rath zu ertheilen wußte, so machte derselbe seine geistige Kraft zum Gemeingut, indem der König ihn nicht darin beeinträchtigte, sondern ihm Redefreiheit zugestand und alle diejenigen ehrte, welche ihm in irgend einem Stücke Rath ertheilen konnten. Und so gedieh Alles bei ihnen durch diese Freiheit und Freundschaft und diesen gegenseitigen Geistesaustausch.

Kleinias: Allerdings scheint es nach dem, was man erzählt, ungefähr so zugegangen zu sein.

Der Athener: Wie ging es denn zu, daß dieses Gedeihen unter Kambyses schwand und unter Darius so ziemlich wieder gewonnen ward? Wollt ihr, daß wir es durch Nachdenken gleichsam errathen?

Kleinias: Es führt dies wenigstens unsere Untersuchung zu dem Punkte, von dem wir ausgingen.

Der Athener: So vermuthe ich denn von Cyrus, so trefflich er als Feldherr und so patriotisch er auch gewesen ist, daß er doch mit der rechten Erziehung sich nicht befaßt und überhaupt um die Verwaltung seines Hauswesens sich nicht bekümmert hat.

Kleinias: Woraus sollen wir das schließen?

Der Athener: Er scheint von Jugend auf sein ganzes Leben hindurch im Felde gelegen und in Folge dessen die Erziehung seiner Kinder den Weibern überlassen zu haben. Diese aber erzogen sie so, als wären sie gleich von Jugend auf sehr glückliche und selige Menschen und bedürften dazu nichts mehr, und indem sie so jeden daran hinderten, als wären sie schon vollkommen, ihnen in irgend einem Stücke entgegenzutreten und ihn vielmehr nöthigten, Alles, was sie sagten und thäten, zu loben, erzogen sie sie denn zu solchen Menschen.

Kleinias: Du schilderst da, scheint es, eine schöne Erziehung.

Der Athener: Eine Weibererziehung, wie sie von königlichen Frauen zu erwarten war, welche seit Kurzem reich geworden waren, und denen bei der steten Abwesenheit ihres Mannes die Erziehung der Kinder überlassen blieb, zu welcher dieser wegen anhaltender Kriege und gefahrvoller Unternehmungen keine Muße hatte.

Kleinias: Sehr erklärlich.

Der Athener: Und so erwarb denn den Kindern ihr Vater zwar Heerden von Vieh und Schaaren von Männern, sowie große Haufen anderer Besitzthümer, aber er übersah dabei, daß sie selber, denen er einst alle diese Reichthümer hinterlassen sollte, nicht in der Lebensweise ihrer Väter erzogen waren, welche rauh und wohl geeignet dazu war, starke Hirten zu bilden, die wohl im Stande waren, Tag und Nacht im Freien wachsam auszuhalten und, wenn es noth war, auch Kriegsdienste zu thun. Und er ließ es zu, daß sie vielmehr eine medische, durch jene vermeintliche Glückseligkeit verderbte Erziehung von Weibern und Verschnittenen erhielten und dadurch natürlich solche wurden, die aller strengen Zucht der Erziehung entbehrten. Als nun nach dem Tode des Cyrus ihm seine zügellosen und üppigen Söhne folgten, da ermordete zunächst der eine (Kambyses) von ihnen den andern (Smerdis) aus Zorn darüber, daß ihm ein gleicher Antheil an der Macht gegeben war, nachher aber verlor er selbst, rasend aus Trunkenheit und Rohheit, durch die Meder und den damals sogenannten Verschnittenen (den falschen Smerdis, welchem die Ohren abgeschnitten waren), welcher die Thorheit des Kambyses verachtete, die Herrschaft."

Ueber Cyrus den Jüngeren, der in der Schlacht bei Kunaxa 401 fiel, erzählt Xenophon in der Anabasis (I, 9) in Betreff der Erziehung Folgendes:

„So starb Cyrus, der königlichste Mann von den Persern nach Cyrus dem Aelteren und der der Herrschaft würdigste, wie von allen denen zugestanden wird, die mit Cyrus in nähere Verbindung gekommen zu sein scheinen. Denn bereits als er als Knabe mit seinem Bruder und den anderen Knaben erzogen wurde, wurde er für den besten von allen in allen Stücken gehalten. Alle Kinder nämlich der vornehmsten Perser werden in der hohen Pforte des Königspalastes erzogen, da kann einer viel Klugheit lernen, Schändliches kann er weder hören noch sehen. Es sehen aber auch die Knaben die von dem Könige Geehrten und hören, daß andere ihrer Ehrenrechte beraubt werden, so daß sie gleich von Kindheit an herrschen und beherrscht zu werden lernen. Dann schien Cyrus der bescheidenste gerade unter seinen Altersgenossen zu sein und den Aelteren mehr zu gehorchen als die sogar, welche geringer waren als er, sodann schien er als ein sehr großer Liebhaber der Pferde dieselben am besten zu gebrauchen. Man urtheilte aber auch, daß er am eifrigsten sei, die zum Kriege nöthigen Werke, Bogenschießen und Speerwerfen, zu lernen und zu üben. Sobald es aber dem Alter angemessen war, liebte er auch sehr die Jagd und war gegen wilde Thiere sehr waghalsig. Auch vor einer hervorstürzenden Bärin floh er nicht furchtsam, sondern indem er sie anfiel, wurde er vom Pferde gerissen und erhielt solche Wunden, von denen er offene Narben hatte, zuletzt aber tödtete er sie, und den ersten der zur Hülfe herbeigelaufen war, machte er für viele glücklich zu preisen."

D. Die Aegypter.

§ 16.

Die Stellung der Aegypter und ihr Land.

„Ueber die Erziehung anderer asiatischer Culturvölker, der Assyrer, Babylonier, Syrer und Phönizier, fehlen uns bestimmte Nachrichten, und was daher die Geschichtschreiber der Pädagogik über sie zu sagen wissen, ist nur Schlußfolgerung aus dem, was wir sonst über das Wesen und die Geschichte dieser Völker wissen und beruht nicht auf bestimmten geschichtlichen Zeugnissen. Dagegen gestattet und erfordert die ägyptische Erziehung noch eine nähere Darstellung. Wie die Perser, so nahmen auch die Aegypter, wenn auch auf andere Weise, eine vermittelnde Stellung zwischen dem Orient und Occident ein. Das gewichtige Zeugniß der Völkertafel der Genesis (1 Mos. 10) scheidet die Aegypter von dem arischen (japhetischen) und dem semitischen Stamme aus und weist sie dem hamitischen Völkerstamme zu. Es gehört zur Eigenthümlichkeit dieses Stammes, daß er nicht sowohl zu selbständiger geistiger Production, als dazu berufen erscheint, die Culturelemente anderer Völker zusammenfassend sich anzueignen, die materiellen Güter zu erwerben und zu bearbeiten und ihren Besitz und Genuß andern zu vermitteln, wie denn auch das phönizische Handelsvolk gleichfalls nach jenem alttestamentlichen Zeugnisse nicht dem semitischen, sondern dem hamitischen Völkerstamme zuzuzählen ist. Zu diesem vermittelnden Berufe sind die Aegypter noch ganz besonders dadurch befähigt worden, daß von vorgeschichtlichen Zeiten an bis gegen das zweite Jahrtausend v. Chr. hin semitische Stämme in das Nilland einwanderten. Obgleich geographisch dem afrikanischen Continent angehörig, bildet daher das ägyptische Leben den zusammenfassenden Abschluß der natürlichen Religion und der Cultur der asiatischen Völker. Das dem praktischen Leben zugewandte Interesse und namentlich die auf eine ausgiebige Bodencultur gerichtete mühsame und sorgfältige Arbeit erinnert an das chinesische Wesen, und wenn das reiche Göttersystem der altägyptischen Religion zur Vergleichung mit dem indischen Götterhimmel auffordert, so liegt in der allmählichen Zusammenfassung der verschiedenen Gottheiten in die Gestalten von Isis und Osiris eine Verwandtschaft mit der Weise der Assyrer, Syrer und Canaaniter, die göttliche Macht in den Gestalten paarweise zusammengeordneter Götter und Göttinnen darzustellen, während wiederum der Gegensatz zwischen Osiris und Isis und zwischen Seb (Typhon), dem Repräsentanten aller verderblichen Kräfte, an den persischen Dualismus anklingt. Mit den Persern theilen die Aegypter auch das Interesse für ihre Geschichte, welches durch eine Menge von monumentalen historischen Bildwerken und Inschriften bezeugt wird, ja es ist, wie Bunsen sagt, Aegypten recht eigentlich das Denkmalland der Erde, wie die Aegypter das Denkmalvolk der Geschichte sind, und auch ihnen fehlen die Zeiten nicht, in welchen die Kraft des Volkes und seiner Könige erobernd nicht blos gegen die wilden Stämme Afrikas sich wandte, sondern auch tief in Asien eindrang. Die Abgeschlossenheit

ihres Landes aber ist den Aegyptern eine Ursache geworden zu kräftiger Concentration und geistiger Sammlung."

Baur (Schmid's Encyclopädie V. S. 726).

Aegypten, von den Einwohnern Chemi, „die schwarze Erde" genannt, im Gegensatze zu der blendend hellen libyschen Wüste, die sich westlich in endloser Weite ausdehnt, ist das langgestreckte Thalland, welches dem Nil sein Dasein verdankt. Ohne die Fluthen dieses Stromes würde der Wüstensand alles Wachsthum bis zur Küste des rothen Meeres mit seiner todbringenden Gewalt erstickt haben; daher nennt Herodot das untere Land ein „Geschenk des Nil" und bei Homer führt Land und Fluß denselben Namen. Dieser segenspendende Strom wird von zwei Flüssen gebildet, die sich bei der heutigen Stadt Khartum in Nubien vereinigen. Nach der Vereinigung beider Flüsse, deren Gewässer noch lange unvermischt nebeneinander herfließen, führt der Strom den Namen Nil und ergießt dann seine Fluthen in das nubische Land, bis er bei den Palmenwäldern von Syene die Grenze Aegyptens erreicht. Nachdem sich hier die Fluthen zum letztenmal zwischen den reizend gelegenen Inseln Philä und Elephantine brausend über die dunkeln wild aufgethürmten Granitfelsen hinabgestürzt haben, ändert sich die Natur des Bodens. Der Abfall der felsigen Hochebene der Wüste bildet nun zwei hohe Thalwände, zwischen denen der Nil seine stillen Wasser in ruhiger Strömung dem Meere zuführt, im Osten von einem felsigen Urgebirge begleitet, welches das Flußthal von den Sanddünen des rothen Meeres trennt und edles Gestein, wie Basalt, Porphyr, Serpentin, in sich trägt; im Westen durch ein Gebirgsplateau gegen den goldgelben Flugsand der Wüste geschützt, der jedoch bisweilen von den heißen Südweststürmen bis an den Rand des Thales geführt wird. In dieser Vertiefung rollt der breite Strom seine schweigsamen Wogen in stiller Majestät langsam dahin, den Ufersaum auf beiden Seiten, soweit sein befruchtendes Wasser durch Natur oder Menschenkunst geführt wird, in eine grüne Oase verwandelnd. Ohne Zuwachs durch andere Flüsse tränkt und erfrischt er in ruhiger Selbstgenügsamkeit das heiße Land, über das der wolkenlose Himmel fast nie einen Regenguß herabsendet. Unterhalb Memphis theilt er seine Wasserfülle in zwei Haupt- und mehrere Nebenarme und erweitert das Thal zu einer ausgedehnteren Ebene, wo fruchtbare Gefilde mit grasreichen Fluren abwechseln und Palmen- und Sykomorenwälder die Ufer schmücken, bis er, das Marschland und den Dünenstreif durchbrechend, seine Fluthen im Meere begräbt. Dies ist das Nildelta, das angeschwemmte Land, dessen erstaunliche Fruchtbarkeit Aegypten zur Kornkammer der alten Welt machte. Der „Bach Aegyptens" bei dem Dorfe El Arisch, dem Rinnkorura der Alten, war von jeher die Grenze gegen Palästina, und eine Wüstenstraße der Seeküste entlang der einzige Verbindungsweg zwischen dem Nillande und den Culturvölkern Vorderasiens. Nach Westen hin hielten einige fruchtbare Oasen den Zugang für die Karawanenzüge offen, welche die heimischen Lastthiere, das Kameel, das Pferd, der Esel, möglich machten.

Die Fruchtbarkeit Aegyptens ist durch die jährlichen Nilüberschwemmungen bedingt. Wenn auf den Hochgebirgen, wo die beiden Flüsse ihr Quellgebiet haben, der Schnee schmilzt und die periodischen Regengüsse der Tropenländer die Wasserfülle mehren, so fängt um die Zeit der Sommersonnenwende der Strom an sich zu heben und steigt drei Monate lang, von Mitte Juni bis Mitte September. Schon im Juli überschreitet er seine Ufer; im August, wenn er seinem höchsten Wasserstande, etwa 20 Fuß über der gewöhnlichen Höhe, nahe ist, öffnet man die Dämme und leitet die Fluthen in die Kanäle, womit der Fleiß der Menschen schon in den ältesten Zeiten das höher gelegene Land durchschnitten hat, um die Bewässerung auch den entfernteren Gegenden zuzuführen. In dieser Zeit gleicht das Land einem See, aus welchem die Städte und höher liegenden Orte wie Inseln hervorragen. Unzählige Barken beleben die Fluth, und das ganze Volk feiert jauchzend und festlich geschmückt die Tage des Regens. Sind die tropischen Regengüsse vorüber, so kehrt der Strom allmählich wieder in seine Ufer zurück, an allen Stellen die treffliche Fruchterde, die er auf seinem Laufe durch die oberen Gebirgsländer weggeschwemmt, als schlammigen Niederschlag zurücklassend. Im October trocknet das Land ab: dann wird es bestellt und bedeckt sich rasch mit grünen Saaten, die ihm ein gartenähnliches Ansehen geben. Die Zeit des Wachsthums dauert bis Ende Februar; im März tritt die Ernte ein; dann folgen drei Monate der Dürre, während welcher der Nil seinen tiefsten Wasserstand hat. Die grünen Thalgelände würden bald ein Raub der Wüste werden, wenn nicht bereits im Juni der Leben schaffende Fluß seinen Kreislauf von neuem anfinge.

Diese an den räthselhaften Strom geknüpften Naturverhältnisse des ägyptischen Landes bestimmten die ganze Lebenseinrichtung des Volkes. Die Beschaffenheit des Bodens, wo die Fruchtpflanzen und Nahrungsgewächse von selbst hervorsprießen, führte zum Ackerbau, der ersten Stufe des Culturlebens; der Fluß in seiner periodischen Abwechselung lud sowohl zur Schifffahrt als zur Bewässerungskunst und zum Kanalbau ein, er nöthigte die Bewohner, durch feste Grenzbestimmungen den störenden Wirkungen der Ueberschwemmungen vorzubeugen und brachte nicht nur Begriff und Recht von Eigenthum zum Bewußtsein und zur Ausbildung, sondern auch die Meßkunst, besonders in ihrer Anwendung auf die Felder (Geometrie). Das regelmäßige Steigen und Fallen führte zur Begründung eines bestimmten Zeitmaßes und zu der Eintheilung des Jahres in die drei durch seinen wechselnden Kreislauf bedingten Jahreszeiten von je vier Monaten, die Grünzeit, die Erntezeit, die Wasserzeit. Die Abgeschlossenheit des Landes, fern von jedem unruhigen Völkergedränge, begünstigte die ungestörte Entfaltung der geistigen Anlagen und vorherrschenden Seelenrichtungen und brachte das eigenthümliche Culturleben zur Erscheinung. Der beschränkte Raum, auf dem der Nil seine fette Schlammerde ablagerte, zwang zu haushälterischer Benutzung des fruchttragenden Bodens und zum nahen Zusammenbau der Menschenwohnungen, was die Gründung von Städten, die Aufstellung gesellschaftlicher Formen und Rechtsordnungen und die Ausbildung eines regen Gewerb- und Kunstlebens zur Folge hatte; das zum Bearbeiten vortrefflich geeignete Gestein der Gebirge bot ein herr

liches Material für Baukunst und Bildhauerei. Selbst das religiöse Seelenleben mit seinen reichen und eigenthümlichen Cultusformen und Kunstschöpfungen war in seinen Glaubenslehren, Symbolen und Festen an das wechselvolle Naturleben geknüpft, das in dem wunderbaren Nillande zur Erscheinung kam. Diese frühe Ausbildung mannigfaltiger Lebensformen in dem geschützten, milden und fruchtbaren Lande hat den Aegyptern schon in der Urzeit den Ruf des ältesten Volkes erworben.

Ueber die innige Wechselbeziehung zwischen Land und Volk in Aegypten sagt Karl Ritter: „So weit unsere Geschichte zurückreicht, kennen wir bis heute noch kein einem Hauptstrom anwohnendes Culturvolk, in dessen Geschichtlichem die localisirende Erdnatur so scharf ausgewirkt erschiene, in welchem die Natur des Vaterlandes so überwiegend bedingend in der Entwickelung des Aeußern und Innern hervorträte, in welchem die freiere Thätigkeit der Individuen mehr zurückgedrängt wäre in Allem, was im Monument aus jener Zeit darüber zu uns zu sprechen vermag. Wie das ägyptische Götterbild nur im ägyptischen Porphyr ein wahrhaft vollendet ägyptisches ist, so erscheint auch das ägyptische Volk nur ein, aus seiner Nilthalnatur hervorgegangenes, an das Aegypterland festgebundenes Urvolk der Erde zu sein."

§ 17.

Die Schrift und Religion der Aegypter.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums, Bd. I.)

Die Bewohner Aegyptens sahen sich von einer ernsten Landschaft, von festen sich gleichbleibenden Bildern und Formen, von großen, in unverrückter Regelmäßigkeit und stets mit demselben Verlaufe wiederkehrenden Erscheinungen der Natur umgeben. Diese Umgebung, diese Eindrücke mußten dem jungen Leben eines heranreifenden Volkes einen abgeschlossenen, strengen und stätigen Charakter aufdrücken. Wenn die ursprüngliche Einheit und Gemeinschaft des Lebens, welche in der Familie und im Stamme alle Glieder umfaßt, mit den ersten Stufen weiterer Entwickelung, welche die Völker betreten, gebrochen wird, wenn sich mit dem Beginn des seßhaften Lebens einige dem Ackerbau und den Heerden, andere der Jagd und dem Kriege, noch andere der Erfüllung der religiösen Pflichten zugewendet haben, so leben die Söhne den Beruf des Vaters weiter. Ist dies auch in weit vorgeschrittenen Zeiten häufig die Regel, so nöthigen einfachere Zustände den Sohn, das Leben des Vaters fortzuleben, in dessen Beschäftigung er hineinwächst; es gibt in solchen Zeiten keine andere Art der Unterweisung und der Lehre als durch die Familie. Auf diese Weise gehen die Stämme, geht das Volk in Kreise auseinander, welche die von ihren Vorfahren überkommene Lebensweise erblich fortsetzen. Diese Scheidungen der Beschäftigung, des Berufs, der Lebensweise konnten sich in Aegypten strenger und schärfer vollziehen als in anderen Landschaften. Was zunächst in natürlicher Weise geschehen war, was dann Gewohnheit und Sitte geworden, wurde hier zum Gesetz und zur Regel ohne Ausnahme gemacht. Der Geburt innerhalb eines Standes sollte auch dessen Beschäftigung nothwendig folgen; der Uebertritt von

einer Beschäftigung und Lebensweise zur anderen, von einem Stand in den anderen wurde untersagt.

Die Aegypter rühmten sich, die ältesten Menschen zu sein und die am weitesten hinaufreichende Ueberlieferung zu besitzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Geschichte Aegyptens weit hinaufreicht. Aber die Reihe der Denkmale Aegyptens (die Pyramiden von Memphis) reicht weit höher hinauf.

Aber noch mehr. Diese ältesten Denkmale Aegyptens — es sind zugleich die ältesten der Erde — zeigen uns die Aegypter bereits im Besitze der Schrift. Alle Schrift geht vom Bilde aus. Die Schrift der Aegypter und Babylonier bestand, wie die der Chinesen, der Mexikaner, der Stämme Nordamerikas, zuerst in redenden Bildern. Die Aegypter gruben Bilder der Gegenstände und Ereignisse, deren Gedächtniß sie aufbewahren wollten, in das Gestein ihrer Felsen. Sobald dieser Gebrauch des Bildes zum Behuf der Erinnerung häufiger, sobald er ein regelmäßiger wird, muß derselbe aus äußeren wie aus inneren Gründen zu gewissen Abkürzungen und Combinationen gelangen. Die häufige Wiederholung eines Bildes führt zur Abkürzung desselben. Das Bild des Hauses schwindet zu einem Vierecke zusammen, das Wasser wird durch ein paar Wellenlinien nicht mehr nachgezeichnet, sondern angedeutet; statt des Waldes wird der Umriß eines Baumes gezeichnet: in Aegypten der des am häufigsten vorkommenden, der Sykomore. Von der Nachahmung, von dem wirklichen Bilde, ist man auf diesem Wege bei dem andeutenden Bilde angekommen. Aber wie konnte man im Kreise dieser andeutenden Bilder die verschiedene Art, z. B. des Flüssigen, anschaulich machen? Man blieb bei den drei gebrochenen Linien des Wassers, zeichnete aber ein Wein- oder Wassergefäß daneben, um diesen Zweck zu erreichen; man unterschied den Tempel vom Hause, indem man jenem Viereck ein Götterbild hinzufügte. Mit solchen Mitteln konnten die Gegenstände der sichtbaren Welt in ausgeführteren oder abgekürzten Bildern wiedergegeben werden. Auch die Thätigkeiten und Zustände des Menschen, welche nicht schlechthin ins Auge fielen, konnten in solcher abgekürzten tropischen Weise wiedergegeben werden. Man konnte das Geben durch einen ausgestreckten Arm mit einem Brote andeuten, das Oeffnen durch eine Thür, das Gehen durch einen mit Bäumen besetzten Weg, die Reise durch einen schreitenden Vogel, den Kampf durch einen mit Lanze und Schild bewehrten Arm, das Binden und Befestigen durch einen gewundenen Strick, den Umsturz durch einen gefallenen Mann andeutend ausdrücken. Schwieriger war es, nicht ins Auge fallende Zustände des Menschen, z. B. Hunger und Durst, zur Darstellung zu bringen. Für den Ausdruck des Durstes wählten die Aegypter das Bildzeichen des Wassers und eines zu diesem laufenden Kalbes, für den Hunger eine in den Mund geführte Hand, die aber auch das Essen bedeutete. Am schwersten war es der Bilderschrift, übersinnliche Gegenstände, abgezogene Begriffe, darzustellen. Für die Götter freilich besaß die Anschauung des Volkes, die Phantasie der Priester ausgeprägte Gestalten, die man für die Bilderschrift nur abzukürzen hatte. Indem man die Himmelsgöttin zeichnete, hatte man zugleich ein Bild des Himmels. Die Aegypter dachten

den Himmel über die Erde gebogen, der Himmelsgöttin Füße ruhten auf dem einen, ihre Arme auf dem andern Ende der Erde. Man zeichnete statt der vollen Figur der Göttin in dieser übergebogenen Haltung eine Linie derselben Art, das abgekürzte Bild des Himmels. Brachte man mit dieser Linie die Sonne oder aber einen Stern in Verbindung, so hatte man zugleich einen Ausdruck für den Tag und die Nacht. Aber die abgezogenen Begriffe Recht, Gerechtigkeit, Wahrheit, Schutz, Gutes, Böses, Leben u. s. w. konnte die Bilderschrift nicht anders als durch Sinnbilder ausdrücken. Sie versinnbildete in Aegypten die Macht durch eine geschwungene Geißel oder durch eine Standarte, die Gerechtigkeit durch die Elle, das Zeichen des gleichen Maßes, das Gute durch das Bild der Laute, vielleicht um die Harmonie der Seele auszudrücken, das Böse durch das Bild eines unreinen Fisches, die Wahrheit durch eine Straußfeder — das Gefieder dieses Vogels sollte stets dasselbe bleiben — den Schutz durch einen flatternden Geier, das Leben durch ein gehenkeltes Kreuz.

War man im Besitz dieser andeutenden oder symbolischen Bilder im Stande, Reihen von Gegenständen und Zuständen, und außer diesen auch gewisse Reihen von Vorstellungen anzuzeigen, so war diese Bilderschrift doch noch sehr weit entfernt von dem Ausdruck einer bestimmten und deutlichen Rede. Es war ein großer Schritt, den die Bilderschrift Aegyptens machte, als sie ihren einfachen, ihren tropischen und symbolischen Bildern Lautbilder hinzufügte. Von dem wirklichen Bilde aus war man durch Abkürzung, Andeutung und Symbol zum Bildzeichen gelangt, war man dazu gekommen, durch Figuren einen gewissen Sinn auszudrücken, jetzt trat dieser Darstellung des Sinnes die Anzeige des Lautes hinzu. Die Bilderschrift konnte die Zeichen für den Laut nur aus dem Kreise der Bildzeichen entnehmen. Demnach wurde z. B. der Laut A durch ein Bildzeichen angezeigt, welches einen mit A anfangenden Gegenstand darstellte, wozu man in Aegypten das Bild des Adlers (achene) oder das des Schilfblattes (ak) wählen konnte und wählte. So kam man dazu, für Worte, welche sich durch Bildzeichen und Sinnbilder nicht deutlich ausdrücken ließen, den für solche Worte bereits bestehenden Bildzeichen ein oder mehrere Lautzeichen, eine unvollständige oder vollständige Lautergänzung hinzuzufügen. Hierdurch entstand eine Reihe von gemischten Bildern, die theils das Bild des Gegenstandes, theils hinzugefügte Laute des Wortes, dessen Sinn dieses Bild ausdrücken sollte, enthielten. Zu weiterer Verdeutlichung sah man sich genöthigt, Determinativbilder hinzuzufügen, welche die Gattung und Art des Wortes anzeigten, um das es sich handelte. So gab man den Bild- und Lautzeichen für Tag und Stunde das Zeichen der Sonne mit, so den Namen der Länder und Flüsse das Bildzeichen für Land und Wasser. Diese Determinativbilder zeigten ferner an, ob das lautlich oder sinnbildlich gegebene Wort ein Thier, eine Pflanze oder eine Steinart bezeichne, oder einer bestimmten Klasse von Zuständen oder Handlungen angehöre. Ja diese Mischung von Laut- und Dingbildern zwang, hierin noch weiter zu gehen und den Lesenden zu benachrichtigen, ob ein Bild bildlich genommen oder lautlich gesprochen werden sollte; im letzteren Falle wurde ein Mund hinzugezeichnet.

Das ist die schwerfällige Schrift der Aegypter, das sind die Hieroglyphen, welche uns bereits jene großen Denkmale zeigen, die dem dritten Jahrtausend v. Chr. angehören.

Das älteste Besitzthum der Völker neben ihrer Sprache ist ihre Religion. Wir kennen die religiösen Anschauungen der Aegypter nicht in ihrer ursprünglichen Form. In einem Lande von sehr bestimmten landschaftlichen Umrissen und sehr charakteristischen Formen gelangten die Aegypter auch frühzeitig zu einer festen Ausprägung ihrer Göttergestalten. Die ältesten Denkmale, unsere ältesten Quellen, zeigen uns bereits einen zahlreichen Götterkreis und lassen auf Anschauungen schließen, welche von den primitiven Formen des Cultus weit abliegen: sie verrathen bereits ein in den Kreisen der Priester entwickeltes System. Das untere Flußthal verehrte als den höchsten Gott den Ptah, welchen die Griechen Hephaestos nennen. Danach muß das Feuer das Symbol dieses Gottes, er muß ein Gott der Helle und des Lichtes gewesen sein, der dann auch den Menschen die Gabe des Feuers verliehen hatte. Die Inschriften nennen den Ptah „den Vater der Väter der Götter", „den Herrscher des Himmels", den „Herrn des gnädigen Antlitzes", den „König der beiden Welten", „den Herren der Wahrheiten", den „Vater der Wahrheit" (die Göttin der Wahrheit Men ist die Tochter des Ptah); das Licht enthüllt Alles und zeigt Alles in seiner wahren Gestalt. Als Schöpfer der Welt heißt Ptah „der Former" (Tatamen): die Denkmale zeigen ihn, ein Ei auf der Töpferscheibe vor sich; die Inschrift lautet: „Der Weber der Anfänge, bewegend das Ei der Sonne und des Mondes." Eine andere Inschrift sagt: „Ptah, der sein Ei im Himmel wälzt." Eine besondere, Aegypten eigenthümliche Art des Skarabäus rollt zuweilen nächtlicher Weile eine Mistkugel bis zu drei Zoll im Durchmesser vor sich her, unter welcher der Käfer dann selbst verschwindet. Die Aegypter hielten jene Kugeln für die Eier, die Sonne und den Mond, des Skarabäus. Da der Gott des Lichtes diese vor sich herrollte, so heiligten die Aegypter den Skarabäus dem Ptah, und die Monumente zeigten Bilder des Ptah, die statt des menschlichen Kopfes den Skarabäus sacer auf den Schultern haben. Wie Ptah der Gott von Memphis, so ist Ra der Gott des benachbarten On (ägypt. Anu), welches die Griechen die Stadt der Sonne, Heliopolis, nennen. Wenn Ptah das Licht und das Feuer ist, so ist Ra der Gott der Sonnenscheibe, wenn Ptah der Vater der Väter der Götter ist, so ist Ra der Vater der Götter. Auch er heißt der „Herr der beiden Welten, der in der Sonnenscheibe thront, der sein Ei bewegt, der geoffenbart ist im Abgrunde des Himmels". Alle Eingänge der Tempel, alle Pylonen zeigen das symbolische Bild des Ra: die Sonnenscheibe von zwei Flügeln getragen. Der Sperber, der hellfarbige Stier und die Katze waren die heiligen Thiere des Sonnengottes. Ptah ist der Gott des Anfangs, der Schöpfer und Bildner; Ra ist der Gott, der das Leben und die Welt erhält, der thätige, wirksame, herrschende, kämpfende Gott, der zweite Herrscher der Welt, der Nachfolger Ptah's in der Liste Manetho's. So ist Ra der Vater, das Urbild und Vorbild der Könige Aegyptens, welche ihre Gewalt von ihm ableiten, welche über Aegypten herrschen wie Ra über die Welt. Die Pharaonen führten den

Titel „Sohn des Ra“. Er wird öfter mit dem Kopfe seines heiligen Thieres, dem Sperberkopfe, als mit dem Menschenhaupt, sehr häufig nur als Sperber, welcher die Sonnenscheibe trägt, abgebildet.

Der Sonnengott war den Aegyptern der Gott des Lebens und der Reinheit; den hellen, reinen, mächtigen Geist der Sonne, des lichten Tages dachten sie im Kampfe gegen die Geister der Unreinheit und der Finsterniß. Im Kampfe gegen die böse Schlange Apep (Apophis), d. h. gegen die Dunkelheit und die Nacht, ist der Sonnengott in den Königsgräbern zu Theben dargestellt.

Neben Ptah und Ra dienten die Bewohner des unteren Aegyptens weiblichen Gottheiten. Stadt und Bezirk von Sais verehrten die Göttin Neïth, eine Personification des weiblichen, des empfangenden und gebärenden Naturprincips. Plutarch bemerkt, der Name Neïth bedeute: „Ich kam von mir selbst“, die Inschriften nennen die Neïth „die Mutter“, die „Herrin des Himmels“, die „Königin der Gottheiten“, die „mächtige Göttin“, „die Mutter der Götter“. Jamblich und Proklos berichten, daß die Neïth von Sais den Aegyptern die Mutter der Sonne oder des Sonnengottes gewesen, und in der That heißt Neïth auch in den Inschriften „die Kuh, welche die Sonne gebar“. Die Göttin trägt auf den Denkmalen das Zeichen des Lebens und das Lotosscepter, die rothe Krone von Unterägypten; ihre Farbe ist grün wie die des Ptah, ihr heiliges Thier ist der Geier.

Eine dem Wesen der Neïth verwandte Bedeutung hatte die Göttin, welche zu Buto an der sebennytischen Mündung des Nil verehrt wurde. Eine dritte Göttin, die Pacht, wurde zu Bubastis am pelusischen Nilarm verehrt. Der Name der Stadt bedeutet wohl das Haus, die Wohnung der Pacht. Die Göttin selbst heißt „die den Ptah liebende“, „die Herrin von Memphis“, auch sie wird als „Mutter“ in den Inschriften bezeichnet. Aber sie stand nicht nur dem Gotte des Lichtes, dem Ptah, sondern auch dem Sonnengotte nahe, denn sie trägt auf den Denkmalen die Sonnenscheibe auf dem Haupte. Wie dem Ra war ihr die Katze geheiligt, sie erscheint auf den Monumenten viel häufiger mit dem Katzenkopfe als mit dem menschlichen Haupte. Ihr Dienst war fröhlicher Art.

Anderen Gottheiten dienten die Aegypter im oberen Lande. Der Gott von Theben war Ammon (Amun, Amen); sein Name bedeutet, wie es scheint, den „Verborgenen“. Er war der Gott des Himmels, der herrschende Gott in der Höhe. Die Inschriften bezeichnen ihn als den „Herrn des Himmels“, seine Farbe auf den Denkmalen ist blau. Die Monumente zeigen ihn stehend oder auf dem Throne sitzend, zwei hohe aufrechtstehende Federn über dem königlichen Kopfschmuck, die Zeichen der Herrschaft und des Lebens in den Händen. Ammon war für Oberägypten der höchste Gott wie Ptah für Unterägypten. An der Stelle des Sonnengottes Unterägyptens, des Ra, stehen in Oberägypten zwei Götter, Mentu und Atmu, von denen der erste die aufgehende, der andere die untergehende Sonne, Mentu die Sonne des Tages, Atmu die Sonne der Nacht, jener die oberweltliche, dieser die unterweltliche Sonne bedeutet, nach jener Vorstellung der Aegypter, daß die Sonne allnächtlich unterhalb der Erdscheibe durch die Unterwelt zieht. Im Gegensatze zu diesen beiden Göttern,

deren Wesen in der Sonne zur Erscheinung kam, konnten die Aegypter den über ihnen stehenden Himmelsgott als den Verborgenen bezeichnen.

Neben Ammon wurde in Oberägypten in dem Bezirke der Stadt, welche die Griechen Antaeopolis nennen, wie an den Fällen von Syene und über dieselben hinaus, der Gott Kneph (Gnubis, Num) verehrt. Er heißt in den Inschriften „Herr der Wasserspenden", „der Ueberschwemmungen"; seine Bedeutung war mithin die eines Wasser gewährenden, das Land befruchtenden Gottes. Wie in Unterägypten neben Ptah und Ra die Neith und die Pacht verehrt wurden, so dienten die Bewohner des oberen Landes neben Amun und Kneph, Mentu und Atmu, der Göttin Mut, d. h. Mutter. Sie trägt den Namen Mutter, welcher der Pacht und der Neith als Beinamen zugetheilt ist, und war dem Ammon offenbar als das weibliche, empfangende Prinzip zur Seite gestellt.

Es waren die wohlthätigen Kräfte der Natur, das Licht und das Feuer, die Sonne, der Geist des blauen Himmels, welche die Aegypter als die schaffenden, erhaltenden, befruchtenden Kräfte der Welt und ihres Lebens verehrten. So konnten sie den männlichen Potenzen weibliche Mächte zur Seite stellen. Aber die Natur zeigte nicht überall wohlthätige Erscheinungen und Kräfte. Die Nacht verschlang den Tag, der Tod das Leben. Neben den Wassern und dem schwarzen Fruchtboden Aegyptens lag die endlose gelbe Wüste; der Sturm, der aus der Wüste wehte, trieb deren Sand in das grüne Thal, die Sonne brannte in den heißen Monaten verzehrend und sengend, die Blüthen verdorrten, und die Kraft der Natur starb im Winter ab. So rangen im Leben der Natur verderbliche und wohlthätige Kräfte gegen einander, aber die wohlthätigen erlangten in diesem Kampfe immer wieder das Uebergewicht; denn aus der Nacht erstand immer wieder ein neuer Tag, aus dem Absterben der Natur im Winter erblühte immer wieder neues Gedeihen, neue Frucht und neues Leben. Daher faßten auch die Aegypter den Kampf der Kräfte der Natur in gewisse Göttergestalten zusammen, sie personificirten das Unterliegen der wohlthätigen Mächte, aber sie ließen diese aus dem Tode zu neuem Leben erstehen. Die bösen Kräfte konnten die wohlthuenden nur einen Augenblick überwältigen, der endliche ewige Sieg bleibt den Göttern des Heils. Diese Anschauung gab dem sittlichen Bewußtsein der Aegypter eine starke und fruchtbare Grundlage.

Herodot berichtet, Osiris und Isis seien die einzigen Götter, welche durch ganz Aegypten verehrt würden. Der Mythos von ihnen ist uns erst später in folgender Gestalt überliefert. Seb und Nut, der Gott des Sternenhimmels und die Göttin des Himmelsraumes, erzeugten den Osiris und die Isis, den Typhon (Set) und die Nephtys. Osiris gab den Aegyptern Gesetze, lehrte sie den Bau des Ackers und die Verehrung der Götter und waltete segensreich über Aegypten. Aber Typhon verschwor sich gegen Osiris mit 72 Männern, legte ihn in einen Leichenkasten, verschloß diesen und warf ihn in den Nil. Der Sarg trieb durch die tanitische Mündung ins Meer. Isis erhielt die Kunde in der Stadt Koptos, legte Trauerkleider an und irrte wehklagend umher, den Leichnam des Osiris zu suchen. Endlich fand sie ihn an der phönizischen Küste zu Byblos; hier hatten die Wogen den Sarg angetrieben, welchen alsbald

eine mächtige Tamariske rasch emporschießend beschattet hatte. Isis führte ihn nach Aegypten zurück und bestattete ihn. Horos aber, der Sohn des Osiris und der Isis, war zu Buto herangewachsen. Entschlossen, den Vater zu rächen, kämpfte er viele Tage mit dem Typhon, bis er ihn völlig überwunden hatte; Osiris aber war nicht gestorben, er war hinabgestiegen in die Unterwelt und lebte und herrschte in der Unterwelt.

Nach der fruchtbaren Zeit folgt in Aegypten bis zur Sommersonnenwende und zum Eintritt der Ueberschwemmung eine Periode der ausdörrenden Hitze und Unfruchtbarkeit. In dieser Zeit hat Typhon über den Osiris gesiegt und ihn mit 72 Genossen erschlagen — denn 72 Tage rechneten die Aegypter die Zeit der größten Hitze. Typhon schließt den Osiris in einen Kasten, d. h. er wird als Leiche in den Mumiensarg gelegt und treibt den Nil hinab ins Meer; die schaffende Naturkraft ist während dieser Zeit Aegypten entzogen. Isis, die Erde, sucht trauernd die Spuren des Osiris; sie ist ihrer Fruchtbarkeit beraubt. Endlich findet sie den Leichnam an der Küste; nach Norden hin ist die Kraft während der Hitze in Aegypten entwichen. Inzwischen hatte sich die Natur von Neuem belebt, nach der Ueberschwemmung ist das Kind der Isis und des Osiris erwachsen, welches die Hitze und Unfruchtbarkeit überwindet; der neue Segen des Jahres ist der rächende Sohn des erschlagenen Gottes. So ist der Tod des Osiris nur ein Scheintod gewesen; er lebt wie in seinem Sohne auch in der Unterwelt fort und durch ihn erwachen auch die Seelen der gestorbenen Menschen zu neuem Leben aus dem Tode. Der Tod des Menschen wird dem Absterben der schaffenden Naturkraft gleich geachtet, die aus dem Tode wieder zu neuem Leben gelangt.

In der Gestalt des Gottes Set, den die Griechen Typhon (Zephon d. i. Sturm) nennen, sind alle schädlichen und bösen Wirkungen der Natur zusammengefaßt. Typhon ist sowohl der Sandsturm, die Dürre, der versengende Sonnenstrahl, als die Dunkelheit, welche die Sonne verschlingen will, die Riesenschlange Apep (Apophis). Typhon ist der Gott des öden salzigen Meeres im Gegensatz zum befruchtenden Nilwasser; ihm gehörten alle schädlichen Pflanzen und Thiere, von ihm kamen alle schlimmen Ereignisse der Natur. In einem Papyrus heißt Typhon „der allmächtige Zerstörer und Verröder". Plutarch bemerkt, daß alles Unregelmäßige, Ordnungslose und Unbeständige nach der Meinung der Aegypter der Typhon sei; er ist auch der Urheber des moralisch Bösen, der Vater der Lüge und der Verleumdung. Die Farbe des Typhon war dunkelroth wie die brennende Sonne im Staube der Wüste; rothhaarige Menschen sollen dem Typhon geopfert worden sein, das Krokodil, das Nilpferd, der widerspenstige Esel mit seiner häßlichen Stimme sind die Thiere dieses Gottes (er wird selbst mit Eselsohren dargestellt) und der Geburtstag des Typhon galt in Aegypten für einen Unglückstag.

Osiris (Hesiri) war den Aegyptern der Gott des Lebens, des ewigen, unzerstörbaren, aus dem Tode wiederkehrenden Lebens geworden. Sie riefen ihn an als „den König des Lebens", als „den Herrn von unzähligen Tagen", „den König der Götter". Die immergrüne Tamariske ist sein Baum und der Reiher sein heiliges Thier. Osiris wird allein

von allen ägyptischen Göttern niemals in Thiergestalt oder mit dem Thierkopfe dargestellt. Er trägt auf den Denkmalen das Scepter und die Krone von Oberägypten, mit dem Zeichen des Lebens oder dem Nilmesser. Er lebt und waltet in der Unterwelt; die Herrschaft über Aegypten ist auf seinen Sohn Horos übergegangen, in welchem er ebenfalls fortlebt. Die Griechen erkennen den Dionysos ihrer Mysterien in dem Osiris.

Isis (Hes) „die große Göttin", die „königliche Gemahlin", ist die Erde, deren vegetative Kraft alljährlich durch den Osiris geweckt wird. Die Kuh, das Thier des bereiten Empfanges, der reichlichen Geburt, der strömenden Nahrung ist das heilige Thier der heiligen Isis. Sie wird mit Rindshörnern, mit dem Kuhkopfe, ja selbst als eine Kuh dargestellt. Der Sohn der Isis und des Osiris, Horos, „der Rächer seines Vaters Osiris", wie ihn die Inschriften nennen, „die Stütze der Welt", „der große Helfer", ist den Griechen Apollon. Dem Horos steht die Hathor (d. h. Haus des Hor) zur Seite. In Edfu (Apollinopolis), der Horosstadt, wurden Horos und Hathor gemeinsam verehrt. Hathor heißt in den Inschriften „Auge der Sonne", „Herrin des Tanzes und Scherzes"; der Perseabaum, den Aegyptern der Baum des Lebens, ist ihr heilig.

Das sind die Gestalten des Götterkreises, der sich um den Osiris reiht. Sie sind reicher, lebendiger und tiefer aufgefaßt als die übrigen Götter der Aegypter, welche ziemlich dürftige Personificationen von Naturpotenzen sind. Alle Götter der Aegypter mit Ausnahme des Ammon und des Osiris werden häufig mit den Köpfen, ja in der Gestalt der ihnen geheiligten Thiere dargestellt. Die Aegypter müssen demnach, wenn sie die Götter auch in menschlicher Gestalt anschauten, das Wesen derselben auch in den Thiergattungen erblickt haben, welche sie den einzelnen Gottheiten heiligten. Ja, diese Thiere müssen den Aegyptern mit dem Gotte, welchem sie gehörten, so enge verwachsen gewesen sein, daß ihre Gestalt ihnen das Wesen derselben besser ausdrückte, anschaulicher machte als die menschliche. Nicht blos die Thiergattung, in welcher die Aegypter das Wesen eines ihrer Götter erkannten, gehörte diesem Gotte; ein besonderes heiliges Exemplar dieser Gattung, welches die Priester an gewissen Zeichen erkannten, wurde in dem Haupttempel des Gottes gehalten und galt für eine Incarnation desselben. Man pflegte und fütterte diese Thiere vortrefflich; sie wurden gebadet und gesalbt und erhielten reichliche Speise und Trankopfer, Kuchen u. s. w., man schmückte sie mit Halsbändern und anderem Schmuck, räucherte ihnen, betete sie an und erwies ihnen die Ehre des Gottes, balsamirte sie nach dem Tode und bestattete sie feierlich. Clemens von Alexandria beschreibt die Pracht der ägyptischen Tempel und fährt dann fort: „das innerste Heiligthum ist mit golddurchwirktem Zeug verhüllt; nimmt aber der Priester die Umhüllung weg, so sieht man eine Katze, ein Krokodil oder eine einheimische Schlange, die sich auf Purpurdecken wälzt."

Man muß annehmen, daß das gleichbleibende instinktive Leben der Thiere der Auffassung der Aegypter imponirte, denen ein festes und unveränderes Thun, ein stabiles und typisches Wesen das höchste war. Die Macht der Natur, die regelmäßige Wiederkehr gewisser Natur-

erscheinungen floß in der Vorstellung der Aegypter mit dem dunkel gesetzmäßigen Treiben der Thiere zusammen. Dabei hatten diese Thiere doch Freiheit und Bewegung, eine individuelle Existenz. Diese Verbindung des zugleich typischen und individuellen Daseins muß den Aegyptern dem Wesen der Götter entsprechend erschienen sein; das Geheimniß des Lebens, welches sie im Grunde in ihren Göttern verehrten, muß ihnen in diesen Thieren zur bestimmtesten und lebendigsten Anschauung gekommen sein.

Wer absichtlich ein heiliges Thier tödtete, mußte sterben; geschah es ohne Absicht, so mußte der Thäter die Buße tragen, welche die Priester ihm auferlegten. Wer ein heiliges Thier todt erblickte, blieb in der Ferne stehen, wehklagte und betheuerte, daß er es todt gefunden. Starb eine Katze, so schoren die Hausbewohner die Augenbrauen; starb ein Hund, so rasirten dieselben Kopf und Leib. Starben die Tempelthiere, so trauerten die Bezirke, um die heiligsten derselben ganz Aegypten. Der größten Verehrung in ganz Aegypten genoß das Rind. Der Stier war den lebenschaffenden Göttern, dem Ptah wie dem Ra und dem Osiris heilig, die Kuh den Göttinnen der Empfängniß und Geburt, der Neith, der Hathor, der Isis. In den religiösen Vorstellungen der Aegypter treten uns die höchsten wie die niedrigsten Anschauungen gleich an der Pforte der Geschichte entgegen. Es sind scharf getrennte, weit auseinander liegende Elemente, welche die Religion der Aegypter mit einander verbunden hat. Die göttliche Verehrung der Thiere, die Uebertragung der Thiergestalt auf die Götter, die ununterbrochene Erscheinung und Incarnation auch der höchsten Götter in bestimmten Thierexemplaren, in Ochsen und Widdern, die unermeßliche Sorgfalt für die Erhaltung der Leichen der heiligen Thiergattungen und die Bestattung der heiligsten mit fürstlichen Ehren, dies Alles kann für einen rohen Aberglauben gelten, für einen Fetischismus, bei welchem kein anderes Volk, das sich über die Anfänge der Bildung erhoben hat, stehen geblieben sei. Aber neben diesem Thierdienst waren die Aegypter, wie Herodot sagt und die Denkmale uns überall zeigen, „die ersten, welche behaupteten, daß die Seele des Menschen unsterblich sei". Die Aegypter verehrten in ihren Göttern die lebengebenden Mächte, das Geheimniß des Lebens. Das vorhandene Leben wollten sie nicht aufgeben, auch das des einzelnen Menschen nicht. War das Leben aus dem Körper entflohen, so sollte wenigstens der Leib der Verwesung entrissen werden. Kein Volk hat größere Sorge und Arbeit auf die Erhaltung seiner Leichen verwendet als die Aegypter. Und es kam ihnen nicht nur darauf an, daß die Leichen vor der Verwesung und dem Zerfallen geschützt wären, sondern eben so sehr darauf, daß dieselben so bestattet würden, daß sie weder dem Raubthiere, noch dem Frevel der Menschen, noch den Waffen des Feindes erreichbar wären. Es war die erste Aufgabe der Lebenden, für die Ruhe der Todten, für deren Gräber zu sorgen, das Bild des Verstorbenen durch seinen Körper, und durch die Ausschmückung des Grabes das Bild seiner Thaten, seiner Beschäftigung festzuhalten. Diodor sagt, daß die Bewohner Aegyptens die Zeit des Lebens für sehr kurz, die Zeit nach dem Tode aber für sehr lang hielten. „Daher nennen sie", fährt er fort, „die Wohnungen der Lebendigen Herbergen, weil wir nur kurze Zeit darin wohnen, die

Gräber der Verstorbenen aber ewige Häuser, weil die Todten eine grenzenlose Zeit im Hades zubringen. Auf die Erbauung der Häuser wenden sie daher weniger Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet."

Aber nicht blos der Körper sollte im Grabe fortbestehen. Nachdem das religiöse Bewußtsein der Aegypter sich dahin entwickelt, daß die lebengebenden und lebenraubenden Mächte der Natur im Kampfe gegeneinander standen, daß der wohlthätige Geist des Lebens wohl einen Augenblick überwunden, getödtet werden konnte, aber aus dem Tode zu neuem Leben erwachte; nachdem Osiris in der Unterwelt zu neuem Leben erstanden war, sollte auch die Seele des Menschen aus dem Tode zu neuem Leben erwachen. Es war der gute Gott, welcher aus dem Tode zu neuem Leben erwachte, welcher auch im Tode fortlebte, es waren die reinen Geister des Lichts, die Herren der Reinheit, welche über die Geister der Unreinheit, der Nacht, des Todes, den Sieg davon trugen. Nur der Mensch, der des Wesens dieser Götter theilhaft war, nur der, welcher gut und rein gelebt hatte, konnte nach dem Tode weiter leben. Wer rein befunden ist, wer des Wesens des Osiris theilhaftig ist, der wird im Reiche des Lebens nach dem Tode, dessen Herr Osiris ist, zu neuem Leben erwachen. Als der Gott des aus dem Tode wieder erwachenden Lebens ist Osiris der Gott der Menschenseele geworden. Das Gericht, welches er über die Reinheit des Abgeschiedenen hält, entscheidet über dessen Fortleben im Himmel oder in der Hölle.

Monumente und Urkunden — das sogenannte Todtenbuch, welches den Mumien in den Sarg gelegt wurde — geben uns ein vollständiges Bild von den Vorstellungen der Aegypter vom Leben nach dem Tode. Mit der sinkenden Sonne steigt die Seele des Abgeschiedenen hinab unter die Erde, in die Unterwelt, in den Amentes. Im Vorhofe der Unterwelt, im Saal der „doppelten Gerechtigkeit", d. h. der belohnenden und strafenden, wird das Gericht über die Todten gehalten. Osiris, die Krone auf dem Haupte, den Krummstab und die Geißel in der Hand, mit den Binden der Mumien umgürtet, sitzt auf einem Throne, der vom Wasser des Lebens umgeben ist, aus welchem Lotosblumen emporsprießen. Neben dem Osiris sitzen zweiundvierzig Geister der Unterwelt, die Todtenrichter mit den Straußfedern, den Zeichen der Wahrheit und Gerechtigkeit geschmückt, die über die zweiundvierzig Todsünden, welche das Sittengesetz der Aegypter verpönte, Gericht halten. Der Todte bittet Osiris um Aufnahme in die Vereinigung der Seligen und versichert, keine Sünde begangen zu haben.

In dem Todtenbuche lautet das Bekenntniß und das Gebet des Todten an Osiris: „Preis Dir, du großer Gott, Herr der Wahrheit. Ich bin vor Dir erschienen, o Herr, ich stelle mich Dir vor, zu schauen Deine Güte. Ich habe erkannt und ich erkenne Deinen Namen. Ich kenne die Namen der zweiundvierzig Götter, welche mit Dir sitzen in der Halle der Wahrheit, die da leben von der Züchtigung der Frevler, die da leben von der Frevler Blut am Tage der Rechenschaft vor Osiris, dem Vollendeten. Hort der Geister, Herr der Wahrheit ist Dein Name! Möge ich euch erkennen, Herren der Wahrheit. Wahrheit bringe ich vor

euch. Bedecket meine Fehler! Ich habe nicht Trug noch Böses verübt. Ich habe nicht gemordet. Ich habe nicht Trug geübt im Gerichte. Ich habe den Mann nicht betrogen bei seinem Tagewerke. Ich bin nicht träge gewesen. Ich bin nicht ermattet. Ich bin nicht hingesunken. Ich bin nicht muthlos geworden. Ich habe nichts den Göttern Hassenswürdiges gethan. Ich habe mich nicht vergangen gegen die Person meines Vorgesetzten. Ich habe nicht gedrückt, noch hungern lassen, noch weinen machen. Ich habe keinen Betrug verübt vor dem Angesicht der Menschen. Ich habe die Maße Aegyptens nicht verändert. Ich habe keinen Raub begangen an den Bildern der Götter. Ich habe die leinenen Binden der Todten nicht weggenommen. Ich habe nicht Hurerei getrieben. Ich habe nicht Wucher getrieben. Ich habe nicht Siegelringe verfälscht. Ich habe das Gewicht der Wagschale nicht verringert. Ich habe die Gazellen nicht gestört in ihren Lagern. Ich habe die Vögel der Götter nicht gefangen. Ich habe nicht gefangen ihren Fisch Kami und ihren Fisch Oxyrhynchos. Ich habe nicht Wehren an den Fluß gesetzt, ich habe seinen Lauf nicht abgeleitet. Ich habe die Götter nicht betrogen um ihre Opferschenkel. Ich habe die heiligen Heerden nicht weggetrieben. Ich bin rein! Ich bin rein! Ich bin rein! Ich bin rein! Rein ist der große Bennu (Phönix), der in Suten-Khen lebt. Denn ich bin die Nüster des Herrn der Winde, welcher Leben gibt allen Menschen am Tage der Rechenschaft, des Auges in Anu (Heliopolis), am dreißigsten Tage des Monats Mekhir (d. h. an der Wintersonnenwende) vor dem Herrn der Erde. Denn ich habe gesehen das Auge in Anu sich füllen." Nachdem der Todte seine Reinheit behauptet hat, wird sein Herz auf der Wage der Gerechtigkeit gewogen, während in der andern Wagschale die Straußfeder der Wahrheit und des Rechts liegt. An der einen Schale steht der Gott mit dem Kopfe des Schakals Anubis, der Ankläger der Todten, an der anderen der sperberköpfige Horos. Thoth sitzt mit dem Schreibzeuge dabei und zeichnet das Ergebniß der Wägung und den Richterspruch auf. Ist das Herz des Todten zu leicht befunden, war der Todte während seines Lebens der Gefräßigkeit, der Unzucht, der Gottlosigkeit ergeben, so wird er aus dem Vorhofe der Unterwelt in das Reich der Finsterniß, in die Hölle gesandt. In dem Felsengrabe König Ramses VI. (um 1200 v. Chr.) ist diese Hölle der Aegypter dargestellt. Die Ueberschrift lautet: „Diese feindlichen Seelen schauen den Sonnengott nicht, wenn er die Strahlen seiner Scheibe leuchten läßt." Den fünfundsiebenzig Abtheilungen der Hölle stehen eben so viele furchtbare, mit Schwertern bewaffnete Dämonen vor. Ueber jeder Abtheilung der Hölle ist die Sünde bemerkt, für welche die Gequälten leiden und die Art ihrer Strafe. Die Seelen sind schwarz, sie werden an Pfähle gebunden und von ihren rothen Wächtern mit Schwertern zerfleischt.[1])

Die Seelen derer, welche gerecht erfunden worden im Gericht des Osiris, „gehen nicht zum Orte der Strafe"; sie erhalten die Straußfeder der Gerechtigkeit und die Göttinnen Hathor und Nut gießen von ihren Lebensbäumen, der Persea und der Sykomore, das Wasser des ewigen

[1]) Vergl. Dante's göttliche Komödie. Die Hölle.

Lebens auf sie herab. So gestärkt durchschreiten sie die Unterwelt, bei dem Nilpferde, dem Wächter des Einganges der Unterwelt, bei den schrecklichsten Thieren und Ungethümen, Schlangen und Krokodilen vorüber, bis sie im Osten zu den Gefilden des Sonnengottes, des Ra kommen. Die Inschrift in jenem Königsgrabe sagt von ihnen: „Diese haben Gnade gefunden vor den Augen des großen Gottes, sie wohnen in den Wohnungen des Ruhmes, wo das himmlische Leben gelebt wird; die Leiber, welche sie verlassen haben, werden für immer in ihren Gräbern ruhen, während sie des Anblicks des höchsten Gottes sich freuen." Man sieht diese Seelen Korn schneiden auf den Feldern. Sie pflücken Blumen und Früchte, lustwandeln in schattigen Laubgängen und baden und schwimmen in einem Bassin herum. Der Sonnengott Ra spricht zu ihnen: „Nehmt eure Sicheln, erntet die Frucht der Felder, die euer Theil sind, tragt sie in euere Wohnungen und genießet sie und bringet sie den Göttern als reine Gaben dar von der Frucht des Feldes der Herrlichkeit."

In welcher Verbindung die Aegypter das Schicksal des todten Leibes mit der Seele dachten, ist nicht klar. Die Aegypter müssen angenommen haben, daß die Fortdauer der Seele an die Fortdauer des Leibes geknüpft sei, daß mit der Verwesung des Leichnams die Existenz der Seele aufhöre, daß die entweihte oder gestörte Ruhe des Leibes auch die Seele in ihrem Aufenthalte auf den Feldern des Sonnengottes beunruhige, daß der Todte mit der Zerstörung der Mumie zum zweiten Male sterbe. In welcher Verbindung eine Seelenwanderung, welche die Griechen den Aegyptern zuschreiben, und die Höllenstrafen für die Frevler standen, ob diese Qualen nur für solche eintraten, welche durch die Wanderung nicht zu bessern waren, läßt sich nicht entscheiden. Auch die Inder glaubten an doppelte Strafen für die Unreinen: an Höllenqualen und an eine Wanderung durch Thierleiber.

§ 18.

Leben und Sitten der Aegypter.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums. Band 1.)

Die einheitliche Gestaltung des Bodens mußte in Aegypten frühzeitig zur Gemeinschaft des Lebens führen, der Schutz des bevorzugten Flußthales gegen die räuberischen Stämme der Wüste mußte ein kriegerisches Königthum emporbringen. Die Tradition der Aegypter und der Griechen verlegt den Ursprung dieser Herrschaft nach This, erzählt, daß dem Reiche von Memphis ein zweites im oberen Flußthale zur Seite trat und daß diese beiden Reiche nach der Mitte des dritten Jahrtausends vor Christus vereinigt wurden.

Es ist die dem Orient eigenthümliche Form des despotischen Königthums, welche uns sogleich an der Schwelle der Geschichte und in besonders scharf ausgeprägter Form entgegentritt. Herodot sagt, daß die Aegypter nicht ohne König hätten leben können, und Diodor berichtet, daß die Aegypter ihre Könige geehrt hätten und vor ihnen niedergefallen wären, als ob sie wirkliche Götter wären. Von denjenigen, welche so große Wohlthaten erzeigen könnten wie die Könige, hätten die Aegypter

angenommen, daß sie der Natur der Götter theilhaftig seien. In der That sehen wir auf den Monumenten nicht blos die Befehlshaber, die Statthalter der Landschaften, sondern auch Priester im Staube vor den Königen. Es war freilich die allgemeine Sitte des Orients, dem Herrscher, an dessen Wink Leben und Tod jedes Unterthanen in jedem Augenblick hing, knieend zu nahen; aber die Aegypter sind in der Erhöhung der Herrschermacht weiter gegangen als irgend ein anderes Volk, sie haben ihren Königen eine göttliche Verehrung geweiht. Wie im Anfang aller Dinge, nach der Lehre der Priester, die Götter über Aegypten herrschten, so herrschten danach die Pharaonen an der Stelle der Götter. Sie stammen nicht blos von den Göttern, sie sind selbst Götter des Landes. Sie hießen nicht blos Söhne Ammons, Söhne der Sonne, sondern sie sind ihren Unterthanen die „Sonne selbst, welche der Welt geschenkt ist", welche über dem Lande strahlt und Segen und Gedeihen gibt, sie sind „Spender des Lebens" wie der Sonnengott. Wie die Götter sind sie Herren der Wahrheit und Gerechtigkeit, denn sie erhalten die Ordnung, sie strafen die Bösen und belohnen die Guten und wehren die unreinen Feinde ab, sie sorgen dafür, daß ihren Unterthanen die Frucht des Ackers zu Theil wird, sie machen damit Aegypten leben; es stände in ihrer Macht, das Leben der Unterthanen zu vernichten; sie lassen ihnen den Hauch ihres Athems. Der König von Aegypten heißt und ist „der mächtige Horos", der Segensgott des Landes, und die Königin, die in Aegypten eine hervorragendere Stelle einnimmt als sonst im alten und neuen Orient, gilt als die Mutter des Landes, als die Herrin der Welt für die Isis, Neith oder Hathor.

Nirgends findet sich eine Spur, daß die Könige einer Vermittelung der Priester bedurft hätten, um sich den Göttern zu nahen. Ohne diese Voraussetzung kann keine Herrschaft der Priester über die Herrscher des Staates bestehen. Ueberall treten die Könige selbst vor die Götter, überall sehen wir die Opfer der Könige, nicht die der Priester dargestellt, überall sind es die Könige, welche den Göttern Tempel weihen, damit dem Könige „Leben, Dauer und Reinheit" gewährt werde. Die Pharaonen sind es, nicht die Priester, welche Staat und Volk den Göttern gegenüber vertreten. Die Könige sind zugleich die obersten Priester und stehen an der Spitze des Cultus wie an der Spitze des Staats. Die Könige wurden, wie Diodor versichert, nicht von Sclaven, sondern von den Söhnen der angesehensten Priester bedient, und die Priester unterlassen nicht, in ihren Grabschriften bereits in sehr alter Zeit zu sagen, im Dienste welches Königs sie Propheten, Schreiber und Sänger gewesen seien. Mit einem Worte, die Pharaonen sind nicht blos das Oberhaupt des Staats, sondern auch das Oberhaupt der Kirche, wenn dieser Ausdruck gebraucht werden darf, und die Macht der Priester geht nicht über den moralischen Einfluß hinaus, welchen die Religion auf das Herz des Königs ausübt. Die Könige sind es endlich, welche als die ersten Gesetzgeber des Landes gerühmt werden, was jeden Gedanken einer Priesterherrschaft ausschließt.

Das Ceremoniell, welches das Leben der Pharaonen umgab, beschreibt Diodor. Des Morgens habe der König zuerst die von allen Seiten eingegangenen Schriften gelesen, darauf seine Waschungen verrichtet, seinen

Schmuck angelegt und den Göttern geopfert. Während das Opferthier zum Altar geführt wurde, habe der Oberpriester zu den Göttern gebetet, daß sie dem Könige Leben und alles Gute gewähren möchten, da er ein gerechter Herrscher sei; er sei fromm gegen die Götter, milde gegen die Menschen, stark, gerecht und großmüthig, ein Feind der Lüge, Mittheiler des Guten und Herr seiner Begierden, der die Bösen nicht so hart strafe, als sie es verdienten und den Guten mehr gewähre, als ihnen zukomme. Dann legte der Priester die Strafe der Fehler, welche der König etwa begangen, auf seine Diener und ermahnte ihn zu einem frommen Leben „nicht durch Tadel", wie Diodor ausdrücklich bemerkt, „sondern durch Lobsprüche". Nach vollendetem Opfer habe der Priester dem Könige die Aussprüche und Thaten ausgezeichneter Männer (offenbar früherer Könige) aus den heiligen Büchern vorgelesen: denn priesterliche Dichter hatten die Thaten der Könige im Kriege in Gedichten gefeiert, größere Gesänge geschichtlichen Inhalts waren vorhanden, endlich enthielt unter den heiligen Büchern der ägyptischen Priester das zweite Buch des Sängers Vorschriften über das Leben der Könige. In derselben Weise sei der übrige Theil des Tages bestimmten Geschäften zugetheilt gewesen; das Spazierengehen, das Baden, sogar das Schlafen bei dem Weibe habe seine bestimmten Stunden gehabt. Die Nahrung des Königs sollte einfach sein. Er sollte nur Kalb und Gänsefleisch — die Speise der Priester — und eine bestimmte Portion Wein genießen.

Die Aegypter waren ängstlich bedacht, sich rein zu halten von dem Unreinen, um den Geistern der Unreinheit keine Macht über den Menschen zu gewähren und um durch solche Reinheit Leben und Heil zu bewahren. Zu diesem Zwecke regelten Priester und Laien ihr gesammtes Thun, Essen und Trinken, Nahrung und Kleidung nach einem ängstlichen Ritualgesetz. Es war die erste Aufgabe des Königs, die Reinheit Aegyptens zu wahren. Um dies zu können, mußte er selbst der Reinste sein. Er war der Horos des Landes, der die Unordnung, das Unreine, das Böse niederzuschlagen hatte, dazu mußte er selbst wie der siegreiche Gott im Glanze voller Reinheit strahlen. So sollte denn der König nach der Meinung der Priester das reine Leben der Priester führen, nur priesterliche Speisen genießen und jedes Geschäft nur zur guten Stunde — die Aegypter waren von einem ausgedehnten astrologischen Aberglauben beherrscht — verrichten. Dies System verlangte ferner, daß jeder Fehl, den er etwa begangen, von ihm genommen und auf andere gelegt wurde.

Der Hofstaat war zahlreich: Träger des Wedels zur Rechten des Königs und Träger des Wedels zur Linken, Träger des Sonnenschirms, Fürsten des Bogens, Führer der Bogenschützen, Hüter des königlichen Bogens, Oberste der Leibwache, Vorsteher des Palastes, Vorsteher der Bauten in Ober- und Unterägypten, Aufseher der Speicher in Ober- und Unterägypten, Aufseher der königlichen Herden, Schreiber des Palastes, Schaffner des Palastes und andere Hofbeamte werden genannt. Das königliche Hausgeräth strotzte nach dem Ausweise der Monumente von Silber und Gold. Die Gondeln werden vergoldet dargestellt, mit bunt gewirkten Segeln, die Geschirre der Pferde waren prächtig geschmückt, die gepolsterten Sessel künstlich geschnitzt und reich verziert, und von den

complicirten Vorrichtungen der pharaonischen Küche, von der Menge des Personals, der Mundschenken und Mundköche, sowie von der Zubereitung der Speisen geben die Denkmale eine sehr ausreichende Anschauung.

Der Tod des Königs wurde siebenzig Tage hindurch betrauert, wie der Tod des Apis. Während dieser Zeit sollte sich jedermann der Bäder, des Fleisches und des Weines enthalten, bis der Sohn des in den Amentes eingegangenen Herrschers als neuer Horos und Lebengeber des Landes den Thron bestiegen und das Antlitz des neuen Herren nach den Tagen der Trauer wieder „über beiden Aegypten strahlte, wie die Sonne".

Unter solcher Obmacht des Königthums stand das Volk, in seine Stände, in seine Kasten geschieden, in gleichem Gehorsam.

Aus den Familien, welche Besitz und Neigung in den Stand setzten, den Schutz des Nilthals gegen die Wüstenstämme zu übernehmen, erwuchs ein kriegerischer Adel, dem der Landbauer den ruhigen Besitz seiner Herde, den Genuß der Früchte seines Ackers dankte. Aus den Führern dieses Adels erhob sich das Königthum. Dem kriegerischen Adel gegenüber standen die Familien der Priester, in denen seit unvordenklicher Zeit vom Vater auf den Sohn die Kenntniß vererbt war, wie den Göttern gedient werden müsse, damit sie die Gaben der Frucht und des Gedeihens, die sie Aegypten mitten in der Wüste geschenkt, auch ferner gewährten, welche Opfer und welches Leben den Göttern genehm wären, welcher Wandel dem Menschen das Leben erhielte in dieser wie in jener Welt. Unter dem kriegerischen Adel, unter den Familien der Priester stand die Masse des Volkes.

Die Monumente beweisen, daß der Krieg schon zur Zeit der Sesortosis und Amenemha kunstmäßig betrieben, daß die Soldaten regelmäßig geschult wurden. Aus den königlichen Zeughäusern wurde die Infanterie mit Bogen, Helmen, Schilden, Lanzen, krummen Messern bewaffnet und in Scharen, welche ihre besonderen Feldzeichen führten, abgetheilt. Das schwere Fußvolk bewegte sich nach dem Klange der Trompeten in geordneten Reihen; Angriffe gegen feste Städte wurden nicht ohne den Widder, nicht ohne Schutzdächer für die Stürmenden ausgeführt. Statt der Reiter, welche auf den Denkmalen nie vorkommen, führten die Pharaonen eine große Masse von Streitwagen ins Feld, deren Pferde von ihnen unterhalten wurden. Auch die Wagenkämpfer bedienten sich, wie die Könige, die immer vom Wagen herab fechtend dargestellt werden, des Bogens. Häufig zeigen die Monumente Uebungen im Scheibenschießen: der Bogen war den Aegyptern wie dem ganzen Orient in der alten Zeit die liebste Waffe.

Dem Priesterstande verdankte Aegypten die Entwickelung und Fixirung seines Cultus, die Ausprägung seiner religiösen Vorstellungen, sein Sittengesetz, seine Schrift, seine Kunst und seine Wissenschaft. Die Frömmigkeit des Volkes und der Könige hatte die Tempel reichlich bedacht. „Die Priester verzehren nichts von dem Ihrigen", sagt Herodot, „es wird ihnen täglich heiliges Brod gebacken, und sie bekommen Gemüse, Gänse, Kalbfleisch und Wein genug."

Unbekümmert um den Unterhalt konnten die Priester ihren gottesdienstlichen Pflichten, der Vollziehung ihrer Reinheits- und Speisegebräuche,

dem Studium der heiligen Schriften leben. Sie zerfielen in verschiedene erbliche Klassen und Körperschaften. An jedem Heiligthum gab es einen Oberpriester, welcher dem Tempel vorstand, den Propheten, einen Tempelschreiber, den eigentlichen Schriftkundigen und Verwalter des Tempelgutes, einen Sterndeuter, welcher den Himmel täglich zu beobachten hatte, einen Sänger und einen Stolisten, welcher die Bekleidung der Götterbilder, die Darbringung der Opfer, die gesammte Liturgie, die Begehung der Feste besorgte. Bei den Processionen trug der Prophet das Wassergefäß für die Reinigungen, der Stolist die Elle der Gerechtigkeit und eine Opferschale zum Sprengen, der Tempelschreiber war durch die Federn an seiner Kopfbedeckung kenntlich wie durch die Bücherrolle in der einen, das Schreibzeug in der andern Hand, der Sterndeuter durch einen Stundenmesser und den Palmenzweig, das Symbol der Zeiten bei den Aegyptern u. s. w. Diesen oberen Klassen der Priesterschaft folgten die unteren: die Pastophoren, welche die Götterbilder in den Processionen trugen und die Heilkunst übten, und andere, welche die Einbalsamirung und Bestattung der Todten besorgten, die Wärter der heiligen Thiere, die Tempeldiener, welchen die Reinigung der Tempel oblag u. s. w. Das Amt des Oberpriesters erbte vom Vater auf den Sohn — wenn nicht etwa die weltliche Gewalt dazwischen trat —: die übrigen Tempelämter sollen in derselben Weise vererbt worden sein. Die angesehensten Heiligthümer Aegyptens waren die Tempel des Ammon zu Theben, des Ptah zu Memphis und des Ra zu Heliopolis. Ihre Priestercollegien waren die bedeutendsten Mittelpunkte des priesterlichen Lebens und der priesterlichen Lehre. So lange Theben die Hauptstadt des Reiches war, war der Oberpriester des Ammon zu Theben der erste Priester des Landes.

Die Priester hatten ein heiligeres und reineres Leben zu führen als das Volk. Das Ritual, die Reinheits- und Speisegesetze, welche die Priester sich selbst auferlegten, waren strenger als die, deren Beobachtung sie von den übrigen Aegyptern verlangten. Zweimal mußten sie sich an jedem Tage und in jeder Nacht waschen. Jeden dritten Tag mußten sie den ganzen Leib, insbesondere Bart und Augenbrauen scheeren. Sie durften nur leinene Kleider von Byssos und Schuhe von Byblos tragen. Jede andere Kleidung, namentlich Haare und Haut der Thiere, verunreinigten den Priester; doch tragen auf Monumenten die Priester im Dienste des Osiris, namentlich bei den Bestattungen, Leopardenfelle. Das Fleisch des Schafes, des Schweines, der meisten anderen Thiere war den Priestern verboten; niemals durften sie einen Fisch anrühren. Auch Hülsenfrüchte durften sie nicht essen, Bohnen nicht einmal ansehen. Sie hielten häufig Fasttage. Von Zeit zu Zeit mußten sie Kasteiungen vornehmen, die einmal sogar 42 Tage währten, um die 42 Todsünden in sich zu vernichten. Endlich durften die Priester nur ein Weib heimführen, den übrigen waren mehrere Weiber, Nebenfrauen neben der ersten Frau, gestattet.

Den geschlossenen Ständen der Priester und Krieger stand die Masse des Volkes gegenüber. Wie scharf die Abschließung der Kasten bei den Aegyptern gezogen war, wie weit die Scheidung der Berufsklassen innerhalb des arbeitenden und erwerbenden Volkes ging, in welchem Grade der Landbauer z. B. von dem Handwerker getrennt war, darüber sind wir

nicht unterrichtet. Es wird nur berichtet, daß das Volk sich in Ackerbauer, Handwerker und Hirten geschieden habe, daß die Hirten am wenigsten geachtet gewesen; und es steht fest, daß es nicht erlaubt war, eine andere Beschäftigung zu treiben als diejenige, welche der Vater betrieben hatte.

Doch hat die Stellung der erblichen Stände in Aegypten gegen einander, so viel wir zu erkennen vermögen, niemals die Härte und Schroffheit erreicht wie in Indien; es fehlt hier eine Klasse, welche allen andern unterworfen und von allen gleichmäßig verachtet war wie die Shudra. Niemals verrathen die Grabschriften einen Stolz auf die Kaste. Die Angabe, daß die Hirten am wenigsten geachtet waren, ist gewiß richtig, weil das ungebundenere Treiben derselben am wenigsten geeignet ist, sich festen Lebensnormen und einem strengen Ritualgesetz zu unterwerfen; aber sie wird wie die Versicherung der Genesis, daß „Viehhirten den Aegyptern ein Gräuel wären", nicht auf die Viehzüchter und die Pflege der Herden, welche bei den Aegyptern eifrig betrieben wurde, zu beziehen sein, sondern auf die Hirtenstämme, welche in den weiten Marschlanden des Delta oder auf den Triften der libyschen und arabischen Bergketten mit ihren Herden umherzogen und dem seßhaften Leben ganz fremd blieben. Wenn von den Sauhirten gesagt wird, daß sie in besonderer Verachtung gestanden hätten, so wissen wir, daß das Schwein den Aegyptern ein unreines Thier war. Die Regierung des Landes führten die Pharaonen durch Statthalter, welche sie den Bezirken des Landes und den eroberten Provinzen vorsetzten. Die Vorsteher dieser Bezirke ernannte der König aus Mitgliedern seiner Familie, aus den Priestern, den Kriegern, aber auch aus dem Volke. Königliche Schreiber und Richter, „Schreiber der Gerechtigkeit", waren diesen Präfecten beigegeben. Da die Aegypter frühzeitig zu geschriebenem Rechte kamen, die Priester die Schriftkundigen waren, da Religion und Recht eng zusammenhingen, werden wir annehmen dürfen, daß die Statthalter im Gerichte durch Männer des Priesterstandes unterstützt wurden. Den Statthaltern lag die Rechtspflege in ihren Bezirken, die Vorsorge für den Anbau des Landes, die Erhebung und Abführung der Steuern des Bezirks an den König ob. Auch die im Bezirk angesiedelten Krieger scheinen ihrem Befehl untergeben gewesen zu sein. Nach Diodor's Bericht bestand ein oberstes Gericht in Aegypten: es war aus dreißig Richtern zusammengesetzt, und zwar aus zehn der besten Männer von Heliopolis, zehn von Memphis und zehn von Theben. Ohne Zweifel gehörten diese Richter den drei Priestercollegien von Memphis, Theben und Heliopolis an. Der Vorsitzende sei von diesen dreißig selbst gewählt worden und habe auf der Brust, an einer goldenen Kette hängend, ein Schild von kostbaren, kunstreich gearbeiteten Steinen getragen, welches die Aegypter „die Wahrheit" genannt hätten. Diodor berichtet ferner, daß die Gesetze der Aegypter in acht Büchern zusammengestellt und den Richtern stets zur Hand gewesen seien. Die ersten schriftlichen Gesetze habe Menes den Aegyptern gegeben, — er habe behauptet, dieselben von dem Gott Thoth erhalten zu haben. Diese Gesetze habe Sasychis vermehrt und zugleich die genauesten Vorschriften über den Dienst der Götter gegeben, die Geometrie erfunden und die Astronomie gelehrt. Dann habe Sesostris (Sethos) das Gesetz für die Könige gegeben und das Kriegswesen geordnet. Endlich hätten die

Könige Bokchoris und Amasis die Gesetze Aegyptens vervollständigt. Was Diodor von dem Recht der Aegypter über das Mein und Dein berichtet, zeugt von einer gewissen Milde und Humanität. Die Zinsen durften nicht über die Höhe des Capitals hinaufgetrieben werden, Schuldknechtschaft fand nicht statt. Die Söhne aller Frauen hatten gleiches Erbrecht. Der Mord eines Sklaven wurde wie der Mord eines Aegypters mit dem Tode bestraft, mit derselben Strafe war der Meineid bedroht, wer Schriften oder Maß verfälschte, dem wurde die Hand abgehauen. Die Strafen, welche den Verbrecher trafen, tragen den Charakter des Orients; das Abschneiden der Nase, das Ausschneiden der Zunge, die Entmannung und besonders Stockstreiche waren gangbare Strafen.

Dem Gesetze des Staates stand das Gesetz der Religion, das Gesetz der Priester, zur Seite. Es genügte nicht, Stiere und Gänse zu opfern, Trankopfer zu spenden, vor den Bildern der Götter zu räuchern, die Erstlinge der Früchte, Feigen, Zwiebeln und Blumen darzubringen, Weihgeschenke, kleine Statuen, Kränze, Ringe in die Tempel zu stiften, den Gottheiten der Landschaft die großen und kleinen Feste zu feiern, die Ruhe der Todten nicht zu stören und ihnen Opfer zu bringen zu Anfang und zu Ende des Jahres, am Feste der großen und der kleinen Hitze, an den Monats- und Halbmonatsfesten, die Thiere der heiligen Gattungen zu ehren und wohl zu bestatten; das ganze Leben sollte ein Gottesdienst sein. In ihrem bevorzugten Lande hielten die Aegypter sich für ein bevorzugtes Volk. Voll Dank gegen die Götter, die ihnen dies Land und Leben geschenkt, sahen sie mit Verachtung herab auf die unreinen und verkehrten Geschlechter, welche außerhalb des Nilthals wohnten. Sich rein zu halten vom Unreinen ist die wesentliche Aufgabe des Lebens. Die Reinheit des Körpers und der Kleidung erscheint der unmittelbaren Anschauung auch als Reinheit der Seele und des Lebens. Aber diese Reinhaltung, welche das Gesetz der Priester von jedem Aegypter, vor allem und in ganz besonderer Weise von dem Priester verlangte, beschränkt sich nicht auf diese einfache und natürliche Reinheit. Es gibt gute, lebengebende Götter, es gibt böse, todbringende Gottheiten. Diesen gehörte die Seite der Natur, die ihrem Wesen zu entsprechen schien. Die Berührung mit dieser Seite der Natur, ist nicht blos den guten und reinen Göttern mißfällig, sie gibt den bösen Geistern auch Macht über den durch sie befleckten Menschen. Demnach muß die Berührung mit dieser Seite der Natur zum Heile der Menschen vermieden werden. Man muß sich einiger Gegenstände zur Bekleidung, anderer zur Nahrung enthalten, gewisse Triebe dürfen nicht befriedigt oder müssen wenigstens beschränkt werden.

Diese Auffassung führte bestimmte Gewohnheiten und Uebungen herbei, welche von den Priestern zu einem System von Reinheits- und Speisegesetzen ausgebildet worden sind. Herodot sagt: „Die Aegypter sind die gottesfürchtigsten von allen Menschen, sie haben einen harten und strengen Dienst und viele heilige Gebräuche.“ Den Kindern wurde der Kopf geschoren und das abgeschorene Haar angeblich mit Silber aufgewogen. Dies erhielten die Wärter des heiligen Thieres in jedem Bezirke; der localen Gottheit gehörten die Bewohner ihres Bezirks. Die Knaben wurden beschnitten. Bohnen, Weizen, Gerste durften die Aegypter

nicht essen, ebenso war das Fleisch vieler Thiere verboten. Von keinem Thiere war es erlaubt, den Kopf zu verzehren. Den Opferthieren, welche zuerst vom Priester untersucht wurden, ob sie ohne Fehler seien, wurden die Köpfe abgeschnitten und in den Fluß geworfen, unter dem Gebet, daß das Unheil, welches dem Opfernden bestimmt sei, auf diesen Kopf fallen möge. Niemals aßen Aegypter mit Fremden an einem Tisch, noch bedienten sie sich eines Bechers, aus dem ein Fremder getrunken, noch aßen sie Fleisch, das in dem Kessel eines Fremden bereitet und mit dem Messer eines Fremden geschnitten war, — denn alle Fremden und ihre Geräthe galten als unrein. Die Aegypter tranken aus besonders rein gehaltenen Bechern. Sie trugen stets frisch gewaschene Unterkleider von Leinen, mußten sich selbst häufig waschen und brauchten jeden Monat drei Tage lang Abführungsmittel, Klystiere und Vomitive, um den Körper im Innern zu reinigen. Nichts Wollenes durfte in den Tempel oder ins Grab mitgenommen werden. Es war das Zeichen der Trauer um ein heiliges Thier, um den König oder um Verwandte, wenn man sich Staub auf das Haupt warf und sich der Bäder enthielt. Wenn der Aegypter diese Vorschriften befolgte, wenn er weder Mord noch Diebstahl noch Hurerei beging, wenn er weder die Götter, noch den König, noch seinen Vorgesetzten, noch seinen Vater schmähte, wenn er den Vögeln und den Fischen der Götter nicht nachstellte, wenn er den Fluß nicht ableitete, wenn er weder die Götter betrog noch die Menschen, noch den Arbeiter in seinen Tagewerken drückte, wenn er nicht hungern ließ und weinen machte, wenn er nicht träge und matt in seinem Thun war, durfte er hoffen, vor dem Angesichte der zwei und vierzig Todtenrichter, vor Osiris Gnade zu finden am Tage der Rechenschaft im Amentes.

War der Hauch des Lebens aus dem Körper verschwunden, so sollte wenigstens der Körper selbst nicht verschwinden; in sicherer und kühler Ruhestätte sollte der der Verwesung entrissene Leib der ewigen Ruhe genießen. Die Einbalsamirung geschah nach sehr bestimmten priesterlichen Vorschriften.

Porphyrios erzählt, daß die Eingeweide vor der Einbalsamirung in ein besonderes Gefäß gelegt worden seien. Dieses sei dem Helios (d. h. dem Ra), bevor es in den Nil geworfen worden, mit folgendem Gebet emporgehalten worden: „O König Helios und ihr lebengebenden Götter, nehmt mich auf und laßt mich einen Genossen der ewigen Götter werden. Die Götter, welchen die Eltern mich zugeführt, habe ich mein Leben hindurch verehrt. Meinen Erzeugern habe ich Ehre erwiesen immerdar. Von den Menschen habe ich keinen getödtet. Niemandem habe ich Anvertrautes veruntreut. Nicht anderes Böses habe ich vollbracht. Habe ich aber im Leben gesündigt, essend oder trinkend, was nicht recht war, so habe ich nicht durch mich gesündigt, sondern durch dieses da!“ Mit diesen Worten sei das Gefäß in den Nil gesenkt worden. Auch einen Spruch der Aegypter haben uns die Denkmale aufbewahrt, welcher lautet: „Die Gerechtigkeit seinem Geiste, die Missethat seinem Bauche.“

Nach Vermögen und Stand war die Art der Einbalsamirung, der Umhüllung des Sarges kostbarer oder geringer.

Die Kenntniß und Wissenschaft der ägyptischen Priester werden wir

nicht gering anschlagen dürfen, so barock und seltsam uns Manches erscheint. Die frühzeitige Erfindung der Schrift gewährte das Mittel, nicht blos einzelne Ereignisse festzuhalten, sondern auch die alten Anrufungen der Götter, die Ueberlieferungen der Priester aufzuzeichnen, das Beobachtete und Erlernte festzuhalten und den Vorrath der Kenntniß allmählich und sicher zu vermehren. Die Aegypter machten einen ungemein ausgedehnten Gebrauch von ihrer Schrift. Die Mauern der Tempel und Paläste sind mit Inschriften überschüttet, die häufig genug unzählige Mal Wiederholtes noch einmal wiederholen. Schon in den Gräbern von Beni Hassan, welche aus der Zeit der Amenemha und Sesortosis herrühren, sehen wir Schreiber beschäftigt, welche die Herden abzählen und die Getreidesäcke protokolliren. Die Schreiber des Königs registriren auf der Jagd das erlegte Wild, nach dem Siege die Zahl der abgehauenen Hände, die Zahl der Gefangenen und ziehen die Summen der Beute. Die Tempelschreiber zeigten sich bei den Processionen mit dem Schreibzeug in der Hand, und auf den Monumenten verzeichnen die Götter die Jahre der Könige auf die Blätter des Lebensbaumes. Alles soll gezählt, aufgezeichnet, zu Buche gebracht sein. Auch die Schmucksachen, die Geräthe sind mit Inschriften bedeckt. Wenn die Hieroglyphen an den Mauern der Paläste die Bilder derselben erläuterten, wenn die Hieroglyphen an den Wänden der Grabkammern Geschlecht und Thaten der Vornehmen und Beamten bewahrten, so verzeichneten die Priester ihre Weisheit, die Privaten ihre Urkunden auf leichterem Stoffe, auf Blättern der Papyrosstaude, einer hohen Rohrpflanze, die die Sümpfe Aegyptens in reichem Maße erzeugen.

Das Schriftsystem der Aegypter war und blieb trotz so ausgedehnter Anwendung schwerfällig und unbequem, theils durch die Menge der Bilder und Sinnbilder, theils durch die Verschiedenartigkeit der Lautbilder. Das stabile Wesen der Aegypter, der symbolische und mystische Sinn, der in den Hieroglyphen steckte, der religiöse Charakter dieser alten und heiligen Schriftzeichen hinderte den Uebergang zu einer bequemeren Schrift, zur Lautschrift. Doch ist das Hinstreben danach unverkennbar. Nach dem Jahre 1300 v. Chr. wird eine Anzahl von Bildern als Lautzeichen benutzt, die bis dahin keine Lautgeltung besessen hatten, und diese Umwandlung zeigt sich in den letzten Jahrhunderten vor Christo immer häufiger. Die Verzeichnung der Hieroglyphen auf die Blätter der Papyrosstaude führte zu einer Cursivschrift derselben, zur sogenannten hieratischen Schrift, aus welcher sich endlich tachygraphisch noch eine dritte Schriftart, die demotische, entwickelte. Diese bestand bereits, als Herodot Aegypten bereiste. Sie zeigt das deutlichste Bestreben, das ideographische Element, die Bildzeichen, zu vermeiden und die phonetischen Zeichen auszudehnen. Neben dem Ueberrest der Bildzeichen verwendet die demotische Schrift siebenzehn einfache Lautzeichen und einige funfzig Silbenzeichen. Unserer Forschung ist das Verständniß der Hieroglyphen wesentlich dadurch erschwert, daß die koptische Sprache in den uns zugänglichen Formen um Jahrtausende von den Wortformen abliegt, welche die Hieroglyphen des alten und neuen Reiches wiedergeben. Die Wortformen, die sich aus den in demotischer Schrift erhaltenen Urkunden ergeben, liegen etwa

in der Mitte zwischen den Formen der Hieroglyphen und denen, welche das Koptische in der Uebersetzung der heiligen Schrift und einigen liturgischen Büchern zeigt, die den ersten Jahrhunderten nach Christo angehören.

In den Kreisen der Priester sind die überlieferten Anrufungen an die Götter, die Vorschriften für die richtige Begehung der Opfer und Feste, für den reinen Wandel, welcher Leben und Heil in dieser wie in jener Welt gewährt, gewiß sehr frühzeitig aufgezeichnet worden. Allmählich erweitert und fortgebildet erwuchsen diese Aufzeichnungen zu einem Kanon der Liturgie, zu einem priesterlichen Codex des religiösen wie des sittlichen Gesetzes, zur umfassenden Summe der gesammten priesterlichen Weisheit. Wir erfahren durch die Griechen, daß die ägyptischen Priester 42 heilige Bücher besaßen. Sie waren ihnen eine Offenbarung der Götter; der Gott Thoth, der Schreiber des Himmels hatte dieselben selbst aufgezeichnet, wie er auch das bürgerliche Gesetzbuch, die Vorschriften über das Mein und Dein und die Strafen aufgezeichnet und dem Menes übergeben hatte. Das bürgerliche Gesetz hatte seine Grundlage in den Vorschriften und Satzungen der Religion: aus diesen konnte jenes erst hervorgehen und die acht Bücher des bürgerlichen Gesetzes bildeten vielleicht einen Theil des heiligen Gesetzes, einen Theil der Bücher der Priester. Von diesen 42 Büchern waren zehn die des Oberpriesters. Sie enthielten die Lehre von den Göttern und von den Gesetzen, die gesammte Unterweisung der Priester; zehn andere waren die des Tempelschreibers. Von diesen enthielt das erste die Regeln der heiligen Schreibkunst, das zweite die Geographie und Kosmogonie, das dritte und vierte die Ordnung der Sonne, des Mondes und der fünf Wandelsterne, das fünfte und sechste die Beschreibung Aegyptens und des Nils, das siebente, achte, neunte und zehnte die Lehre von den Maßen und Gewichten, die Aufzeichnung des Tempelgeräths und der Tempelgrundstücke. Wiederum zehn Bücher waren die des Stolisten. Diese lehrten das Ritual und die Liturgie, den gesammten Gottesdienst der Aegypter, die Darbringung der Opfer und Erstlinge, Gesänge und Gebete sammt der Begehung der Feste und anderes der Art, endlich die Disciplin, sowie die Stempelung der geprüften und rein befundenen Opferthiere. Die beiden Bücher des Sängers enthielten die Hymnen und die Betrachtung des dem Könige ziemenden Lebens; die vier Bücher des Sterndeuters schlossen den engeren Kreis der heiligen Schriften. Von diesen lehrte das erste die Ordnung der Fixsterne, das zweite und dritte das Zusammentreffen der Sonnen- und Mondbahn, das vierte die Aufgänge der Gestirne. Außer diesen heiligen Büchern besaßen die Pastophoren noch sechs Bücher, welche die Grundsätze und Verrichtungen der Arzneikunde lehrten; auch die Heilkunde, d. h. die Erhaltung des Lebens gehörte den Priestern. Die Arzneikunde der Aegypter wird bereits in den homerischen Gedichten gepriesen. Herodot versichert, daß in Aegypten jede Krankheit ihren besonderen Arzt gehabt, und Diodor berichtet, daß die Heilkunst streng nach dem geschriebenen Gesetz ausgeübt worden sei, d. h. eben nach diesen sechs heiligen Büchern. Aegyptische Aerzte waren im alten Oriente gesucht, bis der Ruf der griechischen etwa seit dem Jahre 500 v. Chr. die ägyptische Heilkunst verdrängte.

Es kann nicht auffallen, daß in einem Lande, welches so großes

Gewicht darauf legte, jedes Begebniß festzuhalten, Alles zu zählen, aufzuzeichnen und zu Buche zu bringen, neben dem Ritual und der Liturgie auch frühzeitig die Namen der Herrscher, die Jahre ihrer Regierungen aufgezeichnet wurden.

Gesang und Musik müssen bei den Aegyptern in alter Uebung gestanden haben. Es gab Sängerfamilien an allen Tempeln und die heiligen Bücher des Sängers werden alte und neuere Anrufungen und Loblieder der Götter enthalten haben. Die Monumente zeigen uns den Gebrauch der Harfen beim Cultus und zahlreiche andere Instrumente. Den Werth der Poesie der Aegypter genauer festzustellen, reicht das Material noch nicht aus. Die Inschriften der Könige des alten Reiches zeigen eine größere Einfachheit und Gedrungenheit der Diction, als die des neuen Reiches, die sich in endlosen prunkvollen und meist leeren Verherrlichungen der Macht der Könige gefallen. Aber einzelne Stellen derselben, welche sich von der Erzählung zur Schilderung erheben, das Gedicht Pentaur's zum Preise Ramses II., die Anrufungen des Todtenbuches, geben vollgültigen Beweis, daß es den Aegyptern nicht an Anschauungen von Größe und Kraft, nicht an charakteristischen Bildern, nicht an Schwung der Phantasie fehlte, wenn diese Ueberreste uns auch zugleich zeigen, daß die Poesie der Aegypter sich so wenig wie die fast aller Völker des Orients von Schwulst, von sinnloser Uebertreibung, von unablässigen Wiederholungen freigehalten hat. Die Monumente geben uns Andeutungen von kurzen Volksliedern und zeigen uns, daß die Aegypter Musik und Gesang frühzeitig auch zu geselliger Unterhaltung verwerthet haben.

Mehr als andere Völker waren die Aegypter auf die Beobachtung des Himmels hingewiesen, dessen Constellationen ihnen das Nahen der Ueberschwemmung, den höchsten Stand und die Wiederabnahme derselben verkündeten. Außerdem war die Religion selbst zum großen Theil Sonnendienst; und wenn man den Einfluß der Gestirne auf das Land in dem Steigen und Fallen des Wassers, in der Zu- und Abnahme der Hitze u. s. w. deutlich wahrnahm, so konnte es nicht fehlen, daß man den Sternbildern, den Bewegungen der Himmelskörper ähnliche Einflüsse auf das Leben und Gedeihen, auf Glück und Unglück der Menschen zuschrieb; eine Auffassung, welche dann wieder auf die emsige und genaue Beobachtung des Himmels zurückwirken mußte. „Wenn irgendwo", sagt Diodor, „so werden bei den Aegyptern genaue Beobachtungen der Stellung und der Bewegungen der Gestirne gemacht. Die Aufzeichnungen über jede derselben bewahren sie seit einer unglaublichen Reihe von Jahren; auch die Umläufe und Stationen der Planeten haben sie genau beobachtet, und die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes wissen sie bestimmt vorherzusagen." Astronomische Darstellungen sind auf den Denkmalen nicht selten. Doch kann die Sternkunde der Priester Aegyptens der der Babylonier nicht gleich gestellt werden. Darstellungen des Thierkreises finden sich erst in der Zeit der Ptolemäer auf den Denkmalen und Ptolemäos — selbst ein Aegypter — hat uns wohl Beobachtungen der Chaldäer, aber keine seiner eigenen Landsleute aufbehalten. Der größere Theil der Beschäftigung, welche die Priester Aegyptens dem Sternenhimmel zuwendeten, gehörte nicht der Astronomie, sondern der Astrologie.

Auch an den Leistungen der ägyptischen Kunst gehört den Priestern ein hervorragender Antheil. Die Bauten der Tempel, die Gräber konnten nur nach ihren Entwürfen hergestellt werden, da es hierbei wesentlich auf heilige Dinge, auf heilige Maße und Zahlen ankam, und wie die Baukunst standen Skulptur und Malerei zunächst im Dienste der Religion. Dem Charakter des Volkes gemäß hat die Baukunst der Aegypter das Feste und Dauerhafte zu ihrem Ziele. Einfach in ihren Grundlinien steigen die Gebäude, wie die Felsketten, welche Aegypten begrenzen, breit und massenhaft empor. Die Pyramiden, die ältesten Denkmale, welche die Erde trägt, zeigen uns bei großer Einfachheit der Form bereits eine bedeutende Virtuosität in der Behandlung und Verbindung mächtiger Steinmassen. Auf diesem Wege fortschreitend hat die Baukunst der Aegypter auch neben reicheren Formen und Ornamenten stets die Strenge und Schlichtheit des Grundrisses festgehalten. Die Skulptur wie die Malerei sind bei den Aegyptern niemals selbständig geworden; sie haben vorzugsweise den Beruf, die Baukunst zu unterstützen, ihr zu helfen, das Bild des Königs, seine Opfer und seine Thaten, dies oder jenes Ereigniß aus seiner Regierung im Fluß der Zeit festzuhalten.

Wie eifrig und geschickt der Anbau des Landes, die Pflege des Weines, der Herden schon vor dem Einfall der Hyksos in Aegypten betrieben wurde, zeigen uns Denkmale aus der Zeit der Sesortosis und Amenemha. Man bestellte den Acker mit dem von Ochsen bewegten Pfluge oder mit der Hacke. Nicht überall war es nothwendig, Furchen zu ziehen. Diodor bemerkt, es sei wunderbar, mit welcher Sorgfalt und Kunst in Aegypten die Thiere von den Hirten abgewartet würden, welche Kenntniß der heilsamen Pflanzen und Nahrung dadurch bei diesen Hirten sei, daß sie ihr Geschäft von den Voreltern mit vielen Erfahrungen und Handgriffen überkommen hätten, und wie durch diese Kenntniß die Fortpflanzung der Thiere ins Unglaubliche befördert werde.

Nach dem Zeugniß der Denkmäler vernachlässigten die Aegypter auch die Jagd nicht.

Von dem Gewerbfleiß der Aegypter geben uns bereits die Denkmale des alten Reichs überraschende Anschauungen. Sie zeigen uns alle Arten des Handwerks in den verschiedenen Stadien der Verrichtungen, sie lehren uns den einfachen Webstuhl kennen, welcher die im Alterthum hochgepriesenen Gewänder von Byssos lieferte, deren dauerhafte Fäden noch heute an der Bekleidung der Mumien untersucht werden können. Die frühzeitige Entwickelung der Technik tritt uns besonders in den Darstellungen der Glasbereitung in den Gräbern von Beni Hassan entgegen, — gläserne Gefäße und Becher werden nicht selten in den Gräbern gefunden, und Strabon bemerkt, daß zur Glasbereitung erforderliche Erde in Aegypten gefunden werde. Der Betrieb der Kupferminen in den Bergen der Sinai-Halbinsel geht noch ansehnlich über die Zeit der Gräber von Beni-Hassan hinaus: sie waren bereits zur Zeit des Cheops eröffnet.

Die Häuser der Begüterten — nach den Darstellungen der Monumente im Gegensatz zu den Palästen und Tempeln in leichtem und zierlichem Stil erbaut — hatten mehrere Stockwerke und waren mit den noch heute im Orient gebräuchlichen Gallerien und Terrassen versehen.

Bei den Landhäusern gab es schattige Gänge von genau in Reihen gepflanzten Bäumen und abgezirkelte Blumenbeete, zierliche Pavillons und Wasserbecken. Während das Volk nur ein linnenes Hemd trug und einen wollenen Mantel darüber, die Handarbeiter und die untersten Klassen nur einen Schurz um den Leib, war die Kleidung der Vornehmen gewählt und zierlich. Die Frauen, welche in Aegypten eine freiere Stellung einnahmen, trugen vielfachen Schmuck: Halsketten, Ohrgehänge, Armbänder; Ringe der mannigfachsten Form zierten fast jeden Finger. Ihr Haar ließen sie künstlich ordnen, sie badeten häufig und machten einen ausgedehnten Gebrauch von Salben. Man lebte gesellig im alten Aegypten. In den Gräbern von Beni-Hassan sehen wir Männer, welche sich im Palankin in Gesellschaft tragen lassen, in den Gräbern am Rameseion fahren sie im Wagen dahin. Geschmückte Männer und Frauen verkehren dann im Saale miteinander, hellfarbige und schwarze Sklaven, zum Theil zierlich gekleidet, reichen ihnen Blumenkränze und Schalen. Der Tisch ist gedeckt. Brot, Feigen und Trauben in Körbchen, der Wein in Glasflaschen, Gemüse und anderes Geflügel ist aufgesetzt. Die festen Speisen werden mit den Händen, die flüssigen mit Löffeln gegessen. Bei diesen Mahlzeiten scheinen die Aegypter nicht eben mäßig gewesen zu sein. Nach Herodot's Erzählung wurde bei den Gastmahlen ein kleines hölzernes Mumienbild herumgereicht mit der Aufforderung: „Schau diesen an und sei lustig und trinke; wenn du todt bist, wirst du wie dieser sein!“ Diese Ermahnung muß Früchte getragen haben. Auf Bildern der Denkmale geben nicht blos Männer, sondern auch Frauen das Uebermaß der genossenen Speisen wieder von sich, andere müssen von ihrer Dienerschaft nach Hause gebracht werden, wie denn auch Unmäßigkeit und Trunksucht unter den zweiundvierzig Hauptsünden der Aegypter aufgeführt werden. Während des Essens ließen sich Tänzer sehen und Musikbanden von Männern und Frauen auf Harfen, Guitarren und Flöten hören, in deren Klänge sich die Töne des Tamburins mischten; auch sang wohl ein Chor zur Harfe. Doch musicirt und tanzt die Gesellschaft auch selbst. Das Ballspiel und das Fingerspiel wurden schon im alten Reiche geübt, und unter den Unterhaltungen des neuen Reiches finden wir auch das Brettspiel. Männer und Weiber, welche Verrenkungen des Körpers und Kraftstücke zur Schau stellen, zeigen die Monumente häufig. Auch Scheingefechte der Schiffer mit langen Stangen sehen wir abhalten und Uebungen im Ringen standen in ausgedehntem Gebrauch.

Aegypten war auch, obgleich seine Bewohner auf die „unreinen und verkehrten“ Völker außerhalb ihres Landes vornehm herabsahen und nicht in die Fremde gingen, der Mittelpunkt eines bedeutenden Handelsverkehrs. Es brauchte Holz zum Hausbau wie zum Schiffsbau, Erze, Elfenbein, Sklaven, Weihrauch. Arabische Karawanen führten schon in alter Zeit Gewürze und Balsam, die Producte der Südküste Arabiens, nebst Sklaven nach Aegypten. Die Wanderstämme Lybiens, Syriens, Arabiens brauchten Korn, Waffen, Geräthe und Werkzeuge, die sie in Aegypten kaufen konnten. Sehr lebhaft war unzweifelhaft der Verkehr, den die Phönizier mit Aegypten trieben. Sie führten Holz aus den Wäldern des Libanon, Wein, Oel, Sklaven, Bernstein und Zinn ein und tauschten dafür Fabrikate Aegyptens

ein: nicht nur Kram- und Glaswaaren, Medicamente, welche Aegypten in großer Menge herstellte, und Fische, sondern auch ägyptische Gewebe, Leinwand und aus der Papyrosstaude bereitete Stoffe. Wenn die Griechen Gewebe aus feiner Leinwand Sindones nennen, wenn sie die Stoffe aus der Papyrosstaude „byblische" nennen, d. h. dieselben nach der Stadt Byblos bezeichnen, so beweist dies, daß die Griechen diese ägyptischen Waaren zuerst durch die Phönizier, die letzteren insbesondere durch Schiffe der Stadt Byblos kennen gelernt und erhalten haben.

So war das Land der Wunder, das alte Aegypten, dessen reich entwickelte Cultur an den Pforten des geschichtlichen Lebens liegt.

Es bleibt neben der starren Vorschrift und dem Willen des gottgleichen Herrschers Raum für das lebhafte Treiben einer Industrie, welche der des modernen Europas nicht viel nachgestanden haben wird, für einen nicht blos geselligen, sondern auch üppigen und schwelgerischen Lebensgenuß in der Weise des Orients.

Das Streben der Aegypter, sich selbst und ihre Thaten zu erhalten und ihren Namen „leben zu machen" im Munde der Nachwelt, ist nicht erfolglos gewesen. Was das griechische und römische Alterthum von ihrer Geschichte kannte, waren Traditionen, die sich an die großen Denkmale knüpften. Unserer Forschung ist das ägyptische Volk wirklich aus seinen Gräbern erstanden; die Pyramiden erzählen uns die Geschichte des alten, und die Paläste und Tempel von Theben die des neuen Reiches.

§ 19.

Herodot's Bericht über ägyptisches Leben.

(Geschichten, Buch II.)

Kap. 35. Ich komme jetzt dazu, noch weitläufig von Aegypten zu reden, weil es viel mehr Wunder enthält als jedes andere Land, und, mit jedem Land verglichen, außerordentliche Werke zeigt. Deswegen soll ein Mehreres davon gesagt werden. Die Aegypter haben außerdem, daß bei ihnen der Himmel eigenthümlich ist, und ihr Fluß eine von den übrigen Flüssen verschiedenartige Natur zeigt, meist auch in Sitten und Bräuchen das Umgekehrte als wie die übrigen Menschen eingeführt. Da gehen die Weiber auf den Markt und handeln, die Männer dagegen halten sich in den Häusern und weben. Nun weben sonst alle so, daß sie den Einschlag oben einstoßen, die Aegypter aber unten. Die Lasten tragen die Männer auf dem Kopfe und die Weiber auf den Schultern. Priesterdienst übt kein Weib, weder bei männlichen noch bei weiblichen Gottheiten, sondern bei beiden durchaus Männer. Zur Erhaltung der Eltern haben die Söhne keine Verbindlichkeit, wenn sie nicht wollen, die Töchter aber volle Verbindlichkeit, auch wenn sie nicht wollen.

36. Die Priester der Götter pflegen anderswo ihr Haar, in Aegypten aber scheeren sie sich. Bei den andern Menschen ist es Brauch, daß in der Trauer die nächsten Angehörigen ihr Haupt scheeren, die Aegypter aber lassen bei Todesfällen die Haare auf dem Haupte und am Barte wachsen, während sie sonst geschoren sind. Die anderen Menschen haben ein von den Thieren abgesondertes Leben, die Aegypter leben mit den

Thieren zusammen. Die Andern nähren sich von Weizen und Gerste, aber für einen Aegypter sind diese Nahrungsmittel die größte Schande; dagegen machen sie ihre Speise von Dinkel, den man sonst auch Spelt nennt. Den Teig kneten sie mit den Füßen, den Lehm mit den Händen. Kleider haben die Männer immer zwei, die Weiber immer ein einziges. Die Segelringe und Taue binden die Andern auswendig an, die Aegypter aber inwendig. Das Schreiben und das Rechnen geht bei den Hellenen von der linken nach der rechten Seite, bei den Aegyptern aber von der rechten nach der linken, und dabei behaupten sie noch, bei ihnen geschehe es nach der rechten, bei den Hellenen aber nach der linken. Auch haben sie zweierlei Schrift, wovon die eine die heilige, die andere die gemeine (demotische) heißt.

37. Bei ihrer Gottesfurcht, worin sie alle Menschen weit überbieten, haben sie folgende Bräuche. Die ehernen Becher, woraus sie trinken, spülen sie jeden Tag, nicht blos der oder jener, sondern alle. Sie tragen Kleider von Linnen, die immer frisch gewaschen sind; worauf sie besonderen Fleiß verwenden. Die Kleidung, welche die Priester tragen, ist nur von Linnen, die Schuhe nur von Byblos; und eine andere Kleidung ist ihnen nicht erlaubt zu nehmen, auch nicht andere Schuhe. Dieselben baden zweimal jeden Tag kalt und zweimal jegliche Nacht. Und noch sonst vollziehen sie fast zahllose heilige Gebräuche. Doch erfahren sie auch nicht wenig Gutes. Von ihrem Eigenthume nämlich verbrauchen sie nichts und geben nichts aus, sondern erhalten sowohl ihr heiliges Gebäck, als Rindfleisch und Gänsefleisch für jeden in großer Menge jeden Tag, und es wird ihnen auch Rebenwein gereicht. Aber Fische zu genießen ist ihnen nicht erlaubt. Bohnen pflanzt man gar nicht in Aegyptenland, und wenn sie von selbst wachsen, ißt man sie nicht so, noch speist man dieselben gekocht. Die Priester ertragen nicht einmal ihren Anblick, aus dem Glauben, diese Hülsenfrucht sei unrein. Den Priesterdienst übt aber bei jedem Gotte nicht nur einer, sondern viele, deren einer Oberpriester ist; und so oft er stirbt, tritt dessen Sohn an seine Stelle.

77. Bei den Aegyptern selbst sind diejenigen, welche im Saatland wohnen, wiefern sie unter allen Menschen am meisten die Erinnerung pflegen, bei weitem die größten Geschichtskundigen, die ich kennen gelernt habe. Folgendes aber ist ihre gebräuchliche Lebensweise. Sie führen in jedem Monat drei Tage hinter einander ab, indem sie mit Brechmitteln und Klystieren auf die Gesundheit hinarbeiten, in dem Glauben, von den gewöhnlichen Nahrungsmitteln entständen alle Krankheiten des Menschen. Nun sind aber an sich schon die Aegypter nach den Lybiern die gesundesten unter allen Menschen, was, wie ich meine, an den Jahreszeiten liegt, weil die Jahreszeiten sich nicht verändern. Denn beim Wechsel überhaupt entstehen besonders die Krankheiten der Menschen, darunter besonders bei dem der Jahreszeiten. Sie essen Brot, welches sie aus Dinkel machen und welches sie Kyllestis nennen. Sie brauchen eine Art geistiges Getränk, das sie aus Gerste machen; denn es gibt keine Weinstöcke in ihrem Lande. Von den Fischen dörren sie die einen an der Sonne und genießen sie roh, die andern salzen sie ein in Salzwasser. Von den Vögeln ge-

nießen sie die Wachteln, die Enten und kleinen Vögel roh, nachdem sie dieselben vorher eingesalzt haben. Die übrigen Vögel und Fische, die es bei ihnen gibt, mit Ausnahme derer, welche ihnen für heilig gelten, genießen sie gebraten und gekocht.

78. In ihren Gesellschaften bei den Reichen trägt einer nach dem Essen immer einen Todten im Sarge herum, der aus Holz verfertigt und in Malerei und Arbeit so gut wie möglich naturgetreu nachgeahmt ist, im Ganzen eine oder zwei Ellen groß; zeigt ihn dann einem jeden Gast und sagt: „Sieh' auf diesen, und so trink und sei fröhlich, denn ein solcher wirst du bei deinem Tode sein." Dies thun sie bei Trinkgelagen.

79. Sie halten sich an die Bräuche ihrer Väter, ohne jemals fremde dazu aufzunehmen. Unter anderen merkwürdigen Bräuchen haben sie auch ein Lied, denselben Linos, der in Phönizien gefunden wird, in Kypros und anderen Orten, und wiewohl er bei verschiedenen Völkern verschiedene Namen hat, doch gerade der nämliche ist, den die Hellenen unter dem Namen Linos singen. Daher mich denn, wie so vieles Andere in Aegypten, besonders das Wunder nimmt, woher sie den Linos haben; aber sie singen ihn offenbar jederzeit. Auf ägyptisch heißt aber der Linos Maneros. Von ihm behaupten die Aegypter, daß er des ersten Königs von Aegypten einziger Sohn gewesen, und nach seinem frühzeitigen Tode mit diesen Klageliedern von den Aegyptern geehrt worden, auch dieser ihr erster und einziger Sang gewesen sei. [1])

80. Auch darin treffen die Aegypter mit den Lacedämoniern allein unter den Hellenen zusammen. Wenn die Jüngeren unter ihnen den Aelteren begegnen, gehen sie ihnen aus dem Wege und weichen; stehen auch vor ihnen, wenn sie herankommen, vom Sitze auf. Jedoch darin treffen sie mit gar keinen der anderen Hellenen zusammen, daß sie, anstatt einander zu begrüßen auf der Straße, ihre Huldigung bezeugen, indem sie die Hand bis zum Knie herabsenken.

82. Weiter ist noch Folgendes Erfindung der Aegypter: welchem Gott jeder Monat und Tag heilig ist; welches Schicksal jemand nach dem Tage seiner Geburt erfahren, wie er endigen und was er sein wird. Dessen haben sich auch die Hellenen, welche in der Dichtkunst aufgetreten sind, bedient. Dazu haben sie mehr Zeichen aufgefunden, als die übrigen Menschen zusammen. Wenn nämlich ein Zeichen gesehen ist, merken sie den Ausgang schriftlich an; und wo nun hernach etwas dem Aehnliches geschieht, glauben sie, es werde ebenso ausgehen.

83. Mit der Weissagekunst aber steht es bei ihnen so: Von den Menschen steht diese Kunst keinem zu, von den Göttern einigen. So gibt es daselbst ein Orakel des Herakles, des Apollon, der Athene, der

[1]) Das Linoslied ist ursprünglich ein phönizisches Klagelied um den getödteten Adonis, welches seinen Namen von den Worten ai lenu = wehe uns! hat. Dies phönizische Trauerlied wurde in Aegypten auf Osiris und Isis übertragen. Maneros ist der in der Klage um Osiris wiederkehrende Refrain maâne-hra = komm nach Hause. Brugsch, Die Adonisklage und das Linoslied. Berlin 1852.

Artemis, des Ares, des Zeus; und am höchsten hielten sie in Ehren unter allen Orakeln das der Leto in der Stadt Buto. Indessen die Weissagungen sind bei ihnen nicht auf eine Art bestellt, sondern verschieden.

84. Die Heilkunst ferner haben sie folgendermaßen eingetheilt. Jeder Arzt ist für eine Krankheit und nicht für mehrere; da ist nun alles voll von Aerzten. Nämlich die einen Aerzte sind für die Augen da, andere für den Kopf, andere für die Zähne, andere für die Krankheiten des Unterleibes, andere für die unsichtbaren.

123. Fürsten der Unterwelt, sagen die Aegypter, sind Demeter und Dionysos. Nun sind die Aegypter die ersten, welche die Meinung ausgesprochen haben, daß die menschliche Seele unsterblich ist, und wenn der Körper verwest, immer in ein anderes eben zum Leben kommendes Geschöpf hineingeht; wenn sie nun in allen Land-, Meer- und Himmelsthieren herumgewandelt sei, so gehe sie wieder in einen zum Leben kommenden Menschen ein, und diese Umwanderung mache sie in dreitausend Jahren. Diese Meinung haben unter den Hellenen etliche angenommen, die einen früher, die anderen später, als wäre sie ihnen eigen. Ich weiß die Namen, schreibe sie aber nicht auf. [1])

164. Die Aegypter haben sieben Geschlechter (Kasten), die Priester und Krieger genannt sind, weiter Rinderhirten, Schweinehirten, Gewerbsleute, Dolmetscher und Steuermänner. So viel Geschlechter haben die Aegypter und ihre Namen kommen von ihren Geschäften. Ihre Krieger heißen Kalasirier und Hermotybier, und sind aus folgenden Kreisen: denn ganz Aegypten ist in Kreise abgetheilt.

165. Die Kreise der Hermotybier sind: der von Busiris, von Sais, von Chemmis, die sogenannte Insel Prosopitis und halb Natho. — Aus diesen Kreisen sind die Hermotybier, welche, wenn sie aufs Höchste kommen, hunderttundsechzigtausend Mann machen. Von diesen versteht keiner ein Handwerk, sondern sie sind nur dem Kriegswesen gewidmet.

166. Die Kreise aber der Kalasirier sind: der von Theben, von Bubastis, Aphthis, Tanis, Mendes, Sebennys, Athribis, Pharbäthis, von Thmuis, von Onuphis, von Anysis und von Myekphoris, welcher Kreis auf einer Insel liegt, gegenüber der Stadt Bubastis. Das sind die Kreise der Kalasirier, welche, wenn sie aufs Höchste kommen, zweihundertundfünfzigtausend Mann machen. Auch sie dürfen ebensowenig ein Gewerbe ausüben, sondern üben einzig das Kriegsgeschäft aus, das vom Vater auf den Sohn übergeht.

167. Nun kann ich aber nicht mit Bestimmtheit entscheiden, ob die Hellenen auch das von den Aegyptern angenommen haben, indem ich's auch bei den Thraziern, Scythen, Persern und Lydiern und fast bei allen Barbaren sehe, daß die gewerbtreibenden Bürger, sammt ihren Nachkommen, für minder ehrenwerth als die Andern gehalten werden, diejenigen aber, welche sich mit keinem Handwerk befassen, für edel gelten, und vornehmlich die, welche sich dem Kriege widmen. Angenommen ist

[1]) Pythagoras z. B.

es einmal von allen Hellenen, besonders von den Lacedämoniern. Am wenigsten werden die Handwerker noch bei den Korinthern mißachtet.

168. Jene hatten auch ein besonderes Ehrentheil unter den Aegyptern, mit Ausnahme der Priester, nämlich jeder zwölf auserlesene Felder steuerfrei. Das Feld hat aber allseits hundert Ellen in Aegypten und die ägyptische Elle ist gerade der samischen gleich. Das hatten sie insgesammt als besondern Theil; folgendes aber genossen sie abwechslungsweise, und nie wieder dieselben. Je tausend Kalasirier des Jahres und ebensoviel Hermotybier dienten als Leibwache des Königs, und diese bekamen dann außer ihren Feldern noch Folgendes Tag für Tag gereicht: an Gebäck jeder fünf Minen im Gewicht, an Rindfleisch zwei Minen, an Wein vier Arysteren. Das ward der jedesmaligen Leibwache gereicht.

§ 20.

Die Erziehung bei den Aegyptern.

(Diodor von Sicilien, Historische Bibliothek. Buch 1, 80—81.)

Diodor war, wie er selbst erzählt, in Agyrium (jetzt S. Filippo d'Argirone) in Sicilien geboren und lebte zur Zeit des Julius Cäsar und Augustus. Mit seiner historischen Bibliothek oder Universalgeschichte, in der er die in verschiedenen Schriften zerstreuten Nachrichten aus der Geschichte der Völker sammelte, beschäftigte er sich 30 Jahre lang, und er bereiste dazu einen großen Theil von Asien und Europa, um die wichtigsten Gegenden aus eigener Ansicht kennen zu lernen. Längere Zeit hielt er sich in Rom auf, dessen Sprache er im Verkehr mit den Römern in Sicilien gelernt hatte und wo er sich die meisten Hülfsmittel zu seinem Zwecke verschaffen konnte. Seine historische Bibliothek besteht aus 40 Büchern, und er wählt besonders das aus, was Einfluß auf die Bildung des sittlichen Charakters hat, so daß seine Darstellung oft weitschweifig wird, weil er besonders den Zweck der Belehrung im Auge hat. Er hat die besten Quellen benutzt und vermeidet es, unsichere Berichte als glaubwürdige Geschichte hinzustellen. Erhalten sind von seiner Geschichte nur 15 Bücher, nämlich Buch 1 bis 5 und 11 bis 20, von den andern sind nur Bruchstücke vorhanden.

In Aegypten nimmt der Priester nur eine Frau, jeder andere aber so viel er will. Die Eltern sind verpflichtet, ihre Kinder alle aufzuziehen, nach dem Grundsatze, daß eine zahlreiche Bevölkerung zum Gedeihen des Landes und der Städte am meisten beitrage. Kein Kind gilt für unehelich, auch nicht wenn es von einer gekauften Sclavin geboren ist. Ueberhaupt sind die Aegypter der Meinung, der Vater allein gebe dem Kinde das Leben, die Mutter aber blos Nahrung und Herberge. So nennen sie auch, dem Sprachgebrauch der Griechen zuwider, männliche Bäume die fruchttragenden, weibliche aber die, welche keine Frucht bringen. Es ist ganz unglaublich, wie wenig Mühe und Kosten die Erziehung ihrer Kinder ihnen verursacht. Sie kochen ihnen die nächste beste, einfache Speise; auch geben sie ihnen von der Papyrusstaude den unteren Theil zu essen, soweit man ihn im Feuer rösten kann, und die Wurzeln und Stengel der Sumpfgewächse, theils roh, theils gesotten, theils gebraten. Die meisten Kinder gehen ohne Schuhe und unbekleidet, da die Luft so mild ist. Daher kostet ein Kind seinen Eltern, bis es

erwachsen ist, im Ganzen nicht über zwanzig Drachmen.[1]) Hieraus ist es hauptsächlich zu erklären, daß in Aegypten die Bevölkerung so zahlreich ist, und darum so viele große Werke angelegt werden konnten.

Die Priester lehren ihre Söhne zweierlei Schriftzüge, die, welche man die heiligen (hieratischen) nennt, und die, welche man gewöhnliche (die demotischen) nennt. Mit der Geometrie und Arithmetik beschäftigen sie sich eifrig. Denn die vielfachen Veränderungen, welche die jährliche Ueberschwemmung auf den Feldern verursacht, geben häufigen Anlaß zu allerlei Grenzstreitigkeiten zwischen den Nachbarn. Darüber kann man nun nicht leicht sicher entscheiden, wenn nicht ein geschickter Feldmesser den wahren Stand der Sache untersucht. Die Arithmetik dient den Aegyptern in Haushaltungs-Angelegenheiten, auch bei den Lehrsätzen der Geometrie. Ueberdies ist sie auch denen sehr nützlich, welche die Sternenkunde treiben. Denn wenn je unter einem Volke die Stellungen und Bewegungen der Gestirne genau beobachtet worden sind, so ist es bei den Aegyptern geschehen. Sie haben noch Verzeichnisse aller einzelnen Beobachtungen seit einer unglaublich langen Reihe von Jahren, weil man bei ihnen von alten Zeiten her großen Fleiß darauf gewendet hat. Die Bewegungen, Umlaufszeiten und Stillstandspunkte der Planeten, auch den Einfluß eines jeden auf die Entstehung lebendiger Wesen und alle ihre heilsamen und schädlichen Wirkungen haben sie sehr sorgfältig bemerkt. Oft sagen sie den Leuten ihre künftigen Schicksale ganz richtig voraus; manchmal kündigen sie auch Mißwachs oder im Gegentheil fruchtbare Zeiten an, ferner Seuchen unter Menschen oder Vieh; Erdbeben, Ueberschwemmungen, Kometen-Erscheinungen und sonst allerlei, was man nach der gewöhnlichen Meinung unmöglich wissen kann, sehen sie aus den seit langer Zeit angestellten Beobachtungen voraus. Den ägyptischen Priestern, sagt man, verdanken auch die Chaldäer in Babylon ihre gerühmten Kenntnisse in der Astrologie; denn aus Aegypten seien sie dahin gewandert. Unter dem ganzen übrigen Volke der Aegypter lernt von Kindheit auf jeder nur die Berufsgeschäfte seines Standes von dem Vater oder einem Verwandten. Mit Wissenschaften geben sie sich wenig ab und zwar nicht jedermann, sondern hauptsächlich die, welche ein Handwerk treiben. Die Fechtkunst und Musik zu lernen, ist bei ihnen nicht gebräuchlich. Denn sie glauben, durch die täglichen Uebungen in der Fechtschule gewinnen die Jünglinge statt einer dauernden Gesundheit nur Stärke auf kurze Zeit, die sehr gefährlich werden könne, die Tonkunst aber sei nicht blos unnütz, sondern für Männer sogar schädlich, weil sie zu weichherzig mache.[2])

---

[1]) 15 Mark.

[2]) Gegen dies Urtheil bezeugt Plato über die Gesetze (Buch 2, S. 656), daß man die jungen Männer an schöne Tanzbewegungen und schöne Tanzweisen gewöhnte. Er bezeugt aber auch, daß ein allgemeines Gesetz diese Tänze und Musikweisen unabänderlich bestimmte, so daß weder den Malern noch allen sonstigen Darstellern von Gestalten es gestattet war, weder in der bildenden noch in der gesammten musischen Kunst Neuerungen zu machen oder irgend etwas von den hergebrachten vaterländischen Sitten Abweichendes zu erfinden, und er zeigt dadurch, daß auch in Aegypten, wie im ganzen Orient das allgemeine Gesetz es verhinderte, daß

E. Griechenland.

§ 21.

Homer.

Die ältere Heroenzeit, in der uns der starke Götterjohn Herakles als Ideal entgegentritt, lassen wir unberücksichtigt, geben aber nach der Erzählung in den Memorabilien des Sokrates von Xenophon die Darstellung des Prodikus von Herakles am Scheidewege, und beginnen hier mit der jüngeren Heroenzeit, welche uns in den Helden des trojanischen Krieges, wie sie uns Homer schildert, lebendig auch in dem Bildungsideale vor die Augen sich stellt. Aus den homerischen Heldengedichten lernen wir die beiden alten Bestandtheile der griechischen Jugendbildung, die Gymnastik und Musik, kennen. Darum geben wir zur Veranschaulichung dieser älteren Zeit aus den homerischen Heldengedichten aus der Ilias, welche die Kämpfe um Troja schildert, und aus der Odyssee, welche die Irrfahrten des Odysseus auf seiner Heimkehr erzählt, einige Stellen, welche theils kurze Lebensregeln, theils Ansichten über Kindererziehung, theils Urtheile über die Vollkommenheit der Männer und Frauen, theils Darstellungen solcher Vorgänge enthalten, in welchen die Bestandtheile der altgriechischen Erziehung sich kenntlich machen.

a. Homer's Ilias.

(Nach der Uebersetzung von Joh. Heinr. Voß.)

Wer dem Gebot der Götter gehorcht, den hören sie wieder.
(Achilles, Il. 1, 218.)

War ich ein Jüngling vordem, so naht mir jetzo das Alter.
Aber auch so begleit' ich die Reisigen noch, und ermahne
Andre mit Rath und Worten; denn das ist die Ehre der Alten.
Speere geziemt zu werfen den Jüngeren, welche der Jahre
Weniger zählen denn ich, und noch vertrauen der Stärke!
(Nestor, Il. 4, 321—325.)

Aber Hippolochos Sohn bin ich, ihn rühm' ich als Vater.
Dieser sandte in Troja mich her, und ermahnte mich sorgsam,
Immer der erste zu sein und vorzustreben vor andern:
Daß ich der Väter Geschlecht nicht schändete, welches die ersten
Männer in Ephyre zeugt' und im weiten Lykierlande.
Sieh', aus solchem Geschlecht und Blute dir rühm' ich mich jetzo.
(Glaukos, Il. 6, 206—211.)

das individuell Menschliche sich entfaltete. Diese freie Entwickelung der Individualität tritt uns erst im Abendlande, besonders in Griechenland, begünstigt durch die Natur des Landes, entgegen. Treffend hat darum Hegel als das sprechendste Symbol des ägyptischen Geistes das Bild der Sphinx bezeichnet, in welchem das menschliche Haupt aus einem Thierleibe, der dem allgemeinen Gesetz unbedingt unterworfen ist, und von dem sich die menschliche Individualität noch nicht losgelöst hat, hervorwächst. „Die ägyptische Sphinx ist, nach einem bedeutungsvollen, bewunderungswürdigen Mythus, von einem Griechen getödtet und das Räthsel so gelöst worden: der Inhalt sei der Mensch, der freie sich wissende Geist."

Ein jeder, dem gut und bieder das Herz ist,
Liebt sein Weib, und pflegt sie mit Zärtlichkeit: so wie ich selbst auch
Jene von Herzen geliebt, wiewohl mein Speer sie erbeutet.
(Achilles, Il. 9, 341—343.)

Darum sendet' er mich, um getreu zu lehren das Alles:
Wohlberedt in Worten zu sein und rüstig in Thaten.
(Phönix, Il. 9, 442—443.)

Und viel ermahnten die Väter.
Peleus, der greisende Held, ermahnete seinen Achilleus,
Immer der erste zu sein und vorzustreben vor andern.
Dich ermahnete also Menötios, Sprössling des Aktor:
Lieber Sohn, an Geburt ist zwar erhabner Achilleus,
Aelter dafür bist du; doch ihm ward größere Stärke:
Aber du hilf ihm treulich mit Rath und kluger Erinn'rung,
Und sei Lenker dem Freund; er folgt dir gerne zum Guten.
(Nestor, Il. 11, 781—788.)

Wohl sind mir ja Kämpfe bekannt und Schlachten der Männer.
Rechtshin weiß ich zu wenden und links zu wenden den Stierschild,
Dürrer Last, um stets unermüdeter Stärke zu kämpfen;
Weiß zu Fuß ihn zu tanzen, den Tanz des schrecklichen Ares,
Weiß auch rasch im Getümmel die hurtigen Rosse zu lenken!
(Hektor, Il. 7, 237—241.)

Ilias, 6, V. 359—496.

Hektor hat die Schlacht verlassen, um die Frauen zu einem Opfer für Athene zu ermahnen und den Bruder Paris (Alexander) zum Kampfe anzutreiben. Er hat dessen Wohnung aufgesucht, wo er die Helena findet, die ihn freundlich zum Sitzen nöthigt.

Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
Helena, heiße mich nicht so freundlich sitzen! ich darf nicht.
Denn schon dringt mir das Herz mit Heftigkeit, daß ich den Troern
Helfe, die sehnsuchtsvoll nach mir Abwesenden umschaun.
Aber du muntere diesen mir auf, auch treib' er sich selber;
Daß er noch in den Mauern der Stadt mich wieder erreiche.
Denn ich will in die Wohnung zuvor eingehn, um zu schauen
Mein Gesind', und das liebende Weib, und das stammelnde Söhnlein.
Denn wer weiß, ob ich wieder zurück zu den Meinigen kehre,
Oder mich jetzt durch die Hände der Danaer tilgen die Götter.
Also sprach, und enteilte der helmumflatterte Hektor.
Bald erreicht' er darauf die wohlgebauete Wohnung.
Doch nicht fand er die schöne Andromache dort in der Kammer;
Sondern zugleich mit dem Kind und der Dienerin, schönes Gewandes,
Stand sie annoch auf dem Thurm, und jammerte, seufzend und weinend.
Als nun Hektor daheim nicht fand die untadlige Gattin,
Trat er zur Schwelle hinan, und rief den Mägden des Hauses:

Auf wohlan, ihr Mägde, verkündiget schnell mir die Wahrheit.
Wohin ging die schöne Andromache aus dem Gemache?
Ob sie zu Schwestern des Manns, ob zu stattlichen Frauen der Schwäger,
Ob zu Athene's Haus enteilete, wo auch die andern
Lockigen Troerinnen die schreckliche Göttin versöhnen?
Ihm antwortete drauf die emsige Schaffnerin also:
Hektor, weil du gebeutst, die Wahrheit dir zu verkünden;
Nicht zu Schwestern des Manns, noch zu den stattlichen Frauen der Schwäger,
Noch zu Athene's Haus enteilte sie, wo auch die andern
Lockigen Troerinnen die schreckliche Göttin versöhnen;
Sondern den Thurm erstieg sie von Ilios, weil sie gehöret,
Daß Noth leiden die Troer, und Obmacht sei den Achaiern.
Eben nun ist sie zur Mauer mit hastigem Schritte gewandert,
Einer Verwilderten gleich; und die Wärterin trägt ihr das Knäblein.
Also sprach zu Hektor die Schaffnerin; schnell aus der Wohnung
Eilte den Weg er zurück durch die wohlgebaueten Gassen.
Als er das skäische Thor, die gewaltige Veste durchwandelnd,
Jetzo erreicht', wo hinaus ihn führte der Weg ins Gefilde;
Kam die reiche Gemahlin Andromache eilendes Laufes
Gegen ihn her, des edlen Eëtion blühende Tochter:
Denn Eëtion wohnt' am waldigen Hange des Plakos,
Dort in der plakischen Thebe, Kilikia's Männer beherrschend,
Und er vermählte die Tochter dem erzumschimmerten Hektor.
Diese begegnet' ihm jetzt; die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Brust das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektor's einzigen Sohn, dem schimmernden Sterne vergleichbar.
Hektor nannte den Sohn Skamandrios, aber die andern
Nannten Astyanax ihn, denn allein schirmt' Ilios Hektor.
Siehe, mit Lächeln blickte der Vater still auf das Knäblein;
Aber neben ihn trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand und redete, also beginnend:
Seltsamer Mann, dich tödtet dein Muth noch! und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein des elenden Weibes,
Ach bald Wittwe von dir! denn dich tödten gewiß die Achaier,
Alle mit Macht anstürmend! Allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; denn weiter
Bleibt kein Trost mir übrig, wenn du dein Schicksal erreicht hast,
Gram nur! und nicht mehr hab' ich ja Vater und liebende Mutter!
Siehe, den Vater erschlug mir der göttliche Streiter Achilleus,
Und er verheerte die Stadt, die kilikische Männer bevölkert,
Thebe mit ragendem Thor: den Eëtion selber erschlug er,
Doch nicht nahm er die Waffen, denn grauwoll war der Gedank' ihm;
Nein, er verbrannte den Held mit dem künstlichen Waffengeschmeide,
Hoch dann häuft' er ein Mal; und rings mit Ulmen umpflanzten's
Bergbewohnende Nymphen, des Aegiserschütterers Töchter.
Sieben auch waren der Brüder mir dort in unserer Wohnung;
Und sie wandelten all' am selbigen Tage zum Aïs;

Denn sie all' erlegte der muthige Renner Achilleus,
Bei weißwolligen Schafen und schwerhinwandelnden Rindern.
Meine Mutter, die Fürstin am waldigen Hange des Plakos,
Führet' er zwar hierher mit anderer Beute des Krieges;
Doch befreit' er sie wieder und nahm unendliche Lösung:
Aber im Vaterpalast erlegte sie Artemis Bogen.
Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun, und bleib' allhier auf dem Thurme!
Mache du nicht zur Waise das Kind, und zur Wittwe die Gattin!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel; denn dort ist
Leichter die Stadt zu ersteigen, und frei die Mauer dem Angriff.
Dreimal haben ja dort es versucht die tapfersten Krieger,
Kühn um die Ajas beid' und den hohen Idomeneus strebend,
Auch um des Atreus Söhn' und den starken Held Diomedes:
Ob nun jenen vielleicht ein kundiger Seher geweissagt,
Oder auch selbst ihr Herz aus eigener Regung sie antrieb.
Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor;
Mich auch härmt das Alles, o Trautester, aber ich scheue
Troja's Männer zu sehr, und die saummachschleppenden Weiber,
Wenn, wie ein Feiger, entfernt ich hier ausweiche der Feldschlacht.
Auch verbeut es mein Herz, denn ich lernete, biederes Muthes
Immer zu sein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm, und den meinen!
Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst, und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir so nahe der Troer Leid in der Zukunft,
Nicht der Hekabe selbst, und Priamos auch des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, so viel und so tapfer,
All' in den Staub hinsinken, von feindlichen Händen getödtet:
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumschirmten Achaier
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend;
Wenn du in Argos webst für die Herrscherin, oder auch mühsam
Wasser trägst aus dem Quell Hypereia, oder Messeis,
Sehr unwilliges Muths; doch hart belastet der Zwang dich!
Künftig sagt dann einer, die Thränenvergießende schauend:
Hektor's Weib war diese, des tapfersten Helden im Volke
Rossebezähmender Troer, da Ilios Stadt sie umkämpften!
Also redet man einst; und neu erwacht dir der Kummer,
Solchen Mann zu vermissen, der Abwehr böte der Knechtschaft!
Aber es decke mich Todten der aufgeworfene Hügel,
Ehe von deinem Geschrei ich gehört, und deiner Entführung.
Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme:
Aber zurück an den Busen der schön gegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt vor dem liebenden Vater,
Bange zugleich vor dem Erz und der flatternden Mähne des Busches,
Welchen er fürchterlich sah vom oberen Helme herabwehn.

Lächelnd schaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter,
Schleunig vom Haupte sich nahm er den Helm, der strahlende Hektor,
Legete dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Küßte sein liebliches Kind, und wiegt' es sanft in den Armen;
Laut dann flehet' er also dem Zeus und den anderen Göttern:
Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feindes! Dann freue sich herzlich die Mutter!
Also sprach er, und reicht' in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn; und sie nahm in das duftende Busengewand ihn,
Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann voll inniger Wehmuth
Streichelte sie mit der Hand, und redete, also beginnend:
Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Nie wird gegen Geschick ein Mann mich hinsenden zum Aïs.
Doch dem Verhängniß entrann niemand von den Sterblichen, mein' ich,
Edeler so wie Geringer, nachdem er einmal gezeugt ward.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werk zu sein. Für den Krieg liegt Männern die Sorg' ob,
Allen, mir ja zumeist, die Ilios Veste bewohnen.
Dieses gesagt, erhob er den Helm, der strahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim ging die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt, und herzliche Thränen vergießend.

Ilias, 22, V. 476—515.

Klage der Andromache um Hektor.

Jetzt mit gebrochener Klage vor Troja's Frauen begann sie:
Hektor, o weh mir Armen! zu gleichem Geschick ja geboren
Wurden wir einst: du selber in Priamus Hause zu Troja;
Aber ich zu Thebe, am waldigen Hange des Plakos,
In des Eëtion Burg, der mich erzog, da ich klein war,
Elend ein elendes Kind! Ach hätt' er mich nimmer erzeuget!
Jetzt in Aides Wohnung hinab, zu den Tiefen der Erde
Gehest du; ich hier bleib', in Schmerz und Jammer verlassen,
Eine Wittwe im Haus, und das ganz unmündige Söhnlein,
Welches wir beide gezeugt, wir Elenden! Nimmer, o Hektor,
Wirst du jenem ein Trost, da du todt bist, oder dir jener!
Ueberlebt er auch etwa den traurigen Krieg der Achaier,
Dennoch wird ja beständig ihm Sorg' und Gram in der Zukunft
Droh'n, denn andere werden ihm rings abschmälern das Erbgut.
Siehe, der Tag der Verwaisung beraubt der Gespielen ein Kindlein;
Immer senkt es die Augen, bethränt ist immer das Antlitz.
Darbend umher auch gehet das Kind zu den Freunden des Vaters,
Flecht und faßt bald diesen am Rock, bald jenen am Mantel,

Aber erbarmt sich einer, der reicht ihm ein Schälchen ein wenig,
Daß er die Lippen ihm netz' und nicht den Gaumen ihm netze.
Oft verstößt es vom Schmaus ein Kind noch blühender Eltern,
Das mit Fäusten es schlägt und mit kränkenden Worten es anfährt:
Trolle dich! nicht dein Vater ist ja bei unserem Gastmahl!
Weinend geht von dannen das Kind zur verwittweten Mutter.
Unser Astyanax! der sonst auf den Knieen des Vaters
Nur mit Mark sich genährt, und fettem Fleische der Lämmer;
Und wann, müde des Spiels, er auszuruhen sich sehnte,
Schlummert' er süß im schönen Gestell, in den Armen der Amme,
Auf sanft schwellendem Lager, das Herz mit Freude gesättigt.
Nun wohl duldet er Vieles, beraubt des liebenden Vaters;
Unser Astyanax, wie Troja's Männer ihn nennen:
Denn du allein beschirmtest die Thor' und die thürmenden Mauern.
Nun wird dort an den Schiffen der Danaer, fern von den Eltern,
Reges Gewürm dich verzehren, nachdem du die Hunde gesättigt,
Nackt! Doch liegen genug der Gewand' in deinem Palaste,
Fein und zierlich gewebt von künstlichen Händen der Weiber!
Aber ich werde sie all' in lodernder Flamme verbrennen!
Nichts mehr frommen sie dir; denn niemals ruhst du auf ihnen!
Brennen sie denn vor Troern und Troerinnen zum Ruhm dir!
Also sprach sie weinend; und rings nachseufzten die Weiber.

Ilias, 23.

Die Wettspiele zu Ehren des bestatteten Patroklos.

Jetzt, nach geschüttetem Mal, enteilten sie. Aber Achilleus
Hemmte das Volk, und hieß es in weitem Ringe sich setzen;
Brachte darauf zu Preisen des Kampfs dreifüßige Kessel,
Becken, und Ross' und Mäuler und mächtige Stier' aus den Schiffen,
Schöngegürtete Weiber zugleich und blinkendes Eisen.
Erst dem Lenker des schnellsten Gespanns zum herrlichen Kampfpreis
Stellt' er ein Weib zu nehmen, untadelig, kundig der Arbeit,
Sammt dem gehenkelten Kessel von zweiundzwanzig Maßen:
Dieses dem Ersten zum Preis; dem Anderen stellt' er die Stute,
Ungezähmt, sechsjährig, beschwert vom Füllen des Maulthiers:
Dann dem Dritten bestimmt' er zum Preis ein schimmerndes Becken,
Schön, vier Maß' enthaltend, und rein von der Flamme des Feuers:
Drauf dem Vierten den Preis von zwei Talenten des Goldes:
Endlich dem Fünften ein Doppelgefäß, unberührt von der Flamme.
Aufrecht stand der Peleid', und redete vor den Argeiern:
Atreus Sohn, und ihr andern, ihr hellumschienten Achaier,
Für Gaulltummeler steh'n die Kampfpreis' hier in dem Kreise.
Wär' es ein Anderer nun, den wir Danaer ehrten mit Wettkampf,
Selbst wohl trüg' ich die ersten hinweg zu meinem Gezelte.
Denn ihr wißt, wie an Tugend hervor mein edles Gespann ragt.
Ist doch unsterblich die Zucht: denn Poseidon schenkte dem Peleus,
Meinem Vater, die Rosse, der mir zur Gabe sie darbot.

Doch nun bleib' ich selber zurück, und die stampfenden Rosse.
Denn sie verloren die Kraft des edelsten Wagenlenkers,
Ach des Freundlichen, welcher so oft mit geschmeidigem Oele
Ihnen die Haare gesprengt, wenn in lauterer Fluth sie gebadet.
Diesen, nunmehr dastehend, bedauern sie, und auf den Boden
Fließen die Mähnen herab, und sie steh'n unmuthiges Herzens.
Auf denn, ihr Andern im Heere, beschicket euch, wer der Achaier
Eigenen Rossen vertraut, und dem wohlgefügeten Wagen!
Also sprach der Peleid'; und rüstige Lenker erstanden.
Erst vor Allen erhub sich der Völkerfürst Eumelos,
Er, des Admetos Sohn, der an Wagenkunde hervorschien.
Auch der Tydeid' erhub sich, der starke Held Diomedes,
Welcher die troischen Ross' anschirrete, die dem Aeneias
Jüngst er geraubt; ihn selber errettete Phöbos Apollon.
Drauf erstand der Atreide, der bräunliche Held Menelaos,
Göttliches Stamms, und jochte die hurtigen Ross' an den Wagen,
Seinen Podargos, den Hengst, und Aethe, die Stut' Agamemnons:
Welche dem Bruder geschenkt der Anchisiad' Echepolos.
Um nicht jenem zu folgen im Zug von Ilios Mauern,
Sondern sich dort der Ruhe zu freu'n; denn mächtigen Reichthum
Gab ihm Zeus, und er wohnt' in Sykions fruchtbaren Thälern:
Sie nun spannt' er ins Joch, die stets sich sehnten nach Wettlauf.
Dann der Vierte bereitet' Antilochos glänzende Rosse,
Nestors trefflicher Sohn des edelmüthigen Herrschers,
Sein des Neleiaden; und hurtige Rosse von Pylos
Flogen einher mit dem Wagen. Ihm rieth jetzt nahend der Vater
Guten Rath, wohlkundig dem selbst auch verständigen Jüngling:
Sohn, wie jung du auch bist, Antilochos, liebten dich dennoch
Zeus und Poseidaon, und lehreten Kunde des Wagens
Aller Art; drum möcht' es nicht Noth sein, dich zu belehren.
Wohl das Ziel zu umlenken verstehest du; aber die Rosse
Sind dir die trägsten im Lauf; drum ahnet mir mißlicher Ausgang.
Rascher sind jenen die Ross' und fertiger; selber indeß nicht
Wissen sie besseren Rath, als du, mein Sohn, zu ersinnen.
Auf demnach, mein Theurer; ins Herz dir fasse die Lehre
Mancher Art; daß nicht die Belohnungen alle vorbeigeh'n.
Mehr ja vermögen durch Rath Holzhauende, weder durch Stärke;
Auch durch Rath nur lenket im dunkelen Meere der Steurer
Sein schnellwandelndes Schiff, das stürmender Winde Gewalt wirft:
So durch Rath auch besiegt ein Wagenlenker den andern.
Wer allein dem Gespann und dem rollenden Wagen vertrauet,
Ohne Bedacht in das Weite verliert er sich dorthin und dahin,
Wild auch schweifen die Ross' und unbezähmt in der Rennbahn.
Doch wer den Vortheil kennt und schlechtere Rosse dahertreibt,
Immer schaut er das Ziel und beugt kurzum, und vergißt nie,
Welchen Strich er zuerst sie gelenkt mit Seilen von Stierhaut;
Rein, fest hält er den Lauf und merkt auf den Vorderen achtsam.
Deutlich muß ich das Ziel dir verkündigen, daß du nicht fehlest.

Dorrend ragt ein Pfahl, wie die Klafter hoch, aus der Erde,
Kienholz, oder von Eichen, das nicht im Regen vermodert;
Rechts anlehnen und links sich zween weißschimmernde Steine,
Dort in der Enge des Wegs, wo die ebene Bahn sich herumschwingt:
Sei er ein Denkmal etwa des längst gestorbenen Mannes,
Oder ein Rennziel auch, von vorigen Menschen errichtet;
Den nun stellt zum Zeichen der muthige Renner Achilleus.
Diesem dich hart andrängend, beflügele Wagen und Rosse;
Selber zugleich dann beug' in dem schöngeflochtenen Sessel
Sanft zur Linken dich hin; und das rechte Roß des Gespannes
Treib mit Geißel und Ruf, und laß ihm die Zügel ein wenig:
Während dir nahe am Ziel' das linke Roß sich herumdreht,
So daß fast die Nabe den Rand zu erreichen dir scheinet
Deines zierlichen Rades. Den Stein nur zu rühren vermeide,
Daß ja nicht du verwundest die Ross' und den Wagen zerschmetterst:
Denn ein Triumph den Andern und schmähliche Kränkung dir selber
Wäre das! Auf denn, Geliebter, sei vorsichtsvoll und behutsam,
Hast du nur erst am Ziele herumgewendet im Vorsprung;
Keiner ist dann, der verfolgend dich einholt oder vorbeijagt:
Trieb er sogar im Sturme dir nach den edlen Areion,
Der selbst Göttern entstammte, den hurtigen Gaul des Adrastos,
Oder Laomedon's Rosse, die hier voll Herrlichkeit aufblüh'n!
Also redete Nestor, der neleiadische König,
Setzte sich dann, nachdem er den Sohn jedwedes bedeutet.
Auch Meriones schirrte, der Fünfte, sich glänzende Ross' an.
Alle betraten die Sessel und warfen die Loos', und Achilleus
Schüttelte: plötzlich entsprang des Antilochos Loos aus dem Helme:
Nächst dem Nestoriden gewann Eumelos der Herrscher;
Diesem zunächst der Atreide, der streitbare Held Menelaos:
Hierauf traf das Loos den Meriones; aber zuletzt traf
Tydeus tapferen Sohn das Loos, die Rosse zu lenken.
Alle gereiht nun standen; es wies das Zeichen Achilleus
Fern in dem flachen Gefild': und dabei zum Schauer bestellt' er
Phönix, den göttlichen Held, den Kriegsgefährten des Vaters,
Wohl zu bemerken den Lauf und anzusagen nach Wahrheit.
Alle zugleich auf die Ross' erhuben sie drohende Geißeln,
Schlugen zugleich mit den Riemen, und schrie'n anmahnende Worte,
Heftiges Muthes; und in Eile durchstürmten jene das Blachfeld,
Schnell von den Schiffen hinweg; und empor stieg unter den Brüsten
Dick aufwallender Staub, dem Gewölk gleich oder dem Sturmwind:
Und wild flogen die Mähnen im wehenden Hauche des Windes.
Jetzo rollten die Wagen gesenkt an der nährenden Erde,
Jetzo stürmten sie hoch, als schwebende. Aber die Lenker
Standen empor in den Sesseln; es klopfete jedem das Herz; nun
Sehnsuchtsvoll nach dem Sieg: und jeglicher drohte den Rossen
Mächtiges Rufs; und sie flogen in stäubendem Lauf durch die Felder.

Jetzt der schrecklichen Wette des Faustkampfs stellt' er die Preise.
Führend band er im Kreis ein arbeitduldendes Maulthier,
Ungezähmt, sechsjährig, und hart zu bezähmenden Trotzes;
Doch dem Besiegeten ward ein doppelter Becher beschieden.
Aufrecht stand der Peleid', und redete vor den Argeiern:
Atreus Söhn' und ihr andern, ihr hellumschienten Achaier,
Hierum laßt zween Männer, die tapfersten hier sich bekämpfen,
Rüstig die Händ' aufhebend zum Faustkampf. Wem nun Apollon
Gibt, als Sieger zu stehen, erkannt von allen Achaiern,
Solcher führ' ins Gezelt das arbeitduldende Maulthier;
Doch wer besiegt abgeht, empfange den doppelten Becher.
Sprach's; und schleunig erhub sich ein Mann, machtvoll und gewaltig,
Panopeus Sohn Epeios, geübt in der Kunde des Faustkampfs.
Laut rief der, anfassend das arbeitduldende Maulthier:
Komme heran, wer begehrt den doppelten Becher zu nehmen!
Aber das Maulthier, mein' ich, entführt kein andrer Achaier,
Siegend im Kampfe der Faust; denn ich rühme mich selber den Besten.
Nicht genug, daß der Schlacht ich ermangele? Traun ja unmöglich
Könnt' in jeglichem Werk ein Sterblicher Kunde gewinnen.
Dieses verkünd' ich zuvor, und das wird wahrlich vollendet:
Ganz zerschmettr' ich den Leib vor der Faust, und Gebeine zermalm' ich!
Bleibe denn hier mit einander die Schaar der Leichenbesorger,
Daß sie den Mann wegtragen, sobald mein Arm ihn gebändigt.
Jener sprach's, doch Alle verstummten umher und schwiegen.
Nur der göttliche Mann Eurýalos trat ihm entgegen,
Er, des Mekísteus Sohn, des taläonidischen Herrschers,
Welcher in Thebe vordem zum Begräbnißfest des erschlagnen
Oedipus kam, wo er alle die Kadmeionen besiegte.
Um ihn war der Tydeide, der speerberühmte, geschäftig,
Sprach aufmunternde Wort' und wünscht' ihm herzlich den Siegsruhm;
Erst nun legt' er den Gürtel ihm dar, und reichte darauf ihm
Schöngeschnittene Riemen des mächtigen Stiers von der Weide.
Als sie beide gegürtet, da traten sie vorn in den Kampfkreis.
Gegen einander zugleich mit gewaltigen Armen sich hebend,
Rannten sie an, und es mischten die lastenden Arme sich ringsum;
Furchtbar scholl um die Kiefer der Fäuste Geklatsch, und der Angstschweiß
Floß von den Gliedern herab. Nun hub sich der edle Epeios
Hoch und schlug auf den Backen des Spähenden, daß er zu steh'n nicht
Länger vermocht'; hinsanken sogleich ihm die stattlichen Glieder.
Wie vor dem kräuselnden Nord ein Fisch aus dem Wasser emporspringt
Am meergrasigen Strand, und die dunkele Woge ihn bedecket:
So sprang jener empor von dem Streich. Doch der edle Epeios
Hub an den Händen ihn auf; und liebende Freund' der Versammlung
Führten ihn weg durch den Kreis, da er kaum nachschleppte die Füße,
Dickes Blut ausspeiend, das Haupt zur Seite gehänget;
Zwischen sich setzten sie dann den Betäubten, irrendes Geistes,
Andere gingen indeß und brachten den doppelten Becher.

Peleus Sohn nun stellte noch andere Preise des Kampfes,
Zeigend dem Danaervolk, des mühsam strebenden Ringens:
Erst dem Sieger den großen und feuerbetretenden Dreifuß,
Welchen an Werth zwölf Rinder bei sich die Danaer schätzten;
Doch dem Besiegeten stellt' er ein blühendes Weib in den Kampfkreis,
Klug in mancherlei Kunst und geschätzt vier Rinder an Werthe.
Aufrecht stand der Peleid' und redete vor den Argeiern:
Hebt euch, welchen gefällt auch diesen Kampf zu versuchen!
Jener sprach's; da erhub sich der Telamonier Ajas,
Auch der erfindungsreiche Odysseus, kundig des Vortheils.
Als sich beide gegürtet, da traten sie vor in den Kampfkreis,
Faßten sich dann einander, umschmiegt mit gewaltigen Armen
Gleich den begegnenden Sparren, die fest der Zimmerer fügte
Einem erhabenen Hause, die Macht der Winde vermeidend.
Beiden knirscht auch der Rücken, von stark umspannenden Armen
Angestrengt und gezuckt; und nieder strömte der Schweiß rings;
Aber häufige Striemen entlang an Seiten und Schultern,
Roth von schwellendem Blut, erhuben sich, und mit Begier stets
Rangen sie beide nach Sieg um den schöngegossenen Dreifuß.
Weder vermocht' Odysseus im Ruck auf den Boden zu schmettern,
Noch auch Ajas vermocht' es, ihn hemmte die Kraft des Odysseus.
Aber nachdem schon murrten die hellumschienten Achaier,
Jetzo begann zu jenem der Telamonier Ajas:
Edler Laertiad', erfindungsreicher Odysseus,
Hebe mich, oder ich dich; und des Uebrigen walte Kronion!
Also sprach er und hub; doch der List nicht sparte Odysseus,
Schlug ihm von hinten die Beugung des Kniees und löste die Glieder:
Rücklings warf er ihn hin, und es sank von oben Dysseus
Ihm auf die Brust, und die Völker erstaunten rings in Verwunderung.
Jetzo hub auch jenen der herrliche Dulder Odysseus,
Und ihn bewegt' er vom Boden ein Weniges, doch er erhub nicht;
Dennoch beugt' er sein Knie; da sanken sie beid' auf den Boden
Dicht an einander hinab, ringsum mit Staube besudelt.
Und zum dritten Mal hätten sie beid' aufspringend gerungen,
Wenn nicht Achilleus selber vom Sitz aufstand und sie abhielt:
Nicht mehr strebt mit einander, euch selbst abmattend in Arbeit.
Beiden gebührt ja der Sieg; mit gleichem Preis denn belohnet
Geht nun, daß auch andre der Danaer eifern im Kampfspiel.
Also der Held; da hörten sie aufmerksam und gehorchten:
Beid' entwischten den Staub und kleideten sich mit dem Leibrock.
Peleus Sohn nun stellte noch andere Preise dem Wettlauf:
Einen silbernen Krug voll Kunstwerk: dieser umfaßte
Sechs der Maß', und besiegt' an Schönheit all' auf der Erde
Weit; denn kunsterfahrne Sidonier schufen ihn sinnreich:
Aber phönikische Männer, auf finsteren Wogen ihn bringend,
Boten im Hafen ihn feil und schenkten ihn endlich dem Thoas;
Drauf für den Priamiden Lykaon gab zur Bezahlung
Ihn dem erhabnen Patroklos Jasons Sohn Eunëos,

Den nun stellt' Achilleus zum Kampfpreis wegen des Freundes,
Ihm, der am schnellsten im Laufe der hurtigen Schenkel erschiene;
Einen mächtigen Stier dem folgenden, schwer des Fettes;
Drauf des Goldes ein halbes Talent bestimmt' er dem Letzten.
Aufrecht stand der Peleid' und redete vor den Argeiern:
Hebt euch, welchen gefällt, auch diesen Kampf zu versuchen!
Sprach's, und Ajas erhub sich, der schnelle Sohn des Oileus,
Drauf Odysseus, im Rathe gewandt, und Antilochos endlich,
Nestor's Sohn; denn rasch vor den Jünglingen siegt' er im Wettlauf.
Alle gereiht nun standen; es wies das Zeichen Achilleus.
Ihnen erstreckte der Lauf von dem Stande sich; aber in Eile
Stürmete Ajas voran; nach ihm flog der edle Odysseus
Nahe gedrängt: so wie dicht an des schön gegürteten Weibes
Busen das Webschiff fliegt, das schön mit den Händen sie auswirft,
Ziehend das Garn vom Knäuel zum Eintrag; nahe dem Busen
Lenket sie: also verfolgt' ihn Odysseus nah' und von hinten
Trat er die Spur mit den Füßen, bevor sich der Staub ihr umhergoß;
Und an den Nacken ihm strömte den Hauch der edle Odysseus
Stets im geflügelten Lauf; und daher schrie'n alle Achaier
Ihm, wie er strebte nach Sieg, den Eilenden mehr noch ermunternd.
Als sie dem Ende des Laufs nun nahten, betet' Odysseus
Schnell zu des mächtigen Zeus blauäugiger Tochter im Herzen:
Hör', o Göttin, und komm' als Helferin mir zu dem Wettlauf!
Also flehet' er laut, ihn hörete Pallas Athene;
Leicht ihm schuf sie die Glieder, die Füß' und die Arme von oben.
Als sie nunmehr schon naheten hinanzusteigen zum Kampfpreis:
Jetzo strauchelte Ajas im Lauf, denn es irrt' ihn Athene,
Dort, wo der Unrath lag der geschlachteten brüllenden Rinder,
Die für Patroklos getödtet der muthige Renner Achilleus;
Und mit dem Rinderkoth ward Mund ihm und Nase besudelt.
Aber den Mischkrug hob der herrliche Dulder Odysseus
Eher genaht; und es faßte den Stier der gewaltige Ajas.
Dieser stand, in den Händen das Horn des geweideten Rindes,
Immer noch Koth ausspeiend, und redete vor den Argeiern:
Traun, wohl irrte die Göttin im Laufe mich, welche von jeher
Mütterlich naht dem Odysseus, ihm beizusteh'n und zu helfen!
Jener sprach's; und sie all' erhuben ihm frohes Gelächter.
Auch Antilochos jetzo entrug den letzten der Preise,
Lächelnd im Geh'n, und also vor Argos Söhnen begann er:
Freund', ihr Alle ja wißt, doch sag' ich es: daß auch anizt noch
Ehre den älteren Menschen verleih'n die unsterblichen Götter.
Ajas zwar ist nur um ein Weniges älter denn ich bin;
Doch der früheres Stamms und früherer Menschengattung;
Und man preist sein Alter ein grünendes: schwerlich gelingt es,
Daß im Lauf ihn ereil' ein Danaer, außer Achilleus.
Jener sprach's lobpreisend den rüstigen Peleionen.
Aber Achilleus drauf antwortete, solches erwiedernd:
Nicht, Antilochos, soll umsonst dir geredet das Lob sein;

Sondern ich will des Goldes ein halbes Talent dir hinzuthun.
Sprach's und gab ihm das Gold in die Händ'; und freudig empfing er's.
Jetzo trug der Peleide die weithin schattende Lanze
Dar in den Kreis, und legte mit Schild und Helme sie nieder,
Jene Wehr des Sarpedon, die jüngst Patroklos erbeutet.
Aufrecht stand der Peleid' und redete vor den Argeiern:
Hierum laßt zween Männer, die tapfersten unseres Heeres
Beid' in Waffen gehüllt und schneidendes Erz in den Händen,
Angestrengt mit einander vor Argos Volk sich versuchen.
Wer nun den blühenden Leib des Anderen eher verletzet,
Inneres Fleisch durch die Waffen und dunkeles Blut ihm berührend:
Dem gewähr' ich zum Lohne dies Schwert voll silberner Buckeln,
Schön, von thrakischer Kunst, das ich raubte dem Asteropäos.
Aber die Rüstungen hier empfangen sie beide gemeinsam;
Auch mit köstlichem Mahle bewirth' ich sie beid' im Gezelte.
Jener sprach's; da erhub sich der Telamonier Ajas,
Auch der Tydeid' erhub sich, der starke Held Diomedes.
Als an gesonderten Enden des Volkes sich diese gewappnet;
Traten sie beid' in die Mitte hervor, des Gefechtes begierig,
Mit graß drohendem Blick; und Staunen ergriff die Achaier.
Als sie nunmehr sich genaht, die Eilenden gegen einander;
Dreimal rannten sie an, und dreimal stürmten sie nahe.
Ajas sodann stieß jenem den Schild von gerundeter Wölbung;
Doch nicht rührt' er den Leib; ihm wehrt' inwendig der Harnisch.
Aber der Held Diomedes, hinweg am mächtigen Schild' ihm
Zielet' er stets nach dem Hals mit blinkender Schärfe des Speeres:
Laut nun riefen daher, um Ajas besorgt, die Achaier,
Daß sie vom Streit abließen, und gleich sich theilten den Kampfpreis.
Aber Achilleus gab das mächtige Schwert dem Tydeiden,
Sammt der Scheid' in die Hand, und dem schöngeschnittenen Riemen.
Jetzo trug der Peleide die rohgeformete Kugel,
Welche vordem oft warf des Eëtion mächtige Stärke;
Aber jenen erschlug der mächtige Renner Achilleus,
Und er entführt' in Schiffen mit anderer Habe die Kugel.
Aufrecht stand der Peleid', und redete vor den Argeiern:
Hebt euch, welchen gefällt, auch diesen Kampf zu versuchen!
Wenn ihm fern auch reicht das Gebiet fruchttragender Aecker,
Hieran hat er zu fünf umrollender Jahre Vollendung,
Was er gebraucht; denn es darf niemals aus Mangel des Eisens
Weder Hirt noch Pflüger zur Stadt geh'n, sondern er beut ihm.
Jener sprach's; da erhub sich der streitbare Held Polypötes,
Auch Leonteus Kraft, des göttergleichen Gebieters,
Ajas auch, der Telamonid', und der edle Epeios.
Alle gereiht nun standen; da faßt' Epeios die Kugel,
Schwang sie im Wirbel, und warf; und es lachten gesammt die Achaier.
Hierauf nahm sie, und warf des Ares Sprößling Leonteus:
Nächst ihm wieder entschwang sie der Telamonier Ajas
Aus der gewaltigen Hand, daß sie wegflog über das Zeichen.

Doch da die Kugel ergriff der streitbare Held Polypötes:
Wie weit ein Rinderhirt den gebogenen Stecken entschwinget,
Welcher, im Wirbel gedreht, hinfliegt durch die weidenden Rinder:
So, ganz über den Kreis, entschwang er sie, und ein Geschrei scholl.
Jetzo erhuben sich Freunde des göttlichen Manns Polypötes,
Die zu den räumigen Schiffen den Preis hintrugen des Königs.
Hierauf stellte den Schützen der Held blauschimmerndes Eisen,
Zehn zweischneidige Aexte, und zehn der Beile zum Kampfpreis.
Dann erhub er den Mast des schwarzgeschnäbelten Meerschiffs
Fern am riesigen Strand; und eine schüchterne Taube
Band er daran mit dem Fuß an dünnem Faden, zum Ziele
Ihrem Geschoß. Wer nun die schüchterne Taube getroffen,
Nehme die doppelten Aexte gesammt, zum Gezelte sie tragend;
Wer jedoch den Faden nur trifft, und den Vogel verfehlet,
Solcher mag, wie besiegt, mit den kleineren Beilen hinweggeh'n.
Jener sprach's: da erhub sich die Kraft des herrschenden Teukros,
Auch Meriones dann, Idomeneus tapferer Kriegsfreund.
Beid' jetzt nahmen sich Loos', und schüttelten: aber des Teukros
Sprang aus dem ehernen Helme zuerst: und sogleich von der Sehne
Schnellt' er den Pfeil mit Gewalt; doch nicht gelobt' er dem Herrscher
Eine Danthekatombe der Erstlingslämmer zu opfern.
Siehe, den Vogel verfehlt' er; denn ihm mißgönnt' es Apollon;
Dennoch traf er den Faden am Fuß des gebundenen Vogels,
Und es durchschnitt den Faden das Erz des herben Geschosses.
Aufwärts schwang die Taub' in die Lüfte sich, aber herunter
Hing der Faden zur Erd; und laut aufschrie'n die Achaier.
Ohne Verzug entraffte Meriones jetzo den Bogen
Ihm aus der Hand; denn er hielt den Pfeil schon lange zur Richtung.
Dann in Eile gelobt' er dem treffenden Phöbos Apollon
Eine Danthekatombe der Erstlingslämmer zu opfern.
Hoch nun unter den Wolken ersah er die schüchterne Taube;
Und wie im Kreise sie flog, durchschoß er sie unter dem Flügel:
Ganz hindurch drang stürmend der Pfeil: in die Erde zurück dann
Schoß er gebohrt vor den Fuß des Meriones, aber der Vogel
Ließ auf den Mast sich nieder des schwarzgeschnäbelten Meerschiffs.
Saß, und senkte den Hals, und die ausgebreiteten Flügel.
Bald entfloh aus den Gliedern der Geist, und ferne vom Mastbaum
Sank er hinab: und die Völker erstaunten eings in Verwunderung.
Aber Meriones faßte die zehn zweischneidigen Aexte;
Teukros, die Beil' aufhebend, durchging die gebogenen Schiffe.
Peleus Sohn nun stellte den ragenden Speer und ein Becken,
Rein von Gluth, mit Blumen geziert, vom Werthe des Stieres,
Hergebracht in den Kreis. Da erhuben sich Sender des Wurfspeers:
Erstlich erstand Atreus weitherrschender Sohn Agamemnon,
Auch Meriones dann, Idomeneus tapferer Kriegsfreund.
Doch es begann vor ihnen der muthige Renner Achilleus:
Atreus Sohn, wir wissen, wie weit du allen vorangehst,
Auch wie weit du an Kraft und Speerwurf Alle besiegest.

Darum kehre du selbst mit diesem Preis zu den Schiffen;
Aber den Speer laß uns dem Held Meriones reichen,
Wenn es dir im Herzen gefällt; ich wenigstens rath' es.
So der Peleid': ihm gehorchte der Völkerfürst Agamemnon.
Er nun reichte den Speer dem Meriones; aber der Held dort
Gab in Talthybios Hand den köstlich prangenden Kampfpreis.

b. Homer's Odyssee.

(Nach der Uebersetzung von Voß.)

Halte dich wohl, daß einst auch Spätgeborne dich loben.
(Athene zu Telemach. Odyssee 1, 303.)

Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werk zu sein. Für das Wort liegt Männern die Sorg' ob.
(Telemach zu Penelope. Odyssee 1, 357—359.)

Selige! Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten: dem Feind' ein kränkender Anblick,
Aber Wonne dem Freund'; und mehr noch genießen sie selber!
(Odysseus zu Nausikaa. Odyssee 6, 182—185.)

Denn so weit die Phäaken vor jeglichem Manne geübt sind,
Hurtig ein Schiff zu lenken im Meer; so siegen die Weiber
Dort in der Kunst des Gewebes: denn das gab ihnen Athene,
Wohl sich auf Kunstarbeit zu versteh'n, und kluge Erfindung.
(Odyssee 7, 108—111.)

Nicht geringer fürwahr, als selbst ein leiblicher Bruder,
Ist ein redlicher Freund, liebreich und verständiges Herzens.
(Odyssee 8, 585—586.)

Odyssee 8, V. 97—267 und 367—384.

Kampfspiel nach dem Mahle bei den Phäaken.

Nach dem Mahle, bei dem Odysseus traurig gesessen hat, weil Demodokos, der Sänger, ein Stück aus den eigenen Erlebnissen des Odysseus gesungen hat, redet Alkinoos, der König der Phäaken, diese so an:

Merket auf, der Phäaken erhabene Fürsten und Pfleger!
Schon des gemeinsamen Mahles ersättigten alle das Herz wir,
Auch der Harfe, die schön zum festlichen Mahl sich gesellet.
Laßt uns hinaus nun geh'n, und dort Kampfspiele versuchen,
Aller Art; daß der Fremdling verkündige seinen Geliebten,
Wann er zu Hause gekehrt, wie weit wir ragen vor Andern,
Als Faustkämpfer und Ringer, und fertig im Sprung und im Wettlauf.
Also sprach er, und führt'; ihm folgten zugleich die Phäaken.
Jetzo hängt' an den Nagel die hell erklingende Harfe,
Faßte Demodokos Hand, und entführt' ihn dem Saale der Herold,

Wandelte drauf vor jenem denselbigen Weg, den die andern
Fürsten des Volks hingingen, zu schau'n die Spiele der Kämpfer.
Eilend ging man zum Markt; und es folgt' ein großes Getümmel,
Tausende. Jetzt erhuben sich Jünglinge, viel' und edle.
Sieh Akroneos stand mit Okyalos auf, und Elatreus,
Nauteus auch, und Prymneus, Anchialos dann, und Eretmeus,
Anabesineos, Ponteus mit ihm, und Proreus, und Thoon,
Auch Amphialos, Sohn von Tektons Sohn Polyneos;
Dann Euryalos auch, dem mordenden Ares vergleichbar;
Auch Naubolides kam, an Gestalt vorragend und Bildung
Allen Phäaken umher; nur Laodamas ragete höher.
Auch erhuben sich drei von Alkinoos trefflichen Söhnen:
Erst Laodamas, Helios dann und der Held Klytoneos.
Diese versuchten zuerst der Füße Gewalt mit einander.
Ihnen erstreckte die Bahn von dem Stande sich; alle zugleich nun
Flogen sie hurtig dahin, durchstäubend den Raum des Gefildes.
Aber es lief vor allen der muthige Held Klytoneos.
So viel Raums auf dem Acker ein Joch Maulthiere gewinnet,
So weit lief er voraus zu dem Volk; fern blieben die Andern.
Jene versuchten den Kampf des mühsam strebenden Ringens;
Aber Euryalos prangte, die Tapfersten alle besiegend.
Drauf im Sprung erhub sich Amphialos weit vor den Andern;
Dann mit geschwungener Scheibe gewann vor allen Elatreus;
Endlich im Kampfe der Faust Laodamas, tapfer und edel.
Aber nachdem sie alle das Herz an den Kämpfen erfreuet,
Sprach Alkinoos Sohn Laodamas vor der Versammlung:
Freunde, kommt zu erforschen vom Fremdling, ob er ein Kampfspiel
Etwa gelernt und versteht. Unedel ist nicht die Gestalt ihm,
Schenkel zugleich und Füß', und die nervigten Arme von oben,
Auch sein Nacken voll Kraft, und der mächtige Wuchs; auch der Jugend
Mangelt er nicht: nur ward durch Gram er gebrochen und Elend.
Denn nichts kenn' ich fürwahr Graunvolleres sonst wie die Meerfluth,
Einen Mann zu verwüsten, und sei er noch so gewaltig.
Aber Euryalos drauf antwortete, solches erwidernd:
Traun, ein geziemendes Wort, Laodamas, hast du geredet.
Selbst nur gehe zu fordern hinan, und sage das Wort ihm.
Als er solches vernommen, Alkinoos edeler Sprößling,
Trat er hervor in die Mitte, und redete schnell zu Odysseus:
Auf nun, fremder Vater, versuche dich selbst in den Kämpfen,
Hast du deren gelernt; du scheinst mir kundig des Kampfspiels.
Denn kein größerer Ruhm ist dem Sterblichen, weil er noch lebet,
Als den der Füße Gewalt und seiner Händ' ihm erstrebet.
Auf denn, versuch' es einmal, und wirf vom Herzen den Kummer.
Nicht wird lange die Fahrt dir entfernt sein, sondern bereits ist
Niedergezogen das Schiff, und Ruderer fertig zum Auslauf.
Ihm antwortete drauf der erfindungsreiche Odysseus:
Warum fordert ihr solches, Laodamas, mir zur Kränkung?
Trübsal liegt mir am Herzen vielmehr, als Spiele des Wettkampfs!

Denn schon hab' ich so Manches durchstrebt und Manches erduldet;
Und nunmehr in eurer Versammlung, schmachtend nach Heimkehr,
Sitz' ich allhier, anflehend das sämmtliche Volk und den König.
Aber Eurvalos drauf antwortete, scheltend ins Antlitz:
Nein fürwahr, o Fremdling, du scheinst kein Mann, der des Kampfes
Kundig sei, so viel' in der Menschen Geschlecht auch bekannt sind;
Sondern ein Mann, der beständig im Ruderschiffe herumfährt,
Etwa ein Haupt der Schiffer, die Handelsleute zugleich sind,
Wo du die Ladung besorgst und in Aufsicht jegliche Waar' hast,
Sammt dem erscharrten Gewinn: doch nicht ein Kämpfer erscheinst du.
Finster schaut' und begann der erfindungsreiche Odysseus:
Fremdling, nicht fein ist die Red', ein trotziger Jüngling erscheinst du!
Nicht ja schenken die Götter der Anmuth Gaben an alle
Sterblichen, weder Gestalt, noch Beredsamkeit, oder auch Weisheit.
Denn ein anderer Mann ist unansehnlicher Bildung:
Aber ein Gott schmückt solchen mit Wortreiz, daß ihn die Hörer
Innig erfreut anschaun; denn mit Nachdruck redet er treffend,
Voll anmuthiger Scheu, und ragt in des Volkes Versammlung:
Und durchgeht er die Stadt, wie ein Gott rings wird er betrachtet.
Wieder ein Anderer scheint an Gestalt Unsterblichen ähnlich.
Doch mit Gefälligkeit nicht sind schön ihm die Worte gekränzet.
So ist dir die Gestalt untadelig, traun nicht anders
Bildete selber ein Gott; doch an Einsicht bist du verwerflich.
Siehe, du hast mir das Herz im innersten Busen empöret,
Durch unziemende Red'! Ich bin kein Neuling im Wettkampf,
So wie daher du geschwatzt; nein, wohl auch den Trefflichsten meint' ich
Gleich es zu thun, da der Jugend und meinem Arm ich vertraute.
Jetzt umringt mich Jammer und Gram; denn Manches ertrug ich,
Männerschlachten umher und schreckliche Wogen durchstrebend.
Aber wie sehr auch Noth mich gebeugt, ich versuche den Wettkampf!
Denn mir nagt an der Seele die Red', und du hast mich gefordert!
Sprach's, und mitsammt dem Mantel erhub er sich, fassend die Scheibe,
Größer noch und dicker und lastender, nicht um ein Kleines,
Als womit die Phäaken sich übeten untereinander;
Diese schwang er im Wirbel, und warf aus gewaltiger Rechten.
Laut hin sauste der Stein: da bückten sich schnell zu der Erde
Ruderberühmte Phäaken umher, schiffkundige Männer,
Unter dem Schwunge des Steins; und er flog weit über die Zeichen,
Fortgeschnellt aus der Hand. Da legt' Athene das Merkmal,
Gleichwie ein Mann von Gestalt, und redete, also beginnend:
Auch ein Blinder sogar fühlt wohl dein Zeichen, o Fremdling,
Tastend heraus; so wenig vermischt liegt solches der Menge,
Sondern bei weitem voran! In dem Wettkampfe sei furchtlos:
Nimmer erreicht dir den Wurf ein Phäakier, oder besiegt ihn!
Also sprach sie; und froh war der herrliche Dulder Odysseus,
Einen gewogenen Freund zu schau'n im Kreise des Kampfes.
Jetzt mit leichterem Herzen im Volk der Phäaken begann er:
Dorthin schleudert mir nach, ihr Jünglinge! Bald soll die andre,

Mein' ich, eben so weit mir hinwegflieh'n, oder noch weiter,
Komme daher zum Versuch; (denn beleidiget habt ihr mich höchlich!)
Sei's mit der Faust, im Ringen, im Wettlauf, keines verweigr' ich!
Jeder phäakische Mann, nur nicht Laodamas selber!
Denn mein Wirth ist jener; wer kämpfete gern mit dem Gastfreund?
Wahrlich vernunftlos ist und verachtungswürdig der Fremdling,
Welcher zum Wettkampf fordert den Freund, der ihn speiset und herbergt,
Im fremdartigen Volk; sein eigenes Wohl ja zerstört er.
Doch der Anderen keinen verweiger' ich oder veracht' ich;
Sondern ich will ihn erkennen und mich darstellen im Wettstreit.
Nicht ganz schlecht ja bin ich in jeglichem Kampfe der Männer!
Wohl den geglätteten Bogen versteh' ich euch zu behandeln:
Ja ich traf zuerst in der Schaar feindseliger Männer
Meinen Mann mit dem Pfeil, und standen auch viele Genossen,
Neben mir, hinzielend mit straffem Geschoß in die Feinde.
Nur allein Philoktetes besiegte mich, kundig des Bogens.
Dort im Troergebiet, so oft wie Danaer schnellten.
Doch vor den Anderen, mein' ich, gebührt mir selber der Vorrang,
Die nun Sterbliche sind auf der Erd' und genießen der Feldfrucht.
Denn mit vorigen Helden begehr' ich nimmer zu eifern,
Weder mit Eurytos je, dem Oechalier, noch mit Herakles,
Die mit Unsterblichen selbst wetteiferten, wegen des Bogens.
Drum auch ereilte der Tod den Eurytos, eh' er zum Altar
Kam in seinem Palast; denn zürnend erlegt' ihn Apollon,
Weil ihn selbst der Vermess'ne zum Bogenstreite gefordert,
Auch mit dem Wurfspieß treff' ich, so weit kein Andrer mit Pfeilen.
Nur im Laufe besorg' ich allein, daß einer zuvor mir
Komm' im Phäakervolk: so gar unmäßig entkräftet
Ward ich im stürmenden Meer: denn nicht mit reichlicher Pflegung
Saß ich im Schiffe versorgt: drum schwand mir die Stärke der Glieder.
Jener sprach's; doch Alle verstummten umher und schwiegen.
Nur Alkinoos selbst antwortete, solches erwidernd:
Fremdling, da nicht mißfällig vor uns du jenes verkündigst,
Sondern die glänzende Tugend nur aufhüllst, die dich begleitet,
Zürnend, dieweil dich dieser, genaht im Kreise des Kampfes,
Schmähete; daß dir hinfort kein Sterblicher tadle die Tugend,
Welcher die Einsicht hat, anständige Worte zu reden:
Auf denn, vernimm jetzt meine Verkündigung, daß du davon auch
Anderen Helden erzählst, wann einst du in deinem Palaste
Sitzest bei deiner Gattin am Mahl und deinen Erzeugten,
Und an unsere Tugend zurückdenkst, was denn auch uns hier
Zeus für Thaten verleihet zum Erbgut schon von den Vätern.
Nicht als Kämpfer der Faust siegprangen wir, oder als Ringer;
Aber im Wettlauf fliegen wir rasch, und als Meister der Schifffahrt:
Auch ist immer der Schmaus uns lieb, und die Laut', und der Reihntanz,
Und oft wechselnder Schmuck, und ein wärmendes Bad, und ein Ruhbett.
Auf denn, phäakischer Meister des schön geordneten Tanzes,
Spielt vor uns, daß der Fremdling verkündige seinen Geliebten,

Wann er zu Hause gekehrt, wie weit wir ragen vor Andern,
Als Schiffslenker und Läufer, und fertig in Tanz und Gesange.
Auch dem Demodokos möge man schnell die klingende Harfe
Bringen, die irgendwo hängt in unserer stattlichen Wohnung.
Also sprach der Herrscher Alkinoos: aber der Herold
Eilte, die klingende Harf' aus des Königs Hause zu bringen.
Auch die Wärter des Kampfes erhuben sich, neun in Allem,
Oeffentlich auserwählt, in dem Kampfspiel jedes zu ordnen,
Ebneten Raum dem Tanz, und dehnten den zierlichen Schauplatz.
Aber der Herold kam, der Demodokos klingende Harfe
Trug. Da stellt' er sofort in die Mitte sich; und um den Sänger
Jünglinge, eben erblüht, nachahmendes Tanzes erfahren;
Schön in geordnetem Schritt nun stampften sie: aber Odysseus
Sah das rasche Gezitter der Füß', anstaunendes Geistes.
Jener rauscht' in die Saiten, und hub den schönen Gesang an,
Ueber des Ares Lieb' und der reizenden Aphrodite.

Odyssee, 8, 367—384.

Der Tanz.

Solches sang der gepries'ne Demodokos. Aber Odysseus
Freuete seines Gesangs in der Seele sich, und auch die andern
Ruderberühmten Phäaken umher, schiffskundige Männer.
Aber Alkinoos hieß den schönen Laodamas jetzo
Einzeln mit Halios tanzen; denn niemand wagt' es mit jenen.
Sie nun nahmen sogleich den zierlichen Ball in die Hände,
Welcher aus Purpur ihnen von Polybos künstlich gewirkt war;
Siehe, da schwang ihn einer empor zu den schattigen Wolken,
Rücklings gebeugt; und der Gegner im Sprung von der Erde sich hebend,
Fing ihn behend' in der Luft, eh' der Fuß ihm den Boden berührte.
Jetzo nachdem sie den Ball gradauf zu schwingen versuchet,
Tanzten sie leicht einher an der nahrungsprossenden Erde,
In oft wechselnder Stellung; und andere Jünglinge klappten
Stehend im Kreise dazu; es stieg ein lautes Getös' auf.
Dann zu Alkinoos sprach der göttergleiche Odysseus:
Weitgepriesener Held Alkinoos, mächtiger König,
Siehe, du rühmetest dich der trefflichsten Tänzer auf Erden,
Und du behauptest den Ruhm; mit Staunen erfüllt mich der Anblick.

§ 22.

Lykurgus und Solon.

1) In der späteren Zeit treten die ursprünglich allen Griechen gemeinsamen Grundsätze der Erziehung in zwei eigenthümlichen Richtungen in *Sparta* und *Athen* hervor. Man kann sie als die *dorische oder politische* und die *ionische oder humanistische Erziehung* bezeichnen. Die Spartaner erhielten ihre Gesetze und auch die Bestimmungen über die Erziehung von Lykurgus. „Von Lykurg aber, dem Gesetzgeber", so beginnt Plutarch seine Biographie desselben,

„läßt sich durchaus nichts behaupten, was nicht dem Zweifel unterworfen wäre; es gibt verschiedene Erzählungen über seine Herkunft, seine Reisen, seinen Tod und ebenso über seine Verfahrungsweise als Staatsmann und Gesetzgeber; am wenigsten von Allem ist man über die Zeit einig, in der er lebte." Seine Lebenszeit wird gewöhnlich um 880 v. Chr. Geburt gesetzt. Da die spartanische Erziehungsweise noch später öfter erwähnt wird, z. B bei Plato, und besonders von Plutarch und Xenophon in seiner Schrift von der Republik der Spartaner, so verweise ich hier auf meine Pädagogik, Th. I., S. 18 ff., und gebe über Lykurgus hier nur das, was Diodor in seiner geschichtlichen Bibliothek erzählt.

(Diodor, Historische Bibliothek, Bruchstück aus dem siebenten Buche.)

Lykurg besaß so hohe Vorzüge, daß, als er nach Delphi kam, Pythia folgenden Ausspruch that:

Siehe, du kommst, Lykurgus, zu meinem gesegneten Tempel,
Dich liebt Zeus und alle Bewohner olympischer Häuser.
Soll ich dich grüßen als Gott? als Menschen dich nennen? ich weiß nicht:
Eher jedoch ein Gott bist du, so glaub' ich, Lykurgus.
Was du gekommen zu bitten, gewähr' ich dir, gute Gesetze,
Wie man in keiner der anderen Städt' auf Erden sie findet.

Er fragte auch die Pythia, wie er die Gesetze einrichten müßte, um sie recht wohlthätig für die Spartaner zu machen. Als sie nun antwortete, er müßte die Anordnungen so treffen, daß ein Theil der Bürger gut regiere, der andere aber gehorche, so fragte er weiter, was jene zu thun hätten, um gut zu regieren, und diese um zu gehorchen. Darauf gab sie folgendes Orakel:

Zweifach laufen die Wege, sie scheiden sich weit von einander;
Hierher führet der eine, zum herrlichen Hause der Freiheit,
Dorthin jener, wo Knechtschaft wohnet, den Sterblichen furchtbar.
Hierher kommen die Wanderer nur durch heilige Eintracht
Und durch tapferen Muth; den Pfad nun weiset den Völkern,
Dorthin aber gelangen sie durch unseligen Hader
Oder der Feigheit Schuld; und den Weg meide vor allen.

Der Sinn war, man müsse vorzüglich für Erhaltung der Eintracht und Tapferkeit sorgen, weil nur dadurch die Freiheit bewahrt werden, und weil ohne diese, ohne die Unabhängigkeit, der Besitz von allem Anderen, was die Menge für ein Gut halte, nichts nützen könne. Alle diese Dinge gehören ja den Herrschern und nicht den Unterthanen; wenn man also sich selbst und nicht Anderen verschaffen will, was gut ist, so muß man zuerst Freiheit stiften. Für jene beiden Erfordernisse aber gebot das Orakel Sorge zu tragen, weil es nichts helfen kann, wenn man die eine Eigenschaft ohne die andere erwirbt; es ist umsonst, wenn die Bürger tapfer, aber uneinig, oder wenn sie durchaus gleichgesinnt, aber feig sind.

Derselbe Lykurg erhielt in Delphi ein Orakel, die Habsucht betreffend, in der Form eines Denkspruches:

Nur die Begierde nach Geld, sonst nichts wird Sparta verderben.

. . . . . .

Nun vom König mit goldenem Haar, des silberner Bogen

Fernhin trifft, von Apoll, ertönt' es in dampfender Kluft:[1])
Könige seien die Ersten im Rathe, die Göttergeehrten,
Welchen am Herzen die Stadt Sparta, die theuere, liegt;
Würdige Greise darauf, dann aber die Männer des Volkes
Sollen mit redlichem Sinn handeln im Wechselgespräch,
Immer beschließen, was gut, und nur vollführen, was recht ist,
Aber verkehrten Bescheid nimmer ertheilen der Stadt;
Sieg soll bleiben und Obergewalt in der Menge des Volkes.
So ward kund in der Stadt Phöbus entscheidendes Wort.

Die Lacedämonier wurden durch Lykurgs Gesetze aus einem schwachen Volke eines der mächtigsten in Griechenland, und sie behaupteten die Herrschaft über vierhundert Jahre. Nachher aber, als sie allmählich erschlafften und sich verführen ließen, (Gold- und Silber-) Münzen zu gebrauchen und Reichthümer zu sammeln, verloren sie die Herrschaft.

2) Die athenische Erziehung erhielt ihre Hauptrichtung durch die Gesetzgebung Solons. Solon war im Jahre 639 aus dem alten Königsgeschlechte der Kodriden geboren. Er hatte sich eifrig in den Ringschulen und den Künsten der Musen geübt, so daß er eine harmonische Ausbildung sich erworben hatte. In kurzen Sinnsprüchen in elegischem Versmaß legte er die Ergebnisse seines Nachdenkens über das menschliche Leben, die Aufgaben der verschiedenen Lebensalter ꝛc. nieder, durch welche sein Wahlspruch: „Nichts im Uebermaß!" sich kenntlich hindurchzieht. Er fand, als er zur männlichen Reife kam, das arme Volk unter dem harten Drucke der Adelsgeschlechter. Da jammerte ihn des Volks und er suchte Abhülfe seiner Noth. Zuerst verhalf er den Athenern wieder zum Besitze der Insel Salamis, deren Verlust das Volk um einen Theil seines Grundbesitzes gebracht und im Handel geschädigt hatte, er sühnte dann durch Epimenides die Blutschuld der Alkmäoniden, die wie eine schwere Last auf dem Volke lag, und wurde 594 durch das allgemeine Vertrauen zum Ordner des Staats berufen. Er suchte in seiner Verfassung mit großer Gerechtigkeit die verschiedenen Interessen auszugleichen, das Ueberlieferte möglichst zu schonen, aber auch neuen Entwickelungen freie Bahn zu eröffnen. Er hat durch seine Verfassung seinem Volke Kraft und Halt verliehen und die Grundlagen zur Entwickelung bürgerlicher Freiheit gelegt. Nachdem er die Verfassung gegeben, reiste er nach Aegypten und Cypern, mußte aber, heimgekehrt, dem Tyrannen Pisistratus, gegen den er vergeblich ankämpfte, weichen und starb 80 Jahre alt in Soli auf Cypern 559. Seine Verfassung ging nicht mit ihm unter, sie blieb auch während der Tyrannenherrschaft in den wesentlichen Stücken bestehen, überlebte die Tyrannis und wurde nach und nach weiter fortgebildet.

Neben dem Ackerbau förderte Solon auch die städtischen Gewerbe und das Handwerk; denn er brachte die Arbeit überhaupt zu Ehren, indem er es für schimpflich erklärte, wenn jemand der Armuth nicht durch Arbeit zu entgehen wisse. Deshalb bestimmten seine Gesetze, daß niemand wegen seines Gewerbes beschimpft werden dürfe, daß arme Eltern ihre Kinder ein Gewerbe lernen lassen sollten und daß Kinder, deren Eltern dies unterlassen hatten, nicht verbunden seien, diese im Alter zu ernähren, daß diejenigen, welche ein Gewerbe verstanden und doch müßig gingen, ehrlos sein sollten und daß jeder Bürger jeden unbemittelten Müßiggänger

[1]) Ueber dieser Kluft, deren Dämpfe die Pythia begeisterten, stand der Dreifuß der Pythia.

anklagen könne ꝛc. Ebenso reinigte und ordnete er die Staatsreligion und versuchte durch sie das ganze Volksleben zu heiligen. Er suchte auch die geistige Bildung zu heben, indem er für den correcten Vortrag der homerischen Gesänge durch die Rhapsoden sorgte und die Gesänge in den Dienst der Götter zog. Sein Bildungsideal war freie Entwickelung der körperlichen und geistigen Kraft für den Dienst des Volkes und zum fröhlichen Genuß der Güter, welche für Leib und Geist die Götter schenken. Seine die Erziehung berührenden Gesetze sind zum Theil nur Festsetzungen der von Alters hergebrachten Normen. Er erhielt dem Familienleben den religiösen Charakter, obgleich er selber das Weib für eine große Last hielt. Der Familie fiel vorzugsweise die Pflege der Kinder zu, während der Unterricht meist der Oeffentlichkeit angehörte. Die Einzelheiten der Erziehung in Athen lernen wir meist erst aus den späteren Schriftstellern kennen, wie denn überhaupt dieselbe durch die Sophisten, Sokrates, Plato u. s. w. weiter ausgebildet wurde; aber ihre Grundrichtung auf die harmonische Ausbildung von Geist und Leib empfing sie durch Solon's Gesetzgebung vorgezeichnet.

§ 23.

Pythagoras.

Die dorische Erziehung, wie sie in Sparta sich gestaltete, wurde durch die Pythagoräer weiter ausgebildet. Pythagoras, geboren um das Jahr 580 v. Chr. auf der Insel Samos, war ausgezeichnet durch Vorzüge des Körpers und Geistes. Sein Leben ist aber in ein mythisches Dunkel gehüllt. Nachdem er schon in Samos seinen Geist durch Mathematik, Geometrie und Musik gebildet hatte, und in die Weisheit der Naturphilosophen eingeführt war, welche das Wesen und die Ursache der Dinge in einem materiellen sinnlichen Grundstoffe, aus dem alles einzelne Sein hervorgehe, suchten, ging er auf längere Reisen, auf denen er in Griechenland, Kreta und Aegypten seinen Geist durch Kenntnisse bereicherte. Da ihm seine Heimath, wo der Tyrann Polykrates herrschte, keinen Raum für die Verwirklichung seiner Ideen bot, so siedelte er, etwa 50 Jahre alt, nach Kroton in Unteritalien über. Hier erwarb er sich durch seine auf Selbstbeherrschung gegründete und auf harmonische Durchbildung der geistigen und körperlichen Anlagen gerichtete Lebensweisheit, durch seinen ernsten, sittlichen Wandel, durch seine Mäßigkeit und durch das Bedeutsame seiner äußeren priesterlichen Erscheinung bald viele Anhänger, Freunde und Zuhörer. Auf einem Landgute legte er ein Collegium an. Die Prüfung der aufzunehmenden Knaben war streng, und einige Jahre blieben sie in herber Lehrlingsstellung, nur zum Hören und Schweigen berechtigt. Den Meister selbst bekamen sie während des Vortrages nicht zu sehen, sondern waren durch einen Vorhang von ihm getrennt. Erst die in den engeren Kreis nach mehrjähriger Beobachtung Zugelassenen durften fragen und das Gehörte niederschreiben. Ein furchtbares Gericht war die Ausschließung aus der Schule oder die für immer verweigerte Zulassung in den engsten Kreis. Der Unterricht begann mit Gedächtnißübung, in der auch Sinnsprüche, welche Pythagoras gern im Munde führte, gelernt wurden: dann nahm die Mathematik den jugendlichen Geist in strenge Zucht, die Grundlage aller Geistesbildung aber war die Religion. Es wurde ein strenges Ceremonialgesetz durchgeführt. Nur unbeschuht durfte man opfern und die Heiligthümer betreten. Jeder Tagesabschnitt wurde durch unblutige Opfer und Spenden bezeichnet. Zu der täglichen Abendandacht kamen noch besondere Buß- und Bettage. Alle

Berührung mit Unreinen wurde vermieden, daher weigerten sich die Pythagoräer, andern die Hand zu geben. Die Speisegesetze waren streng. Zur Reinigung der Seele diente auch die heilige Musik, welche allabendlich ertönte, um sich von den leidenschaftlichen Aufregungen des Tages zu klären. Fromme Selbstbetrachtung mit den Fragen: Worin versah ich's? Was that ich? Und was zu thun unterließ ich? beschloß den Tag. Die Aufnahme in den engeren Kreis der Erwählten wurde bezeichnet durch heilige Weihen, und die Lehre für dieselben wurde geheim gehalten.

Die Mitglieder des pythagoräischen Bundes, durch innige Freundschaft verbunden, suchten sich gegenseitig zu erziehen: im höchsten Ansehen stand der Meister selbst, dessen Wort als letzter Grund galt. „Er hat es gesagt!" stillte allen Streit. Der Bund hatte auch den Zweck, die Staaten umzugestalten und in ihnen die Besten zur Herrschaft zu bringen. Er hat in dieser Beziehung in Großgriechenland (Unteritalien) großen Einfluß geübt und die Städte maßvoll schön zu ordnen gesucht, bis er in blutigen Kämpfen unterlag und seine Glieder sich zerstreuten.

Der Pythagoräismus ist in seiner sittlichen Richtung die Blüthe der dorischen Erziehung, ihre Disciplin, Tagesordnung, gemeinschaftlichen Mahlzeiten, ihr Staatsideal u. s. w. erinnern vielfach an Sparta, nur ist nun Alles harmonischer gestaltet; denn nach Pythagoras ist die Welt selbst Harmonie und darum ist die Harmonie in allem das Ziel. Jeder Mensch muß streben, diese Harmonie in seiner Seele und in seinem Leben herzustellen, aber sie auch im Staate zur Geltung zu bringen. Unvollkommen und zum Uebermuthe geneigt sei der Mensch von Geburt, er müsse daher durch Erziehung von den angebornen Fehlern befreit und zur Reinheit des Herzens und Gemüthes erhoben werden. Dies geschehe durch Gewöhnung im Maßhalten in jeder Beziehung, durch innige Freundschaft mit anderen und durch gründliche Bildung. Die ganze Zucht der Jugend aber solle mild und freundlich sein. Durch Anregung des Ehrgeizes werde die Harmonie gestört, dagegen sei die Schamhaftigkeit die Quelle aller Tugenden. Zur Geistesbildung sei Schärfe und Gewandtheit des Verstandes, Forschungstrieb und Gedächtniß erforderlich. Das Schönste ist aber die Harmonie, das Stärkste die Einsicht, das Beste die Glückseligkeit, das Wahrste, daß die Menschen von Natur schlecht sind.

Pythagoras hat wahrscheinlich keine von ihm verfaßten Werke hinterlassen, da schon Aristoteles keine kannte; es haben dagegen sehr wahrscheinlich seine Schüler ihre Schriften ihm als Verfasser beigelegt. Nach dem Zeugnisse des Lysis soll er seiner Tochter Damo einige Schriften hinterlassen haben, so wie sich wohl glauben läßt, daß er seine Lehren nicht blos dem Gedächtniß seiner Eingeweihten überlassen haben wird.

Die vorzüglichsten Schriften, die man ihm beilegte, waren: vom Weltall (in Versen), von der Seele, von der Kindererziehung oder dem Unterrichte, von der Politik, von der Physik, von den Kräften der Arzneikräuter, vom rothen Meere u. a. m.

Von den Schriften, die noch jetzt unter seinem Namen bekannt sind, ist keine ächt. Es sind folgende: 1. Goldene Sprüche, welche gehaltvolle Sentenzen und Wahrheiten enthalten. Sie waren zur Selbstprüfung, Herzensbesserung und Befestigung im Guten bestimmt. Sie wurden in alten Zeiten sehr geschätzt. — Sehr wahrscheinlich sind sie eine Sammlung von pythagoräischen Grundsätzen und Lebensregeln verschiedener Männer und aus verschiedenen Gedichten derselben, welche man ihres gemeinnützigen Inhalts wegen zusammensetzte. Die Aehnlichkeit mit den Lehren Plato's ist darin nicht zu verkennen, daher scheinen sie erst nach Plato's Tod ge-

schrieben zu sein, da sie dieser nicht erwähnt. 2. Symbole, deren sich die Pythagoräer unter den noch nicht Eingeweihten bedienten. 3) Drei Briefe.

Auszug aus den goldnen Sprüchen der Pythagoräer.

Heilig sei dir die Pflicht, die seligen Götter zu ehren nach dem Gesetze, zu halten den Eid: die Helden und die Weisen auf Erden ehre durch Thaten nach Geboten.

Deine Eltern und die mit ihnen verwandt sind, verehre: wer Tugenden besitzt, den wähle zum Freunde.

Werke auf Worte der Sanftmuth und jegliche nützliche Thaten.

Hasse wegen kleiner Vergehen nicht zürnend die Freunde, kannst du es irgend.

Noth gibt zu allem das beste Vermögen.

Gewöhne dich zu herrschen: über den Magen zuerst, über Schlaf und über die Wollust, auch über Zorn. In Gesellschaft des Andern übe nichts Böses, auch nicht allein: und hege vor allem Scham vor dir selber.

Verehre Gerechtigkeit durch That, durch Rede des Mundes: auch gewöhne dich, mit Bewußtsein bei allem zu handeln.

O! erinnere dich oft, daß Sterblichkeit allen bestimmt ist.

Schätze pflegt man bald zu sammeln, bald auch zu darben.

Alle die Leiden, die Menschen durch göttliches Schicksal erdulden, trage, so viel von ihnen dir zustößt, geduldig und willig. Dabei geziemt sich, so viel es dir möglich ist, dich zu erheben; bedenke: niemals theilt das Schicksal vom Uebel dem Guten sehr viel zu.

Mancherlei menschliche Reden, die gut sind oder auch böse, fallen oft vor; doch erschrick nicht darüber, gib ihnen Macht nicht, dir die Hände zu binden.

Wird eine Lüge behauptet, schweig' nur.

Was ich jetzt rathe, daran halte dich bei allem: Niemand verführe dich, weder durch Worte noch durch Thaten, das zu thun und zu sagen, was selber dir irgend nicht frommet.

Ueberdenk' ehe du handelst, damit du nicht Thorheit verübest.

Das nur richt' ins Werk, das dich hernach nicht gereuet.

Uebernimm nichts, wovon du keinen Verstand hast; erlerne, was dir noch fehlet, dann wirst du seliger die Tage verleben.

Sorglos für die Gesundheit des Körpers zu leben, ist thöricht: bestimme dir Maß für Speise, für Trank, für Uebung: das aber nur nenne ich richtiges Maß, was wohl dir bekommt.

Uebe dich früh, mit Anstand und ohne Verschwendung zu leben.

Meide jegliche That, die Haß und Neid dir erwecket.

Sei nicht Verschwender zur Unzeit, unkundig jegliches Wohlstandes.

Unfrei handle nicht.

Das Maß ist bei allem das beste. Was dir schadet, vermeid', und denke, bevor du ans Werk gehst. Laß nicht süßen Schlaf auf deine Augen sich senken, ehe du dreimal des Tages Arbeit hast reiflich erwogen: worin fehlt' ich? was that ich? und welche der Pflichten versäumt' ich? geh' von der ersten an alle sie durch, und findest du prüfend, daß du klein gehandelt, dann schäme dich: gut, dann fühle dich!

Solcher Betrachtung widme du Arbeit, Mühe und Liebe, denn dann findest du die Spuren von dem Pfade der göttlichen Tugend.

Bei dem schwöre ich, der uns belehrte[1]: daß die Tetraktys[2] Quell der ewigen Natur sei. Auf dann! schreite zum Werke unter Gebet um Vollendung zur Gottheit, findest du Erhörung, dann wirst du unsterblicher Götter und sterblicher Menschen Wesen durchschauen, wie Alles verschieden und wieder eins ist. Wirst erkennen, wie es möglich sei, daß die Natur in Einklang sich befinde, wirst nichts hoffen, wo nichts zu hoffen ist, nichts wird dich täuschen. Wirst sehen, daß Menschen erdulden, was blos ihre Wahl ist. O der Unseligen, welche die nahen Güter nicht sehen, nicht beachten. — Erlösung vom Uebel verstehen nicht viele. Solch' ein Verhängniß schadet dem sterblichen Geiste, gleich einer Walze rollet er dahin und dorthin, mit zahllosen Leiden behaftet. – Schrecklich ist die Zwietracht, eine Gefährtin der Menschen, ihnen stets auf der Ferse; sie schadet heimlich; man entweiche ihr und fliehe sie.

Vater, Gott! du retteteſt alle von vielen der Uebel, zeigteſt allen, welch ein Schutzgeist ihnen zu Theil ward! Auf! fasse Muth, denn Menschen gehören zu Gottes Geschlecht, ihre geistige Natur belehret sie bei jeder Handlung; ihrer theilhaftig, wirst du vollführen, was ich dich lehre, und genesen, den Geist von Erdenleiden befreien. Wähle die hohe Vernunft zur Leiterin.

Wenn du, verlassend den Körper, zu höheren Regionen dich aufschwingst, wirst du unsterblich, ein Seliger, frei dann vom Tode.

§ 24.

Die Sophisten. Prodikus.

Die ältesten griechischen Philosophen gingen aus von der stillschweigenden Voraussetzung, daß unsere subjectiven Vorstellungen von der objectiven Wirklichkeit beherrscht und corrigirt werden müssen, sie suchten deshalb das Princip für ihre Philosophie in der objectiven Welt. Sie leugneten daher, obgleich sie vielfach wie Zeno die Wirklichkeit der Erscheinungswelt bestritten, nicht ein objectives Princip der Wahrheit, hatten es aber nicht finden können. Da traten die Sophisten, Weisheitslehrer, wie sie sich selbst im Gegensatze zu den alten Philosophen, den Weisheitsfreunden, nannten, auf und behaupteten, eine objective, allgemein gültige Wahrheit gebe es nicht, sondern für jeden einzelnen sei dasjenige wahr, was ihm als wahr erscheine. Der Erste, der dies Princip der Subjectivität aussprach, war Protagoras aus Abdera, geb. 480, gest. 412 v. Chr., der in Athen und in Sicilien Unterricht in der Redekunst, durch welche man den schwächeren Grund zum stärkeren machen und für und gegen Alles sprechen könne, ertheilte. Er behauptete: „Das Maß aller Dinge ist der Mensch", d. h. nach seiner eigenen Auslegung: „Die Dinge sind für mich so beschaffen, wie sie mir erscheinen, für einen andern so, wie sie ihm erscheinen." Es gibt daher weder ein festes und bleibendes, noch ein objectiv wahres

[1] Bei Pythagoras schwuren die Pythagoräer.

[2] Tetraktys ist ein Name Gottes bei den Pythagoräern, da nach ihrer Zahlenlehre die Vier die Mutter des realen Sinnes, die Zahl der ausgleichenden Wiedervergeltung ist.

und allgemein gültiges Erkennen, es gibt nur ein Vorstellen, nicht ein Wissen. Daraus folgt, daß man für Alles und gegen Alles sprechen kann. Auf das Gebiet des Rechts und der Moral hat Protagoras seinen Satz nicht übertragen, aber spätere Sophisten haben dies gethan. Sie sagten: Gut oder schlecht ist nichts an sich, sondern nur durch Satzung oder willkürliche Uebereinkunft, und in Betreff des Rechts: Wer in einem Staate, sei es durch Waffengewalt, sei es durch Redegewalt, die Macht habe, der gebe Gesetze nach seinem Nutzen, und was ein Machthabender auf solche Weise in seinem Interesse festgesetzt habe, das gelte als gerecht. Das Gerechte und Ungerechte ist nur Sache willkürlicher Menschensatzung, darum kann jeder, der die Macht hat, diese Satzung umändern. Um nun diese Macht zu erlangen, bildeten die Sophisten besonders die Redekunst aus, um den schwächeren Rechtsgrund zum stärkeren zu machen und um durch Ueberredung die entgegenstehende Satzung umzuändern. Sie bemächtigten sich aber auch anderer Berufssphären; denn während Gorgias während des peloponnesischen Krieges in Athen wie Protagoras vorzugsweise Rhetorik trieb, um Redner zu bilden, warf sich Protagoras auch als Jugendlehrer auf und viele andere Sophisten erwählten sich die Jugenderziehung zum Berufe, fanden aber, wie wir bei Aristophanes sehen werden, durch ihre neue Methode bei den Freunden alter Sitte als Jugendverführer viele Feinde. Andere Sophisten erklärten die alten Dichter, Hippias von Elis ertheilte Unterricht in den Naturwissenschaften, in Mathematik und Geschichte, Prodikus machte grammatische, besonders synonymische Untersuchungen. Allen gemeinsam aber war die Art, wie sie die Dinge anjahen, der Zweifel, der sich besonders gegen die Volksreligion wandte, so daß sie viel Aehnlichkeit mit den Aufklärern des vorigen Jahrhunderts haben. Ihr Verdienst besteht in der Ausbreitung von allerhand Kenntnissen unter dem Volke und allerdings auch in der Weckung des Selbstbewußtseins des Einzelnen, das sie aber als subjectives Meinen und Belieben zum Schaden der Wissenschaft und des sittlichen Lebens zum höchsten Maßstabe für Wissen und Handeln gemacht haben.

Der tüchtigste und achtbarste Sophist war Prodikus von der Insel Keos. „Weiser als Prodikus", war ein Sprüchwort. Neben seinen Untersuchungen über den Unterschied sinnverwandter Wörter, welche Plato häufig erwähnt, hat er auch Vorträge über Fragen aus der Sittenlehre, z. B. über die Wahl des Berufs, über die äußeren Güter und deren Gebrauch, über Leben und Tod ꝛc. gehalten, in denen ein feines sittliches Gefühl sich ausspricht. Vorzüglich berühmt war im Alterthum sein Vortrag:

„Herkules am Scheidewege."

(Prodikus bei Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates, Buch II, 1.)

21. Auch der weise Prodikus spricht sich in der Schrift über Herkules ebenso über die Tugend aus, indem er, soviel ich mich noch erinnere, ungefähr so sich ausdrückt. Er sagt nämlich: Als Herkules im Begriffe stand aus dem Knabenalter in das Jünglingsalter überzutreten, in welchem die Jünglinge schon selbständig werden und zeigen, ob sie den Weg der Tugend für ihr Leben wandeln werden oder den des Lasters, sei er an einen stillen Ort gegangen und habe sich da niedergelegt, unschlüssig, welchen von den beiden Wegen er einschlagen solle. 22. Da seien ihm zwei Frauen von hoher Gestalt erschienen, die auf ihn zukamen, die eine sowohl schön anzusehen als auch edel von Natur, den

Leib geschmückt durch Reinlichkeit, die Augen durch Schamhaftigkeit, die Haltung durch Sittsamkeit und mit einem Kleide von weißer Farbe angethan; die andere wohlgenährt bis zur Fleischigkeit und Weichheit, mit Farbe geschminkt, daß sie weißer und röther auszusehen schien, als sie wirklich war, und die Haltung so, daß sie gerader zu sein schien als von Natur; die Augen habe sie weit offen gehabt und ein Kleid von der Art, daß die Schönheit meist durchschimmern kann; sie habe wiederholt sich selbst betrachtet, aber auch sich umgesehen, ob nicht ein anderer sie beschaue, oft auch nach ihrem eigenen Schatten hingeblickt. 23. Wie sie aber näher zu Herkules gekommen seien, sei die zuerst genannte in der gleichen Weise weiter gegangen, die andere aber sei, um ihr zuvorzukommen, auf Herkules zugelaufen und habe zu ihm gesagt: Ich sehe, Herkules, daß du unschlüssig bist, welchen Weg du für dein Leben einschlagen sollst. Wenn du nun mich zu deiner Freundin machst, so werde ich dich auf den angenehmsten und bequemsten Weg führen, und du wirst nicht nur von dem Angenehmen nichts ungekostet lassen, sondern auch von dem Unangenehmen verschont fortleben. 24. Denn erstens wirst du dich nicht um Kriege noch um Geschäfte bekümmern, sondern stets nur darüber nachdenken dürfen, was du Angenehmes zu essen oder zu trinken finden kannst, was zu sehen oder was zu hören dich ergötzen, was zu riechen oder anzufühlen dich freuen, mit welchen Jünglingen umzugehen dir am meisten Genuß gewähren, wie du am weichsten schlafen, und wie du am mühelosesten dieses alles erlangen könntest.

25. Wenn aber einmal Besorgniß eintritt, es möchte dir an den Mitteln dazu fehlen, so darfst du nicht fürchten, daß ich dich dazu führen werde, durch Anstrengung und Erduldung von Beschwerden mit dem Körper und mit dem Geiste dir diese zu verschaffen, sondern was andere durch ihre Arbeit sich verdienen, von dem wirst du dann Gebrauch machen und nur nichts verschmähen dürfen, woraus man Gewinn ziehen kann: denn aus Allem Nutzen zu ziehen, gebe ich den mit mir Umgehenden die Erlaubniß.

26. Als Herkules dieses hörte, sagte er: Und welches ist dein Name, Weib? Sie antwortete: Meine Freunde nennen mich Glückseligkeit, meine Feinde dagegen nennen mich verunglimpfend Schlechtigkeit. 27. In diesem Augenblicke kam die andere Frau heran und sagte: Auch ich komme zu dir, Herkules, denn ich kenne die, welche dich gezeugt haben, und habe deine Anlagen bei deiner Erziehung kennen gelernt; darum hoffe ich, wenn du den Weg zu mir einschlagen würdest, so würdest du gewiß ein tüchtiger Vollbringer schöner und großer Thaten werden, und ich noch weit geachteter und reicher an Vorzügen erscheinen. Ich werde dich aber nicht durch Verheißungen von Vergnügen täuschen, sondern wie die Götter die Anordnung getroffen haben,[1]) die Sachen der Wahrheit gemäß vortragen.

---

[1]) Diese Wendung erinnert schon, wie auch die folgende Ausführung, an die Stelle in des Hesiodus Gedicht, Werke und Tage V, 287 ff.:

Siehe das Böse vermagst du auch schaarweis dir zu gewinnen
Ohne Bemüh'n; denn kurz ist der Weg und nahe dir wohnt es.
Vor die Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.

28. Von dem, was gut und schön ist, geben die Götter den Menschen nichts ohne Mühe und Fleiß, sondern willst du, daß die Götter dir gnädig seien, so mußt du die Götter ehren; willst du von Freunden geliebt werden, so mußt du den Freunden Gutes erweisen; wünschest du von irgend einem Staate geehrt zu werden, so mußt du dem Staate nützlich werden; verlangst du von ganz Griechenland wegen deiner Tugend bewundert zu werden, so mußt du um Griechenland dich verdient zu machen suchen; möchtest du, daß dir die Erde reichliche Früchte trage, so mußt du das Land bauen; glaubst du durch Viehheerden dich bereichern zu wollen, so mußt du für die Viehheerden sorgen; strebst du darnach, im Kriege dir Ruhm zu erwerben, und möchtest du im Stande sein, die Freunde zu befreien und die Feinde zu überwinden, so mußt du die Künste des Krieges nicht nur selbst von denen, welche sie verstehen, lernen, sondern auch darin, wie man sie anwenden müsse, dich üben: möchtest du endlich, daß dein Körper kräftig würde, so mußt du den Körper gewöhnen, dem Geiste zu gehorchen und unter Anstrengung und Schweiß ihn abhärten. 29. Hier fiel ihr die Lasterhaftigkeit in das Wort, wie Prodikus erzählt, und sagte: Merkst du, Herkules, was für einen mühseligen und langen Weg zum Lebensgenuß dir dieses Weib beschreibt? Ich dagegen werde dich einen bequemen und kurzen Weg zur Glückseligkeit führen. 30. Da sagte die Tugend: Was hast denn du Gutes, Elende, oder was kennst du Angenehmes, wenn du nicht etwas für dieses thun willst? Du erwartest nicht einmal das Verlangen nach dem Angenehmen, sondern füllst dich, ehe du ein Verlangen hast, mit Allem voll, issest ehe dich hungert, trinkest ehe dich dürstet: siehst dich, damit das Essen dir schmecke, nach Köchen um, schaffst, damit das Trinken dir schmecke, sowohl kostbare Weine dir an und rennst auch des Sommers herum und suchst Schnee; und schaffst dir, damit der Schlaf dir schmecke, nicht nur weiche Polster, sondern auch weiche Betten und weiche Unterlagen für die Betten an; denn nicht weil du arbeitest, sondern weil du nichts zu thun hast, verlangst du nach dem Schlafe: den Liebesgenuß aber erzwingst du, ehe du das Bedürfniß desselben fühlst, indem du alle Mittel anwendest und Frauen und Männer gebrauchst; denn so erziehst du deine Freunde: bei Nacht schändest du sie, und den besten Theil des Tages läßt du sie schlafen. 31. Obgleich eine Unsterbliche, bist du aus dem Kreise der Götter verstoßen und von rechtschaffenen Menschen verachtet; das Allerangenehmste, was man hören kann, dein eigenes Lob, bekommst du nicht zu hören, und das Allerangenehmste, was man sehen kann, bekommst du nicht zu sehen: denn du hast noch nie von dir selbst eine rühmliche That gesehen. Wer möchte dir glauben, wenn du etwas sagst, wer aushelfen, wenn du etwas bedarfst, oder wer, der Verstand hat, es über sich gewinnen, in die Genossenschaft deiner Verehrer zu treten, die, so lange sie jung sind, körperlich schwach, wenn sie aber älter geworden, geistig stumpf sind, die zwar ohne Mühe in der Jugend glänzen, aber

Lang auch windet und steil die Bahn zur Tugend sich aufwärts
Und sehr rauh im Beginn; doch wenn sie zur Höhe gelangt ist,
Leicht dann wird sie hinfort und bequem, wie schwer sie zuvor war.

mit Mühsal schmutzig durch das Greisenalter sich schleppen, dessen, was sie gethan, sich schämen und über das, was sie thun müssen, sich grämend, weil sie das Angenehme in der Jugend durchflogen und das Widrige für das Alter sich aufgespart haben. 32. Ich dagegen verkehre mit den Göttern, verkehre mit den Rechtschaffenen unter den Menschen; keine rühmliche That wird weder von den Göttern noch von den Menschen ohne mich vollbracht, und geehrt werde ich unter Allen am meisten, sowohl bei den Göttern als bei den Menschen, bei welchen geehrt zu werden sich geziemt; denn ich bin eine willkommene Mitarbeiterin den Künstlern, eine getreue Wächterin des Hauses den Herren, eine wohlwollende Beschützerin der Sklaven, eine rüstige Gehülfin bei den Arbeiten im Frieden, eine ausharrende Mitstreiterin in den Kämpfen während des Krieges, und die beste Genossin der Freundschaft. 33. Meinen Freunden ist der Genuß von Speisen und Getränken angenehm und mit keinen Umständen verknüpft; denn sie warten, bis sie Verlangen darnach empfinden: der Schlaf aber ist ihnen süßer als denen, welche sich nicht abmühen, und sie halten es weder für schwer, ihn verlassen zu müssen, noch unterlassen sie diesem zu Liebe das Nöthige zu thun. Und die Jüngeren sind vergnügt über das Lob der Aelteren, die Aelteren dagegen freuen sich der Ehrenbezeugungen der Jüngeren und erinnern sich nicht nur mit Vergnügen der früheren Thaten, sondern freuen sich auch, die gegenwärtigen gut zu vollbringen, da sie durch mich bei den Göttern beliebt, von ihren Freunden geschätzt und in ihrem Vaterlande geehrt sind; wenn aber das vom Schicksal bestimmte Ende kommt, so liegen sie nicht in Vergessenheit ungeehrt da, sondern leben gepriesen und gefeiert im Andenken ewig fort. Wenn du solchen Anstrengungen dich unterziehst, Sohn edler Eltern, Herkules, so kannst du in den Besitz der vollkommensten Glückseligkeit gelangen. 34. So ungefähr führt Proditus die Unterweisung des Herkules durch die Tugend aus. Ausgeschmückt aber hat er seine Gedanken mit noch prächtigeren Worten als ich jetzt.

§ 25.

Sokrates.

Die Sophisten hatten durch ihre Aufklärungsversuche das Herkommen und die Ueberlieferung erschüttert und hatten dagegen ihr subjectives Meinen und Belieben geltend gemacht. In diesem Streben ist allerdings die Forderung berechtigt, daß das, was der Einzelne als bindend anerkennen soll, sich ihm als vernünftig ausweise, aber falsch war, daß der einzelne Mensch nach seiner zufälligen Lust und Meinung die Dinge messen dürfe. Daher machte Sokrates gegen die Sophisten als höchstes Gesetz für Erkennen und Handeln geltend: der vernünftige Mensch, d. h. der Mensch, welcher den rechten Begriff von der Sache, von den wirklichen Eigenschaften und Verhältnissen der Dinge hat und durch diesen rechten Begriff sich in seinem Handeln leiten läßt, ist das Maß aller Dinge, beurtheilt Alles recht. Er untersuchte daher auch Alles wie die Sophisten kritisch, und darum wurde er öfter mit den Sophisten zusammengeworfen; aber seine Untersuchung führte zu denselben Resultate, zu welchem bisher der reflexionslose Glaube und unbefangene Gehorsam gegen die Gesetze geführt hatte, so daß der denkende Mensch aus eigener

Ueberzeugung ebenso urtheilen und handeln lernte, wie es die Sitte den gewöhnlichen Menschen unbewußt eingab.

Sokrates ist 469 v. Chr. in Athen geboren. Sein Vater Sophroniskus war ein Bildhauer, seine Mutter Phänarete eine Hebamme. Er soll anfangs die Bildhauerei betrieben haben, wandte sich aber im Verkehr mit philosophisch gebildeten Männern, ohne der Schüler eines bestimmten Philosophen zu werden, so daß er seine philosophische Denkweise selbständig ausbildete, der Philosophie zu. In einigen Feldzügen zeichnete er sich durch Tapferkeit und Ausdauer aus, und seine Schüler, besonders Xenophon, schildern ihn als ein Muster der Frömmigkeit, Selbstbeherrschung, Uneigennützigkeit und Charakterfestigkeit, und Plato behauptet, Seinesgleichen sei noch nicht dagewesen. Sein Aeußeres war wegen der breiten Schultern, vorgequollenen Augen, aufgestülpten Nase, dicken Lippen, des hängenden Bauches und großen Mundes unschön. Er schrieb sich ein Dämonion, eine innere Stimme, zu, die ihm zeigte, ob etwas zweckmäßig zu thun sei, und offenbarte, ob etwas guten oder bösen Erfolg habe. Seine wissenschaftliche und moralische Ansicht suchte er andern mitzutheilen und besonders die Jugend zu bilden. Darum unterhielt er sich früh und spät auf dem Markte, in den Gymnasien und Werkstätten mit Jünglingen und Männern über Lebensberuf und Lebenszweck. Da sein Treiben äußerlich viel Aehnlichkeit mit dem der Sophisten hatte, da er gegen manche demokratische Einrichtungen die strengeren Verfassungsformen der spartanischen Monarchie lobte, so wurde er, als nach dem Sturze der Oligarchen die demokratische Partei ans Ruder kam, von drei jungen Männern vor dem Volksgericht angeklagt, er glaube nicht an die Götter, an welche der Staat glaube, er führe neue Götter (Dämonen) ein und verderbe die Jugend. Sokrates vertheidigte sich mit dem Freimuth der Unschuld, wurde aber, da der politische Parteihaß ins Spiel kam, wenn auch nur mit geringer Stimmenmehrheit für schuldig erklärt. Er hätte auch jetzt noch der von seinen Anklägern beantragten Todesstrafe entgehen können, wenn er sich dem Urtheil unterworfen und eine andere Strafe beantragt hätte. Aber Sokrates sprach im Gefühle der Unschuld gegen diesen Richterspruch die Ueberzeugung aus, daß er öffentliche Speisung im Prytaneum verdient habe. Das erbitterte so sehr, daß er zum Tode verurtheilt wurde. Er verschmähete die Flucht, die ihm möglich gemacht wurde, und trank im Gefängniß den Schierlingsbecher 399 v. Chr. Geburt.

Sokrates hat selber keine Schriften hinterlassen, auch hat er nicht ein philosophisches System aufgebaut, sondern suchte durch seine Gespräche den Einzelnen zur Klarheit im Denken und zur Tüchtigkeit im Handeln zu erziehen, den Wissenstrieb zu wecken, zur Selbsterkenntniß anzuregen und zur vernünftigen Selbstbestimmung in allen Verhältnissen des Lebens anzuleiten. Dazu diente ihm die eigenthümliche Methode, die er bei seinen Belehrungen anwandte, die Ironie und die Mäeutik. Er wurde aber zu der Anwendung derselben geführt durch die Ansicht, wie man das, was wahr und gut ist, erkennen könne. Alles Vorstellen hat nämlich nach seiner Meinung nur dann Werth, wenn es zu einem klaren und wohlbegründeten Wissen von der Sache erhoben ist. Darum soll niemand über etwas eher entscheiden, als bis er weiß, was die Sache ist, um was es sich bei der Sache handelt, und selbst gewiß ist, daß er diese Kenntniß der Sache wirklich hat. Das Mittel nun, durch welches man zum klaren und wohlbegründeten Wissen kommt, ist nach Sokrates das begriffliche Erkennen der Dinge und ihrer Eigenschaften. Darum darf man sich nicht mit allgemeinen, unbestimmten und gedankenlosen Vorstellungen begnügen, sonst täuscht man sich selbst und andere. Darum weist er

denen, die nur Redensarten, unbegriffene überlieferte Meinungen vorbringen, durch Ausfragen und durch die unerwarteten Consequenzen, die er zog, und die Widersprüche, in die sie sich dadurch verwickelten, nach, daß sie nichts wüßten. Das ist die negative Seite seiner Methode, die Ironie, durch welche er seine Schüler von den falschen Vorstellungen zu befreien suchte. Er benutzte dabei die allergewöhnlichsten Dinge und Vorgänge und zeigte an ihnen, wie schwankend darüber die Ansichten seien. Wenn aber Sokrates Jemand zu dem Geständniß gebracht hatte: „Was ich wußte, hat sich widerlegt, ich weiß nichts", so zeigte er wieder durch fortgesetztes Fragen, indem er von Bekanntem und allgemein Zugestandenem ausging, und die Vorstellungen dessen, mit dem er sich unterredete, zergliederte und weiter entwickelte, daß er etwas wisse, was er vorher nur unbewußt in sich getragen hatte. Diese positive Seite seiner Methode nannte Sokrates die Mäeutik (Hebammenkunst), indem er sich mit seiner Mutter Phänarete, einer Hebamme, verglich. Er selbst sei nicht im Stande, so sagte er, Gedanken zu gebären, aber er könne Andern zum Gebären verhelfen und die hohlen Gedankengeburten von den gehaltreichen, die des Aufziehens werth seien, unterscheiden. Er bediente sich dabei der Induction, der Ableitung einer allgemeinen Wahrheit aus einer gewissen Anzahl gleichartiger Einzeldinge oder Einzelfälle. Er wies z. B., um zu zeigen, was Güte sei, nach, was man unter ihr in mehreren einzelnen Fällen versteht und schloß daraus, daß dies der Begriff für alle Fälle, der allgemeine Begriff sei. Er gewann dadurch den Vortheil, immer concrete einzelne Fälle, bereits Bekanntes und Geläufiges zur Grundlage nehmen zu können. Und so bediente sich auch Sokrates bei seinen Inductionen der trivialsten Beispiele aus dem alltäglichen Leben, so daß seine Gegner spotteten, er rede nur immer von Lastesseln, Schmieden, Schustern und Gerbern.

Durch dieses Verfahren suchte Sokrates nicht die Naturforschung und Mathematik zu befördern, sondern es war ihm darum zu thun „das Menschliche", das, was man wissen muß, um, wie es dem Menschen gebührt, in allen Sphären des Lebens zu Hause zu sein und vernünftig handeln zu können, zu erkennen. Daher hat er nicht nur zuerst eine Methode aufgestellt, um zu einem klaren und wohlgegründeten Wissen zu gelangen, so daß er von Aristoteles als der Erfinder der Definition gerühmt wird, sondern er hat auch diese Methode vorzugsweise dahin angewandt, das menschliche Leben mit allen seinen Verhältnissen und Aufgaben, die wahrhaft menschliche Tugend und Glückseligkeit erkennen zu lehren. So ist er der Begründer der Sittenlehre geworden. Da aber nach ihm alles richtige Handeln auf dem richtigen Wissen beruht, so beruht auch das sittliche Handeln nur auf der Erkenntniß des Guten. Wer das Gute kennt, thut es auch. Darum ist der oberste Grundsatz der sokratischen Ethik: die Tugend ist ein Wissen oder Weisheit, darum ist sie lehrbar und nur eine, aber auch das nothwendigste Erforderniß, um glücklich zu sein.

Da Sokrates seinen Schülern kein abgeschlossenes philosophisches System überlieferte, so gingen dieselben in verschiedenen Richtungen auseinander. Am tiefsten aufgefaßt hat ihn Plato. Dieser hat das reiche Geistesleben des Meisters zu einem vollständigen System der Philosophie fortentwickelt. Historisch am treuesten hat ihn, wie manche behaupten, Xenophon aufgefaßt.

Wir geben zur näheren Kenntniß des Sokrates einige Stücke aus Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates.

Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates.

Xenophon hat diese Schrift wahrscheinlich kurz nach dem Tode des Sokrates verfaßt, um denselben gegen die von seinen Anklägern vorgebrachten Beschuldigungen zu vertheidigen, und da diese besonders das Leben des Sokrates angriffen, so stellt er denselben aus eigener Erinnerung als den tugendhaftesten und glückseligsten Menschen dar und berichtet von seiner Philosophie nur so viel, als für diesen Zweck nöthig war, und zwar nur solche Gespräche, bei denen er selbst zugegen gewesen war.

Die Schrift besteht aus vier Büchern. Das erste Buch nimmt den Sokrates in Schutz gegen die Anklage, daß er die Götter des Staats nicht anerkenne und neue Götter einführe, Kap. 1, und daß er die Jünglinge verderbe, Kap. 2, und zeigt, daß Sokrates nicht nur selbst gottesfürchtig und mäßig gewesen sei, sondern auch andere dazu ermahnt, Kap. 3, und zu derselben zu führen verstanden habe, Kap. 4—7. — In dem zweiten Buche zeigt Xenophon, wie Sokrates Fehlende zurechtwies, ihnen den Werth der Entbehrung und Abhärtung, der Eltern, des Bruders und des Freundes zeigte, Kap. 1—4, und wie man sich bestreben müsse, seinen Freunden so viel als möglich werth zu sein, um ihre Liebe sicher zu besitzen, Kap. 5—6 und wie Sokrates selber sich gegen seine Freunde verhalten und sich ihrer angenommen habe, Kap. 7—10. — Das dritte Buch zeigt wie Sokrates Menschen in verschiedenen Berufsarten zur Tüchtigkeit verhalf, und zwar Feldherren, Kap. 1—5, Staatsmännern, Kap. 6—7, wie er Begriffe bestimmen lehrte, Kap. 8—9, wie er Künstlern den Begriff ihrer Kunst zeigte, Kap. 10, wie er Anderen gute Rathschläge und Zurechtweisungen ertheilte, Kap. 11—13, und wie er bei Mahlzeiten auf Einfachheit und Mäßigkeit drang, Kap. 14. — Das vierte Buch zeigt Sokrates im engeren Verkehr mit seinen Schülern und redet zuerst von den Forderungen, welche er an die geistigen Fähigkeiten seiner Schüler stellte, und von der verschiedenen Weise, wie er die verschiedenen Jünglinge und Männer für seinen Unterricht zu gewinnen suchte, Kap. 1—2; sodann handelt es von dem Grunde, welchen er durch die Lehre von der Gottesfurcht und Gerechtigkeit in den Gemüthern seiner Schüler legte, ehe er zu dem besonderen Unterrichte überging, Kap. 3—4: dann wird von den drei Hauptgesichtspunkten seines Unterrichts gehandelt, daß er seine Schüler tüchtiger zum Handeln, fertiger in der Erkenntniß und Entwickelung der Hauptbegriffe, gewandter in allen Verhältnissen und selbständig in dem zu machen suchte, was sie zu thun hatten, Kap. 5—8, und endlich zeigt das achte Kapitel, daß das Schicksal des Sokrates nicht gegen seine Behauptung spreche, daß die Gottheit ihm andeute, was er thun und lassen solle; denn er entging so den Beschwerden des Alters und erwarb sich noch durch die Art, wie er den Tod ertrug, hohen Ruhm.

Erstes Buch.

Kap. I, 10. Sokrates lebte stets in der Oeffentlichkeit; denn früh ging er in die Hallen und Gymnasien und zur Zeit, wo der Marktplatz voll ist, war er auf diesem zu sehen, und den übrigen Theil des Tages war er immer da, wo er die meisten Menschen zu treffen hoffen konnte; und gewöhnlich sprach er, und wer wollte, konnte zuhören. 11. Aber keiner sah jemals den Sokrates etwas Gottloses oder Unfrommes thun, noch hörte er ihn etwas dergleichen sagen. Denn nicht einmal über die Natur des Weltganzen sprach er so wie die meisten von den Anderen, daß er untersucht hätte, wie das, was die Philosophie Kosmos nenne,

eingerichtet sei, und nach welchen Gesetzen jede einzelne der himmlischen Erscheinungen entstehe, sondern er bezeichnete diejenigen, welche sich mit solchen Grübeleien abgaben, als Thoren. 12. Und zuerst warf er die Frage auf, ob sie denn die menschlichen Dinge schon zur Genüge zu wissen glaubten, daß sie daran gingen, solche Dinge zu erforschen, oder ob sie, wenn sie die menschlichen Dinge übergingen und über die göttlichen nachdächten, ihre Pflicht zu thun glaubten.

16. Er selbst dagegen unterredete sich stets über die menschlichen Dinge, indem er untersuchte, was fromm, was gottlos; was schön, was schändlich; was gerecht, was Besonnenheit, was Wahnsinn; was Tapferkeit, was Feigheit; was ein Staat, was ein guter Staatsmann; was Herrschaft über Menschen, was ein guter Herrscher über Menschen sei, und die übrigen Dinge, von denen er glaubte, daß die, welche sie wissen, rechtschaffene Männer seien, diejenigen aber, welche sie nicht wissen, mit Recht Sklavenseelen heißen dürften.

Kap. II. 1. Wundern muß man sich aber meines Erachtens auch darüber, daß jemand sich konnte bereden lassen, Sokrates habe die Jünglinge verderbt, er, der außer dem Gesagten erstens im Genusse der Liebe und im Essen und Trinken unter allen Menschen am enthaltsamsten, sodann gegen Winter und Sommer und alle Anstrengungen am abgehärtetsten war, ferner Weniges zu bedürfen so gewöhnt war, daß er, so klein auch sein Vermögen war, doch ganz leicht damit ausreichte. 2. Wie hätte er also, während er selbst ein solcher Mann war, andere entweder gottlos oder unbotmäßig oder schwelgerisch oder unmäßig im Genusse der Liebe oder gegen Anstrengungen weichlich machen sollen? Vielmehr brachte er Viele von diesen Fehlern ab, indem er in ihnen ein Verlangen nach der Tugend erweckte und ihnen Hoffnung machte, wenn sie auf sich selbst Sorgfalt anwenden würden, rechtschaffen zu werden. 3. Wiewohl er niemals sich dazu bekannte, Lehrer hierin zu sein; aber dadurch, daß er als ein solcher Mann bekannt war, erweckte er in denjenigen, welche mit ihm umgingen, die Hoffnung, wenn sie ihn sich zum Muster nehmen würden, so zu werden.

4. Ferner auch den Körper vernachlässigte er nicht nur selbst nicht, sondern billigte es auch nicht an denen, welche ihn vernachlässigten. Bei übermäßigem Essen nun sich übermäßig anzustrengen, verwarf er; so viel dagegen, als man mit Lust zu sich nimmt, gehörig auszuarbeiten, empfahl er; denn diese Lebensweise sei nicht nur vollkommen gesund, sondern hindere auch nicht an der Sorge für die Seele. 5. Er war aber auch nicht üppig noch prahlerisch, weder in der Kleidung, noch in der Beschuhung, noch in seiner übrigen Lebensweise; auch nicht geldgierig machte er die, welche mit ihm umgingen; denn von den übrigen Begierden suchte er sie abzubringen; von denjenigen dagegen, welche nach ihm selbst begierig waren, nahm er kein Geld. 6. Durch diese Uneigennützigkeit aber glaubte er für seine Freiheit zu sorgen; diejenigen dagegen, welche für ihren Unterricht Bezahlung nahmen, nannte er Seelenverkäufer an sich selbst, weil sie gezwungen seien, sich mit denen zu unterreden, von welchen sie sich haben bezahlen lassen. 7. Er wunderte sich aber, wie einer, der die Jugend zu lehren verspreche, Geld nehmen, und, statt den größten

Gewinn darin zu finden, wenn er einen rechtschaffenen Freund sich erwerbe, noch fürchten könne, der, welcher rechtschaffen geworden sei, möchte seinem größten Wohlthäter nicht dafür den größten Dank wissen. 8. Sokrates dagegen versprach zwar nie, einen etwas der Art zu lehren, aber er war überzeugt, daß die von den mit ihm Umgehenden, welche annehmen würden, was er empfahl, für das ganze Leben ihm und einander rechtschaffene Freunde sein würden. Wie könnte also ein solcher Mann die Jünglinge verderben? Es müßte sonst die Uebung der Tugend eine Verderbung sein.

Kap. III. 5. Durch seine Lebensweise aber hatte er Leib und Seele an eine solche Ordnung gewöhnt, bei welcher einer, wenn nichts Außerordentliches eintritt, getrost und sicher leben und nicht wohl wegen des Aufwandes in Verlegenheit kommen kann. Denn er lebte so einfach, daß ich nicht weiß, ob jemand so wenig mit seiner Arbeit sich verdienen kann, daß er nicht soviel bekäme, als für Sokrates hinreichend war; denn Brod nahm er nur so viel zu sich, als er mit Lust aß, und an das Essen ging er so vorbereitet, daß das Verlangen nach Brod ihm Zukost war. Jedes Getränk aber war ihm angenehm, weil er nicht trank, wenn er keinen Durst hatte. 6. Wenn er aber einmal auf Einladung sich entschloß, zu einem Gastmahle zu gehen, so war ihm das, was den Meisten die größte Mühe macht, sich vor Ueberfüllung zu hüten, etwas ganz Leichtes; denjenigen aber, welche dieses nicht vermochten, gab er den Rath, sich vor denjenigen Speisen, die zum Essen reizen, ohne daß man Hunger, und den Getränken, welche zum Trinken reizen, ohne daß man Durst habe, zu hüten, denn diese, sagte er, seien es, welche Magen, Kopf und Geist verderben. 7. Und er glaubte, setzte er scherzend hinzu, auch Kirke habe dadurch die Leute zu Schweinen gemacht, daß sie dieselben mit vielen dergleichen Speisen und Getränken bewirthet habe; Odysseus dagegen sei, weil er sowohl auf die Warnung des Hermes, als auch wegen seiner eigenen Selbstbeherrschung sich enthalten habe, zu viel dergleichen zu genießen, darum kein Schwein geworden. So scherzte er über dieses, während er in vollem Ernste redete.

Zweites Buch.

Kap. II. 1. Als er aber einmal bemerkte, daß sein ältester Sohn Lamprokles seiner Mutter zürnte, sagte er: Sage mir, mein Sohn, kennest du Menschen, welche undankbar genannt werden? Ganz gewiß, sagte der Jüngling. Hast du nun bemerkt, was diejenigen thun, welche man so nennt? Jawohl, sagte er, die, welche Wohlthaten empfangen haben, nennt man undankbar, wenn sie Dank dafür abstatten könnten und es nicht thun. Scheint es dir also nicht, daß man die Undankbaren unter die Ungerechten zählt? Es scheint mir so, sagte er.

2. Hast du aber schon einmal darüber nachgedacht, ob etwa, wie Freunde als Sklaven zu verkaufen, für ungerecht gilt, Feinde aber zu verkaufen für gerecht, so auch die Undankbarkeit gegen Freunde zwar ungerecht, gegen Feinde aber gerecht? Ganz gewiß, sagte er, und mir scheint, es habe einer Wohlthaten empfangen, von wem er wolle, sei es von einem Freunde oder von einem Feinde, wenn er nicht Dank dafür

abzustatten suche, sei er ungerecht. 3. Dürfte also nicht, wenn dieses sich so verhält, die Undankbarkeit eine ganz offenbare Ungerechtigkeit sein? Der Sohn gibt dies zu. Dürfte also nicht Einer um so ungerechter sein, je größer die Wohlthaten sind, die er empfangen hat und nicht Dank dafür abstattet? Er billigt auch dieses. Wen könnten wir nun finden, der von Jemand größere Wohlthaten empfangen hätte, als Kinder von ihren Eltern? Denn die Eltern haben ihnen, während sie nicht vorhanden waren, das Dasein gegeben und gemacht, daß sie alle die Schönheiten sehen und aller derjenigen Güter theilhaftig werden, welche die Götter den Menschen darbieten, die denn auch so überaus werthvoll uns zu sein scheinen, daß wir Alle nichts so sehr fürchten, als sie verlassen zu müssen, und daß die Staaten auf die größten Verbrechen den Tod als Strafe gesetzt haben, weil sie glauben, es gebe kein größeres Uebel, um durch die Furcht vor demselben der Ungerechtigkeit zu wehren. 4. Auch glaubst du doch wohl nicht, daß die Menschen, um ihre Wollust zu befriedigen, Kinder zeugen. Es ist aber auch offenbar, daß wir überlegen, von welchen Frauen wir die besten bekommen dürften, und mit diesen verbinden wir uns dann und zeugen Kinder. 5. Und der Mann ernährt diejenige, welche ihm Kinder zeugen soll und schafft für die Kinder, welche geboren werden sollen, zum Voraus Alles an, was er glaubt, das ihnen zum Leben dienlich sein könne, und zwar so reichlich, als er nur kann; die Frau aber nimmt nicht nur die Bürde auf und trägt sie beschwert und wegen ihres Lebens in Gefahr schwebend und ihr mittheilend von der Nahrung, durch welche sie selbst auch genährt wird, sondern auch wenn sie dieselbe unter vielen Beschwerden ausgetragen und geboren hat, ernährt und pflegt sie das Kind, ob sie gleich weder irgend eine Wohlthat vorher von ihm empfangen hat, noch das Kind weiß, von wem es Wohlthaten genießt, oder zu verstehen geben kann, woran es ihm fehlt, sondern selbst forschend sucht sie das, was ihm nützlich und angenehm ist, herbeizuschaffen und nährt es lange Zeit, bei Tag und bei Nacht sich keine Ruhe gönnend, ohne zu wissen, welchen Dank sie dafür bekommen wird.

6. Und die Eltern sind nicht zufrieden, die Kinder blos ernährt zu haben, sondern wenn diese groß genug zu sein scheinen, um etwas zu lernen, so lehren sie dieselben, was sie selbst Gutes für das Leben wissen: wenn sie aber glauben, daß ein Anderer geschickter sei, etwas zu lehren, so schicken sie dieselben zu diesem und sparen die Kosten nicht, und sorgen auf alle mögliche Weise dafür, daß ihre Kinder so tüchtig als möglich werden. 7. Darauf sagte der Jüngling: Aber wahrhaftig, wenn sie auch dieses alles gethan hat und noch vielmal mehr als dieses, so dürfte doch niemand ihr böses Wesen ertragen können. Da sagte Sokrates: Glaubst du, daß die Wildheit eines Thieres schwerer zu ertragen sei oder die einer Mutter? Ich glaube, sagte er, die einer Mutter, wenigstens einer solchen. Hat sie irgend einmal schon entweder durch Beißen dir etwas zu Leide gethan oder durch Treten, dergleichen von Thieren schon viele erduldet haben? 8. Aber, beim Zeus, sagte er, sie sagt einem Dinge, die man nicht für sein ganzes Leben hören möchte. Wieviel aber meinst du, sagte Sokrates, daß du dieser Unlust gemacht habest und Un

ruhe durch Geschrei und Unart von Kindheit an bei Tag und bei Nacht, wenn du dich nicht zufrieden geben wolltest, und wie viel Kummer, wenn du krank wareſt? Aber niemals, sagte er, habe ich ihr etwas gesagt oder gethan, dessen sie sich hätte schämen müssen. 9. Wie? meinst du, es sei schwerer für dich zu hören, was diese sagt, als für die Schauspieler, wenn sie in den Tragödien einander die ärgsten Dinge sagen? Nun, ich denke, da sie von denen, welche solche Dinge sagen, weder glauben, daß sie schelten, um wehe zu thun, noch daß sie drohen, um Schaden zuzufügen, so ertragen sie es leicht. Du aber weißt recht gut, daß deine Mutter, was sie auch zu dir sagen mag, nicht nur dabei es nicht böse meint, sondern sogar dir Gutes wünscht, so viel wie keinem Andern, und zürnst ihr dennoch? Oder glaubst du, deine Mutter meine es böse mit dir? Nein wahrhaftig, sagte er, dieses glaube ich nicht. 10. Da sagte Sokrates: Und diese, die es gut mit dir meint, und wenn du krank bist, so gut sie kann dafür sorgt, daß du wieder gesund werdest, und daß dir nichts abgehe, und die noch überdies für dich alles Gute von den Göttern erfleht und Gelübde bezahlt, soll lästig sein? Ich wenigstens meine, wenn du eine solche Mutter nicht ertragen kannst, so könntest du das Gute nicht ertragen. 11. Sage mir aber, fuhr er fort, glaubst du Andere ehren zu müssen, oder hast du im Sinne, keinem Menschen zu gefallen zu suchen oder zu gehorchen, weder einem Feldherrn noch sonst einem, der ein Amt hat? Nein, beim Zeus, sagte er. 12. Wirst du also nicht auch deinem Nachbar gefallen wollen, damit er dir nicht nur Feuer anzünde, wenn du dieses bedarfst, sondern auch zum Glücke dir die Hand biete, und wenn dich ein Unglück trifft, wohlwollend aus der Nähe dir zu Hülfe komme? O ja, sagte er. Ferner, würde es dir gleichgültig sein, ob ein Reisegefährte zu Wasser oder zu Land, oder der, mit dem du sonst zusammenträfst, dein Freund oder dein Feind wäre, oder glaubst du auch um das Wohlwollen dieser dich bemühen zu müssen? Allerdings, sagte er. 13. Diesen also willst du Aufmerksamkeit schenken, und deine Mutter, welche dich am meisten unter Allen liebt, glaubst du nicht ehren zu müssen? Weißt du nicht, daß auch der Staat sonst um keine Undankbarkeit sich kümmert noch darüber richtet, sondern es ungestraft hingehen läßt, wenn die, welche Wohlthaten genossen haben, keinen Dank dafür abstatten, wenn aber Jemand seine Eltern nicht ehrt, so setzt der Staat diesem nicht nur eine Strafe, sondern verwirft ihn und läßt ihn kein Amt bekleiden, weil er annimmt, daß weder Opfer für das Wohl des Staates auf gehörige Weise verrichtet werden würden, wenn dieser sie verrichtete, noch sonst etwas recht und nach Gebühr von diesem vollbracht werden könnte. Ja sogar, beim Zeus, wenn Jemand die Eltern gestorben sind, und er ihr Grab nicht schmückt, auch darnach fragt der Staat bei der Prüfung der Archonten. 14. Du also, mein Sohn, wirst, wenn du vernünftig bist, die Götter um Verzeihung bitten, daß du deine Mutter hintangesetzt hast, damit nicht auch diese dich für undankbar halten und die Lust verlieren, dir Wohlthaten zu erweisen; vor den Menschen dagegen wirst du dich in Acht nehmen, daß sie nicht merken, wie du deine Eltern vernachlässigest und alle dich verachten und du dann von Freunden verlassen dasteheſt; denn wenn sie von dir glauben würden, daß du

gegen deine Eltern undankbar seiest, so würde keiner hoffen, für Wohlthaten, die er dir erweisen würde, Dank zu empfangen.

Drittes Buch.

Kap. XII. 1. Zu Epigenes, einem Jünglinge aus seinem Umgange, welcher jung einen schwächlichen Körper hatte, sagte er: Wie bist du doch körperlich so vernachlässigt (ungeschult), Epigenes. Darauf sagte dieser: Ich bin allerdings ungeschult (in der Gymnastik), Sokrates. Sie geht dich aber um nichts weniger an, sagte er, als die, welche in Olympia wettkämpfen wollen; oder scheint dir der Kampf auf Leben und Tod, welchen die Athener anstellen werden, wenn es sich trifft, gering zu sein? 2. Und wahrlich nicht wenige verlieren wegen Körperschwäche das Leben in den Kriegsgefahren oder retten es auf schändliche Weise; viele werden deshalb lebendig gefangen und erdulden gefangen, wenn es sich so trifft, die schwerste Sklaverei, oder verbringen, nachdem sie in die schmerzlichste Noth gerathen sind und sich bisweilen mit mehr Lösegeld, als ihr Vermögen betrug, losgekauft haben, den Rest des Lebens in Mangel und Elend. Viele ziehen sich auch den üblen Ruf zu, daß sie wegen körperlicher Kraftlosigkeit feige seien. 3. Oder verachtest du diese Nachtheile der Schwächlichkeit, und meinst dergleichen leicht ertragen zu können? Und doch meine ich, viel leichter und angenehmer als dieses sei das, was derjenige aushalten muß, welcher sich bemüht, seinen Körper zu kräftigen, oder hältst du die Schwächlichkeit für gesunder und zu anderen Dingen nützlicher als die Kräftigkeit, oder achtest du das, was aus der Kräftigkeit entsteht, gering? 4. Und doch widerfährt ganz das Gegentheil denjenigen, welche einen kräftigen Körper haben, als denjenigen, welche schwächlich sind; denn die, welche den Körper gut halten, sind gesund und stark und viele retten sich dadurch aus den Kämpfen des Krieges ehrenvoll und entgehen allen Schrecknissen, viele auch helfen ihren Freunden und machen sich um das Vaterland verdient, so daß sie deshalb nicht nur der Anerkennung gewürdigt werden, sondern auch großen Ruhm erwerben und die schönsten Ehrenbezeugungen erhalten und ihr übriges Leben nicht nur angenehmer und schöner zubringen, sondern auch ihren Kindern bessere Mittel zum Leben hinterlassen. 5. Es ziemt dir nicht, weil der Staat nicht von Staatswegen die Uebungen für den Krieg betreibt, daß du sie auch für deine Person vernachlässigst, sondern daß du um nichts weniger dich darum bekümmerst; denn davon sei fest überzeugt, daß du sowohl in keinem andern Kampfe, als auch in keiner andern Verrichtung im Nachtheil sein wirst, wenn du deinen Körper besser übst; denn zu allem, was die Menschen thun, bedarf man des Körpers und bei allen Thätigkeiten, zu denen man des Körpers bedarf, ist es von großem Werthe, einen recht kräftigen Körper zu haben; 6. denn wer weiß es nicht, daß selbst in dem, worin man, wie du meinst, den Körper am wenigsten nöthig habe, bei dem Denken, viele in große Irrthümer fallen, weil sie keinen gesunden Körper haben? Aber auch Vergeßlichkeit, Muthlosigkeit, mürrisches Wesen und Wahnsinn befallen oft bei vielen den Geist wegen Körperschwäche, so daß sie sogar das, was sie wissen, vergessen. 7. Diejenigen aber, welche einen kräftigen Körper haben, sind

ganz sicher und stehen nicht in der Gefahr, daß sie solches wegen der Schwächlichkeit des Körpers leiden, sondern es ist anzunehmen, daß eher zum Gegentheil von dem, was durch die Schwäche eintritt, die Kräftigung gut ist. Was würde nun aber ein Verständiger nicht für das Gegentheil der erwähnten Uebel ertragen? 8. Es ist aber auch eine Schande, wegen Nachlässigkeit alt zu werden, ehe man sich gesehen hat, wie schön und kräftig man am Körper werden kann. Dies kann man aber nicht sehen, wenn man nachlässig ist; denn es pflegt nicht von selbst zu kommen.

Viertes Buch.

Kap. I. 1. So war Sokrates in jeder Sache und auf jede Weise nützlich, so daß dem, der zusah und nur mäßig beobachten konnte, offenbar wurde, daß nichts vortheilhafter war, als mit Sokrates umzugehen und bei ihm zu sein, wo nur und bei welchem Falle es auch sein mochte; da schon die Erinnerung an ihn, wenn er nicht da war, denen, welche gewöhnlich mit ihm umgingen und sich an ihn hielten, nicht geringen Nutzen brachte. Denn bei ihm war der Scherz so gewinnreich für seine Freunde, als der Ernst. 2. So sagte er oft, daß er einen liebe; aber man konnte wohl sehen, daß er nicht auf jugendliche Schönheit des Körpers, sondern auf Leute von edlen Anlagen des Geistes ein Auge hatte. Auf gute Anlagen schloß er nämlich, wenn einer schnell faßte, worauf er die Aufmerksamkeit richtete, im Gedächtniß behielt, was er gelernt hatte, und Trieb nach allen den Kenntnissen und Einsichten an den Tag legte, welche erforderlich sind, um sowohl dem eigenen Hause als dem Staate wohl vorzustehen, und auch überhaupt mit Menschen und im Menschenleben sich benehmen zu können. Denn er meinte, solche, bei denen sich diese Eigenschaften finden, würden, wenn sie Unterricht bekommen, nicht nur selbst glücklich werden und ihren Haushalt gut besorgen, sondern auch andere Menschen und ganze Staaten glücklich machen können. 3. Nicht auf dieselbe Art suchte er allen beizukommen. Denen, welche sich mit guten Naturanlagen begabt wähnten, denen aber das Lernen gleichgültig war, zeigte Sokrates, daß gerade die besten Köpfe den Unterricht am nöthigsten haben. Er zeigte ihnen an den Pferden, daß diejenigen, welche am meisten versprechen, weil sie muthig und rasch seien, nur dann auch die frömmsten und besten Pferde werden, wenn sie in Zeiten zugeritten werden; wenn aber dieses unterbleibe, die wildesten und schlechtesten. Auch die Hunde führte er an: die besten haben von Natur einen Trieb, sich etwas zu thun zu machen und auf das Wild loszugehen; werden sie nun abgerichtet, so werden sie die besten und nützlichsten Hunde zur Jagd; bleiben sie aber unabgerichtet, so werden sie läppisch, böse und widerspenstig. 4. Auf gleiche Weise verhalte es sich auch bei den Menschen. Je bessere Anlagen sie haben, desto muthiger seien sie an Geist und desto tüchtiger, was sie einmal angreifen, auch durchzuführen; desto besser und nützlicher werden sie daher auch, wenn sie durch Unterricht gebildet werden und lernen, was sie zu thun und zu lassen haben; sie wirken dann Vieles und Großes zum Besten ihrer Nebenmenschen; aber auch desto schlechter und verderblicher werden sie, wenn sie ohne

Unterricht und Bildung bleiben; außer Stande, zu beurtheilen, was sie zu thun und zu lassen haben, beschäftigen sie sich oft mit schlechten Dingen, und seien dann als Männer von hochfahrendem Geiste und heftiger Gemüthsart weder im Zaume zu halten noch abzubringen; daher stifte auch niemand mehr und größeres Unheil als sie. 5. Solche, die auf ihren Reichthum pochten und keine Bildung nöthig zu haben glaubten, in der Meinung, mit ihrem Reichthum überall zum Ziele gelangen und bei den Leuten sich in Ansehen setzen zu können, suchte er auf folgende Weise zurecht zu bringen. Es müßte einer ein Thor sein, sagte er, wenn er glauben wollte, er könne Nützliches und Schädliches unterscheiden, ohne es gelernt zu haben; und ebenso müsse einer ein Thor sein, wenn er, ohne diesen Unterschied machen zu können, sofort auch das Nützliche treffen zu können meinte, weil er mit seinem Reichthum sich kaufen könne, was er wolle: es müßte einer einfältig sein, wenn er, ohne das Nützliche treffen zu können, sich glücklich und sein Fortkommen gut oder hinreichend gesichert glaubte; einfältig müßte einer aber auch dann sein, wenn er durch seinen Reichthum glaubte, ohne auch nur das Mindeste zu verstehen, in etwas gut zu sein, oder ohne gut zu sein, in etwas glänzen zu können.

Kap. II. 1. Wie er sich aber gegen diejenigen benommen, welche die trefflichste Bildung genossen zu haben glaubten und auf ihre Weisheit sich etwas einbildeten, werde ich jetzt behandeln. Er wußte, daß Euthydemus, mit dem Beinamen der Schöne, einen großen Vorrath von Schriften der berühmtesten Dichter und Sophisten sich gesammelt hatte, und dadurch schon glaubte, an Weisheit weit über seinen Altersgenossen zu stehen, und sich große Hoffnung machte, als Redner und Geschäftsmann mit der Zeit Alles hinter sich zu lassen. Er wußte ferner, daß Euthydemus, weil er wegen seiner Jugend noch nicht in die Versammlungen Zutritt hatte, in einer Riemerwerkstätte in der Nähe des Versammlungsplatzes sich aufhalte, wenn er etwas durchgesetzt wissen wollte. Dahin ging er nun, und nahm einige seiner Freunde mit sich. 2. Als nun das erste Mal Jemand fragte, ob Themistokles durch den Umgang mit einem der Weisen oder durch natürliches Geschick sich so hoch unter seinen Mitbürgern gehoben habe, daß der Staat auf ihn sein Auge geworfen, wenn er eines rechten Mannes bedurfte? so sagte Sokrates, der den Euthydemus herausfordern wollte: Es sei doch einfältig, zu glauben, daß man zwar in den Künsten, welche wenig werth seien, nicht tüchtig werde ohne gute Lehrmeister; aber die größte Kunst von allen, die, einen Staat zu regieren, den Menschen von selbst komme. 3. Wiederum, als Euthydemus mit zugegen war, sah Sokrates, wie er sich aus der Gesellschaft beiseits machte und geflissentlich allen Anschein vermied, als ob er ihn um seine Weisheit anstaunte. Sokrates sagte daher zu den Uebrigen: daß dieser Euthydemus hier, wenn er einmal das gehörige Alter erreicht hat, wenn der Staat über etwas zu reden Erlaubniß gibt, nicht ermangeln wird, mit seinen Rathschlägen hervorzutreten, das läßt sich schon jetzt nach seinem ganzen Treiben erwarten. Er muß übrigens auf einen schönen Eingang zu seinen Volksreden bedacht sein; denn er gibt sich alle Mühe, ja nicht das Ansehen zu haben, als ob er von Jemand etwas lernte.

Offenbar wird er bei seinem ersten Auftritt also anfangen: 4. „Nie zwar, ihr Männer von Athen, habe ich von irgend jemand etwas gelernt, noch wenn ich von tüchtigen Rednern und Geschäftsmännern hörte, ihren Umgang gesucht, noch unter den Kunstverständigen mich um einen Lehrmeister umgesehen; sondern im Gegentheil, ich habe stets mich in Acht genommen, von jemand etwas zu lernen; sogar den Schein habe ich zu vermeiden gesucht. Dennoch, was mir von selbst in den Sinn kommt, will ich euch rathen." 5. Ein solcher Eingang würde sich besonders auch in dem Munde derjenigen gut ausnehmen, die bei dem Staate eine Anstellung als Aerzte suchen. Ganz zweckmäßig würden sie ihre Rede damit eröffnen: „Nie zwar, ihr Männer von Athen, habe ich von jemand die Heilkunde gelernt, noch irgend einen Arzt zum Lehrmeister zu bekommen getrachtet; denn ich hütete mich jederzeit sorgfältig auch vor dem Scheine, diese Kunst gelernt zu haben, geschweige denn davor, wirklich etwas von den Aerzten zu lernen. Aber macht mich immerhin zu eurem Arzte; ich will mir alle Mühe geben, durch Versuche an euch zu lernen." Alle Anwesenden lachten über diesen Eingang. 6. Da aber Euthydemus sichtbarlich nun auf das, was Sokrates sprach, aufmerksam wurde, aber noch sich in Acht nahm, selbst einen Laut von sich zu geben und durch das Stillschweigen sich das Ansehen eines denkenden Mannes zu geben glaubte, so sagte Sokrates, um ihm auch dieses abzugewöhnen: „Es ist doch sonderbar, daß diejenigen, welche die Zither oder die Flöte spielen, oder reiten oder sonst etwas dergleichen lernen wollen, in der Kunst, worin sie es zur Fertigkeit bringen wollen, unabläßig und nicht nur für sich und allein, sondern bei denen, die für die größten Meister darin gelten, sich üben und Alles sich gefallen lassen, um nur nichts gegen den Rath dieser zu thun, als ob sie anders unmöglich es zu etwas Rechtem bringen könnten; und daß dagegen von denen, welche Redner und Staatsmänner werden wollen, einige sich einbilden, sie werden ohne Vorbereitung und Uebung mit einem Male von selbst dazu tüchtig werden. 7. Gleichwohl sind diese Künste so ungleich schwieriger als jene, daß, wenn sie auch weit mehr Liebhaber finden, dennoch die Zahl derer, welche sie wirklich verstehen, weit kleiner ist, als bei den übrigen. Offenbar muß also auch die Uebung bei denen, welche für die letzteren sich bestimmen, weit häufiger und angestrengter sein, als bei denen, welche für die zuerst genannten sich entschieden haben."

8. Solche Reden führte anfangs Sokrates und Euthydemus hörte zu. Als aber Sokrates merkte, daß Euthydemus williger Stand hielt, wenn er sprach und aufmerksamer zuhörte, so kam er allein in die Riemerwerkstätte, und als sich Euthydemus zu ihm setzte, sagte er: Sage einmal, Euthydemus, hast du wirklich, wie ich höre, so viele Schriften der Männer, die man unter die Gelehrten zählt, beisammen? Und Euthydemus sagte: Ja, Sokrates; und ich setze die Sammlung noch fort, bis ich sie so vollständig als möglich bekomme. 9. In Wahrheit, sagte Sokrates, ich habe Achtung vor dir, daß es dir mehr um Schätze der Weisheit zu thun ist, als um solche von Gold und Silber; man sieht, du bist der Meinung, daß Gold und Silber die Menschen um nichts besser machen, hingegen die Lehren weiser Männer diejenigen, die in ihrem Besitze sind,

mit Tugend bereichern. Euthydemus hörte dies voller Freude, und meinte, Sokrates sei ganz einverstanden mit der Art, wie er sich der Weisheit befleißige. Dieser aber bemerkte, daß ihn dieses Lob schmeichelte und sagte: 10. „Auf was ist denn dein Augenmerk gerichtet, daß du dir jene Schriften sammelst?“ Als aber Euthydemus schwieg und sich auf eine Antwort besann, so sagte Sokrates weiter: Willst du ein Arzt werden? denn auch von Aerzten gibt es eine Menge Schriften. Und Euthydemus antwortete: Nein, wahrhaftig nicht. Oder willst du vielleicht ein Baumeister werden? denn auch dazu gehört ein belesener Mann. Keineswegs, sagte er. Oder willst du ein guter Geometer werden, sagte er, wie Theodorus? Auch kein Geometer, antwortete er. Oder willst du, sagte er, ein Sternkundiger werden? Als er auch dies verneinte, sagte er: Oder ein Rhapsode? denn du sollst ja auch die Gedichte des Homer alle besitzen. Nein, gewiß nicht, sagte er, die Rhapsoden haben zwar die Gedichte ganz genau im Kopfe, aber sie selbst sind die einfältigsten Leute von der Welt. 11. Da sagte Sokrates: Du wirst doch nicht etwa nach der Vollkommenheit streben, welche einen zu dem Berufe eines Staatsmannes und Staatswirthes und zu obrigkeitlichen Würden befähigt und in den Stand setzt, sich und anderen nützlich zu werden? Und Euthydemus antwortete: Allerdings ist es diese Vollkommenheit, nach der ich strebe. In der That, sagte Sokrates, die schönste Vollkommenheit und die größte Kunst, nach der man streben kann; es ist dies die Kunst der Könige, und sie heißt die königliche Kunst. Aber hast du schon erwogen, ob es möglich ist, es darin zu etwas zu bringen, ohne gerecht zu sein? Freilich habe ich dies erwogen, sagte er; ohne Gerechtigkeit kann man nicht einmal ein guter Bürger sein. 12. Nun, sagte er, hast du sie schon erworben? Ich meine, sagte er, o Sokrates, in der Gerechtigkeit niemand nachzustehen. Haben die Gerechten, sagte er, nicht auch ihre bestimmten Verrichtungen, wie die Zimmerleute zum Beispiel? Ganz so. Die Zimmerleute können uns ihre Verrichtungen vorzeigen: können nicht die Gerechten ebenso die ihrigen angeben? Euthydemus sagte: Meinst du etwa, ich werde die Aeußerungen der Gerechtigkeit nicht angeben können? Ja wahrlich, ich kenne auch die der Ungerechtigkeit; denn die kann man jeden Tag in Menge sehen und hören. 13. Nun, wenn es dir gefällt, sagte Sokrates, so wollen wir auf die eine Seite ein G(erechtigkeit) setzen und auf die andere ein U(ngerechtigkeit), und was wir dann als Aeußerung der Gerechtigkeit erkennen, soll unter G, und was wir zur Ungerechtigkeit rechnen, unter U zu stehen kommen. Wie du willst, sagte er. 14. Als Sokrates geschrieben, wie er gesagt hatte, fragte er: Kommt nicht unter den Menschen das Lügen vor? Allerdings, sagte er. Wohin, sagte er, setzen wir dieses? Offenbar, antwortete er, unter die Ungerechtigkeit. Findet sich unter ihnen nicht auch das Betrügen? Euthydemus: Freilich. Sokrates: Wohin setzen wir dieses? Euthydemus: Offenbar ebenfalls zur Ungerechtigkeit. Sokrates: Und daß sie einander Schaden zufügen? Euthydemus: Auch dieses. Sokrates: Und daß sie einander in die Sklaverei verkaufen? Euthydemus: Auch dies. Sokrates: Also zur Gerechtigkeit kommt nichts davon? Euthydemus: Das wäre schlimm. 15. Sokrates: Nun, wenn einer als Feldherr die Einwohner einer feindlichen

Stadt, die sich Ungerechtigkeiten gegen uns erlaubt hat, als Sklaven verkauft, können wir dieses Ungerechtigkeit nennen? Euthydemus: Nein, gewiß nicht. Sokrates: Werden wir es nicht vielmehr gerecht gethan finden? Euthydemus: Allerdings. Sokrates: Und wenn er sie im Kriege betrügt? Euthydemus: Auch dies ist gerecht. Sokrates: Wenn er ferner stiehlt und raubt das Eigenthum der Feinde, handelt er da nicht gerecht? Euthydemus: Allerdings. Aber ich glaubte anfangs, du habest bei deinen Fragen blos das Verhältniß gegen Freunde im Auge. Sokrates: So müßten wir also Alles, was wir unter Ungerechtigkeit gesetzt haben, auch unter Gerechtigkeit setzen? Euthydemus: Es möchte so scheinen.

16. Sokrates: Willst du nun, nachdem dies geschehen, daß wir unsern Satz so stellen, solche Handlungen seien zwar gerecht gegen die Feinde, aber gegen Freunde seien sie ungerecht; gegen diese müsse man gerade und offen sein? Euthydemus: Ganz einverstanden. 17. Sokrates: Nun gut; wenn ein Feldherr sieht, daß seine Leute keinen Muth haben, und er belügt sie, es seien Hülfstruppen im Anzuge, und macht durch diese Lüge den Soldaten wieder Muth, auf welche Seite haben wir diese Art von Betrug zu setzen? Euthydemus: Ich denke, unter Gerechtigkeit. Sokrates: Oder es hat Jemand ein Kind, das Arzneimittel bedarf und das doch keine nehmen will; er bringt ihm nun durch Betrug das Arzneimittel als Speise bei, und macht es so gesund: wohin müssen wir wieder diesen Betrug setzen? Euthydemus: Ich denke, wieder unter dasselbe. Sokrates: Ferner, dein Freund ist schwermüthig: du fürchtest, er möchte sich ein Leid thun, und du nimmst ihm ein Schwert oder sonst ein Mordgewehr heimlich oder mit Gewalt weg: wohin würde wieder dieses gehören? Euthydemus: In der That ebenfalls unter die Gerechtigkeit. 18. Sokrates: Du meinst also, auch gegen Freunde brauche man nicht durchaus gerade und offen zu sein? Euthydemus: Nein, wahrhaftig nicht, und ich nehme das Gesagte wieder zurück, wenn ich darf. Sokrates: Das mußt du allerdings dürfen, noch viel eher, als etwas an die unrechte Stelle setzen? 19. Um nun aber auf die zu kommen, welche ihre Freunde zu ihrem Nachtheil betrügen (denn auch diesen Fall dürfen wir nicht unerörtert lassen): Wer handelt ungerechter, wer es absichtlich oder wer es unabsichtlich thut? Euthydemus: Ach, Sokrates, ich traue meinen Antworten nicht mehr; denn auch das, wovon wir vorhin sprachen, sehe ich jetzt ganz anders an, als ich damals meinte. Aber dennoch will ich es sagen. Wer absichtlich die Unwahrheit sagt, handelt ungerechter, als wer es unabsichtlich thut. 20. Sokrates: Glaubst du, die Gerechtigkeit sei Gegenstand des Unterrichts und des Wissens, wie Lesen und Schreiben? Euthydemus: Ja. Sokrates: Und wer, glaubst du, daß sich darauf besser verstehe, wer absichtlich nicht richtig schreibt und liest, oder wer unabsichtlich? Euthydemus: Ich meinestheils glaube, der Erstere; denn wenn er wollte, könnte er's auch recht machen. Sokrates: Also wer absichtlich nicht richtig schreibt, soll sich darauf verstehen, und wer unabsichtlich nicht? Euthydemus: Unstreitig.

Sokrates: Wie ist es nun mit der Gerechtigkeit? weiß derjenige besser, was gerecht ist, der absichtlich lügt und betrügt, oder derjenige,

der es unabsichtlich thut? Euthydemus: Natürlich der, welcher es absichtlich thut. Sokrates: Aufs Lesen und Schreiben also, meinst du, verstehe sich derjenige besser, der weiß, wie man lesen und schreiben muß, als wer es nicht weiß? Euthydemus: Ja. Sokrates: Und so auch, wer weiß, was gerecht ist, sei gerechter, als wer es nicht weiß? Euthydemus: So muß ich sagen; aber ich weiß wieder nicht recht, wie ich dazu komme. 21. Sokrates: Nun, wenn Jemand doch die Wahrheit sagen will, und nie in seinen Aeußerungen über den nämlichen Gegenstand mit sich übereinstimmt, sondern wo er einen und denselben Weg zu zeigen hat, bald gegen Morgen, bald gegen Abend weist, und wo es um dieselbe Rechnung sich handelt, bald eine größere, bald eine kleinere Summe herausbringt, was hältst du von einem solchen? Euthydemus: Offenbar muß der nicht wissen, was er zu wissen glaubte. 22. Sokrates: Kennst du gewisse Leute, die man Sklavenseelen nennt? Euthydemus: Ja. Sokrates: Ist ihre Weisheit oder ihre Unwissenheit Schuld daran. Euthydemus: Natürlich ihre Unwissenheit. Sokrates: Etwa ihre Unwissenheit in der Schmiedekunst? Euthydemus: Gewiß nicht. Sokrates: Oder in dem Zimmerhandwerk? Euthydemus: Ebensowenig. Sokrates: Oder in dem Schusterhandwerk? Euthydemus: Alles dieses nicht; es findet eher das Gegentheil statt; gerade diejenigen, welche dergleichen Dinge verstehen, sind größtentheils Sklavenseelen. Sokrates: Ist demnach dieses etwa der Name für diejenigen, welche nicht wissen, was schön und gut und gerecht ist? Euthydemus: So glaube ich. 23. Sokrates: Muß man nun nicht alle seine Kräfte zusammennehmen, um kein Sklave zu werden? Euthydemus: Ich glaubte auch in der That, Sokrates, ganz auf dem Wege zu sein, auf dem man am besten alle Bildung erhalten könne, wie sie ein nach dem Schönen und Guten strebender Mann bedürfe. Aber wie meinst du, daß mir jetzt zu Muthe sei, da ich sehe, daß mir alle meine bisherige Mühe nicht einmal so viel hilft, um nur auf das, was ich gefragt werde, in den unerläßlichsten Gegenständen des Wissens Rede und Antwort zu geben; und ein anderer Weg, auf dem ich es weiter bringen könnte, ist mir gar nicht bekannt. 24. Sokrates: Sage mir doch, Euthydemus, bist du schon einmal nach Delphi gekommen? Euthydemus: Sogar schon zweimal. Sokrates: Fiel dir nicht irgendwo an dem Tempel die Inschrift auf: „Lerne dich selbst kennen." Euthydemus: O ja. Sokrates: Waren dir die Worte gleichgültig, oder achtetest du darauf, und nahmst Anlaß davon, dich selbst zu prüfen, wer du seiest? Euthydemus: Nein, wahrhaftig, das nicht; ich dachte auch, das wisse ich ja schon völlig und in der That könnte ich schwerlich sonst von etwas Kenntniß haben, wenn ich mich selbst nicht kennte. 25. Sokrates: Was heißest du, sich selbst kennen? Wenn einer nur seinen Namen weiß? oder wenn einer es macht, wie bei einem Pferdekaufe, wo man, um ein Pferd zu kennen, nicht zufrieden ist, bis man untersucht hat, ob es folgsam sei oder widerspenstig, stark oder schwach, schnell oder langsam, und wie es sonst in Beziehung auf die Vorzüge und Mängel, die bei der Brauchbarkeit eines Pferdes in Betracht kommen, beschaffen sei: wenn Jemand also auf ähnliche Weise vorher untersucht hat, wie es bei ihm mit der Brauchbarkeit für das Menschenleben stehe, und seine Eigenschaften

kennt? Euthydemus: Ja dies ist meine Meinung: wer seine Eigenschaften nicht weiß, der kennt sich auch nicht. 26. Sokrates: Ist es nun nicht offenbar, daß Selbstkenntniß den Menschen zum größten Vortheile gereicht, und Irrthum in Ansehung seiner selbst zum größten Nachtheile?

Wer sich selbst kennt, weiß, was für ihn gut ist, und kennt die Grenze, wie weit seine Kräfte reichen, und wie weit nicht; indem er nur das treibt, was er versteht, findet er sein nöthiges Auskommen und lebt glücklich; was er nicht versteht, läßt er sein, und bleibt dadurch nicht nur vor Fehlgriffen, sondern auch vor Unglück bewahrt; und da er eben deswegen auch Andere zu prüfen versteht, so weiß er auch durch Beihülfe Anderer seinen Vortheil zu fördern und gegen Nachtheil zu sichern. 27. Wer aber diese Kenntniß nicht besitzt, sondern über seine Eigenschaften sich in Irrthum befindet, dem geht es mit anderen Menschen und mit den menschlichen Angelegenheiten überhaupt ebenso: er kennt weder seine Bedürfnisse noch seine Geschäfte, noch die Menschen, deren er sich bedient; nichts als Mißgriffe macht er in allen diesen Hinsichten, verfehlt daher seinen Vortheil und stürzt ins Unglück.

28. Ferner, wer sich auf das versteht, was er treibt, erreicht seinen Zweck und erwirbt sich dadurch Achtung und Ehre; die Leute bedienen sich gern seiner Dienste; Andere, die sein Glück nicht haben, wünschen sich unter seine Leitung gestellt zu sehen, wählen ihn zu ihrem Vorstande und bauen auf ihn die Hoffnung ihres Glückes; und aus allen diesen Ursachen sind sie ihm mit unbegrenzter Ergebenheit zugethan. 29. Wer dagegen keine Kenntniß hat von dem, was er treibt, wer sich seine Aufgabe schlecht wählt und mit seinen Unternehmungen verunglückt, der kommt nicht nur schon insofern in Schaden und Strafe, sondern verliert deshalb noch alle Achtung, wird zum Gespötte und muß in Verachtung und Schande sein Leben hinbringen. Du siehst, daß es auch ganzen Städten nicht besser ergeht, wenn sie ihre Kräfte mißkennen, und mit einer überlegenen Macht Krieg anfangen: sie werden entweder zerstört oder ihrer Freiheit beraubt und unterjocht. 30. Euthydemus: Sei versichert, Sokrates, ich bin davon überzeugt, daß man sich anstrengen müsse, um sich selbst kennen zu lernen; aber darüber wünschte ich, wenn es dir gefällig wäre, noch Aufschluß von dir zu erhalten, wovon man bei der Selbstkenntniß ausgehen müsse. 31. Sokrates: Nun, das weißt du doch ohne Zweifel, was ein Gut und was ein Uebel ist? Euthydemus: Ja, gewiß; denn wenn ich dies nicht wüßte, so wäre ich ja noch elender als ein Sklave. Sokrates: Wohlan, so theile dich auch mir darüber mit! Euthydemus: Dies wird so schwer nicht sein; fürs erste ist Gesundheit selbst ein Gut, und Krankheit ein Uebel; sodann ferner die Speisen, Getränke, Beschäftigungen und Gewohnheiten, welche das Eine oder das Andere zur Folge haben; befördern sie die Gesundheit, so sind sie Güter; geben sie zu Krankheiten Anlaß, so sind sie Uebel.

32. Sokrates: Also auch Gesundheit und Krankheit sind Güter, wenn sie Gutes zur Folge haben, und Uebel, wenn Uebles? Euthydemus: Wann sollte denn Gesundheit Uebles zur Folge haben und Krankheit Gutes? Sokrates: Denke dir nur einen schimpflichen Feldzug oder eine

unglückliche Seereise. Ein Theil zieht mit, weil er gerade gesund und stark ist, und ist verloren; Andere werden durch Krankheit zurückgehalten und bleiben am Leben. Euthydemus: Du hast Recht; aber du siehst, daß Gesundheit aber auch Manchen in den Stand setzt, an vortheilhaften Gelegenheiten theilzunehmen, und Krankheit Manchen davon zurückhält. Sokrates: So ist also Beides bald nützlich, bald schädlich, und ebensowenig ein Gut, als ein Uebel? Euthydemus: Nach dem Bisherigen scheint es wahrhaftig so. 33. Aber Weisheit ist doch unleugbar ein Gut, Sokrates? Denn wo ist ein Geschäft, dem Jemand nicht besser obläge, wenn er weise, als wenn er unwissend ist?

Sokrates: Wie? Du hast nichts von Dädalus gehört, wie er wegen seiner Weisheit von Minos gefangen, bei ihm den Sklaven machen mußte; und des Vaterlandes und der Freiheit zugleich beraubt wurde; und als er den Versuch machte, mit seinem Sohne zu entfliehen, diesen verlor und auch für sich nicht entkommen konnte, sondern unter die Barbaren und damit aufs Neue in Sklaverei gerieth? Euthydemus: In der That, so erzählt man. Sokrates: Hast du ferner nicht gehört, wie es dem Palamedes erging? Von ihm heißt es ja allgemein, daß er durch Ulysses umgekommen sei, weil dieser seiner Weisheit wegen ihn beneidete. Euthydemus: Auch dies erzählt man. Sokrates: Und wie Viele meinst du, daß sonst um ihrer Weisheit willen vor den Perserkönig geschleppt worden seien, und in Sklaverei haben schmachten müssen? 34. Euthydemus: Es scheint, Sokrates, das unzweideutigste Gut sei die Glückseligkeit. Sokrates: Ja, wenn man sie nicht aus zweideutigen Gütern zusammensetzt. Euthydemus: Was soll denn bei der Glückseligkeit Zweideutiges sein? Sokrates: Gar nichts, so lange wir nicht Schönheit, Stärke, Reichthum, Ruhm oder sonst Etwas dergleichen in Verbindung mit ihr setzen. Euthydemus: Aber dies werden wir thun; denn wie ließe sich ohne diese Dinge eine Glückseligkeit denken? 35. Sokrates: So werden wir eben damit Dinge in Verbindung setzen, welche für den Menschen oft sehr traurige Folgen haben. Viele werden wegen ihrer Schönheit von denen verführt, welchen der Anblick eines schönen Menschen den Kopf verrückt. Viele Andere kommen wegen ihrer Stärke, weil sie an zu große Unternehmungen sich wagen, in keine kleinen Unfälle. Viele werden wegen ihres Reichthums durch Schmeicheleien und Nachstellungen ins Verderben gestürzt. Manche Andere hat ihr Ansehen und Einfluß im Staate in große Noth gebracht. 36. Euthydemus: Nun ja, wenn ich darin Unrecht habe, daß ich die Glückseligkeit für ein Gut erkenne, so weiß ich auch gar nicht, was man sich von den Göttern erbitten soll. Sokrates: Nun, du hast vielleicht über diese Gegenstände gar nicht nachgedacht, weil du glaubtest, du wissest sie aus dem Grunde; aber da du darauf ausgehst, dich an die Spitze eines demokratischen Staates zu stellen, so weißt du doch, was eine Volksherrschaft ist? Euthydemus: Allerdings. 37. Sokrates: Hältst du es nun für möglich, von Volksherrschaft einen Begriff zu haben, ohne vom Volke einen zu haben? Euthydemus: Nein, wahrhaftig nicht. Sokrates: Und was denkst du dir unter dem Volke? Euthydemus: Die Armen unter den Bürgern. Sokrates: So weißt du also, was die Armen sind? Euthydemus: Warum

sollte ich nicht? Sokrates: Weißt du auch, was die Reichen sind? Euthydemus: So gut, als was die Armen sind. Sokrates: Was nennst du denn arm, und was nennst du reich? Euthydemus: Arm nenne ich die, welche nicht genug haben, um zu bezahlen, was sie sollen, und die, welche mehr als genug haben, nenne ich reich. 38. Sokrates: Hast du nicht schon bemerkt, daß Einige mit einem ganz geringen Vermögen nicht nur ausreichen, sondern noch davon etwas erübrigen, und Andere wieder mit einem sehr bedeutenden nicht genug haben? Euthydemus: In der That, du hast ganz Recht, daß du mich daran erinnerst; ich kenne sogar Herrscher auf den Thronen, die, weil es nirgends bei ihnen zureichen will, gleich den Aermsten zu Ungerechtigkeiten genöthigt sind. 39. Sokrates: So müßten wir, wenn dem so wäre, die Herrscher unter das Volk setzen, und die minder Bemittelten, wofern sie nur Haus zu halten wissen, unter die Reichen?

Euthydemus: Auch dies muß ich einräumen, einzig wegen meiner Schwäche; ich sorge, es möchte das Beste sein, wenn ich schweige; denn es kommt darauf hinaus, daß ich schlechterdings Nichts weiß.

Und damit ging er ganz entmuthigt weg. Er hatte alle Achtung vor sich verloren und glaubte in Wahrheit ein Sklave zu sein. 40. Aber wenn Viele, denen es bei Sokrates ebenso ergangen war, hinfort ihm aus dem Wege gingen, woraus er dann ihre geistige Leerheit abnahm, so glaubte Euthydemus auf keinem andern Wege es zu etwas bringen zu können, als wenn er sich ganz an Sokrates hielte, und ließ auch nicht mehr von ihm, außer wenn die dringende Nothwendigkeit es erforderte; in einigen Stücken nahm er sogar seine Gewohnheiten an. Sokrates aber schonte ihn so viel als möglich, als er einmal sah, daß es so mit ihm stand, und theilte ihm mit aller Offenheit und Deutlichkeit sowohl die Kenntnisse mit, deren Besitz er bei Euthydemus für nothwendig hielt, als die Vorschriften, von deren Befolgung er sich am meisten Vortheile für ihn versprach.

Bei seinen Freunden auf Fertigkeit im Reden, auf Brauchbarkeit für das thätige Leben und auf Gewandtheit hinzuarbeiten, damit eilte Sokrates nicht; er glaubte vorher noch in ihnen den Grund zu einer richtigen Erkenntniß legen zu müssen. Denn ohne diese, meinte er, können jene Vorzüge nur dazu dienen, Jemanden zu noch größeren Ungerechtigkeiten zu verleiten und ihn in der Ausführung seiner unheilbringenden Pläne zu unterstützen. Vor Allem suchte er bei seinen Freunden eine richtige Erkenntniß von den Göttern zu begründen, leitete sie dann zur Gerechtigkeit an und bildete sie dann zu brauchbaren Menschen für das thätige Leben, in Betreff der Rede aber glaubte er, daß, wer einen richtigen Begriff von einer Sache habe, der sei auch im Stande, zu anderen recht zu reden. Zuletzt aber, als ihn Hermogenes erinnerte, in seinem Processe an die Vertheidigung zu denken (Kap. 8, 4), antwortete ihm Sokrates zuerst:

Scheint dir nicht, daß ich mein ganzes Leben hindurch mich darauf vorbereitet habe? Als aber jener ihn fragte: Wie? so antwortete er, daß er sein ganzes Leben lang nichts Anderes gethan habe, als das Gerechte und Ungerechte untersucht, das Gerechte gethan, das Ungerechte aber gemieden habe, welches er für die schönste Vorbereitung zu einer

Vertheidigung halte. 5. Jener aber antwortete wieder: Siehst du nicht, o Sokrates, daß die Richter zu Athen schon viele obschon Unschuldige durch ein Wort bewogen getödtet, viele Schuldige aber freigesprochen haben? Aber gewiß, sagte er ihm, o Hermogenes, habe ich schon Hand angelegt um eine Vertheidigung vor den Richtern zu überlegen, aber die Gottheit (das Dämonion) war dagegen. 6. Da sagte er ihm: Du redest wunderbare Dinge. Er aber sagte ihm: Du wunderst dich, wenn es Gott besser scheint, daß ich jetzt mein Leben beschließe? Weißt du nicht, daß ich bis auf diesen Tag keinem Menschen den Vorzug zugestehen möchte, daß er besser und angenehmer gelebt habe als ich? Denn ich meine, daß die am besten leben, welche am besten dafür sorgen, daß sie immer besser werden, am angenehmsten aber die, welche merken, daß sie besser werden. 7. Und dies habe ich bisher bei mir gefunden und auch, wenn ich mit anderen zusammentraf und mit ihnen mich zusammenstellte, beschloß ich, bei dieser Meinung von mir zu bleiben. Und nicht nur ich, sondern auch meine Freunde haben fortwährend diese Ueberzeugung von mir, nicht aus Vorliebe für mich, denn sonst würden auch andere von ihren Freunden ebenso urtheilen aus Vorliebe für diese, sondern weil sie selbst nicht besser werden zu können glauben als durch Umgang mit mir. 8. Würde ich noch länger leben, so müßte ich vielleicht die Lasten des Alters tragen; Gesicht, Gehör, Denken, Verstehen und Gedächtniß würden bei mir abnehmen, und andere, die mir bisher nachstanden, würden mir vorancilen. Und wenn ich dies nicht fühlte, so wäre mein Leben nicht des Lebens werth; fühlte ich es aber, wie könnte ich dann anders, als schlechter und unangenehmer leben? 9. Gesetzt dagegen, ich sterbe durch Ungerechtigkeit, so möchte wohl diejenigen, welche mich ungerechter Weise tödten, Schande treffen; denn ist überhaupt Ungerechtigkeit eine Schande, wie sollte nicht auch jede ungerechte Handlung eine Schande sein? Aber wie kann es mir Schande bringen, wenn andere zu schwach sind, in meiner Sache zu denken und zu handeln, wie es gerecht wäre? 10. Auch aus der Vorzeit stehen diejenigen, welche Ungerechtes sich erlaubten, nicht in demselben Lichte bei der Nachwelt, wie die, welche Ungerechtes erduldeten. Und so habe ich denn die Zuversicht, daß auch ich, selbst wenn ich jetzt sterben muß, Würdigung finde bei der Menschheit, nicht auf gleiche Weise wie meine Mörder. Ich habe die Zuversicht, daß mir stets das Zeugniß wird gegeben werden, ich habe nie einem Menschen Unrecht gethan, keinen schlechter gemacht, wohl aber stets mich bemüht, meine Freunde besser zu machen. So sprach er gegen Hermogenes und gegen die Uebrigen. 11. Und die, welche Sokrates kannten, wie er war, und Freunde der Tugend sind, die fühlten noch jetzt in sich die lebhafteste Sehnsucht nach ihm, als nach dem besten Führer auf dem Pfade der Tugend. Mir schien sein Geist und Charakter wie ich ihn geschildert, seine Gottesfurcht, die ihn nichts ohne die Einstimmung der Götter unternehmen ließ; seine Gerechtigkeit, nach der er niemand auch nur im Geringsten schadete, vielmehr die größten Dienste denen leistete, die mit ihm umgingen; seine Herrschaft über sich selbst, die ihn nie das Angenehme dem Guten vorziehen ließ; sein Verstand, mit dem er nie in Beurtheilung des Besseren und Schlechteren irrte,

und zur Entscheidung darüber keines anderen bedurfte, sondern sich selbst genug war; seine Fertigkeit, seine Gedanken mitzutheilen und in bestimmte Begriffe zu fassen, sowie auch andere zu prüfen, und wenn sie fehlten, zurechtzuweisen und zur Tugend und Rechtschaffenheit zu ermuntern: dieser sein Geist und Charakter schien mir das vollkommenste Bild eines trefflichen und glücklichen Mannes zu sein. Und wem dies nicht so dünkt, der stelle den Charakter eines anderen daneben und urtheile.

§ 26.

Aristophanes gegen Sokrates und die Sophisten.

Aristophanes, der Hauptvertreter der alten griechischen Komödie, trat in Athen zuerst als Schauspieler in den Stücken anderer Dichter auf und dichtete ungefähr in der Zeit von 429 bis 389 v. Chr. seine Komödien, welche das Leben seiner Zeit nach allen Richtungen des Lebens im Staate, in der Wissenschaft und Kunst in komischer Weise geißelten. Er bekämpft die Welt, welche sich ihm darbot stark in Begierden und schwach im Vollbringen, ein Volk von eigensüchtigen und streitsüchtigen Bürgern, leichtsinnig und aufgeblasen, ohne Gottesfurcht und Glauben, schwatzhaft, prahlerisch und eitel, indem er diesem Scheinwesen die Sitte und das Recht der alten Zeit und die altväterliche Frömmigkeit gegenüberstellt und die Nichtigkeit der eingebildeten Zwecke und Vorzüge und die Eitelkeit und Verkehrtheit der handelnden Personen zeigt. Wir haben es hier nur mit einer Komödie, den Wolken, zu thun.

Der Gegenstand der Wolken ist Sokrates und seine Schule, die den Sophisten gleichgestellt und als Träger der neuen verderblichen Zeitrichtung angesehen werden. Der Einfluß dieser Richtung auf das Volks- und Staatsleben wird dargestellt durch einen schlichten Landmann Strepsiades und dessen eitlen Sohn Pheidippides. Der erstere lebt und stirbt auf Alles, was er von jeher gehört und gelernt hat; sein Sohn aber, ein leichtsinniger und prunksüchtiger Mensch, verachtet das Spiel mit Worten und Begriffen, das in den Sophistenschulen und Gerichten getrieben wird und will nur lustig leben. Durch des Sohnes Reitliebhaberei kommt aber der Vater so in Schulden, daß er sich nicht mehr zu helfen weiß. Weil er nun schon von den Künsten und Kniffen der Sophisten gehört hat, so entschließt er sich, bei dem Großmeister derselben, dem Sokrates, Stunde zu nehmen, wie man seiner Schulden, ohne zu bezahlen, ledig werden könne. Er hat ganz andere Dinge gehofft, als er nun erfährt, da er in die Bearbeitung des Philosophen gerathen ist. Er muß die ganze Schule durchmachen, seine schlummernden Begriffe werden in amüsanter Weise zersetzt und der Aermste legt ein Stück seines guten Glaubens nach dem andern ab und harrt des großen Augenblicks, wo ihm plötzlich der große Gedanke der Erlösung von den Schulden aufleuchten wird. Aber vergebens. Da in der größten Pein, in welche ihn sowohl die geistige Armuth des Lehrers als seine Beschränktheit bringt, wird er seiner Unfähigkeit inne und entschließt sich, seinen Sohn zu schicken. Pheidippides geht endlich, durch viele Bitten des Vaters bewogen, in die Schule des Sokrates. Der Unterricht schlägt an, und er wird ein solch abgefeimter Sophist, daß er nicht nur dem Vater die Schuldner vom Halse jagt, sondern auch diesen selbst zum Hause hinausprügelt und ihm draußen beweist, wie er dies zu thun vollkommen berechtigt sei. Der Alte gibt sich mit seiner Tracht Prügel zufrieden. Als aber der Sohn in seiner Sophisterei auch die Pietät

gegen die Mutter vergißt, bricht der Alte in Zorn und Verzweiflung aus und steckt, indem er seine Thorheit verflucht, dem Sokrates mit seinen Denkern das Haus über dem Kopfe an. Die Wolken aber, welche als Chor der neuen Götter, die Sokrates lehrt, die Handlung begleiten, retten ihren Liebling Sokrates und löschen die Feuersbrunst.

Wir geben hier nach der Uebersetzung von Dr. Schnitzer (Stuttgart, Metzler 1842) den Abschnitt, da Strepsiades seinen Sohn Pheidippides in die Schule des Sokrates bringt.

Strepsiades. Pheidippides. Sokrates. (Straße.)

Strepsiades.

So bleibst du mir, beim Nebel! auch nicht mehr im Haus;
Dann geh' und iß an den Säulen des Megakles dich satt.[1])

Pheidippides.

Du Wunderlicher! Was ist dir, Vater, denn geschehen?
Du bist ja, beim olympischen Zeus! nicht recht bei Trost.

Strepsiades.

Da seht doch, seht: „olympischer Zeus!" o der Albernheit,
So alt zu sein und glauben noch an einen Zeus.

Pheidippides.

Ich möchte gern wissen, was du lachest.

Strepsiades.

Ich denke mir,
Wie kindisch du bist und solche Fabeleien glaubst!
Doch komm nur her, damit du einmal gescheidter wirst,
Und ich dich etwas lehre, das zum Mann dich macht;
Nur aber lehr' es einen andern nimmermehr!

Pheidippides.

Laß sehen! Was ist es?

Strepsiades.

Schwurst du eben nicht bei Zeus?

Pheidippides.

Ja wohl.

Strepsiades.

Bemerkst du nun, wie gut das Lernen ist?
Pheidippides, hör'! es ist kein Zeus — an seiner Statt
Regiert ein Wirbel, der den Zeus hat abgesetzt.

Pheidippides.

O wie du faselst!

Strepsiades.

Glaube mir, es verhält sich so.

Pheidippides.

Wer sagt dir solches?

[1]) Er soll durch seine Verschwendung auch den unermeßlichen Reichthum eines Megakles durchbringen.

Strepsiades.

Sokrates, der Melier[1])

Und Chärephon, der auf den Flohfuß sich versteht.

Pheidippides.

Und bist du so unheilbar überschnappt, daß du
Miltzsüchtigen Menschen Glauben schenkst?

Strepsiades.

Kein böses Wort!
Und kränke durch Verleumdung tüchtige Männer nicht,
Verständ'ge Leute, von denen nur aus Sparsamkeit
Nicht einer je den Bart sich scheert, noch je sich salbt,
Noch auch ein Bad betreten, sich zu waschen. Du
Verbadest mein Vermögen mir, als wär' ich todt.

Pheidippides.

Was lernte doch von denen Jemand Rechtes wohl?

Strepsiades.

Das wär'? Ei, was es Weises unter Menschen gibt.
Da wirst du sehn, wie ungeschickt und dumm du bist.
Doch halt! ein kleines Weilchen warte hier auf mich.

Pheidippides.

O weh! was mach' ich, wenn mein Vater von Sinnen ist?
Klag' ich ihn etwa vor Gericht der Verrücktheit an?
Bestell' ich lieber seiner Narrheit einen Sarg?

Strepsiades (kommt aus dem Hause zurück).

Sieh her und sage, wofür erklärst du diesen da?

Phidippides.

Für einen Spatzen.

Strepsiades.

Gut gesagt; und diese hier?

Pheidippides.

Für einen Spatzen.

Strepsiades.

Beide gleich? Wie lächerlich?
So sage nicht in Zukunft. Sondern diese hier
Benenne Spätzin, Spatzen aber diesen da.

Pheidippides.

Spätzin? Ist das die Weisheit, die man dich gelehrt,
Seit du hinein zu diesen Himmelstürmern gingst?

Strepsiades.

Noch vieles Andre; aber was ich jedesmal
Gelernt, vergaß ich Alters halber auch sogleich.

Pheidippides.

Und darum hast du den Mantel wohl auch eingebüßt?

---

[1]) Der Melier wird Sokrates wie aus Verwechselung genannt, aber die Absicht des Dichters ist, ihn durch die Erinnerung an den Melier Diagoras als Atheisten zu bezeichnen. Auch war die Herkunft aus Melos sonst unehrenvoll.

Strepsiades.

Nicht eingebüßt, verspeculirt nur hab' ich ihn.

Pheidippides.

Wo hast du die Schuhe hingebracht, du Kindischer?

Strepsiades.

Wie Perikles, hab' ich diese „zu gutem Zweck verthan.“ [1])
Doch geh' nur, eile, folge deinem Vater nur;
Dann laß den Rappen laufen. Weiß ich doch, wie ich
Dir folgte, da sechsjährig du warst und lispeltest,
Als für den ersten Heliastischen Obolos [2])
Ich dir an den Diasien kauft' ein Wägelchen.

Pheidippides.

Gewiß, du wirst es mit der Zeit noch sehr bereu'n.

Strepsiades.

Schön, daß du endlich folgest.

(Indem sie zum Hause des Sokrates hingehen.)

He da, Sokrates!
Komm doch heraus, da bring' ich meinen Sohn dir her,
Er ließ sich kaum bereden.

Sokrates.

Kindlich scheint er noch,
Und dieser Hängematten [3]) freilich ungewohnt.

Pheidippides.

O wärest längst schon du gewohnt, gehängt zu sein!

Strepsiades.

Geh zu den Raben! Flucheſt du dem Lehrer so?

Sokrates.

Sieh' nur, „gehenkt“; wie kindlich krächzt er noch das Wort,
Und zieht die Lippen auseinander fratzenhaft.
Wie lernte der wohl einem Spruche sich entziehen,
Prozeßerfindung, Gegengründeverdrehungen?
Gab doch Hyperbolos, dies zu lernen, ein Talent!

Strepsiades.

Nimm unbedenklich ihn in die Lehre; er hat Genie.
Schon als er noch ein Bübchen war, so hoch nur kaum,
Da baute daheim er Häuser, schnitzte Schiffchen aus,
Verfertigte sich aus Leder kleine Wägelchen,
Aus Aepfelschalen macht' er Frösche: du glaubst es nicht. —
Daß aber nur er jene zwei Beweise lernt!

[1]) Es handelte sich bei Perikles um 10 oder 20 Talente, über die er bei den Staatsausgaben nicht Rechenschaft ablegen wollte und die er mit den Worten: „zu gutem Zweck verthan“ entschuldigte.

[2]) Die Richter im Gerichtshof Heliäa erhielten einen, später drei Obolen.

[3]) Mit den Hängematten meint er die sophistischen Künste oder die wissenschaftlichen Instrumente oder das Philosophiren, wie er es trieb, überhaupt.

Den stärkeren, wer der sein mag, und den schwächeren,
Der lauter Unrecht redend wirft den stärkeren;
Wo nicht die beiden, den ungerechten doch, mit Fleiß.

Sokrates.

Da lern' er sogleich bei beiden Meistern in Person.

Strepsiades.

Ich will nun weggehn; darauf denke mir, daß er
Bald Allem, was gerecht ist, widersprechen lernt.

(Strepsiades und Sokrates, jeder nach seinem Hause ab.)

„Chorgesang fehlt."

Der gerechte Beweis; der ungerechte; Pheidippides; Chor.

Der gerechte Beweis.[1])

Tritt nur hervor und zeige sogleich
Der Versammlung dich; keck bist du genug.

Der ungerechte Beweis.

Wohlan, wo du willst. Denn nur um so mehr
Vor dem Volke vernichte mit Reden ich dich.

Der Gerechte.

Du mich? Wer bist du?

Der Ungerechte.

Beweis.

Der Gerechte.

Doch schwach.

Der Ungerechte.

Doch werf' ich dich nieder, der stärker als ich
Sich vermisset zu sein.

Der Gerechte.

Wie greifst du es an?

Der Ungerechte.

Stets neue Gedanken erfind' ich dazu.

Der Gerechte.

Der Unfug steht jetzt freilich im Flor
(Auf die Zuschauer deutend.)
Bei dem thörichten Volk.

Der Ungerechte.

Dem gebildeten Volk.

Der Gerechte.

Dich richt' ich zu Grund.

Der Ungerechte.

Wie machst du es wohl?

Der Gerechte.

Da ich rede, was Recht.

---

[1]) Der gerechte und der ungerechte Beweis stellen den sittlichen Charakter der alten und neuen Zeit dar. Die Scene ist dem Herkules am Scheidewege von Prodikus nachgeahmt.

Der Ungerechte.
Und ich stoße es um durch Gegenbeweis.
Ich behaupte, das Recht existirt gar nicht.
Der Gerechte.
Existirt gar nicht?
Der Ungerechte.
So sage nur, wo?
Der Gerechte.
Bei den Ewigen thront's.
Der Ungerechte.
Wenn also das Recht dort thronet, wie kommt's,
Daß Zeus, der Hand an den Vater gelegt,
Nicht längst schon hin ist?
Der Gerechte.
O pfui! wie wüst!
Jetzt wird mir's zu arg! Ein Becken mir her.
Der Ungerechte.
Stumpfsinniger Alter, begreifst nichts mehr.
Der Gerechte.
Schandbube der Lust, schamlosester Wicht!
Der Ungerechte.
Wie du Rosen mir streust!
Der Gerechte.
Schmarotzergesicht!
Der Ungerechte.
Mich mit Lilien krönst!
Der Gerechte.
Der den Vater erwürgt.
Der Ungerechte.
Du vergoldest mich gar, und merkest es nicht.
Der Gerechte.
Einst war es nicht so: sonst drückt' es wie Blei.
Der Ungerechte.
Jetzt ist es nun aber ein Schmuck für mich.
Der Gerechte.
Frech bist du genug.
Der Ungerechte.
Altväterisch du.
Der Gerechte.
Dein ist ja die Schuld,
Daß bereits kein Bub' in die Schule mehr will.
Die Athener werden dereinst einsehn,
Was du sie, die Thoren, gelehrt hast.
Der Ungerechte.
Wie du starrst vor Schmutz.
Der Gerechte.
Du lebst ja so flott!
Sonst war eine Zeit, da betteltest du,

Und verglich'st mit dem Mysier Telephos [1]) dich,
Der dort aus dem Schnapp-
Sack Pandeleteische [2]) Sprüche gekaut.

Der Ungerechte.

O der Weisheit, die — —

Der Gerechte.

O Verrücktheit, ja! —

Der Ungerechte.

Du mir da vorhältst!

Der Gerechte.

Die mit dir die Stadt
Theilt, welche dich nährt,
Damit du die Sitten der Jugend verderbst.

Der Ungerechte.

Den wirst du nicht lehren, du kronischer Tropf!

Der Gerechte.

Doch; will er noch anders gerettet sein,
Und nicht blos üben das schale Geschwätz.

Der Ungerechte (zu Pheidippides).

Komm her, laß diesem die Faselei.

Der Gerechte.

Weh dir, wenn du mir ihn nur anrührst!

Chorführerin.

Laßt euer Gezänk und die Schmähungen ruhn,
Und legt einmal dar,
Du, was du die Jugend vor Zeiten gelehrt,
Du zeige, wie jetzt
Man die Jungen erzieht: daß wenn er im Streit
Euch beide gehört, ihm bleibe die Wahl.

Der Gerechte.

Das will ich ja thun.

Der Ungerechte.

Auch ich will's thun.

Chorführerin.

Nun wohlan, wer nimmt als der Erste das Wort?

Der Ungerechte.

Das laß' ich ihm gern.
Aus dem, was selber er vorbringt, dann
Schieß' ich mit Wendungen neuester Form
Und Idee'n, wie mit Pfeilen, zu Boden ihn hin.

---

[1]) Telephos, der König von Mysien, wurde von Achilles verwundet, als die Griechen vor Troja sein Land verheerten, und da die Wunde nicht zu heilen war, kam er auf den Rath der Pythia: „Der dich verwundet, wird dich heilen", nach Thessalien, um seinen Helfer zu suchen. Euripides stellte ihn in einem Drama als Bettler mit dem Schnappsack dar.

[2]) Panteletos war ein Sykophant, heimlicher Ankläger, so daß Telephos hier als redefrecher Bettler erscheint.

Am Ende hernach, wenn er nur noch muckst,
So zerstech' ich Gesicht ihm und Augen so ganz,
Wie ein Hornissenschwarm, bis er völlig verkommt
An dem Stachel meiner Sophismen.

Erster Halbchor.

Nun zeigen bald beide, gewiß
Ihrer gewandten Künste
In Reden, im Denken und tief-
Sinnigen Silbenstechen,
Wer von den zwei'n heut' den Sieg
Davonträgt im Wortgefecht.
Alle Gefahr stürmet ja jetzt
Wider die Philosophie heran,
Hier, wo um sie den großen Kampf
Unsere Freunde kämpfen.

Chorführerin.

Nun wohlan denn, o, der du die ältere Zeit mit den löblichen Bräuchen gekrönt hast,
Laß hören das Wort, deß du dich erfreust, und erklär' uns deinen Charakter.

Der Gerechte.

So beschreib' ich denn euch, wie vor Alters einst die Erziehung der Knaben bestellt war,
Da ich in des Rechts Vortrage noch blüht' und die Sittsamkeit noch Gesetz war.
Zum Ersten, es durfte ein Knabengesicht da zu mucksen sich nicht unterstehen;
Da sah man sie wandeln die Straßen dahin zu der Citherschul' in der Ordnung,
Aus jeglicher Gasse die Schaar halbnackt, ob der Schnee auch fiele wie Mehlstaub;
Dort lernten sie dann auswendig ein Lied — nicht übergeschlagen die Beine —
Sei's „Pallas, die Städtezerstörerin, ernst", sei's „weitherschallende Klänge",
In gehaltenem Ton und gemessenem Takt, wie sich's von den Vätern vererbte.
Trieb einer da Scherze und Possen etwa und versuchte sich, Triller zu trällern,
Wie sie jetzt im Gebrauch nach des Phrynis[1]) Manier, halsbrechende Schnörkel und Sprünge,
Dem blühte von Schlägen ein tüchtiges Maß, da die heilige Kunst er entweihte.
Und saßen sie bei'm Ringmeister umher, dann mußte der Schenkel gestreckt sein,
Um den Blicken der Außenstehenden nichts Unziemliches offen zu zeigen.
Dann, standen sie auf, so verwischten sie schnell in dem Sande die Spur, zu verhüten,

[1]) Phrynis, ein Kitharaspieler aus Mytilene, welcher die alte Musik verweichlichte und künstlicher machte.

Daß Liebenden nicht der Natur Abbild von der Mannbarkeit Blüthe zurückblieb.
Da hätte sich auch kein Knabe gesalbt bis unter den Nabel; er ließ es,
Wenn über der Scham ihm der Milchflaum, zart wie die Woll' auf Quitten, erblühte.
Nie hätte da einer mit weibisch-zartmodulirtem Geflüster sich an den
Liebhaber geschmiegt, wenn er zu ihm trat, und durch Blicke sich selber verkuppelt.
Nicht war es dem Knaben erlaubt, über Tisch sich ein Köpfchen vom Rettig zu nehmen,
Noch auch vor dem Munde Erwachsenen weg vom Dill oder Eppich zu reißen,
Vom Fisch zu begehren, von Drosseln dazu, und die Bein' ineinander zu schränken.

Der Ungerechte.

Altväterisch Zeug, Dipolienbrauch, da man goldene Cicaden im Schopf trug,
Kekeidaskünste, Buphonienzeit.

Der Gerechte.

Doch dies ist's eben in Wahrheit,
Kraft dessen ein Marathonsheldengeschlecht einst meine Erziehung heranzog.
Du aber, du lehrest die Jugend von heut, sich in weite Gewänder zu wickeln,
Daß ich hängen mich möcht' an den Panathenä'n, wenn schreiten sie soll in den Kriegstanz
Und einer den Schild vor die Blöße sich hält, zur Schmach für die Tritogeneia;
Drum, Jüngling, entschließe dich, wähle beherzt mich stärkeren Hort des Beweises;
Dann weißt du fürwahr zu verachten den Markt, und den Bädern dich ferne zu halten,
Ueber schändliches Thun zu erröthen vor Scham, und — verhöhnt man dich, zu entbrennen;
Vom Sitze dich auch zu erheben sogleich, wenn ein würdiger Alter hereintritt.
Nie wirst du den eigenen Eltern alsdann zum Aergerniß werden, und sonst nichts
Unziemliches thun, wodurch du der Scham Abbild an dir selber beflecktest;
In der Tänzerin Haus nicht stürmen hinein, daß nicht für das wilde Verlangen
Ein Lustdirnlein dich mit Aepfeln[1]) bewerf' und den ehrlichen Namen dir raube;
Nie wirst du dem Vater bestreiten ein Wort, noch dämischer Alter ihn schelten
Und so schnöde ihm danken die Mühe, mit der er den Jungen gepflegt wie ein Küchlein.

Der Ungerechte.

Wenn du wirklich, o Knabe, dem Pinsel da glaubst, ich beschwör' es bei Gott Dionysos,

[1]) Aepfel sind der Aphrodite (Venus) heilig, so daß mit Aepfeln bewerfen gleich ist = eine Liebeserklärung machen.

Dann wirst du dem jungen Hippokrates gleich, und man wird Lappmemme dich heißen.

Der Gerechte.

Nein, jugendlich blühend und glänzend vielmehr wirst auf der Palästra du dastehn,
Kein Schwätzer des Markts, mit verdroschenem Witz, wie die heutige Jugend es umtreibt;
Vor Gericht nicht gezerrt um das leidige Recht eines Bettelhalunkenprocesses:
Nein, sondern hinab zu der Akademie lustwandelst du unter dem Oelbaum [1],
Um die Stirne den Kranz frischglänzenden Rohrs [2], mit dem biederen Jugendgenossen,
In dem Epheuduft und der Muße Genuß, von der blätterfäenden Pappel [3]
Am Tage des Lenzes erfreut, wann hold zu der Ulme der Platanos flüstert.
Wenn du dieses befolgst, was ich dir gesagt,
Und mit Eifer darauf stets merkest und denkst,
Dann schaffest du dir
Eine strotzende Brust, frischblühende Farb',
Und die Schultern gedrängt und das Zünglein kurz,
Hübsch großes Gesäß, hübsch kleines Geschöß.
Doch wenn du es treibst nach der neuen Manier,
So bekommst du vorerst
Blaßgelbes Gesicht, und die Schultern gedrückt,
Eine schmächtige Brust und die Zunge gedehnt,
Gar kleines Gesäß, gar großes Geschöß,
Und den Vortrag breit.
Er beschwatzt dich sogar, daß du Alles für schön,
Was schändlich ist, hältst, und für schändlich, was schön.
Und besudelt auch dich zum Beschlusse noch mit
Des Antimachos [4] säuischer Wollust.

Zweiter Halbchor (zum Gerechten).

Gegenstrophe.

O du, der thurmprangende, der
Strahlende Weisheit übet:
Wie duftet süß sittigen Ernsts
Blüthe in deiner Rede!
Drum ist wohl neidwerth das Glück
Der Vorfahren, die mit dir
Solches erlebt!

---

[1] Die heiligen Oelbäume der Athene waren auch in die Akademie verpflanzt.

[2] Das Schilfrohr war die den Dioskuren, Kastor und Pollux, eigenthümliche Bekränzung.

[3] Mit dem Laube der am Acheron wachsenden Pappel kränzte sich Herkules, als er den Cerberus aus der Unterwelt holte. Von dem Schweiße ward die untere Seite der Blätter weiß, und der heimkehrende siegreiche Herkules zog aus dem Kranze die Silberpappel, von der ausdauernde Helden und Jünglinge in den Gymnasien Ehrenkränze erhielten.

[4] Ein schöner Jüngling, der der Wollust mit Männern und Frauen ergeben war.

(Zum Ungerechten.)

Aber, o du,
Schmuckerer Kunst Meister! auf dies
Neues entgegnen mußt du; denn
Gut ist der Mann bestanden.

Chorführer.

Wohl schlagender Gedanken, scheint's, bedarfst du wider diesen,
Willst du ihn überbieten und nicht zum Gelächter werden.

Der Ungerechte.

Es schnürt mir wahrlich auch schon längst die Eingeweid', und sehnlich
Verlangte mich, durch Gegenred' ihm alles umzustoßen.
Denn eben darum wurd' ich ja der schwächere der Beweise
In unsrer Denkerei genannt, weil ich zuerst ersonnen,
Gesetz und Recht ohn' Unterschied gradaus zu widersprechen.
Und dieses gilt doch wahrlich mehr als viele Goldtalente,
Des Unrechts schwächere Gründe sich zu wählen und — zu siegen.

(Zu Pheidippides.)

Gib Acht, wie ich die Zucht, worauf er pocht, ihm widerlege:
Er sagt, im Warmen werd' ich dich zuerst nicht baden lassen.

(Zum Gerechten.)

Und welchen Grund nun hast du wohl, das warme Bad zu schelten?

Der Gerechte.

Weil nichts so ganz verderblich ist und feige macht die Männer.

Der Ungerechte.

Halt ein! — da hab' ich dich sogleich gefaßt, daß kein Entfliehn ist —
Nun sage mir, wer, meinst du, daß der tapferste der Söhne
Des Zeus gewesen sei, und wer bestand die meisten Kämpfe?

Der Gerechte.

Für tapferer als Herkules erkenn' ich wahrlich keinen.

Der Ungerechte.

Wo sahst du kalte Bäder nun, die herakleisch heißen?
Und wer doch war mannhafter je?

Der Gerechte.

Nun ja, das ist es eben,
Was, weil es sich den ganzen Tag vorschwatzen unsere Jungen,
Stets voll die Badehäuser macht und leer die Ringerschulen.

Der Ungerechte.

Dann tadelst du das Treiben auf dem Markt; ich aber lob' es.
Denn wär's so schlimm, so stellte wohl Homeros nicht den Nestor
Als Redner auf dem Markte dar, noch andre weise Männer.
Dies bringt mich auf das Zungenwerk, von welchem er behauptet,
Der Jüngling soll es üben nicht; das Gegentheil behaupt' ich.
Dann, sagt' er, sittsam müss' er sein: o ganz verkehrte Dinge!
Wem hast du denn durch Sittsamkeit wohl jemals einen Vortheil
Zu Gute kommen sehen? Sprich. Gern will ich widerlegt sein.

Der Gerechte.

O vielen. Hat doch ihrethalb Peleus[1]) das Schwert bekommen.

Der Ungerechte.

Ein Schwert? Das ist was Rechtes, das der arme Schelm gewonnen.
Der Lampenhändler Hyperbolos hat mehr als viel Talente
Mit wenig Sittsamkeit gemacht: wiewohl, bei Zeus, ein Schwert nicht.

Der Gerechte.

Doch auch bekam die Thetis er durch Sittsamkeit zur Ehe.

Der Ungerechte.

Die ihn darauf verließ und ging, weil er nicht ausgelassen,
Und nicht gefällig war, die Nacht im Bette durchzuwachen,
Ein solch Genäsche liebt das Weib. Du bist ein altes Roß, du!
(Zu Pheidippides.)
Nun sieh mir doch, mein lieber Sohn, was Sittsamkeit noch Alles
Begreift, und welcher Seligkeit du dann entsagen müßtest,
Den Knaben, Weibern, dem Becherspiel[2]), Schmaus, Trinkgelag, Gelächter:
Was ist dir noch das Leben werth, wenn alles dir versagt ist?
Genug. Ich wende mich sofort zur Macht des eignen Triebes.
Du fehlst, verliebst dich irgendwo, und wirst ertappt im Eh'bruch:
Du bist verloren, denn du kannst nicht reden. Hängst du mir an,
Freu' dich der Kraft, und hüpf' und lach', und halte Nichts für schändlich.
Und wirst beim Weibe du ertappt, entgegne so dem Manne:
Du habest Unrecht nicht gethan: kannst dich auf Zeus berufen,
Wie jener sich bezwingen ließ von Lieb' und schönen Frauen;
Und solltest du, der Sterbliche, wohl stärker als der Gott sein?

Der Gerechte.

Thut er's, und wird durchrettigt dann und abgelaugt mit Asche;
Hat dann er einen Beweis dafür, er sei kein Afterklaffer?

Der Ungerechte.

Und wenn er Afterklaffer wird, was schadet ihm's?

Der Gerechte.

Je nun, was kann ihm Aergeres denn begegnen noch?

Der Ungerechte.

Was sagst du, wenn du dieses wider mich verlierst?

Der Gerechte.

Ich werde schweigen. Was thät' ich noch?

Der Ungerechte.

Gut, sage mir:
Fürsprecher werden aus was für Art?

[1]) Peleus, welcher den Verführungen der Hippolyte, der Gattin seines Gastfreundes Akastos widerstanden hatte, wurde von dieser bei ihrem Manne beschuldigt, als habe er sie verführen wollen. Akastos ließ ihn zur Probe, ob er unschuldig sei, schlafend und waffenlos allein auf dem Pelion zurück. Da schickten ihm die Götter durch Hermes ein Schwert, von Hephästus gearbeitet, zur Vertheidigung gegen die wilden Thiere.

[2]) Becherspiel (Kottabos), ein Spiel, bei dem man Weintropfen niederfallen ließ, um an ihrem Schalle die Liebe zu errathen und zu erproben.

Der Gerechte.

Aus Afterklaffern.

Der Ungerechte.

Dacht' es doch.
Tragödienschreiber, aus was für Art?

Der Gerechte.

Aus Afterklaffern.

Der Ungerechte.

Recht gesagt.
Volksredner auch, aus was für Art?

Der Gerechte.

Aus Afterklaffern.

Der Ungerechte.

Aber sag',
Nun merkst du, wie du nichts gewußt?
Und auf den Bänken, welcher Art
Die meisten? Zähl'!

Der Gerechte.

Ich zähle sie.

Der Ungerechte.

Was findest du?

Der Gerechte.

Unendlich mehr, bei den Göttern, ja!
Sind Afterklaffer. Diesen da
Ich kenn' ihn wohl, und jenen dort,
Und auch den Buschkopf, diesen da.

Der Ungerechte.

Was sagst du nun?

Der Gerechte (zu den Zuschauern).

Verloren, o Besprungene,
Beim Himmel! Faugt
Einstweilen meinen Mantel auf,
Ich nehme zu euch den Ausreiß.

(Er wirft den Mantel über die Vorbühne hinab und thut, als ob er selbst nachkomme. Beide ab. Pheidippides bleibt allein zurück.)

Sokrates. Strepsiades. Pheidippides. Chor.

Sokrates.

Wie ist es? kommst du, deinen Sohn von hier zurück
Zu nehmen, oder lehr' ich ihn die Redekunst?

Strepsiades.

Ja, lehr' ihn, züchtige tüchtig ihn, und sei bedacht,
Ihm brav das Maul zu schärfen; für Prozeßchen zwar
Nur so den einen Backen erst: den andern dann
Zu rechtem Biß in wichtigern Verhandlungen.

Sokrates.

Getrost! Es wird ein tüchtiger Sophist aus ihm.

Pheidippides.

Als abgebleichten Schlucker, denk' ich, holst du ihn.

Chorführerin.

Nun tretet ab. Ich glaub', es wird dieses dich gereuen.

§ 27.

Isokrates Rede gegen die Sophisten.

Isokrates aus Athen lebte von 436—338. Er war ein geistreicher und talentvoller Mann, hatte im Umgange mit Gorgias, Sokrates und den Sophisten eine vortreffliche Erziehung genossen und widmete sich der Heranbildung junger Redner, die seiner Vaterstadt zum Nutzen und zur Zierde gereichen sollten. Er selber hat nicht öffentlich geredet, da ihm der Muth und das Geschick fehlte, in die politischen Angelegenheiten einzugreifen, aber die trefflichsten Redner Griechenlands, Isäus, Demosthenes u. s. w., hat er gebildet. Er gab der Redekunst eine praktische Richtung auf die öffentliche Staatsverwaltung und das Gerichtswesen, damit das Staatsleben sittlich gestaltet werde; denn er liebte sein Vaterland von ganzem Herzen. Das bewies auch sein Ende; denn als er den Ausgang der Schlacht bei Chäronea erfuhr, starb er freiwillig den Hungertod, um nicht den Untergang der griechischen Freiheit und Selbständigkeit zu überleben. Seine hinterlassenen Reden, die meist Schulreden und Muster für seine Schüler sind, zeichnen sich aus durch Glätte des Stils, Vollendung des Periodenbaues, Wohllaut der Sprache und kunstvolle Anordnung; und wenn dadurch auch bisweilen die Form dem Inhalte etwas Eintrag thut und man die große Mühe und Sorgfalt, welche die Ausarbeitung gekostet hat, durchfühlt, so erregten seine Reden doch gerade durch ihre technische Vollendung die Bewunderung der Mit- und Nachwelt, und durch seinen Einfluß wurde die rhetorische Kunst das unentbehrliche Vorstudium zur juristischen und politischen Vorbildung des Staatsmannes und zur schriftstellerischen Thätigkeit, so daß die Rhetorenschulen durch ihn die eigentlichen Bildungsstätten der athenischen Jugend wurden und die Schriften der Zeit ein rhetorisches Gepräge erhalten haben.

Von seinen Reden ist am berühmtesten der Panegyrikus (Lobrede) auf die Athener, an welcher er zehn Jahre gearbeitet und gefeilt haben soll. Sie wurde 380 bei den olympischen Spielen vorgetragen. Wir geben hier die Rede gegen die Sophisten, von denen er angefeindet wurde, da dem edlen, für das Wahre, Gute und Schöne begeisterten Manne, die Gemeinheit derselben, ihre Kunstgriffe, wodurch sie Niedriges und Schlechtes mit einem Scheine der Größe zu verhüllen, das Wahre aber herunterzuziehen suchten, verhaßt war, und er einzelne schon öfter angegriffen hatte. Sein ganzes Wesen machte ihn zu einem Gegner der Sophisten. Zur Abfassung der Rede gegen sie mochte ihn aber auch der Umstand veranlassen, daß durch das Treiben der Sophisten die Beschäftigung mit den Wissenschaften überhaupt und die Lehrer derselben in der öffentlichen Achtung sanken. Darum wollte er in ihr zeigen, daß das Studium der Beredsamkeit ein Bildungsmittel der Tugend sei; da wir aber die Rede wahrscheinlich nicht ganz besitzen, so fehlt die weitere Ausführung dieses Gedankens.

Der Inhalt der Rede ist folgender: die thörichten und übertriebenen Versprechungen der Sophisten haben die Beschäftigung mit den Wissenschaften überhaupt in üblen Ruf gebracht; denn

1) die Sophisten, welche sich mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigen, versprechen das Zukünftige zu lehren und zur Tugend und Glückseligkeit zu führen, verwickeln sich dabei aber in mancherlei Widersprüche;

2) diejenigen Sophisten, welche die Beredsamkeit lehren, versprechen, jeden ohne Rücksicht auf natürliche Anlagen die Redekunst wie die Buchstaben zu lehren, während doch dazu der Schüler gute Anlagen, Uebung und einen guten Lehrer bedarf;

3) die Sophisten, welche Lehrbücher der Rhetorik für die gerichtliche Beredsamkeit geschrieben haben, versprachen streiten zu lehren und gaben nur Vorschriften über die Beredsamkeit überhaupt.

Gegen die Sophisten.

1) Wenn Alle, welche Unterricht zu ertheilen unternehmen, wahr reden und nicht größere Versprechungen machen wollten, als sie später erfüllen, so würden sie nicht bei den Ungelehrten in schlechtem Rufe stehen; nun aber haben die, welche gar zu unvorsichtig zu prahlen wagen, bewirkt, daß diejenigen, welche es vorziehen, dem Vergnügen nachzuhängen, einen besseren Entschluß zu fassen scheinen, als die, welche sich mit dem Studium der Wissenschaften beschäftigen.

2) Denn wer sollte nicht erstens diejenigen hassen und zugleich verachten, welche sich mit den wissenschaftlichen Fragen abgeben und zwar vorgeben, sie suchen die Wahrheit, aber gleich im Anfange ihrer Versprechungen Unwahres zu sagen sich unterfangen? Ich denke nämlich, es sei allen einleuchtend, daß das Zukünftige vorauszusehen unserer Natur nicht zukommt, sondern wir von dieser Kenntniß so ferne sind, daß Homer, welcher den größten Ruhm als Weiser erlangt hat, sogar die Götter manchmal darüber berathen läßt, nicht weil er ihre Meinung kannte, sondern weil er uns zeigen wollte, daß das eins von den für Menschen unmöglichen Dingen ist.

3) Diese aber sind so weit in der Vermessenheit gegangen, daß sie die Jüngeren zu überreden versuchen, wenn sie zu ihnen in die Schule gehen, werden sie wissen, was sie zu thun haben, und durch diese Kenntniß glücklich werden. Und obgleich sie sich für Lehrer und Besitzer so großer Güter ausgeben, schämen sie sich nicht, drei bis vier Minen dafür zu fordern. Wohl würden sie, wenn sie irgend ein anderes Gut weit unter seinem Werthe verkauften, nicht widersprechen, daß sie nicht bei gesundem Verstande seien; während sie aber die ganze Tugend und Glückseligkeit so niedrig anschlagen, wollen sie doch als vernünftige Menschen Lehrer der anderen werden. Sie sagen zwar auch, sie bedürften keine Schätze, und nennen den Reichthum ärmliches Gold und Silber, aber doch streben sie auch nach kleinem Gewinne und versprechen, aus ihren Schülern Alles, nur nicht Unsterbliche zu machen. Das Allerlächerlichste aber ist, daß sie denen, von welchen sie ihre Belohnung erhalten sollen, mißtrauen, obgleich sie dieselben doch die Gerechtigkeit lehren wollen, bei solchen Leuten aber, deren Lehrer sie nie gewesen sind, das von den Schülern Vorausbezahlte hinterlegen, indem sie für ihre Sicherheit wohl besorgt sind, aber ihrem Versprechen zuwiderhandeln. Denjenigen nämlich, welche irgend etwas Anderes lehren, ziemt es zwar, vorsichtig zu sein wegen

derer, welche die Bezahlung streitig machen, (denn nichts hindert, daß die, welche in anderen Dingen tüchtig geworden sind, bei Verträgen unredlich handeln); ist es aber nicht ungereimt, daß die, welche in Tugend und Rechtschaffenheit andere unterrichten, nicht ihren Schülern am meisten trauen? Denn diese werden doch, wenn sie gegen andere rechtschaffen und ehrlich sind, nicht gegen die sich vergehen, durch welche sie es geworden sind.

4) Da nun manche von den Ungelehrten, wenn sie dieses Alles zusammennahmen, einsahen, daß die, welche die Weisheit vortragen und die Glückseligkeit lehren, selbst vieles bedürfen und von ihren Schülern eine Kleinigkeit einziehen, und die Widersprüche in den Worten zwar beobachten, in den Handlungen aber nicht erkennen, ferner von dem Zukünftigen zwar Kenntniß zu haben vorgeben, über das Gegenwärtige aber nichts Gehöriges weder zu sagen noch zu rathen vermögen, sondern daß diejenigen mehr übereinstimmen und mehr mit Glück ausführen, welche blos ihren Vermuthungen folgen, als die, welche die Wissenschaft zu besitzen vorgeben, so ist es, denke ich, natürlich, daß sie diese verachten, und glauben, diese Vorträge seien leeres Geschwätz und nichtswürdiges Gerede, aber nicht Bildung der Seele.

5) Nicht nur aber diese, sondern auch die, welche die Staatsberedsamkeit zu lehren versprechen, verdienen Tadel; denn auch diese bekümmern sich nicht um die Wahrheit und glauben, das sei die Kunst, so viele als möglich durch die Kleinheit ihrer Belohnung und die Größe ihrer Versprechungen anzulocken und etwas von ihnen zu bekommen; sie sind aber selbst so dumm und halten auch die Anderen dafür, daß sie, obgleich sie ihre Reden schlechter schreiben, als manche Ungelehrte aus dem Stegreife sprechen, doch versprechen, sie wollen ihre Schüler zu solchen Rednern machen, daß sie nichts, was sich über einen Gegenstand sagen läßt, übergehen. Und an dieser Fertigkeit räumen sie der Uebung und dem Talente des Schülers keinen Antheil ein, sondern behaupten, sie wollen auf gleiche Weise die Kenntniß der Beredsamkeit beibringen, wie die der Buchstaben, ohne zu untersuchen, wie es sich mit jedem dieser zwei Dinge verhält, und glauben, wegen ihrer übertriebenen Versprechungen werden sie selbst bewundert werden, und der Unterricht in der Beredsamkeit einen höheren Werth zu haben scheinen, ohne zu wissen, daß nicht diejenigen, welche von ihnen prahlerisch zu reden wagen, die Künste groß machen, sondern die, welche aufzufinden vermögen, was der Inhalt einer jeden ist.

6) Ich aber würde es höher anschlagen als großen Reichthum, wenn das Studium der Beredsamkeit so viel vermöchte, als diese sagen (denn vielleicht würden wir nicht am weitesten zurückgeblieben sein, noch am wenigsten davon zu genießen gehabt haben), da es sich aber nicht so verhält, so wollte ich, daß sie aufhörten, so albern zu schwatzen; denn ich sehe, daß nicht nur die, welche diesen Fehler begehen, die Schmähungen treffen, sondern auch alle anderen mit in schlechten Ruf kommen, welche dieselbe Beschäftigung treiben.

7) Ich wundere mich aber, wenn ich sehe, daß man sie für würdig hält, Schüler zu haben, sie, welche, ohne es zu ahnen, für etwas, das

aus dem freien geistigen Schaffen entspringt, eine Kunst, die in ihren Bestandtheilen und Gesetzen feststeht, als Beispiel anführen. Denn wer außer ihnen weiß nicht, daß die Buchstaben unveränderlich sind und immer dieselben bleiben, so daß wir beständig die gleichen Buchstaben als Zeichen für das Gleiche gebrauchen, daß es aber mit der Beredsamkeit gerade entgegengesetzt ist; denn was von dem Einen gesagt wurde, ist für den, welcher nach ihm spricht, nicht ebenso anwendbar, sondern der gilt für den Gewandtesten, welcher des Gegenstandes würdig spricht und ganz Verschiedenes von dem, was die Anderen sagten, aufzufinden vermag. Der beste Beweis ihrer Unähnlichkeit aber ist folgendes: die Reden nämlich können nicht gut sein, wenn in ihnen nicht die Umstände und die Angemessenheit und die Neuheit berücksichtigt ist, bei den Buchstaben ist nichts davon erforderlich. Daher würden die, welche solche Beispiele gebrauchen, mit weit größerem Rechte selbst eine Geldstrafe zahlen, als Geld bekommen, weil sie, die sie selbst noch sehr der Bildung bedürfen, die Anderen zu unterrichten unternehmen.

8) Wenn ich aber nicht nur andere tadeln, sondern auch meine Meinung aussprechen soll, so glaube ich, werden mir alle Vernünftigen beistimmen, daß viele, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten, fortwährend Ungelehrte blieben, manche Andere aber, welche nie bei einem Sophisten in die Schule gingen, im Reden und in der Staatsverwaltung tüchtig geworden sind. Denn die Fertigkeit im Reden und in allen Geschäften erlangen diejenigen, welche gute Anlagen besitzen, und welche sich durch Uebung Erfahrung erwerben; der Unterricht aber pflegt solche Menschen gewandter und im Erfinden geschickter zu machen, denn er lehrt sie dasjenige, auf welches sie jetzt durch Um- und Irrwege kommen, auf eine leichtere Weise erreichen; die aber, welche weniger gute Talente haben, wird er zwar nicht zu guten Rednern oder Bearbeitern von Reden bilden, aber sie weiter bringen, als sie von Natur sind, und in vielen Dingen verständiger machen.

9) Ich will aber, da ich bis auf diesen Punkt gekommen bin, noch deutlicher darüber sprechen. Ich behaupte nämlich, die Kenntniß von den Motiven, auf welchen alle Reden, die gesprochenen und die geschriebenen, beruhen, gehöre nicht unter die sehr schwierigen Dinge, wenn man sich nicht denen, welche leichtsinnige Versprechungen machen, sondern denen, welche etwas davon verstehen, anvertraut; welche davon man aber bei jedem Gegenstande wählen und mit einander verbinden und richtig anordnen soll, ferner daß man die passenden Verhältnisse nicht verfehle, sondern die ganze Rede auf eine angemessene Weise mit mannigfaltigen Gedanken ausstatte, und der Sprache durch die Composition Rhythmus und Wohlklang verleihe, das bedürfe vieler Sorgfalt und sei die Sache eines erstarkten und urtheilsfähigen Geistes, und es müsse der Schüler, außerdem daß er die nöthigen Talente besitzt, die verschiedenen Arten der Reden kennen und in ihrem Gebrauche sich üben, der Lehrer aber im Stande sein, sie so gründlich durchzunehmen, daß er nichts, was gelehrt werden kann, übergeht, im Uebrigen sich selbst als ein solches Muster erweisen, daß bei denen, welche sich nach ihm gebildet haben und ihn nachzuahmen fähig sind, sogleich sichtbar ist, daß sie blühender und an-

muthiger als die andern sprechen. Und wenn dies Alles zusammentrifft, so werden die, welche sich dem Studium der Beredsamkeit widmen, vollkommen werden, so weit aber etwas von dem Genannten fehlt, so weit müssen nothwendig die Schüler ungenügend ausgerüstet sein.

10) Die Sophisten nun, welche erst kürzlich auftraten und neulich auf diese Prahlereien verfielen, wenn sie gleich jetzt zahlreich sind, werden alle, wie ich wohl weiß, unter dieser Darstellung begriffen sein.

11) Es bleiben uns also noch die übrig, welche vor uns gelebt haben und die sogenannten Künste[1]) zu schreiben sich beifallen ließen, welche ich nicht ungetadelt vorübergehen lassen darf, da sie versprachen, sie wollten streiten (die gerichtliche Beredsamkeit) lehren, indem sie den gehässigsten Ausdruck wählten, welchen zu gebrauchen neidischen Menschen ziemt, aber nicht denen, welche einem solchen Unterrichte vorstehen, und zumal, da die Sache, soweit sie gelehrt werden kann, für die gerichtlichen Reden nicht mehr, als für alle anderen von Nutzen sein kann. Und sie waren um so viel einfältiger als die, welche sich in den wissenschaftlichen Fragen herumtummeln, als diese, obgleich sie so elende Reden halten, daß wenn einer im Handel ihnen folgen wollte, er sogleich in alle Uebel verfallen würde, doch von ihnen Tugend und Besonnenheit versprachen; jene aber, indem sie zur Staatsberedsamkeit ermunterten, um alles Andere, was Gutes daran ist, sich nicht bekümmerten, und sich als Lehrer der Streit- und Gewinnsucht ankündigten. Und doch möchten denen, welche die Vorschriften dieses Unterrichts in der Redekunst befolgen wollen, sie weit eher zur Rechtlichkeit, als zur Beredsamkeit nützlich sein. Niemand glaube, ich behaupte, daß die Gerechtigkeit gelehrt werden könne; denn ich bin der Meinung, es gebe überhaupt keine solche Kunst, welche denen, die von Natur geringe Anlagen zur Tugend haben, Mäßigung und Gerechtigkeit einflößen könnte; das jedoch glaube ich, daß die sorgfältige Beschäftigung mit der Staatsberedsamkeit am meisten zur Aufmunterung dazu und zur Uebung darin beiträgt.

12) Damit es aber nicht scheine, ich mache die Versprechungen der Anderen zunichte, sage aber selbst mehr, als an der Sache ist, so glaube ich, durch dieselben Gründe, wodurch ich mich selbst überzeuge, daß es sich so verhält, auch den Anderen es deutlich machen zu können.

§ 28.

Plato.

Der bedeutendste Schüler des Sokrates war Plato. Er hat des Sokrates philosophische Ansichten zu einem gegliederten System fortentwickelt, indem er auch die Physik hineinzog und die Methode der Begriffsbildung zu einem Systeme der an sich wahren und realen Begriffe des gesammten Daseins, der Ideen, fortbildete. Er ist 429 v. Chr. zu Athen geboren und gehörte zu einer sehr reichen und angesehenen Familie, welche väterlicherseits ihren Ursprung auf Kodrus, mütterlicherseits auf Solon zurückführte. Es ist daher erklärlich, daß Plato in politischer Beziehung entschieden aristokratisch und der atheniſchen Demokratie gänzlich abgeneigt

[1]) Lehrbücher der Rhethorik.

war. Er erhielt in der Gymnastik und Musik die Bildung aller Griechen. Er fühlte sich zuerst besonders von der Poesie angezogen und war selbst darin thätig, hat aber seine Gedichte, als er erkannte, daß sein Beruf auf einem anderen Gebiete lag, vernichtet. Ebenso gab er die Absicht, Staatsmann zu werden, auf, als er mit Sokrates bekannt wurde, der ihn für die Philosophie bestimmte. Von seinem 20. Jahre an verkehrte er mit Sokrates länger als acht Jahre, hat aber auch die anderen Philosophen Griechenlands gründlich studirt. Nach des Sokrates Tode verließ er Athen, ging zuerst nach Megara zu Euklides und machte dann große Reisen nach Aegypten, Cyrene, Sicilien und Unteritalien, auf denen er sich viel auch mit Mathematik beschäftigte; denn er hielt die mathematische Bildung für die nothwendige Vorbildung für das Studium der Philosophie. Nach seiner Rückkehr lehrte er in der Akademie, einem Haine oder Spaziergange, bis in sein hohes Alter. Er starb 81 Jahre alt im Jahre 348. Unter seinen Schülern war der bedeutendste Aristoteles.

Die Reihe der platonischen Schriften ist sehr groß. Sie sind alle Dialoge, weil Plato wie sein Lehrer Sokrates nicht Lehren mittheilen, sondern zum Auffinden der Wahrheit anleiten und darum nicht nur das System darstellen, sondern auch den, mit welchem er sich unterredete, zum Begreifen desselben heranbilden wollte. Die einzelnen Schriften bezeichnen in ihrer Zeitfolge zugleich eine Fortbildung und einen Fortschritt seiner Philosophie, so daß, wie K. Fr. Hermann sagt, „jeder Dialog eine höhere und reifere Entwickelungsstufe seiner Philosophie darstellt". Man kann in dieser Entwickelung drei Perioden unterscheiden.

Die erste Periode ist die sokratische, so daß die Gespräche aus dieser Zeit in sokratischer Weise ethische Begriffe inductiv untersuchen, um zu zeigen, daß jede Untersuchung eines Gegenstandes von der Feststellung des Begriffs ausgehen müsse; sie bekämpfen daher die oberflächliche Auffassung der Alltagsmenschen und der Sophisten. Es gehören hierher die Gespräche Charmides, Laches, Lysis, welcher die Freundschaft behandelt, Eutyphro von der Frömmigkeit, Meno von der Lehrbarkeit der Tugend, Protagoras von der Tugend, Krito von dem Gehorsam gegen die Gesetze und Gorgias von dem Guten und der Gerechtigkeit.

Die Gespräche der zweiten Periode entwickeln die sokratische Lehrweise zu der Ideenlehre fort. Er sucht in ihnen im Gegensatze zu den Lehren des Protagoras und der Eleaten auf dialektischem Wege ein Gebiet schlechthin gewisser Realität zu begründen. Dieses schlechthin Wirkliche sind ihm die reinen Vernunftbegriffe, die Ideen. Es gehören hierher die Gespräche Theätet, der Sophistes, der Politikus und Parmenides.

Die Gespräche der dritten Periode behandeln die Ethik und Physik und verknüpfen die bisher vereinzelten Disciplinen zu einem System. Es gehören hierher der Phädrus und das Symposion (Gastmahl), der Phädon, Philebus, der Timäus, die Republik und die Gesetze. Für unsern Zweck sind am wichtigsten die beiden letzten Schriften, in denen Plato direct und ausführlich von der Erziehung handelt.

Ein weiteres Eingehen in die platonische Philosophie ist hier nicht möglich, wir führen daher, ehe wir auf die beiden Schriften, welche die platonische Ansicht von der Erziehung behandeln, eingehen, nur an, was Deinhardt über die platonische Ideenlehre sagt, weil ohne eine, wenn auch nur ganz elementare, Kenntniß derselben die platonische Erziehungslehre nicht verstanden werden kann. Deinhardt sagt: „Plato ist der Mann der Ideen; selbst das Wort „Idee" in der jetzt

allgemein gebräuchlichen Bedeutung kommt von ihm und mit dem Worte der Begriff und mit dem Begriffe ein ganzes System von solchen Begriffen, eine ganze Welt von Ideen. Man hört und liest immer noch dann und wann Aeußerungen der Art, als wenn die von Plato gefundenen und erkannten Ideen nichts als Phantasiegebilde oder leere Abstractionen wären, während sie das Realste sind, was es gibt, und alle Dinge Himmels und der Erden, der Natur und des geistigen Lebens durchdringen und bestimmen. Denn wie beschränkt und vergänglich auch ein Ding oder eine Erscheinung sein mag, immer wohnt darin und ist thätig ein Allgemeines, eine Gattung, ein Gesetz, oder wie es sonst genannt werden mag, und dieses thätige und bestimmende Allgemeine in den Dingen und in den Erscheinungen ist eine Idee im Sinne unseres Philosophen, und er scheut sich nicht, selbst den gewöhnlichsten Dingen des alltäglichen Lebens solche allgemeine Wesenheiten zuzuschreiben, die er als Ideen bezeichnet, wie er z. B. auch von der Tischheit und der Becherheit gesprochen hat, worunter er den allgemeinen Zweck der Tische und Becher versteht, der von dem ursprünglichen Stoffe, aus welchem diese endlichen Dinge gebildet sind, sehr wohl als ein Höheres und Wesentlicheres unterschieden werden muß. So ist jedes Thier und jede Pflanze ein räumlich beschränktes und in der Zeit entstehendes und vergehendes Individuum, aber jedem solchem Individuum liegt eine Gattungsallgemeinheit zu Grunde, die sich in der Form des Individuums und seinen eigenthümlichen Entwickelungsstufen als die herrschende Macht zu erkennen gibt und geltend macht und nicht mit vergeht, wenn auch das Individuum vergeht: und diese Gattungsallgemeinheit ist die Idee des Individuums, dem sie angehört, oder an welcher das Individuum Theil hat, wie sich Plato auszudrücken pflegt. Aber mit solchen in dem gewöhnlichen Leben oder der Natursphäre sich offenbarenden Ideen macht sich der Philosoph in der Regel wenig zu schaffen, sondern er greift tiefer und beschäftigt sich vorzugsweise mit solchen universellen Ideen, die das geistige Leben bestimmen und durchdringen, wie mit der Idee des Schönen, des Guten, der Gerechtigkeit, des Staates, der Seele, der Freundschaft und anderer allgemeiner Wesenheiten, die dem menschlichen Leben Werth und Kraft ertheilen und über die Endlichkeit und Vergänglichkeit erheben. So ist das Reich der Schönheit weit und breit ausgedehnt. Es gibt schöne Gestalten, schöne Pflanzen, schöne Thiere, schöne Gegenden, schöne Menschen, schöne Stimmen, schöne Handlungen, schöne Reden, schöne Seelen, schöne Gebäude, schöne Bildsäulen, schöne Musiken, schöne Gedichte: aber was alle diese Dinge schön macht, das ist die Idee der Schönheit, welche sich in allen diesen Dingen kundgibt und realisirt. Sie selbst aber, die Idee der Schönheit, geht in allen diesen schönen Erscheinungen keineswegs auf, als wenn darin ihre Fülle und Wesenheit erschöpft wäre: sie ist unerschöpflich, ewig und unendlich, und wenn sie auch im Fortgang der Jahrhunderte immer neue Schätze aus ihrer Fülle ausgießt, so bleibt sie doch dieselbe allgemeine Macht und Lebendigkeit und ist, abgesehen von allen ihren Aeußerungen, eine sich auf sich selbst beziehende Wesenheit."

a. Plato's zehn Bücher vom Staate.

Im Hause des Polemarchos trifft Sokrates mit dem alten Kephalos zusammen und fragt ihn, ob er das Alter beschwerlich finde oder nicht. Dieser antwortet, nicht das Alter an sich sei beschwerlich, nur die Denk- und Lebensweise der Menschen mache es beschwerlich, weist auch den Einwurf zurück, daß der Reichthum die Beschwerden des Alters erleichtere; denn dieser gebe nur den Vortheil, daß man eben

gerecht handle und als Gerechter im Alter vor der andern Welt nicht bange sei. Sokrates faßt nun den Begriff der Gerechtigkeit auf und entwickelt, da Kephalos sich entfernt, um die Opfer im Hause zu besorgen, im Gespräch mit Polemarchos den Begriff der Gerechtigkeit. Da Sokrates alle die aufgestellten Erklärungen nicht gelten läßt, fällt der sophistische Thrasymachus über ihn her und schimpft ihn, daß er nur die dialogische Methode befolge, dringt auch in ihn, daß er selber eine Erklärung von der Gerechtigkeit geben soll. Sokrates aber versteckt sich hinter seine verstellte Unwissenheit, so daß der Sophist selbst die Definition der Gerechtigkeit dahin gibt: das Gerechte sei das dem Gewaltigeren Zuträgliche. Aber diese Definition bekämpft Sokrates alles Ernstes. Auch Polemarchos und Klitophon betheiligen sich am Gespräch, in dem Thrasymachus seine Erklärung dahin ändert, daß die Gerechtigkeit das den vollkommenen Regenten Zuträgliche sei. Auch diese Erklärung hält vor Sokrates nicht Stich, so daß schließlich der Sophist zu den größten Ungereimtheiten im Zorn sich hinreißen läßt. Sokrates weist nun nach, daß die Unterredung nur gezeigt habe, was die Gerechtigkeit nicht ist. Damit schließt das erste Buch.

In dem zweiten Buche bemerkt Glaukon dem Sokrates, daß die Gerechtigkeit unter die Güter von vielen gerechnet werde, welche nur wegen der nützlichen Folgen wünschenswerth seien, darum möchte er gern erfahren, was eigentlich Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit sei und was für eine Wirkung jede von beiden auf die Seele habe. Sokrates möge ihn widerlegen, wenn er behaupte, daß von Natur Unrecht thun etwas Gutes, Unrecht leiden etwas Uebles sei, nur durch einen Vertrag sei Recht und Gerechtigkeit geworden und sie werde nicht an sich, sondern nur wegen ihrer guten Folgen geübt oder verlassen, sobald man jene Vortheile ohne sie erreichen könnte. Als Sokrates darauf antworten will, hebt gegen Glaukon nun Adeimantos die Gerechtigkeit hoch: denn sie wird von Eltern und Vormündern gelobt wegen der Vortheile und wegen der Vergnügungen in jener Welt, die Dichter preisen sie als schön, aber mühevoll, die Priester sagen, daß man dadurch sowohl die eigene, als die Schuld der Voreltern sühnen könne. Aber aus Allem erhellt noch nicht der Vorzug der Gerechtigkeit vor der Ungerechtigkeit. Endlich versteht sich Sokrates dazu, diese schwere Aufgabe zu lösen. Er wolle aber dabei verfahren, wie einer, der in der Ferne zwei Bücher, eins mit großer, eins mit kleiner Schrift lesen soll; er wolle zuerst die Schrift mit großen Buchstaben zu lesen suchen und daher das Wesen der Gerechtigkeit zuerst im Staate zu erkennen suchen und dann im menschlichen Individuum. Daher wird nun von Kapitel 11 an der Ursprung und die Gestaltung des Staates geschildert. Er geht aus den menschlichen Bedürfnissen hervor und sein Grundgesetz ist, daß jeder Bürger die Vielgeschäftigkeit meidet und nur das eine Geschäft treibt, zu welchem er die meisten Anlagen hat. Zuerst befriedigen im Staate die Bürger wechselseitig ihre nothwendigen Bedürfnisse. Aber da manchen dies nicht genügt, so wird in dem Staate bald Ueppigkeit entstehen, und dazu reicht der ursprüngliche Besitz nicht hin, man wird also vom Nachbarstaate nehmen, und so entsteht der Krieg. Es muß daher neben dem Nährstande, wenn jeder im Staate nur ein Geschäft betreiben soll, ein zweiter Stand, der Wehrstand, eingeführt werden, welcher den Staat nach außen und innen bewacht. Dazu sind aber nur solche Leute tauglich, welche besondere Vorzüge haben. Wie daher der kundige Hirt seine Hunde zum Schutz der Heerde sorgfältig auswählt, so ist auch von den Wächtern des Staates besondere Tüchtigkeit zu fordern. Sie müssen körperliche Vorzüge, Scharfblick, Schnelligkeit, Stärke und Tapferkeit, auch ein feuriges und muthiges Naturell haben. Wenn sie aber diese Vorzüge

allein besäßen, so könnten sie dadurch ebenso ihren Mitbürgern als den Feinden gefährlich werden, darum müssen sie auch geistige Vorzüge, besonders Wißbegierde und Weisheitsbegierde haben, und sie müssen gebildet werden. Diesen Theil des Gesprächs, welcher eine Anschauung von der griechischen Ansicht über die Bildung gibt, lassen wir hier wörtlich nach den Uebersetzungen von K. Schneider (Breslau 1839) und W. S. Teuffel (Stuttgart 1855) folgen:

Buch II. 17. Worin besteht nun die Bildung? Oder ist es nicht schwer, eine bessere zu ersinnen als die, welche durch lange Erfahrung geschaffen ist? Und die ist für den Leib die Turnkunst (Gymnastik) und für die Seele die Tonkunst (Musik). — Ja wohl. — Werden wir nun nicht bei der Bildung mit der Tonkunst früher beginnen als mit der Turnkunst? — Ja wohl. — Wenn du aber von Tonkunst sprichst, rechnest du da die Reden mit dazu oder nicht? — Ich thue es. — Von Reden gibt es nun eine doppelte Art, theils wahre, theils unwahre. — Ja. — Muß man nicht in beiden bilden, zuerst aber in den unwahren? Ich weiß nicht, wie du das meinst, sagte er. Weißt du denn nicht, entgegnete ich, daß wir den Kindern zuerst Märchen erzählen? Diese sind im Ganzen genommen unwahr, doch ist auch Wahres daran. Die Märchen aber bringen wir bei den Kindern früher in Anwendung als die Turnübungen. — So ist's. — Das meinte ich nun damit, daß man die Tonkunst früher in Angriff nehmen müsse, als die Turnkunst. Richtig, versetzte er. Nun weißt du aber, daß bei jedem Geschäfte der Anfang das Wichtigste ist, zumal bei jedem Jungen und Zarten? Denn in dieser Zeit wird am meisten das Gepräge gebildet und angenommen, das man jedem aufdrücken will. — Allerdings gar sehr. — Werden wir es nun so leicht hingehen lassen, daß die Kinder irgend beliebige, von irgend welchen beliebigen Leuten gedichtete Märchen hören und in ihre Seele Vorstellungen aufnehmen, die meist denjenigen entgegengesetzt sind, welche wir bei ihnen, wenn sie erwachsen sind, erwarten müssen? — Nein, das dürfen wir durchaus nicht hingehen lassen. — Für's Erste also müssen wir die Märchendichter beaufsichtigen und, wenn das Märchen, das sie gemacht, gut ist, dieses wählen, wo nicht — es verwerfen. Dann weden wir die Ammen und Mütter veranlassen, den Kindern die ausgewählten zu erzählen, und ihre Seelen weit mehr durch die Märchen zu bilden, als ihre Leiber durch die Hände. Von denen aber, welche sie jetziger Zeit erzählen, müssen wir die meisten verbannen. Welche denn? fragte er. In den größeren Märchen, sagte ich), werden wir auch die kleineren erkennen; denn es muß ja dasselbe Gepräge und dieselbe Wirkung sein bei den größeren wie bei den kleineren; oder meinst du nicht? Wohl, erwiderte er; aber ich weiß nicht einmal, welche du unter den größeren verstehst. Diejenigen, versetzte ich, welche Hesiodos und Homeros[1]) uns erzählt haben und die anderen Dichter; denn diese haben ja unwahre Märchen den Menschen verfaßt und erzählt und thun es noch. Welche meinst du denn, fragte er, und was hast du an ihnen zu tadeln? Das, antwortete ich, was man zuerst und am stärksten tadeln muß, zu-

[1]) Hier setzt sich Plato in Widerspruch mit der damaligen griechischen Tradition; denn diese benutzte gerade für die Bildung der Jugend den Homer.

mal wenn einer nicht schön lügt. — Und was ist dies? — Wenn einer durch seine Darstellung die Götter und Helden wie sie sind, schlecht schildert, wie wenn ein Maler ein Gemälde macht, das demjenigen nicht ähnlich ist, was er darstellen will. Etwas der Art wird man allerdings mit Recht tadeln, versetzte er; aber wiefern und was meinen wir denn? Für's Erste, erwiderte ich, ist die größte und auf das Größte sich beziehende Unwahrheit, die ihr Erfinder nicht schön ersonnen hat, daß Uranus das gethan habe, was Hesiodos von ihm aussagt, und daß Kronos ihn bestraft habe.[1]) Denn was Kronos gethan und von seinem Sohne erlitten, das dürfte man nach meiner Ansicht, auch wenn es wahr wäre, Unverständigen und Jungen nicht leicht so erzählen, sondern man müßte am liebsten davon schweigen; und falls man genöthigt wäre, es zu erzählen, so müßten es möglichst wenige unter dem Siegel des Geheimnisses hören, nachdem sie geopfert hätten, und zwar nicht blos ein Schwein[2]), sondern ein großes und schwer zu erschwingendes Opfer, damit es möglichst wenige zu hören bekämen. Allerdings, erwiderte er, sind diese Erzählungen unangenehm. Und sie dürfen auch nicht, Adeimantos, in unserem Staate erzählt werden. Auch darf man nicht vor den Ohren eines Kindes sagen, daß, wer die äußerste Ungerechtigkeit begehe, nichts Auffallendes thue, noch auch wer seinen ungerecht handelnden Vater auf beliebige Weise züchtige, sondern gerade ebenso handele, wie die ersten und größten unter den Göttern. Nein, bei Gott, versetzte er, ich halte selbst auch das nicht für passend zu erzählen. Auch nicht, fuhr ich fort, überhaupt, daß die Götter mit einander Krieg führen und einander nachstellen und bekämpfen — denn es ist auch nicht wahr — wofern die, welche uns den Staat zu bewachen haben, das für die größte Schande halten sollen, leicht mit einander in Feindschaft zu gerathen — so fehlt viel, daß man ihnen die Märchen von den Gigantenkämpfen erzählen und vormalen dürfte, und viele und mancherlei andere Feindschaften der Götter und Helden gegen ihre Verwandten und Angehörigen, sondern wenn irgend sie überzeugen wollen, daß nie ein Bürger gegen den andern Feindschaft gehegt habe, und daß dies eine Sünde sei, so müssen vielmehr Derartiges alte Männer und Weiber und sie selbst, wenn sie älter geworden sind, schon den Kindern sagen, und die Dichter muß man nöthigen, mit ihren Hervorbringungen diese Richtschnur einzuhalten. Ferner die Fesselung der Hera durch ihren Sohn, und des Hephästos Hinabwerfen durch seinen Vater, wie er der geschlagenen Mutter beistehen will, und alle die Götterkämpfe, welche Homer gedichtet hat, dürfen nicht in den Staat aufgenommen werden, mögen sie nun einen andern geheimen Sinn haben oder nicht; denn das Kind vermag nicht zu beurtheilen, was einen solchen Sinn hat und was nicht, sondern die Vorstellungen, die man in diesem Alter aufnimmt, werden gern unaustilgbar und unverrückbar. Darum muß man wohl den größten Werth darauf legen, daß die Erzählungen, die sie zuerst hören, möglichst schön auf die Tugend hinweisen.

18. Das ist freilich richtig, versetzte er; aber wenn uns nun jemand auch das fragen würde, was dies nun sei (welches schön auf die Tugend

[1]) Uranus verschloß seine Kinder in den Tartarus, aber Kronos entmannte ihn.

[2]) Das Opfer, welches gewöhnlich bei den Mysterien gebracht wurde.

hinweise) und welches die Märchen (seien, die wir für die Jugendbildung zulassen wollen), was würden wir antworten? Ich entgegnete: Wir sind jetzt nicht Dichter, ich und du, Adeimantos, sondern Gründer eines Staates. Solches Gepräge müssen die Gründer kennen, welches die Dichter ihren Märchen aufzudrücken haben und von welchen ihnen keine Abweichung zu gestatten ist, aber sie müssen nicht selbst Märchen machen. Das ist wahr, erwiderte er; aber welches Gepräge wäre es etwa in der Götterlehre? Ungefähr folgender Art, antwortete ich. Das Wesen der Gottheit muß man ihr doch wohl immer ertheilen, ob sie nun einer in epischen Gedichten darstellt oder in einer Tragödie? Freilich. — Nun ist aber wohl die Gottheit gut und muß so bezeichnet werden? — Allerdings. — Ferner ist doch nichts Gutes schädlich; nicht wahr? — Ich glaube nein. — Und was nicht schädlich ist, schadet auch nicht? — Keineswegs. — Was aber nicht schadet, fügt das Uebles zu? — Auch das nicht. — Und was nichts Uebles zufügt, wäre denn auch nicht Ursache von etwas Ueblem? — Wie sollte es nicht? — Weiter. Ist das Gute nützlich? — Ja. — Es ist also Ursache von Glück? — Ja. — Also nicht von Allem ist das Gute Ursache, sondern nur von dem Glücklichen, nicht aber von dem Uebeln? Allerdings, erwiderte er. So wäre denn auch, bemerkte ich, die Gottheit, als gut, nicht von Allem bei den Menschen Ursache, wie die Menge behauptet, sondern nur von Wenigem, an dem Meisten aber unschuldig; denn des Guten wird uns viel weniger zu Theil, als des Uebeln. Und das Gute darf man auf niemand Andern zurückführen, von dem Uebeln aber muß man irgend welche andere Ursachen aufsuchen, nicht aber die Gottheit. — Du scheinst mir vollkommen Recht zu haben. — Man darf also, fuhr ich fort, weder den Homer gelten lassen, noch einen andern Dichter, der unbedachter Weise in Bezug auf die Götter diesen Fehler begeht und sagt, daß zwei Gefäße

„stehn an der Schwelle Kronions,
Voll Schicksalen, das eine mit guten, das andere mit schlimmen;"
Und wem Zeus aus beiden gemischt reicht,
„Den trifft bald ein erfreuliches Loos, bald wieder ein schlimmes;"
Wem aber das eine ungemischt zu Theil wird, der wird
„Ueber die heilige Erde verfolgt durch zehrende Armuth;"
Auch nicht, daß Zeus für uns sei Spender des Guten und Schlimmen."

19. Und wenn von dem Bruch des Vertrages und der Eidschwüre, welchen Pandaros beging, jemand (Homer, Ilias, 4, 69 ff.) behauptet, daß er durch Athene und Zeus veranlaßt worden sei, so werden wir es nicht billigen, auch nicht den Streit der Götter und die Entscheidung durch Themis und Zeus; ebenso wenig werden wir die Jünglinge hören lassen, was Aeschylus sagt, daß

„Die Gottheit Sterbliche in Schuld verstrickt,
So oft ein Haus sie ganz und gar vernichten will;"

sondern wofern jemand etwas dichtet, worin diese Jamben vorkommen, die Leiden der Niobe[1]), oder die der Pelopiden, oder die troischen, oder

[1]) Ihr erschoß Apollo ihre Kinder, da sie sich wegen ihres Kinderreichthums gegen die Latona, die Mutter Apollo's und Diana's, überhoben hatte.

sonst etwas dieser Art, so muß man entweder nicht dulden, daß es als Thun eines Gottes bezeichnet werde, oder wenn sie es thun, so müssen sie eine Erklärung erfinden, ungefähr wie wir sie jetzt verlangen, und müssen sagen, daß die Gottheit gerecht und gut gehandelt hat, und jene von der Strafe Nutzen haben; daß aber die Gestraften unglücklich seien, und die Gottheit es gewesen sei, die das herbeigeführt habe, muß man den Dichter nicht sagen lassen. Wohl muß man es ihnen zulassen, wenn sie etwa sagen, daß dieselben Bestrafung brauchten, weil die Schlechten unglücklich sind, und daß die Gottheit, indem sie sie bestrafte, ihnen nützte; daß aber die Gottheit, die doch gut ist, für jemand Ursache von Uebelem werde, dagegen muß man auf alle Weise ankämpfen, daß es niemand sage in dem Staate, wenn er wohl eingerichtet sein soll, noch auch höre, weder ein Jüngerer, noch ein Aelterer, weder in gebundener Rede erzählend, noch in ungebundener, da es eine Sünde wäre, wenn es gesagt würde, und weder für uns zuträglich, noch mit sich selbst in Uebereinstimmung. Ich unterstütze diesen Gesetzesvorschlag, versetzte er, und bin damit einverstanden. Das wäre denn also, sagt' ich, eines von den Gesetzen und Mustern in Bezug auf die Götter, nach welchem die Redner zu sprechen und die Dichter zu dichten haben werden, daß die Gottheit nicht von Allem Ursache ist, sondern nur von dem Guten. Und wirklich ist es hinreichend, bemerkte er. — Wie steht's nun aber mit dem folgenden zweiten? Glaubst du, daß der Gott ein Gaukler sei, und wie um heimlich Schaden anzustiften, abwechselnd in verschiedenen Gestalten erscheine, indem er bald selbst es wirklich wird und seine Gestalt in viele Bildungen verwandelt, bald uns täuscht und macht, daß wir es von ihm glauben? Oder daß er einfach ist und am allerwenigsten aus seiner Gestalt heraustritt? Ich weiß es, versetzte er, nicht gleich ohne Weiteres zu beantworten. — Wie ist's damit: muß nicht ein Wesen, das aus seiner Gestalt herausgesetzt würde, entweder von sich selbst oder von einem Andern versetzt werden? — Nothwendig. — Wird nun nicht von einem Andern das am wenigsten verändert und bewegt, was am besten beschaffen ist, z. B. ein Leib — wird er nicht von Speisen und Getränken und Anstrengungen, und jedes Gewächs von Hitze und Winden und dergleichen Einflüssen um so weniger verändert, je gesunder und kräftiger es ist? — Freilich. — Und von den Seelen wird da nicht gerade die tapferste und besonnenste am wenigsten durch Einflüsse von außen gestört und verändert? — Ja. — Und auch die verfertigten Geräthschaften alle und die Gebäude (und Kleider) ganz ebenso: die gut gearbeiteten und gut beschaffenen werden von der Zeit und den sonstigen Einwirkungen am wenigsten verändert? — Allerdings. — Alles demnach, was gut beschaffen ist — entweder von Natur, oder durch Kunst, oder durch beide — das ist am wenigsten der Umwandlung durch ein Anderes ausgesetzt? — So scheint's. — Nun ist aber doch die Gottheit und das Göttliche in jeder Beziehung auf's Beste beschaffen? — Natürlich. — Auf diesem Wege also bekäme der Gott am wenigsten viele Gestalten. — Allerdings.

20. Aber sollte er wohl selbst sich umwandeln und verändern? Offenbar, erwiderte er, wofern er überhaupt sich verändert. Wandelt er

sich nun ins Bessere und Schönere um, oder in etwas Schlechteres und Häßlicheres, als er selbst ist? Nothwendig, antwortete er, in etwas Schlechteres, wofern er überhaupt sich verändert; denn wir werden doch nicht sagen, daß Gottes Schönheit und Tugend etwas mangele? Ganz richtig gesprochen, sagte ich. Und wenn dies sich so verhält, glaubst du, Adeimantos, daß ein Gott oder Mensch irgend sich selbst schlechter mache? Unmöglich, antwortete er. So ist es also, fuhr ich fort, auch für einen Gott unmöglich, sich zu ändern, vielmehr, dünkt mich, da jeder von ihnen möglichst schön und gut ist, so bleibt er immer einfach in seiner Gestalt. Das scheint mir ganz nothwendig, sagte er.

Es möge also, sprach ich, mein Bester, keiner der Dichter uns sagen, daß

„Die Götter im Aeußern wie Wandrer aus anderen Orten
Unter Gestalten von allerlei Art in den Städten umhergeh'n:"

noch auch belüge uns einer mit Proteus und Thetis, noch führe er in Tragödien oder sonstigen Gedichten die Hera vor, verwandelt in eine Priesterin, welche einsammelt

„Für des Argos durchströmenden Inachos segensreiche Kinder:"

und vieles andere Derartige sollen sie uns nicht vorlügen. Auch sollen sich die Mütter von diesen nicht überreden lassen und ihren Kindern Angst machen, indem sie die Märchen auf unpassende Weise erzählen, daß irgend welche Götter bei Nacht herumgehen in der Gestalt von vielen und vielerlei Fremden, damit sie nicht gleichzeitig die Götter lästern und die Kinder furchtsamer machen. Ja nicht, versetzte er. Aber, fuhr ich fort, sind etwa die Götter selbst von der Art, sich nicht zu verwandeln, machen aber, daß wir glauben, sie erscheinen in vielerlei Gestalt, indem sie uns betrügen und vorgaukeln? Vielleicht, meinte er. Wie? sagte ich, sollte ein Gott lügen mögen in Worten oder in Werken, indem er uns ein Trugbild vorhält? Ich weiß es nicht, entgegnete er. Weißt du denn nicht, daß die wahrhafte Lüge — wenn man so sagen kann — alle Götter und Menschen hassen? Wie meinst du das? fragte er. So, erwiderte ich, daß mit seinem Wesentlichsten und in Bezug auf das Wesentlichste niemand wissentlich lügen mag, sondern am allermeisten sich fürchtet, dort es zu haben. Weil du glaubst, ich meinte etwas Besonderes; ich meine aber, daß in Bezug auf das Wirkliche und mit der Seele zu lügen und gelogen zu haben, und unwissend zu sein und hier die Lüge zu haben und zu besitzen jedermann wohl am wenigsten gern hätte, und daß man in dieser Beziehung sie am meisten haßt. Bei weitem, versetzte er. Aber am richtigsten wird wohl dasjenige, wovon ich eben sprach, als die echte Lüge bezeichnet, die der Seele einwohnende Unwissenheit desjenigen, der gelogen hat; denn die in den Worten ist eine Nachahmung des Vorganges in der Seele und ein später entstandenes Abbild, durchaus nicht reine Lüge; oder ist's nicht so? — Allerdings!

21. Die wahre Lüge wird also nicht nur von den Göttern, sondern auch von Menschen gehaßt. So scheint mir's. Wie aber, die Lüge in Worten — wann und wem ist sie nützlich und verdient daher keinen Haß? Ist sie nicht gegenüber von Feinden, und unter denen, welche

Freunde heißen in dem Falle, wenn sie in Folge von Wahnsinn oder sonstiger Verblendung etwas Schlimmes zu thun unternehmen — dann gleichsam ein heilsames Mittel zur Abwehr? Und in den eben erwähnten Märchendichtungen — handeln wir da nicht heilsam, indem wir, weil wir nicht wissen, wie sich die alten Dinge in Wahrheit verhalten, die Lüge der Wahrheit möglichst ähnlich machen? Allerdings verhält es sich so, erwiderte er. In welcher von diesen Beziehungen nun ist die Lüge dem Gotte nützlich? Sollte er etwa lügen, indem er das Alte nachbildet, weil er es nicht kennt? Das wäre lächerlich, antwortete er.

Ein lügenhafter Dichter ist also in dem Gotte nicht? — Nein, ich glaube nicht. — Aber sollte er aus Furcht vor seinen Feinden lügen? — Ist unmöglich. — Aber wegen Verblendung oder Wahnsinn seiner Angehörigen? Aber kein Verblendeter und Wahnsinniger ist ja von Gott geliebt, versetzte er. So gibt es also keinen Grund, warum Gott lügen sollte? — Keinen. — Unbedingt ohne Lüge also ist das Götterhafte und das Göttliche? Allerdings, sagte er. In hohem Grade einfach und wahr ist also der Gott im Handeln und im Reden, und verwandelt sich weder selbst, noch täuscht er Andere, weder (in Erscheinungen noch) in Worten noch in Sendung von Zeichen, weder im Wachen noch im Traume. So kommt es mir selbst auch vor, bemerkte er, in Folge deiner Entwickelung.

Du erkennst also an, sagte ich, daß dies das zweite Muster ist, wonach man Götter im Sprechen und Dichten darstellen muß, als solche, welche weder selbst Gaukler sind, indem sie sich verwandeln, noch uns durch Lügen irre führen im Reden oder im Thun? — Ja. — Soviel wir also auch an Homer loben — das werden wir nicht loben, Zeus' Sendung des Traumes an Agamemnon, auch nicht des Aschylus, wenn Thetis sagt, Apollon habe bei ihrer Hochzeitsfeier singend

„aufgezählt ihr reiches Kinderglück,
Der Kinder krankheitsfreien langen Lebensgang.
Nach allem diesem pries mein gottgeliebtes Loos
Er laut in einem Jubellied zu meiner Lust.
Und ich, ich hoffte, daß des Phöbus Göttermund
Voll reicher Seherkunst, von Lüge ferne sei.
Doch eben er, der sang, er der beim Mahle war,
Er, welcher das gesagt, der eben ist es, der
Mir meinen Sohn erschlug."

Wenn jemand Derartiges über Götter sagt, werden wir böse werden und keinen Chor hergeben, noch die Lehrer davon bei Bildung der Jugend Gebrauch machen lassen, wofern uns die Wächter gottesfürchtig werden sollen und göttlich, soweit es nur immer einem Menschen möglich ist. Allerdings, erwiderte er, anerkenne ich die Muster und möchte sie als Gesetze aufstellen.

Buch III, Kap. 1. Hinsichtlich der Götter, fuhr ich fort, müßte, wie es scheint, etwa Derartiges schon von Kindheit an hören und nicht hören, wer die Götter ehren soll und die Eltern, und die Freundschaft unter einander nicht gering achten. Und ich glaube, versetzte er, daß wir

das Richtige getroffen haben. Und wie dann — wenn sie tapfer sein sollen, muß man nicht dasjenige sprechen und Derartiges, was sie am wenigsten den Tod fürchten macht? Oder glaubst du, daß je einer tapfer sein werde, der diese Furcht in sich hat? Nein, bei Gott, gewiß nicht, erwiderte er. — Wie nun — meinst du, daß einer, der an die Dinge im Hades (der Unterwelt) glaubt und sie für schrecklich hält, ohne Todesfurcht sein und in den Schlachten den Tod der Niederlage und Knechtschaft vorziehen werde? — Keineswegs. — Wir müssen demnach, wie es scheint, auch diejenigen überwachen, welche über diese Märchen sprechen wollen und sie bitten, nicht so ohne weiteres den Zustand im Hades zu schmähen, sondern vielmehr zu loben, da, was sie reden, weder wahr sei noch zuträglich für solche, welche streitbar werden sollen. Das müssen wir allerdings, versetzte er. Wir werden demnach, sagte ich, von folgenden epischen Versen alles Derartige ausstreichen:[1])

„Lieber ja wär' ich ein Bauer, um Taglohn dienend bei einem
Andern dürftigen Mann, (der selbst nur wenig besäße),
Als der Beherrscher von allen dahingeschwundenen Todten;"

ferner:

„Und sein Haus vor den Menschen und Ewigen offen erschiene:
Finster und voll Entsetzen, wovor selbst grauet den Göttern;"

und:

„Wirklich, so ist denn also sogar in des Hades Behausung
Seel' und Schattengebild, doch fehlt die belebende Kraft ganz;"

weiter:

„Einzig Verstand zu besitzen, die Andern schwirren im Schatten;"

ebenso:

„Seinem Gebeine entschwebte die Seele und ging zu dem Hades,
Um ihr Loos wehklagend, die Jugend und Stärke verlassend."

auch:

„und dem Rauch gleich eilte die Seele
Unter die Erde mit Schwirren;"

endlich:

„Wie wenn Fledermäuse im Innern der mächtigen Höhle
Fliegen umher mit Geschwirre, sobald aus dem Klumpen am Felsen
Eine heruntergefallen, und fest an einander sich klammern:
Also gingen sie schwirrend zusammen."

In Bezug auf dieses und alles Derartige werden wir Homer und die anderen Dichter bitten, nicht böse zu sein, wenn wir es durchstreichen, nicht, weil es nicht dichterisch und für die Menge angenehm zu hören wäre, sondern weil, je dichterischer es ist, um so weniger es Kinder und Männer hören dürfen, welche frei sein und die Knechtschaft mehr fürchten müssen als den Tod.

2. So muß man denn auch alle die schrecklichen und fürchterlichen Namen für diese Dinge verwerfen, den Wehestrom (Kokytos) und den Schauerfluß (Styx) und die Unterirdischen und Blutlosen und die anderen

[1]) Es sind sämmtlich Verse aus Homer.

(Benennungen) dieses Schlags alle, welche beim Anhören jedermann schaudern machen. Und vielleicht ist es in anderer Beziehung gut; wir aber fürchten für die Wächter, sie möchten uns in Folge dieses Schauders zu warm und zu weichlich werden. Und mit Recht fürchten wir das, bemerkte er. Muß man es also beseitigen? — Ja. — Das diesem entgegengesetzte Gepräge aber muß man sprechen und dichten? — Offenbar. — Auch das Wehklagen also und das Jammern um angesehene Männer werden wir abschaffen? Nothwendig, erwiderte er, so gut wie das Frühere. Sieh einmal zu, fuhr ich fort, ob wir es mit Recht abschaffen werden oder nicht. Wir behaupten doch wohl, daß der brave Mann bei einem anderen braven Manne, dessen Freund er ist, das Gestorbensein für nichts Schlimmeres halten wird? — Allerdings. — Er wird also nicht über ihn jammern, als wäre ihm etwas Schlimmes begegnet? — Natürlich nicht. — Nun behaupten wir auch dies, daß ein solcher in besonderem Grade sich selbst genug ist hinsichtlich des Gutlebens und weniger als sonst jemand eines Andern bedarf? Das ist wahr, antwortete er. Für ihn ist es also am wenigsten hart, eines Sohnes beraubt zu werden oder eines Bruders oder des Vermögens oder sonst einer Sache dieser Art? — Immerhin. — Er wird also auch am wenigsten jammern und es gelassen ertragen, wenn ihn ein Unglück dieser Art trifft? — Bei weitem. — Mit Recht also werden wir die Klagelieder um berühmte Männer abschaffen und werden sie Weibern zutheilen und zwar nicht einmal achtbaren und den erbärmlichen Männern, damit die, von denen wir sagen, daß wir sie zum Hüten des Landes erziehen, die Lust verlieren, es diesen gleich zu machen. Mit Recht, erwiderte er. Wiederum denn werden wir den Homer bitten und die anderen Dichter, nicht den Göttersohn Achilles darzustellen „bald auf die Seite sich legend, ein anderes Mal auf den Rücken, auf das Gesicht alsdann, bald aber vom Lager sich aufrichtend und schweifend verworrenen Geistes am öden Gestade des Meeres“, noch „rußige Asche mit beiden Händen fassend und über das Haupt sie streuend“, noch sonst so viel und in solcher Weise weinend und jammernd, wie jener ihn dargestellt hat; noch auch den Priamus, der den Göttern nahe steht, flehentlich bittend und

„umher sich wälzend im Staube,
Jeglichen Mann beim Namen mit jammernder Stimme beweinend.“

Noch viel weniger werden wir gar Götter jammernd darstellen und sprechend:

„Weh' mir, o weh' mir Armen, mir Unglücksmutter des Helden!“

Und wenn überhaupt die Götter, so werden wir jedenfalls den größten der Götter nicht wagen so unähnlich abzuschildern, daß er „Wehe“ ausruft,

„Wehe, gejagt um die Stadt seh' dort ich mit eigenen Augen
Den Mann, welchen ich liebe: es schmerzt mich bitter im Herzen;“

und:

„Ach, ach, wenn das Geschick mir den liebsten der Männer, Sarpedon,
Von des Menoitios Sohne, Patroklos lässet erschlagen!“

3. Denn wenn uns, mein lieber Adeimantos, die Jünglinge dergleichen ernsthaft anhören und es nicht belachen als eine unwürdige Darstellung, so wird wohl schwerlich jemand es unter seiner Würde als Mensch finden und sich schelten, wenn es auch ihm beikommt, etwas Derartiges zu sagen oder zu thun, vielmehr wird er, ohne irgend sich zu schämen und auszuharren, bei kleinen Leiden große Jammerlieder und Wehklagen anstimmen. Du hast ganz Recht, sagte er. Das darf aber nicht sein, wie uns eben die Untersuchung gezeigt hat; dieser müssen wir glauben, bis uns jemand mit einer andern besseren überzeugt. — Allerdings darf es nicht sein. — Aber auch nicht lachsüchtig darf man sein; denn wenn man sich heftigem Lachen überläßt, so zieht es auch gewöhnlich eine heftige Umwandlung nach sich. Ich denke, erwiderte er. Weder also, wenn jemand bedeutende Menschen vom Lachen überwältigt darstellt, darf man es gelten lassen, viel weniger aber, wenn Götter. Allerdings, versetzte er. So darf man also dem Homer auch Worte wie folgende (in Bezug auf Götter):

„Unauslöschliches Lachen befiel die unsterblichen Götter,
Als den Hephästos sie sahen geschäftig das Haus durchschnaufen",

nicht gelten lassen nach deiner Auseinandersetzung. — Allerdings nicht, wenn du sie als die meinige bezeichnen willst. — Ferner muß man auch die Wahrheit hochachten. Ist nämlich die Behauptung richtig, welche wir soeben aufgestellt haben, und ist wirklich die Lüge für die Götter unnütz, für die Menschen aber als Heilmittel nützlich, so ist es klar, daß man dergleichen den Aerzten anheimgeben muß, Laien aber nicht berühren lassen darf. — Das ist klar. — Wenn also irgend jemandem, so kommt es der Regierung des Staates zu, der Feinde oder der Bürger wegen zu lügen zum Vortheil des Staates, die anderen alle aber dürfen sich damit nicht befassen, sondern den Regierenden gegenüber zu lügen werden wir bei einem Bürger als eine ebenso große, oder noch größere Verfehlung bezeichnen als bei einem Kranken, wenn er dem Arzte, oder bei einem Turner, wenn er dem Turnmeister in Bezug auf seine Körperzustände nicht die Wahrheit sagt, oder wenn jemand dem Steuermann in Betreff des Schiffes und der Mitfahrenden nicht den wirklichen Sachverhalt sagt, wie es bei ihm selbst oder einem der Mitfahrenden stehe. Ganz wahr, bemerkte er. Wenn er also einen Andern in dem Staate über einer Lüge ertappt, einen von denen

„so Meister genannt sind,
Seher und Aerzte von Leiden und Zimm'rer von Balken und Holzwerk",

so wird er ihn bestrafen, weil er ein Thun einführe, das einem Staate wie einem Schiffe Umsturz und Verderben bringt. Wofern wenigstens, erwiderte er, geschieht, was vernünftiger Weise geschehen sollte.

Und wie — werden unsere Jünglinge nicht auch der Mäßigung bedürfen? — Freilich. — Ist in Bezug auf die Mäßigung nicht — wenigstens für die Menge — das Wichtigste, daß man der Obrigkeit unterthan sei und selbst in Bezug auf die Genüsse des Trinkens, der Liebe und des Essens sich zu beherrschen wisse? — Ich glaube, ja. –

So werden wir also, denke ich, sagen, daß Derartiges gut gesprochen sei, wie bei Homer Diomedes spricht:

„Setze dich still, mein Lieber, und folge du meiner Ermahnung,"

und was darauf folgt:

„Es zog muthathmend das Heer der Achaier
Schweigend aus Furcht vor den Führern,"

und was sonst sich Derartiges findet. — Richtig. — Wie aber — das Folgende:

„Trunkener du, mit den Augen des Hunds, und dem Muthe des Hirsches!"

und was daran sich anschließt, und überhaupt was jemand in Erzählungen oder Gedichten je Bürger gegen Regierungen hat Uebermüthiges sagen lassen — werden wir es schön finden? — Nein. — Denn es ist, glaube ich, hinsichtlich der Mäßigung für junge Leute nicht passend zu hören. Daß es aber sonst Vergnügen macht, ist kein Wunder. Oder wie kommt es dir vor? Ebenso, erwiderte er.

4. Und wie — den weisesten Mann sagen zu lassen, daß ihm das Allerschönste scheine, wenn die Tische alle beladen

„Sind mit Brod und mit Fleisch, und der Mundschenk schöpft aus dem Mischkrug
Lauteren Wein und trägt ihn umher und füllet die Becher,"

scheint dir das für einen Jüngling in Bezug auf Selbstbeherrschung geeignet zum Hören? Oder:

„Hungers zu sterben jedoch ist wahrlich das kläglichste Schicksal,"

oder daß Zeus dasjenige, was er, während die anderen Götter und die Menschen schlummern, als der allein Wachende beschlossen hat, das Alles ohne Schwierigkeit vergißt aus Begierde nach Liebesgenuß, und beim Anblick der Hera so außer sich geräth, daß er nicht einmal ins Gemach gehen mag, sondern gleich da auf dem Boden ihr beiwohnen will, und sagt, daß er so voll Verlangens sei, wie er es sogar damals nicht gewesen, als sie das erste Mal zusammenkamen

„hinter dem Rücken der Eltern;"

auch nicht die Fesselung des Ares und der Aphrodite durch Hephästos wegen eines andern ähnlichen Falles. Nein, bei Gott, erwiderte er, das scheint mir nicht passend. Aber wenn irgend wo, fuhr ich fort, angesehene Männer Ausdauer in aller Fährlichkeit durch Wort und That beweisen, da muß man zuschauen und zuhören, wie z. B.:

„Aber er schlug an die Brust und redete scheltend sich selbst zu:
Dulde du nur, mein Herz; schon Schnöderes hast du erduldet."

Allerdings, bemerkte er. — Darf man ferner zugeben, daß die Männer bestechlich seien und geldgierig? — Durchaus nicht. — So darf man ihnen auch nicht vorsingen:

„Schenken gewinnet die Götter, gewinnt die erhabenen Herrscher."

noch auch darf man des Achilleus Erzieher Phönix loben, daß er recht gesprochen habe, indem er jenem den Rath gab, wenn er Geschenke be-

komme, den Achaiern Hülfe zu leisten, ohne Geschenke aber sein Zürnen nicht aufzugeben. Auch von Achilleus selbst werden wir nicht für passend halten und nicht zugeben, daß er so geldgierig sei, daß er Geschenke von Agamemnon nehme und nur gegen Bezahlung einen Leichnam ausliefern wolle, sonst aber nicht. Es ist allerdings nicht billig, versetzte er, dergleichen zu loben. Doch um Homer's willen, bemerkte ich, nehme ich Anstand zu sagen, daß es sogar eine Sünde sei, solches gegen Achilleus auszusagen und anderen, die es behaupten, zu glauben; ebenso, daß er zu Apollon gesagt habe:

„Hast mir Schaden gethan, Fernwirkender, Schlimmster der Götter!
Hätt' ich dazu die Gewalt, dann würd' ich's dir sicher vergelten!"

und daß er gegen den Fluß, einen Gott, ungehorsam und mit ihm zu kämpfen bereit war; ferner, daß er in Bezug auf das, dem anderen Flußgott, dem Spercheios, geheiligte Haar gesagt:

„Sei denn die Locke verliehn als Gabe dem Helden Patroklos,"

der doch todt war, und daß er das ausgeführt habe, ist nicht zu glauben. Und dann das Schleppen des Hektor um das Grabmal des Patroklos und das Schlachten der Gefangenen an dem Scheiterhaufen, alles dies zusammen werden wir für nicht wahrgesprochen erklären, auch nicht zugeben, daß man die Unseren glauben mache, Achilleus, der Sohn der Göttin und des Peleus, des besonnensten Mannes, und eines Enkels von Zeus, der Zögling des weisen Cheiron, sei so zerrütteten Geistes gewesen, daß er in sich zwei einander entgegengesetzte Krankheiten hatte, niedrige Denkart nebst Geldgier, und andererseits Uebermuth gegenüber den Göttern und Menschen. Du hast Recht, erwiderte er.

5. Also ja nicht, fuhr ich fort, wollen wir auch Folgendes glauben und auch nicht zu sagen gestatten, daß Theseus, Poseidons und Peirithoos, Zeus Sohn, auf so wilden Raub ausgegangen seien[1]), noch daß irgend ein anderer Göttersohn und Heros gewagt hätte, Schreckliches und Gottloses zu thun, dergleichen man ihnen jetzt verleumderisch beilegt; sondern wir wollen die Dichter nöthigen, entweder es nicht als Werke von ihnen zu bezeichnen, oder sie nicht als Göttersöhne, beides zusammen aber nicht zu behaupten, noch uns, einen Versuch zu machen die jungen Leute zu bereden, daß die Götter Uebels zeugen und Heroen um nichts besser seien als Menschen. Denn, wie wir früher ausgeführt haben, ist dieses eine Sünde und eine Unwahrheit; denn wir haben ja gezeigt, daß von Göttern unmöglich Uebels kommen kann. — Immerhin. — Ueberdies ist es nachtheilig für die, welche es hören, denn jedermann wird sich's verzeihen, daß er schlecht ist, wenn er die Ueberzeugung hat, daß ja Aehnliches gethan haben und noch thun

„der Götter jüngste Saat,
Dem Zeus Verwandte, denen auf des Ida Höh'n
Des väterlichen Zeus Altar im Aether steht,
Und noch verrann in ihnen nicht das Götterblut."

[1]) Peirithoos half dem Theseus beim Raube der Helena aus Sparta, und Theseus stand dem Peirithoos bei, um die Persephone aus der Unterwelt zu rauben.

Darum muß man solchen Märchen ein Ende machen, damit sie uns nicht bei der Jugend die Schlechtigkeit zu etwas ganz Geläufigem machen. Ganz wohl, antwortete er.

Es wäre nun zu zeigen, wie man von Menschen vor der Jugend reden soll, aber das ist hier noch nicht möglich, da erst festgesetzt werden muß, was die Gerechtigkeit ist. Es fragt sich daher hier nur noch, wie die Form der Darstellung in den Märchen und Erzählungen sein soll, und da entscheidet sich Sokrates dafür, daß nur diejenige Erzählungsweise gestattet sein soll, die ohne alle dramatische Nachahmung ist.

Es wendet sich nun das Gespräch zu der Musik im engeren Sinne, von der die ganze geistige Bildung bei den Griechen den Namen Musenkunst trägt.

9. Nunmehr, sagte ich, mein Freund, scheint es, daß wir den auf Reden und Märchen bezüglichen Theil der Musenkunst vollständig erschöpft haben; denn was und wie man zu sprechen habe, ist erörtert. Ich glaube selbst auch, erwiderte er.

10. Es ist also nach diesem, sagte ich, das die Gesangesweise und die Lieder Betreffende noch übrig? — Offenbar. — Werden nun nicht alle finden können, was wir über jene zu sagen haben hinsichtlich der Beschaffenheit, welche sie haben müssen, wofern wir mit dem Vorhergesagten in Uebereinstimmung bleiben wollen? Da sagte Glaukon unter Lachen: Nun, so scheine ich, o Sokrates, zu den Allen nicht zu gehören; wenigstens bin ich im Augenblicke nicht im Stande, mir zusammenzureimen, welche Beschaffenheit wir angeben müssen, ahne es jedoch. Auf jeden Fall bist du aber doch wohl, versetzte ich, im Stande, fürs Erste das zu sagen, daß das Lied aus Dreierlei zusammengesetzt ist, aus Rede (Text), Tonart (Harmonie) und Zeitmaß (Rhythmus). Das allerdings, antwortete er. Soviel es nun Rede ist, unterscheidet es sich doch wohl in Nichts von der nichtgesungenen Rede, in der Beziehung, daß es in dem gleichen Gepräge und der gleichen Weise gehalten sein muß, wie wir eben zuvor aufgestellt haben? Das ist wahr, versetzte er. Und die Tonart und das Zeitmaß muß sich doch an den Text anschließen? — Natürlich. — Nun haben wir aber doch gesagt, daß wir Klagen und Jammern in den Reden nicht bedürfen? — Allerdings nicht. — Welches sind nun klagende Tonarten? Sag' es mir, denn du bist ein Musikverständiger. Die mixolydische (gemischt lydische), erwiderte er, und die hochlydische, und einige andere dieser Art. Diese also, sprach ich, müssen beseitigt werden; denn sie sind unbrauchbar schon für Frauen, welche wacker sein sollen, geschweige denn für Männer. — Allerdings. — Ferner aber Trunkenheit ist für Wächter gewiß höchst unziemlich, sowie Weichlichkeit und Müssiggang? — Begreiflich.

Welche unter den Tonarten sind nun weichlich und für Trinkgelage geeignet? Die ionische, war seine Antwort, und die lydische, welche schlaff genannt werden. Wirst du nun diese, mein Lieber, bei kriegerischen Männern brauchen können? Keineswegs, antwortete er, sondern es scheint, du behältst die dorische und phrygische übrig. Ich verstehe mich nicht auf die Tonarten, sagte ich; aber ich behalte diejenige (Tonart) übrig, welche in angemessener Weise die Lautfärbung und Betonung nach-

ahmen würde von einem Manne, der in kriegerischem Handeln und überhaupt in gewaltsamer Thätigkeit begriffen ist und, vom Glücke im Stiche gelassen, in Wunden oder in den Tod gehend, oder in irgend ein anderes Mißgeschick gerathen, in allen diesen Lagen wohlgerüstet und standhaft gegen das Schicksal sich zur Wehre setzt: und daneben eine andere für einen Mann, der in friedlicher und nicht gewaltsamer, sondern zwangloser Thätigkeit begriffen ist und entweder jemand zu etwas beredet und bittet, entweder durch Flehen einen Gott, oder durch Belehrung und Ermahnung einen Menschen, oder umgekehrt einem andern, welcher ihn bittet oder belehrt oder umzustimmen sucht, sein Ohr leiht, und in Folge dessen seine Wünsche erfüllt sieht und nicht übermüthig sich benimmt, sondern besonnen und gemäßigt in allen diesen Lagen verfährt und mit dem, was kommt, zufrieden ist. Diese zwei Tonarten, die gewaltsame und die zwanglose, welche der vom Glück Verfolgten und Begünstigten, der Besonnenen und Mannhaften Lautfärbung am schönsten nachahmen werden, diese laß übrig. Aber, versetzte er, damit wünschest du keine andere übrig gelassen als die, welche ich soeben genannt habe. Nicht also, fuhr ich fort, werden wir Vielheit der Saiten oder der Instrumente mit allen Tonarten bedürfen bei den Gesängen und Liedern? Es scheint mir nicht, erwiderte er. Meister der Trigonons also und der Pektis und aller der Instrumente, welche viele Saiten und viele Tonarten haben, werden wir nicht ernähren? — Offenbar nicht. — Wie aber: Flötenmacher oder Flötenbläser — wirst du sie in den Staat aufnehmen? Oder ist dieses Instrument nicht das umfangreichste, und sind nicht eben die allstimmigen Instrumente (Panharmonien) nicht gerade Nachahmungen der Flöte? Das ist klar, erwiderte er. Die Lyra bleibt dir also übrig, sagte ich, und die Kithara, und zwar als brauchbar in der Stadt; und dann auf dem Lande für die Hirten wäre eine Art Rohrpfeife. Darauf führt uns, versetzte er, wenigstens das Gesagte. Da thun wir, fuhr ich fort, nichts Neues, mein Lieber, indem wir dem Apollon und den Instrumenten des Apollon den Vorzug zuerkennen vor Marsyas und dessen Instrumenten.[1]) Beim Zeus, erwiderte er, wir thun es offenbar nicht. Und beim Hunde[2]), sprach ich, unvermerkt sind wir wieder daran, den Staat zu säubern, den wir eben erst in Ueppigkeit fanden. Das ist verständig von uns, bemerkte er.

11. Auf denn, sagte ich, so wollen wir auch das Uebrige säubern. Denn das Nächste nach den Tonarten wird uns ja wohl sein das die Zeitmaße Betreffende, daß sie bei denselben nicht dem Bunten nachgehen oder auch allerlei Gangarten, sondern darauf sehen, welches das Maß eines geordneten Lebens ist. Im Hinblick auf dieses muß man den Fuß (Takt) und die Melodie nöthigen, sich nach der Rede eines solchen zu richten, nicht aber die Rede nach dem Fuße und der Melodie. Welches nun diese Zeitmaße wären, ist deine Sache, wie bei den Tonarten anzugeben. Aber beim Zeus, entgegnete er, ich weiß es nicht zu sagen.

[1]) So hatten auch die Musen im Wettstreit zwischen Apollon und Marsyas entschieden.

[2]) Die gewöhnliche Betheuerung des Sokrates im Hinblick auf den ägyptischen Gott Anubis.

Denn daß es ungefähr drei Arten[1]) sind, aus deren Verflechtung die Gangarten gebildet werden, wie bei den Tönen viererlei, woraus sämmtliche Tonarten hervorgehen, das kann ich aus meiner Anschauung berichten; welches aber die Nachahmungen eines Lebens seien und von welchem, weiß ich nicht anzugeben. Nun dies, sagte ich, wollen wir noch mit Damon[2]) berathen, welches die für Gemeinheit und Ausgelassenheit oder für Tollheit und sonstige Schlechtigkeit angemessenen Gangarten sind, und welche Zeitmaße für das Entgegengesetzte übrig gelassen werden müssen. Ich erinnere mich dunkel, gehört zu haben, wie er ein zusammengesetztes waffentanzartig[3]) nannte und ein daktylisches und besonders heroisches, und es, ich weiß nicht wie, ordnete und oben und unten gleichstellte, indem es kurz und lang wurde, und auch einen Jambus, glaube ich, nannte er, und Trochäus einen andern, und fügte Längen und Kürzen an. Und an einigen von diesen, glaube ich, tadelte und lobte er die Haltung (das Tempo) des Fußes nicht minder als die Maße selbst, oder auch etwas dieses Beides Umfassendes; denn ich weiß es nicht anzugeben. Aber dies soll, wie gesagt, für Damon aufgespart sein; denn es ins Reine zu bringen, erfordert nicht wenig Worte: oder meinst du nicht auch? — Freilich, beim Zeus. — Aber das kannst du doch ins Reine bringen, daß die Eigenschaft der Wohlanständigkeit abhängt von dem Wohlgemessenen und dem Uebelgemessenen? — Natürlich. — Aber das Wohlgemessene und das Uebelgemessene richtet sich doch wohl — jenes nach der schönen Rede, welcher es gleichgemacht ist, dieses nach der entgegengesetzten, und das Wohlgestimmte und Uebelgestimmte (der Tonart) ebenso, wofern das Zeitmaß und die Tonart nach der Rede sich richtet, wie vorhin gesagt wurde, nicht aber die Rede sich nach diesen? Freilich, sagte er, müssen diese von der Rede abhängen. Wie ist es aber mit der Art und Weise des Redens, fragte ich, und dem Inhalte? Richten sie sich nicht nach dem sittlichen Charakter der Seele? — Natürlich. — Und das Uebrige sich nach dem Reden? — Ja. — Wohlredenheit also und Wohlgestimmtheit und Wohlanständigkeit und Wohlgemessenheit hängt ab von der Wohlgesittetheit nicht derjenigen, welche in Wahrheit Unverstand ist und nur aus freundlicher Nachsicht von uns als Wohlgesittetheit bezeichnet wird, sondern der wahrhaft nach Sitte wohl und schön bestellten Gesinnung? Allerdings, versetzte er. Müssen nun die Jünglinge nicht allenthalben diesem nachgehen, wenn sie ihre Pflicht thun wollen? — Freilich müssen sie das? Die Unanständigkeit nun und die Ungemessenheit und die Ungestimmtheit sind verschwistert mit der Uebelredenheit und der Uebelgesittetheit, das Gegentheilige aber mit dem Gegentheiligen, der züchtigen und guten Sitte, verschwistert und dessen Nachahmung. Vollkommen freilich, sagte er.

12. Müssen wir also allein die Dichter überwachen und nöthigen, das Bild der guten Sitte in ihren Dichtungen darzustellen oder nicht bei uns zu dichten, oder müssen wir auch die übrigen Künstler überwachen

---

[1]) Daktylischer — ⏑ ⏑, trochäischer — ⏑ und päonischer Rhythmus — — — ⏑.

[2]) Ein berühmter Musiker jener Zeit.

[3]) Enoplion aus daktylischem und trochäischem Rhythmus zusammengesetzt.

und hindern, dieses Schlimmgesittete und Zuchtlose und Gemeine und Unanständige weder in Bildern lebender Wesen, noch in Gebäuden noch in irgend einem sonstigen Werke der Kunst darzustellen, oder dem, der es nicht vermag, nicht gestatten, bei uns zu arbeiten, damit nicht uns die Wächter, unter Bildern der Schlechtigkeit aufgezogen, wie unter schlechtem Kraute, jeden Tag allmählich von vielen Vieles pflückend und zu sich nehmend, unvermerkt ein großes Uebel in ihrer Seele zu einem Ganzen vereinigen; dagegen solche Künstler suchen, welche mit schöner Begabung die Natur des Schönen und Anständigen aufzuspüren im Stande sind, damit die Jünglinge, wie an gesundem Orte wohnend, aus Allem Nutzen ziehen, von welcher Seite immer etwas von den schönen Werken her in ihr Auge oder Ohr fällt, einem Luftzug ähnlich, der aus heilsamen Gegenden Gesundheit bringt, und schon von Kindheit auf unvermerkt sie zur Aehnlichkeit, Freundschaft und Uebereinstimmung mit dem Schönen treibt? So, erwiderte er, würden sie auf die bei weitem schönste Art erzogen. So ist also, mein Glaukon, fuhr ich fort, die Erziehung durch Musik darum die vorzüglichste, weil der Rhythmus und die Harmonie am meisten in das Innerste der Seele dringt und am stärksten sie erfaßt und Anstand bringt und anständig macht, wenn jemand darin richtig erzogen wird, wo nicht — das Gegentheil? und weil hinwiederum der, welcher hierin erzogen ist, wie es sein soll, das Uebersehene und von der Kunst oder der Natur nicht schön Ausgeführte am schärfsten wahrnimmt und mit gerechtem Widerwillen vor demselben das Schöne lobt und mit Freuden es in seine Seele aufnimmt und daran sich nährt und schön und gut wird, dagegen das Häßliche mit Recht tadelt und haßt schon jung, ehe er noch Vernunft zu fassen im Stande ist, wenn aber diese kommt, sie willkommen heißt, indem er sie wegen seiner Verwandtschaft (mit ihr) am ehesten erkennt, wenn er so erzogen ist? Mir wenigstens scheint es, erwiderte er, daß um deßwillen die Erziehung in der Musik stattfindet. Gerade also, bemerkte ich, wie wir mit der Schrift damals genügend bekannt waren, als wir die wenigen Buchstaben in Allem, worin sie vorkommen, zu erkennen wußten und weder im Kleinen noch im Großen sie mißachteten, als brauchte man sie nicht zu bemerken, sondern überall uns bemühten, sie zu unterscheiden, weil wir nicht eher Schriftkundige wären, bis wir uns auf dieser Stufe befänden. — Richtig. — Also auch die Bilder von Schriftzeichen, wenn sie uns etwa im Wasser oder in einem Spiegel sichtbar würden, werden wir nicht eher kennen, bis wir sie selbst kennen, sondern es gehört dies zu derselben Fertigkeit und Uebung? — Allerdings. — So werden wir also, was ich meine, auf diese Weise, bei Gott, auch nicht eher Musiker sein, weder wir selbst, noch auch die, von welchen wir sagen, daß wir sie bilden müssen, die Wächter, bis wir die Gestalten der Mäßigung und der Tapferkeit und des Freisinns und der Hochherzigkeit und Alles, was diesen verschwistert ist, und andererseits das Gegentheil von diesen, überall, wo es vorkommt, erkennen und, wenn sie in etwas Anderem sind, sie wahrnehmen, sowohl sie selbst als ihre Abbilder, und weder im Kleinen noch im Großen sie mißachten, sondern glauben, daß dies zu derselben Fertigkeit und Uebung gehöre? Das ist ganz nothwendig, bemerkte er. Bei

wem es also, fuhr ich fort, sich trifft, daß in seiner Seele schöne Sitten sind und in seiner Gestalt diesen Entsprechendes und damit Uebereinstimmendes, zu demselben Gepräge Gehöriges, der wäre der schönste Anblick für den, der sehen kann? — Bei weitem. — Die Menschen also, welche möglichst so beschaffen sind, wird der Musiker lieben; wenn aber jene Uebereinstimmung nicht vorhanden ist, dann wird er sie nicht lieben? Wenn, erwiderte er, an der Seele ein Mangel ist; wenn aber am Leibe, so wird er es ertragen, so daß er ihnen dennoch freundlich sein mag. Glaubst du nun nicht auch, bemerkte ich, daß unsere Erörterung über die Musik zu Ende sei? Wenigstens das Ende, zu dem sie kommen muß, hat sie erreicht; es muß nämlich die Musik enden in der Liebe zum Schönen. Einverstanden, erklärte er.

13. Nach der Tonkunst also muß man die Jugend erziehen durch Turnkunst. — Was denn? — Nun muß zwar auch diese von Kindheit an das ganze Leben hindurch sorgfältig getrieben werden; es verhält sich aber damit, wie ich glaube, folgendermaßen. Besinne auch du dich; denn mir scheint es nicht, als ob ein tüchtiger Leib durch seine eigene Tüchtigkeit die Seele gut machte, sondern daß umgekehrt eine gute Seele durch ihre Tüchtigkeit den Leib so gut wie möglich bildet; wie kommt es aber dir vor? Ebenso, antwortete er. Wenn wir also, nachdem wir die Gesinnung gehörig gepflegt, ihr überlassen, in Betreff des Leibes die genaueren Bestimmungen zu treffen, und selbst nur das Gepräge angeben, um nicht weitläufig zu werden, so würden wir wohl richtig verfahren? — Allerdings. — Von der Trunkenheit nun also, haben wir gesagt, müssen sie fernbleiben; denn jedem eher als einem Wächter kann man gestatten, daß er vor Trunkenheit nicht weiß, wo er ist. Freilich, bemerkte er, ist es lächerlich, wenn der Wächter selbst einen Wächter braucht. Und dann, wie steht es in Betreff der Nahrung?

Denn die Männer sind ja Ringer in dem größten Wettkampfe; oder nicht? O ja. Wäre nun wohl die Lebensweise dieser (der Ringer) bei ihren Uebungen angemessen für jene? Vielleicht. Aber, wendete ich ein, diese macht ja schlafsüchtig und ist für die Gesundheit gefährlich; oder siehst du nicht, daß diese Ringer ihr Leben lang schlafen und, wenn sie nur ein wenig die vorgeschriebene Lebensart überschreiten, schwer und heftig erkranken? — Allerdings. — So bedarf es also, fuhr ich fort, einer feineren Vorbereitung für die kriegerischen Wettkämpfer, welche ja wie Hunde wachsam sein müssen und ein möglichst scharfes Gesicht und Gehör haben und bei dem vielen Wechsel des Wassers und der übrigen Nahrungsmittel und der Hitze und Kälte, welcher sie in den Feldzügen ausgesetzt sind, keine leichtgefährdete Gesundheit haben dürfen. — Das ist mir klar. — So wäre denn also wohl die beste Turnkunst verschwistert mit der Tonkunst, die wir kurz vorher beschrieben haben? — Wie meinst du das? — Eine einfache und geordnete Turnkunst, und besonders in dem, was sich auf den Krieg bezieht. — Wie so?

Schon von Homer, antwortete ich, kann man in dieser Beziehung lernen. Denn du weißt, daß er im Kriege die Helden bei ihren Schmausereien weder mit Fischen bewirthet, trotzdem daß sie sich am Meere be-

finden, noch mit gesottenem Fleisch, sondern ausschließlich mit gebratenem, was natürlich für Krieger am leichtesten zu bekommen sein wird; denn so ziemlich überall geht es leichter, das Feuer allein anzuwenden, als Gefäße mit herumzutragen. — Freilich. — Auch Gewürze, glaube ich, hat Homer nie erwähnt; oder wissen das nicht auch die Andern, welche Vorübungen anstellen, daß ein Leib, der sich wohlbefinden will, alles dessen sich enthalten muß? Und sie thun recht daran, versetzte er, daß sie es wissen und sich enthalten. Einen syrakusischen Tisch dagegen, mein Freund, und eine sicilische Mannigfaltigkeit von Gerichten lobst du, scheint's, nicht, wenn du glaubst, daß jene daran recht thun. — Ich glaube nicht. — Du tadelst es also auch, wenn Männer, welche eine gute Leibesbeschaffenheit haben, sollen ein korinthisches Mädchen (Freudenmädchen) lieb haben? — Allerdings. — Also auch die wohlbekannten Leckereien des attischen Backwerks? — Nothwendig. — Denn ich glaube, wenn wir diese ganze Kost und Lebensart mit dem Tonsatze und dem Gesange vergleichen, welcher alle Harmonien und alle Rhythmen aufbietet, so werden wir sie richtig vergleichen. — Sicherlich. — Dort nun hat die Mannigfaltigkeit Zügellosigkeit erzeugt und hier Krankheit, die Einfachheit aber der Tonkunst in der Seele Mäßigung, und die der Turnkunst in dem Leibe Gesundheit. Ganz richtig, versetzte er. Wenn nun aber in einem Staate Zügellosigkeit und Krankheiten überhandnehmen, thun sich da nicht viele Gerichtsstätten und Arzneiläden auf, und bekommt die Rechtskenntniß und Heilkunde Bedeutung, wenn sich auch viele Freie und sehr angelegentlich damit beschäftigen? — Wie sollten sie nicht? — — —

Daß aber in einem Staate viele tüchtige Aerzte und Richter nöthig sind, ist ein Beweis von der schlechten Erziehung im Staate. 14—16.

17. Wird nicht der Tonkundige, auf diesen nämlichen Spuren (wie in der Musik) der Turnkunst nachgehend, falls er will, es dahin bringen, daß er der Heilkunst nicht bedarf, außer wo es nothwendig ist? — Mir scheint es so. — Die Uebungen selbst aber und die Anstrengungen wird er mehr im Hinblick auf das Muthhafte seines Wesens und dieses weckend betreiben, als (im Hinblick) auf Körperkraft; nicht aber wird er, wie sonst die Wettkämpfer, um stark zu werden, Nahrung und Anstrengungen über sich nehmen. Vollkommen richtig, sagte er. Haben nun also, sprach ich, o Glaukon, auch die, welche die Bildung durch Tonkunst und Turnkunst einführten, dies nicht aus dem Grunde eingeführt, welchen einige für den richtigen halten, damit sie (die zu Erziehenden) durch die eine am Leibe, durch die andere an der Seele gepflegt würden? Aber warum denn? fragte er. Sie scheinen, bemerkte ich, Beides in der Hauptsache um der Seele willen eingeführt zu haben. — Wie so? — Bemerkst du nicht, sprach ich, wie eben an Gesinnung diejenigen werden, welche ihr Leben hindurch mit Turnkunst sich befaßt, Tonkunst aber nicht berührt haben, oder welche in der entgegengesetzten Lage waren? In welcher Beziehung meinst du? fragte er. In Bezug auf Heftigkeit und Härte und andererseits auf Weichheit und Milde, versetzte ich. Freilich, erwiderte er; die, welche sich an die Turnkunst ungemischt halten, werden

davon heftiger als recht ist, andererseits, welche nur die Tonkunst treiben, werden weichlicher, als wie es für sie schön ist. Und wirklich, versetzte ich, wird das Heftige von dem Muthhaften der Naturanlage ausgehen und, recht gezogen, Mannhaftigkeit sein, über die Gebühr aber angespannt, begreiflicher Weise Härte und Herbigkeit werden. Einverstanden, erwiderte er. Und wie? Wird nicht das Milde der weisheitsliebenden Naturanlage anhaften, und wenn es zu sehr abgespannt wird, über Gebühr weichlich sein, gehörig gezogen aber mild und geordnet? — So ist's. — Von den Wächtern nun sagen wir, daß sie diese beiden Naturanlagen (Muth und Weisheit) haben müssen? — Freilich müssen sie. — Also müssen sie zu einander in das rechte Verhältniß gebracht werden? — Natürlich. — Und bei wem sie im rechten Verhältniß sind, dessen Seele ist besonnen und mannhaft? — Allerdings. — Bei wem aber nicht im rechten Verhältniß, bei dem ist sie feig und ungeschliffen? — Sicherlich.

18. Wenn nun also jemand der Tonkunst gestattet, seine Seele durch die Ohren wie durch einen Trichter zu übergießen und zu überflöten mit den soeben von uns genannten süßen und weichlichen und klagenden Tonarten, und er sein ganzes Leben wimmernd und durch den Gesang in Entzücken versetzt hinbringt, so wird ein solcher zuerst das Muthhafte, was er etwa hat, wie Eisen erweichen und aus einem Unbrauchbaren und Harten zu einem Brauchbaren machen; wenn er aber nicht abläßt, darauf zu hören, sondern im Zauber bleibt, da beginnt schon ein Schmelzen und Zerfließen, bis er den Muth herausgeschmolzen und aus seiner Seele gleichsam die Sehnen herausgeschnitten und einen „weichlichen Kriegsmann" hervorgebracht hat. Ja wohl, versetzte er. Und falls er nun, fuhr ich fort, von Anfang an eine von Natur muthlose (Seele) bekommen, so wird er dies schnell zu Stande bringen; falls aber eine muthhafte, so macht er den Muth schwächlich und bringt ihn aus dem Gleichgewichte, daß er aus Anlaß von Kleinigkeiten rasch gereizt und gelöscht wird; heißspornig und jähzornig sind sie dann aus einem Muthhaften geworden, voll mürrischen Wesens. — Allerdings vollkommen. — Und wird er nicht, wenn er andererseits mit der Turnkunst sich viel anstrengt und das Essen sich tüchtig schmecken läßt, mit Tonkunst aber und Weisheitsliebe sich nicht befaßt, zuerst bei körperlichem Wohlbefinden entschlossen und muthvoll werden und an Mannhaftigkeit sich selbst überbieten? — Allerdings. — Wird aber nicht, wenn er nichts Anderes thut und mit den Musen sich in keinerlei Gemeinschaft setzt, das Lernbegierige in seiner Seele, wenn dergleichen überhaupt darin vorhanden war, in Folge davon, daß es weder einen Wissensgegenstand, noch eine Untersuchung irgend zu kosten bekommt, und weder einer Rede theilhaftig wird, noch sonst einer Musenkunst, schwach und taub und blind werden, weil es nicht geweckt und genährt und auch ihren Empfindungen keine Läuterung zu Theil wird? So ist es, versetzte er. Ein Feind der Rede wird also, glaube ich, ein solcher werden, und den Musen abgekehrt, und von der Ueberredung durch Worte macht er keine Anwendung mehr, sondern bei Allem (nur) von Gewalt und Heftigkeit, gleich einem wilden Thiere, und lebt in Unwissenheit und Plumpheit, ohne Ebenmaß und Anmuth. Vollkommen, bemerkte er, verhält es sich so.

Für dieses beides also, wie es scheint, möchte ich behaupten, hat ein Gott den Menschen die beiden Künste gegeben, die Tonkunst und die Turnkunst, für das Muthhafte und Weisheitliebende, nicht für Seele und Leib, außer etwa nebenbei, sondern für jene beiden, damit sie zu einander in das rechte Verhältniß gesetzt werden durch Anspannen und Nachlassen bis zu dem gehörigen Maße. So scheint es allerdings, sagte er. Von demjenigen also, welcher am schönsten die Turnkunst mit der Tonkunst mischt und sie in dem besten Maße der Seele zuführt, von dem werden wir mit dem vollsten Rechte sagen, er sei vollkommen im höchsten Grade tonkundig und wohlgestimmt, mehr als derjenige, welcher die Saiten untereinander zusammenordnet? Billigerweise, o Sokrates, erwiderte er. So werden wir also, mein Glaukon, auch in dem Staate immer eines solchen Vorstehers bedürfen, wenn die Verfassung bestehen bleiben soll? — Freilich werden wir dessen bedürfen, so sehr als nur möglich.

Das wäre also das Gepräge für die Bildung und Erziehung, so daß die Reigentänze, Jagden, Thierhetzen und Wettkämpfe zu Fuß und zu Roß nicht weiter hier durchzunehmen sind. Die Regenten aber im Staate müssen aus den auf diese Weise gebildeten Wächtern ausgewählt werden. Es müssen aus ihnen die ältesten und besten sein, welche von Jugend auf das Wohl des Staates am meisten gesucht und schon von Jugend auf die Probe bestanden haben, daß sie ihren Grundsätzen treu bleiben trotz der falschen Lehren, trotz der Gewaltthätigkeit und trotz der Reize der sinnlichen Lüste. Damit aber der Staat erhalten bleibe, muß den drei Ständen des Staates die Fabel beigebracht werden, daß sie aus der Erde geboren, die Seelen aber der Regenten aus Gold, die der Wächter aus Silber, die des Nährstandes aus Eisen geschaffen seien. Doch soll kein Stand gegen den andern völlig abgeschlossen sein, sondern wem in dem eisernen Stande eine silberne oder goldene Seele geboren wird, soll sie hinauf, umgekehrt, wenn in dem goldenen Stande eine eiserne Seele geboren wird, soll sie hinab befördert werden. Die beiden obersten Stände sollen zusammenwohnen, sollen ihren Unterhalt von dem untersten Stande erhalten und kein Eigenthum besitzen. Kap. 19—22.

Im vierten Buche wird nun gezeigt, daß nach dieser Einrichtung der Regenten- und Hüterstand mit seinem Loose zufrieden sein darf, daß aber Reichthum sowohl wie Armuth Künstler, Regenten und Wächter verdirbt, daß ein so eingerichteter Staat den Kampf mit einem reichen und großen Staate nicht zu fürchten hat, wenn er nur seine Einheit und Harmonie bewahrt. Diese Einheit wird aber erhalten, wenn der Staat sich nicht übermäßig vergrößert, wenn jeder im Staate an die Stelle kommt, zu welcher er durch seine natürliche Anlage sich eignet, wenn die beiden oberen Stände Weiber und Kinder gemeinschaftlich haben und wenn die Verfassung durch gute Erziehung aufrecht erhalten wird. Der Staat, der auf diese Weise geordnet ist, muß auch die vier Grundzüge aller Vollkommenheit, nämlich Weisheit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit enthalten. Weise ist der Staat, wenn er versteht, sich am besten gegen sich selbst und gegen andere zu betragen. Dies ist Sache der Staatshüter oder Regenten, darum ist die Weisheit nur das Eigenthum des kleinsten Standes. Die Tapferkeit ist die Aufrechterhaltung der vom Gesetze durch die Erziehung eingeflößten Meinung über die Eigenschaft des Furchtbaren; sie ist Eigenthum des Wächterstandes. Die Mäßigkeit ist die naturgemäße Uebereinstimmung des Schlechteren und Besseren in Betreff der Frage, welche die Oberhand haben müssen; sie ist daher Eigenthum aller

Stände. Die Gerechtigkeit endlich besteht darin, daß jeder in dem Stande und Geschäfte, zu dem er sich nach seinen Anlagen eignet, seine Schuldigkeit thut und die Vielgeschäftigkeit meidet. Drängen sich aber Menschen ohne die nöthigen Fähigkeiten in die oberen Stände, so erleidet der Staat Unheil. Nachdem so das Wesen der Gerechtigkeit im Staate festgestellt ist, kann auch das Wesen der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in den einzelnen Menschen erklärt werden. Der einzelne Mensch kann nur auf dieselbe Weise gerecht sein wie der Staat. Er besitzt drei verschiedene Seelenvermögen, Vernunft, Muth und Begierde, wie der Staat drei Stände hat. Darum besteht die Gerechtigkeit des Einzelnen darin, daß jedes seiner Seelenvermögen das ihm von Natur angewiesene Geschäft verrichtet und nicht das Amt des andern übernimmt, daß also die Vernunft regiert, der Muth, nachdem er durch die Musik und Gymnastik gebildet ist, die Vernunft unterstützt, und daß die Begierden sich den Anordnungen der beiden gehorsam fügen. Der einzelne Mensch ist aber auch in gleicher Weise wie der Staat mäßig, tapfer und weise. Die Ungerechtigkeit des Einzelmenschen besteht aber darin, daß die drei Seelenvermögen ihre Thätigkeit verwechseln, so daß Verwirrung angerichtet wird. Die Ungerechtigkeit gleicht also einer zerstörenden Krankheit, die Gerechtigkeit der Gesundheit.

Es fragt sich nun, ob man bei gewissenhafter Ausübung der Gerechtigkeit auch seinen Vortheil finde, oder ob es besser durch Ungerechtigkeit geschehe. Sokrates beantwortet diese Frage, indem er den gerechten Staat und gerechten Menschen dem ungerechten Staat und ungerechten Menschen gegenüberstellt.

Dieses ist das Thema, welches der zweite Haupttheil des ganzen Werkes behandelt. Ehe Sokrates aber dazu kommt, wird er von Polemarchos und Adeimantos unterbrochen und aufgefordert, die vorher nur flüchtig erwähnte Anordnung der Weiber- und Kindergemeinschaft näher zu erörtern und zu begründen. Sokrates geht dabei von dem schon oben erwähnten Gleichnisse der Schäfer- und Hirtenhunde aus. Wie nämlich die Schäfer auch die weiblichen Hunde zu demselben Geschäfte, welches die männlichen haben, gebrauchen, so sollen auch die Weiber der Staatswächter mit den Männern an denselben Geschäften sich betheiligen. Sie müssen daher auch dieselbe wissenschaftliche und gymnastische Bildung erhalten und durch eine gleiche Auswahl ausgesucht werden. Die Weiber können aber dieselben Geschäfte verrichten wie die Männer; denn die weibliche Natur unterscheidet sich von der männlichen nicht wesentlich, nur ist sie schwächer, und es ist auch die Arbeitstheilnahme für den Staat nützlich. Gemäß aber der Aufhebung des Eigenthums im Staate werden auch die Weiber gemeinsam sein: doch werden die Regierenden insgeheim in Bezug auf die Paarung der besten Männer mit den besten Frauen und nur innerhalb des besten Alters solche Veranstaltungen treffen, daß eine möglichst gute Nachkommenschaft erzielt wird. Die Kinder werden gemeinsam und öffentlich erzogen, ohne daß die Eltern ihre Kinder kennen. Die Bezeichnungen Eltern, Geschwister und Kinder werden auf die ganzen entsprechenden Altersklassen ausgedehnt. Dadurch entsteht eine große Familie, in welcher durch die Einheit der Interessen eine Quelle reichen Glückes für den Staat und den Einzelnen fließt und die Stärke des Staates beruht. Das wird sich zeigen bei den Kämpfen nach außen, an denen die Kinder als Zuschauer theilnehmen. Wenn aber jemand fragt, ob ein solcher Idealstaat sich auch herstellen lasse, so sagt Sokrates, daß allerdings die Wirklichkeit hinter dem Ideale zurückbleiben werde, daß aber der gegenwärtige Zustand verbessert und das Ideal verwirklicht werden könne, wenn die Philosophen in dem Staate Regenten werden und die Regenten nur Philosophen sein dürfen.

Philosophen aber seien diejenigen, welche die Weisheit, deren Gegenstand das rein Seiende, die Wissenschaft der Ideen ist, als solche lieben, während die Menge bei dem Meinen stehen bleibt, das zwischen Wissenschaft und Unwissenheit steht und zum Gegenstande das hat, was zwischen dem rein Seienden und nicht Seienden liegt, also die Vielheit der Erscheinungswelt.

Im sechsten Buche zählt sodann Sokrates die Eigenschaften auf, welche er von einem ächten Philosophen verlangt. Er muß theoretische und praktische Tüchtigkeit haben, und darum eben dürfen auch keine anderen Leute Führer des Staates sein als die wahren Freunde der Wissenschaft, die Philosophen. Als nun Glaukon fragt: Wie können wir uns aber darüber unterrichten? sagt Sokrates:

2. In Betreff der wahren wissenschaftlichen (philosophischen) Naturen müssen wir doch bereits über diese erste Eigenschaft einverstanden sein, daß sie immer Lust und Liebe haben müssen zu dem Lehrgegenstande, welcher ihnen den Schleier zu lüften vermag von jenem Sein, das ewig ist und keiner Veränderung unterworfen ist durch Entstehen und Vergehen? — Glaukon: Ja. — Sokrates: Ferner auch darüber, daß sie Lust und Liebe haben zu allen möglichen Zweigen jenes Seins, daß sie weder einen kleinen noch einen größeren, weder einen mehr oder minder geachteten Theil davon mit Wissen und Willen unbeachtet lassen. — Glaukon: Richtig bemerkt. — Sokrates: Nach dieser ersten Haupteigenschaft sieh nun einmal weiter, ob es unbedingt nothwendig ist, daß neben jener auch im Besitze dieser zweiten Haupteigenschaft von Geburt aus sein müssen diejenigen, welche dereinst solche Männer sein sollen, wie wir sie vorhin bezeichneten. — Gl.: Und worin bestände denn diese zweite Haupteigenschaft? — S.: Nicht zu täuschen und wissentlich sich auch die Täuschung nicht beikommen zu lassen, sondern sie zu hassen, dagegen die Wahrheit zu lieben. Gl.: Wahrscheinlich ja. S.: Nicht nur, mein Lieber, wahrscheinlich, sondern auch unbedingt nothwendig ist es, daß der durch angebornen Trieb in Jemand Verliebte die sämmtliche Verwandtschaft und Eigenthümlichkeit des Geliebten gern haben muß. Gl.: Ja richtig. S.: Würdest du nun etwas finden, was der Weisheit eigener wäre als die Wahrheit? Gl.: Nein. S.: Ist es also möglich, daß ein und derselbe ein Freund der Weisheit und der Täuschung sei? Gl.: Gewiß nicht. S.: Der wahre Wißbegierige muß also nach jeder Wahrheit gleich von Kindheit an das möglich größte Verlangen tragen. Gl.: Ganz gewiß. S.: Ferner von jedem Menschen, bei welchem die Begierden und Bestrebungen sich mit Gewalt auf einen einzigen Gegenstand hinwerfen, wissen wir wohl, daß sie in den übrigen Beziehungen bei diesem schwächer sind, wie etwa bei einem durch Seitenkanäle abgeleiteten Strome. Gl.: Freilich. S.: Bei dem Menschen, bei welchem sie sich in den Studien und überhaupt im Bereiche des Wissens entladen, werden sie demnach wohl ihren Hauptzug auf das reine Seelenvergnügen haben, in Bezug auf die sinnlichen Vergnügen aber versiechen, wenn er kein heuchelnder, sondern ein wahrer Freund der Weisheit (Philosoph) sein will. Gl.: Ganz nothwendig. S.: Die dritte Eigenschaft eines solchen ist also besonnene Mäßigung und Entfernung von aller Gewinnsucht; denn die Triebfedern, deretwegen man mit so großem Kraftaufwand nach Geld und Gut strebt, dürfen bei keinem in der Welt weniger die Thätigkeit

bestimmen, als bei einem solchen. Gl.: So ist's. S.: Viertens muß man auch auf folgende Eigenschaft sehen, wenn du den angebornen Charakter eines wahren Freundes der Weisheit und den des falschen unterscheiden willst. Gl.: Auf welche? S.: Daß dir nicht einer mit niederträchtiger Gemeinheit behaftet ist; denn im größten Widerspruch steht gemeine Kleingeisterei mit einer Seele, welche Natur und Geist in ihrer Allgemeinheit und Gesammtheit stets zu erfassen streben soll. Gl.: Ganz wahr! S.: Wird aber dem Geiste, der die Naturgabe einer großartigen Denkart und eines Blickes in die Ewigkeit und das gesammte Sein hat, wohl das menschliche Leben als etwas Großes vorkommen können? Gl.: Unmöglich. S.: Also auch den Tod wird ein solcher nicht für etwas Schreckliches halten? Gl.: Nein. S.: Eine von Geburt feige und niederträchtige Seele also kann mit wahrer Wissenschaft offenbar nichts zu schaffen haben. Gl.: Das scheint mir nicht. S.: Weiter! Wenn einer nun hübsch mäßig, nicht habsüchtig, nicht niederträchtig, kein Windbeutel, kein Feigling ist, könnte der wohl je unverträglich oder ungerecht sein? Gl.: Nein. S.: Bei Beobachtung einer Seele, ob sie eine wahre Freundin der Weisheit sei oder nicht, mußt du natürlich also fünftens auch auf diese Eigenschaft von ihrer Jugend ansehen, ob sie gerecht und human, oder unverträglich und roh ist. Gl.: Ja, darauf jedenfalls. S.: Gewiß wirst du auch die sechste Eigenschaft nicht außer Acht lassen wollen? Gl.: Und welche ist das? S.: Gelehrigkeit oder Ungelehrigkeit; oder erwartest du, daß einer etwas ordentlich lieben werde, bei dessen Verrichtung er mit Schmerzen arbeitet und kaum mit geringem Erfolge? Gl.: Das kann wohl nicht sein. S.: Jetzt von der siebenten Eigenschaft! Muß nicht, wenn er von dem, was er gelernt, nichts behalten könnte, weil er vergeßlich wäre, sein Kopf vom Wissen leer bleiben? Gl.: Jedenfalls. S.: Bei nutzlosen Anstrengungen wird er natürlich in den Fall kommen müssen, daß er sich sowohl wie auch eine solche Beschäftigung haßt. Gl.: Allerdings. S.: Eine vergeßliche Seele also dürfen wir niemals unter die wahren Jünger der Wissenschaft aufnehmen, sondern wir müssen verlangen, daß sie ein gutes Gedächtniß haben. Gl.: Ja, das jedenfalls. S.: Achtens dürfen wir wohl den Satz aufstellen: Die Eigenschaft einer den Künsten der Musen abgeneigten und alles Maßes ermangelnden Natur hat auch nur zur Maßlosigkeit ihren Zug. Gl.: Freilich. S.: Hältst du aber Wahrheit mit Maßlosigkeit verwandt oder mit dem Maßhalten? Gl.: Mit dem Maßhalten. S.: Einen angebornen innern Sinn für Maß und schöne Form müssen wir daher neben den anderen Eigenschaften als achte Eigenschaft verlangen; diesem Sinne wird dann der angeborne Trieb den Weg zum Anschauen des Wesenhaften eines jeden Dinges leicht machen. Gl.: Allerdings. S.: Und was ist nun der Schluß aus allem? Scheinen wir dir hier nicht lauter Eigenschaften aufgezählt zu haben, welche alle einzeln nothwendig für eine Seele sind, die das (ideelle) Wesenhafte gehörig und vollständig erfassen soll, und folgt nicht jede dieser Eigenschaften aus der andern? Gl.: Ja wohl. S.: Wirst du nun in irgend einer Weise ein Studium tadelnswerth finden, was einer gehörig zu betreiben niemals im Stande sein wird, wenn er nicht angeboren hat ein gutes Gedächtniß, Gelehrig-

keit, eine hohe Denkart, Sinn für schöne Formen, Neigung und Verwandtschaft zur Wahrheit, zu Gerechtigkeit, zu wahrer Männlichkeit, zu besonnener Mäßigung? Gl.: Nicht einmal der Tadel selbst könnte es tadeln. S.: Und würdest du solchen von Geburt aus begabten Männern, wenn sie überdem sowohl an Bildung wie an Alter die höchste Stufe erreicht haben, nicht einzig und allein unsern Staat anvertrauen?

Da aber fällt Adeimantos mit dem Einwande ein, daß in Wirklichkeit diejenigen, welche sich mit der Philosophie abgeben, überspannte Menschen würden, und daß die ersten und größten Philosophen zu Staatsgeschäften unbrauchbar würden. Dagegen zeigt nun Sokrates, daß daran, daß die größten Philosophen unbrauchbar würden, nicht die Philosophie, sondern der Unverstand des politischen Publikums schuld sei, und daß nach den gegenwärtigen Verhältnissen die meisten Zöglinge der Philosophie nothwendig verderben müßten. Die zur wahren Philosophie geeigneten Naturen werden überhaupt nur in sehr geringer Anzahl geboren, aber es gehen auch von diesen viele zu Grunde und zwar wegen ihrer edlen geistigen Natur selbst. In dieser Beziehung sagt Sokrates:

6. Sokrates: Von jedem Gesäme und Geschöpf, sei es aus dem Pflanzen- oder Thierreiche, wissen wir, daß dasselbe, wenn es nicht die ihm zukommende Nahrung, Witterung und Oertlichkeit erhält, desto mehr hinter den ihm eigenthümlichen Vollkommenheiten zurückbleibt, je edler es ist; denn auf das Edle wirkt das Schlechte zerstörender, als auf das Nichtedle. Adeimantos: Allerdings. S.: Es hat somit allgemein seine Richtigkeit, denke ich, daß ein Geschöpf, je edler es ist, bei einer für es ganz unpassenden Nahrung desto schlechter wegkomme, als das gemeine. A.: Ja. S.: Nicht wahr, mein lieber Adeimantos, wir dürfen demnach auch aus dieser allgemeinen Wahrheit die Behauptung aufstellen, daß auch die Edelsten allemal ganz besonders schlecht werden, wenn sie eine schlechte Erziehung bekommen? Oder meinst du, die großen Verbrechen und die ausgemachteste Schlechtigkeit kämen von einer gemeinen und nicht aus einer der Anlage nach herrlichen, aber durch die erhaltene Nahrung verdorbenen Naturanlage, da ja eine schwache Natur zu Großem weder im Guten noch im Schlechten Veranlassung sein kann? A.: Nein, von keiner gemeinen, sondern von einer solchen Natur. S.: Die vorhin von uns verlangte Naturanlage für den künftigen ächten Freund der Wissenschaft wird, denke ich, wenn sie den gehörigen Unterricht erhält, in jeder Tugend nothwendig zur Reife gelangen, dagegen wird sie, wenn das Samenkorn ihres Talentes in dem ihr gehörigen Unterrichtsboden nicht gepflegt und genährt wird, zum Gegentheil ausschlagen, falls nicht ein Gott ihr zu Hülfe kommen sollte. Oder bist vielleicht auch du der Meinung, wie die Menge, daß das Verderben dieser oder jener jungen Leute von Sophisten ausgehe, daß aber diejenigen sophistischen Doctoren der Gelehrtheit, welche hie und da eigene Lehrstühle haben, die Urheber da von seien, und daß in diesen die Hauptquelle des Verderbens liege? Im Gegentheil, eben die Leute, welche diese Klagen führen, sind selbst die größten Doctoren und verstehen es weit meisterhafter, die Menschen dazu zu bilden und abzurichten, wozu sie wollen, und zwar nicht nur junge, sondern auch alte, nicht nur männlichen, sondern auch weiblichen Ge-

schlechts! A.: Wann denn? S.: Wann sie zu großen Haufen beisammen in Volksversammlungen, oder in Theatern, oder in Kriegslagern, oder überhaupt sonst in einem öffentlichen Volkszusammenlauf sitzen und da jedesmal über diese oder jene Reden und Handlungen theils Tadel, theils Lob aussprechen, und jenen sowohl durch übermäßiges Auszischen, wie dieses durch übermäßiges Zuklatschen übertreiben, während noch dazu die Felswände und der Platz, an welchem sie sich eben befinden, durch den Wiederhall den Lärm des Tadels und Lobes noch verdoppeln. Welchen Herzenszug, wie man zu sagen pflegt, muß da nun ein junger Mensch haben? Und welche Schulbildung könnte hiegegen ein Damm sein, welche nicht von dem Schwalle solcher Schmäh- und Lobreden fortgeschwemmt würde, und welche nicht in diesem Strudel dem Strome folgte, wohin dieser eben treibt? Und wird er nicht dieselben Dinge schön und häßlich nennen, nicht dieselben Dinge treiben, wie jene Menge, nicht denselben Charakter annehmen? A.: Ja, das folgt mit der größten Nothwendigkeit.

7. S.: Und doch haben wir die größte Nothwendigkeit noch nicht vorgebracht! A.: Welche denn? S.: Die, welche jene Staatsschulmeister und Staatsdoktoren durch Thätigkeit hinzufügen, wenn sie mit Worten nicht überreden können. Oder weißt du nicht, daß sie den, welcher ihnen nicht folgt, mit Verlust der bürgerlichen Ehren, mit Geld- und Todesstrafen züchtigen? A.: Ja, ich kenne sie gar wohl! S.: Welcher andere Weisheitslehrer, oder welche häusliche Belehrungen können nun wohl jenen das Gegengewicht halten, um darüber obzusiegen? A.: Ich glaube keiner. S.: Freilich nicht, und es nur zu wagen, verriethe schon einen großen Unverstand. Denn es geschieht nicht, geschah nicht und wird auch wohl nicht geschehen, daß es eine andere Denkweise in Absicht auf Tugend gebe, als die, welche durch die Anleitung jener Staatsschulmeister eingepflanzt wird, versteht sich, nach dem gewöhnlichen Gange menschlicher Weise, mein Lieber; die außerordentliche Fügung eines Gottesfingers, wie man zu sagen pflegt, nehmen wir bei unserer Behauptung freilich aus; denn wohl gemerkt, wenn du behauptest, das, was sich unter solchen Verfassungen noch rette und zur gehörigen Vollkommenheit gelange, habe die besondere Fügung eines Gottes gerettet: so wäre diese Aeußerung gar nicht so ungereimt. A. Freilich, und ich habe auch eigentlich gar keine andere Meinung. S. Nun denn, so mußt du ferner daneben auch noch folgende Meinung haben. A.: Was für eine? S.: Daß ein jeder der um Geld lehrenden Doctoren, welche jene Sophisten nennen und für Gegner ihres Treibens halten, nichts Anderes in seinem Unterrichte verbreitet, als eben nur jene Grundsätze der politischen Volksmenge, über welche sie in den Versammlungen saalbadert und dies dann Staatsweisheit nennet. Dies gemahnt einen dann gerade so, wie wenn jemand bei Haltung einer ungeheuren und starken Bestie die Leidenschaften und Begierden derselben in der Hinsicht kennen lernte, wie man ihr näher treten und wie man sie antasten dürfe, wenn sie am wildesten oder am zahmsten sei, aus welchen Gründen, sowie unter welchen Bedingungen sie gewöhnlich Töne hören lasse, und auf welche Töne eines Andern sie besänftigt und aufgebracht werde; und wenn er Alles dies dann durch Beobachtung und Zeitaufwand erlernt hätte, es dann Wissenschaft hieße, in eine wissen-

schaftliche Form brächte, und hinsichtlich dieser Lehrsätze sowohl wie jener Neigungen ohne gründliche Kenntnisse der eigentlichen Begriffe von Schön und Häßlich, von Gut oder Schlecht, von Gerecht oder Ungerecht doch alle diese Ausdrücke von den Sinnesarten des ungeheuren Thieres brauchte, indem er das gut hieße, was diesem Vergnügen machte, und das schlecht, worüber es aufgebracht würde, dabei aber sonst gar keine andere innere vernünftige Begründung geben könnte, als daß er die unbedingten Naturbedürfnisse gerecht und schön hieße: aber von dem großen Unterschiede zwischen dem eigentlichen Naturtriebe und dem wahrhaft Guten weder eine klare Ansicht bekommen hätte, noch ihn einem andern zeigen könnte. Würde bei solchem Verfahren einer dir nicht als ein entsetzlicher Lehrer vorkommen? A.: Ja, mir wenigstens. S.: Wäre aber wohl ein Unterschied zwischen diesem und jenem, welcher es für Weisheit hält, der vielköpfigen und bunten Volksmenge bei ihren Zusammenkünften, ihre Leidenschaft und ihre Gelüste abgemerkt zu haben, sei dies nun in der Malerei oder in der Musik, oder in der Staatsweisheit? A.: Gewiß nicht verschieden; denn eine ausgemachte Sache ist das: wenn jemand sich mit jener Menge abgibt und vor ihr entweder mit einer Poesie oder sonst mit einem Kunstwerke oder in einem Staatsdienste auftritt und außer den ihn ohnehin schon beengenden Natureinflüssen sich auch noch dem Einflusse des Pöbelurtheils unterwirft: so gebietet ihm dann die sprüchwörtlich gewordene Nothwendigkeit des Diomedes [1]), nur solche Leistungen zu liefern, welche den Beifall der Menge erhalten können; aber daß diese Leistungen sich auf das ewig Gute und Schöne gründeten, hast du darüber schon eine andere Rechtfertigung geben hören, die nicht lächerlich gewesen wäre? A.: Ja, ich glaub' es, und ich werde auch keine hören, die es nicht wäre.

8. S.: Nachdem du nun alle diese Ursachen vom Verderben wahrhaft wissenschaftlicher Anlagen beherzigt hast, so bedenke auch noch diese (Ursache) unter Erinnerung an das, was schon oben angedeutet wurde. Kann der große Haufe das Schöne an sich und nicht die sichtbare Mannigfaltigkeit von Schönheiten, oder überhaupt jedes Ding an sich und nicht die sichtbare Mannigfaltigkeit von Dingen je annehmen oder daran glauben? A.: Durchaus nicht. S.: Wahrhaft wissenschaftlichen Sinn kann also einmal der größte Haufe unmöglich haben. A.: Unmöglich. S.: Die wahren Freunde der Wissenschaft müssen demnach auch nothwendig von ihm getadelt werden. A.: Nothwendig. S.: Und dann natürlich auch von den gemeinen Pfuschern in der Wissenschaft, welche sich mit dem Pöbel einlassen und ihm zu gefallen suchen. A.: Versteht sich. S.: Siehst du schon bei diesen hier erwähnten Gefahren irgend eine Möglichkeit, daß eine wahrhaft wissenschaftliche Natur sich retten, bei ihrem Berufsgeschäfte standhaft verbleiben und zum Ziele kommen könne? Betrachte die Sache aber noch weiter aus dem zweiten der oben angedeuteten Gesichtspunkte. Wir waren doch bekanntlich einverstanden, daß die Eigenthümlichkeit der erwähnten ächt wissenschaftlichen Natur

[1]) Diomedes zwang die Fremdlinge, bei seinen Töchtern zu schlafen und tödtete sie dann, so daß das Sprüchwort sagen will: Auf eine kurze Lust folgt nothwendig der Tod.

bestehe in den Anlagen zur Gelehrigkeit, einem guten Gedächtnisse, Männlichkeit, Hochherzigkeit? A.: Ja. S.: Wird nun ein Mensch von solchen geistigen Vorzügen nicht von Jugend auf unter allen seinen Gespielen in allen Stücken der erste sein, besonders wenn auch seine Körpergestalt seinem Geiste entspricht? A.: Ja, ohne Zweifel. S.: Da werden denn, denke ich, schon Wünsche gehegt werden, ihn einst, wann er einmal älter wäre, zu ihren Plänen zu gebrauchen, von Verwandten sowohl wie von Mitbürgern. A.: Jedenfalls. S.: Sie werden also auch ihn demüthig bitten, ihm tiefe Bücklinge machen, und so seine hoffentlich einflußreiche Stellung der Zukunft durch frühzeitige Schmeicheleien schon im voraus in Beschlag nehmen. A.: Ja, so geht es gern. S.: Wie wird nun ein solcher unter solchen Umständen sich benehmen, besonders wenn er Bürger einer großen Stadt ist, darin die Rolle eines reichen und vornehmen Mannes spielt, dazu noch wohlgestaltet und schlank gewachsen ist? Wird er da nicht von einer unbegrenzten Hoffnung erfüllt werden und die Meinung von sich haben, daß er nicht nur die Gebiete Griechenlands, sondern auch die des Auslandes zu regieren im Stande sein werde? Wird er sich nicht übermüthig erheben, sich in die Brust werfen und den Kopf voll Eitelkeit und leeren Dünkels ohne Verstand haben? A.: Ja sicher. S.: Wenn zu einem Menschen in diesem Zustande jemand nun ganz friedlich hinträte und ihm die Wahrheit sagte, daß er kein Hirn im Kopfe habe; daß er noch einer tiefern Einsicht bedürfe, diese aber nicht zu erwerben sei, wenn man nicht um ihren Besitz wie ein treuer Knecht sich bemühe: glaubst du, daß seine von so vielen Uebeln umlagerten Ohren hierauf leicht hören würden? A.: Weit gefehlt. S.: Wenn nun aber auch einer vermöge ganz vorzüglicher Anlagen und wegen seiner Neigung zu wissenschaftlichen Forschungen darauf merkte, zum Studium gelenkt und hingezogen würde; was thun da wohl jene, welche dadurch glauben, seine Dienste und seine Connexion zu verlieren? Werden sie nicht jedes mögliche Mittel aufbieten, jede mögliche Ueberredung anwenden einmal in Bezug auf seine eigene Person, damit er ja nicht sich bereden lasse, und dann auch in Bezug auf jenen Wahrheitsprediger, damit er nichts ausrichte, indem sie diesem letzteren im Privatleben Schlingen legen und ihn bei der Staatsbehörde in gefährliche Processe stürzen? A.: Ja, ganz nothwendig. S.: Gibt es nun eine Möglichkeit, daß ein solcher zur wahren Wissenschaft gelangen kann? A.: Durchaus nicht.

9. S.: Siehst du nun, daß wir nicht ohne Grund die Behauptung aufstellten: gerade die einzelnen Bestandtheile des wissenschaftlichen Kopfes seien gewissermaßen eine Hauptursache des Abkommens vom Studium, wenn sie nämlich in verkehrte Pflege gerathen; die zweite Hauptursache davon seien die sogenannten Güter: Reichthum und überhaupt die ganze Herrlichkeit der Welt? A.: Freilich nicht ohne Grund, sondern die Behauptung hat ihre Richtigkeit. S.: So groß und von der Art, mein Bester, ist also die Gefahr und das Verderben der edelsten und für die edelste Beschäftigung bestimmten Naturanlage, die nach unserer Aussage ohnehin schon so selten ist.

Wenn nun so die Philosophie ihrer ebenbürtigen und für sie geborenen Liebhaber beraubt wird, so drängen sich ihr aus den Gewerken solche unberufene Lieb-

haber auf, die zum Handwerk gut genug sind, aber keine Anlagen zu wissenschaftlicher Bildung haben. Diese Leute suchen die Philosophie nicht um ihrer selbst willen, sondern des Gewinns und der Ehre wegen, indem die Philosophie bei aller Verachtung, in die sie durch das Treiben der Sophisten gekommen ist, doch noch mehr Ehre gebe, als jede andere Profession. Darum kann man leicht begreifen, daß solche Philosophen sowohl durch ihre Leistungen, als auch durch ihr Betragen der Philosophie nur Schande machen in den Augen des Volkes. Die wenigen eigentlichen philosophischen Naturen aber, welche die Süßigkeit des wissenschaftlichen Lebens einmal gekostet haben, wollen sich nicht wieder von ihm trennen und wollen nicht ihr edles Leben im politischen Treiben vergeuden. Deshalb ist bisher eine solche ideale Staatseinrichtung, wie sie hier gezeichnet wird, nicht möglich gewesen. Sie ist nur möglich, wenn philosophische Naturen in einem Staate erzogen werden, der von dem jetzigen ganz verschieden ist, und die Philosophie auf eine ganz andere Weise getrieben wird, als jetzt.

Es handelt sich aber nun darum, durch welche theoretische und praktische Bildungsmittel die philosophischen Regenten gebildet werden sollen.

Plato erinnert dabei kurz an die früher geforderten körperlichen und geistigen Eigenschaften eines künftigen Regenten, und daß diese Eigenschaften sich leider selten in einem Menschen zusammen vorfänden. Die geistreichen Menschen haben gewöhnlich einen wandelbaren Charakter, die starken und zuverlässigen dagegen sind zu phlegmatisch und einer höheren wissenschaftlichen Bildung nicht fähig, und doch müssen die zukünftigen Regenten sowohl einen tüchtigen Charakter, als auch wissenschaftliche Anlagen haben; denn sie müssen neben anderen Proben auch die ablegen, daß sie beim Unterrichte in vielen wissenschaftlichen Disciplinen beobachtet werden, ob sie die wichtigsten Wahrheiten zu ertragen im Stande seien. Um nun die Frage, welche Lehrgegenstände dazu erforderlich seien, zu beantworten, bemerkt Sokrates, daß der Weg, um die Gerechtigkeit, Besonnenheit ꝛc. gründlich kennen zu lernen, der Weg zur Erkenntniß der größten Wissenschaft, d. h. des eigentlichen Guten sei; denn ohne Erkenntniß des eigentlichen Guten ist alles Wissen und Treiben nutzlos und eitel und die Ausübung der wahren Tugend und Gerechtigkeit unmöglich. Die Lehre des Aristipp, daß das höchste Gut im sinnlichen Vergnügen, und ebenso die des Antisthenes, daß es in der vernünftigen Einsicht bestehe, ist falsch. Dagegen ist das Gute in der ideellen Welt das, was die Sonne in der sichtbaren Welt ist, so daß das Sein in der ideellen Welt zum Guten in derselben Beziehung steht, wie das Sein der sichtbaren Welt zur Sonne, und die Vernunft im Intelligiblen dasselbe, was das Auge im Sichtbaren ist. Wie nämlich die Sonne in dem Reiche des Sichtbaren nicht nur die Ursache alles Lebens, sondern auch die Bedingung vom Sehen des Auges und vom Gesehenwerden der sichtbaren Dinge ist: so ist auch das Gute nicht nur die Quelle alles Lebens, sondern auch die Ursache sowohl vom Erkennen der Vernunft, als auch davon, daß das wahre Sein, die Ideen erkannt werden. Wie nun die sichtbare Welt sich uns unter zwei Gestalten zeigt, als Bilder von Gegenständen und als wirklich reelle Gegenstände, so zeigt sich uns die Welt des intelligiblen Seins auch als allgemeine Formen des wirklich Seienden und als reines Sein. Und wie das Auge und der Gesichtssinn etwas Sonnenartiges, aber selbst keine Sonne ist, so ist die Vernunft und die wissenschaftliche Erkenntniß des Wahren etwas Vortreffliches, aber sie ist nicht selbst das Gute welches an Herrlichkeit Alles überstrahlt. So zerfällt das Gebiet des Seins in zwei Hälften, in das sichtbare und in das durch die Vernunft erkennbare Sein; und jede dieser Hälften

zerfällt wieder in zwei Theile oder Abschnitte, so daß wir vier Glieder erhalten: Bilder, wirkliche (sinnliche) Gegenstände, (intellectuelle) allgemeine Seinsformen und reines Sein, welche alle in Betreff ihrer Wirklichkeit und Wahrheit in proportionalem Verhältnisse stehen. Wie nämlich die Bilder zu ihren wirklichen Gegenständen sich verhalten, so verhalten sich die allgemeinen Seinsformen zu dem reinen Sein, und wie die Bilder sich zu ihren wirklichen Gegenständen verhalten, so verhält sich das ganze sichtbare Sein zu dem ganzen durch die Vernunft erkennbaren Sein. Und ebenso ist es bei den Wirkungen des Schauens auf jene vier Arten des Seins. Das Schauen des Auges auf die Bilder wirkt einen Schein von Wahrheit, die Wahrscheinlichkeit, das Schauen der wirklichen Dinge bewirkt zuverlässiges Zutrauen auf den Geist des Auges, den Glauben. Das Schauen der Vernunft auf die allgemeinen Seinsformen (als Mathematik) wirkt nur Verstandeseinsicht, das Schauen der Vernunft auf das reine Sein bewirkt Vernunfteinsicht. Beim Anschauen der allgemeinen Seinsformen bedient sich die Vernunft zu ihren Demonstrationen noch sinnlicher Formen, geht von unerwiesenen Voraussetzungen aus und geht nur auf die logisch intuitive Demonstration eines bestimmten Zieles los. Bei der Anschauung des reinen Seins entschlägt sie sich aller sinnlichen Anschauungen, baut auf keine unerwiesenen Voraussetzungen und zeigt das reine Sein und das Wahre nur mittels reiner Begriffe in logischer Weise. Die Wahrscheinlichkeit aber und der Glaube sind Meinung oder bloße empirische Erkenntniß, Verstandes- und Vernunfteinsicht sind aber rationale oder Vernunfterkenntniß, und die empirische Erkenntniß steht zur Vernunfterkenntniß in demselben Verhältnisse, wie die Wahrscheinlichkeit zum Glauben. Nach dieser Darstellung der Lehre vom Guten, welches die künftigen philosophischen Regenten durch die wissenschaftliche Bildung erkennen lernen sollen, wird nun im siebenten Buche diese Bildung selbst geschildert.

Buch VII, 4. Sokrates: Wir müssen also, die Wahrheit dieser Ansichten vorausgesetzt, hierüber folgende Ansicht festhalten: die Jugendbildung sei nicht von der Art, wofür sie einige Lehrer von Profession ausgeben. Nach ihrem Vorgeben gibt es ganz und gar kein in der Seele ursprünglich gelegenes Wissen, und sie setzten es hinein, als wenn sie blinden Augen ein Gesichtsvermögen einsetzten. Glaukon: Ja, das geben sie vor. S.: Aber die gegenwärtige Theorie deutet offenbar darauf hin, daß das Vermögen jenes Wissens ursprünglich in der Seele gelegen sei; das Organ, mit welchem jeder erkennt, muß nur ebenso, wie wenn ein Auge nicht anders als mit dem ganzen Körper sich nach dem Hellen aus dem Dunkeln umwenden könnte, mit der ganzen Seele aus dem Bereich des wandelbaren Werdens umgelenkt werden, bis diese die Anschauung des reinen Seins und die der hellsten Region desselben ertragen kann; diese hellste Region ist aber nach unserer Erklärung das höchste, wesenhafteste Gut, nicht wahr? Gl.: Ja. S.: Jugendbildung wäre also von nichts Anderem die Kunst, als eben hievon: von der Herumdrehung, auf welche Weise nämlich jenes Organ mit der möglichst größten Leichtigkeit und Wirksamkeit sich umwenden lasse, nicht die Kunst, jenem ein Sehvermögen einzusetzen; sie muß vielmehr annehmen, daß jenes Organ dieses Vermögen schon hätte, daß es aber noch nicht die gehörige Richtung genommen habe und noch nicht dahin sähe, wohin es sehen müßte, und muß ihm hierzu behülflich sein. Gl.: Ja offenbar. S.: Die übrigen sogenannten Seelenfähigkeiten scheinen indeß allerdings

in einiger Beziehung mit den körperlichen verwandt zu sein; sie scheinen in der That ursprünglich nicht vorhanden und nachher erst durch wiederholte Gewöhnung und Uebung eingepflanzt zu werden. Aber das Vermögen des intellectuellen Erkennens hat nach aller Wahrscheinlichkeit einen höhern Ursprung, da dieses seine eigentliche Kraft niemals verliert und, je nachdem es seine Lenkung erhält, gut und heilsam, oder im Gegentheil schlecht und schädlich wird. Oder hast du noch nicht an den Leuten, die als Bösewichte bekannt sind und dabei als gescheidt gelten, die Bemerkung gemacht, wie spitz ihr Seelchen sieht und wie scharf es das durchschauet, worauf sein Ziel gerichtet ist, und daß es also gar keine schlechte Sehkraft hat, sondern daß es damit nur gezwungen der Schlechtigkeit dient? Daher es auch kommt, daß eine Seele in diesem Falle desto größere Uebelthaten verübt, je schärfer ihr Geistesblick ist. Gl.: Ja allerdings.

7. S.: Da handelt es sich nun nicht um eine so leichte Umwendung wie im Scherbenspiele[1]), sondern um eine Seelenumlenkung, d. h. um ihre Auffahrt aus einem nächtlichen Tage zum wahren Tage des wesentlichen Seins, in welcher nach unserer Erklärung die wahre Wissenschaft besteht. Gl.: Allerdings. S.: Also müssen wir darnach sehen, welcher der Lehrgegenstände solche Kraft hat? Gl.: Allerdings. S.: Welcher Lehrgegenstand, mein lieber Glaukon, könnte wohl nun einen solchen Zug für die Seele von dem vergänglichen Werden zum wesenhaften Sein bewirken? Doch während dieser Worte überlege ich zugleich, jene Männer sollten ja auch in ihrer Jugend rüstige Kriegskämpfer sein, nicht? Gl.: Ja, das sollten sie. S.: Es muß also jener Lehrgegenstand, welchen wir suchen, neben der erwähnten Eigenschaft auch noch folgende haben. Gl.: Was für eine denn? S.: Daß sie auch praktischen Nutzen für Kriegsmänner hat. Gl.: Ja, das sollte sie, wenn's möglich wäre. S.: In der Turnkunde und Musenkunde wurden sie schon früherhin von uns unterrichtet. Gl.: Es war so. S.: Turnkunde hat es nun nur mit dem Werdenden und Vergänglichen zu thun, sie ist die Lehrmeisterin von des Körpers Zu- und Abnahme. Gl.: Offenbar. S.: Das wäre also nicht der Lehrgegenstand, den wir suchen. Gl.: Freilich nicht. S.: Nun denn, vielleicht die Musenkunde in dem Umfange, in welchem wir sie früher dargestellt haben? Gl.: Aber die war ja nur ein Gegenstück zur Turnkunde, wenn du dich erinnerst; sie bildete unsere Hüter nur durch sittliche Gewöhnungen, indem sie ihnen erstlich durch die Harmonie der Töne nur eine gewisse harmonische Stimmung, aber kein wirkliches Wissen, und durch den Takt eine taktfeste Regelmäßigkeit beibrachte, indem sie zweitens bei den mündlichen Belehrungen ähnliche Zwecke verfolgte, so

[1]) Beim Scherbenspiele theilten sich die Knaben in zwei gleiche Haufen, wovon der eine nach Osten, der andere nach Westen zu stand. Ein Knabe stand in der Mitte und hatte in der Hand eine Scherbe, deren eine Seite weiß, den Osten bedeutend, die andere schwarz, den Westen bedeutend, bemalt war. Diese Scherbe warf der Knabe in die Höhe, und wenn sie mit der schwarzen Seite oben auf die Erde fiel, so verfolgten die nach Westen stehenden Knaben den östlichen Haufen, und umgekehrt, wenn die weiße Seite oben lag.

wohl bei denen, welche das Gewand der Fabel tragen, als auch bei denen, welche das Gepräge der nackten Wahrheit haben; aber ein für einen solchen Zweck geeigneter Unterrichtsgegenstand, wie du jetzt einen suchst, war in jener Musenkunde nicht enthalten. S.: Sehr genau erinnerst du dich da; denn in der That, einen solchen enthält sie nicht. Aber, mein göttlicher Glaukon, welcher Lehrgegenstand hätte denn besagte Eigenschaft? Denn auch die mechanischen Professionen schienen uns ja schon insgesammt dafür zu gemein zu sein! Gl.: Aber welcher andere Zweig des Lernens bleibt uns da noch übrig, der von Musenkunde, Turnkunde und den mechanischen Professionen verschieden wäre? S.: Wohlan denn, wenn wir außer diesen sonst keinen Lehrgegenstand mehr haben bekommen können, so laß uns etwas nehmen, was sich auf alle erstreckt. Gl.: Was denn? S.: Einen solchen allgemeinen Lehrgegenstand, welchen alle Professionen, Künste und Wissenschaften außerdem bedürfen und welchen daher auch jeder vor Allem erkennen muß. Gl.: Welcher denn? S.: Jener ganz einfache: eins, zwei und drei zu unterscheiden. Ich nenne sie aber überhaupt Zähl- und Rechenkunst. Oder ist es mit dieser Sache nicht so, daß jede Profession und jede Wissenschaft sie außerdem noch unumgänglich nöthig hat? Gl.: Ja, sicher. S.: Also auch die Kriegswissenschaft? Gl.: Ja, ganz nothwendig.

S.: Nicht wahr, so dürfen wir also die Rechen- und Zählkunst erstlich für eine ausgeben, die einem Kriegsmanne unumgänglich nothwendig ist? Gl.: Ja, als die allernothwendigste, wenn er auch nur ein klein wenig von der Regulirung eines Heeres verstehen soll, ja wenn er überhaupt nur ein Mensch sein will. S.: Bemerkst du sodann an diesem Lehrgegenstande die Eigenschaft, welche ich daran bemerke? Gl.: Was für eine denn? S.: Er scheint mir einer (der Lehrgegenstände) zu sein, welche von Natur zur Vernunfterkenntniß führen und nach welchen wir suchen; es scheint mir aber niemand noch davon den vernünftigen Gebrauch zu machen, wiewohl er eine besondere Zugkraft zum Reich des wesenhaften Seins hat. Gl.: Wie meinst du denn? S.: Ich will es versuchen, dir meine Ansicht hierüber klar zu machen. Stelle dich nämlich mit mir einmal auf den Standpunkt, von welchem aus ich bei mir unterscheide, was Lenkungsmittel zu dem von uns angegebenen Ziele sind oder nicht, und gib hernach dein Ja oder Nein dazu, damit wir auch in dieser Beziehung zu einer klaren Abschauung darüber kommen, ob es in Wahrheit so ist, wie ich ahne. Gl.: Zeig einmal! S.: Nun, ich gebe dir hier einen Fingerzeig, wenn du ihm mit deinem Blicke folgen kannst: manche sinnliche Wahrnehmungen fordern das Denkvermögen gar nicht zur Betrachtung auf, weil man glaubt, hierin seien die Aussagen des Sinnes evident genug; manche dagegen halten das Denkvermögen ganz besonders an, jene Sinnenaussage dem Prüfsteine des Denkens zu unterwerfen, weil die Wahrnehmung des Sinnes nichts Wahrhaftes enthalte. Gl.: Offenbar meinst du wohl unter den ersteren die aus der Ferne her sich zeigenden Gegenstände, und unter letzteren die Schattengebilde? S.: Dein Blick hat gar nicht getroffen, was ich meine. Gl.: Nun, was für Dinge meinst du denn da? S.: Unter die nicht zum Denken auffordernden Wahrnehmungen rechne ich überhaupt alle, bei

welchen nicht zugleich schnurstracks entgegengesetzte Wahrnehmungen vorgehen; bei welchen diese aber vorgehen, diese rechne ich unter die zum Denken auffordernden, weil in diesem Falle der körperliche Sinn von einem Gegenstande ebenso die eine wie die andere ganz entgegengesetzte Eigenschaft angibt; ob er dabei auf jenen Gegenstand in der Nähe oder Ferne fällt, das thut hier gar nichts zur Sache. Doch auf folgende Weise wirst du meine Gedanken hierüber deutlicher einsehen. Hier sind z. B. meine drei Finger: der kleinste, der folgende und der mittelste. Gl.: Sehr wohl. S.: Denke also, daß ich von ihnen als in der Nähe gesehenen Fingern rede und stelle mir folgende Betrachtung über sie an. Gl.: Was für eine? S.: Als Finger einmal erscheint ein jeder auf gleiche Weise, und in dieser Beziehung macht es gar keinen Unterschied, ob man ihn in der Mitte sieht oder am Ende, ob er weiß ist oder schwarz, ob dick oder dünn, und überhaupt in Beziehung auf jede allgemeine Eigenschaft. Bei allen diesen Eigenschaften nämlich wird die Seele der meisten Menschen nicht aufgefordert, das Denkvermögen zu fragen, was eigentlich ein Finger ist; in keiner Beziehung nämlich kündigt hier der Gesichtssinn vom Finger zugleich an, daß er auch das Gegentheil vom Finger ist. Gl.: Nein. S.: Von einer solchen sinnlichen Wahrnehmung können wir also mit Recht sagen, daß mit ihr keine Aufforderung und keine Erregung des Denkvermögens verbunden sei, nicht wahr? Gl.: Ja mit Recht. S.: Aber wie steht's andererseits mit der Größe und Kleinheit dieser Finger? Gibt hierüber der Gesichtssinn auch eine beruhigende Wahrnehmung, und ist es ihm einerlei, ob einer in der Mitte oder am Ende steht? Ferner wird ebenso das sinnliche Gefühl genügende Auskunft über Dünnheit, Weichheit und Härte geben können? Und sind die Berichte der übrigen Sinne überhaupt über ähnliche Eigenschaften ganz befriedigend? Oder verfährt jeder von ihnen also, daß erstlich der für das Harte bestimmte nothwendig auch für das Weiche geschaffen ist und also der Seele berichtet, daß er an einem und demselben Gegenstande Hartes und Weiches wahrnehme? Gl.: Ja so ist's. S.: Muß alsdann bei solchen Erscheinungen die Seele ihrerseits nicht in die Lage versetzt werden, daß sie gar nicht weiß, was der Sinn des Leichten und Schweren unter dem Leichten und Schweren verstanden haben will, wenn er das Schwere auch als leicht und das Leichte als schwer ankündigt; ferner was denn eigentlich der Sinn unter dem Harten andeute, wenn er es auch weich nenne? Gl.: Ja freilich müssen solche Berichte der Seele auffallen und eine nähere Prüfung verlangen. S.: Natürlich fordert die Seele dann in dergleichen Fällen das rechnende Abstractions- und Denkvermögen auf und versucht dadurch zu erforschen, ob ein oder zwei Objekte solchen einzelnen Begriffen zu Grunde liegen. Gl.: Allerdings. S.: Nicht wahr, wenn sich ergibt, daß zwei zu Grunde liegen, so ist doch jedes von beiden ein vom andern Verschiedenes und Eines? Gl.: Ja. S.: Und wenn also jedes von beiden eine Einheit ist und beide zwei sind, so erkennt sie sodann durch ihr Denken, daß die Zwei gesondert sind; denn wären sie nicht gesondert gewesen, so hätte sie dieselben ja nicht als Zwei, sondern nur als Eines erkannt. Gl.: Richtig. S.: Großes und Kleines, um auf das vorige Beispiel wieder

zurückzukommen, nahm unser Gesichtssinn wahr, jedoch nicht getrennt, sondern als etwas Vermischtes, nicht wahr? Gl.: Ja. S.: Um also über diesen Widerspruch ins Klare zu kommen, muß auch seinerseits das Vernunftvermögen nothwendig ein Großes und Kleines sich begrifflich vorstellen, nicht vermischt, sondern getrennt von einander, gerade das Gegentheil wie der Gesichtssinn. Gl.: Richtig. S.: Nicht wahr, von diesem Momente an kommt uns erst der Gedanke zu fragen: Was ist das vernünftig begreifliche Große und Kleine im Gegensatz zum sinnlich Wahrnehmbaren? Gl.: Ja allerdings. S.: Und daher nun bekanntlich unsere Benennungen: durch die Vernunft Erkennbares einerseits, sinnlich Wahrnehmbares andererseits. Gl.: Ja ganz richtig.

8. S.: Das also waren meine Gedanken, welche ich vorhin ausdrücken wollte, als ich sagte: Manche Wahrnehmungen hätten die Eigenschaft, das Denkvermögen anzuregen, und manche nicht, und als ich dazu den Unterschied von ihnen also angab: diejenigen sinnlichen Wahrnehmungen, welche zugleich mit widersprechenden Wahrnehmungen uns zukommen, sind geeignet, das Denkvermögen anzuregen; diejenigen aber, bei welchen dies nicht der Fall ist, haben nicht diese Anregungskraft für dasselbe. Gl.: Ich begreife nun bereits und theile deine Meinung. S.: Wie steht's nun mit der Anwendung hiervon? Zu welcher von beiden Rubriken scheinen dir nun die Zählkunst und das Eins zu gehören? Gl.: Ich bringe es nicht zusammen. S.: Du brauchst ja nur nach den vorhin erörterten Grundsätzen zu schließen. Wenn nämlich das Eins in seinem ganzen Wesen vollständig mit dem Gesichte oder mit einem andern Sinne wahrgenommen wird, so wäre es nicht vermögend, zum wesenhaften Sein hinzuziehen, wie wir am Beispiel vom Finger zeigten; wenn aber immer mit ihm ein widersprechendes Gegentheil wahrgenommen wird, so daß es eben so gut als Eins denn als das Entgegengesetzte erscheint, so wäre natürlich bereits ein genauerer Prüfstein nöthig, und die Seele sähe sich gedrungen, Zweifel zu hegen und mit der Weckung des in ihr liegenden Denkvermögens zu untersuchen und zu fragen: Was ist begrifflich das Eins an und für sich? Und sonach wäre die Lehre vom Eins eines der Anleitungs- und Lenkungsmittel zur begrifflichen Anschauung des wesenhaften Seins. Gl.: Ja wirklich, die sinnliche Gesichtswahrnehmung des Eins hat diese Eigenschaft ganz besonders. Denn dasselbe Ding sehen wir mit dem Sinn zugleich als Eins und als mannigfaltige Vielheit. S.: Nicht wahr, wenn denn das Eins diese Eigenschaft hat, so hat sie auch jede Zahl überhaupt? Gl.: Allerdings. S.: Nun hat es aber die Rechen- und Zählkunst durchweg mit der Zahl zu thun? Gl.: Ja sicher. S.: Diese stellen sich demnach ferner als Anleitungsmittel zum wahren Sein heraus? Gl.: Ja ganz vorzüglich. S.: Und gehörten also wohl offenbar zu den vorübenden Lehrgegenständen, nach welchen wir suchen; denn erstlich ist ihre Erlernung für einen praktischen Kriegsmann unerläßlich nothwendig wegen der Anordnungen des Kriegsheeres, zweitens auch für den wahren Wissenschaftsfreund, weil er dadurch aus der Welt des wandelbaren Werdens sich emporarbeiten und mit dem unwandelbaren Sein umgehen lernen muß, oder er wird niemals ein begrifflich berechnender Kopf. Gl.: Ja es ist so. S.: Unser Staatshüter

ist nun ja doch Kriegsmann sowohl wie Freund der wahren Wissenschaft? Gl.: Es kommt uns also zu, diesen Lehrgegenstand gesetzlich einzuführen und die, welche dereinst im Staate an den erhabensten Würden Theil nehmen wollen, anzuhalten, an die Rechenkunst zu gehen und sie nicht blos für den gemeinen Hausgebrauch zu betreiben, sondern bis sie mittels des reinen Denkvermögens zu einer begrifflichen Anschauung vom Wesen der Zahlen gelangen, nicht Kaufs und Verkaufs halber, wie Kaufleute und Krämer sie betreiben, sondern einmal des praktischen Nutzens wegen für den Krieg und dann vorzüglich zur leichteren Umlenkung der Seele vom Werden zu Wahrheit und Sein. Gl.: Ja, trefflich bemerkt. S.: Ja, während der Verhandlung über den Lerngegenstand der Rechenkunst sehe ich auch jetzt bei mir selbst ein, wie vortrefflich er ist und wie ein vielfach gutes Hülfsmittel er zu unserm Hauptzwecke abgibt, wenn jemand als Vorschule zur Vernunfterkenntniß und nicht der Krämerei wegen ihn studirt. Gl.: Worin liegt denn jene Vortrefflichkeit? S.: Darin gerade, was wir eben erwähnten, daß sie nämlich ganz besonders nach oben leitet, mit rein abstrakten Zahlen bei ihren Operationen zu verfahren nöthigt und es durchaus nicht gestattet, wenn jemand körperlich sichtbare oder fühlbare Zahlen in sie hineinbringen und damit rechnen wollte. Denn du weißt ja, daß die ächten Meister in dieser Kunst einen auslachen und fortweisen, wenn er das abstracte Eins in Gedanken zerschneiden wollte, und wenn du es in viele Stückchen zerschnittest, so würden sie diese vielen Stückchen dann wiederum als eben so viele Einheiten setzen, und so es nie geschehen lassen, daß die Einheit einmal nicht als Einheit, sondern als viele Theilchen erschiene. Gl.: Ganz richtig bemerkt. S.: Was glaubst du nun, mein lieber Glaukon, wenn jemand an sie die Fragen stellte: o ihr hochgelehrten Meister, was für Zahlen sind es denn, von welchen ihr in eurer Wissenschaft redet, und bei welchen das Eins nach eurer Ansicht die Eigenschaft hat, daß jedes dem andern gleich, nicht im Geringsten verschieden ist und gar kein Theilchen in sich hat? Welche Antwort werden sie da wohl geben? Gl.: Diese glaub' ich einmal: daß sie von solchen Zahlen sprächen, die man nur denken könne, und daß auf eine andere Weise damit zu verfahren ganz unmöglich sei. S.: Siehst du es da, mein Lieber, daß uns jener Lehrgegenstand als ein in der That unumgänglich nothwendiger erscheint, daß sich außer dem praktischen Nutzen bei ihm herausstellt, daß er die Seele nöthigt, das reine Denken zur Auffassung der reinen Wahrheit zu gebrauchen? Gl.: Ja wirklich, das bewirkt er offenbar in einem ganz besonderen Grade. S.: Hast du endlich schon darauf gemerkt, daß erstlich die von Geburt zur Rechenkunst Begabten fast zu allen Lehrgegenständen eine scharfe Auffassung angeboren haben, und zweitens, daß die von Natur langsamen Köpfe durch die Bildung und Uebung in diesem Zweige des Wissens, wenn sie auch sonst nichts profitirten, wenigstens doch alle den Gewinn haben, daß sie eine schnellere Fassungskraft als vorher bekommen? Gl.: Ja es ist so. S.: Und dann findet man nach meiner Ansicht wirklich nicht viele Lehrgegenstände, welche dem Lernenden und Studirenden mehr Schwierigkeit zu überwinden geben, als eben dieser. Gl.: Nein, nicht leicht. S.: Aus allen diesen Gründen dürfen wir diesen

Lehrgegenstand ja nicht außer Acht lassen, sondern müssen die besten Köpfe sorgfältig darin unterrichten lassen. Gl.: Ja ich stimme bei.

9. S.: Dieser erste vorübende Lehrgegenstand sei also abgemacht. Wir wollen jetzt zweitens näher betrachten, ob der damit verwandte etwas zu unserm Zwecke beiträgt. Gl.: Was für einer? Vielleicht Geometrie meinst du? S.: Ja eben diese. Gl.: Was nun fürs Erste ihre Beziehung auf das Kriegswesen betrifft, so versteht sich von selbst, daß sie für dasselbe einen praktischen Nutzen hat; um nämlich Lager abzustecken, feste Plätze einzunehmen, ein Heer zusammenzuziehen oder auszudehnen, sowie in Betreff aller sonstigen Wendungen, welche Heere nicht nur im Treffen selbst, sondern auch auf ihren Märschen machen, wird es bei einem einen großen Unterschied machen, ob er Geometrie versteht oder nicht? S.: Ja gut, aber zu dergleichen würde offenbar ein klein wenig Geometrie hinreichend sein; darum müssen wir nun zweitens ihr umfassendes und tieferes Studium in Erwägung ziehen und nachsehen, ob es etwas zu jenem Zwecke beiträgt, nämlich zur Bewerkstelligung der leichteren begrifflichen Anschauung der Wesenheit des Guten. Es trägt aber nach unserer Erklärung Alles dazu bei, was die Seele nöthigt, sich nach jener Region hinzuwenden, wo das himmlischste Sein sich befindet, was sie auf alle Weise sehen muß. Gl.: Ja, richtig bemerkt. S.: Nicht wahr, wenn Geometrie auf wesenhaftes Sein zu schauen nöthigt, so ist sie förderlich dazu, wenn aber auf die sichtbare Welt des vergänglichen Werdens, so ist sie es nicht? Gl.: Ja, nach unserer Behauptung wenigstens. S.: Darüber wenigstens wird also doch bei denen kein Zweifel sein, welche nur wenig in der Geometrie erfahren sind, daß die genannte Wissenschaft etwas ganz Anderes ist, als die Ausdrücke lauten, welche die Professionisten derselben im Munde führen? Gl.: Wie so? S.: Sie führen bekanntlich doch eine spaßhafte und handwerksmäßige Sprache: denn gerade als verrichteten sie eine mechanische Arbeit und als machten sie nur dieser Arbeit wegen alle ihre Demonstrationen, sprechen sie nur von quadriren, verlängern, zusetzen und wie alle diese ihre Ausdrücke lauten, während doch die ganze Wissenschaft einer geistigen Erkenntniß wegen betrieben wird. Gl.: Ja allerdings. S.: Nicht wahr, nur darüber hätten wir uns noch zu verständigen? Gl.: Worüber denn? S.: Daß sie Erkenntniß des immer unveränderlichen Seins ist und nicht des in der Zeit etwas Werdenden und wieder Vergehenden. Gl.: Da können wir uns gut verständigen, denn bei dieser Alternative kann die Geometrie nur Erkenntniß des immer unveränderlichen Seins sein! S.: Sie wäre also nach deinem Zugeständnisse ein Ziehmittel der Seele zum immer währenden Sein und eine Vorschule für einen wissenschaftlichen Kopf, um die Seelenthätigkeiten nach dem Ueberirdischen zu richten, welche wir jetzt ungebührender Weise nur auf das Irdische halten? Gl.: Ja sie ist jenes im höchsten Grade. S.: Im höchsten Grade müssen wir also darauf halten, daß die Bürger in deinem Himmelsstaat auf keine Weise der Geometrie abhold sind; denn auch die Nebengewinne sind nicht unbedeutend. Gl.: Welche denn? S.: Erstlich der, den du schon erwähnest: der praktische Gewinn für den Krieg; zweitens wird bekanntlich in Bezug auf jedes andere Lernen, um

besser aufzufassen, ein himmelhoher Unterschied sein zwischen einem, der sich mit Geometrie befaßt hat, und dem, der es nicht gethan hat. Gl.: Ja wahrhaftig, ein himmelhoher. S.: Wollen wir diese also als die zweite Vorbereitungswissenschaft für junge Männer aufstellen? Gl.: Ja das wollen wir.

10. S.: Wie nun weiter? Sollen wir als die dritte die Sternkunde aufstellen? Oder meinst du nicht? Gl.: Ja, ich meine es: denn die Zeitwechsel in Monat und Jahr etwas prophetisch voraus zu bemerken, ist nicht nur ein Erforderniß für Ackerbau und Schifffahrt, sondern auch in eben dem Grade für die Kriegskunst. S.: Sehr schön. Du scheinst Furcht vor dem großen Publikum zu haben, es möchte scheinen, du wolltest unpraktische Lehrgegenstände einführen. Der Hauptnutzen aber, freilich schwer zu glauben, liegt darin, daß jedem ein gewisses Organ der Seele gereinigt und angefeuert wird, das unter den übrigen Lebensbeschäftigungen abstirbt und erblindet, obgleich an dessen Erhaltung mehr gelegen ist, als an tausend Augen: denn durch jenes Organ allein wird die Wahrheit geschaut. Die nun diese Meinung theilen, denen wirst du mit deiner Aeußerung da außerordentlich gefallen; diejenigen aber, die hiervon noch gar keine Vorstellung haben, die werden natürlich glauben, daß gar nichts daran sei: denn einen andern bedeutenden Nutzen von jenen Studien sehen sie gar nicht ein. Daher bedenke nun, zu welcher von beiden Parteien du sprichst, oder ob du zu keiner von beiden redest, sondern hauptsächlich deiner selbst wegen die Untersuchungen anstellst, ohne auch es einem Anderen zu mißgönnen, wenn er etwas davon profitiren könnte. Gl.: Ja, letzteres will ich vorziehen, vorzüglich meiner selbst wegen die Untersuchung führen helfen durch Fragen und Antworten. S.: So lenke denn erst wieder zurück: denn wir thaten eben einen Mißgriff bei dem unmittelbar nach der Geometrie aufzuführenden Lerngegenstande. Gl.: Wie so? S.: Dadurch, daß wir gleich nach der Fläche das Körperliche in seiner Bewegung und nicht zuvor dasselbe ohne Bewegung vornahmen, da es sich doch gehört, unmittelbar nach der zweiten Ausdehnung erst die dritte zu nehmen. Es handelt sich aber hier von der Ausdehnung der Würfel und von dem überhaupt, was Tiefe hat.[1]) Gl.: Ja freilich: aber diese Dinge, o Sokrates, warten noch auf ihren Erfinder. S.: Ja freilich, aus zweierlei Ursachen, erstlich, weil kein Staat sie hoch anschlägt, so ist die Forschung darin schläfrig wegen der Schwierigkeit der Sache: zweitens hätten die Forscher darin an ihrer Spitze eine höhere Auctorität nöthig, ohne welche sie keine neuen Erfindungen machen können. Nun steht einmal diese Auctorität schwerlich auf, auch würden ihr die hierfür geeigneten Köpfe unter den jetzigen Verhältnissen aus gelehrtem Handwerksdünkel keine Folge leisten. Wenn aber die ganze Auctorität eines Staates sich an die Spitze stellte, der jene Wissenschaft gehörig zu schätzen verstände: so würden diese folgen, und die Sache müßte bei anhaltender und angestrengter Forschung mit ihrem ganzen Wesen an das Licht kommen: da sie schon jetzt, obwohl von dem großen Publikum vernachlässigt und gehemmt, von ihren eifrigen Lieb-

[1]) Um die Stereometrie.

haben, obgleich sie nicht angeben können, wozu sie nützt, dessenungeachtet aus reiner Liebe zur Sache vervollkommnet wird, und es wäre kein Wunder, wenn sie auch auf diesem Wege ganz ans Licht käme. Gl.: Ja gewiß, Liebenswürdigkeit hat sie auch in hohem Grade; aber sage mir nur deutlicher, welche Wissenschaft du hier meinest; denn du stelltest doch einmal die ganze Behandlung der Fläche als Geometrie auf? S.: Ja. Gl.: Darauf stelltest du zuerst die Sternkunde auf, machtest hernach aber einen Rückschritt. S.: Ja, während ich mich tummelte, recht schnell Alles abzumachen, verspätete ich mich noch mehr; denn eigentlich wäre die Lehre von der Ausdehnung nach der von der Tiefe an der Reihe gewesen, aber weil die Untersuchung darüber noch ins Lächerliche fällt, so überging ich sie und brachte nach der Geometrie die Sternkunde vor, die sich mit der Bewegung der Tiefe abgibt. Gl.: Ja, richtig bemerkt. S.: Als vierte Vorbereitungswissenschaft dürfen wir also die Sternkunde aufstellen, in der Voraussetzung, daß die jetzt übergangene dritte sich schon einstellen werde, wenn einmal ein Staat sich um sie bekümmert. Gl.: Ja wahrscheinlich; doch weil du, Sokrates, mir eben in Bezug auf die Sternkunde den Vorwurf machtest, daß ich sie nur ihres gemeinen Nutzens wegen empfohlen hätte: so will ich sie nun nach deiner Weise beloben. Aller Welt ist nämlich doch offenbar, daß sie es ist, welche eine Seele ganz besonders nöthigt, ihren Blick nach dem Ueberirdischen zu richten und sie aus dem Diesseits nach dem Jenseits führt. S.: Vielleicht aller Welt offenbar, nur mir nicht; denn ich bin nicht dieser Meinung. Gl.: Nun, welcher denn? S.: Daß sie, wie sie jetzt die Lehrer der Gelehrsamkeit behandeln, den Blick ganz nach unten gewöhnt. Gl.: Wie meinst du das? S.: Nicht übel scheinst du mir das Wesen des Studiums über das Ueberirdische aufgefaßt zu haben! Auch in dem Falle, wenn jemand an einer Zimmerdecke Verzierungen beschaute und mit zurückgebeugtem Kopfe etwas wahrnähme, so wärst du im Stande zu glauben, er schaue mit seiner Vernunft und nicht mit seinen Augen. Doch vielleicht meinst du recht, und ich bin die liebe Einfalt. Denn ich kann hier wiederum die Wirksamkeit, den Blick einer Seele nach oben zu richten, keinem andern Lehrgegenstande zuschreiben, als jenem, welcher sich mit dem reinen und nicht sinnlich wahrnehmbaren Sein abgibt; wenn aber jemand sich einfallen ließe, etwas von dem sinnlich Wahrnehmbaren zu studiren, möge er nun mit aufgehobenem Nacken nach oben gaffen oder mit geschlossenen Augen nach unten blicken: so gestehe ich ihm weder ein Studium zu, weil nichts dergleichen eine Wissenschaft enthält, noch einen wahren Blick nach oben; sondern ich behaupte, daß seine Seele nach unten schaue, wenn er auch auf dem Rücken liegend studirte, zu Land oder zu Wasser.

11. Gl.: Ja, da hab' ich mein Theil bekommen! Mit Recht freilich hast du mich hergenommen. Aber wie verstehst du denn das, wenn du sagtest, man müsse die Sternkunde ganz anders studiren, als wie sie dieselbe jetzt treiben, wenn sie mit Nutzen für die von uns angegebenen Zwecke dieselbe studiren wollten? S.: Auf folgende Weise. Man darf zwar von jenen bunten Gebilden, weil sie einmal am Himmel ein Zierrath sind, die Meinung haben, daß sie sehr schön seien und, mit

anderen Zierrathen verglichen, die vollkommensten der Art seien, muß aber dabei den Gedanken festhalten, daß sie hinter den wahren Schönheiten noch weit zurückbleiben, nach den Bewegungen zu urtheilen, welche die wahre intellectuelle Geschwindigkeit und die wahre intellectuelle Langsamkeit in dem wahren intellectuellen Takte und überhaupt in allen intellectuellen Verhältnissen zu einander haben und dadurch die unter ihnen begriffenen sichtbaren Körper bewegen, lauter Dinge, welche nur durch das Denken und den Verstand sich erfassen lassen, nicht aber mittels des Gesichtes; oder glaubst du? Gl.: Keineswegs. S.: Nicht wahr, jenen bunten Zierrath am Himmel muß man nur als Beispiele gebrauchen, um daran jene ewig wahren Schönheiten zu studiren, so etwa, ähnlich wie wenn jemand Figuren anträfe, welche von Dädalus oder einem andern Werkmeister oder Maler mit Pinsel oder Meißel vorzüglich dargestellt wären. Denn es würde wohl ein Geometrie-Verständiger beim Anblicke solcher Gebilde hinsichtlich der Kunstschöpfung sie zwar sehr schön finden, aber wahrhaft lächerlich wär' es, wenn man sie ernstlich in der Absicht studiren wollte, darin das wahre Wesen des Gleichen oder des Doppelten oder eines andern Verhältnisses finden zu können. S.: Wenn einer nun ein wahrer Sternkundiger ist, wird er da nicht beim Anblick der Bewegungen von Sonne und Mond dieselbe Ansicht haben? Nämlich wohl anerkennen, daß der Himmel sammt dem, was daran ist, von seinem Schöpfer so vollkommen gebaut ist, wie immer nur dergleichen Werke gebaut sein können. Aber das Verhältniß von Nacht und Tag, das Verhältniß dieser zum Monat, das des Monats zum Jahre und das der übrigen Gestirne zu jenen und zu einander betreffend, glaubst du, er werde den nicht für einen Pinsel halten, der da annähme, diese Dinge erfolgten immer auf dieselbe Weise, und die Himmelskörper wichen nie das Mindeste ab, da sie ja materiell und sinnlich sichtbar sind, — und der da glaubte, er müsse auf alle Weise suchen, das wahre Sein an ihnen zu erfassen? Gl.: Ja, ich glaub's, da ich es jetzt von dir höre. S.: Also um Uebungen des Verstandes an ihnen zu haben, lassen wir Astronomie wie Geometrie uns angelegen sein; die am Himmel befindlichen Körper werden wir dabei nicht so hoch anschlagen, wenn wir das in der Seele von Natur angelegte Vernunftvermögen aus einem unbrauchbaren zu einem brauchbaren zu machen beabsichtigen. Gl.: Ja, wahrlich, da stellst du eine viel größere Aufgabe hin, als eben bei der Astronomie stattfindet. S.: Freilich, aber ich glaube, daß wir bei den übrigen Lehrgegenständen dieselbe Aufgabe zu stellen haben, wenn wir als Gesetzgeber etwas nütze sein wollen.

12. S.: Aber, um weiter zu kommen, was hast du noch unter den zum fraglichen Zweck beitragenden Vorbereitungs-Wissenschaften zu erwähnen? Gl.: Ich habe keine mehr. S.: Die Bewegung liefert jedoch meines Bedünkens nicht blos eine Art von sich, sondern mehrere. Sie alle hier aufzuzählen, vermag nur ein Sachkundiger; derer aber, die uns hauptsächlich bekannt sind, gibt es zwei. Gl.: Welche sind es denn? S.: Neben der oben abgehandelten (Astronomie) noch ein Gegenstück von ihr. Gl.: Und wie heißt das? S.: Wie es mir scheint, so sind die Ohren ebenso für die in harmonischen Tönen sich offenbarende Bewegung be-

stimmt, wie die Augen für Astronomie, und diese Wissenschaften sind mit einander verschwistert, wie die Pythagoräer behaupten, mit welcher Behauptung auch wir, mein Glaukon, einverstanden sind, oder wie wollen wir es machen? Gl.: So. S.: Nicht wahr, weil dies eine zu weitläufige Materie wäre, so wollen wir uns bei jenen erkundigen, wie ihre Lehren hierüber lauten, und ob sie außerdem noch auf sonst etwas sich erstrecken; wir aber wollen dabei unsern Hauptgrundsatz in Acht nehmen. Gl.: Welchen? S.: Daß unsere Zöglinge sich nicht beigehen lassen, etwas in diesem Fache stümperhaft zu treiben, oder so, daß es nicht beständig zu jenem Ziele führt, zu welchem Alles führen muß, wie wir es vorhin an der Sternkunde zeigten. Oder weißt du nicht, daß die Leute auch in der Harmonie ein ähnliches Seitenstück darstellen? Denn auch diese messen Accorde und Töne nach einander nur durch das Ohr und machen sich dadurch ihrerseits ebenso eine nützliche Arbeit, wie die mechanischen Sternkundigen. Gl.: Ja, wahrhaftig, gar lächerlich ist's, wenn sie, ich weiß nicht welche, Verdichtungen im Munde führen und ihre Ohren hinhalten, als wollten sie aus des Nachbars Haus herüber einen Ton erlauschen, und wenn einige behaupten, sie vernähmen dazwischen noch einen Ton, und dies sei das kleinste Intervall, nach welchem man messen müsse, während andere es bestreiten und sagen, man vernähme bereits keinen Unterschied der Intervalle; beide Parteien gebrauchen aber dabei ihre Ohren statt der Vernunft. S.: Du meinst gewiß hier die guten armen Tröpfe, welche die Saiten quälen und foltern, indem sie diese auf die Schrauben ziehen. Damit aber deine malerische Schilderung von den Schlägen mit dem Hammer, von dem Ansprechen und Versagen, sowie von der Sprödigkeit der Saiten nicht zu lang werde: so will ich dieser Beschreibung ein Ende machen und bemerke, daß ich an jene armen Tröpfe gar nicht denke, sondern an diese, von welchen wir eben sagten, daß wir sie über die Musik zu Rathe ziehen wollten. Diese nämlich verfahren ebenso, wie jene empirischen Astronomen; denn sie forschen zwar in den wirklichen, mit ihrem Ohre vernommenen Accorden, nach den ihnen zu Grunde liegenden Zahlen, aber sie bringen es darin nicht zu den höheren Untersuchungen, welche harmonische Zahlen sind, welche nicht, und weshalb sie beides sind. Gl.: Ja, da sprichst du von einer herrlichen Aufgabe! S.: Ja, von einer wahrhaft vortheilhaften zur Erforschung der höchsten Schönheit und Güte, wenn sie aber anders verfolgt würde, so wäre sie dazu unnütz. Gl.: Wahrscheinlich wohl.

S.: Hierauf fuhr ich fort: Wenn das Studium aller dieser von uns dargestellten vorbereitenden Lehrgegenstände zur Einsicht ihrer wechselseitigen Gemeinschaft und Verwandtschaft gelangt und wenn man dabei die allgemeine Uebersicht gewinnt, daß sie mit einander nur eine Familie ausmachen: so glaube ich, daß die Beschäftigung mit ihnen nicht wenig zu dem von uns beabsichtigten Ziele beiträgt, und daß die darauf verwandte Mühe nicht verloren ist. Wenn aber diese Methode nicht eingehalten wird, so ist alle Mühe verloren. Gl.: Auch mich will es so bedünken. Aber, Sokrates, eine ungeheure Aufgabe stellst du da hin! S.: Die vom Vorspiele, oder von was meinst du? Oder wissen wir nicht, daß alle jene Lehrgegenstände nur Vorspiele sind zur Hauptmelodie,

welche das Ziel alles Studiums ist? Denn diejenigen, welche in diesen vorbereitenden Lehrgegenständen stark sind, scheinen dir wohl nicht deshalb schon im Besitze der Wissenschaft der Dialektik? Gl.: Nein, wahrhaftig nicht, mit Ausnahme ganz weniger, welche mir vorgekommen sind. S.: Aber scheinen dir diese wenigen schon etwas von dem Reiche zu wissen, welches man nach unserer Lehre unerläßlich wissen muß, wenn sie nicht im Stande sind, bei irgend einem wissenschaftlichen Discurs den wahren Grund begrifflich anzugeben oder zu fassen? Gl.: Nein, das eben so wenig. S.: Nicht wahr, mein Glaukon, das ist erst die wahre Hauptmelodie, welche von der Kunst der Dialektik durchgeführt wird. Von ihr, welche nur durch die Vernunft möglich, soll uns eine bildliche Darstellung das Vermögen des sinnlichen Gesichtes geben, welches nach unserer obigen Darstellung schon die Thiere selbst, die Gestirne selbst und die Sonne selbst anzuschauen versuchte. Aehnlich geht's, wenn jemand zur Dialektik schreitet: ohne alle Beihülfe der Sonne dringt er nur mittels der begrifflichen Thätigkeit des Verstandes zum wesenhaften Sein eines jeden Dinges; und wenn er nicht abläßt, bis er das Wesen des höchsten Guts erfaßt hat: dann ist er natürlich an dem Ziele des durch die Vernunft Wahrnehmbaren, gerade wie einer in jenem Bilde (bei der Sonne selbst) am Ziele des durch das körperliche Auge Wahrnehmbaren ist. Gl.: Ja, allerdings. S.: Und diesen Fortschritt nennst du Dialektik, nicht? Gl.: Allerdings.

13. Gl.: Erkläre also nun, welches ist der eigentliche Begriff der dialektischen Kunst, welches sind ihre Theile, und worin besteht auch hier wiederum der höhere geistige Weg dazu? Denn dieser Weg muß doch offenbar zu jenem Ziele führen, bei dessen Erreichung ein Ausruhen vom Wege und ein Ziel der Wanderung lacht. S.: Mein lieber Freund Glaukon, du wirst nicht mehr im Stande sein, zu folgen, denn an meinem guten Willen würde es nicht fehlen, auch würdest du kein Bild von dem in Frage stehenden Hauptgegenstande mehr zu sehen haben, sondern das reine wahre Sein, natürlich, wie es mir erscheint. Ob es aber in der That so ist, das kann noch nicht mit Zuversicht behauptet werden; aber behauptet darf bekanntlich werden, daß es ähnlich aussieht; oder nicht? Gl.: Ja wohl! S.: Nicht wahr, und daß nur die Kunst der Dialektik einem, der die oben beschriebenen Vorbereitungs-Wissenschaften studirt hat, dasselbe zeigen kann, auf eine andere Weise es aber nicht möglich ist? Gl.: Auch das darf behauptet werden. S.: Und das wird uns weiter niemand in Abrede stellen, wenn wir behaupten, daß kein anderes wissenschaftliches Verfahren das reine Sein eines jeden Dinges von Allem ordentlich zu erfassen strebt; alles andere Können und Wissen ist insgesammt gerichtet entweder auf menschliche Meinungen und Begierden, oder auf Natur- und Kunstproductionen, oder auf die Pflege von Natur- und Kunstproducten; die übrigen Wissenschaften, denen wir zugestanden, daß sie etwas vom reinen Sein erfaßten, wie Geometrie und die ihr verwandten, sehen wir zwar über das Sein träumen, aber wachend es anzuschauen ist ihnen unmöglich, so lange sie sich unerwiesener Voraussetzungen bedienen und sie ganz unberührt lassen, weil sie dieselben nicht begründen können. Denn bei einem Dinge, wobei der Anfang aus dem

besteht, was man nicht weiß, Ende und Mitte aus dem nicht Gewußten zusammengeflochten werden: wie in aller Welt kann, soll so eine Reihe von unbegründeten Folgerungen je eine Wissenschaft werden? Gl.: Unmöglich. S.: Nicht wahr, das wissenschaftliche Verfahren der Dialektik allein steigt, unter Aufhebung der anfänglich aufgestellten Voraussetzungen, zum Urgrunde, damit er dann unerschütterlich fest steht; sie zieht das in einem gewissen barbarischen Schlamme vergrabene Auge der Seele allmählich hervor und führt es aufwärts, indem sie sich dabei als Gehülfinnen und Dienerinnen der erwähnten vorbereitenden Disciplinen bedient, welche von uns schon oft der hergebrachten Gewohnheit willen den Namen Wissenschaften bekamen, aber eigentlich einen andern Namen haben sollten, der etwas Klareres ausdrückte als Meinung und etwas Dunkleres als Wissenschaft. In dem Vorhergehenden war es der Name Verstandes-Einsicht, womit wir sie charakterisirten. Bei Männern aber, die, wie wir, noch eine Betrachtung über so wichtige Gegenstände vor sich haben, gibt's, denk' ich, keinen Streit um einen Namen. Gl.: Gewiß nicht, sondern nur so weit er zur Verdeutlichung des innen Gedachten beizutragen mag.

14. S.: Es genügt also, den ersten und obersten Abschnitt des Erkennens Wissenschaft zu nennen, den zweiten Verstandes-Einsicht, den dritten Glauben an die Sinne, den vierten bloßen Schein von Wahrheit, und einerseits die beiden letzten zusammen Meinung, andererseits die ersten zusammen Vernunft-Einsicht; Meinung in Beziehung auf das wandelbare Werden, Vernunft-Einsicht in Beziehung auf das unwandelbare Sein, so daß wie das Sein zum Werden, so die Vernunft-Einsicht zur Meinung, und wie die Wissenschaft zum Glauben an die Sinne, so die Verstandes-Einsicht zur Schein-Wissenschaft sich verhält. Nennst du nun auch den einen Dialektiker, welcher von jedem Dinge den Begriff des Wesens auffaßt? Und wirst du nicht dem Unfähigen darüber Vernunft absprechen, worüber er sich und einem Andern nicht einen begrifflichen Grund angeben kann? Gl.: Wie könnte ich sie ihm zugestehen! S.: Nicht wahr, in Betreff des eigentlichen wesenhaften Gutes ist es dasselbe? Wer nicht im Stande ist, die Anschauung vom wesenhaften Gut mit dem begrifflichen Ausdrucke zu bestimmen und dadurch von allem Andern zu begrenzen, wer nicht wie in einer Schlacht durch alle Angriffe sich durchzuschlagen, sie muthig zu verfechten, nicht im Hinblick auf einen Schein, sondern im Hinblick auf wahres Sein, und in allen diesen Gefahren mittels seines unerschütterlichen Begriffes durchzuschreiten vermag: von solchem Menschen wirst du sagen, daß er weder Wissenschaft vom wesenhaften Gute habe, noch von irgend einem andern Gute; und wenn er je einmal ein Schattenbild hiervon erfasse, so thue er dies durch Meinung, nicht durch Wissenschaft; das jetzige Leben verträume und verschlafe er und gelange, ohne hier in dieser Welt erwacht zu sein, in die Unterwelt und versinke da erst vollends in einen Todesschlaf? Gl.: Ja, wahrlich, ich werde gar sehr alles dies sagen. S.: Wenn du daher deine eigenen Zöglinge zu künftigen Staatsmännern, welchen du jetzt in der Idee Erziehung und Jugendunterricht gibst, einmal in der Wirklichkeit erzögest, so würdest du nicht zugeben, denk' ich, daß sie ohne Red' und Antwort wie Figuren im Staate die Herrschaft führen und über die wichtigsten

Angelegenheiten höchsten Orts entscheiden. Gl.: Gewiß nicht. S.: Du wirst ihnen also gesetzlich auferlegen, daß sie sich ganz besonders in ihrer Jugend mit dieser Wissenschaft hier befassen, durch welche sie am gründlichsten zu fragen und zu antworten im Stande sein werden?[1]) Gl.: Ja, ich will das Gesetz aufstellen und in Verbindung mit dir! S.: Scheint dir nun nicht, daß die Dialektik uns wie ein Schlußstein auf den Wissenschaften liegt, und daß über diese hinaus keine andere Wissenschaft mehr mit Fug gestellt werden kann, sondern daß hier das Bereich der Wissenschaften sein Ende hat? Gl.: Ja, mir wenigstens.

15. S.: Es bleibt dir nun nur noch übrig zu vertheilen, welchen Leuten und auf welche Weise wir diese hier aufgezählten Wissenschaften mitzutheilen haben. Gl.: Offenbar. S.: Du erinnerst dich doch noch der Eigenschaften, welche wir bei der Auswahl unserer Staatsoberhäupter hervorhoben? Gl.: Wohl. S.: So nimm denn an, daß sie vorerst im Allgemeinen nach den dort erwähnten natürlichen Eigenschaften ausgewählt werden müssen: denn hiernach sind nicht nur die Festesten und Mannhaftesten, sondern womöglich zugleich auch die Wohlgestaltetsten auszuwählen; insbesondere aber ist nebst diesen Eigenschaften nicht nur auf Adel und Ernst der Denkart zu sehen, sondern auch auf die Erfordernisse, welche sie für die oben erwähnte wissenschaftliche Ausbildung ihrer angebornen Anlage haben müssen. Gl.: Welche bestimmst du denn als solche? S.: Erstlich, mein Bester, müssen sie eine leicht auffassende Geistesschärfe für die wissenschaftlichen Lehrgegenstände haben und dürfen nicht schwer lernen; denn viel eher reißt doch eine Seele vor der Schwierigkeit wissenschaftlicher Aufgaben aus als vor der Turnhalle: es geht nämlich ihr die erstere Anstrengung näher, weil sie von ihr besonders und nicht in Gemeinschaft des Körpers getragen wird. Gl.: Richtig. S.: Zweitens ist natürlich auf gutes Gedächtniß, auf unverwüstlichen Fleiß und allseitige Arbeitslust zu sehen; oder glaubst du, daß jemand auf sonstige Weise neben den Anstrengungen des Körpers noch so vieles Lernen und Studiren fertig bringe? Gl.: Nein, falls er nicht in allen Stücken ein Günstling der Natur ist. S.: Der jetzige Verfall und die jetzige Unehre, worein die wahre Wissenschaft gerathen ist, rühren gewiß von keinen anderen Ursachen als von diesen, weil Leute, wie vorhin schon bemerkt, nicht mit den gehörigen Eigenschaften ausgerüstet, sich mit ihr befassen; nicht Bastardseelen dürfen sich mit ihr befassen, sondern nur ächte hochwohlgeborne. Gl.: Wie so? S.: Einmal darf einer, der sich mit ihr abgeben will, in Bezug auf Arbeitslust nicht hinkend sein, d. h. er darf nicht in der einen Hälfte seiner Beschäftigungen die Arbeit lieben, in der andern davor scheuen. Es ist dies aber der Fall, wenn jemand zwar ein Liebhaber von Leibesübungen, von Jagd und überhaupt von körperlichen Arbeiten ist, aber nicht vom Studiren, vom Hören, vom Forschen, und überhaupt in allen diesen Stücken die Anstrengungen haßt. Hinkend ist aber auch der, welcher auf das Gegentheil hiervon ganz seine Arbeitslust geworfen hat. Gl.: Ja ganz recht. S.: Nicht wahr, auch

[1]) Erklärung der Dialektik als Wissenschaft gründlich zu fragen und zu antworten.

in Bezug auf Wahrhaftigkeit werden wir ebenfalls für verstümmelt eine Seele halten müssen, welche zwar die absichtliche Lüge an sich selbst haßt und unleidlich findet, sowie auch gar unwillig über Mitmenschen wird, wenn sie lügen, dagegen aber die unfreiwillige Lüge gelassen erträgt und wenn sie auf einer Unwahrheit ertappt wird, sich gar nichts daraus macht, sondern wohlbehaglich wie eine Sau sich im Unrath ihrer Unvernunft herumwälzt? Gl.: Ja allerdings. S.: Auch in Bezug auf Besonnenheit, mannhafte Tapferkeit, Hochherzigkeit und überhaupt in allen Theilen der Tugend ist vorzüglich darauf zu achten, was eine Bastard-Seele und was eine hochwohlgeborne ist. Denn wenn einer, sei es ein einzelner Mann oder ein Staat, für solche Eigenschaften keinen Blick hat, so hat er dann an ihnen Krüppel und Bastarde, in was immer für einer Hinsicht er ihnen in die Hände fallen mag, sei es hinsichtlich der Freundschaft oder der Staatsregierung. Gl.: Ja, wohl verhält sich's so. S.: Wir müssen also in allen dergleichen Dingen Vorsichtsmaßregeln treffen. Denn wenn wir lauter Geradgliedrige und lauter Geraddenkende in so ein Studium und in so eine Uebungsschule bringen und darin heranbilden, so wird uns die Gerechtigkeit selber nicht tadeln können, und wir werden Staat und Verfassung unversehrt erhalten; führen wir aber Andersartige ihr zu, so werden wir in Allem das Gegentheil bewirken und wahre Wissenschaft noch lächerlicher machen. Gl.: Schmählich wär' ja das. S.: Ja gewiß; eine Lächerlichkeit aber scheint mir auch in dem Augenblicke begegnet zu sein. Gl.: Welche denn? S.: Ich hatte vergessen, daß wir uns hier traulich unterhalten, und habe den Bogen meiner Rede zu hart angespannt. Denn während meines Vortrages warf ich einen Blick auf wahre Wissenschaft, und indem ich sie so unwürdig mit Füßen getreten sah, hab' ich wohl aus allzugroßer Ereiferung, wie es Hitzköpfen geht, gegen die, welche daran schuld sind, mich in meinen Ausdrücken allzuhart ausgesprochen. Gl.: Wahrlich, mir als Zuhörer scheint es nicht. S.: Aber mir als Redner; aber eine weitere Eigenschaft dürfen wir nicht vergessen: bei der ersten Regenten-Auswahl hatten wir dazu Männer von schon vorgerücktem Alter ersehen; das wird aber bei dieser hier nicht angehen; denn dem Solon darf man nicht trauen, wenn er sagt, daß man im Alter noch viel zu lernen vermöge; man kann dies noch weniger als laufen. Nur der Jugend gehören alle die großen und vielen Anstrengungen. Gl.: Ja nothwendig.

16. S.: Rechenkunst, Geometrie und alle zur Vorbildung gehörigen Lehrgegenstände, welche der Dialektik vorausgehen sollen, die muß man ihnen also in ihrer Jugend vorlegen und dabei nicht zum Zwange das Lernen in der Methode des Unterrichts machen. Gl.: Warum denn? S.: Weil keinerlei wissenschaftliche Kenntniß mit Sklavenfurcht die edle freie Seele erwerben soll; denn die körperlichen Anstrengungen, mit Zwang verrichtet, machen den Körper um nichts schlechter; aber in einer Seele ist keine mit dem Stocke beigebrachte Kenntniß von Dauer. Gl.: Ja, wahr. S.: Nicht also mit dem Stocke, mein Bester, erziehe die jungen Leute in den erwähnten Lehrgegenständen, sondern spielend, damit du auch eher im Stande bist, zu beobachten, wofür jeder geboren ist. Gl.: Ja, dies Wort ist vernünftig. S.: Nicht wahr, du hast noch im Ge-

dächtnisse, daß wir die jungen Männer als Zuschauer zu Pferde auch in die Schlacht nehmen und, wann es ohne Gefahr geschehen könnte, nahe hinzuführen und wie junge Jagdhunde Blut kosten lassen wollten? Gl.: Ja, ich erinnere mich. S.: Wer also in allen diesen Stücken, in körperlichen Anstrengungen und Studien, sowie in Gefahren, jedesmal am gewandtesten sich zeigt, der muß in die Zahl der Auserwählten kommen. Gl.: In welchem Alter? S.: Wann sie von den nothwendigen Leibesübungen entbunden werden. Denn in dieser Turnzeit, mag sie nun zwei oder drei Jahre dauern, ist es nicht möglich, noch etwas Anderes zu treiben: Müdigkeit und Schläfrigkeit sind ja den Studien feind; und dann besteht zugleich eben darin die erste und nicht geringste Prüfung, wie jeder bei den Leibesübungen die Probe besteht. Gl.: Ja wohl. S.: Nach dieser Turnzeit nun müssen die Auserwählten vom zwanzigsten Jahre an größere Ehren vor den Uebrigen genießen, und die ihnen bei ihrer Jugendbildung ohne System ertheilten Kenntnisse müssen für sie systematisch zusammengestellt werden, damit sie einen Ueberblick über die gegenseitige Verwandtschaft der wissenschaftlichen Unterrichtsgegenstände und von der Natur des wesenhaften Seins erhalten. Gl.: Ja, nur ein solches Lernen faßt Wurzel, wo es eingepflanzt ist. S.: Und ist dazu die größte Probe für einen dialektischen Kopf und für einen nichtdialektischen; denn wer Fähigkeit für jenen Ueberblick hat, der hat auch Fähigkeit für die Dialektik: wer aber jene nicht hat, der hat auch diese nicht. Gl.: Einverstanden. S.: Sonach wirst du dein Augenmerk darauf richten müssen, welche von ihnen die genannte Eigenschaft in vorzüglichem Grade besitzen, daneben beharrlich im Studiren, beharrlich im Kriege und in den übrigen Vorschriften des Gesetzes sind; du wirst sodann von den vorhin Auserwählten, wann sie das dreißigste Jahr überschritten haben, abermals eine Auswahl treffen und diese zu noch größeren Ehren erheben, mit ihnen eine Prüfung in der Dialektik anstellen, wer im Stande ist, sich der Hülfe der Augen und der übrigen sinnlichen Wahrnehmungen zu entäußern und auf das wahrhafte Sein an sich loszugehen. Und in diesem Zeitpunkte ist dann bekanntlich große Achtsamkeit nöthig, mein Freund. Gl.: Warum denn? S.: Kennst du denn nicht das große Uebel, welches heutzutage mit der Dialektik verbunden zu sein pflegt? Gl.: Was für eins denn? S.: Rebellischen Sinnes werden da die jungen Leute voll! Gl.: Ja wohl. S.: Ist das aber nun wohl zu verwundern, und wirst du nicht Nachsicht mit den jungen Leuten haben? Gl.: In wiefern denn? — S.: Wir haben doch von der ersten Kindheit her gewisse Glaubenssätze über gerechte und sittliche Handlungen, von welchen Sätzen wir wie von Eltern auferzogen sind, gehorsam und hochachtungsvoll gegen sie? Gl.: Ja, solche Glaubenssätze gibt's. S.: Es gibt auch andere, diesen entgegen arbeitende und mit sinnlichem Vergnügen in Verbindung stehende Lebensprincipien, welche unserer Seele schmeicheln und sie verlocken, aber die nur einigermaßen Gesitteten nicht verführen; denn diese halten jene elterlichen Glaubenssätze in Ehren und folgen nur ihren Winken. Nicht wahr? Gl.: Ja, es gibt solche Lebensprincipien. S.: Was ist nun die Folge? Wenn an einen in solchem Zustande eine dialektische Frage herantritt, z. B. was der Begriff des Schönen sei, und wenn ihn auf die Antwort

dessen, was er von der positiven Auctorität gelehrt worden ist, das dialektische Räsonnement auf den Sand setzt und ihm durch öftere und mehrfache beschämende Widerlegungen die Meinung in den Kopf bringt, daß dasselbe concrete Ding bald schön, bald häßlich sei, daß es mit den Begriffen von Gerechtigkeit und überhaupt mit allen von ihm bisher heilig gehaltenen dieselbe Bewandtniß habe: wie wird es dann mit seiner Hochachtung gegen dieselben aussehen? Gl.: Nothwendige Folge ist, daß er ihnen weder dieselbe Hochachtung noch dieselbe Folgsamkeit beweiset. S.: Wenn er nun diese positiven Grundsätze nicht mehr für achtbar, nicht mehr für blutsverwandt hält, wie ehedem, und wenn er auch die absolut wahren noch nicht aufgefunden hat: kann er sich da natürlicher Weise zu einem andern Leben wenden als zu dem der schmeichlerischen Sinnlichkeit? Gl.: Nein. S.: Ein Rebell, denk' ich, ist er also nun wohl, statt eines ordentlichen Menschen. Gl.: Nothwendig.

17. S.: Nicht wahr, also ganz natürlich ist die Krankheit solcher jungen Dialektiker und verdient, wie vorhin schon bemerkt, sehr unsere Nachsicht? Gl.: Ja, und unser Mitleid dazu. S.: Damit dir nun dies Mitleid über deine dreißigjährigen Schüler nicht nöthig wird, so mußt du sie mit jeder Art von Vorsicht die Dialektik anfangen lassen. Gl.: Ja, sicher. S.: Ist das nun nicht schon einmal eine große Vorsicht, wenn man sie nicht zu jung davon kosten läßt? Denn es ist dir, glaube ich, nicht unbekannt, daß die jungen Bürschlein, wenn sie zum ersten Mal Dialektik schmecken, wie mit einem Spielwerk damit umgehen, immer zum Widerspruche sie gebrauchen, durch Nachahmung der sie beschämenden Disputatoren selbst auch andere niederdisputiren, dabei gleich jungen Hündchen ihren Spaß daran haben, alle, die mit ihnen in Berührung kommen, mit ihrer Disputation zu zerren und zu rupfen. Gl.: Ja, einen außerordentlichen Spaß. S.: Wenn sie nun recht viele selbst schon zu Schanden disputirt haben, andererseits auch von vielen schon auf den Sand gesetzt worden sind: so müssen sie natürlich gar leicht dahin gerathen, daß sie gar nichts mehr für wahr halten, was sie früher glaubten. Und aus diesen Gründen stehen sie selbst sowohl, als auch der ganze Stand wahrer Wissenschaft bei der übrigen Welt in üblem Ruf. Gl.: Sehr wahr. S.: Dagegen der junge Mann von schon etwas reiferem Alter wird sicher solche Verrücktheit nicht mitmachen wollen und wird viel mehr den Freund der vernünftigen Dialektik und den redlichen Forscher der Wahrheit, als den des Spaßes wegen streitenden Wortheiden und Widerspruchsgeist nachahmen, wird dadurch selbst achtbarer sein und seinem Studium eher Ehre als Unehre bereiten. Gl.: Richtig. S.: Nicht wahr, auch die von der hier erwähnten Vorsicht geforderten Eigenschaften sind alle als eben so viele Vorsichtsmaßregeln aufgestellt, daß es nämlich nur sittsame und ernste Talente sein sollen, welche man an der Dialektik Antheil nehmen läßt, und daß nicht wie jetzt der nächste Beste und Unbefugte zu ihr Eingang findet? Gl.: Ja wohl.

Fünf Jahre sollen sie, so will es Sokrates, Dialektik studiren, dann sollen sie Staatsämter verwalten, damit sie auch nicht an Erfahrung den andern Leuten nachstehen. Und auch bei diesen Beschäftigungen müssen sie geprüft werden, ob sie in Versuchungen nach allen Richtungen Stand halten, oder ob sie sich berücken lassen werden.

Gl.: Und wie groß soll dieser Zeitraum dafür sein? S.: Fünfzehn Jahre. Wenn sie nun so fünfzig Jahre alt geworden sind, so muß man die davon, welche in allen Stücken und in jeder Beziehung sowohl in den Zweigen der Praxis, wie in den Wissenschaften die Probe gehalten und sich ausgezeichnet haben, endlich zum Ziele führen und sie anhalten, den Lichtstrahl ihrer Seele nach dem allen Dingen Licht spendenden Urlicht zu wenden und nach Anschauung des wesenhaften Guts nach dessen Ideale ihr übriges Leben lang der Reihe nach das Leben des Staates, der Bürger und ihrer eigenen Personen einzurichten. Den größten Theil ihres Lebens verwenden sie hiebei auf die Wissenschaft; wenn aber die Reihe an einen kommt, so muß er sich der Last der Staatsgeschäfte unterziehen und Aemter dem Staate zu Liebe annehmen, nicht als ein Werk der Herrlichkeit, sondern als eins der Nothwendigkeit. Und wenn sie immer wieder Männer ihres Gleichen herangebildet und an ihrer Stelle dem Staate wieder andere Güter geliefert haben, so werden sie nach den Inseln der Seligen zu wohnen kommen. Denkmäler aber und Opfer muß ihnen der Staat auf öffentliche Kosten widmen, als wie höheren göttlichen Wesen, falls die Pythia mit ihrem Orakel damit einverstanden ist, wo nicht, doch als Seligen und Heiligen. Gl.: Ja, ganz herrlich hast du, Sokrates, die Staatsregenten wie ein Bildhauer herausgearbeitet. S.: Und auch die Staatsregentinnen dazu, mein Glaukon! Denn glaube ja nicht, daß ich das Gesagte nur auf die Männer bezöge und nicht in demselben Grade auf alle die Frauen, welche unter ihnen ihren Anlagen nach dazu tauglich befunden werden mögen. Gl.: Ja, richtig, wenn anders sie nach unserer Darstellung ganz gleichmäßig an allen Geschäften Theil nehmen sollen.

Sokrates glaubt aber, daß ein solcher Staat, der alle beglücken werde, dadurch einzurichten sei, daß ein wahrer Freund der Wissenschaft oder auch mehrere, welche die Herrschaft in einem Staate erlangen, alle Leute, die älter als zehn Jahre sind, auf das Land schicken, deren Kinder aber nach ihren eigenen Sitten und Vorschriften, wie sie hier dargestellt sind, erziehen.

Im achten Buche wird nun die Frage, die schon im vierten Buch begonnen, aber abgebrochen wurde, weiter erörtert, ob die Gerechtigkeit an sich vortheilhaft sei, wenn man auch dabei von der Welt verkannt werde. Er vergleicht dazu den moralisch vollkommenen Staat und gerechten Menschen und die verschiedenen ungerechten Staaten und die denselben entsprechenden Menschen. Der moralisch vollkommene Staat und der ihm entsprechende Mensch sind nun aber schon dargestellt, darum stellt er nun nur noch die Abweichungen dar und zwar die Timokratie (die Staatsverfassung, deren Princip die Ehre ist), die Oligarchie (die Herrschaft weniger), die Demokratie (Volksherrschaft), die Tyrannei. Im neunten Buche wird dann gezeigt, daß jeder Staat und jeder Mensch ein um so glücklicheres Leben führt, je mehr er dem vollkommenen Gerechten gleicht. Wer also weise ist, wird das höchste Ziel seines Strebens in die Erkenntniß der Wahrheit setzen, alle Bedürfnisse seines Körpers nach der vernünftigen Harmonie seiner Seele einrichten und nach Vermögen und Ehre nur so weit streben, als es ohne Störung der harmonischen Verfassung seines Innern geschehen kann. Das zehnte Buch, welches eine spätere Zugabe bildet, behandelt noch einmal die Poesie, über welche Platon schon früher gehandelt hat. Er verwirft alle Nachahmungspoesie aus seinem Ideal-

staate, weil sie und ihre Dichter geistig und moralisch gehaltlos seien, darum das beste Futter für das niederste der drei Seelenvermögen, die unvernünftige Seele, bilde und sogar für das Seelenheil der schon tugendhaften Menschen gefährlich sei, und das Seelenheil darf man nicht um ein Königreich, geschweige um die übele Freude an gehaltloser Poesie gefährden. Er sei wegen dieser Behauptungen nicht inhuman, wie die Poeten sagen möchten, sondern der Streit zwischen Dichtern und Denkern sei in Griechenland schon alt, und gerade die Dichter hätten in demselben durch Schimpfen sich inhuman gezeigt, während die Philosophen ihnen nur Gründe entgegensetzten. Könnten aber die Dichter diese Gründe widerlegen, so sollten auch sie in den idealen Staat zugelassen werden.

b. Plato's zwölf Bücher von den Gesetzen.

Die Schrift von den Gesetzen stammt aus den letzten Lebensjahren Platos, und dieser Umstand macht sich in manchen Eigenthümlichkeiten derselben bemerkbar, vor allem in der Anschauung, daß alles Endliche unvollkommen und voller Uebel sei. Die Gesprächsform ist eine nur äußerliche; denn im Grunde spricht nur immer der höher gebildete Athener.

Im ersten Buche werden zuerst die allgemeinsten Bestimmungen über Staat und Gesetze durch Kritik der spartanischen und kretischen Staatswesen gesucht, und es wird zunächst die religiöse Grundlage dieser Gesetzgebung gebilligt und der wahre Zweck des Staates und seiner Gesetze entwickelt. Der Zweck des Staates ist nicht der äußere Krieg, sondern der innere Frieden, daher zielt er auch nicht auf bloße Tapferkeit, sondern auf allseitige Tugend der Bürger; denn er erstrebt die Glückseligkeit aller seiner Bürger, so daß ihnen alle Güter in richtiger Ordnung, vor allem die Tugend als höchstes Gut zu Theil werde. Dazu wird eine Mustergesetzgebung stizzirt, nach der sich die ganze Schrift in zwei Haupttheile gliedert, deren erster, Buch 1—3, jene allgemeinen Grundsätze weiter ausführt, und deren zweiter, Buch 4—12, einen wirklichen Entwurf einer Mustergesetzgebung bietet. Der erste Haupttheil zerfällt wieder in zwei Abschnitte, deren erster Buch 1 und 2 umfaßt und den guten Staat nach seinem Inhalte darlegt. Der Staat ist nämlich nach der Einleitung vorzugsweise Erziehungsanstalt zur Tugend; denn keine einzelne Tugend, z. B. die Tapferkeit, kann bestehen, wenn sie nicht wie gegen Schmerz und Furcht, so auch zugleich gegen Lust und Begierde gerichtet ist und dadurch die Besonnenheit und überhaupt die Herrschaft der Vernunft über die Triebe oder die Harmonie der Triebe mit der Vernunft, d. h. die Tugend überhaupt, in sich schließt. Die Erziehung muß sich daher weit über das Jugendalter und selbst auf die Eheverbindungen erstrecken. Um aber Tugend zu erzielen, sind ganz eigenthümliche Uebungen nöthig, denn die Erziehung bildet dem Staate tüchtige Bürger. Die Trinkgelage sogar müssen richtig angeordnet sein und nicht unwichtig sind schon die Kinderspiele. Wir geben diesen Abschnitt nach der Uebersetzung von Susemihl:

I. 11. Der Athener: So will ich euch denn sagen, was ich unter Erziehung glaube verstehen zu müssen, und ihr sehet zu, ob dies (auch) euren Beifall hat. Kleinias: Sprich!

12. Der Athener: Ich meine also und behaupte, daß wer in irgend einer Sache ein tüchtiger Mann werden will, sich gleich von Kindheit auf eben in ihr üben und im Scherz wie im Ernst mit allen solchen Dingen beschäftigen muß, welche auf sie Bezug haben. Z. B. wenn etwa

einer ein tüchtiger Landwirth und ein anderer ein tüchtiger Baumeister werden will, so muß das Spiel des Letzteren darin bestehen, Kinder häuschen zu bauen, und das des Ersteren Land zu bearbeiten, und jedem von beiden muß der Erzieher verkleinerte Nachbildungen der wirklichen (Bau- oder Acker-) Geräthschaften in die Hand geben, und ebenso muß er auch jedem seiner Pflegebefohlenen frühzeitig zur Erwerbung der nothwendigen Vorkenntnisse (seines künftigen Faches) verhelfen, wie z. B. den (künftigen) Baumeister messen und mit dem Richtscheite umgehen, den (künftigen) Krieger spielend reiten lehren oder etwas Anderes der Art thun lassen, und muß versuchen, (schon) bei ihren Spielen die Lust und Liebe der Knaben auf das hinzulenken, worin sie zum eigentlichen Ziele ihrer Thätigkeit gelangen sollen. Als Hauptsache der Erziehung bezeichne ich also die richtige Anleitung, welche die Seele des spielenden (Knaben) möglichst zur Liebe zu dem hinführt, wodurch er, Mann geworden, allein die vollendete Meisterschaft in seiner Kunst erreichen kann. Wie schon gesagt, sehet nun zu, ob wenigstens bis hieher meine Erörterung euren Beifall hat. Kleinias: Wie sollte sie nicht. Der Athener: Nun müssen wir aber das, was wir Bildung und Erziehung nennen, noch erst genauer bestimmen. Denn oft sagen wir eben, um die Erziehung irgend eines von uns zu tadeln oder zu loben, daß der Eine Erziehung habe und der Andere ohne Erziehung und Bildung sei, obschon der Letztere dabei wohl zu den im Kleinhandel und in der Schiffsrhederei oder sonstigen in ähnlicher Art in hohem Grade ausgebildeten Leuten gehören kann; und wer nun so sich ausdrückt, der hält offenbar nicht dies für Erziehung und Bildung, sondern glaubt, daß nur die von der frühesten Jugend an fortgeführte Erziehung und Heranbildung zur sittlichen Tüchtigkeit diesen Namen verdient, welche Lust und Liebe dazu einflößt, ein untadelhafter Bürger zu werden, und das Geschick verleiht, mit Gerechtigkeit zu herrschen und zu gehorchen. Diese Erziehung werden nun (auch) wir, wie mich dünkt, in genauerer Bestimmung des Wortes in unserer (ferneren) Erörterung einzig und allein mit diesem Namen benennen, die Anleitung zum Erwerb von Geld oder Körperkraft oder irgend einer Geschicklichkeit ohne vernünftige Einsicht und Gerechtigkeit als handwerksmäßig und unedel bezeichnen und als nicht werth, überhaupt Erziehung und Bildung genannt zu werden. So haben wir denn dem Mißverstande des Wortes unter uns vorgebeugt, und der Satz darf hiernach nunmehr unter uns feststehen, daß diejenigen, welche auf die richtige Weise erzogen sind, auch meistens tüchtige Männer werden, und man darf daher die Erziehung nicht geringschätzen, da sie vielmehr unter den größten Gütern, welche den besten Menschen zu Theil werden, den ersten Rang einnimmt. Und wenn sie ja zu Grunde geht und es (noch) möglich ist, sie wieder zu erwecken, so muß hierauf jeder stets und sein ganzes Leben hindurch hinarbeiten. Kleinias: Richtig, wir geben dir Alles zu. Der Athener: Und längst sind wir ja doch schon dahin übereingekommen, daß sittlich tüchtig diejenigen seien, welche sich selbst zu beherrschen vermögen, und schlecht die, welche es nicht vermögen. Kleinias: Sehr richtig gesprochen.

Im ersten Buche war, wie wir oben sahen, auch von der richtigen Anordnung der Trinkgelage die Rede. Sie müssen zu diesem Zwecke in Verbindung

zu den musischen Culten gesetzt werden und sie dienen dazu, die Geister zu prüfen auf eine ungefährliche und leichte Art. Das führt nun zur Auseinandersetzung über die obersten Erziehungsgrundsätze, wobei die Nothwendigkeit, die Möglichkeit und die richtige Art der Erziehung besprochen wird. Das ist der Inhalt des zweiten Buchs.

II. 1. Der Athener: Nun müssen wir aber, wie es scheint, noch weiter untersuchen, ob Trinkgelage, wenn man die richtige Anwendung von ihnen macht, blos diesen Vortheil gewähren, daß sie Gelegenheit zur Prüfung unserer Charaktere geben, oder ob noch sonst irgend ein erheblicher Nutzen in ihnen enthalten ist, welcher eine recht ernstliche Erwägung verdient. Was sagen wir also dazu? Er ist in ihnen enthalten, wie mich (schon) unsere (bisherige) Untersuchung ahnen läßt; in welcher Art und Weise aber, wollen wir sehen, indem wir darauf achten, uns durch dies Ahnen nicht täuschen zu lassen. Kleinias: So sprich denn. Der Athener: Ich wünschte also, daß ihr es euch ins Gedächtniß zurückrufen möchtet, was wir unter der richtigen Erziehung glaubten verstehen zu müssen. Denn ihre Erhaltung ist, wie mich wenigstens jetzt bedünken will, von der richtigen Anordnung solcher Gesellschaften abhängig. Kleinias: Das will viel sagen. Der Athener: Ich behaupte nämlich, daß Lust und Unlust der Kinder erste, daß es die recht eigentlich kindlichen Empfindungen seien, und daß Tugend und Untugend zuerst in dieser Gestalt in die Seele eintreten, ja, daß es noch ein Glück ist, wenn vernünftige Einsicht und bleibende richtige Vorstellungen einem auch nur erst gegen das Alter hin zu Theil werden. Vollkommen freilich ist ein Mensch erst dann, wenn er zum Besitz dieser und aller in ihnen begriffenen Güter gelangt ist. Unter Erziehung verstehe ich daher die Tugend in der Gestalt, in welcher sie die Kinder zuerst empfangen, wenn nämlich eben, noch ehe sie die Vernunft zu gebrauchen im Stande sind, Lust und Liebe, sowie Schmerz und Haß auf die rechte Weise in ihren Seelen erregt werden. Wenn sie aber sodann (als Erwachsene) dieselbe zu gebrauchen gelernt haben, und dann in Folge jener ihnen zu Theil gewordenen richtigen und zweckmäßigen Gewöhnung diese Regungen in ihnen mit derselben übereinstimmen, so schließt diese Uebereinstimmung die gesammte Tugend ein, denjenigen Theil von der letzteren aber, welcher in der empfangenen richtigen Pflege von Lust und Unlust besteht, in Folge deren man gleich von Anfang an bis zum Ende haßt, was haßenswerth ist, und liebt, was liebenswerth ist — ich sage, wenn man eben dies in der Darstellung (vom Ganzen) absonderte und eben hierauf die Erziehung sich erstrecken ließe, so würde man wenigstens meiner Meinung nach die richtige Bezeichnung wählen. — Kleinias: Auch uns, Freund, scheint sowohl das früher als auch das jetzt über die Erziehung Gesagte richtig zu sein. — Der Athener: Gut denn. Von dieser richtigen Leitung von Lust und Unlust, welche sie empfangen haben und in welcher die Erziehung besteht, pflegen nun aber die Menschen im Verlauf ihres Lebens in vielen Stücken wieder abzuweichen und lassen sich verderben; und die Götter, des zu Mühsal geborenen Menschengeschlechts sich erbarmend, haben ihm daher nicht blos zur Erholung von derselben ihrer Feste Wiederkehr verordnet, sondern auch die Musen und Apollon, den Musenführer, und Dionysos zu Fest-

genossen gegeben, damit die Menschen so durch das Zusammensein mit den Göttern an den Festen wenigstens die Erziehung wieder in ihren früheren Zustand zurückführen lernten. Wir müssen nun aber zusehen, ob das, was unsere Rede nun künden will, wirklich der Natur der Sache gemäß als wahr anzusehen ist, oder ob es anders damit steht. Sie behauptet nämlich (jetzt), daß, geradezu gesagt, Alles, was noch jung ist, seinem Körper und seiner Stimme keinen Augenblick Ruhe zu lassen vermag, sondern sich beständig zu bewegen und Töne hervorzubringen sucht und bald hüpft und springt und vor Lust gleichsam scherzhafte Tänze aufführt, bald in alle möglichen Tonarten ausbricht. Die anderen lebenden Wesen nun, behaupten wir ferner, haben keine Empfindung für die Ordnung oder Unordnung in den Bewegungen (mit anderen Worten) für das, was wir Rhythmus und Harmonie nennen; für uns aber sind eben dieselben Götter, welche, wie schon gesagt, uns zu Festgenossen gegeben sind, auch zugleich die Geber des Gefühls für Rhythmus und Harmonie und der Freude an denselben geworden, vermöge deren sie ja unsere Bewegungen und Reigen leiten, wenn sie uns zu Gesängen und Tänzen zusammenscharen, und sie haben auch den Namen Chorreigen, der naturgemäß von der freudigen Erregung hergeleitet ist, eingeführt.

2. Nehmen wir nun für's Erste dies an? Setzen wir fest, daß unsere erste Erziehung von den Musen und von Apollon herrühre oder nicht? — Kleinias: Wir setzen es fest. — Der Athener: Also nehmen wir an, daß wer des Chortanzes unkundig, auch ein Mensch ohne Erziehung, ein wohlerzogener dagegen hinlänglich in demselben geübt ist? — Kleinias: Wie anders? — Der Athener: Nun schließt aber der Chorreigen als Ganzes doch Tanz und Gesang in sich. — Kleinias: Nothwendig. — Der Athener: Ein Mensch von guter Erziehung muß also (auch) gut und schön zu singen und zu tanzen verstehen. — Kleinias: So scheint es. — Der Athener: Laßt uns nun sehen, was wiederum von dieser Behauptung der eigentliche Kern ist. — Kleinias: Wie meinst du das? — Der Athener: Ein solcher singt schön, behaupten wir, und tanzt schön. Wir wollen doch wohl damit zugleich sagen, daß auch der Inhalt seines Gesanges und Tanzes schön sein soll? Oder nicht? — Kleinias: Ja, auch diese Bestimmung wollen wir hinzufügen. — Der Athener: Wie aber wird einer, der das Schöne (auch wirklich) für schön und das Häßliche für häßlich hält und die Dinge auch demgemäß behandelt, uns dann für besser erzogen gelten in Bezug auf Chortanz und Musik, oder derjenige, welcher zwar mit dem Körper und der Stimme das als schön Erkannte jedesmal genügend auszuführen im Stande wäre, aber weder am Schönen seine Freude hätte noch das Unschöne haßte? Oder würde nicht (vielmehr) der Erstere sogar in dem Falle den Vorzug verdienen, wenn er mit der Stimme und dem Körper (das Schöne) zur Darstellung zu bringen nicht besonders geschickt wäre, wohl aber in Lust und Schmerz, indem er an Allem, was schön ist, Freude, über Alles, was unschön, dagegen Verdruß empfände? — Kleinias: Gewiß, Freund, dessen Erziehung verdient bei weitem den Vorzug. — Der Athener: Wenn also wir drei von dem Schönen des Gesanges und Tanzes Kenntniß besitzen, so können wir auch richtig beurtheilen, ob jemand Erziehung und

Bildung hat, oder nicht. Wenn wir aber jene Kenntniß nicht haben, so werden wir auch das nie zu durchschauen im Stande sein, ob sich überhaupt eine Ueberwachung der Erziehung anstellen läßt und wo dieselbe (wirklich) stattfindet. Ist's nicht so? — Kleinias: Allerdings. — Der Athener: Wir werden also demnächst Spürhunden gleich wiederum Folgendem nachspüren müssen: der Schönheit der Stellungen und Körperwendungen, der Tonweise des Gesanges und des Tanzes. Denn wenn uns dies entginge, so dürfte uns auch alle weitere Erörterung über die rechte Erziehung, sei es bei den Griechen oder den Nichtgriechen, vergeblich sein. — Kleinias: Ja wohl. — Der Athener: Wohlan denn! Welche Körperwendung oder Tonweise soll man als schön bezeichnen? Sprich! Wird, wenn ein tapferer Charakter und ein feiger ganz in der gleichen Noth sich befänden, es da wohl geschehen, daß auch ihre Körperwendungen und die Töne, welche sie ausstoßen, die gleichen sind? — Kleinias: Wie sollten sie? Wird es doch nicht einmal ihre Farbe sein. — Der Athener: Ganz recht, mein Freund! Doch in den musischen Künsten gibt es nur Körperwendungen (oder Tanzbewegungen) und Töne, denn sie beruhen auf Rhythmus und Harmonie, so daß man, wenn man sich richtig ausdrücken will, wohl von gutem Rhythmus und guter Harmonie, aber nicht von einer schönen Färbung der Tanzbewegungen und Töne sprechen darf, wie es die Chorlehrer in bildlicher Redeweise thun. Von den Tanzbewegungen und Gesangesweisen des Tapfern und Feigen aber sind und heißen mit Recht die des Ersteren schön und die des Letzteren häßlich, und überhaupt, um nicht lange Redens hierüber zu machen: alle Körperbewegungen und Töne ohne Ausnahme, welche mit einer Tugend der Seele oder mit irgend einem körperlichen Vorzuge, sei es im wirklichen Leben, oder in der (künstlerischen) Nachbildung, verbunden sind, setzen wir als schön, alle, welche mit irgend einem (geistigen oder leiblichen) Gebrechen zusammenhängen, dagegen allemal als das Gegentheil. — Kleinias: Mit Recht schlägst du das vor, und wir wollen dies so festsetzen. — Der Athener: Ziehen wir dann auch noch dies in Betracht: ob wir wohl alle an allen Chortänzen uns auf die gleiche Weise erfreuen oder ob viel daran fehlt? — Kleinias: Es fehlt ungehener viel daran. — Der Athener: Was bezeichnen wir nun wohl als dasjenige, was uns dabei zum Irrthum verleitet? Ist denn etwa nicht dasselbe für uns alle schön, oder ist es zwar dasselbe, scheint es aber nicht zu sein? Denn das wird doch wohl keiner behaupten wollen, daß je die Tänze des Lasters schöner sein könnten als die der Tugend, oder daß er selbst an den Tanzweisen des Lasters seine Freude habe, andere Leute aber an der entgegengesetzten Muse. Freilich behaupten die meisten Leute, die Vollkommenheit der musischen Kunst bestehe in ihrer Fertigkeit, den Seelen Genuß zu bereiten. Aber diese Meinung ist nicht zu dulden, ja es ist nicht einmal sie auszusprechen erlaubt, vielmehr ist es wahrscheinlicher, daß uns Folgendes dabei irre führt. — Kleinias: Was denn?

3. Der Athener: Da die Tänze Nachahmungen des Benehmens, welches verschiedenartige Charaktere bei verschiedenartigen Handlungen und Glückszufällen äußern, in der Art sind, daß alle einzelnen Tänzer selbst die Rolle derselben spielen, so müssen diejenigen, deren Benehmen, wie es

von Natur ist oder durch Gewohnheit geworden, oder endlich durch beides ist, die Darstellung durch Sprache, Gesang und selbst bloßen Tanz (wirklich) entspricht, sich auch darüber freuen und es loben und als schön bezeichnen; diejenigen aber, deren Natur oder Charakter oder Gewohnheit sie widerspricht, können weder Freude darüber hegen, noch Lob äußern, sondern es nur häßlich nennen. Nun gibt es aber auch Leute, welche von guten Naturgaben, aber von schlechten Angewohnheiten sind, oder umgekehrt, und diese werden gerade das Gegentheil von dem loben, was ihnen Freude macht. Sie werden nämlich von gewissen Darstellungen dieser Art sagen, daß sie zwar Vergnügen gewährten, aber unsittlich seien, und werden sich anderen Leuten gegenüber, welchen sie Einsicht zutrauen, schämen, ähnliche Körperbewegungen zu machen, schämen, ähnliche Weisen zu singen, als wenn sie dergleichen im Ernste für schön erklärten, innerlich aber werden sie sich daran freuen. — Kleinias: Du hast ganz Recht. — Der Athener: Bringt es nun nicht dem, welcher an Darstellungen des Schlechten in Tänzen oder Tonweisen seine Freude hat, auch irgend wie Schaden, und dagegen dem, welcher an den entgegengesetzten seine Lust empfindet, Nutzen? — Kleinias: Wahrscheinlich. — Der Athener: Ist es blos wahrscheinlich, oder muß es nicht nothwendig ebenso sein, als wenn einer unter schlechte Menschen gerathen wäre und dann ihre lasterhaften Sitten nicht etwa verabscheute, sondern sie recht annehmlich fände und sich an ihnen erfreute, wenn er auch dabei in scherzhafter Weise (und) halb im Schlafe ihre Schlechtigkeit tadelte? Es muß nämlich doch wohl nothwendig jeder den Leuten, mit denen er gerne verkehrt, seien es nun gute oder böse, (selbst) ähnlich werden, auch wenn er sich schämen sollte, sie (öffentlich) zu loben? Und nun, welches größere Gut oder Uebel, das uns mit aller Nothwendigkeit aus etwas erwachsen müßte, würden wir wohl anzuführen im Stande sein? — Kleinias: Ich glaube, keines. — Der Athener: Glaube mir nun, daß da, wo sich also wohleingerichtete Gesetze bereits finden oder auch in Zukunft gegeben werden sollten, es in Bezug auf die Erziehung in den Musenkünsten und den Genuß, welcher durch sie bereitet wird, ganz den mit der schöpferischen Fähigkeit in ihnen Begabten überlassen bleiben darf, eben das, was dem Künstler selbst bei seinen Schöpfungen in Ansehung des Rhythmus, der Tonweise oder der Worte gefällt, auch die Söhne von Bürgern eines wohlgeordneten Staates als Knaben und Jünglinge (für die Darstellung) in Chören zu lehren und sie so, je nachdem es der Zufall mit sich bringt, zu guten oder zu schlechten Sitten anzuleiten? — Kleinias: Nein, das hätte durchaus keinen Sinn, und wer sollte es daher billigen können? — Der Athener: Und doch ist gerade dies heutzutage wohl in allen Staaten gestattet, mit Ausnahme von Aegypten. — Kleinias: Und was bestehen denn in Aegypten hierüber für Gesetze? — Der Athener: Ihr werdet sie mit Verwunderung hören. Schon längst ist nämlich bei den Aegyptern, wie es scheint, die Behauptung, welche wir eben jetzt aufstellen, als richtig anerkannt, man müsse die jungen Männer in den Staaten an schöne Tanzbewegungen und an schöne Tonweisen gewöhnen. Und nachdem sie nun dies bestimmt hatten, gaben sie auch bei ihren Festfeiern zu erkennen, welches und wie beschaffen etwa dieselben seien, und es war weder Malern,

noch allen sonstigen Darstellern von Gestalten (und Charakteren) und was sonst dahin einschlägt, gestattet, und ist es auch heute noch nicht, weder in der bildenden, noch in der gesammten musischen Kunst Neuerungen zu machen, oder irgend etwas von den (hergebrachten) vaterländischen Sitten Abweichendes zu erfinden. Wenn man also die daselbst vor zehntausend Jahren gearbeiteten Gemälde und Bildsäulen betrachtet, so wird man finden, daß sie weder irgendwie schöner noch häßlicher als die jetzt gelieferten, sondern mit derselben Kunst gearbeitet sind. — Kleinias: Das ist wunderbar. — Der Athener: Vielmehr ein Beweis ausgezeichneter Gesetzgebung und Staatsklugheit, und wenn man auch manches Andere dort finden kann, was Tadel verdient, so ist doch das, was die Musenkunst anlangt, nicht blos richtig, sondern auch insofern beachtenswerth, als (es beweist, daß) es möglich war, wenn man nur mit Zuversicht dabei zu Werke ging, feste Gesetze in diesen Dingen zu geben und Tonweisen, welche das Richtige naturgemäß ausdrücken, festzustellen. Dies dürfte aber (freilich) wohl (nur) das Werk eines Gottes oder eines von einem Gott begeisterten Mannes sein, wie denn auch dort die durch diese lange Zeit hindurch bewahrten Weisen für Schöpfungen der Isis gelten. Wenn daher, wie gesagt, der Gesetzgeber nur auf irgend welche Weise das Richtige in solchen Dingen sich anzueignen vermag, so darf er es auch getrost zum Gesetz und zur Richtschnur erheben, denn die Sucht der Lust und des Schmerzes, welche sich in immer neuen Melodien auszusprechen sucht, hat denn doch schwerlich einen so großen Einfluß, um (durch das Gesetz) geheiligte Weisen, blos weil sie sie veraltet schilt, umzustürzen; dort wenigstens scheint sie keineswegs dazu im Stande gewesen zu sein, sondern das gerade Gegentheil stattgefunden zu haben! — Kleinias: Es wird durch das eben von dir angeführte Beispiel glaublich, daß es sich allerdings so verhält.

4. Der Athener: Werden wir nun hiernach den rechten Gebrauch der Musik und der Scherze des Tanzes nicht zuversichtlich in folgender Weise bestimmen dürfen? Wir freuen uns doch, wenn wir uns glücklich fühlen, und wiederum, wenn wir fröhlich sind, so fühlen wir uns auch glücklich? Ist's nicht so? — Kleinias: Ja, so ist es. — Der Athener: Und wahrlich, wenn wir uns so über irgend etwas freuen, so läßt uns dies nicht stille sitzen. — Kleinias: So ist es. — Der Athener: Nämlich in solchem Falle sind unsere Jünglinge sogleich von selber zum Tanze bereit, wir Aeltern aber glauben uns geziemend zu benehmen, indem wir dann ihnen (wenigstens) zuschauen und uns an ihren Spielen und ihrer Festeslust mitfreuen, weil uns nun einmal die erforderliche Behendigkeit nunmehr dazu fehlt (um selber mitzuwirken), deren Verlust wir mit sehnsüchtigem Verlangen bedauern, und so stellen wir denn wenigstens Wettkämpfe unter ihnen an und setzen Preise darauf, wer es am besten versteht, uns in der Erinnerung unsere Jugendjahre auf's Neue zu erwecken. — Kleinias: Sehr wahr. — Der Athener: Können wir also wohl jenes gegenwärtig in Betreff der festlichen Spiele allgemein gangbare Urtheil für so ganz grundlos erklären, daß man den für den Geschicktesten halten und ihm den Sieg zuerkennen müsse, welcher uns (als Zuschauern) am meisten Genuß und Vergnügen bereitet? Denn wenn es

uns überhaupt gestattet ist, bei dergleichen Gelegenheiten uns an solchen festlichen Spielen zu ergötzen, dann muß doch wohl auch der, welcher den meisten Leuten am meisten Freude gemacht hat, auch am meisten geehrt werden und, wie eben gesagt, den Siegespreis davon tragen? Heißt das nicht richtig geurtheilt und gehandelt, wenn man diesen Weg einschlägt? — Kleinias: Vielleicht. — Der Athener: Doch, Bester, laß uns nicht zu leicht so urtheilen, sondern (erst) die Sache nach ihren besonderen Seiten etwa folgendermaßen betrachten. Gesetzt, es stellte jemand einmal nur so im Allgemeinen einen Wettkampf an, ohne genauer zu bestimmen, ob in körperlichen Uebungen oder in musischen Leistungen, oder in den Künsten des Reiters und des Wagenlenkers, sondern er versammelte alle Bürger, setzte Preise aus und verkündigte ihnen dann, daß jeder, welcher Lust hätte, auftreten möge mit andern, lediglich zur Ergötzung der Zuschauer und sonach darum in die Wette zu kämpfen, wer sie am meisten, gleichviel auf welche Weise, vergnügen und, weil er eben diese gestellte Aufgabe am besten erreicht hätte, zum Sieger erklärt werden würde, welcher den Preis davon trägt, unter allen Kämpfern am meisten gefallen zu haben; was, meinen wir wohl, werde auf eine solche Aufforderung erfolgen? — Kleinias: In wie fern meinst du? — Der Athener: Vermuthlich würde dann doch wohl der Eine, wie z. B. ein Homeros, sich mit einer Rhapsodie hören lassen, der Zweite mit einem Liede zur Cither, der Dritte mit einer Tragödie und ein Vierter mit einer Komödie, und es wäre selbst gar nicht wunderbar, wenn einer mit Vormachen von Kunststücken am ehesten den Preis davontragen zu müssen vermeinte. Vermöchten wir nun da, wo also solche und noch tausend andere Kämpfer aufträten, zu bestimmen, wem rechtmäßig der Preis gebühre? — Kleinias. Seltsame Frage! Denn wer soll dir das beantworten, als könnte er es wissen, bevor er jeden dieser Kämpfer selbst mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hätte? — Der Athener: Schon gut! Wollt ihr mir denn nur erlauben, daß ich diese seltsame Frage selber auch seltsam beantworte? — Kleinias: Warum nicht? — Der Athener: Wenn die noch ziemlich kleinen Kinder urtheilen sollten, so würden sie den, welcher sich mit Kunststücken hat sehen lassen, für den erklären, welcher ihnen am meisten gefallen. Nicht wahr? — Kleinias: Wie anders? — Der Athener: Wenn aber die größeren Kinder dann den, welcher mit Komödien, und die gebildeten Frauen und angehenden Jünglinge und wohl so ziemlich die Mehrzahl aller andern den, welcher mit einer Tragödie aufgetreten ist? — Kleinias: Wahrscheinlich wohl. — Der Athener: Einen Rhapsoden[1]) aber, welcher die Ilias und Odyssee oder etwas aus den Hesiodischen Gedichten gut vorträge, würden vielleicht wir Greise am liebsten hören und ihm bei weitem den Vorzug zuerkennen. Wer hat denn nun rechtmäßig gesiegt? Das ist jetzt die Frage. Nicht wahr? — Kleinias: Ja. — Der Athener: Offenbar werden ich und ihr hierauf nothwendigerweise antworten: Diejenigen, welche von unseren Altersgenossen für Sieger erklärt worden sind. Denn der Brauch (daß sie entscheiden) scheint uns unter allen so eben (besprochenen) in allen

[1]) Rhapsode ist ein Deklamator epischer Gedichte.

Staaten insgesammt und überall der beste zu sein. — Kleinias: Wie anders?

5. Der Athener: So viel gebe mithin auch ich jenem allgemeinen Urtheil zu, daß man die musische Kunst nach dem Genusse, den sie gewährt, abschätzen müsse, aber nur nicht nach dem, welchen sie dem ersten Besten gewährt, sondern jene Muse (behaupte ich) werde die schönste sein, welche die Edelsten und Gebildetsten erfreut und vor Allem den, welcher an Tugend und Bildung über alle hervorragt; und zwar behaupte ich, daß die Richter in diesen Dingen deshalb der Tugend bedürfen, weil sie nicht blos im Uebrigen alle mögliche Einsicht, sondern auch Tapferkeit besitzen müssen. Denn ein Richter, welcher in Wahrheit diesen Namen verdient, wird doch nicht erst sein Urtheil dem Publikum ablernen und sich von dem Lärme der Menge und seiner eigenen Unwissenheit bei demselben betäuben lassen dürfen, und ebensowenig, wenn er bereits selbst das Richtige erkennt, aus Unmännlichkeit und Feigheit mit demselben Munde, mit welchem er die Götter zu Zeugen seines Urtheils anrief, leichtsinnig wider seine Ueberzeugung urtheilen. Denn nicht als Schüler, sondern vielmehr als Lehrer der Zuschauer, wenn es anders dem Rechte nach zugeht, sitzt der Richter da, und um denen entgegenzutreten, welche denselben auf eine unziemliche Weise Genuß bereiten. Und dies war nach altem und ächt hellenischem Herkommen (auch wirklich) gestattet, ganz anders als wie jetzt die Sitte in Sicilien und Italien der Masse der Zuschauer die Entscheidung überläßt und durch Aufheben der Hände den Sieger ernennt und (dadurch denn auch) theils die Dichter selbst — denn sie dichten nur nach dem schlechten Geschmacke ihrer Kunstrichter und überlassen es somit dem Publikum sich selber zu bilden —, theils auch den Geschmack der Zuschauer selber verdorben hat. Denn während sie dadurch, daß ihnen beständig edlere Charaktere als die übrigen sind vorgeführt worden, denselben verbessern sollten, begegnet ihnen jetzt durch ihre eigene Schuld gerade das Gegentheil. Was will nun aber das jetzt wieder in unserer Erörterung Dargelegte bedeuten? Sehet zu, ob etwas dies. — Kleinias: Was denn? — Der Athener: Es scheint mir unsere Erörterung zum dritten oder vierten Male auf dasselbe zurückzukommen, daß nämlich Erziehung dies sei, daß die Knaben zu dem hingeleitet und hingezogen würden, was vom Gesetze für das Richtige erklärt wird und wovon auch die tüchtigsten und ältesten Männer, vermöge der von ihnen gemachten Erfahrung erklären, daß es in Wahrheit das Richtige sei. Damit also die Seele des Kindes sich nicht daran gewöhne, sich in seiner Freude oder Betrübniß mit dem Gesetze und denen, die dem Gesetze gehorchen, in Widerspruch zu setzen, sondern sie ganz auf dieselben Gegenstände richte wie der Greis, zu diesem Zwecke müssen die sogenannten Lieder und Gesänge nunmehr in Wahrheit Zaubergesänge für die Seele werden und mit allem Fleiße auf eine solche Uebereinstimmung, wie wir sie bereits beschrieben haben, berechnet sein; weil aber die Seelen der jungen Leute den Ernst (noch) nicht vertragen können, deshalb sollen sie als Spiel und Sang bezeichnet und behandelt werden, gleichwie diejenigen, denen die Sorge für körperlich Schwache und Kranke obliegt, Alles, was denselben heilsam ist, unter süßen Speisen und Getränken, Alles da-

gegen, was schädlich, unter bitteren ihnen zu reichen bestrebt sind, damit sie so jenes gern nehmen, gegen dieses aber den gebührenden Widerwillen sich angewöhnen. Ganz dem entsprechend wird denn der rechte Gesetzgeber auch die mit schöpferischer Kraft in Poesie und Musik begabten Leute dazu überreden, daß sie so allein das Rechte thun oder, wenn ihm dies nicht gelingt, sie dazu zwingen, daß sie in ihren schönen und Beifall gewinnenden Werken nur besonnener, tapferer und überhaupt tugendhafter Männer Körperbewegungen und Worte durch Rhythmus und Tonweise und somit (allein) das Richtige (durch sie) darstellen. — Kleinias: Aber, beim Zeus, Freund, scheint man dir denn jetzt in den anderen Staaten so zu verfahren? Denn ich für meinen Theil, (und) so weit meine Wahrnehmung reicht, weiß nichts davon, daß das, was du jetzt angibst, (irgendwo) geschähe, außer bei uns und den Lakedämoniern, sondern (im Gegentheil), daß stets einige Neuerungen im Tanze, sowie überhaupt in Allem, was sonst zu den musischen Künsten gehört, vor sich gehen, und zwar nicht etwa durch gesetzliche Bestimmungen, sondern durch einen ungeregelten Geschmack, der weit entfernt davon ist, immer derselbe zu bleiben und an demselben Genuß zu finden, wie du von den Aegyptern erzählst, und vielmehr jeden Augenblick wechselt. — Der Athener: Ganz recht, lieber Kleinias. Es wundert mich aber auch gar nicht, wenn du glaubst, ich habe das, wonach du fragst, als etwas, was jetzt (wirklich) in Geltung steht, bezeichnen wollen, insofern mir dies dadurch begegnet ist und ich es selbst dadurch veranlaßt habe, daß ich nicht bestimmt genug meine Ansicht aussprach, sondern meine (bloßen) Wünsche in Bezug auf die Anordnung der musischen Kunst vielleicht so äußerte, daß du mich in dieser Weise mißverstehen durftest. Und dies kommt daher, weil es durchaus nicht angenehm ist, unheilbare und schon weit vorgeschrittene Schäden in den (bestehenden) Verhältnissen zu rügen. Indessen zuweilen ist dies nothwendig, und da auch du eben so darüber denkst, so antworte denn. Du meinst also, daß die beschriebenen Einrichtungen mehr bei euch und den Lakedämoniern als bei den übrigen Hellenen bestehen? — Kleinias: Gewiß. — Der Athener: Gesetzt nun, sie beständen auch bei diesen, würden wir da nicht dieselben für besser als ihre gegenwärtig bestehenden Einrichtungen erklären? — Kleinias: Gewiß wäre es weit vorzüglicher, wenn solche Einrichtungen, wie sie bei den Lakedämoniern und bei uns bestehen und die du überdies als solche bezeichnet hast, wie sie sein sollen, auch bei ihnen vorhanden wären.

6. Der Athener: Doch laß sehen, ob wir (auch weiter) übereinstimmen werden. Nicht wahr, es kommt das, was bei euch in Bezug auf alles zur Erziehung und musischen Kunst Gehörige gilt, etwa auf Folgendes hinaus? Ihr nöthigt die Dichter zu lehren, daß der tüchtige Mann besonnen und gerecht, wie er ist, auch glückselig sei, gleichviel ob er groß und stark, oder klein und schwach ist und ob er Reichthum besitzt oder nicht, daß vielmehr auch wer noch größere Schätze als Kinyras und Midas[1]) besäße, aber dabei ungerecht lebte, trotzdem unglücklich sein und ein elendes Dasein führen würde. Und

[1]) Kyniras war ein alter König von Cypern, Midas ein König von Phrygien.

„Nimmer gedächt' ich im Lied",

wird euer Dichter singen, wenn er anders die Wahrheit singen will,

. . . „noch achtet' ich irgend den Mann auch",

der nicht Alles, was schön und löblich heißt, mit Gerechtigkeit ausführt und sich aneignet, und auch nur ein solcher

„faßt nahe zum Wurf zielend ins Auge den Feind",

während der Ungerechte es niemals wagen wird,

„bluttriefenden Mord zu erblicken",

noch

„obsiegen im Lauf Boreas thrakischer Kraft"[1]),

noch ihm überhaupt irgend eins von den sogenannten Gütern (als ein wirkliches Gut) zu Theil werden dürfte. Was nämlich die Leute gewöhnlich so nennen, verdient nicht (ohne Weiteres) diesen Namen. Denn gewöhnlich gilt für das vornehmste Gut die Gesundheit, für das zweite die Schönheit und für das dritte der Reichthum, und außerdem werden dann noch tausenderlei andere Güter aufgeführt, z. B. ein scharfes Gesicht und Gehör und überhaupt die möglichste Schärfe aller Sinnesempfindungen, vor Allem aber der Besitz unbeschränkter Herrschergewalt, um thun zu können, was einem beliebt. Und für den Gipfel aller Glückseligkeit würde es gelten, wenn jemand so rasch als möglich in den Besitz aller dieser Dinge gelangte und' dann noch obendrein in demselben unsterblich würde. Ihr aber und ich, wir behaupten doch wohl, daß dies Alles insgesammt zwar für gerechte und fromme Männer höchst schätzbare, aber für ungerechte ebenso Alles insgesammt von der Gesundheit an höchst verderbliche Besitzthümer seien, und daß mithin auch Sehen und Hören und Empfinden und überhaupt Leben, wenn man als unsterblich für alle Zeit im Besitz aller jener sogenannten Güter, aber ohne den der Gerechtigkeit und überhaupt jeglicher Tugend wäre, das größte aller Uebel, und ein möglichst kurzes Leben in einem solchen Falle noch ein geringeres Uebel sein würde. Eben dies nun, was ich verlange, werdet (auch) ihr, denke ich, die Dichter bei euch überreden und zwingen zu lehren und so unter Hinzufügung der entsprechenden Rhythmen und Tonweisen eure Jugend zu erziehen. Ist es so? Sehet wohl zu. Denn ich für meine Person behaupte mit Bestimmtheit, daß die sogenannten Uebel für die Ungerechten Güter und (nur) für die Gerechten Uebel und (ebenso) die (sogenannten) Güter (nur) für die Guten dies wirklich, für die Schlechten aber das Gegentheil sind. Sind wir nun, wie ich fragte, ihr und ich, hierin einverstanden oder nicht?

7. Kleinias: In einigen Stücken, scheint es mir wohl, in anderen aber auf keine Weise. — Der Athener: Ist nun vielleicht das der Punkt,

beide waren ihres Reichthums wegen berühmt, und der Name des Midas war sprüchwörtlich für einen reichen Mann überhaupt.

[1]) Dem Nordwinde Boreas wurde sein Wohnsitz in Thracien zugewiesen, und wegen der großen Gewalt, mit welcher er wehte, wurde er Symbol der größten Schnelligkeit.

worin ich euch nicht überzeuge, daß jemand, der bei Unsterblichkeit, Gesundheit, Reichthum, Herrschaft ohne Aufhören und — ich setze mit Rücksicht auf euch noch hinzu — auch ausgezeichnete Stärke und Tapferkeit besäße, und im Uebrigen von allen sogenannten Uebeln frei wäre, dabei aber nur Ungerechtigkeit und Zügellosigkeit in sich trüge — ich sage, daß jemand, der ein solches Leben führte, nicht etwa glücklich, sondern viel mehr handgreiflich elend sein würde? — Kleinias: Du vermuthest ganz richtig. — Der Athener: Gut denn! Was werden wir denn hiebei zunächst in Betracht zu ziehen haben? Scheint euch einer, der tapfer, stark, schön, reich ist und sein ganzes Leben hindurch Alles thun kann, was er begehrt, denn nicht etwa nothwendigerweise schmachvoll zu leben, wenn er dabei ungerecht und zügellos ist? Doch das werdet ihr mir wohl einräumen, daß ein solches Leben eine Schmach und Schande ist. — Kleinias: Gewiß. — Der Athener: Aber auch das, daß dies Leben für ihn selbst vom Uebel wäre? — Kleinias: Das nicht mehr in gleicher Weise. — Der Athener: Und gar daß er ein unlustiges und ihm selber gar nicht zuträgliches Leben führen würde? — Kleinias: Ja, wie könnten wir wohl das noch zugeben? — Der Athener: Wie ihr es könntet? Wenn ein Gott, ihr Freunde, so scheint es, uns einhellig macht, denn jetzt freilich sind wir ziemlich weit auseinander. Denn mir scheint dies nun einmal so nothwendig sich so zu verhalten, daß mir kaum so gewiß ist, Kreta sei eine Insel. Und wenn ich Gesetzgeber wäre, so würde ich die Dichter und alle Staatsangehörigen zu nöthigen suchen, daß sie eben so lehrten, und ich würde ziemlich die größte Strafe dem auferlegen, welcher im Lande die Behauptung ausspräche, daß es Menschen geben könne, die ein unsittliches und doch dabei angenehmes Leben führten, oder daß ein Anderes das Nützliche und Gewinnbringende und ein Anderes das der Gerechtigkeit mehr Entsprechende sei; und noch zu vielen anderen ganz von den, wie es scheint, jetzt bei den Kretern und Lakedämoniern und somit auch wohl bei anderen Leuten gangbaren Behauptungen abweichenden Urtheilen würde ich meine Mitbürger anleiten. Denn sagt mir doch um des Zeus und Apollo willen, ihr besten Männer, wenn wir diese beiden Götter selbst, die euch eure Gesetze gegeben haben, fragten, ob das gerechteste Leben auch das angenehmste sei, oder ob es zwei verschiedene Lebensweisen gebe, von denen die eine die angenehmste und die andere die gerechteste ist, und sie uns dann antworteten, das Letztere sei der Fall; so würden wir sie, wenn wir anders richtig verfahren wollten, doch wohl weiter fragen, welche von beiden (Menschenklassen) man als glücklicher bezeichnen müsse, die, welche das gerechteste, oder die, welche das angenehmste Leben führt? Und wenn sie uns dann erwiderten: die, welche das angenehmste, so wäre das eine seltsame Antwort. Doch ich will so etwas nicht von den Göttern gesagt haben, sondern vielmehr nur von unseren Vätern und Gesetzgebern, und meine vorhergehende Frage also vielmehr an einen von ihnen gestellt haben und annehmen, er habe mir geantwortet, daß wer das angenehmste Leben führt der Glückseligste sei. Dann würde ich fortfahren: Wünschtest du es nicht, Vater, daß ich so glücklich sein solle als möglich? Denn beständig ermahntest du mich ja dazu, und hörtest gar nicht auf, daß ich so gerecht als möglich leben solle. Und damit würde

denn, denke ich, der, welcher jene obige Behauptung aufgestellt hat, mag es nun ein Gesetzgeber oder sonst einer unserer Vorväter sein, ungereimt erscheinen und in Verlegenheit gerathen, wie er mit sich selber in Uebereinstimmung bleiben möge. Wenn er aber vielmehr erklärte, daß das gerechteste Leben das glückseligste sei, so würde, glaube ich, doch wohl jeder, der dies hörte, (weiter) forschen, worin denn das Gute und Schöne innerhalb des gerechten Lebens besteht, welches das Angenehme noch überbietet, und deshalb vom Gesetze anempfohlen wird. Und welches Gut kann dem Gerechten zu Theil werden, das gesondert von allem Genusse ist? Laß sehen! Ist Ruhm und Lob bei Göttern und Menschen zwar etwas Gutes und Schönes, aber nichts Angenehmes, und die Schande das Gegentheil? Nicht im Geringsten, lieber Gesetzgeber, werden wir antworten. Oder ist es unangenehm, niemandem Unrecht zu thun, und es von niemandem zu erleiden aber gut und löblich; das Entgegengesetzte aber angenehm, jedoch schimpflich und schlecht? — Kleinias. Wie sollte es?

8. Der Athener: Darum ist denn die Ansicht, welche Angenehmes und Gerechtes, Gutes und Schönes nicht trennt, wenn zu nichts Anderem, so doch dazu gut, um einen starken Beweggrund zu dem Entschlusse herzugeben, ein frommes und gerechtes Leben zu führen, so daß ein Gesetzgeber keinen tadelnswertheren und zweckwidrigeren Grundsatz aufstellen könnte als den, welcher die Nichtigkeit dieser Ansicht leugnet. Denn niemand wird sich leicht überreden lassen, irgend etwas zu thun, was nicht mehr Freude als Schmerz im Gefolge hat. Was man nun freilich erst von ferne sieht, erscheint besonders Kindern, aber auch wohl überhaupt allen in einem düstern Nebel, und da soll denn nun der Gesetzgeber dieses Dunkel vertreiben und uns im Gegentheil zu einem klaren Urtheil verhelfen und soll uns auf alle mögliche Art, durch Gewöhnung, Lobsprüche und Gründe davon überzeugen, daß das Gerechte und das Ungerechte als solche auf die Wirkung in die Ferne berechnete Malereien zu betrachten seien, wobei das Bild des Ungerechten dem des Gerechten gegenübergestellt ist, so daß, mit den Augen des selber Ungerechten und Lasterhaften angesehen, das Erstere angenehm, das Letztere aber im höchsten Grade widrig, mit denen des Gerechten dagegen von beiden in allen Stücken das Gegentheil erscheint. — Kleinias: Das ist klar. — Der Athener: Welchem von beiden Urtheilen werden wir nun aber die Wahrheit und die höhere Geltung zuschreiben, dem des schlechten oder dem des guten Charakters? — Kleinias: Nothwendig doch wohl dem des guten. — Der Athener: Nothwendigerweise muß also das ungerechte Leben nicht blos schmachvoller und schlechter, sondern in der That auch unangenehmer als das gerechte und fromme Leben sein. — Kleinias: So scheint es wenigstens nach der gegenwärtigen Auseinandersetzung, ihr Freunde. — Der Athener: Und gesetzt, es verhielte sich dies selbst nicht so, wie es diese soeben erwiesen hat, so dürfte doch ein Gesetzgeber, der nur irgend etwas taugt, sich auch wohl erkühnen, zur Beförderung der Tugend selbst eine Lüge gegen die Jünglinge auszusprechen, und er könnte dann schwerlich je eine ersinnen, welche nützlicher als diese wäre und mehr als sie zu bewirken vermöchte, daß (alle) nicht gezwungen, sondern freiwillig Alles, was recht ist, thun. — Kleinias: Schön ist die Wahrheit, Freund,

und unumstößlich, doch scheint es nicht leicht, von ihr sich zu überzeugen. — Der Athener: Das mag wohl sein. Und doch war es leicht, der Erzählung von jenem Sidonier, die doch so unwahrscheinlich klingt, und tausend anderen Glauben zu verschaffen. — Kleinias: Welche meinst du? — Der Athener: Daß einst aus ausgesäeten Zähnen bewaffnete Männer entsprossen seien. Das ist doch ein starker Beleg dafür, daß es einem Gesetzgeber schon gelingen werde, die Gemüther der jungen Leute von Allem, was er nur versucht, zu überzeugen. Daher soll er auch bei seinen Erfindungen keine andere Rücksicht nehmen als darauf, woran er glauben machen muß, um dadurch dem Staate am meisten zu nützen, und zu diesem Zweck muß er jedes nur mögliche Mittel ausfindig zu machen suchen, welches in irgend einer Art darauf hinwirkt, daß diese ganze Gemeinschaft der Bürger über den Gegenstand jener seiner Erfindungen ihr ganzes Leben hindurch stets dieselbe Sprache führe in Liedern, wie in Sagen und Reden. Wenn es aber euch irgendwie anders als so erscheint, so steht euch nichts im Wege, eure Einwände dagegen vorzubringen. — Kleinias: Nun, ich glaube nicht, daß einer von uns beiden hiegegen je etwas wird einwenden können. — Der Athener: So wird es also meine Aufgabe sein, das zunächst hieran sich Anschließende darzulegen. Ich behaupte nämlich, daß alle Chöre, von denen es drei Gattungen gibt, den noch jungen und zarten Gemüthern der Kinder sowohl alle sonstigen edlen Grundsätze, welche wir bereits durchgegangen haben und noch durchgehen werden, durch ihren Vortrag einsingen und gleichsam einzaubern sollen, als auch daß ihre Hauptlehre darin bestehen muß, daß wir mit der Behauptung, das angenehmste und tugendhafteste Leben sei nach dem Ausspruche der Götter dasselbe, nicht blos vollkommen die Wahrheit zu sagen, sondern auch von derselben diejenigen, welche zu überzeugen uns obliegt, viel besser überzeugen werden, als von jedem irgendwie abweichenden Ausspruch. — Kleinias: Ich muß dir beistimmen. — Der Athener: So werden wir denn am passendsten zuerst den aus Knaben bestehenden Musenchor auftreten lassen, um mit allem Eifer jene Lehren der ganzen Bürgerschaft vorzusingen, als zweiten aber einen Chor von Jünglingen unter 30 Jahren, welcher den Päan[1]) zum Zeugen für die Wahrheit des von ihm Vorgetragenen anrufen und ihn anflehen soll, daß er der Jugend gnädig sei und ihr den Glauben an dieselbe gewähre. Es müssen aber drittens auch noch die Männer über dreißig bis zu sechzig Jahren singen; die noch älteren aber — denn sie besitzen nicht mehr die Fähigkeit des Gesanges — mögen als übrig geblieben gelten, um dieselben Grundsätze in Form alter Sagen (wie) aus göttlicher Eingebung vorzutragen. — Kleinias: Was für Chöre, Freund, sollen denn jene dritten sein? Denn wir verstehen noch nicht genau genug, was du bei ihnen im Auge hast. — Der Athener: Gleichwohl sind es gerade diese, auf welche so ziemlich die meisten bisherigen Erörterungen hinzielen. — Kleinias: Das gibt uns noch nicht Licht genug. Versuche es also, es uns noch deutlicher zu machen.

9. Der Athener: Wir sagten, wenn ich mich recht erinnere, am

[1]) Apollo, welcher diesen Beinamen führte.

Anfange der vorliegenden Erörterungen, daß Alles, was jung ist, vermöge seiner feurigen Natur sich nicht ruhig zu verhalten im Stande sei, weder mit dem Körper, noch mit der Stimme, sondern stets regellos singe und springe; daß das Gefühl für die richtige Ordnung in beiderlei Bewegungen allen anderen Geschöpfen versagt und allein der menschlichen Natur zu Theil geworden sei; daß man ferner die Ordnung in den körperlichen Bewegungen Rhythmus, die der Verbindung des Hohen und Tiefen der Stimme aber Harmonie und die Vereinigung von beiden endlich Chorreigen nenne. Die Götter, sagten wir dann weiter, hätten sich unser erbarmt und uns zu Mittänzern und Reigenführern den Apollon und die Musen gegeben, und dazu führten wir dann, wenn ihr euch dessen noch erinnert, als Dritten noch den Dionysos an. — Kleinias: Gewiß erinnern wir uns dessen noch. — Der Athener: Von dem Chore der Musen und dem des Apollon ist nun bereits das Nöthige gesagt, wir müssen nun auch von dem dritten noch übrigen Chore, dem des Dionysos, sprechen. — Kleinias: Wie? Erkläre dich (genauer). Denn wenn man das so plötzlich hört, muß einem ein Chor des Dionysos, der aus bejahrten Leuten besteht, gar wunderlich vorkommen. Wie, es sollten also die Männer über dreißig, ja fünfzig Jahre und bis zum sechzigsten hin ihm Reigentänze aufführen? — Der Athener: Du hast ganz Recht, und so bedarf es denn allerdings einer genaueren Bestimmung darüber, wie ein solcher Chor dennoch vernunftgemäß sein kann. — Kleinias: Gewiß. — Der Athener: Gesteht mir denn noch zu, was ihr mir vorher eingeräumt habt? — Kleinias: Welches meinst du? — Der Athener: Daß alle, Alt und Jung, Freier und Sklave, Mann und Weib, einander und der ganze Staat dem ganzen Staate ohne Unterlaß die besprochenen Grundsätze gleichsam wie Zauberformeln in den verschiedenartigsten Variationen und mannigfaltigsten Formen einsingen müssen, so daß sie dieser Lieder nicht satt werden und sie mit steter Lust singen. — Kleinias: Wie sollte man dir nicht zugestehen, daß es so geschehen müsse? — Der Athener: Aber bei welcher Gelegenheit soll uns nun jener edelste Theil der Bürgerschaft, welcher durch sein Alter und zugleich durch seine Einsicht unter allen Staatsangehörigen das größte Vertrauen genießt, diese schönsten aller Lieder singen, um dadurch am meisten dem Staate Heil zu bringen? Oder sollen wir so thöricht sein, ihn dabei ganz außer Betracht zu lassen, der doch in den schönsten und ersprießlichsten Gesängen die allergrößte Wirksamkeit auszuüben im Stande ist? — Kleinias: Nein, das ist unmöglich zufolge des eben hervorgehobenen Gesichtspunktes. — Der Athener: Auf welche Weise dürfte dies also am schicklichsten anzustellen sein? Meint ihr nicht auch etwa auf folgende? — Kleinias: Nun? — Der Athener: Jeder, der älter wird, bekommt doch eine starke Scheu vor dem Singen, und es vergeht ihm immer mehr die Lust daran, und wenn er einmal nicht umhin kann, so wird er sich doch umsomehr dessen schämen, je älter und besonnener er wird; ist es nicht so? — Kleinias: Freilich. — Der Athener: Und gar erst recht würde dies der Fall sein, wenn er sich im Theater und vor aller Welt aufrecht hinstellen und singen sollte. Und wenn dann noch dazu solche Männer gezwungen würden, wie die um den Sieg kämpfenden Chöre, sich der vom Chor-

lehrer vorgeschriebenen Lebensweise zu unterwerfen und bei schmaler Kost mit hungrigem Magen zu singen, so würden sie gewiß vollends mit Unlust und Scham sich dazu verstehen und allen möglichen Widerwillen dagegen an den Tag legen. — Kleinias: Ja, so würde es ganz nothwendigerweise kommen. — Der Athener: Wie wollen wir sie denn aufmuntern und zum Singen geneigt machen? Wie wäre es, wenn wir ein Gesetz aufstellten, daß zunächst Knaben bis zu achtzehn Jahren den Wein ganz und gar nicht kosten sollen, indem wir sie lehren, daß sie nicht zu dem Feuer, welches bereits in ihrem Körper und ihrer Seele glüht, noch neues Feuer hinzuleiten dürfen, ehe sie noch an anstrengende Arbeiten zu gehen unternehmen? So würden wir denn die aufbrausende Art der Jugend mit der gehörigen Vorsicht berücksichtigt haben. Sodann dem Jünglinge bis zum dreißigsten Jahre hin würde der Genuß des Weines bereits erlaubt werden, jedoch mit Maßen und so, daß er sich einer häufigen Anwendung desselben und des Rausches durchaus zu enthalten hätte. Wenn der Mann jedoch so in die Vierzig tritt, mag er, nachdem er es bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten sich hat schmecken lassen, mit den anderen Göttern auch den Dionysos zu dem Feste und der Lust der Greise einladen, welche dieser Gott den Menschen zum Schutze gegen den mürrischen Ernst des Alters verlieh, indem er ihnen den Wein als Heilmittel gab, so daß wir (durch ihn) von neuem wieder jung werden und allen Unmuth vergessen, und die Härte unseres Charakters wie Eisen im Feuer erweicht und geschmeidig wird. Für's Erste also wird in einer solchen Stimmung nicht jeder bereitwilliger dazu werden und sich minder davor schämen, nicht vor vielen, aber wohl vor einer mäßigen Anzahl, und nicht vor Fremden, wohl aber vor Landsleuten zu singen und die wiederholt besprochenen Zauberformeln vorzutragen? — Kleinias: Gewiß. — Der Athener: Wenn wir also die Alten auf diese Weise dazu reizten, uns zu Gefallen an dem Gesange Theil zu nehmen, so würde hierin nichts Unschickliches liegen? — Kleinias: Keineswegs.

Aus diesem Grunde ist aber auch die richtige Anordnung der Trinkgelage der Alten für den Staat sehr wichtig. Die Alten müssen ein feines Gefühl für Rhythmus und Harmonie und genaue Kenntniß von beiden haben, um die innere Richtigkeit eines Gesangstückes beurtheilen zu können, damit sie auch wissen, was sich für Leute ihres Alters schickt, sodann auch dem entsprechend singen und so durch ihren Gesang theils sich selbst für den Augenblick einen unschuldigen Genuß bereiten, theils den jüngeren Leuten durch ihren Vorgang gesunden Geschmack an guten Sitten einzuflößen. Sie werden so die Auswahl des Schönsten treffen und junge Männer zur Tugend anlocken. Wenn aber die Alten im Trinkgelage wieder jugendlich glühen, so werden sie auch wieder weich und lassen sich ziehen. Das muß durch die Ordnung bei den Trinkgelagen geschehen. Kap. 10—13.

13. Der Athener: Und so mag denn nun die eine Hälfte des Chorreigens abgehandelt sein, die andere aber wollen wir, je nachdem es euch gefällt, durchnehmen oder liegen lassen. — Kleinias: Welche meinst du denn und wie unterscheidest du beide? — Der Athener: Das Ganze des Chorreigens bezog sich auf das Ganze der Erziehung, und von ihm nun wieder ein Theil auf die Stimme, nämlich Rhythmus und Harmonie.

— Kleinias: Ja. — Der Athener: Der andere Theil aber, welcher sich auf die Bewegung des Körpers bezieht, hat zwar mit der Bewegung der Stimme den Rhythmus gemein, aber die Körperwendung als eigen für sich gerade so wie dort die Bewegung der Stimme die Tonweise. — Kleinias: Sehr wahr. — Der Athener: Die Wirkung der Stimme nun bis in die Seele hinein, welche dieselbe zur Tugend bildet, haben wir, ich weiß nicht mit welchem Recht, musische Kunst genannt. — Kleinias: Sicherlich mit Recht. — Der Athener: Was dagegen die Bewegung des Körpers betrifft, die, als bloßes Spiel ausgeübt, Tanz heißt, so haben wir, wenn sie dahin geübt wird, daß sie dem Körper Tüchtigkeit verleiht, der kunstmäßigen Anleitung desselben zu ihr den Namen Turnkunst zu geben. — Kleinias: Sehr richtig. — Der Athener: Ueber die musische Kunst, welche wir eben bereits als die eine schon abgehandelte und durchgenommene Hälfte des Chorreigens bezeichneten; mag denn also das Bisherige genügen. Wollen wir nun auch die andere Hälfte besprechen, oder wie wollen wir es machen? — Kleinias: Mein Bester, da du mit den Kretern und Lakedämoniern in Unterredung bist und wir die musische Kunst durchgegangen, die Turnkunst aber übrig gelassen haben, was meinst du wohl, was dir der eine wie der andere von uns auf eine solche Frage antworten wird? — Der Athener: Ich meine, du hast bereits deutlich genug auf sie geantwortet, indem du mir diese Frage stellst, und verstehe, daß sie nicht blos, wie gesagt, eine Antwort, sondern auch noch eine Aufforderung an mich ist, die Turnkunst abzuhandeln. — Kleinias: Du hast es ganz richtig begriffen, und so handle denn auch darnach. — Der Athener: Es soll geschehen, und es wird auch gar nicht schwierig sein, etwas euch (so) Geläufiges zu besprechen. Denn ihr habt bei weitem mehr Erfahrung in dieser Kunst als in jener. — Kleinias: Darin hast du wohl nicht Unrecht. — Der Athener: Es liegt also der Ursprung auch dieser Lustbarkeit wiederum in der naturgemäßen Gewohnheit jedes lebenden Wesens zu springen. Der Mensch aber, der, wie gesagt, das Gefühl für den Rhythmus empfangen hat, zeugte und gebar den Tanz, und da der Rhythmus an die Tonweise mahnte und sie neu erweckte, so erzeugten beide in Gemeinschaft mit einander den Chorreigen und die Lustbarkeit. — Kleinias: Sehr richtig. — Der Athener: Und den einen Theil hievon, wie gesagt, haben wir bereits durchgegangen, den andern aber wollen wir im Verlaufe unserer Unterredung durchzugehen versuchen. — Kleinias: Ja wohl. — Der Athener: Zuvörderst jedoch wollen wir auf unsere Erörterung über die Trunkenheit den Schlußstein setzen, wenn es auch euch recht ist. — Kleinias: Was meinst du damit? — Der Athener: Wenn ein Staat den eben besprochenen Brauch (der Trinkgelage) als eine ernsthafte Sache behandeln, Gesetze und Ordnungen über ihn aufstellen und ihn so zur Uebung in der Besonnenheit und Mäßigung anwenden, wenn er auf die gleiche Weise und nach denselben Grundsätzen auch die übrigen Genüsse nicht von sich ausschließen, sondern veranstalten wird, damit seine Angehörigen über sie herrschen lernen: so mag er unter solchen Bedingungen immerhin sich alle erlauben. Wenn er sie aber als bloße Ergötzlichkeit behandelt und jedem, der Lust hat und wann und mit wem er Lust hat, und nach irgend welcher andern Anordnung

zu zechen erlaubt, so möchte ich meine Stimme nicht dahin abgeben, daß hier alle oder einzelne sich berauschen dürfen. Vielmehr werde ich sogar dem Gesetze der Karthager noch vor dem Brauche der Kreter und Lakedämonier den Vorzug zuerkennen, daß nämlich keiner im Felde je Wein kosten, sondern die ganze Zeit hindurch an das Wasser sich halten solle, und daß ebenso auch in der Stadt Sklavinnen und Sklaven, auch die Obrigkeiten während des Jahres, in welchem sie als solche in Thätigkeit sind, desgleichen auch Steuermänner und Richter während ihrer Amtsthätigkeit schlechterdings keinen Wein zu sich nehmen dürfen, ferner keiner, der über irgend eine Sache von Wichtigkeit, an irgend einer berathenden Versammlung theilnehmen soll, ja überhaupt bei Tage niemand, weder Mann noch Weib, es sei denn zur Stärkung zu körperlichen Uebungen oder in Krankheiten, und auch bei Nacht dann nicht, wenn sie den Zeugungsakt vornehmen wollen. Und noch gar viele andere Fälle könnte man aufführen, in welchen die, welche der Vernunft und dem richtigen Gesetze folgen, keinen Wein trinken werden, so daß zufolge dieser Auseinandersetzung auch vieler Weinberge kein einziger Staat bedürfen wird, sondern so gut wie für die übrigen Landeserzeugnisse und die ganze Nahrung ein festes Maß bestimmt sein muß, so würde hiernach dem Weine wohl so ziemlich das beschränkteste und geringste gesetzt werden. Dies, Freunde, mag, wenn ihr beistimmt, den Schlußstein unserer Erörterungen über den Wein bilden. — Kleinias: Du hast vortrefflich und ganz nach unserm Sinne gesprochen.

Mit dem dritten Buche beginnt der zweite Abschnitt des ersten Haupttheils. Es werden die verschiedenen Staatsformen in ihrer geschichtlichen Entwickelung betrachtet, um die Frage zu beantworten, welche von den Staatsformen am besten die Eintracht zwischen Regierenden und Regierten erhält. Es kommen da zur Besprechung in geschichtlicher Folge der Naturstaat oder die patriarchalische Monarchie, dann in Folge des Ackerbaues die patriarchalische Aristokratie, ferner wie durch Anlegung von Städten, durch Verkehr und Schifffahrt die Keime aller möglichen Staaten gelegt werden, der trojanische Krieg und seine Folgen, der dorisch-peloponnesische Staatenbund, die Ausartung des Königthums in Argos und Messene in eine Tyrannei und der Verfall dieser Staaten, das Entstehen einer gemäßigten Monarchie in Sparta, Athen und Persien als die Gegensätze zwischen Demokratie und Monarchie und deren Geschichte.

Es folgt nun vom vierten bis zwölften Buche der zweite Haupttheil der ganzen Schrift, der Entwurf einer Mustergesetzgebung, und zwar werden zuerst die äußeren geographischen, ethnographischen und politischen Bedingungen zur Entstehung einer guten Staatsordnung gezeigt, dann werden die Principien der Mustergesetzgebung als Ergebnisse aus dem ersten Haupttheile angewandt. Die Regierung soll eine zwischen Monarchie und Demokratie vermittelnde, der Staat aber seinem idealen Gehalte nach eine Theokratie sein, indem die Herrscher das Beispiel der Weltregierung des Kronos im goldenen Zeitalter nachahmen, dem Göttlichen im Menschen, der Vernunft und einer auf sie gegründeten Gesetzgebung folgen und nicht das, was ihnen als den Stärkern Vortheil bringt, sondern die allgemeinen Zwecke des Staates oder das allgemeine Beste im Auge haben und die besten Diener des Gesetzes und die weisesten und tugendhaftesten Bürger sind. Darum müssen die Bürger über ihr richtiges Verhalten zu den Göttern und zu allen Menschen

aufgeklärt werden. Nächst den Göttern sind die Eltern und Voreltern das höchste Gut.

IV. 8. Nächst diesen Göttern aber wird ein Verständiger auch den Dämonen und nach ihnen den Herren ihre Ehre erweisen, und darauf folge dann die Privatverehrung bei den Bildern der ererbten Geschlechtsgottheiten nach den Vorschriften des Gesetzes, sodann aber die Verehrung der Eltern, wenn sie noch am Leben sind, denen es heilige Pflicht ist, die ersten und größten und die ältesten aller Schulden abzutragen und dafür zu halten, daß Alles, was man hat und besitzt, denen angehöre, die uns erzeugt und aufgezogen haben, und daß man es nach allen Kräften zu ihrem Dienste bereit halten müsse, zuerst das Vermögen, dann die Kräfte des Körpers und zum dritten die der Seele, und daß man so das alte Darlehen von Sorge und Schmerz, welche sie einst im Uebermaße in unserer Jugend für uns aufgewandt, ihnen wiedererstatte und in ihrem hohen Alter, wo sie dessen so sehr bedürfen, hiezu verpflichtet sei. Während seines ganzen Lebens ferner muß man sich einer steten besondern Ehrerbietung im Reden gegen seine Eltern befleißigen; denn so leicht und rasch ein (unehrerbietiges) Wort auch herausgestoßen ist, so trifft dasselbe dennoch die schwerste Strafe, indem die Nemesis (Ahndung), die Botin der Dike (Gerechtigkeit), als Aufseherin über alle solche Vergehungen bestellt ist. Wenn also Eltern zornig werden und ihren Zorn, sei es in Worten oder Werken, auslassen, so muß man es ihnen zu Gute halten und bedenken, daß naturgemäß vor Allem ein Vater, der von seinem Sohne beleidigt zu sein glaubt, auf das Aeußerste erbittert werden muß. Sind aber die Eltern gestorben, so ist ein bescheidenes Grabdenkmal das beste, indem man das Maß derer nicht überschreitet, aber auch nicht hinter demselben zurückbleibt, wie sie unsere Vorväter ihren Erzeugern zu errichten pflegten: und ebenso darf man auch die jährlichen Gedächtnißfeste zu Ehren derer, die schon vollendet haben, nicht verabsäumen und muß vielmehr dadurch vorzugsweise, daß man überhaupt nichts unterläßt, ihr Andenken immerfort zu erneuern, ihnen seine Ehrfurcht bezeugen, indem man zu diesem Zwecke einen mäßigen Aufwand aus den uns verliehenen Glücksgütern für die Dahingegangenen nicht scheut. Wenn wir dies thun und diesen Grundsätzen nachleben, so wird jeder von uns stets von den Göttern und allen jenen über unsere Natur erhabenen Wesen würdigen Lohn davontragen und die größte Zeit seines Lebens in schönen Hoffnungen zubringen. Was man aber gegen Kinder, Verwandte, Freunde, Mitbürger und in der (von den Göttern anbefohlenen) Bewirthung und Pflege von Fremden zu leisten und wie man mit ihnen allen zu verkehren hat, um dadurch nach der Anleitung des Gesetzes sein Leben zu erheitern und zu verschönern, das Alles haben die Gesetze ausführlich darzulegen und müssen dazu zu überreden suchen; für diejenigen Charaktere aber, welche dieser Ueberredung nicht nachgeben, Zwang und Strafe auf dem Wege Rechtens bereit halten; und so werden sie unter dem Beirathe der Götter unserem Staate Glück und Heil verschaffen.

Es kommen dann eine Reihe Bestimmungen, welche sich auch auf die Ehe beziehen, die einer mit dem 30.—35. Jahre eingehen soll, sonst soll er an Geld und

bürgerlicher Ehre gestraft werden. Dann werden im fünften Buche die Pflichten gegen die übrigen Güter und zwar zuerst die Pflichten jedes Einzelnen gegen sich selbst, gegen seine Seele als sein höchstes Gut nach den Göttern und den Eltern und gegen deren Tugenden, die er erwerben soll, gegen die Güter des Leibes, gegen die äußere Habe, verhandelt, nach denen das richtige Verhalten gegen andere Menschen besprochen wird. Dabei werden die besten Bürger besprochen, welche rein aus sittlichen Beweggründen recht handeln gegen andere Menschen und die Wahrhaftigkeit üben. Aber die höchste Ehre im Staate verdient erst, wer nicht nur die eigene Tugend, sondern auch die fremde fördert, Verbrechen ans Licht zieht, aber auch im Wettstreit fremdes Verdienst neidlos anerkennt und zugleich mild gegen die noch heilbaren, aber unerbittlich streng gegen die unheilbaren Verbrecher sich zeigt. Ein solcher meidet die übermäßige Selbstliebe als die eigentliche Quelle der Sünde, meidet das Uebermaß von Freude und Trauer. So ist das tugendhafte Leben auch das glücklichste.

Es folgen dann die allgemeinen Verfassungsgrundlagen und zwar zuerst die Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens. Um eine gute Verfassung und Gesetzgebung erfolgreich einzuführen, muß der Staat erst von allen schlechten Bürgern gereinigt werden, aber auch eine bestimmte Größe des Landes und der Bürgerzahl ist nöthig, die heiligen Bezirke müssen ausgesondert werden, dann erst erfolgt die Regelung der Eigenthumsverhältnisse der Bürger nach dem Grundsatz: „Einheit, Gleichheit, Gemeinschaft alles Besitzes, kein Privat-, sondern nur ein gemeinsames oder Staatseigenthum, damit die Bürger sich so viel als möglich einigen. In dem besten Staate ist völlige Güter- und Weibergemeinschaft, sie ist aber bei der Schwäche der menschlichen Natur nicht ausführbar. Darum muß wenigstens der gesammte Grund und Boden in eine mit der Zahl der Bürger gleiche Anzahl völlig gleicher, unveräußerlicher und untheilbarer Ackerloose getheilt werden, so daß danach auch immer die gleiche Anzahl von Bürgern erhalten werden muß. In Betreff des beweglichen Vermögens ist nicht eine solche Gleichheit erreichbar, aber es muß doch einer allzugroßen Ungleichheit gewehrt werden durch das Verbot, Handel und Gewerbe zu treiben, Gold und Silber zu besitzen, Mitgift zu geben, auf Zinsen zu leihen und durch Festsetzung eines Maßes, welches die bewegliche Habe nicht überschreiten darf. Alles das ist nöthig, weil ohne ein gewisses Mittelmaß des Besitzes der Bürger keine rechte Stellung zu den Lebensgütern, besonders zur Tugend nehmen kann. Es wird dann die Lage der Stadt, die Eintheilung des Landes und der Bürgerschaft, ferner die Einrichtung der Münzen, Maße und Gewichte besprochen, wobei auf den pädagogischen Werth einer im rechten Geiste betriebenen Mathematik und den Einfluß der Beschaffenheit des Landes auf die Sinnesweise seiner Bewohner hingewiesen wird.

Im sechsten Buche werden dann die eigentlich politischen Verfassungsgrundlagen verhandelt und besonders die obrigkeitlichen Aemter und deren Besetzungsart bestimmt. Die zu Wählenden sind zu prüfen, die Wahlart, der Amtskreis und die Amtsdauer werden besprochen. Es folgt dann die Besprechung über die einzelnen Beamten: die Militärbehörden, den Rath, die Cultusbeamten, die Polizeibeamten in ihren verschiedenen Arten als Stadtaufseher, Marktaufseher und Landaufseher mit ihrer Polizeimannschaft. Dann folgen die Erziehungsbeamten, „denn das ist in dem Staate zu allgemeiner Ueberzeugung zu bringen, daß wer nicht gehorchen gelernt hat, auch nicht löblich zu herrschen im Stande sein wird."

VI. 11. Demnächst geziemt es sich nun auch, für die musischen Künste und das Turnen Vorsteher einzusetzen, und zwar für jedes von beiden von zweierlei Art, für die Unterweisung in diesen Künsten und für den Wettkampf. Die von der ersteren Art nämlich sollen nach der Absicht des Gesetzes zugleich für die zweckmäßige Einrichtung der Turnplätze und Musikschulen und für Unterricht, sowie für fleißigen Besuch (dieser Schulen) und gute Zucht (in denselben) bei Knaben und Mädchen Sorge tragen; unter der letzteren Art aber sind die Kampfordner für die Wettkämpfer in gymnastischen und musischen Spielen verstanden, und auch ihrer sollen wieder (wie schon gesagt) zweierlei sein, nämlich für die Wettkämpfe in musischen Künsten und für die gymnastischer Art. Bei den Kämpfen der Menschen untereinander (Leib gegen Leib) und bei denen mit Pferd und Wagen nun können ferner (die Kampfordner) dieselben bleiben, in den musischen Wettkämpfen aber wird es sich so gehören, daß es andere für den Einzelgesang und sonstigen mimischen Vortrag, z. B. von Rhapsoden, Sängern zur Cither, Flötenspielern und allen anderen der Art, und andere für den Tanz und Gesang der Chöre sind. Zunächst nun dürfte es nöthig sein, diese Vorsteher für das Wettspiel der Chöre von Knaben sowohl wie von Männern und von Mädchen im Tanze und jeder sonstigen musischen Thätigkeit zu wählen, und zwar wird hiezu ein einziger ausreichend sein, nicht unter vierzig Jahren alt, und ebenso auch für den Einzelgesang ein einziger, nicht unter dreißig, um die Kämpfenden einzuführen und die gebührende Entscheidung über sie zu veranlassen. Den Vorsteher und Anordner der Chöre nun soll man etwa in folgender Weise wählen. Alle Liebhaber von dieser Art Kunst sollen zu einer Versammlung zusammentreten und ihr Nichterscheinen in derselben einer Strafe unterworfen sein, über welche die Gesetzesverweser näher entscheiden; für alle anderen dagegen soll, wenn sie (sich bei dieser Versammlung nicht betheiligen) wollen, auch keine Verbindlichkeit hiezu vorhanden sein. Zur Wahl dürfen sodann keine andere als Kunstverständige vorgeschlagen werden, und bei der Prüfung soll einzig das der Grund zur Gültigerklärung oder Verwerfung derselben sein, ob der, auf welchen das Loos gefallen, der Kunst kundig oder unkundig sei. Aus den zehn nämlich, welche bei der Abstimmung durch Aufheben der Hände die meisten Stimmen gehabt haben, soll einer durch das Loos gewählt werden, und dieser soll nach abgelegter Prüfung ein Jahr lang den Chören nach der Vorschrift des Gesetzes vorstehen. Auf gleiche Art und Weise soll auch der, welchen das Loos für dies Jahr zum Vorsitzenden über die Wettkämpfe im Einzelgesang, Flötenspiel (u. s. w.) gemacht hat, dies Amt verwalten, indem er die Entscheidung den Richtern überträgt. Hierauf ist es nothwendig, für die Wettkämpfe in Leibesübungen von Menschen und Pferden Kampfordner aus der dritten und auch aus der zweiten Schätzungsklasse zu wählen, und dabei soll den drei ersten Klassen die Verpflichtung obliegen, an dieser Wahl Theil zu nehmen, wogegen die unterste ungestraft ausbleiben darf. Als endgültig erwählt aber sollen diejenigen drei gelten, für welche sich unter den zwanzig, die bei der Wahl durch Aufheben der Hände die meisten Stimmen bekommen haben, das Loos entschieden und welche sodann auch das Urtheil der Prüfungs-

behörde bestätigt hat. Sollte aber jemand, der durch Loos oder Wahl zu einem Amte ernannt ist, bei der Prüfung verworfen werden, so soll man in gleicher Form einen andern an seiner Statt wählen und mit ihm wieder die gleiche Prüfung anstellen. — So bleibt uns denn von den vorerwähnten Stellen noch eine übrig, nämlich die des Vorstehers über das gesammte Erziehungswesen der Knaben und Mädchen. Das Gesetz soll nun auch hiezu nur einen verordnen, und zwar einen Mann nicht unter fünfzig Jahren; der ein Vater von ehelich erzeugten Kindern am liebsten beiderlei, wo nicht, so doch eines Geschlechts ist. Wähler und Gewählte aber müssen bedenken, daß dies Amt unter den höchsten Staatsämtern bei weitem das wichtigste ist. Denn es kommt ja bei allem, was wächst, vor allem darauf an, daß der erste Keim sich glücklich entwickele, um es zur Vollendung in seiner Art zu führen, und zwar nicht blos bei Pflanzen und zahmen und wilden Thieren, sondern auch bei den Menschen. Denn der Mensch, den wir unter die zahmen Wesen zählen, pflegt doch nur dann, wenn eine glückliche Natur durch gute Erziehung bei ihm ausgebildet ist, das gezähmteste und gottähnlichste zu werden, wenn er dagegen nicht hinreichend oder nicht gut erzogen ist, gerade das wildeste von allen, welche die Erde hervorbringt. Deshalb darf der Gesetzgeber das Erziehungswesen nie irgend etwas anderem nachstellen oder es zur Nebensache werden lassen, vielmehr um recht für dasselbe zu sorgen, muß es gerade sein Erstes sein, darauf hinzuarbeiten, daß unter allen Staatsangehörigen gerade der in allen Stücken Tüchtigste (zu diesem Amte) gewählt werde, und er muß dann, nachdem er für dessen Einsetzung nach Kräften gewirkt hat, ihn zum Aufseher bestellen. Daher sollen alle Behörden außer dem Rathe und seinen Prytanen[1]) im Tempel des Apollon zusammentreten und daselbst in geheimer Abstimmung unter den Gesetzesverwesern denjenigen auswählen, welchen jeder für den Geeignetsten dazu hält, dem Unterrichtswesen vorzustehen, und wer dabei die meisten Stimmen erhalten hat, soll von den Behörden, die ihn gewählt haben, mit Ausnahme der Gesetzesverweser, auch geprüft werden und sodann fünf Jahre sein Amt führen. Im sechsten Jahre aber soll ein anderer auf eben dieselbe Weise zu diesem Amte neugewählt werden.

Es folgen dann die Bestimmungen über die Gerichtshöfe und über die gesetzgebende Gewalt im Staate, doch wird manches der Regelung der folgenden Specialgesetzgebung vorbehalten. Diese Specialgesetzgebung im engeren Sinne, welche die sämmtlichen folgenden Bücher vom siebenten bis zwölften Buche umfaßt, regelt zunächst das gesellschaftliche Leben, Buch VI, 15 — VIII, Schluß: sie knüpft dazu an die Eintheilung der Bürger in 12 Phylen (Stämme) an, welche mit der Festfeier der Götter verknüpft wird. Die Götterfeste haben eine politisch sociale Bedeutung zumal für die Schließung der Ehen. Es folgt dann die Gesetzgebung über die Ehe, den Haushalt und die Kinderzeugung. Es wird dadurch das zur Heirath verpflichtende Alter, die Strafe für die Ehelosigkeit festgesetzt, die Aussteuer

[1]) Der athenische Rath der Fünfhundert zerfiel in 12 Abtheilungen, deren jede einen Monat lang die eigentlichen Geschäfte und in den Sitzungen den Vorsitz führte. Die Mitglieder der jedesmal die Geschäfte führenden Abtheilung hießen Prytanen.

bestimmt und untersucht, wem das Recht zur Verlobung einer Jungfrau zustehe. Es folgt dann die Bestimmung der Hochzeitsceremonien mit den Gesetzen gegen den Luxus bei Hochzeitsschmäusen. An diese letzten Gesetze schließen sich dann naturgemäß die Vorschriften, daß die Neuvermählten sich beim Hochzeitsschmause nicht dem Rausche ergeben dürfen, und daß überhaupt kein Berauschter an das Geschäft der Kinderzeugung gehen solle. Der neuvermählte Sohn soll einen von seines Vaters Haushalte getrennten Haushalt führen. Die Gesetze über den Haushalt erstrecken sich auf die Behandlung der Sklaven, auf die Anordnung der Wohnungen, auch über die baulichen Einrichtungen der Stadt, auf die Anordnungen der gemeinschaftlichen Mahlzeiten, auf die öffentliche Beaufsichtigung der Ehen zum Zweck der Kinderzeugung, auf die Maßregeln wider Unzucht und Ehebruch und auf allerlei Bestimmungen über Register der Jahre, der Geborenen und Gestorbenen, über das heiraths- und kriegspflichtige und zur Bekleidung öffentlicher Aemter erforderliche Alter für beide Geschlechter. Die Zeit zur Ehe soll für das weibliche Geschlecht auf das 16. bis spätestens 20. Jahr, für das männliche aber auf das 30. bis 35. Jahr bestimmt sein.

Das siebente Buch enthält die Regelung der Erziehung. Die hierher gehörigen Anordnungen können aber, wie vorher bemerkt wird, nicht zu förmlichen geschriebenen Gesetzen erhoben werden, sondern können nur Vermahnungen bilden, welche auf die Sitte hinarbeiten. Die schwangeren Frauen sollen fleißig spazieren gehen, die kleinen Kinder sollen sich viel im Freien bewegen, denn Bewegung ist das Grundelement der ersten Erziehung für Leib und Seele: Verzärtelung macht die Gemüther der Kinder unzufrieden, jähzornig und empfindlich über Kleinigkeiten, eine harte und strenge Behandlung aber erzeugt niedrigen und sklavischen Sinn, darum müssen schon die Kinder in der ersten Periode vom 1.—3. Jahre richtig behandelt werden.

VII. 4. Der Athener: Für ein dreijähriges, auch vier-, fünf- und noch sechsjähriges Kindergemüth sodann bedarf es der Spiele, und dies ist zugleich das Alter, in welchem man aufhören muß, die Kinder zart zu behandeln, sondern sie vielmehr züchtigen muß, nur aber nicht auf schimpfliche Weise, sondern man muß weder seinen Uebermuth bei ihrer Bestrafung auslassen und so den Zorn der Bestraften erregen, noch auch sie stets straflos lassen und dadurch verwöhnen. Gewisse Spiele sind den Kindern von diesem Alter so natürlich, daß sie dieselben, sobald sie nur zusammengelassen werden, sich selber erfinden, und daher bedarf es nur dessen, daß man sie alle vom dritten bis zum sechsten Jahre, soweit sie aus derselben Kome (Dorf, Flecken, Quartier einer Stadt) sind, regelmäßig an demselben Orte, und zwar bei den Heiligthümern ihrer Kome zusammenkommen lasse. Nur aber sollen dabei die Wärterinnen die Aufsicht darüber führen, daß sie nicht, wie es von Kindern dieses Alters zu fürchten steht, sich allzu muthwillig, sondern vielmehr artig betragen. Die Oberaufsicht über die Wärterinnen selbst aber und die gesammte Kinderschaar soll für jede Phyle je einer von zwölf Frauen übertragen werden auf ein Jahr, welche von den Aufseherinnen der Eheleute je eine aus jeder Phyle, und zwar von gleichem Alter mit ihnen, zu erwählen sind, während die vorerwähnten Wärterinnen selber von den Gesetzverwesern ernannt werden sollen. Jede zu dieser Oberaufsicht Bestellte hat ihr Amt dadurch zu verwalten, daß sie täglich die (betreffen-

den) Heiligthümer besucht und jeden, der sich ungeziemend beträgt, bestraft und zwar so, daß sie diese Strafe gegen Sohn oder Tochter eines Sklaven oder Fremden selbst durch öffentliche Sklaven vollziehen läßt, das Kind eines Bürgers aber, wenn hinsichtlich der verdienten Strafe desselben sich Zweifel und Widerspruch erheben könnte, vor die Stadtaufseher zur gerichtlichen Entscheidung führt, wo dagegen die Sache unzweifelhaft steht, gleichfalls die Strafe selber zur Ausführung bringt. — Nach erreichtem sechsten Jahre sodann trenne man bereits die beiden Geschlechter und lasse Knaben mit Knaben und Mädchen mit Mädchen Umgang haben und halte von jetzt ab beide Theile zum Lernen an. Und zwar schicke man die Knaben zu den Lehrern im Reiten, Bogen-, Speer- und Schleuderschießen, aber, wenn sie irgend sich dazu anlassen, auch die Mädchen, wenigstens bis zur theoretischen Erlernung und zwar vornehmlich des Gebrauches der Waffen. Und zwar wird dabei ein jetzt in Bezug hierauf herrschender Uebelstand fast von jedem übersehen. — Kleinias: Und der wäre?

5. Der Athener: Daß rechts und links in Anbetracht der Hände zum Behufe einer jeden Thätigkeit von Natur an uns verschieden sein soll, während doch in Betreff der Füße und überhaupt der unteren Glieder kein gleicher Unterschied hervortritt, sondern beide sich zu jeder Anstrengung gleich stark erweisen. Aber an den Händen sind wir alle durch den Unverstand unserer Mütter und Wärterinnen gleichsam hinkend geworden, und während von Natur diese beiden Glieder so ziemlich von gleicher Stärke sind, haben wir selbst, indem wir in Folge der herrschenden Gewohnheiten sie nicht richtig gebrauchen lernten, sie verschieden gemacht. Bei vielen Dingen, z. B. ob man die Lyra in der linken Hand hält und das Plektron [1]) sodann mit der rechten gebraucht (oder umgekehrt), macht dies freilich nicht viel aus, aber solche Beispiele auch als Muster für andere Fälle in ganz ungehöriger Weise anwenden zu wollen, das ist so gut wie Unverstand. Das lehren uns die Skythen, bei denen es nicht Sitte ist, blos mit der Linken den Bogen von sich wegzuhalten und mit der Rechten den Pfeil abzudrücken, sondern das eine wie das andere eben so gut mit jeder von beiden Händen zu thun. Und noch gar viele ähnliche Beispiele in Betreff des Haltens der Zügel und anderer Dinge lassen sich anführen, aus denen man abnehmen kann, daß der Natur Gewalt angethan wird, wenn man die Linke schwächer als die Rechte macht. Bei hörnernen Plektren und ähnlichen Instrumenten nun, wie gesagt, hat dies nicht viel zu bedeuten, aber im Kriege, wo man eiserne Werkzeuge zu gebrauchen hat und überhaupt bei der Handhabung von Bogen und Wurfspieß und allem, was dahin gehört, ist es von großem Belange, und zumal wenn man Waffen gegen Waffen führen soll. Da ist ein großer Unterschied, ob man es gelernt hat (beide Hände zu gebrauchen), oder ob man es nicht gelernt hat, und zwischen dem, der (darin) geübt worden, und dem, der (darin) ungeübt ist. Denn gleichwie ein im Pankration [2]) oder im Faustkampf oder

[1]) Plektron, der Stab, mit welchem die Lyra geschlagen wird.

[2]) Das Pankration, der Allkampf, war eine Zusammensetzung aus Ringen und Faustkampf.

Ringen vollständig Geübter nicht unvermögend ist, (auch) links zu kämpfen und nicht hinkt, oder fehlerhaft die Glieder nachschleppt, falls einer von dieser Seite ihn angreift und ihn dadurch zwingt, in sie seine Kraft zu legen, ebenso, meine ich, muß man auch im Kampfe mit Waffen es für das Richtige erklären, daß der mit zwei Gliedern, mit denen er sich sowohl vertheidigen, als auch andere angreifen kann, versehene Mensch nach besten Kräften keins von beiden schlaff und ungeschickt lasse, und ähnlich hat man auch hinsichtlich aller anderen Verrichtungen zu urtheilen. Ja, wenn einer mit einer Ausstattung wie Geryones[1]) oder Briareos[2]) von der Natur versehen wäre, so müßte er mit seinen hundert Händen hundert Geschosse entsenden lernen. Auf diesen Punkt müssen daher die weiblichen und männlichen Obrigkeiten ihre Aufmerksamkeit richten, jene, indem sie bei der ersten Auferziehung und den Spielen der Kinder, diese, indem sie beim Unterricht darauf sehen, daß alle Knaben und Mädchen ihre Hände und Füße (gleichmäßig) gebrauchen lernen und, so weit es möglich ist, nicht durch Gewohnheiten Schaden nehmen an den Fähigkeiten ihrer Natur.

6. Man darf nun wohl behaupten, daß alle Unterrichtsgegenstände sich in zwei Klassen vertheilen lassen, indem alle die, welche es mit dem Körper zu thun haben, der Gymnastik, und alle die, welche mit der Vervollkommnung der Seele, der musischen Kunst zuzurechnen sind. Von der Gymnastik gibt es wiederum zwei Theile, den Tanz und das Ringen. Der Tanz hat wiederum zwei Arten, die eine, welche die Worte der Muse nachahmt und dabei Würde und die einem freien Manne geziemende Haltung bewahrt, und die andere, welche das Wohlverhalten oder mit anderen Worten die Behendigkeit und Schönheit aller Glieder und Theile des Körpers an sich zum Zwecke hat und demgemäß einem jeden von ihnen die angemessene Biegung und Dehnung beibringt, so daß eine rhythmische Bewegung sich richtig durch den ganzen Tanz vertheilt und denselben begleitet. Was sodann das Ringen anlangt, so ist das, was aus unnützem Ehrgeiz Antaeos[3]) und Kerkyon[4]) in ihren Künsten, oder im Faustkampf Epeios[5]) und Amykos[6]) eingeführt haben, im gemeinsamen

---

[1]) Geryones, ein Riese und König von Erytheia in Spanien, bestand aus drei Leibern. Eine der zwölf Arbeiten des Herkules war es, dessen Rinder zu stehlen.

[2]) Briareos, ein Sohn des Uranus und der Gäa, besaß 100 Hände und 50 Köpfe.

[3]) Antaeos, ein Sohn des Poseidon und der Gäa, König von Libyen, zwang alle Fremden, mit ihm zu ringen und tödtete die Besiegten. Er schien unbezwinglich, weil er, zur Erde geworfen, gerade von dieser, seiner Mutter, neue Kräfte empfing. Herkules erwürgte ihn in der Luft mit den Händen.

[4]) Kerkyon trieb auf dem Isthmus von Korinth sein Wesen, zwang die Vorüberziehenden mit ihm zu ringen, wurde aber endlich von Theseus getödtet.

[5]) Epeios, der Sohn des Phokers Panopeus, trug bei den Leichenspielen des Patroklos (Homer Il. XXIII, 653 ff.) den Sieg im Faustkampfe davon. Siehe oben Seite 170.

[6]) Amykos, der Sohn des Poseidon und der Nymphe Melia, war ein so gewaltiger Faustkämpfer, daß er selbst die Argonauten herausforderte. Er wurde

Kriege unbrauchbar und daher einer so ehrenvollen Erwähnung unwerth.[1] Die Anstrengungen im aufrechten Ringen dagegen, jene Herauswindung des Halses, der Arme und Seiten, welche mit einem geziemenden Ehrgeiz und einer geziemenden Anstrengung im Interesse der Stärke und Gesundheit des Kriegers unternommen werden, diese zu allem nützlichen Stücke darf man nicht liegen lassen, sondern, sobald wir auf diesen Punkt in den Gesetzen kommen, den Schülern und denen, die sie unterrichten sollen, gebieten: diesen, daß sie alle diese Dinge mit Eifer mittheilen, jenen, daß sie alle diese Mittheilungen dankbar annehmen. Und ein Gleiches gilt auch von den Reigentänzen mimischer Art, welche der Aufführung würdig sind, hier zu Lande von den Waffenspielen der Kureten[2] und in Sparta der Dioskuren.[3] Und auch bei uns hat die Jungfrau, unsere Schutzherrin (Athene), da sie an den Lustbarkeiten des Reigentanzes sich erfreuen wollte, nicht gedacht mit leeren Händen, sondern im Schmucke ihrer vollen Waffenrüstung denselben auszuführen. Und so wird es denn auch gleich sehr Knaben und Mädchen[4] geziemen, dies Beispiel durchaus nachzuahmen, um so zu ehren, was der Göttin gefällt, sowohl zum Gebrauche des Krieges, als auch bei festlichen Gelegenheiten. Auch sollen die Kinder gleich, so lange sie noch nicht Kriegsdienste thun, allen Göttern zu Ehren zu Roß und in Waffen Processionen und Festaufzüge halten und dabei ihre Gebete zu Göttern und Göttersöhnen verrichten, indem sie zu diesem Zwecke die Bewegungen des Marsches und Tanzes bald beschleunigen und bald hemmen. Ebenso sind auch Wettkämpfe und Vorübungen, wenn zu irgend einem Zwecke, so zu keinem andern anzustellen; auch sie werden im Kriege wie im Frieden dem Staate wie den einzelnen Häusern von Nutzen sein. Alle anderen Leibesübungen aber, seien sie Spiele oder von ernster Natur, schicken sich nicht für freie Leute, lieber Megillos und Kleinias. Und so habe ich denn jetzt mein zuerst geäußertes Vorhaben, die Gymnastik abzuhandeln, wohl so ziemlich erfüllt und sie vollständig abgehandelt. Solltet ihr aber etwas Besseres wissen, so tretet damit hervor. — Kleinias: Es dürfte nicht leicht sein, Fremd, Anderes und Besseres über Gymnastik und Wettkämpfe zu sagen, so daß man dies liegen lassen könnte. — Der Athener: Gehen wir also zu dem zunächst sich Anschließenden, zu den Gaben der Musen und des Apollon über, so meinten wir zwar vorhin schon Alles abgehandelt und nur noch die Bestimmungen über die Gymnastik übrig gelassen zu

---

aber von Polydeukes besiegt und galt für den Erfinder der Faustriemen (Borriemen) für diesen Kampf.

[1]) Weil Platon alle gymnastischen Uebungen und Wettkämpfe nach ihrem Werthe für die Erziehung zu kriegerischer Tüchtigkeit beurtheilt.

[2]) Die Kureten waren wahrscheinlich Priester des Zeuscultus auf Kreta, zu welchem Cultus auch die von ihnen erfundenen Waffentänze gehörten.

[3]) Kastor und Pollux, die Söhne des Zeus und der Leda und die Brüder der Helena, gelten als Erfinder der Waffentänze, welche in Sparta zu ihren Ehren geübt wurden.

[4]) Waffentänze der Mädchen wurden in Sparta zu Ehren der Artemis gehalten.

haben, jetzt aber wird es erst klar, wie viel wir noch übergangen haben und daß dies gerade zuerst allen hätte gesagt werden müssen. Gehen wir es also jetzt der Reihe nach durch. — Kleinias: Thun wir das. — Der Athener: Hört mich denn an, obwohl ihr freilich schon bisher mich immer aufmerksam angehört habt, allein bei etwas gar zu Seltsamem und Ungewöhnlichem muß sich der Sprecher erst wohl besinnen, ob er auch reden, und der Hörer, ob er ihn auch anhören soll, und so steht es denn auch jetzt. Ich habe euch nämlich jetzt eine Ansicht vorzutragen, welche mir viel Bedenken macht, dennoch aber will ich Muth fassen und nicht davon ablassen. — Kleinias: Nun, und die wäre, Freund? — Der Athener: Ich behaupte nämlich, daß noch niemand in irgend einem Staate es richtig erkannt hat, welch ein wichtiges Ding die Spiele für die Gesetzgebung sind, insofern es im höchsten Grade von ihnen abhängt, ob die Gesetze Bestand haben werden oder nicht. Denn wenn sie ihre bestimmte Ordnung haben und es festgesetzt ist, daß dieselben Leute auch alle Zeit und in stets gleicher Art dieselben Spiele spielen und an denselben Lustbarkeiten sich ergötzen, so werden auch die gesetzlichen Verordnungen über ernsthafte Dinge unangetastet bleiben; werden dagegen sie beständig verändert und geneuert und ein steter Wechsel mit ihnen vorgenommen, so wird damit auch nie den jungen Leuten dasselbe gefallen in Bezug auf die Haltung ihres Körpers und die gesammte Ausstattung ihrer Person, so daß hierin ein für alle Male feststände, was anständig und unanständig ist, sondern vielmehr der Jüngling, welcher etwas Neues aufbringt und von dem Gewöhnlichen Abweichendes in der Haltung des Körpers oder der Farbe (der Kleider) und allem dergleichen einführt, wird sich einer besondern Auszeichnung zu erfreuen haben, und so dürfen wir wohl mit gutem Grunde behaupten, daß ein größeres Unheil einem Staate nicht widerfahren kann. Denn dies muß unvermerkt die Sitten der Jugend umwandeln und ihr alles Bestehende als werthlos und jede Neuerung als wünschenswerth erscheinen lassen; und einen größeren Schaden, ich wiederhole es, kann es für keinen Staat geben, als wenn solche Sprechweise und Denkart zur Geltung käme. Doch laßt mich näher erörtern, wie groß mir dies Uebel erscheint. — Kleinias: Du meinst, wenn man in einem Staate das Hergebrachte eben als solches tadelt? — Der Athener: Freilich. — Kleinias: Da wirst du bei dieser deiner Auseinandersetzung an uns keine unaufmerksamen Zuhörer haben, sondern so geneigte als möglich. — Der Athener: Die Sache verdient es auch. — Kleinias: Nun, so sprich nur. — Der Athener: Wohlan denn, so laßt uns diesem Gegenstande eine größere Aufmerksamkeit zuwenden, als wir sonst gewohnt sind, und Folgendes mit einander in Betracht ziehen. Daß nichts so sehr alles Mögliche in Gefahr bringt, nur das Schlimme nicht, als die Veränderung, das zeigt sich an Wind und Wetter, an der körperlichen Lebensweise wie an der Gemüthsart, kurz an allen Dingen, nur, wie gesagt, an den schlechten nicht. Ziehen wir den Körper in Betracht, wie er sich an jede Speise, an jeden Trank und an jede Anstrengung gewöhnt, wie er anfangs zwar von ihnen angegriffen wird, mit der Zeit jedoch aus ihnen Fleisch in sich erzeugt, welches ihnen entsprechend ist, und wie er dann, wenn er so mit dieser ganzen Lebensweise bekannt, ver-

traut und befreundet geworden ist, in Bezug auf Annehmlichkeit wie auf Gesundheit bei ihr am besten fährt, wie er dagegen, wenn er einmal gezwungen wird, eine solche ihm zusagende Lebensweise zu ändern, sofort von Krankheiten angegriffen wird und nur mit Mühe hergestellt werden kann, indem er allmählich auch an die neue Lebensweise sich wieder gewöhnt. Und eben dasselbe, muß man annehmen, gilt auch von der Denkweise und Gemüthsart. An den Gesetzen, in welchen eine jede Seele auferzogen ist und die sich durch eine glückliche Fügung der Gottheit viele und lange Zeit unverändert erhalten haben, so daß sich niemand dessen erinnert oder auch nur davon gehört hat, daß es jemals andere als diese gegeben hat, an den so bestehenden Gesetzen (sage ich) fürchtet und scheut sie sich, irgend etwas zu verändern. Und so muß denn der Gesetzgeber irgendwie ein Mittel ausfindig machen, durch welches dem Staate dieser Zustand zu Theil wird. Ich für meine Person finde dies nun in Folgendem. Insgemein sieht man, wie eben bemerkt, die Veränderungen in den Spielen der Jugend in der That als eine bloße Spielerei an und glaubt nicht, daß der ernsteste Schaden aus ihnen hervorgehe, und so hält man dieselbe denn auch nicht hievon zurück, sondern gibt ihr nach und läßt sie gewähren, ohne zu bedenken, daß nothwendig Kinder, welche andere Spiele spielen, auch andere Männer werden als die früheren und, wenn sie dies geworden, nothwendig auch einer andern Lebensweise nachtrachten und, weil sie dies thun, auch andere Gesetze und Einrichtungen wünschen müssen: und niemand besorgt, daß so schließlich das eintreten werde, was wir eben als das größte Uebel für die Staaten bezeichnet haben. Geringer dürften dabei die Schäden sein, welche im Uebrigen durch jene Veränderungen, wie z. B. in Bezug auf die körperliche Haltung hervorgerufen werden, die häufigen Veränderungen dagegen in dem Urtheil über die Sitten nach Seiten des Lobes und Tadels sind meines Erachtens die allerbedenklichsten und diejenigen, welche man am meisten verhüten muß. — Kleinias: Wie sollten sie nicht? — Der Athener: Wie nun? Glauben wir noch unseren früheren Erörterungen, daß die Rhythmen und die musische Kunst überhaupt Nachahmungen der Sitten besserer oder schlechterer Menschen seien? Oder sind wir jetzt anderer Ansicht? — Kleinias: Nein, unsere frühere Ansicht hat sich in keiner Weise geändert. — Der Athener: Werden wir folglich nicht behaupten, daß kein Mittel unversucht bleiben dürfe, um es dahin zu bringen, daß weder unsere Kinder es sich gelüsten lassen nach der Aufführung anderer Tänze und Gesänge, noch auch jemand sie durch Befriedigung aller ihrer Lüste dazu verleitet? — Kleinias: Du hast ganz Recht. — Der Athener: Weiß nun einer von uns hiezu ein besseres Mittel, als das von den Aegyptern in Anwendung gebrachte? — Kleinias: Und was für ein Mittel ist dies? — Der Athener: Alle Tänze und alle Gesänge zu heiligen. Es werden nämlich zuerst alle Feste angeordnet und für das ganze Jahr berechnet, welche zu dieser und welche zu jener Zeit und diesem oder jenem Gotte, Götterſohne oder Dämon veranstaltet werden sollen. Darauf aber wird zunächst von bestimmten Bürgern fest gesetzt, welchen Gesang man bei dieser und welchen bei jener Opferfeierlichkeit singen und durch welche Reigentänze man sie verherrlichen soll, und wenn dies so festgestellt ist, dann sollen alle gemeinsam nach einem

den Mören[1]) und allen anderen Göttern dargebrachten Opfer einem jeden der Götter und götterähnlichen Wesen durch feierliche Trankspende seinen besondern Gesang weihen. Und wenn sodann jemand zu Ehren irgend eines Gottes andere Gesänge oder Chorreigen in Ausführung zu bringen sucht, so sollen die Priester und Priesterinnen in Gemeinschaft mit den Gesetzesverwesern nach heiligem Recht und bürgerlichem Gesetz ihn ausschließen, und wenn er diesem Ausspruche nicht gutwillig sich fügt, so soll jeder beliebige Bürger befugt sein, ihn sein Leben lang wegen Frevels gegen die Götter vor Gericht zu ziehen. — Kleinias: Recht so.

So soll jedes Fest seine bestimmten Gesänge und Reigentänze erhalten, die allein zur Darstellung kommen dürfen, und neue Dichtungen und musische Compositionen sollen erst einer Censur unterworfen werden.

10. Der Athener: Ferner nun wird es erforderlich sein, nach einem festen Muster Gesänge, welche für das weibliche, und solche, welche für das männliche Geschlecht sich eignen, zu unterscheiden und demgemäß auch Harmonie und Rhythmus ihnen anzupassen. Denn es wäre ein arger Fehler, wenn die ganze Harmonie und der ganze Rhythmus eines Liedes in der Art verfehlt wäre, daß in ihnen der Charakter des Geschlechtes, wie er sich in jedem Liede aussprechen soll, nicht zum Ausdrucke käme. Es ist daher nöthig, auch hiefür bestimmte Formen vorzuschreiben, und zwar ist es nicht genug, sie beiden Geschlechtern so zuzutheilen, wie sie nothwendigerweise ihnen anhaften, sondern man muß die dem weiblichen geziemenden auch aus jenem Naturunterschiede beider Geschlechter noch besonders deutlich machen. Wenn daher eine erhabene Musik, welche Muth und Tapferkeit athmet, dem männlichen Charakter entspricht, so ist nicht blos gesetzlich festzustellen, sondern auch den Bürgern noch besonders auseinanderzusetzen, daß eben hiernach diejenige, welche mehr zum Ausdrucke der Sittsamkeit und Besonnenheit neigt, auch mehr dem weiblichen angemessen ist. So viel also über die Anordnung (der Gesänge). Demnächst ist nun (aber auch) über den musischen Unterricht und die Ueberlieferung der musischen Fertigkeit, über Lehrart, Schüler und die Zeit dieser Unterweisung zu sprechen. Gleichwie nun ein Schiffsbaumeister den Anfang seines Baues mit Kiel und Rippen macht, um so zunächst dem Schiffe seine Form im Umriß vorzuzeichnen, ähnlich scheine auch ich den Kiel unseres Lebensfahrzeuges zu zimmern, indem ich die verschiedenen Formen, die unser Leben nach unseren verschiedenen Gemüthsarten annimmt, festzustellen versuche. Und so will ich denn sorgfältig in Betracht ziehen, welches Verhalten und welche Gemüthsart uns am besten durch das Meer unseres Lebens dahinleitet. — Ich wollte nur sagen, man müsse ein ernstes Bemühen nur ernsten Dingen zuwenden, nicht aber solchen, die es nicht sind; nach der Natur der Dinge aber sei demgemäß Gott allein aller ernsten und beseligenden Beschäftigung werth, und der Mensch dagegen, wie wir schon einmal bemerkt haben, sei nur ein kunstreiches Spielwerk, welches Gott sich gebildet, ja in Wahrheit bestehe eben hierin sein Vorzug.

[1]) Die Schicksalsgöttinnen (Parzen), welche den Menschen das Lebensgeschick zumessen, Klotho hält den Rocken, Lachesis spinnt den Lebensfaden, Atropos schneidet ihn ab.

Dieser Eigenschaft gemäß sollte also jeder Mensch, Mann wie Weib, sein ganzes Leben zu einer ununterbrochenen Kette der schönsten Spiele machen, und so innerhalb desselben ganz anderen Grundsätzen folgen, als es jetzt geschieht. — Kleinias: Wie so? — Der Athener: Jetzt geht man von dem Grundsatze aus, man müsse ernste Dinge der Spiele wegen betreiben, denn man sagt ja, das Kriegswesen, als ein ernstes Ding, müsse um des Friedens willen wohl bestellt sein. In Wahrheit aber hat uns der Krieg noch nie zu einem Spiele werden oder eine Bildung mit sich bringen wollen, die der Rede werth wäre, weder vor Zeiten noch jetzt, noch auch wird es in Zukunft anders sein, und doch sind Spiel und Bildung nach dem eben Bemerkten für uns der einzige wahrhaft ernste Gegenstand; und so muß vielmehr ein jeder, so viel und so gut es ihm möglich ist, im Frieden seine Lebenszeit zubringen. Was ist also das Richtige? Daß man sein Dasein durchlebt unter dem Spielen gewisser Spiele, unter Opfer, Gesang und Tanz, so daß man die Götter sich geneigt machen, die Feinde aber abzuwehren und im Kampfe zu besiegen im Stande ist. Von welcher Beschaffenheit aber diese bestimmten Gesänge und Tänze sein sollen, um diesen doppelten Erfolg zu haben, dafür sind theils im Obigen die Muster angegeben und gleichsam der Weg hiezu gebahnt, theils muß man, indem man diesen verfolgt, dem Worte des Dichters vertrauen.[1])

„Anderes wird dein Herz, Telemachos, selber dir sagen,
Anderes dir eingeben ein Himmlischer."

„Ohne der Götter
Huld nicht bist du geboren, noch ohne sie, denk' ich, erzogen."

In derselben Gesinnung sollen auch unsere Zöglinge die bisher gegebenen Regeln für hinlänglich halten, indem sie im Uebrigen darauf bauen, daß ein Dämon oder Gott ihnen eingeben werde, welche Opfer und Chorreigen sie diesem oder jenem Gotte und, wenn sie dieselben in festlichem Spiele darzubringen haben, um sich so die Huld der Himmlischen zu erwirken und ihr Leben der Natur gemäß hinzubringen, eingedenk dessen, daß sie wenig Anderes als bloße Marionetten sind, die am wahrhaften Sein (der Ideen) nur geringen Antheil haben. — Megillos: Aber, Freund, du setzest uns ja das Menschengeschlecht ganz und gar herab. — Der Athener: Wundere dich darüber nicht, Megillos, sondern halte mir das zu gute, denn indem ich das Menschengeschlecht gegen Gott hielt und von diesem Eindrucke ganz überwältigt ward, sprach ich mich so aus, wie ich es gethan habe. Mag denn unser Geschlecht, wenn du meinst, nicht so ganz gering zu schätzen, sondern einiges Ernstes werth sein.

11. Doch fahren wir fort. Es ist bereits gesagt worden, daß Turnanstalten und öffentliche Schulen an drei Orten in der Mitte der Stadt erbaut werden sollen, und ebenso an drei anderen außerhalb der Stadt Reitschulen und geräumige Plätze, auf denen die Jugend das Bogenschießen und das Werfen der anderen Geschosse erlernen und ein üben soll; und wenn dieser Gegenstand vorhin noch nicht hinlänglich ab

[1]) Homer, Odyssee III, 26 ff.

gehandelt sein sollte, so soll es jetzt geschehen und zugleich Gesetze darüber gegeben werden. Für jedes dieser Fächer sollen fremde Lehrer gegen Besoldung in Dienst genommen werden, um sich in unserer Stadt niederzulassen und in allen Gegenständen, welche sich auf den Krieg und auf die musische Kunst beziehen, die Schüler zu unterrichten. Und zwar soll es nicht etwa dem Vater freigestellt sein [1]), seine Kinder die Schule besuchen zu lassen oder nicht, so daß diejenigen, bei denen dies nicht der Fall ist, ohne die in ihr mitgetheilte Bildung verbleiben, sondern man behauptet ganz mit Recht, daß die Kinder mehr dem Staate, als ihren Eltern angehören, und daß derselbe daher Erwachsene, sowie Kinder zwingen darf, sich möglichst Bildung anzueignen. Und eben das, was mein Gesetz über das männliche, ist es geneigt, auch über das weibliche Geschlecht zu verordnen, so daß auch dieses ganz die gleichen Uebungen durchzumachen hätte. Und ich werde mich dabei nicht vor dem Einwande fürchten, daß Reiten und Turnen doch nur für Männer und nicht für Weiber sich schickten. Vielmehr bin ich nach alten Sagen eines andern überredet und weiß auch geradezu, daß es auch jetzt noch Weiber am Pontus von zahlloser Menge gibt, Sauromatinnen [2]) geheißen, welche ganz in gleicher Weise wie die Männer dazu angehalten und darin geübt sind, gemeinsam mit diesen nicht blos die Rosse zu besteigen, sondern auch den Bogen und alle anderen Waffen zu handhaben. Ich halte mich aber nicht blos an diese Beispiele, sondern auch an folgende Ueberlegung. Wenn doch die Sache wirklich ausführbar ist, so kann nichts thörichter sein, als daß, wie es doch überall bei uns zugeht, nicht alle Männer und alle Weiber einmüthig und mit aller Macht denselben Beschäftigungen sich zuwenden. Denn auf diese Weise bleibt in Folge (der Vernachlässigung) gleicher Leistungen und Anstrengungen beinahe die Hälfte der im Staate vorhandenen Gesammtkraft ungenützt, und es könnte das Doppelte von dem erreicht werden, was jetzt erreicht wird; und das ist doch ein merkwürdiger Fehler in der Gesetzgebung. — Kleinias: So scheint es freilich, aber es streitet das, was du da sagst, doch gar zu sehr wider die bestehenden Gewohnheiten. — Der Athener: Ich sagte ja bereits, du solltest mich ruhig meinen Entwurf zu Ende führen lassen, und wenn ich glücklich damit fertig geworden, dir dann auswählen, was dir am besten gefällt. — Kleinias: Du hast ganz Recht, und ich mache mir jetzt selber Vorwürfe darüber, daß ich dir diesen Einwurf gemacht habe. Fahre also weiter fort, wie es dir angenehm ist.

12. Der Athener: Ja, wenn, wie schon gesagt, die Ausführbarkeit jener Sache nicht durch Thatsachen hinlänglich bewiesen wäre, dann möchte man diesem meinem Vorschlage Manches entgegensetzen können; so aber müßte der, welcher ihn verwerfen wollte, andere Gründe ausfindig machen; bis dahin aber gehe ich nicht von der Vorschrift ab, daß an der Bildung und Beschäftigung des männlichen Geschlechts auch das weibliche möglichst bei uns Theil haben soll. Denn man kann nicht wohl anders als folgendermaßen hierüber denken: gesetzt, dieselbe Lebensweise soll nicht in

[1]) Es soll also der Schulzwang eingeführt werden.

[2]) Die Amazonen an der Nordküste des schwarzen Meeres.

allen Stücken den Weibern mit den Männern gemeinschaftlich sein, so müssen wir ihnen doch wohl eine andere bestimmte Lebensordnung vorschreiben? — Kleinias: Nothwendigerweise. — Der Athener: Welche von den Lebensordnungen, die jetzt für sie bestehen, sollen wir nun also jener Gemeinschaftlichkeit vorziehen, welche wir soeben ihnen vorschrieben? Etwa die, welche bei den Thrakern und vielen anderen Völkern den Weibern zugewiesen ist, daß sie das Land bebauen, Rinder und Schafe hüten und überhaupt geradezu Sklavendienste verrichten müssen? Oder die, wie sie bei uns und allen Bewohnern unseres Landes besteht? Denn wir machen es bekanntlich so mit ihnen; wir tragen alles, was wir besitzen, so zu sagen, auf einen Haufen zusammen und übergeben dann den Weibern die Aufsicht hierüber, so wie das Regiment über den Webstuhl und alle Wollarbeit. Oder wollen wir, Megilles, die lakonische Sitte, welche zwischen beiden die Mitte hält, in unserm Staate einführen? Sollen die Mädchen also an den gymnastischen und musischen Uebungen Theil nehmen und die Frauen keineswegs mit Wollarbeit beschäftigt sein, aber dennoch ein thätiges — und zwar ein nicht in niedrigen Geschäften thätiges Leben führen, vielmehr am Dienste der Götter und an der Verwaltung (des Hauses), sowie an der Kindererziehung, man darf wohl sagen, den halben Antheil haben, dagegen aber von allen Kriegsübungen gänzlich ausgeschlossen sein, so daß sie auch nicht einmal dann, wenn die Noth sie dazu treibt, für ihr Vaterland und ihre Kinder zu kämpfen, Bogen und Wurfgeschoß gleich den Amazonen in Gemeinschaft mit den Männern kunstgerecht zu handhaben verstehen, noch auch Schild und Speer nach dem Muster ihrer Göttin zu ergreifen und so der Verheerung ihrer Heimath tapfer zu widerstehen und dem Feinde, wenn nichts Schlimmeres, so wenigstens Furcht beizubringen, wenn derselbe sie so in guter Ordnung aufziehen sähe? Und die Sauromatinnen vollends würden sie, wenn sie auf diese Weise lebten, ganz und gar nicht nachzuahmen wagen, vielmehr würden diese, mit ihnen verglichen, wie Männer gegen Weiber erscheinen. Wer also eure Gesetzgeber in diesem Punkte loben will, der mag es thun, meine Ansicht wird nicht anders lauten: Wer ein Gesetzgeber sein will, sei es nicht halb, sondern ganz, und sehe wohl zu, daß er nicht, indem er für das männliche Geschlecht zwar in allen Stücken Sorge trägt, die Lebensweise des weiblichen aber an keine Gesetze bindet und so dasselbe ruhig dem Aufwand und der Zügellosigkeit sich hingeben läßt, dem Staate nur die Hälfte des Glückes, welches er ihm sonst gewähren könnte, verschafft. — Megillos: Was thun wir, Kleinias? Sollen wir es dulden, daß uns der Fremde so gegen Sparta zu Felde zieht? — Kleinias: Ja, denn da wir ihm einmal Redefreiheit zugestanden haben, so müssen wir ihn nun auch erst seine ganze Gesetzgebung ruhig zu Ende führen lassen. — Megillos: Du hast Recht. — Der Athener: So wird es denn jetzt meine Sache sein, weiter fortzufahren? — Kleinias: Allerdings.

Es werden nun Kapitel 13 zuerst die Grundzüge für die Lebensordnung der Erwachsenen gegeben. Sie sollen als Bürger keinen Handel und kein Gewerbe treiben, auch nicht selbst den Acker bebauen, sondern dies Geschäft den Sklaven überlassen, so daß sie Muße gewinnen, der Bildung zur Tugend sich ganz hinzugeben. Damit aber dafür keine Zeit versäumt werde, ist Gewöhnung an frühes

Aufstehen und theilweises Nachtwachen erforderlich. Zum Zwecke dieser Gewöhnung von Jugend auf soll der Schulunterricht immer mit Tagesanbruch beginnen.

14. Der Athener: Wenn der Morgen graut und der Tag wieder anbricht, müssen bereits die Knaben sich in die Schule begeben. Denn so wenig Schaafe oder anderes Heerdenvieh ohne Hirten, ebensowenig dürfen Sklaven ohne Herren und Kinder ohne Aufseher gelassen werden, und das um so weniger, weil kein Thier so schwer zu leiten ist als ein Knabe. Denn gerade weil ein Quell vernünftigen Denkens in ihm sprudelt, ist er in dem Maße, in welchem das Wasser desselben noch nicht in feste Bahnen geleitet ist, hinterlistiger, heftiger und übermüthiger als jedes Thier. Daher muß er auch auf mehr als auf eine Weise im Zaum gehalten werden, erstens, sobald er nicht mehr unter der unmittelbaren Obhut der Mutter und Wärterin steht, durch den Sklaven, den man ihm zum Aufseher (Pädagogen) gibt, um ihn nicht bei seiner unmündigen Kindheit sich selbst zu überlassen, sodann aber durch die Lehrer jedes Faches und durch die Unterrichtsgegenstände selbst, sofern er eines freien Mannes Kind ist; sofern es sich aber dabei um Sklaven handelt, so soll noch überdem jeder freie Mann, welcher darüber zukommt, das Recht wie die Pflicht haben, ein solches Sklavenkind so wie einen Aufseher, ja er soll auch dies haben, einen Lehrer zu züchtigen, wenn einer von ihnen einen Fehltritt begeht. Und sollte er diese verdiente Züchtigung nicht ertheilen, so soll nicht allein seine bürgerliche Ehre im höchsten Maße darunter leiden, sondern wer in solchem Falle bestrafen sollte und doch nicht bestraft, oder es nicht auf die gehörige Weise thut, der soll überdies noch unter die besondere Aufsicht desjenigen unter den Gesetzverwesern gestellt werden, welcher zur obersten Leitung der Jugend gewählt ist und ein Mann sein muß, welcher einen scharfen Blick besitzt und sich die Erziehung der Knaben aufs Aeußerste angelegen sein läßt, um so ihre Natur zu bilden und sie stets auf den Weg des Guten nach der Anleitung des Gesetzes zu lenken. — Aber wie wird diesen Mann selbst das Gesetz uns hinreichend erziehen? Denn bis jetzt hat es ja hierüber noch nichts gesagt, was einen klaren Gesammtüberblick und befriedigenden Abschluß gewährte, sondern zum Theil hat es wohl das Nöthige angegeben, zum Theil aber auch noch nicht, und es muß doch nach Möglichkeit für ihn nichts zurücklassen, sondern ihn in allen Stücken unterrichten, damit er es wieder allen Anderen verkünden und ihr Erzieher werden möge. Es wurde nämlich zwar wohl bereits auseinandergesetzt, nach welchen Mustern Chorreigen, Lieder und Tänze ausgewählt, verbessert und geheiligt werden sollen, aber über diejenigen Schriften, welche in ungebundener Rede abgefaßt sind, und darüber, welche und auf welche Weise die Zöglinge sie durch dich, bester Aufseher der Knaben, in die Hände bekommen sollen, haben wir noch nicht gesprochen. Und zwar weißt du aus unserm Entwurfe bereits, was sie in Absicht auf den Krieg zu erlernen und einzuüben haben, aber nicht so steht es mit dem, was erstlich den Unterricht im Schreiben und Lesen und sodann den im Leierspiel und ferner in der Rechenkunst, so weit wir dieselbe als nothwendig erachten, anlangt, sowie mit allem dem, was jeder zum Zweck der Haus- und Staatsverwaltung und als Vorbereitung auf die Kriegswissenschaften

sich aneignen müsse, und mit dem, was zu diesem Zwecke brauchbar ist von der Kenntniß, von den Umläufen der Himmelskörper, Sonne, Mond und Sterne, nämlich damit, was in Ansehung von dem Alten in einem jeden Staate angeordnet werden muß. Du verstehst doch, was ich unter dem zuletzt Erwähnten meine? Nämlich die Vertheilung der Tage in die Zeiträume der Monate und der Monate in jedes einzelne Jahr, so daß die Jahreszeiten, die Opfer und Feste alle in der ihnen zukommenden Weise bestimmt und der Ordnung der Natur gemäß gefeiert werden und so den Staat beständig in Leben und Regsamkeit erhalten und durch dies Alles theils den Göttern ihre gebührende Ehre erwiesen, theils die Kenntnisse der Menschen auf diesem Gebiete vermehrt werden. Dies Alles ist dir, Freund, noch nicht hinlänglich vom Gesetzgeber erörtert worden. Merke also auf und höre, was wir dir zunächst zu sagen haben. Welchen Vorwurf wollten wir uns wohl machen, indem wir behaupteten, daß wir in Betreff der Schrift (des Unterrichts im Schreiben und Lesen) dich nicht genügend aufgeklärt hätten? Den, dir noch nicht auseinander gesetzt zu haben, ob man, um ein Bürger, wie er sein soll, zu werden, diesen Unterricht vollständig durchmachen soll, oder umgekehrt sich gar nicht mit demselben zu befassen braucht. Und das Gleiche gilt von dem Unterrichte im Leierspiel. Wir setzen demnach jetzt fest, daß man sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen hat. Und zwar soll die Unterweisung der Knaben im Lesen und Schreiben mit dem zehnten Jahre beginnen und etwa drei Jahre dauern, und sodann ist das zurückgelegte dreizehnte Jahr die rechte Zeit, um mit dem Leierspiel den Anfang zu machen und dies ist dann weitere drei Jahre fortzusetzen, und es soll weder dem Schüler selbst gestattet sein, den Gesetzen zuwider, sei es aus Lernbegier eine längere oder aus Abneigung eine kürzere Zeit auf die Beschäftigung mit diesen Gegenständen zu verwenden, noch auch seinem Vater, sie ihn darauf verwenden zu lassen, und wer dawider handelt, der soll von den bald zu erwähnenden Knabenehren ausgeschlossen werden. Was ist es nun eigentlich, was die Knaben während dieser Zeit zu lernen und ihre Lehrer sie zu lehren haben? Das merke jetzt zuerst. Mit den Übungen im Lesen und Schreiben muß es so weit gebracht werden, bis jeder Schüler beides kann, jedoch es zu einer besonderen Geläufigkeit und Schönheit hierin zu bringen, darauf muß bei Knaben verzichtet werden, welchen die Natur das Talent versagte, binnen der für diese Fächer bestimmten Jahre so weit zu kommen. Was aber die schriftstellerischen Erzeugnisse anlangt, welche nicht für musikalische Begleitung bestimmt und theils noch im Versmaße abgefaßt, theils ohne rhythmische Abschnitte sind und daher mit Recht Schriften in ungebundener Rede heißen, sofern sie der Harmonie und des Rhythmus entbehren; so sind von manchen aus der großen Zahl gefährlicher Schriftsteller viele gefährliche Schriften dieser Art auf uns gekommen. Was wollt ihr nun mit diesen Schriften machen, ihr trefflichsten aller Gesetzverweser? Oder was soll euch der Gesetzgeber mit ihnen zu machen vorschreiben, wenn er anders das Richtige verordnen will? Ich glaube, daß er deshalb nicht wenig in Verlegenheit sein wird. — Kleinias: Du willst damit wohl sagen, Freund, daß du selber deshalb in Verlegenheit bist? — Der Athener:

Du hast richtig vermuthet, Kleinias, und da ihr ja meine Mitarbeiter an dem Werke der Gesetzgebung seid, so darf ich euch nicht vorenthalten, was mir an denselben leicht und was schwer zu beseitigen scheint. Kleinias: Wie nun? Warum bist du denn hier der ausgesprochenen Ansicht und was ficht bei dieser Sache dich an? — Der Athener: Ich will es euch sagen: Es ist gewiß nicht leicht, tausend und aber tausend Stimmen entgegenzureden. — Kleinias: Aber wie? Scheint es dir denn nur Unbedeutendes und Weniges zu sein, was in der bisher von uns festgestellten Gesetzgebung den Ansichten der großen Menge zuwider läuft? — Der Athener: Sehr richtig bemerkt. Du ermunterst mich also, wie ich glauben muß, den bisher eingeschlagenen Weg, der vielen verhaßt, aber auch, und vielleicht nicht weniger anderen lieb geworden ist — und sind diese Anderen die geringere Zahl, so sind es doch sicherlich nicht die Schlechteren — mit diesen Letzteren (ermunterst du mich), allen Gefahren trotzend und zuversichtlich eben jenen Weg der Gesetzgebung, wie er in den gegenwärtigen Reden verzeichnet ist, weiter zu verfolgen und nicht nachzulassen. — Kleinias: Allerdings.

15. Der Athener: Gut, so werde ich auch nicht nachlassen. Und so bringe ich es denn zur Sprache, daß Tausend und aber Tausend behaupten, es gehöre mit zur richtigen Erziehung der jungen Leute, daß man sie mit den Werken unserer zahlreichen Dichter, die in Hexametern und Trimetern und allen möglichen sonstigen Versmaßen theils Ernstes, theils Komisches gedichtet haben, nähre und sättige, indem man sie häufig dem Vortrage derselben zuhören und vieles aus ihnen, ja ganze Dichter auswendig lernen lasse. Und andere wieder haben auserlesene Stellen und auch einige ganze Stücke zusammengestellt und behaupten nun, daß man diese auswendig lernen und dem Gedächtniß einprägen müsse, wenn anders man einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen sammeln und so zur Weisheit und Tugend gelangen wolle. Heißest du mich also diesen Leuten jetzt freimüthig sagen, worin sie Recht haben und worin nicht? — Kleinias: Allerdings. — Der Athener: Wie soll ich mich also über dies Alles befriedigend erklären, ohne doch viele Worte zu machen? Ich denke etwa so, und das wird mir wohl auch jeder zugeben, daß jeder dieser Dichter vieles enthält was Lob, vieles aber auch was Tadel verdient. Und wenn sich die Sache so verhält, so darf ich wohl behaupten, die allzugroße Belesenheit in ihnen sei gefährlich für die Jugend. — Kleinias: Und was würdest du daher dem Gesetzverweser rathen? — Der Athener: Worin meinst du? — Kleinias: Darin, was er sich zum Muster nehmen soll, um nach ihm der Jugend dies zu lesen erlauben und jenes zu verbieten. Sprich und sage deine Ansicht hierüber ohne Scheu. — Der Athener: Mein bester Kleinias, ich glaube da einen glücklichen Fund gemacht zu haben. — Kleinias: Nun, inwiefern? — Der Athener: Insofern ich nicht so ganz um ein solches Mittel in Verlegenheit bin. Wenn ich nämlich die Reden, die wir vom frühen Morgen an bis zu diesem Augenblicke geführt haben, überblicke, so scheinen sie mir nicht ohne einen Anhauch göttlicher Begeisterung und durchaus einer Dichtung ähnlich zu sein. Und vielleicht ist es gar kein Wunder, daß diese meine eigenen Reden, indem ich sie in ihrer Gesammtheit mit

einem Blicke überschlage, mir gar sehr gefallen. Denn unter allem, was ich in ähnlicher Weise in Versen oder in Prosa ausgedrückt gelesen oder gehört habe, ist mir nichts begegnet, was mir so passend und für junge Leute zu hören geeignet erschienen wäre. Und so weiß ich denn auch dem Gesetzesverweser, welcher zugleich Knabenaufseher ist, kein besseres Muster als dies zu empfehlen, dergestalt, daß er den Lehrern anbefehle, den Knaben theils eben dieses selbst vorzutragen, theils auch was ihm beim Lesen der Dichter und Prosaiker etwa damit Verwandtes oder dem Aehnliches aufstößt, und daß er, auch wenn ihm in mündlicher Unterredung etwas vorkommt, was von dem gleichen Geiste mit diesen Reden und noch nirgends in schriftlicher Aufzeichnung zu finden ist, es nicht außer Acht lasse, sondern dafür sorge, daß es der Schrift übergeben wird. Und so soll er denn zunächst die Lehrer dazu anhalten, dies Alles erst selber zu lernen und sodann ihren Schülern zu empfehlen, und diejenigen Lehrer, welche keinen Geschmack hieran finden, soll er nicht als Gehülfen beim Unterricht und der Erziehung der Jugend zulassen, sondern nur solche, die über den Werth jener Dinge mit ihm gleich denken, zu diesem Zwecke verwenden und ihnen die Jugend anvertrauen. Also mag meine Rede über die Lehrer im Lesen und Schreiben und über den Gebrauch der Schriftwerke selber lauten und hiemit beschlossen sein. — Kleinias: Halten wir uns an die von uns zu Grunde gelegten Ansichten, so tritt meines Erachtens keine dieser Bestimmungen gegen sie in Widerspruch; ob wir aber überhaupt auf dem richtigen Wege sind, das mag sich schwerlich mit Gewißheit sagen lassen. — Der Athener: Nun, lieber Kleinias, das eben wird natürlich erst dann deutlicher werden, wenn wir, wie schon mehrmals gesagt, zum Ende unserer ganzen Gesetzgebung gelangt sind. — Kleinias: Freilich.

16. Der Athener: Nachdem wir nun so von dem Schreib- und Leselehrer gehandelt haben, wird jetzt wohl vom Citherlehrer zu reden sein. — Kleinias: Ja wohl. — Der Athener: Diesen Lehrern werden wir nun, denke ich, eingedenk dessen, was wir bereits in einem früheren Theile unserer Unterredung ausgemacht haben, das ihnen Zukommende in Bezug auf ihre Lehrthätigkeit und überhaupt ihr ganzes Erziehungsfach zuweisen. — Kleinias: In welchem Theile meinst du denn? — Der Athener: Ich denke, wir sagten, daß die sechzigjährigen Sänger des Dionysos ein ganz besonders feines Gefühl sowohl für die Rhythmen, als auch für die verschiedenen Tonarten haben müßten, um unterscheiden zu können, ob eine musikalische Nachahmung gelungen oder nicht gelungen ist, und ob sie die Stimmungen eines edlen oder eines unedlen Gemüths zur Darstellung bringt, und sodann die der letzteren Art zu verwerfen und dagegen die der ersteren unter die öffentlich anerkannten Musikstücke aufzunehmen, durch welche die Gemüther der Jugend gleichsam besprochen und dazu angereizt werden, jenen Greisen im Streben nach der Tugend nachzufolgen und nachzustreben. — Kleinias: Ja, so ist es. — Der Athener: Deshalb soll also der Citherlehrer sowohl wie sein Zögling, um den deutlichen Klang der Saiten nicht zu verdunkeln, die Töne der Leier so anwenden, daß sie mit denen der Stimme dieselben sind. Was dagegen die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit des Leierspiels hervor-

bringt, indem die Saiten und der Sänger verschiedene Weisen vortragen oder auch indem man Verkleinerung der Intervalle mit Vergrößerung derselben und Schnelligkeit mit Langsamkeit und Höhe mit Tiefe im Unisono und in der Octave verbindet oder endlich mannigfache Abwechselungen in den Rhythmen mit den Tönen der Leier verknüpft, alles das soll man Leuten nicht vorbringen, welche binnen drei Jahren in aller Schnelligkeit das Nöthigste aus der musischen Kunst erlernen sollen. Denn solche einander widerstrebenden und verirrenden Dinge erschweren das Lernen, während man dasselbe den jungen Leuten vielmehr möglichst erleichtern muß, denn es sind der Lehrgegenstände nicht wenige und es sind die nicht von geringem Umfang, welche ihnen unentbehrlich sind und die wir daher ihnen vorschreiben müssen, wie sie der weitere Verlauf unserer Auseinandersetzung darlegen wird. Dies also soll die Sorge sein, welche in Betreff der musischen Kunst bei uns dem Erzieher obliegt. Welches und von welcher Art aber die Texte und Melodien sein müssen, welche die Chorlehrer einüben sollen, das Alles ist schon im Früheren von uns festgesetzt worden, indem wir bestimmten, daß für jedes Fest ein besonderer, demselben entsprechender Gesang geheiligt werden solle, um der Bürgerschaft einen heilsamen Genuß und damit wahrhaften Nutzen zu verschaffen. — Kleinias: Auch das ist ganz richtig. — Der Athener: Und als vollkommen richtig soll demnach der für die musische Kunst erwählte obrigkeitliche Leiter auch diese Lehren von uns empfangen und sich zu Herzen nehmen, und möge das Glück ihm hold sein! Wir aber haben jetzt in Betreff des Tanzes und der gesammten Leibesübungen dem früher Gesagten noch einiges hinzuzufügen, und zwar, gleichwie wir die noch rückständigen Vorschriften über den Unterricht in der musischen Kunst nachlieferten, ebenso wollen wir jetzt auch in Betreff der Gymnastik verfahren. Knaben und Mädchen also sollen tanzen und turnen lernen. Nicht wahr? — Kleinias: Ja. — Der Athener: Und folglich werden die Knaben Tanzmeister und die Mädchen Tanzmeisterinnen haben müssen, wenn anders ihre Uebungen wirklich zweckmäßig vor sich gehen sollen? — Kleinias: Freilich. — Der Athener: Und wiederum müssen wir den Vorsteher des Erziehungswesens zu Hülfe rufen, einen Mann, der so freilich viel zu thun haben und, indem er zu der Sorge über das Musikwesen auch noch die über das Turnwesen übernimmt, nicht viel Muße behalten wird. — Kleinias: Aber wie wird er überall als ein Mann von höherem Alter einer so umfänglichen Thätigkeit nachzukommen im Stande sein?

17. Der Athener: Leicht, Freund, denn das Gesetz hat ihn ermächtigt und soll ihn ermächtigen, zur Unterstützung bei derselben von seinen Mitbürgern und Mitbürgerinnen hinzuzuziehen, wen er will. So viel aber wird er selbst wissen, welche von ihnen er hiezu wählen muß, und sich schon hüten, sich zu vergreifen, denn er ist ein Mann von Einsicht, welcher die Wichtigkeit seines Amtes zu ermessen weiß und Ehrfurcht vor derselben besitzt und daher stets den Gedanken festhält, daß, wenn die Jugend wohl erzogen ist und wird, auch alles Andere für uns wohl von Statten geht, und daß dagegen, wo dies nicht der Fall ist, es sich gar nicht sagen läßt. Vieles nun ist von uns in Betreff des Tanzes und

der gymnastischen Uebungen bereits festgestellt worden, denn zu den letzteren gehören meiner Ansicht nach auch alle militärischen Leibesübungen: so die Uebungen im Bogenschießen und in der Handhabung von allen möglichen Arten von Wurfgeschossen, ferner in der Schildführung und im Kampfe mit voller Waffenrüstung, ferner im Manövriren in Schlachtordnung, in jeder Art Marschbewegung und im Aufschlagen von Lagern, sowie in allem, was man zu lernen hat, um ein guter Reiter zu werden. Zu diesem Allem aber braucht man öffentliche, vom Staate besoldete Lehrer, und nicht blos die Knaben und Männer der Stadt müssen ihre Schüler sein, sondern auch die Mädchen und Frauen dürfen dieser Dinge nicht unkundig bleiben. Vielmehr müssen sie, so lange sie noch Mädchen sind, jede Art von Waffentanz und Kampfspiel lernen, als Frauen aber in den Manövern, Märschen und Heeresaufstellungen und im Niederlegen und Ergreifen der Waffen geübt werden, wenn aus keinem andern Grunde, so doch darum, daß sie, wenn einmal die ganze Mannschaft die Stadt verlassen und auf einen auswärtigen Feldzug ausrücken müßte, sie wenigstens dazu geschickt wären, ihre Kinder zu schützen und die Stadt zu bewahren. Oder auch den entgegengesetzten Fall angenommen, denn man darf nichts verschwören, es rückte von auswärts ein Heer von gewaltiger Macht und Stärke gegen uns an, seien es nun Griechen oder Nichtgriechen, und versetzte uns in die Nothwendigkeit, für unsere Stadt selbst zu kämpfen, da wäre es doch der größte Mangel unserer Staatseinrichtungen, wenn dann unsere Weiber so schmählich erzogen sind, daß sie nicht einmal den Vögeln gleichkommen, die für ihre Jungen auch gegen die stärksten Thiere den Kampf aufzunehmen und zu sterben und für sie überhaupt jede Gefahr zu ertragen bereit sind, sondern daß sie vielmehr gleich zu den Heiligthümern hinstürzen und sich um die Altäre und Tempel drängen und so das Menschengeschlecht in den Ruf bringen, daß es von Natur feiger als jedes Thier ist. — Kleinias: Beim Zeus, Freund, das ist nicht blos ein Nachtheil, sondern auch eine Schande für jeden Staat, in dem es so hergeht. — Der Athener: Wollen wir also das Gesetz geben, daß die Weiber wenigstens bis so weit (daß sie die Stadt zu vertheidigen im Stande sind) die kriegerischen Uebungen nicht versäumen, sondern daß alle Staatsgenossen, Bürgerinnen wie Bürger, sich dieselben angelegen sein lassen sollen? — Kleinias: Ich für meinen Theil stimme dir bei. — Der Athener: Ueber das Ringen haben wir zum Theil schon gesprochen, was aber meines Erachtens gerade das Wichtigste ist, haben wir noch nicht bestimmt, und es ist auch nicht leicht, es blos mit Worten klar zu machen und ohne daß man es zugleich mit dem Körper vormachte. Und so wollen wir uns auch ein entscheidendes Urtheil darüber ersparen, bis die Ausführung selbst unsere Rede begleiten kann. Dann wird sie auch das bereits zuvor von ihr Mitgetheilte näher bestimmen und namentlich zeigen, daß ein Ringen, wie sie es verlangte, unter allen Bewegungen am meisten mit der des Kampfes im Felde verwandt ist, und daß man jenes um dieses und nicht diesen um jenes willen üben müsse. — Kleinias: Da hast du ganz Recht.

18. Der Athener: So lassen wir es also in Betreff der Geschicklichkeit im Ringen bei dem bisher Gesagten für jetzt bewenden. Was

aber die sonstigen Bewegungen des gesammten Körpers anlangt, deren größten Theil man unter dem Namen des Tanzes zusammenfassen darf, so hat man zwei Arten, die eine, welche die Bewegungen der schöneren Körper veredelnd, und die andere, welche die der häßlicheren verzerrend nachahmt, und wiederum sowohl von dieser letzteren, komischen, als auch von jener ersteren, ernsten Gattung zwei Unterarten anzunehmen. Von der ersteren leiht nämlich die eine Unterart den Regungen einer tapferen, die andere denen einer besonnenen Seele, die in maßvoller Ruhe sich ihres Glückes freut, wie sie in den Bewegungen schöner Körper sich darstellen, Ausdruck, dort also dergestalt, daß diese letzteren als im Kampfe begriffen oder in gewaltsame Anstrengungen verwickelt erscheinen. Will man die letztere Art nach ihrem Wesen bezeichnen, so muß man sie die friedliche nennen, für die entgegengesetzten kriegerischen Tänze aber wird Kriegstanz die richtige Bezeichnung sein, und sie ist somit ebensowohl die Nachahmung aller jener vorsichtigen Bewegungen, durch welche man allen Schlägen und Würfen bald durch ein Ausbiegen nach der Seite und bald nach rückwärts, bald wieder durch Springen, sei es in die Höhe, sei es mit Niederbücken, auszuweichen sucht, als auch der entgegengesetzten, wie sie zu den Stellungen erforderlich sind, die man beim Bogenschießen oder beim Schleudern der Wurfgeschosse annimmt, oder wie man sie macht, wenn man Streiche aller Art zu führen sucht. Die aufrechte und straff angespannte Stellung nun wird dabei, sofern eine Nachahmung edelgearteter Körper und Seelen stattfinden soll, welche meistens in der natürlichen Richtung der Glieder des Körpers auszuführen ist, auch die rechte sein und diejenige die verkehrte, bei welcher das Gegentheil eintritt. Und eben so ist bei jenem Tanze friedlicher Art bei jedem, der ihn ausführt, darauf zu sehen, ob man sich seiner in einer Weise, wie sie für den Reigen vorzüglich gesetzlicher und wohlgesitteter Männer sich ziemt und somit richtig und schön ist, fortwährend befleißige, oder dies wider die Natur vernachlässige. — Von diesen Tänzen von bestimmtem und unzweifelhaftem Charakter muß man nun aber vor allen Dingen die von ungewissem trennen. Welches sind nun diese letzteren und wie hat man sie von jenen ersteren zu unterscheiden? Alle die bakchisch oder von ähnlicher Art sind und in denen Personen unter dem Namen Nymphen, Silenen und Satyrn auftreten und als trunken dargestellt werden, desgleichen die Tänze, in denen Sühnungs- und Weihungsceremonien ausgeführt werden, diese ganze Klasse von Tänzen ist weder friedlicher noch kriegerischer Art, ja es ist überall schwer zu bestimmen, welches ihre eigentliche Absicht sei. Doch scheint mir so viel sicher zu sein, daß wir sie von den friedlichen, wie von den kriegerischen Tänzen ausscheiden und sie eben damit für eine Art erklären dürfen, mit welcher der Staat nichts zu thun hat, folglich aber auch sie hier bei Seite zu lassen und wieder zu jenen beiden anderen Klassen, die zweifelsohne in unsern Bereich gehören, zurückzukehren haben. Diejenige Art von diesen, welche der unkriegerischen Muse eignet und eine Reihe von Tänzen umfaßt, die man zu Ehren der Götter, sowie der Göttersöhne aufführt, ist, unter dem Gesichtspunkte, daß diese alle dem Gefühl eines glücklichen Zustandes ihren Ursprung verdanken, als eine einzige Gesammtgattung zu betrachten; doch läßt sich dieselbe wiederum

in zwei Arten zerlegen, indem ein Theil dieser Tänze das Gefühl von Leuten ausdrückt, welche aus Noth und Gefahren sich in glückliche Verhältnisse gerettet haben, was die Aeußerung einer lebhaften Freude erfordert, ein anderer aber das von solchen, bei denen ihre bisherige Wohlfahrt fortbesteht oder auch noch gewachsen ist, wobei der Ausdruck einer gemäßigteren Freude am Orte sein wird: und zwar wird in solchen Lebenslagen bei jedem die stärkere Freude sich auch in stärkeren und die minder starke auch in minder starken Bewegungen des Körpers ausdrücken, so jedoch, daß der Gemäßigtere und in Tapferkeit Geübte einen minder heftigen, der Feige aber und an Maßhalten nicht Gewöhnte einen stärkeren und heftigeren Wechsel der Bewegungen zu Tage treten lassen wird. Ueberhaupt aber wird niemand beim mündlichen Vortrag, sei es Gesang oder Rede, seinen Körper ganz und gar in Ruhe zu halten im Stande sein, und in dieser Nachahmung des Gesprochenen oder Gesungenen durch die Körperbewegungen liegt der Ursprung der Tanzkunst, nur sind diese Bewegungen bei dem einen Menschen angemessen, bei dem andern dagegen unangemessen. Wer nun die Benennungen betrachtet, welche die Dinge schon von Alters her haben, der muß viele von ihnen bezeichnend und naturgemäß finden und sie deshalb loben, und so steht es denn auch mit einer Benennung, welche die Tänze von Leuten bezeichnet, die sich in glücklicher Lage befinden und dabei ihre Freude zu mäßigen wissen: wer immer der Erfinder dieser Namen gewesen sein mag, der hat jedenfalls den Namen Emmeleia[1] sowohl und den Gesetzen der musischen Kunst so entsprechend als nur irgend möglich gewählt und so vernunftmäßig als nur irgend möglich jener ganzen Klasse von Tänzen beigelegt und demgemäß zwei Gattungen der schönen Tänze unterschieden und beiden einen geziemenden und passenden Namen, den kriegerischen den der Pyrrhiche, und den friedlichen den der Emmeleia zuertheilt. Alle diese Dinge nun soll der Gesetzgeber in Mustern darlegen und der Gesetzverweser aufsuchen, und wenn er so alles Nöthige aufgefunden, so soll er den Tanz mit der musischen Kunst in Verbindung setzen und so für alle Feste, ja für jedes Opfer den angemessenen Gesang und Tanz verordnen und so diesem Allen eine feste und getheilte Ordnung geben, dann aber in der Folge sich weder mit dem, was zum Tanze, noch mit dem, was zum Gesange gehört, die geringste Veränderung mehr erlauben, sondern die Gemeinde soll im gleichen Genusse der gleichen Freuden stets unverändert dieselbe bleiben und alle Bürger in möglichster Gleichheit ein gutes und glückseliges Leben führen.

19. Damit wären nun die Bestimmungen vollständig getroffen, wie diejenigen Tänze beschaffen sein müssen, in denen ein schöner Körper und eine edle Seele sich darstellt. Was aber die komische Darstellung unschöner Körper und Gemüther und lächerlicher Zerrbilder derselben in Rede und Gesang oder Tanz oder in irgend einer andern Weise anlangt, so ist es zwar nöthig, dieselben kennen zu lernen und ihnen zuzuschauen, denn ohne das Lächerliche kann man auch das Ernste nicht be-

[1] Emmeleia, Uebereinstimmung. Einklang heißt eigentlich nur der Chortanz in der Tragödie.

greifen, sowie sich überhaupt eine Einsicht in das Entgegengesetzte immer nur aus dem Entgegengesetzten gewinnen läßt; aber beides selbst in Ausübung zu bringen, wird ebensowenig zulässig sein, wenn anders man auch nur einen geringen Grad von Tugend zu erreichen gedenkt. Vielmehr ist gerade deswegen auch die Kenntniß des Lächerlichen nothwendig, um nicht selber aus Unwissenheit in Rede oder That etwas Lächerliches zu begehen, wo es gar nicht nöthig wäre, und daher sind die Darstellungen desselben vielmehr Sklaven oder gemietheten Fremdlingen aufzutragen, wogegen ein ernstes Bemühen nie auch nur im Geringsten darauf verwandt werden und kein freier Bürger und keine freie Bürgerin sich je dabei betreten lassen soll, Unterricht in den Künsten dieser Art zu nehmen. Alle Nachahmungen dieses Schlages müssen ihnen vielmehr als etwas ganz Neues erscheinen. Das sei unser Gesetz und Urtheil über alle die Spiele, welche auf Lachen ausgehen und die wir insgemein mit dem Namen der Komödie zu benennen pflegen. Wenn aber von den Dichtern der Tragödie in unseren Landen, die man als ernste Dichtung zu bezeichnen pflegt, irgend welche in unsere Stadt kommen und die Anfrage an uns richten sollten: Liebe Fremdlinge, dürfen wir eure Stadt und euer Gebiet betreten, oder nicht, und dürfen wir unsere Dichtungen einbringen und euch vorführen, oder wie habt ihr bei dergleichen zu verfahren beschlossen? Was würden wir darauf wohl diesen gottbegeisterten Männern richtig erwiedern? Mir scheint Folgendes: Ihr trefflichsten Fremdlinge, wir selbst sind Dichter eines Dramas, welches, soweit wir vermögen, das schönste und beste werden soll. Unsere ganze Staatsverfassung besteht nämlich in der Nachahmung des schönsten und besten Lebens, und eine solche soll eben nach unseren Begriffen das wahrhafte Drama sein. So sind wir denn beide Dichter in demselben Fache, und ihr habt uns als Nebenbuhler in der Kunst und als Mitbewerber um den Preis des schönsten Dramas anzusehen. Ein solches ist nämlich allein eine wahrhafte Gesetzgebung ins Werk zu setzen geeignet, und wir sind der Hoffnung, daß sie uns dies leisten werde. Wähnet daher nicht, daß wir es euch ohne weiteres gestatten werden, eure Schaubühnen auf unserem Markte aufzuschlagen und eure Schauspieler, die mit ihren schönen Stimmen die unsrigen übertönen würden, auftreten und öffentlich zu Knaben und Weibern und zum ganzen Volke reden und über dieselben Einrichtungen nicht die gleiche Ansicht wie wir verkünden zu lassen, sondern meistens und in den meisten Dingen das gerade Gegentheil. Vielmehr müßten ja wohl wir und der ganze Staat vollständig von Sinnen sein, wenn wir euch dies Alles zu thun verstatteten und nicht vielmehr zuvor durch die Behörde prüfen ließen, ob ihr Schickliches gedichtet habt und was sich ziemt, öffentlich vorgetragen zu werden. Drum, ihr Söhne und Sprößlinge der schmeichelnden Musen, werden wir erst eure Gesänge neben den unsrigen unseren Staatshäuptern zur Prüfung übergeben, und erst wenn diese finden, daß die euren gleiche oder sogar noch bessere Grundsätze enthalten, euch einen Chor bewilligen, im entgegengesetzten Falle aber, liebe Freunde, werden wir dazu nicht vermögend sein. — Dies Alles also soll bei uns in Ansehung des gesammten Chorreigens und der Einübung desselben die vom Gesetz geheiligte Sitte sein,

dergestalt, daß eine andere für die Sklaven, eine andere für die freien Bürger besteht, wenn es anders auch euch so gefällt. — Kleinias: Wie sollte es uns denn anders gefallen?

20. Der Athener: Nun sind für die Freien noch drei Unterrichtsgegenstände übrig: einer nämlich ist das Rechnen und die Zahlenkunde, und wiederum als einer muß zweitens die Kunst Länge, Breite und Tiefe zu messen betrachtet werden, und der dritte ist endlich die Lehre vom Umlauf der Gestirne in ihrem durch die Natur geordneten gegenseitigen Verhältniß desselben. Doch braucht dies Alles nicht in seiner Genauigkeit von der großen Mehrzahl durchgemacht zu werden, sondern nur von einigen wenigen; und wer diese sind[1]), wollen wir im weitern Verlaufe am Schlusse ausführen, weil es so am zweckmäßigsten sein wird. Vielmehr was für den täglichen Gebrauch hievon nothwendig ist und wie dies am richtigsten zu bestimmen ist, das nicht zu wissen, ist für jeden eine Schande, daß er aber Alles mit Genauigkeit durchforsche, ist nicht leicht, ja sogar unmöglich ins Wert zu setzen. Jenes Nothwendige hievon läßt sich aber andererseits auch gar nicht bei Seite werfen, vielmehr scheint der, welcher zuerst jenes Sprüchwort erfand, mit der Nothwendigkeit kämpfe selber ein Gott nicht, eben dies im Sinne gehabt zu haben; denn doch wohl nur von solchen Nothwendigkeiten, welche göttlicher Natur sind, denke ich, kann dabei die Rede sein, und in Betreff derer von menschlicher Art, welche die Leute gewöhnlich bei der Anwendung dieses Satzes ins Auge fassen, ist derselbe das Einfältigste, was sich sagen läßt. — Kleinias: Was für Zweige des Wissens, Freund, tragen denn nicht eine blos menschliche, sondern göttliche Nothwendigkeit an sich? — Der Athener: Diejenigen, meine ich, ohne deren Ausübung und Bekanntschaft keines jener höheren Wesen den Menschen ein Gott oder Dämon oder Heros sein könnte, welcher der Sorge für sie mit ernstem Streben obzuliegen fähig wäre. Und wie weit ist nun nicht ein Mensch davon entfernt, in solcher gottähnlichen Weise zu wirken, der nicht weiß, was eins und zwei und drei und überhaupt was gerade und ungerade ist, der überall nicht zu zählen und Tag und Nacht nicht zu berechnen versteht und des Laufes der Sonne, des Mondes und der übrigen Gestirne unkundig ist! Daß also dies Alles nicht nothwendige Lerngegenstände für denjenigen sein sollten, der auch nur etwas von dem Herrlichsten, was wir wissen können, kennen lernen will, das auch nur zu denken, würde ja große Thorheit sein. Was man aber hievon im Einzelnen und wie viel und wann man es lernen müsse, und was man hievon in Verbindung mit einander oder gesondert von einander zu erlernen habe, sowie überhaupt der gesammte Zusammenhang dieser Dinge, das ist es, was man zuerst richtig erfaßt haben muß, bevor man zu anderen Studien übergeht und sie nach Anleitung dieser betreibt. Denn so hat es naturgemäß die Nothwendigkeit festgestellt, von welcher wir behaupten, daß keiner der Götter weder jetzt mit ihr kämpft, noch je mit ihr kämpfen wird. — Kleinias: Es scheinen mir, Freund, diese deine Behauptungen allerdings richtig und naturgemäß zu sein. — Der Athener: Die Sache

[1]) Die Regenten, vergl. den Staat.

verhält sich auch sicher nicht anders, lieber Kleinias. Wohl aber ist es schwer, über jenes in dieser Weise Voranzustellende die gesetzlichen Bestimmungen zu treffen, und so wollen wir denn, wenn es dir recht ist, die genauere Ausführung derselben auf eine andere Zeit verschieben. — Kleinias: Ich glaube, Freund, du fürchtest unsere mit unserer Lebensgewohnheit gegebene Unerfahrenheit in solchen Dingen. Daran thust du aber nicht recht. Versuche nur dich zu erklären und halte um dieser Sorge willen nichts zurück. — Der Athener: Ich fürchte freilich auch das, was du jetzt anführst, weit mehr aber noch scheue ich solche Leute, welche eben diese Studien betrieben, aber nicht auf die rechte Weise betrieben haben. Denn eine gänzliche Unwissenheit ist gar nicht bedenklich und schlimm und keineswegs das größte Uebel, sondern die bloße Gelehrsamkeit und Vielwisserei ohne richtige Methode ist ein weit größerer Schaden. — Kleinias: Du hast Recht.

21. Der Athener: So viel also von jeder dieser Wissenschaften, werden wir behaupten, müssen alle Freien lernen, als auch die große Masse der Kinder in Aegypten gleich mit den Buchstaben lernt. Denn was zuerst das Rechnen anlangt, so gibt es ja allerlei einfach erfundene Lehrmittel für die Kinder, um sie spielend lernen zu lassen und ihnen das Lernen zur Freude zu machen: man läßt die Kinder Aepfel oder Kränze unter sich, und zwar bald unter mehrere, bald unter wenigere von ihnen, dergestalt vertheilen, daß jeder eine gleiche Zahl bekommt; man läßt sie bei ihren Faustkämpfen und ihrem Ringen sich gegen einander abpaaren und den dabei Uebrigbleibenden zurückstellen, so daß alle dabei wechselseitig mit einander, und zwar in der gewöhnlich dabei beachteten Ordnung, an die Reihe kommen; man läßt sie ferner spielend Trinkschalen von Gold, von Erz, von Silber und von anderen Massen unter einander mischen oder auch ihre ganze Anzahl auf irgend eine Weise vertheilen, kurz sie, wie gesagt, so die für den Gebrauch nothwendige Anwendung der Zahlen aus ihren Spielen durch die Anpassung derselben an diese entnehmen, und so sind dann diese Spiele den Lernenden eine nützliche Vorübung für die Aufgabe, ein Heer in Reihen und Züge zu ordnen und ins Feld zu führen und wiederum das Hauswesen zu verwalten, und machen überhaupt die Menschen sich selbst nützlicher und aufgeweckter. Außerdem aber entledigen sie sich auch hinsichtlich der Messungen von allem, was Länge, Breite und Tiefe hat, einer in allen Menschen von Natur vorhandenen ebenso lächerlichen als schmählichen Unwissenheit. — Kleinias: Welche und was für eine meinst du denn? — Der Athener: Mein lieber Kleinias, habe ich doch selber erst spät davon gehört und mich dann nicht wenig darüber verwundert, wie es mit uns in dieser Beziehung bestellt ist, nämlich meiner Ansicht nach nicht wie es Menschen, sondern vielmehr wie es Schweinen geziemt, und ich schämte mich daher nicht blos über mich selbst, sondern auch über alle Griechen. — Kleinias: Nun, weswegen denn? Sage uns doch, was du meinst, Freund! — Der Athener: Ich will es dir sagen. Oder vielmehr ich will dich frageweise darauf hinführen. Beantworte mir nur einige wenige Fragen. Du weißt doch wohl, was Länge ist? — Kleinias: Freilich. — Der Athener: Und ferner auch, was Breite? — Kleinias: Gewiß. — Der

Athener: Und doch auch, daß dies Zweierlei ist und das Dritte dazu die Tiefe? — Kleinias: Wie sollte ich nicht? — Der Athener: Dünkt dich nun nicht dies Alles gegen einander meßbar zu sein? — Kleinias: Ja. — Der Athener: Es dünkt nämlich, denke ich, daß es möglich sei, Länge gegen Länge und Breite gegen Breite und ebenso auch die Tiefe ihrer Natur nach zu messen. — Kleinias: Ja, gar sehr. — Der Athener: Wenn es nun aber einige Fälle gibt, in denen dies nicht gar sehr, ja nicht einmal gar schwer, sondern überhaupt ganz und gar nicht möglich ist, und es also vielmehr nur in gewissen Fällen angeht, in anderen aber nicht, und du dennoch von allen es glaubst, wie meinst du, daß es da mit dir in Bezug hierauf bestellt sei? — Kleinias: Offenbar schlecht. — Der Athener: Und nun ferner, denken wir Griechen nicht alle, daß Länge und Breite gegen Tiefe oder Länge und Breite gegen einander irgendwie meßbar sei? — Kleinias: Durchaus. — Der Athener: Wenn dies nun aber wiederum auf keine Weise möglich ist und die Griechen doch, wie gesagt, alle denken, daß es möglich sei, hat man da nicht Grund, sich in ihrer aller Namen zu schämen und ihnen zu sagen: Ihr trefflichsten Griechen, das ist da eins von jenen Dingen, von denen wir sagten, daß die Unkunde in ihnen schmählich sei und daß die Kenntniß von (ihnen, als von) etwas Nothwendigem noch gar kein besonderes Lob verdient? — Kleinias: Wie anders? — Der Athener: Und dazu gibt es dann noch andere hiemit verwandte Dinge, in denen uns wiederum viele Irrthümer begegnen, die mit den eben erwähnten verschwistert sind. — Kleinias: Und welche sind das? — Der Athener: Welche Beschaffenheit etwas haben muß, um gegen einander meßbar und welche, um es nicht zu sein. Denn entweder muß man beides gründlich zu unterscheiden verstehen, oder man ist durch und durch ein Pfuscher, und es müssen sich daher die Greise beständig gegenseitig hierauf bezügliche Aufgaben vorlegen und so in ihren würdigen Beschäftigungen mit einander wetteifern und ihre Zeit mit etwas zubringen, das viel edler ist als das Brettspiel. — Kleinias: Mag wohl sein; dünkt doch auch das Brettspiel und diese Studien mir gar nicht so weit aus einander zu liegen. — Der Athener: Gut denn, Kleinias, in ihnen also müssen nach meiner Behauptung die jungen Leute unterwiesen werden. Sind sie doch weder schädlich noch schwierig, und wenn die Unterweisung in denselben gleich mit ihren Spielen verknüpft wird, so werden sie ihnen Nutzen und in unserm Staate keinen Schaden bringen. Wenn aber jemand anderer Meinung ist, so wollen wir ihn anhören. — Kleinias: Freilich. — Der Athener: Und wenn es sich dann herausstellt, daß es sich dennoch so verhält, so werden wir diese Verfügungen aufnehmen, wo aber nicht, sie verwerfen. — Kleinias: Gewiß, wie sollten wir es anders machen? Und so mag es feststehen, Freund, daß diese Unterrichtsgegenstände zu den nothwendigen gehören, damit nicht unsere Gesetzgebung hier eine Lücke behalte. — Der Athener: Es mag feststehen als ein Pfand, das wieder ausgelöst werden kann, wenn die übrigen Theile der Verfassung es verlangen, sei es, daß es mich, der ich Gesetze gebe, oder auch euch, die ihr sie erhaltet, nicht ansprechen sollte. — Kleinias: Du machst einen billigen Vorschlag.

22. Der Athener: Laß uns also nach diesem die Sternkunde als Lerngegenstand für junge Leute ins Auge fassen und siehe zu, ob uns recht scheint, was man von ihr sagt oder gerade das Gegentheil. — Kleinias: Sprich nur. — Der Athener: Freilich, es kann dies wohl nicht anders als höchst wunderlich und auf keine Weise erträglich erscheinen. — Kleinias: Was denn nur? — Der Athener: Man dürfe, so heißt es bei uns, über den höchsten Gott und das Weltall keine Forschungen anstellen und müsse sich des Vorwitzes enthalten, die Ursachen ergründen zu wollen, denn das verletze die Scheu vor dem Heiligen. Und doch scheint es richtig, wenn man gerade das Gegentheil thut. — Kleinias: Wie so denn? — Der Athener: Auffallend mag die folgende Behauptung sein und man könnte glauben, daß sie einem Greise nicht zieme: Wenn man einen Zweig des Wissens für schön und wahr, dem Staate zuträglich und der Gottheit durchaus genehm hält, so ist es auf keine Weise mehr möglich, diese seine Meinung zu verhehlen. — Kleinias: Du sprichst, wie es sich gebührt. Aber wie werden wir finden, daß es mit der Sternkunde wirklich eine solche Bewandtniß hätte? — Der Athener: Ach, ihr Guten, wir Griechen reden jetzt, ich darf wohl sagen, alle Lügen von den großen Göttern, von der Sonne ebenso wie vom Monde. — Kleinias: Nun was für eine Lüge denn? — Der Athener: Wir behaupten, daß sie und einige andere Sterne mit ihnen niemals die gleiche Bahn durchwandeln und nennen sie alle daher Planeten. — Kleinias: Beim Zeus, Freund, das ist auch ganz richtig. Denn oft in meinem Leben habe auch ich selber es schon beobachtet, wie sowohl der Morgen- als der Abendstern und noch einige andere niemals in der gleichen Bahn fortlaufen, sondern überall hin umherirren; daß aber doch auch Sonne und Mond dies thun, wissen wir alle. — Der Athener: Das ist es gerade, Megillos und Kleinias, warum ich jetzt eben behaupte, daß unsere Bürger und ihre Jugend wenigstens so weit über die Götter am Himmel unterrichtet werden müssen, daß sie nicht Lästerungen über dieselben aussprechen, sondern mit frommer Verehrung von ihnen in Opfer und Gebet geziemend über sie reden. — Kleinias: Das ist ganz gut, wenn es vor allen Dingen nur möglich ist, was du da sagst, zu lernen; ist dies aber der Fall, dann gebe auch ich, wenn anders wir jetzt etwas Verkehrtes von ihnen behaupten und dagegen nach empfangener Belehrung die richtige Ansicht gewinnen werden, dir zu, daß eine Belehrung von solcher Beschaffenheit und bis zu diesem Grade wirklich nothwendig ist. Daß sich dies also so verhalte, versuche du, uns auf alle Weise klar zu machen, und wir werden uns bemühen, deiner Belehrung zu folgen. — Der Athener: Es ist das, was ich meine, allerdings nicht leicht zu lernen, doch andererseits auch nicht allzuschwer und erfordert keinen großen Zeitaufwand, wie daraus erhellt, daß ich über diesen Gegenstand keineswegs bereits in meiner Jugend, vielmehr erst vor nicht langer Zeit unterrichtet worden bin, und auch wohl im Stande sein dürfte, ihn euch deutlich zu machen, ohne daß ich lange Zeit dazu brauche, während ich doch, wenn die Sache wirklich so schwierig wäre, überhaupt nicht dazu vermögend sein würde, in meinem Alter sie Männern von eben so hohem Alter begreiflich zu machen. — Kleinias: Das ist

sehr wahr. Aber nun bezeichne uns auch den Inhalt dieses Wissens näher, auf welches du einen so hohen Werth legst und dessen Erlernung du als schon der Jugend zukommend bezeichnest, während du doch uns noch dasselbe absprichst. Versuche uns wenigstens das Nothwendigste davon so deutlich als möglich auseinanderzusetzen. — Der Athener: Wohl, ich muß es versuchen. Nicht ist nämlich, meine Besten, jene Meinung über Mond und Sonne und die anderen Gestirne richtig, daß sie jemals in der Irre umherwandelten, vielmehr finden gerade das Gegentheil statt. Denn jedes derselben durchwandelt stets dieselbe Bahn und nicht viele, sondern hat stets seinen einen Kreislauf, und es scheint nur so, als ob es in vielerlei Bahnen sich bewege, und eben so gilt dies von ihnen, welches das schnellste ist, mit Unrecht nach dem äußern Anschein für das langsamste und umgekehrt. Wenn also dies die wahre Beschaffenheit der Sache ist, wir aber nicht so über sie urtheilen, so würden wir doch wohl, falls wir über die zu Olympia wettlaufenden Pferde oder Männer ebenso dächten und den schnellsten Renner als den langsamsten, den langsamsten aber als den schnellsten bezeichneten und demgemäß mit Lobgesängen den Besiegten als den Sieger preisen, diese Lobgesänge weder richtig angebracht haben, noch auch so, daß sie den Wettläufern, sofern dies Menschen sind, genehm sein könnten: und nun, da wir in Bezug auf die Götter eben denselben Fehler begehen, glauben wir da nicht, daß das, was dort, wenn es je geschehen wäre, dann auch lächerlich und verkehrt gewesen sein würde, hier und in Bezug auf sie keineswegs lächerlich sei? Und doch ist es gewiß auch den Göttern nicht genehm, wenn wir ihnen lügenhafte Loblieder singen. — Kleinias: Sehr wahr, wenn anders dies sich wirklich so verhält. — Der Athener: Demnach, wenn ich zu zeigen vermag, daß es sich wirklich so verhält, ist dies Alles wenigstens bis zu diesem Grade hin als Lehrgegenstand aufzunehmen, wenn ich es aber nicht vermag, ist es dagegen aufzugeben? Nicht wahr, so wollen wir dies festsetzen? — Kleinias: Ja wohl.

23. Der Athener: Gut, so dürfen wir denn sagen, daß wir jetzt mit unseren Bestimmungen über die zur Bildung gehörigen Unterrichtsgegenstände zu Ende sind. — Was nun ferner die Jagd und alles dahin Einschlagende anlangt, so gilt auch hierüber die schon vorhin gemachte Bemerkung, daß die Aufgabe des Gesetzgebers weiter reichen dürfte, als daß sie mit der bloßen Abfassung von Gesetzen bereits ihr Ziel erreicht hätte, daß es vielmehr noch etwas außer den Gesetzen zu geben scheint, welches seiner Natur nach die Mitte zwischen Gesetz und Ermahnung hält, wie dies denn auch schon öfters in unseren Unterredungen zum Vorschein kam, z. B. wo wir von der ersten Erziehung der kleinen Kinder sprachen. Dort behaupteten wir nämlich, es gäbe Dinge, die zwar nicht unausgesprochen bleiben dürften, die es aber doch große Thorheit sein würde, indem man sie aussprächen, eben damit auch schon zu förmlichen Gesetzen erheben zu wollen. Wenn also einst unser ganzer Verfassungsentwurf und alle unsere Gesetze schriftlich aufgezeichnet sein sollten, so wird das Lob eines ausnehmend tugendhaften und tüchtigen Bürgers noch nicht vollkommen sein, wenn man von ihm sagt, daß er den Gesetzen am besten unterthänig sei und ihnen am meisten gehorche; nicht das ist also zu

wahrhaft guter Bürger, sondern das vollkommenere Lob wird dem gebühren, welcher nicht blos den förmlichen gesetzlichen Vorschriften des Gesetzgebers gehorcht, sondern auch nach dessen bloßem Lob und Tadel unverfälscht sein ganzes Leben einrichtet. Dies also erst ist das wahrhaft gerechte Lob eines Bürgers, und der Gesetzgeber muß in Wahrheit nicht blos eigentliche Gesetze schreiben, sondern auch, was er für löblich und für tadelnswerth hält, in nicht eigentlich gesetzlicher Form, doch mit in seine Gesetze verweben, auf daß der tüchtige Bürger dies nicht minder treu beobachten könne, als das von den Gesetzen unter Androhung von Strafen Anbefohlene. Zur Bestätigung dessen dient uns gerade der jetzt zu besprechende Punkt, und er wird noch deutlicher machen, was ich meine. Was man nämlich unter diesem gemeinsamen Namen Jagd zu begreifen pflegt, ist eine vielfältige Beschäftigung. Man macht Jagd auf die Thiere im Wasser, Jagd auf die Thiere in der Luft, am meisten aber auf die Bewohner des Landes, und zwar nicht Thiere allein, sondern auch die Jagd auf Menschen verdient Beachtung, ich meine aber damit auch nicht blos den Krieg, sondern auch die Freundschaft macht Jagd auf ihren Gegenstand, eine Jagd, die bald Lob und bald Tadel verdient, und auch Diebe und Straßenräuber sind Jäger, so gut wie die Heere, welche dem Feinde nachjagen. Da geht es nun nicht an, daß der Gesetzgeber bei den Jagdgesetzen sich nicht über diese verschiedenen Arten ausspreche, andererseits aber auch ebenso wenig, daß er für alles besondere Gesetze und Verordnungen mache und Strafen androhe. Und was bleibt ihm also zu thun übrig? Er muß lediglich loben oder tadeln, was er in Ansehung auf die Uebungen und Anstrengungen der Jugend von den verschiedenen Arten der Jagd ersprießlich oder verderblich findet; ebenso muß auch jeder Jüngling für sein Theil diesen Ermahnungen sein Ohr leihen und ihnen Folge leisten und weder durch Lust noch durch Beschwerde sich davon abhalten lassen, vielmehr es für höher anschlagen, das in Ausführung zu bringen, was nur auf dem Wege lobender Empfehlung, als was durch ein förmliches Gesetz unter Androhung von Strafen ihm vorgeschrieben ist. An diese Vorrede mag sich nun das Lob und der Tadel der Jagd selber anschließen, sowie sich beides gebührt, nämlich so, daß man diejenige, welche die Seelen der Jünglinge veredelt, empfiehlt und dagegen vor derjenigen, welche das Gegentheil bewirkt, warnt. Wir wollen also folgendermaßen in Form eines Wunsches den Jünglingen unsere Ansicht aussprechen. Liebe Freunde, möchtet ihr doch immer frei bleiben von dem Hang und der Liebhaberei zur Jagd auf der See, zum Angeln und überhaupt zum Fang der Wasserthiere, bei welcher man sich selber unthätig verhält und Reusen im Schlaf wie im Wachen für sich arbeiten läßt! Möge auch niemals euch das Gelüste beschleichen, Seeraub und Menschenfang zu treiben und so zu grausamen und gesetzlosen Jägern zu werden, und ebenso an Diebstahl, sei es auf dem Lande oder in der Stadt, Theil zu nehmen, möge euch nie auch nur im entferntesten in den Sinn kommen! Und auch die Liebe zu dem hinterlistigen und wenig edelsinnigen Vogelstellen möge sich nie eines Jünglings bemächtigen! Und so bleibt denn allein für unsere Kämpfer das Jagen und Fangen der Landthiere übrig; aber auch dabei ist die sogenannte Nachtjagd, bei

welcher man sich wechselsweise schlafen legt, nur für träge Leute angemessen, keines Lobes würdig, und ebensowenig die, bei welcher man mit Garnen und Schlingen und nicht mit dem siegreichen Muth einer Seele, die keine Anstrengung scheut, die wilde Stärke der Thiere bezwingt und ebenso viel Ruhe als Arbeit hat. Und so bleibt denn nur eine Art von Jagd für alle übrig, und sie ist die beste, nämlich die Jagd auf vierfüßige Thiere mit Pferden und Hunden und eigener Körperkraft, bei welcher man dieselben durch Lauf und Stoß und Schuß überwindet und eigenhändig erjagt, wem es um die Uebung wahrhafter Tapferkeit zu thun ist. So also mag Lob und Tadel in dieser Sache, das förmliche Gesetz aber so lauten: Jene wahrhaft geweihten Jäger soll niemand hindern zu jagen, wo und wie sie nur immer wollen, einem Nachtjäger aber und einem solchen, der sich auf Garne und Schlingen verläßt, soll nirgends zu jagen verstattet sein. Den Vogeljäger lasse man auf Brachland und Bergen sein Wesen treiben, auf angebauten Feldern oder auf heiligem, wildem Boden aber wehre ihm jeder, wer da zukommt. Den Fischer endlich lasse man in allen Gewässern mit Ausnahme von Häfen oder heiligen Flüssen, Teichen oder Seen fischen, jedoch unter der Bedingung, daß er sich nicht eines Gemisches von betäubenden Säften dazu bedient. Nun dürfen wir endlich sagen, daß wir mit den gesetzlichen Bestimmungen über das Erziehungswesen zu Ende gelangt sind. — Kleinias: So ist es.

Die folgenden Bücher vom 8.—12. Kap. enthalten die Regelung der Götterdienste, der kriegerischen Uebungen, der Wettkämpfe, die Bestimmungen über die Laster der Unzucht, über die gemeinsamen Mahlzeiten, über den Geschäftsbetrieb, Ackergesetze, die Einrichtung der Wohnungen, die Strafgesetzgebung, die sich auch auf Atheismus und Materialismus erstreckt, wobei ausführlich über die Gottheit gehandelt wird, endlich wird von der nächtlichen Versammlung, dem Erhaltungsrathe, gehandelt und von den Kenntnissen, welche seine Mitglieder besitzen müssen, damit der Staat seinen Zweck erreiche.

§ 29.

Aristoteles.

Der größte Schüler des Plato war Aristoteles. Er war 385 zu Stagira, einer griechischen Colonie am Athos, geboren. Sein Vater Nikomachus war Leibarzt bei dem macedonischen Könige Amyntas, dem Vater des Königs Philippus. Als siebzehnjähriger Jüngling ging Aristoteles nach Athen und blieb daselbst bis zum Tode seines Lehrers Plato 347, über 20 Jahre. Im Jahre 343 wurde er vom Könige Philipp berufen, seinem damals dreizehnjährigen Sohne Alexander Unterricht zu geben. Philippus soll nach einem Briefe bei Gellius (Noctes atticae IX, 3) dem Aristoteles die Geburt dieses Sohnes mit folgenden Worten gemeldet haben: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist, und ich bin dafür den Göttern dankbar, nicht sowohl deswegen, weil er geboren ist, sondern vielmehr deswegen, weil er zu deinen Lebzeiten geboren ist; denn ich hoffe, daß er, von dir erzogen und unterrichtet, meiner und der Uebernahme dieser meiner Herrschaft würdig werden wird." Welchen Einfluß Aristoteles auf seinen Zögling Alexander geübt hat, beweist Alexander's Liebe zur Dichtkunst und zu den Wissenschaften. Als Alexander gegen Persien zog,

kehrte Aristoteles nach Athen zurück und trug in dem Lykeion, einem mit Baumgängen umgebenen Gymnasium, in dem Schatten auf- und abwandelnd seine Philosophie vor. Von diesen Vorträgen im Auf- und Abwandeln erhielt seine Schule den Namen der peripatetischen. Unter seinen Schülern werden viele bedeutende Männer genannt: neben dem Unterrichte faßte er seine Schriften ab, wobei ihn Alexander unterstützte, welcher ihm zu seiner Zoologie nicht nur 800 Talente (ungefähr 3,000,000 Mark) schenkte, sondern auch Tausende von Leuten zur Thier- und Vogeljagd und zum Fischfange zur Verfügung stellte. Dreizehn Jahre lehrte Aristoteles in Athen, da wurde er der Gottlosigkeit angeklagt und er verließ Athen, damit sich die Athener nicht zum zweitenmal an der Philosophie versündigen möchten. Er begab sich nach Chalkis auf Euboea, wo er 322 v. Chr. starb.

Von seinen vielen Schriften, da er es liebte, jeden Wissensstoff abgesondert zu behandeln, nennen wir zunächst die logischen Schriften, welche unter dem Namen Organon zusammengefaßt sind. Aristoteles ist der Schöpfer der formalen Logik (Analytik) und seine Schule betrachtete dieselbe nicht als Bestandtheil, sondern als Werkzeug (Organon) der Philosophie. Die Hauptschrift des Organon sind die beiden Analytika, in der ersten entwickelt er die Elemente des wissenschaftlichen Beweises (des Schlusses), in der zweiten die Methode des wissenschaftlichen Beweisverfahrens im Großen.

Die Metaphysik umfaßt die Schriften, welche nach der Physik in die Sammlung der aristotelischen Schriften eingereiht wurden. Er untersucht darin die obersten oder letzten Gründe und Ursachen alles Seins. Wissen nämlich heißt die Ursache und den Grund eines Gegenstandes erkennen und so ist die Wissenschaft ein Wissen der Gründe und Ursachen. Es gibt aber mehrere Wissenschaften und unter diesen steht diejenige am höchsten, welche die letzten Gründe untersucht. Darum nennt er diese Wissenschaft die Fundamentalphilosophie, weil sie das Sein als solches untersucht nach Wesen und Eigenschaften, während die Physik das Sein nur betrachtet, sofern es Materie und Bewegung d. h. Natur ist. Zu den obersten Principien des Seins gehört vorzüglich die Gottheit, das ewige, übersinnliche und unveränderliche Wesen, welches bewegende Ursache des Alls ist. Darum nennt Aristoteles auch seine Fundamentalphilosophie Theologie. Indem er nun nach dem Wesen des Seins fragt, weist er die platonische Ideenlehre ab; denn die Platoniker haben keinen hinreichenden Beweis für die Existenz der Ideen geführt. Plato hat zwar Recht, daß er das Allgemeine, das begriffliche Wesen der Dinge, dessen Ausdruck die Definition ist, für wirklich erklärt; denn wenn es kein Allgemeines gäbe, so gäbe es kein Wissen, da nie alle Einzeldinge gewußt werden können, und das Wissen nur auf das Allgemeine geht. Darum aber braucht das Allgemeine, die Gattungs- und Artbegriffe, nicht von den Einzeldingen getrennt zu werden, sondern das begriffliche Wesen, was Plato Idee nennt, ist den Dingen immanent und die ihnen innewohnende Form, die von ihnen nicht getrennt werden und für sich existiren kann. Es kommt also die Form nur zur Wirklichkeit als Wesen, wenn zu ihr die Materie hinzutritt, so daß also jedes Sein mit Ausnahme der Gottheit aus Stoff und Form besteht. Damit nun aus beiden ein Einzelding entstehe, muß eine bewegende Ursache hinzukommen. Die erste bewegende Ursache nun alles Werdens ist die Gottheit, welche reine Wirklichkeit, ewig, immateriell, unbeweglich, einheitlich und reine Form als das Denken und das beste Wesen ist. Die Gottheit allein ist reine Form ohne Beimischung von Materie, alles Uebrige ist aus Stoff und Form zusammengesetzt und je nachdem die Materie überwiegt,

desto tiefer steht jedes Wesen, am höchsten steht der Mensch, in dem sich die Natur zur vollkommenen Form, zur Vernunft erhoben hat.

Die Physik behandelt Aristoteles in einer Reihe Schriften, so daß er die allgemeinen Bedingungen des natürlichen Daseins, Raum, Zeit und Bewegung, in den acht Büchern der Physik, das Weltgebäude in den vier Büchern über den Himmel und den zwei Büchern über das Entstehen und Vergehen, die organische Natur in den zehn Büchern der Thiergeschichte, den vier Büchern über die Theile der Thiere, und den fünf Büchern über die Zeugung der Thiere, endlich den Menschen in den drei Büchern über die Seele bespricht. Die Stufen der organischen Natur sind Pflanze, Thier, Mensch. Alle drei haben eine Seele, aber die Seele der Pflanze ist nur ernährend, die des Thieres ernährend und empfindend, bei der menschlichen Seele kommt noch das Denken hinzu, so daß der Mensch der Zweck der Natur ist.

Wie der Mensch sein sinnlich vernünftiges Wesen aus sich herauslebt und in die objective Welt hineinbildet, zeigt die praktische Philosophie, und zwar die Ethik, wie er es im sittlichen Einzelleben verwirklicht, die Politik, wie er es in einem sittlichen Gemeinwesen darstellt. Die Tugendlehre hat Aristoteles in der nach seinem Sohne Nikomachos benannten Nikomachischen Ethik behandelt, indem er darin das sittliche Handeln untersucht, welches aus Naturanlage und Vernunft zusammengesetzt von der Vernunft den sittlichen Charakter erhält; denn nur das, was nicht aus Trieb oder Affekt, sondern mit vernünftiger Einsicht geschieht, kann als sittlich gelten, und erst durch Uebung und Gewöhnung wird die Sittlichkeit zu einer bleibenden Beschaffenheit des Willens. Die menschliche Thätigkeit hat nun einen höchsten Zweck, und diesen nennt man das höchste Gut. Dies höchste Gut ist die Glückseligkeit, welche aber sehr verschieden von den verschiedenen Philosophen gefaßt wird. Sie besteht nach Aristoteles darin, daß der Mensch seine Aufgabe, tugendhaft thätig zu sein, löse; die äußeren Güter, besonders ein mittleres Maß derselben, befördern die tugendhafte Thätigkeit. Worin besteht aber diese tugendhafte Thätigkeit? In allem Thun gibt es ein Zuviel und ein Zuwenig und ein richtiges Maß, das zwischen beiden Extremen in der Mitte liegt. Dasjenige, welches die richtige Mitte oder das rechte Maß einhält, ist die Tugend, die Extreme sind immer tadelnswerth. Von jeder guten Arbeit kann man nichts weg- und nichts zuthun, so ist jede Tugend die Mitte zwischen zwei Lastern, z. B. die Tapferkeit die Mitte zwischen Feigheit und Verwegenheit, die Mäßigung die Mitte zwischen Genußsucht und Stumpfsinn, die Freigebigkeit die Mitte zwischen Verschwendung und Knickerei. Die höchste Tugend ist die theoretische Tugend, die Thätigkeit der Vernunft.

In der Ethik kommt das höchste Gut nur soweit in Betracht, als es im Einzelleben verwirklicht werden kann, allein im Privatleben kann es nicht zur vollständigen Sittlichkeit kommen, da viele Tugenden, z. B. die Gerechtigkeit, nur in der Gemeinschaft, im geordneten Staatsleben, welches die Tugend durch Gesetze und Erziehung fördert, möglich sind. Im Staate allein, für welchen der Mensch als ein von Natur politisches Wesen geboren ist, vollendet sich die Sittlichkeit und mit ihr die Glückseligkeit. Der Staat hat die Aufgabe, seine Bürger zu möglichst tugendhaften Menschen zu machen, und darum hat Aristoteles auch in den acht Büchern vom Staate seine Ansichten von der Erziehung niedergelegt.

Aristoteles zeigt in dieser Schrift im ersten Buche, wie die Familie die Grundlage des Staates ist, welcher aber nicht nur quantitativ, sondern auch dem

Wesen nach trotz aller Aehnlichkeit von der Familie verschieden ist. Erst im Staate wird die Selbstgenügsamkeit erreicht, und darum ist das Leben im Staate das natürliche. Die Verhältnisse der Familie sind die von Herr und Knecht, Mann und Weib, Eltern und Kindern. Nur das Verhältniß von Herr und Knecht und vom Erwerbe (die Lehre von der Hauswirthschaft) wird hier abgehandelt, das Verhältniß von Mann und Weib, Eltern und Kindern wird, da es in das öffentliche Leben eingreift, auf später verschoben. Im zweiten Buche werden dann die Ansichten der Vorgänger, besonders Plato's, über den Staat kritisirt und die bedeutendsten Verfassungen (Sparta, Kreta, Karthago) besprochen. Er erörtert dann im dritten Buche zuerst die Begriffe Staat und Bürger, dann die Frage nach der Staatsform, wobei er zu dem Schlusse kommt, daß jede Verfassung gut ist, welche das allgemeine Wohl bezweckt, und jede schlecht, in welcher das persönliche Interesse der Regierenden zur Richtschnur genommen wird, so daß er ein gutes Königthum gegen die schlechte Tyrannei, eine gute Aristokratie gegen die schlechte Oligarchie und einen guten Bürgerstaat gegen die schlechte Demokratie hervorhebt. Um nun den besten Staat zu zeichnen, betrachtet er nun vom vierten bis sechsten Buche, indem er die verschiedenen bestehenden Verfassungen würdigt, den absolut besten Staat, den relativ besten, den unter gegebenen Verhältnissen besten, die für alle Staaten am besten passende Verfassung und die Mittel, um einen herabgekommenen Staat wieder aufzurichten, und zeichnet dann den besten Staat, wie er auf Erziehung und Gesittung beruht, im siebenten und achten Buche.

In dem besten Staate des Aristoteles sollen die Gebildeten regieren. Wie aber erhält sich ein solcher Staat? Durch eine Verfassung, nach welcher jeder einzelne sich wohl befindet, glücklich lebt und tugendhaft wird. Nun werden aber die Menschen gut und tugendhaft durch drei Dinge. Diese sind: Anlage, Gewöhnung, Vernunft. Daß uns einiges angeboren ist, hat keinen Nutzen, weil die Gewöhnung es verändert. Wir haben manche Anlagen von Natur, die sich durch die Gewöhnung der Sitte zum Schlimmern oder zum Bessern wenden. Es fragt sich aber, ob die Erziehung zuerst von der Vernunft oder von der Gewöhnung ausgehen soll. Vernunft und Geist sind das Ziel unserer Natur; auf diesen Zweck muß also die Erzeugung und die Uebung der Gewohnheiten gerichtet werden.

Buch VII, 13.[1]) Ferner, wie Leib und Seele zwei verschiedene Dinge sind, so unterscheiden wir auch an der Seele zwei Theile; den vernunftlosen und den vernünftigen, und ebenfalls zwei Vermögen derselben, das Begehrungsvermögen und das Denken. Wie nun der Leib der Entstehung nach früher da ist als die Seele, so auch der vernunftlose Theil der Seele vor dem vernünftigen. Auch dies leuchtet von selbst ein, denn Erregung, Wollen, Begierde sind schon in den Kindern gleich nach der Geburt vorhanden, das Denken und die Vernunft aber entwickeln sich erst mit der weitern Ausbildung. Darum muß die Pflege des Körpers nothwendig früher beginnen als die der Seele, dann erst die des Begehrungsvermögens; die Pflege des letzteren um der Vernunft willen, die des Körpers um der Seele willen.

14. Wenn also der Gesetzgeber gleich von Anfang darauf sehen soll, daß die Leiber der Zöglinge möglichst vollkommen werden, so hat er vor allem auf die Schließung der Ehen zu achten und zu bestimmen,

[1]) Nach der Uebersetzung von Dr. Schnitzer.

wann und was für Personen einander heirathen sollen. Er muß bei den gesetzlichen Bestimmungen über diese Gemeinschaft sowohl auf die Personen, als auf die Lebensdauer Rücksicht nehmen, damit sie nach ihren Altersstufen in demselben Zeitpunkte der Reife zusammentreffen und ihre Kräfte nicht in ein Mißverhältniß gerathen. — Sodann muß er auch die Nachfolge der Kinder berücksichtigen. Denn die Kinder dürfen an Alter hinter den Vätern weder allzuweit zurück sein, denn sonst ernten weder die Eltern von den Kindern einen Dank, noch genießen die Kinder eine Unterstützung von den Vätern, noch auch ihnen zu nahe stehen, denn dies bringt mancherlei Uebelstände mit sich. Einmal ist die Achtung bei solchen Kindern geringer, weil sie gleichsam Altersgenossen der Eltern sind, und dann führt diese Nähe in der Vermögensverwaltung mancherlei Verdruß herbei. — Ferner hat er darauf zu sehen, daß die Körperbeschaffenheit der Neugeborenen der Absicht des Gesetzgebers entspreche. — Es ist daher passend, die Mädchen etwa mit achtzehn, die jungen Männer mit siebenunddreißig Jahren ungefähr zu verheirathen. — In Betreff der Aussetzung oder Auferziehung der Geborenen soll es Regel sein, kein verkrüppeltes Kind aufzuziehen. Wegen der Menge der Kinder aber darf, wenn die bestehende Sitte der Ueberzahl vorbeugt, kein Neugeborenes ausgesetzt werden; denn in diesem Falle ist die Kindererzeugung auf eine gewisse Zahl beschränkt.

15. Wenn die Kinder geboren sind, so hat man die Beschaffenheit der Nahrung als wichtig für die Kräftigung des Körpers zu beachten. Aus der Beobachtung der Thiere sowohl als derjenigen Völker, welche sich bemühen, eine kriegerische Haltung anzuerziehen, ergibt sich, daß die milchreiche Nahrung die zuträglichste für den Körper sei, sie muß aber frei von geistigem Getränk sein der leichten Erkrankung wegen. Auch Bewegung, soweit sie in einem solchen Alter zulässig ist, hat ihren Nutzen. Damit aber die Glieder in ihrer Zartheit nicht verdreht werden, bedienen sich heute noch einige Völkerschaften gewisser künstlicher Vorrichtungen, welche den Körper der Kleinen unverdreht erhalten. Zweckmäßig ist es ferner, die Kinder gleich von klein auf an Kälte zu gewöhnen; denn dies ist von dem günstigsten Einflusse auf die Gesundheit sowohl als auf kriegerische Thätigkeit. Deshalb ist es bei vielen Barbaren Sitte, die Neugeborenen entweder in einen kalten Fluß zu tauchen, oder nur mit einer leichten Hülle zu bekleiden, wie bei den Kelten. Denn zu allem, woran man sie gewöhnen kann, gewöhnt man sie besser gleich von der Geburt an, jedoch nur stufenweise. Auch ist der Körper des Kindes wegen seiner Wärme zur Abhärtung gegen die Kälte besonders fähig. Diese und ähnliche Sorgfalt ist demnach bei der ersten Altersstufe anzuwenden.

Das darauf folgende Alter bis in das fünfte Jahr, das man vernünftigerweise noch nicht zum Lernen oder zu harten Arbeiten anhalten kann, um das Wachsthum nicht zu hindern, muß Bewegung genug haben, um nicht in körperliche Trägheit zu verfallen. Diese mag man ihm neben anderen Beschäftigungen auch durch das Spiel verschaffen. Doch auch die Spiele dürfen weder für Freigeborene unschicklich, noch zu anstrengend oder erschlaffend sein. Auch auf die Erzählungen und Märchen, soweit sie dieses Alter hören darf, müssen die sogenannten Knabenaufseher Acht

haben. Denn alle solche Unterhaltungen sollen den Weg bahnen für den künftigen Beruf. Darum müssen die Spiele in der Regel Nachahmungen der späteren ernsten Beschäftigungen sein.

Das Schreien und Weinen der Kinder verbieten einige mit Unrecht in ihren Gesetzen, denn es trägt zum Wachsthum bei. Es ist eine Art von Leibesübung für die jungen Körper. Wie das Anhalten des Athems den Arbeitenden Kraft gibt, so ist es auch mit den Kindern, wenn sie ihre Stimme anstrengen.

Die Knabenaufseher müssen aber auf die Unterhaltungen der Kinder überhaupt und namentlich darauf Acht geben, daß sie so wenig als möglich mit den Sklaven zusammen sind. Denn dieses Alter, und zwar bis zum siebenten Jahre, muß nothwendig zu Hause erzogen werden. Nun ist es natürlich, daß sie schon in diesem Alter von allem, was sie Unedles hören oder sehen, die Eindrücke in sich aufnehmen. Muß also der Gesetzgeber so sehr als irgend sonst etwas alles schädliche Geschwätz überhaupt aus der Stadt verbannen, weil der Leichtfertigkeit, Schändliches zu reden, auch das Thun sehr nahe liegt, so ganz besonders aus dem Kreise der Jugend, damit sie dergleichen Dinge weder rede noch höre. Wenn aber einer in Worten oder in Werken sich etwas Verbotenes der Art erlaubt, so soll man ihn, wenn es ein Freier ist, der aber zu den gemeinsamen Mahlen noch nicht Zutritt hat, mit Ehrenstrafen und Schlägen züchtigen, wenn er aber dieses Alter hinter sich hat, seiner sklavischen Gesinnung wegen mit der Erniedrigung in den unfreien Stand bestrafen. Wenn wir aber das schändliche Reden verbannen, so versteht es sich von selbst, daß auch das Anschauen unzüchtiger Gemälde und Darstellungen verboten sein muß. Deshalb soll die Obrigkeit darauf achten, daß kein Bildwerk, kein Gemälde solche Handlungen darstelle, ausgenommen bei solchen Gottheiten, wo das Gesetz die Verhöhnung gestattet; vor diesen erlaubt das Gesetz übrigens nur den Erwachsenen sowohl für sich als für Weib und Kinder ihre Andacht zu verrichten. Die Jüngeren aber dürfen weder zu den Possenspielen noch zur Komödie als Zuschauer zugelassen werden, ehe sie das Alter erreicht haben, in welchem sie ihren Platz bei den Mahlen und Trinkgelagen bekommen und die genossene Erziehung sie gegen die daraus entspringenden Nachtheile sichern wird.

Hier haben wir jedoch diesen Gegenstand nur im Vorbeigehen besprochen; im Folgenden müssen wir länger bei der Erörterung desselben verweilen, indem wir die Frage aufwerfen werden, ob überhaupt dergleichen zu gestatten sei, oder nicht, und dann, in welcher Weise. Für den Augenblick haben wir die Sache nur in dem nothwendigen Zusammenhange erwähnt. Denn vielleicht urtheilte der tragische Schauspieler Theodor in dieser Beziehung nicht übel. Er ließ nie einen Schauspieler, auch nicht von den untergeordneten, vor sich auftreten, weil nämlich die Zuschauer sich gern von dem einnehmen lassen, was sie zuerst hören. Das Gleiche ist ja auch im Umgang mit Personen und mit Sachen der Fall. Immer haben wir eine Vorliebe für das Erste, was uns vorkam. Deswegen muß man alles Schlechte von der Jugend fernhalten, besonders aber, was zu Lasterhaftigkeit und Bosheit führt. Sobald aber die ersten fünf Jahre vorüber sind, so müssen sie in den zwei folgenden bis zum

siebenten bereits Zuschauer bei den Unterrichtsgegenständen werden, die sie nachher lernen sollen. Es sind aber zwei Altersstufen, nach welchen der Unterricht abgetheilt werden muß, die erste vom siebenten Jahre bis zur Mannbarkeit, die zweite von der Mannbarkeit bis zum einundzwanzigsten Jahre.

Die Eintheilung der Altersstufen von sieben zu sieben Jahren trifft in der Regel nicht zu. Man muß sich an die natürliche Scheidung halten. Denn alle Kunst und Bildung will nur das Mangelhafte der Natur ergänzen. Wir haben also zuerst zu untersuchen, ob überhaupt eine allgemeine Anordnung für die Erziehung getroffen werden soll; zweitens, ob es zweckmäßiger sei, die Sorge für dieselbe dem Staate oder, wie es gegenwärtig in den meisten Staaten der Fall ist, der einzelnen Familie aufzuerlegen, und drittens, worin diese Fürsorge bestehen müsse.

Buch VIII. 1. Daß der Gesetzgeber sich vorzugsweise mit der Erziehung der Jugend beschäftigen müsse, dürfte wohl niemand bezweifeln; denn die Vernachlässigung dieser Aufgabe von Seiten der Staaten bringt sogar den Verfassungen Gefahr. Die politische Bildung muß überall der Verfassung gemäß sein, denn der jeder Verfassung eigenthümlich entsprechende Volksgeist bürgt am meisten für den Bestand der Verfassung, wie er sie auch von Anfang an begründet: also der demokratische die Demokratie, der oligarchische die Oligarchie, und immer ist der bessere Volksgeist auch die Quelle einer bessern Verfassung.

Ferner gibt es in allen Fertigkeiten und Künsten eine vorbereitende Unterweisung und Gewöhnung zu deren Ausübung, folglich auch für die Handlungen der Tugend. Und da der Zweck des ganzen Staates nur einer ist, so muß offenbar auch die Erziehung eine und dieselbe für alle, und die Sorge für dieselbe eine Aufgabe des Staates, nicht Privatsache sein, wie jetzt, wo jeder nur für seine eigenen Kinder sorgt, indem er ihnen für sich besonders den besonderen Unterricht ertheilt, der ihm gut dünkt. Was aber gemeinsame Angelegenheit ist, das muß auch gemeinsam geübt werden. Zudem darf man auch nicht glauben, daß der einzelne Bürger nur sich selbst angehöre, sondern alle zusammen dem Staate; denn jeder ist ein Glied des Staates, und die Sorge für das einzelne Glied hat der Natur der Sache nach immer die Sorge für das Ganze im Auge.

Auch dies könnte man an den Lakedämoniern loben, denn sie verwenden die meiste Sorgfalt auf die Jugend und zwar von Staatswegen. Demnach ist einleuchtend, daß die Gesetzgebung für die Erziehung sorgen und sie zur gemeinsamen Angelegenheit machen muß.

Nun muß man aber wissen, was Erziehung ist und wie man erziehen soll. Denn in unserer Zeit streitet man sich über die Lehrgegenstände. Nicht alle sind einig darüber, was die Jugend lernen soll, sei es zur Ausübung der Tugend oder für den schönsten Lebensgenuß. Ebensowenig ist ausgemacht, ob man mehr auf den Verstand oder auf den sittlichen Charakter wirken soll.

Auf dem Boden der alltäglichen Erziehungsweise ist die Frage verwirrt, und keineswegs ist klar, ob man mehr die zum Lebensbedarf er-

forderlichen oder die zur Tugend führenden Fertigkeiten, oder die darüber hinausgehenden Studien treiben soll; denn jede dieser Ansichten hat ihren Vertheidiger gefunden, und hinsichtlich der zur Tugend gehörigen Kenntnisse ist man ebensowenig einig, denn auch von der Tugend haben gleich wieder nicht alle denselben Begriff, daher es natürlich ist, daß sie auch über die Erziehung zur Tugend verschiedener Meinung sind.

2. Daß nun unter den nützlichen Kenntnissen vorzugsweise die nothwendigen gelehrt werden müssen, ist außer Zweifel, jedoch nicht alle, sondern gemäß der Unterscheidung in freie und unfreie Beschäftigungen darf man sich natürlich nur mit demjenigen Theile des Nützlichen befassen, welcher den, der es treibt, nicht zum Handarbeiter (Banausen) stempelt. Als handwerksmäßig ist aber diejenige Arbeit, Kunst oder Wissenschaft anzusehen, welche den Leib oder die Seele oder den Verstand des Freien zur Uebung und zu den Geschäften der Tugend untüchtig macht; deswegen nennen wir solche Künste, welche den Körper entstellen, sowie alle Lohnarbeiten gemeine (banausische), denn sie geben dem Geiste eine unfreie und niedrige Richtung. Aber auch von den freien Wissenschaften gilt es, daß man einige anständigerweise nur bis zu einem gewissen Grade betreiben darf; sich aber allzu eifrig darauf zu legen, um zur Meisterschaft zu gelangen, bringt die erwähnten Nachtheile mit sich. Auch kommt viel darauf an, zu welchem Zwecke man etwas treibt oder lernt. Um seiner selbst oder der Freunde willen oder der Tugend halben es zu thun, ist eines Freien nicht unwürdig; wenn man aber dasselbe um anderer willen thut, so dürfte es sehr häufig als Tagelöhner- und Sklavenarbeit erscheinen. Die jetzt eingeführten Unterrichtsgegenstände neigen sich, wie schon gesagt, auf beide Seiten.

In der Regel sind es vier Fächer, in denen man die Jugend unterrichtet: Grammatik, Gymnastik, Musik und als viertes bei einigen Zeichenkunst; die Grammatik und Zeichenkunst, weil sie zum Lebensbedarf brauchbar und sonst von vielseitigem Nutzen sind; die Gymnastik, weil sie zur Tapferkeit erzieht; über den Zweck der Musik kann man bereits im Zweifel sein. Gegenwärtig befassen sich die meisten mit ihr blos zum Vergnügen; vor Zeiten dagegen rechnete man sie zu den Erziehungsmitteln, weil die menschliche Natur selbst, wie schon oft gesagt worden, das Bedürfniß hat, nicht blos in der rechten Weise thätig, sondern auch in schöner Weise müssig sein zu können; denn sie ist, um es noch einmal zu sagen, das bestimmende Princip in allem.

Da einmal beides nöthig ist, die Muße aber der Geschäftigkeit vorzuziehen, so entsteht die Frage, womit man überhaupt in der Muße sich beschäftigen soll. Offenbar doch nicht mit Spielen, sonst müßte das Spiel für uns Lebenszweck sein. Ist aber dies unstatthaft, und sind die Spiele vielmehr im Geschäftsleben zuläßig, sofern der Arbeitende auch der Erholung bedarf und das Spiel zur Erholung dient, die Geschäftigkeit aber mit Arbeit und Anstrengung verbunden ist, so folgt, daß man den Spielen nur mit sorgfältiger Wahl der Zeit Eingang gestatten darf und sie wie eine Arznei gebrauchen muß. Denn diese Art von Gemüthsbewegung ist Abspannung und — in Folge des damit verbundenen Vergnügens — Erholung. Die Muße dagegen enthält gewiß an sich schon das Ver-

gnügen, die Glückseligkeit und seliges Leben. Diesen Genuß hat man aber nicht vom Geschäftsleben, sondern nur von der Muße. Denn der Geschäftige arbeitet für einen Zweck, der noch nicht erreicht ist; die Glückseligkeit aber ist ein Ziel, das jedermann nicht mit Unlust, sondern mit Lust verbunden denkt. Diese Lust jedoch finden nicht alle in der nämlichen Empfindung, sondern je nach Eigenthümlichkeit und Charakter jeder in einer anderen; der Beste in der besten, die nur aus dem Schönsten hervorgeht.

Es ist also klar, daß man auch für den Genuß der Muße manches lernen und darin gebildet werden muß, und daß dieses Bilden und Lernen um seiner selbst willen geschieht, während das, was für das Geschäftsleben gelernt wird, nur unentbehrliches Mittel zu anderen Zwecken ist. Deswegen haben auch die Alten die Musik zur Erziehung gerechnet, nicht als unentbehrliches Mittel (denn dazu ist sie gar nicht geeignet), oder als etwas Nützliches, wie die Sprachkenntniß zu Geldgeschäften, zur Hauswirthschaft, zu den Wissenschaften und zu mancherlei öffentlichen Geschäften (so gilt ja auch das Zeichnen als nützlich, um die Werke der Künstler besser beurtheilen zu können), oder auch, wie die Gymnastik, als nützlich für Gesundheit und Stärke; denn nichts der Art sehen wir aus der Beschäftigung mit der Musik hervorgehen. Es bleibt also nur noch übrig, daß sie der Unterhaltung in der Muße diene, und zu diesem Zweck wird sie offenbar angewandt, denn man rechnet sie zu den Gegenständen der Freigeborenen. Darum sagt auch Homer:

„Sondern wen sich geziemt zum fröhlichen Schmause zu laden",

und nach Aufzählung einiger anderen:

„Welche den Sänger berufen, der alle zusammen ergötze."

Und an einer andern Stelle sagt Odysseus, das sei die beste Unterhaltung, wenn unter fröhlichen Menschen

„Sitzet die schmausende Schar in der Halle und lauschet dem Sänger, Reihenweis nebeneinander."

3. Daß es also eine Bildung gibt, die man seinen Kindern ertheilen muß, nicht, als ob sie von besonderem Nutzen oder unentbehrlich wäre, sondern weil sie einem Freien anständig und schön ist, leuchtet ein, ob es aber ein einziger Gegenstand ist, oder der Zahl nach mehrere, und welches diese sind, und wie sie zu betreiben sind, davon ist später zu reden. Für jetzt haben wir vorläufig so viel gewonnen, daß wir auch von den Alten ein Zeugniß in Betreff der hergebrachten Unterrichtsgegenstände besitzen. Ein Beleg dazu ist eben die Musik. Ebenso einleuchtend ist es ferner, daß man auch in den nützlichen Gegenständen seine Kinder unterrichten lassen muß nicht blos wegen des unmittelbaren Nutzens, wie z. B. im Lesen und Schreiben, sondern auch, weil sie das Mittel sind, viele andere Kenntnisse sich zu erwerben. So auch im Zeichnen, nicht sowohl dazu, daß sie bei Einkäufen keine Mißgriffe thun, oder beim Kauf und Verkauf von Kunstsachen sich vor Betrug wahren können, als vielmehr darum, weil es das Urtheil über schöne Körperformen schärft. Ueberall nur nach der Nützlichkeit zu fragen, schickt sich am wenigsten für edelgesinnte und freie Menschen.

Da es nun ausgemacht ist, daß man früher durch Gewöhnung als durch Unterricht, und den Körper früher als den Verstand bilden muß, so folgt von selbst, daß man die Kinder zuerst der Gymnastik und der Ringkunst übergeben muß, denn jene bildet die Haltung des Körpers, diese die Fertigkeiten.

Heutzutage pflegen die Staaten, welche im Rufe stehen, am meisten für die Jugend zu sorgen, einerseits ihr nur eine athletische Haltung zu verleihen mit Beeinträchtigung der Gestalt und des Wachsthums der Körper; die Lakonen dagegen verfielen zwar nicht in diesen Fehler, sie machen sie aber durch Anstrengungen zu wilden Thieren, als ob dies der beste Weg zur Tapferkeit sei. Allein man darf, wie schon oft gesagt worden, bei der Erziehung weder überhaupt nur auf eine, noch vorzugsweise auf diese Tugend sehen. Und wäre auch das Letztere richtig, so erreichen sie diesen Zweck nicht einmal. Denn weder bei den Thieren, noch bei den Völkern sehen wir die Tapferkeit im Gefolge der wildesten, sondern vielmehr der ruhigeren und löwenartigen Charaktere. Es gibt viele Völker, welche zum Morden und Menschenfressen gleich bei der Hand sind, wie die Achäer und Heniochen am schwarzen Meere und einige andere Stämme des Binnenlandes, theils in ähnlichem, theils in noch höherem Grade; es sind raublustige Völker, aber Tapferkeit besitzen sie nicht. Wissen wir ja doch von den Lakonen selbst, daß sie, so lange sie in ihrer Lust zu schweren Arbeiten beharrten, den Andern überlegen waren, jetzt aber in den Leibesübungen wie in den kriegerischen Kämpfen den Uebrigen nachstehen. —

Denn durch die Art und Weise, wie sie die Jünglinge übten, bekamen sie nicht die Uebermacht, sondern allein dadurch, daß sie keine Gegner hatten, die sich ebenfalls übten.

Also das Schöne, nicht die Wildheit soll den ersten Rang einnehmen. Denn nicht ein Wolf, oder sonst ein wildes Thier vermag irgend einen schönen Kampf zu bestehen, sondern allein der tapfere Mann. Wer die Knaben in dieser Richtung zu weit gehen läßt und ihre Ausbildung in dem, was Noth thut, versäumt, der richtet sie in Wahrheit nur zu handwerksmäßigen Menschen ab, indem er sie nur zu einerlei Verrichtung für den Staatszweck brauchbar macht, und dazu noch, wie bewiesen ist, schlechter als andere. Man muß aber die Lakonen nicht nach ihren früheren Thaten beurtheilen, sondern nach ihren jetzigen. Jetzt haben sie ebenbürtige Gegner in ihrer Erziehungsart, früher hatten sie keine.

4. Ueber die Anwendung gymnastischer Uebungen also und über das Maß dieser Anwendung sind wir einverstanden. Bis zur Reife des Alters sind leichtere Uebungen vorzunehmen, mit Vermeidung aller Zwangsdiät und Zwangsarbeiten, damit das Wachsthum auf kein Hinderniß stoße. Daß man dieses herbeiführen kann, dafür ist folgender Umstand kein geringer Beweis. Man findet unter den olympischen Siegern höchstens zwei oder drei, welche als Männer und auch schon als Knaben gesiegt haben, weil sie in der Jugend gewöhnlich durch übertriebene Anstrengung bei den Leibesübungen sich die Kraft raubten. Wenn aber die reifere Jugend drei Jahre mit den übrigen Unterrichtsgegenständen zugebracht hat, dann ist es schicklich, das folgende Alter zu Anstrengungen und Zwangs-

kost anzuhalten. Denn Geist und Körper zugleich anstrengen darf man nicht, weil jede dieser beiden Anstrengungen ihrer Natur nach entgegengesetzt wirkt, indem die des Körpers den Geist, die des Geistes den Körper hindert.

Ueber die Musik haben wir schon oben einige Fragen erörtert; nun wird es aber angemessen sein, dieselben hier wieder aufzunehmen und die Sache weiter zu führen, um für die Untersuchungen, die vielleicht ein Anderer darüber anstellen will, gewissermaßen einen Leitfaden an die Hand zu geben. Denn es ist nicht so leicht auseinanderzusetzen, welche Bedeutung sie hat, oder zu welchem Zweck man sie sich aneignen soll; ob etwa nur zur Kurzweil und Erholung, wie Schlafen und Trinken, — denn diese beiden Dinge gehören zwar nicht an sich zu den ernsthaften Beschäftigungen, sind aber angenehm und wiegen zugleich die Sorgen in Schlummer, wie Euripides sagt; weshalb man eben auch die Musik in diese Klasse setzt und alle drei zu gleichem Zweck anwendet, Schlaf, Wein und Musik; auch den Tanz rechnet man dazu —; oder ob man vielmehr der Musik auch eine sittliche Wirkung beilegen soll, sofern, ähnlich wie die Gymnastik dem Körper eine gewisse Haltung verleiht, auch die Musik im Stande ist, dem Charakter eine gewisse Richtung zu geben, indem sie gewöhnt, mit Anstand fröhlich zu sein; oder endlich (und dies wäre als ein dritter Zweck zu betrachten), ob sie zur feinern Lebensart und zur Aufhellung des Geistes beitrage.

Daß man nun die Jugend nicht blos zur Kurzweil unterrichten soll, unterliegt keinem Zweifel; denn so lange sie lernen, spielen sie nicht; das Lernen ist vielmehr mit Unlust verbunden. Auch als bloßen Lebensgenuß darf man die Musik den Knaben und dem jugendlichen Alter überhaupt nicht zuweisen, denn dem Unreifen steht der Genuß der Reife nicht an. Aber vielleicht sagt man: was bei den Knaben Ernst ist, soll ihnen zum Spiele dienen, wenn sie gereifte Männer geworden sind. Wenn dem wirklich so ist, warum sollen sie es denn selbst lernen, und nicht lieber, wie die persischen und medischen Könige, durch Vermittelung anderer, die das für sie besorgen, ihren Theil an dem Vergnügen und der Kunst haben? Nothwendigerweise müssen ja diejenigen den Zweck besser erreichen, welche die Sache zu ihrem Hauptgeschäft und zum Beruf gemacht haben, als solche, die nur so viel Zeit darauf verwenden als zum Kennen erforderlich ist. Sollen sie aber in dergleichen Künsten selbst es zu einer Vollendung bringen, dann müßte man sie ebensowohl auch mit der Kochkunst ausrüsten. Das wäre doch ungereimt.

Dieselbe Einwendung trifft auch die Annahme, daß die Musik geeignet sei, die Sitten zu veredeln. Warum sollen die Knaben in diesem Falle die Musik selbst lernen, anstatt durch Anhörung anderer zu lernen, mit Anstand fröhlich zu sein und mit Geschmack zu urtheilen, wie dies bei den Lakedämoniern der Fall ist? Diese behaupten doch, ohne Musik zu lernen, gute und schlechte Gesänge richtig beurtheilen zu können. Ebenso verhält sich's wohl auch mit der Voraussetzung, daß sie zur Erheiterung und zu edler Unterhaltung dienen solle. Warum sollen sie sie selbst lernen, anstatt sie von anderen, die sie ausüben, zu genießen? Man kann sich dafür auf die Vorstellung berufen, die wir von den

Göttern haben. Singt und spielt ja auch Zeus nicht selbst bei den Dichtern. Im Gegentheil, wir halten die Musikanten für Brotkünstler und die Ausübung ihrer Kunst für eines freien Mannes nicht würdig, es sei denn beim Wein oder zum Scherze. Doch hierauf kommen wir vielleicht später zurück.

5. Die erste Frage ist: ob die Musik zur Erziehung zu rechnen sei oder nicht, und was sie in den drei in Frage gestellten Beziehungen für eine Wirkung habe, ob sie zur Bildung oder zur Kurzweil oder zur geistigen Unterhaltung diene? Mit Recht wird sie wohl auf alle drei Zwecke bezogen, und offenbar hat sie auch diese dreifache Wirkung. Das Spiel ist zur Erholung da, die Erholung aber ist nothwendig etwas Angenehmes, denn sie ist eine Art Heilmittel gegen die aus Anstrengungen hervorgehende Unlust. Auch die Unterhaltung in der Muße soll zugestandenermaßen nicht nur das Schöne, sondern auch das Vergnügen in sich begreifen, denn beides zusammen erzeugt die Glückseligkeit. Die Musik aber erklären wir doch alle ohne Ausnahme für etwas höchst Angenehmes, sei es für sich allein, oder mit Gesang verbunden. Sagt doch auch Musäos:

„— Gesang, der Sterblichen süßestes Labsal."

Deswegen zieht man sie auch mit Recht zu Gesellschaften und Unterhaltungen hinzu, weil sie heiter zu stimmen vermag. Schon aus diesem Grunde dürfte man also behaupten, daß die Jugend darin unterrichtet werden müsse. Denn alles unschuldige Vergnügen paßt nicht blos zum Lebenszweck, sondern auch zur Erholung. Da nun aber die Menschen selten so glücklich sind, das höchste Ziel zu erreichen, der Erholung und den Spielen dagegen sich häufig hingeben, nicht immer eines Vortheils, sondern auch des bloßen Vergnügens wegen, so dürfte es zuträglich sein, die Jugend ihre Erholung in musikalischen Genüssen suchen zu lassen. Freilich kommt es auch vor, daß die Menschen das Spiel zum Lebenszweck machen. In der Erreichung des Zweckes liegt nämlich allerdings auch ein Genuß, aber nicht der gemeine; indem sie nun nach dem ersteren trachten, nehmen sie den letzteren für jenen, weil er mit dem Zwecke der sittlichen Handlungen eine Aehnlichkeit hat. Wie nämlich der Lebenszweck nicht als Mittel zu entfernteren Zwecken wünschenswerth ist, so haben auch diese Art Vergnügungen keinen darüber hinausliegenden Zweck, sondern nur im Vergangenen, in Mühe und Unlust ihren Grund. Und diesen Grund kann man doch mit Recht für den eigentlichen Beweggrund halten, aus welchem die Leute ihre Glückseligkeit in diesen Vergnügungen suchen. Für die allgemeine Theilnahme an der Musik spricht aber nicht blos dieser Grund, sondern auch der Umstand, daß sie Erholung von Anstrengungen gewährt, wie natürlich. Allein wir haben noch zu untersuchen, ob dies nicht etwa nur ein zufälliger Nutzen ist, ihr Wesen dagegen von höherem Werthe als blos für den genannten Gebrauch, und ob man vielleicht nicht blos das gemeine Vergnügen, das alle dabei empfinden, von der Musik zu genießen habe (denn sie hat etwas sinnlich Angenehmes, weshalb sie jedem Alter und jeder Bildungsstufe eine freundliche Beschäftigung ist), sondern darauf zu sehen, ob sie

nicht auch auf die Sitten und das Gemüth Einfluß habe. Dies dürfte aber erwiesen sein, wenn sich zeigt, daß wir durch sie in eine gewisse Gemüthsverfassung versetzt werden.

Daß wir nun wirklich in eine solche versetzt werden, zeigt sich außer vielen anderen Beispielen ganz besonders an den Gesängen des Olympos[1]): denn diese erfüllen nach allgemeinem Zugeständniß die Seelen mit Begeisterung. Begeisterung aber ist eine sittliche Gemüthsbewegung. Zudem fühlen beim Anhören mimischer Darstellungen, auch abgesehen von Rhythmus und Gesang, alle die gleichen Empfindungen nach. Wenn es nun daneben die Eigenschaft der Musik ist, zu dem Angenehmen zu gehören, die Tugend aber sich darin äußert, daß man in der ersten Weise sich freut, liebt und haßt, so hat man offenbar nichts so eifrig zu lernen und sich zu eigen zu machen, als ein richtiges Urtheil und die rechte Freude an guten Sitten und schönen Handlungen. Nun liegt aber in den Rhythmen und Gesängen, neben ihren natürlichen Wirkungen, die Versinnlichung des Zornes und der Sanftmuth, der Tapferkeit und Besonnenheit, und der entgegengesetzten, sowie überhaupt aller Gemüthsbewegungen. Das beweisen die Wirkungen. Denn indem wir eine solche Musik anhören, erfahren wir eine Umstimmung des Gemüthes. Die Gewöhnung aber, an dem bildlichen Ausdruck Freude oder Unlust zu empfinden, hängt nahe zusammen mit dem Verhalten gegenüber den Eindrücken der Wirklichkeit. Z. B. wer an dem Anschauen eines Bildes aus keinem andern Grunde als wegen der schönen Gestalt Vergnügen findet, dem muß nothwendig auch der Anblick der Person selbst, deren Bild er betrachtet, angenehm sein. Nun haben überdies die anderen Sinneswahrnehmungen entweder gar keine Aehnlichkeit mit sittlichen Eindrücken, wie die des Tastsinns und des Geschmacks, oder nur geringe, wie das Sichtbare: dahin gehören gewisse Körperbewegungen, doch nur in beschränktem Maße, und nicht jeder ist für diese Wahrnehmungen empfänglich. Auch sind das nicht wirkliche Darstellungen sittlicher Zustände, sondern die Erscheinungen in Haltung und Farbe sind vielmehr nur Zeichen von Gemüthszuständen. Und diese Zeichen treten am Körper auch nur in der Leidenschaft hervor. Sofern aber auch in der Betrachtung dieser Darstellungen wieder ein Unterschied stattfindet, soll die Jugend nicht die Werke eines Pauson[2]), sondern die des Polygnotos[3]) oder eines andern Malers oder Bildhauers anschauen, der das Sittliche ausdrückt.

In den musikalischen Erzeugnissen dagegen finden sich unmittelbar wirkliche Darstellungen sittlicher Zustände. Und dies ist einleuchtend. Denn schon die Natur der Tonarten ist so verschieden, daß der Hörer verschieden gestimmt wird und nicht bei jeder derselben gleichmäßig fühlt, sondern bei einigen trauriger und gedrückter, wie bei der mixolydischen, bei den anderen weichlicher, wie bei den schmelzenden Tonarten, wieder

[1]) Olympos ist der Sage nach ein Schüler des Marsyas aus Phrygien und durch sein Flötenspiel berühmt.

[2]) Pauson, ein Zeitgenosse des Aristoteles, malte wahrscheinlich das niedrig Komische.

[3]) Polygnotos, der erste große Maler Griechenlands, lebte zur Zeit des Sokrates.

bei einer andern vorzugsweise ernst und ruhig gestimmt wird, was bekanntlich die dorische Tonart unter allen allein bewirkt, während die phrygische Begeisterung erweckt.

Dies sind die richtigen Unterscheidungen derer, die über diesen Theil der Erziehung philosophirt haben, und sie können die Belege für ihre Bestimmungen aus wirklichen Thatsachen entnehmen. Das gleiche Verhältniß findet nämlich auch bei den Rhythmen statt: die einen haben mehr den Charakter der Gemessenheit, andere der Beweglichkeit, und von dem letztern die einen mehr eine ungestüme, die andern eine freiere und edlere Bewegung. Daraus ist klar, daß die Musik die Eigenschaft besitzt, die Seele in eine gewisse sittliche Stimmung zu versetzen. Wenn sie aber diese Wirkung haben kann, so ist unstreitig, daß man sie bei der Jugend in Anwendung bringen und diese darin unterrichten muß. Zudem paßt auch der Musikunterricht zu der Natur dieser Altersstufe, denn die Jugend hält wegen ihres Alters nicht gern aus bei einem Gegenstande, der keinen Reiz hat, die Musik aber gehört ihrer Natur nach zu dem Reizenden. Auch scheint eine gewisse Verwandtschaft (der Seele) mit den Harmonien und Rhythmen stattzufinden, weshalb viele Philosophen behaupten, die Seele sei selbst eine Harmonie, andere wenigstens, sie enthalte eine Harmonie.

6. Nun ist aber die oben aufgeworfene Frage zu beantworten, ob die Jugend selbst singen und Instrumente spielen lernen soll. Außer Zweifel ist, daß für die Ausbildung in irgend einer Sache sehr viel darauf ankommt, ob man sich selbst mit der Ausübung befaßt. Denn es gehört ins Reich des Unmöglichen, oder doch sehr Schwierigen, über etwas zu einem richtigen Urtheil zu gelangen, mit dessen Ausübung man sich nicht befaßt hat. Zugleich müssen die Kinder auch eine unterhaltende Beschäftigung haben, und selbst die Kinderklapper des Archytas ist für eine gute Erfindung zu achten, die man den Kindern gibt, damit sie mit dieser beschäftigt, nicht etwas vom Hausgeräthe zerbrechen; denn das Kind kann nicht still sitzen. Wie nun dieses Spielzeug für die Kleinen paßt, so ist der Unterricht eine Klapper für die größeren Knaben. Daß man also den Musikunterricht so treiben muß, daß sie sich mit der Ausübung befassen, leuchtet demnach von selbst ein. Was sich aber für das einzelne Alter schickt oder nicht, das ist nicht schwer zu unterscheiden und damit auch dem Einwurf zu begegnen, daß die Ausübung dieser Kunst etwas Handwerksmäßiges sei. Denn fürs Erste, da man, um richtig urtheilen zu können, sich mit der Ausübung abgeben muß, so ist es zweckmäßig, aus diesem Grunde in der Jugend Musik zu treiben, in reiferem Alter dagegen mag man von der Ausübung abstehen und sich begnügen, in Folge der in der Jugend erworbenen Kenntniß das Schöne an ihr richtig beurtheilen und mit Geschmack genießen zu können.

Was aber den Vorwurf des Handwerksmäßigen betrifft, den einige der Musik machen, so ist es nicht schwer, ihn zu beseitigen, wenn man bedenkt, wie weit sich die zur politischen Tugend zu erziehenden Knaben mit den Uebungen befassen, mit welcherlei Melodien und Rhythmen sie sich vertraut machen und was für Instrumente sie spielen lernen sollen: denn auch darin ist natürlich ein Unterschied und darauf beruht eben die

Beseitigung jenes Vorwurfs. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß einige Arten von Musik die genannte Wirkung haben.

Es liegt nun auf der Hand, daß das Erlernen der Musik weder dem künftigen Beruf hinderlich werden, noch den Körper verkrüppeln und für die kriegerische und politische Thätigkeit unbrauchbar machen darf, für die erstere sogleich, für die letztere späterhin. Dazu mag es genügen, wenn man beim Unterricht verhütet, daß die Zöglinge eine Fertigkeit anstreben, wie sie für den Wettstreit der Künstler erfordert wird, und namentlich nicht jene übertriebenen Kunststücke, die sich heutzutage in die öffentlichen Kämpfe und von den Kämpfen aus in den Unterricht eingeschlichen haben, sondern auch diese Dinge nur so weit lernen läßt, um sich an schönen Gesängen und Rhythmen erfreuen zu können und nicht blos an der Musik im Allgemeinen, wie sogar einige Thiere und der große Haufe der Sklaven und Kinder.

Daraus erhellt auch, welcher Instrumente man sich bedienen soll. Man darf keine Flöte beim Unterricht anwenden, und ebenso wenig ein anderes Instrument des künstlerischen Wettstreits, wie die Kithara und was sonst dahin gehört; sondern nur solche, die das Gehör bilden, sei es für den Musikunterricht oder für den übrigen. Zudem ist die Flöte gar nicht geeignet, eine sittliche Wirkung, vielmehr nur um leidenschaftliche Aufregung hervorzurufen; daher sie nur in solchen Fällen anzuwenden ist, wo es mehr auf Reinigung der Leidenschaften als auf Belehrung ankommt. Ich möchte noch hinzusetzen, daß der Flöte in Beziehung auf die Erziehung auch das entgegensteht, daß das Flötenspiel die Begleitung des Wortes nicht zuläßt. Darum haben auch die Vorfahren ihren Gebrauch bei freigeborenen Jünglingen mit Recht verworfen, obgleich sie sich anfangs derselben bedient hatten. Denn als sie in Folge vermehrten Wohlstandes mehr Muße gewannen und die Geister einen höheren Schwung zur Vervollkommnung nahmen, zumal kurz vor und nach den Perserkriegen im stolzen Gefühl ihrer Thaten, ergriffen sie alles, was zu lernen war, ohne Unterscheidung, nur immer mehr suchend. Dabei nahmen sie auch das Flötenspiel unter die Unterrichtsfächer auf. In Lakedämonien begleitete selbst einmal ein Chorege den Chor mit der Flöte, und in Athen wurde sie so einheimisch, daß fast der größte Theil der Freigeborenen sich darauf verstand. Man sieht dies noch an dem Gemälde, das Thrasippos aufstellte, als er dem Ekphantides den Chor bestellt hatte. Später wurde sie abgeschafft, weil man in Folge der Erfahrung, die man damit gemacht, besser unterscheiden gelernt hatte, was die sittliche Bildung fördere und was nicht. Gleicherweise (verwarf man) auch viele andere der alten Instrumente, wie die Pektiden und Barbiten und diejenigen, welche nur die Sinnlichkeit in den Zuhörern aufregen, die Siebenecke, Triangel und Sambyken, und überhaupt alle, die eine besondere Fingerfertigkeit erfordern.

Sehr bezeichnend ist daher auch der Mythos, den die Alten von der Flöte erdacht haben. Man erzählt, daß Athene die von ihr erfundene Flöte weggeworfen habe; auch lautet der Grund, den man dafür angibt, nicht übel, daß die Göttin aus Unwillen über die Entstellung des Gesichtes dies gethan; wahrscheinlicher jedoch wohl aus dem andern

Grunde, weil der Unterricht im Flötenspiel zur Geistesbildung nichts nütze ist; der Athene aber legen wir ja Kunst und Wissenschaft bei.

7. Wir verwerfen also den technischen Gebrauch der Instrumente, wie die technische Ausübung der Musik in der Erziehung. Technisch nennen wir aber den Gebrauch für die Wettkämpfe; denn wer dafür die Kunst übt, betreibt sie nicht um seiner eigenen Vervollkommnung willen, sondern um den Zuhörern ein — und zwar grobsinnliches — Vergnügen zu machen. Deswegen erklären wir diese Beschäftigung eines Freigeborenen unwürdig und vielmehr für eine Sache des Broterwerbs; und bei solchen tritt dann auch der Fall ein, daß sie zum Handwerker herabsinken. Denn das Ziel, auf das sie ihre Thätigkeit richten, ist ein schlechtes. Der grobsinnliche Zuhörer hat gewöhnlich auch auf die Musik den nachtheiligen Einfluß, daß er die Künstler, die sich nach seiner Laune richten, sowohl geistig als in Folge der Verzerrungen auch körperlich schlechter macht.

Nun ist noch zu untersuchen die Frage von den Harmonien und Rhythmen: ob man nämlich zur Ergötzung alle Harmonien und Rhythmen benutzen darf, oder ob ein Unterschied gemacht werden muß; sodann ob wir für die Zwecke der Erziehung denselben Unterschied festhalten dürfen, oder ob noch eine weitere Unterscheidung nöthig ist, sofern die Musik bekanntlich aus Melodie und Rhythmus besteht, und von jedem dieser beiden Elemente bekannt sein muß, welchen Einfluß es auf die Erziehung habe, und ob die melodische oder die rhythmische Musik den Vorzug verdiene.

In der Ueberzeugung, daß über diese Fragen einige der jetzigen Musiker sowohl als Philosophen, soweit sie sich praktisch mit der musikalischen Bildung befaßt haben, manche treffliche Bemerkung machen, überlassen wir es dem Einzelnen, der Lust hat, die genauere Erörterung der Sache bei jenen nachzulesen, und wollen hier nur in allgemeinen Umrissen die Hauptgrundsätze darüber festsetzen. Wenn wir also die von den Philosophen gemachte Eintheilung der Gesänge aufnehmen, wonach die einen eine sittlich veredelnde, die anderen eine zur Thatkraft ermunternde, wieder andere eine begeisternde Wirkung haben und der Charakter der Harmonien jeder einzelnen dieser Gattungen entspricht; wenn wir ferner behaupten, daß man die Musik nicht um eines einzigen Vortheils willen anwenden müsse, sondern zu mehreren Zwecken (nämlich zur Bildung, zur Läuterung, drittens zu edler Unterhaltung, zur Abspannung und Erholung nach angestrengter Arbeit); so ergibt sich klar, daß man von allen Harmonien Gebrauch machen muß, aber nicht von allen in derselben Beziehung; sondern zur Erziehung von sittlichen, zum bloßen Anhören, wobei andere die Kunst ausüben, von den zu Thaten ermunternden und den begeisternden. Denn die Gemüthsbewegung, die bei einigen Seelen sich heftig äußert, kommt in allen vor; der Unterschied liegt nur in dem stärkeren oder schwächeren Grade; so z. B. Mitleiden, Furcht, ja auch Begeisterung. Manche nämlich sind dieser Bewegung besonders unterworfen, man sieht aber, wie sie mittelst der heiligen Gesänge, wenn sie die die Seele besänftigenden Tonweisen anwenden, zu sich selbst gebracht werden, als wären sie durch ein Heilmittel geläutert. Gleiches müssen aber auch diejenigen empfinden, welche von Mitleiden, Furcht oder einer sonstigen Leidenschaft bewegt sind, und die übrigen je nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit; alle

aber müssen nothwendig eine gewisse Läuterung und eine wohlthuende Erleichterung erfahren.

Ebenso gewähren aber auch die läuternden Tonweisen den Menschen eine unschuldige Freude. Deswegen sind die Künstler der theatralischen Musik auf den Gebrauch solcher Harmonien und solcher Gesänge anzuweisen. Da es jedoch zweierlei Klassen von Zuschauern gibt, die eine der Freigebornen und Gebildeten, die andere der Grobsinnlichen, aus Handwerkern, Taglöhnern und dergleichen Leuten bestehend, so muß man die Wettkämpfe und Festspiele auch zur Erholung für solche Leute einrichten. Wie die Gemüther derselben von der naturgemäßen Stimmung abweichen, so gibt es auch Abarten der Harmonien und von den Gesängen namentlich die rauschenden und verfärbten. Jedem Menschen macht aber das seinem Charakter Entsprechende Vergnügen, deshalb muß man den theatralischen Künstlern die Freiheit einräumen, in der Wahl der Gattung von Musik sich nach dem Geschmack der Zuschauer zu richten. Für die Erziehung aber soll man sich, wie gesagt, nur der sittlich wirkenden Gesänge und Harmonien bedienen. Das ist, wie oben bemerkt worden, die dorische Weise. Dabei ist jede andere zuzulassen, welche etwa die philosophisch gebildeten Musikkenner empfehlen. Mit Unrecht aber läßt Sokrates im platonischen Staat neben der dorischen nur die phrygische gelten, und zwar nachdem er unter den Instrumenten die Flöte verworfen. Denn die phrygische Tonart hat unter den Harmonieen die gleiche Wirkung, die unter den Instrumenten die Flöte. Beide sind wild begeisternd und leidenschaftlich. Dies beweist auch die Poesie. Denn alle bacchantische oder ähnliche Gemüthsbewegung findet vorzugsweise ihren Ausdruck in der Flöte, und unter den Harmonien am passendsten in den phrygischen Melodien, wie ja der Dithyrambus anerkanntermaßen als eine phrygische Erfindung gilt. Dafür wissen die Verfechter dieser Ansicht viele Belege anzuführen, unter andern auch diesen, daß Philoxenos, als er einen Dithyrambus, die Mysер, in dorischer Weise zu setzen versuchte, damit nicht zu Stande kam, sondern der Natur der Sache nach unwillkürlich wieder in die phrygische, als die entsprechende Harmonie, verfiel.

Von der dorischen Weise urtheilt man allgemein, daß sie die gemessendste sei und am meisten einen männlichen Charakter habe. Da wir überdies die Mitte zwischen zwei Extremen grundsätzlich für die überall einzuschlagende Richtung halten, die dorische Weise aber gerade in diesem Verhältniß zu den anderen Harmonien steht, so versteht es sich, daß die dorischen Melodien sich vorzugsweise für den Unterricht der Jugend eignen. Es sind aber zwei Gesichtspunkte zu beachten: das Mögliche und das Schickliche; und jeder muß vorzugsweise das für ihn Mögliche und Schickliche zu erreichen suchen. Die Grenzen sind aber durch die Altersstufen bestimmt: z. B. vom Alter entkräfteten Leuten fällt es schwer, die rauschenden Harmonien zu singen; ihnen weist vielmehr die Natur die sanfteren Weisen zu.

Daher tadeln auch einige Musikkenner mit Recht an Sokrates, daß er die sanfteren Harmonien für den Musikunterricht verworfen, weil sie nach seiner Annahme etwas Berauschendes hätten, nicht im eigentlichen Sinne des Rausches (denn der Rausch bewirkt vielmehr stürmische Be-

geisterung), sondern als Abspannung. Demnach muß man sich auch mit solchen Harmonien und Melodien für das kommende reifere Alter bekannt machen. Gibt es nun noch eine Harmonie, welche dem Knabenalter besonders angemessen ist, weil sie Bildung und Anstand zugleich geben kann, was bei der lydischen am ehesten zuzutreffen scheint, so ist klar, daß man diese drei Hauptrücksichten bei der Erziehung im Auge haben muß: das Mittlere, das Mögliche und das Schickliche."

So bricht, wie es ersichtlich ist, die Schrift vom Staate mitten in der Erziehung unvollendet ab.

§ 30.

Theophrast's Charaktere.

Der berühmteste Schüler des Aristoteles war Theophrastus aus Lesbos. Er soll in Athen mit solchem Beifall gelehrt haben, daß er oft 2000 Zuhörer hatte und allgemein beliebt war. Seine zahlreichen Schriften sind größtentheils empirischen, namentlich naturwissenschaftlichen Inhalts. Auch seine berühmte Schrift, moralische Charaktere, obgleich komischer Natur, beruht ganz auf Beobachtung. Die Charaktere schildern allgemeine Charakterfehler oder moralische Schwächen, welche etwas Lächerliches an sich haben, und ihr Zweck ist in erster Linie ein ästhetischer. Gleichwohl wirken sie auch belehrend, indem sie die sittlichen Verirrungen als Thorheiten mit dem weisen Gebrauch des Lebens, welchen die Peripatetiker lehren, in Gegensatz setzen und so gute Lebensart lehren. Wir geben daher hier den Plauderer, den Schwätzer, den Unhold.

a. Der Plauderer.

Der Plauderer ist ein Mensch, der sich dicht neben einen Unbekannten setzen und zuerst seiner eigenen Frau eine Lobrede halten kann und darauf erzählt, was ihm vorige Nacht geträumt hat; sodann geht er Stück für Stück durch, was man bei Tisch gehabt hat, und dann, wenn er einmal jemand hat, der ihn anhört, kommt er darauf zu sprechen, wie die Menschen in jetziger Zeit viel schlimmer seien, als in alten Tagen, wie billig das Getreide auf dem Markte geworden sei, wie viele Fremde in der Stadt seien. Er bemerkt ferner, nach den Dionysien könne das Meer wieder befahren werden, den Feldfrüchten werde es gut thun, wenn Zeus Regen schicke, aufs Frühjahr wolle er den Acker bestellen, es sei schwer zu leben in dieser Zeit, bei den Mysterien habe Dronipos die größte Fackel angesteckt. Dann zählt er auf, wie viele Säulen das Odeon hat. „Gestern", sagt er, „habe ich ein Vomitiv genommen", und: „Was haben wir heute für einen Tag?" „Die Mysterien", bemerkt er, „fallen in den Monat Boëdromion, die Apaturien in den Pyanopsion und in den Poseideon die ländlichen Dionysien." Und wer ihm einmal Stand hält, den läßt er nicht wieder los.

b. Der Schwätzer.

Der Schwätzer wird, sobald irgend jemand mit ihm ins Gespräch kommt, was es auch sei, erklären: das Alles sei nichts, er verstehe die Sache von Grund aus, der Andere dürfe ihn nur hören, so werde er

es bald erfahren. Will dieser etwas dazwischen erwidern, so fällt er bald mit den Worten ein: „Ganz recht, merke dir ja, was du sagen willst", bald: „Schön, daß du mich daran erinnerst" — „Es ist doch gut, daß man sich besprechen kann" — „Was ich sagen wollte" — „Du hast es doch gleich richtig aufgefaßt" — „Dacht' ich doch schon lange, ob du mit mir zusammentreffen werdest". Mit diesen und anderen Redensarten ist er immer zur Hand, so daß außer ihm niemand zum Worte kommt. Hat er so einen nach dem andern zu Boden geschwatzt, so ist er im Stande und macht sich auch an die Gesellschaft, die seitwärts zusammengetreten ist, und jagt sie mitten aus dem Geschäftemachen auseinander. Er besucht auch die Schulen und Uebungsplätze und hindert die Knaben am Lernen, indem er sich mit seinem Wortschwall an die Lehrer und Aufseher wendet. Leute, welche sich zum Weggehen anschicken, ist er im Stande, bis in ihr Haus zu begleiten. Hat er erfahren, was in der Volksversammlung vorgekommen ist, so trägt er es anderen vor. Dabei kommt er zugleich auf den unter dem Archon Aristophon vorgefallenen Rednerkampf[1]) und die Schlacht der Lakedämonier unter Lysander zu sprechen und auf die Reden, die er selbst einst mit Glanz vor dem Volke gehalten habe. Bei diesem Anlasse richtet er sich mit einem Vortrage an die Menge und flicht eine förmliche Anklage ein, wobei dann die Zuhörer theils widersprechen, theils einnicken, theils auch unter dem Gewäsche sich wegschleichen. Ist er Beisitzer im Gericht, so läßt er die Richter nicht zum Spruche kommen; im Schauspiel läßt er den Nachbar nicht zuschauen, bei Tische nicht essen und gesteht selbst, dem Schwätzer sei es schwer zu schweigen, seine Zunge sei immer im Flusse, und er würde nicht an sich halten, wenn man ihn auch für geschwätziger als die Schwalbe erklärte. Selbst den Spott von seinen eigenen Kindern hält er aus, wenn sie ihm, während er eben einschlafen will, aus dem Bette zurufen: Papa, erzähle, damit wir hübsch einschlafen.

c. Der Unhold.

Wenn er nach jemand gefragt wird, so kann der Unhold antworten: „Laß mich ungeschoren!" Wird er gegrüßt, so wird er den Gruß nicht erwidern. Hat er etwas zu verkaufen, so sagt er dem Käufer nicht, um welchen Preis er die Waare ablasse, sondern fragt ihn: „Was meinst du, daß es gelte?" Will ihm jemand eine Ehre anthun und schickt ihm etwas auf ein Familienfest, so läßt er ihm sagen, das werde wohl nicht geschenkt sein. Wird er im Gedränge unabsichtlich beschmutzt, gestoßen oder auf den Fuß getreten, so kennt er keine Nachsicht. Wird er für einen Freund um eine Beisteuer gebeten, so erklärt er, er gebe nichts; hernach kommt er und bringt es mit den Worten: Er wolle nur auch dies Geld zum Fenster hinauswerfen. Stößt er unterwegs mit dem Fuße, so ist er im Stande, auf den Stein zu fluchen. Soll er auf jemand warten, so wird er nicht lange Geduld haben. In Gesellschaft wird er weder sich herbeilassen zu singen, noch etwas vorzutragen, noch mit zu tanzen; selbst zu den Göttern mitzubeten, ist ihm zu viel.

[1]) Gemeint ist der Wettkampf zwischen den Rednern Demosthenes und Aeschines.

§ 31.

Aus der griechischen Anthologie.

Nach Alexanders Tode richtet sich die griechische Philosophie immer mehr auf das Praktische, und da zugleich das öffentliche Leben verfiel, so gab es bald kein Gemeinleben und keinen Gemeingeist mehr und daher sind auch die nacharistotelischen Systeme der Stoiker, Epikuräer und Skeptiker Systeme der Subjectivität, in denen die Frage nach dem Lebenszweck, nach der obersten Regel alles Handelns die Hauptfrage der Speculation bildet und zwar nicht mehr in der Beziehung, wie das Einzelleben mit dem Gemeindeleben verflochten sei, sondern es wird nur das von aller Gemeinschaft losgerissene Einzelleben ins Auge gefaßt. Zugleich bildet sich ein philosophischer Niederschlag im Volksleben und zeigt sich in den Dichtern und bei den Gebildeten. Diese allgemeine Lebensphilosophie entnimmt ihre Sätze fast aus allen Systemen und urtheilt so über alle Verhältnisse. Es ist hier nicht der Ort, diesen verschiedenen Aeußerungen im Einzelnen nachzugehen. Wir entnehmen nur aus der griechischen Anthologie eine Reihe kleiner Gedichte (Epigramme ꝛc.), welche über das Streben der Zeit Auskunft geben.

Die griechische Anthologie ist eine zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern veranstaltete Auswahl kleinerer griechischer Gedichte (Epigramme) von verschiedenen Dichtern. Wir geben die einzelnen Gedichte in der Uebersetzung von Weber und Thudichum.

Meleager. [1]

Sage mir Fragenden, wer und wessen du seiest? — Philaulos,
Sohn des Eukratides. — Und wannen? — Von Thria entstammt. —
Welches Rufs auch lebtest beflissen du? Weder des Pfluges,
Noch Seefahrergewerbs, sondern den Weisen gesellt. —
Starbest vor Alter du, oder von Krankheit? Freien Entschlusses
Ging ich zum Ais, am Gift Keischer Becher, hinab. —
Hoch bei Jahren? — Ja wohl. — Es bedecke dich leise die Scholle,
Da du in Einklang hast Leben und Lehre gebracht! [2])

[1]) Meleager aus Gadara in Cölesyrien lebte um 100 v. Chr. und war ein cynischer Philosoph. [2]) Nach den Lehren der Stoiker war der freiwillige Tod, wenn man nicht mehr mit Segen glaubte leben zu können, eine Pflicht. Auf der Insel Keos war es Sitte, daß die Alten, welche dem Vaterlande nicht mehr nützlich zu sein glaubten, mit dem Schierlingsbecher (Keischer Becher) sich vergifteten.

Phokylides von Milet. [1])

Freundschaft.

Bin aufrichtiger Freund, weiß Freunde zu schätzen als Freunde,
Aber der Schlechten Gezücht halt' ich mir sämmtlich vom Leib.
Keinem erzeig' ich zum Schein mich schmeichlerisch, doch die ich ehre,
Denen bleibt mein Herz einmal wie immer geweiht.

[1]) Er lebte um 550 v. Chr. und stand als Gnomendichter in hohem Ansehen.

Ursprung der Weiber.

Dies von Phokylides auch. Aus folgenden vieren entspringet
Weiblicher Scharen Geschlecht: von dem Hunde die, die von der Biene,

Die von dem struppigen Schwein, von dem Roß die, wallender Mähne.
Leicht ist die und behend, umläuferisch, herrlich an Bildung.
Die von dem struppigen Schwein ist schlecht gleich wenig, wie löblich,
Die von dem Hund trübselig und unmild, die von der Biene
Treffliche Wirthschaftsfrau und rüstig im Hauf' arbeitend.
Ihr zu ersehntem Bunde gelobe dich, trauter Genosse.

Leerer Adel.

Dies von Phokylides auch: Gar oft rühmt Adel der Herkunft,
Wer kein zierliches Wort vorbringt, noch vernünftigen Rathschlag.

Gnome.

Einen, der Knabe noch ist, ziemt rühmliche Werke zu lehren.

Simonides von Keos.[1]

Die Kämpfer um Thyrea.

Wir Dreihundert dahier, heimathliche Sparta, der gleichen
Zahl Inachiden gepaart, hielten um Thyrea Kampf.
Und nicht wendend den Nacken, wohin wir die Spuren des Fußes
Setzten zuerst, da auch gaben das Leben wir auf.
Aber Stryades Wehr, voll männlichen Mordes Besudlung,
Sie ruft: Thyrea, Zeus, ist der Lakonen Besitz.[2])
Wenn der Argeiischen einer entkam, der hielt's mit Adrastos:
Sparta achtet für Tod sterben nicht, sondern entfliehn.

[1]) Geb. 555 auf Keos, einer der cykladischen Inseln, † 468 zu Syrakus. Er ist lyrischer und Epigrammendichter; doch sind nicht alle in der Anthologie unter seinem Namen stehenden Gedichte von ihm, sondern entweder von Simonides dem Jüngern oder dem noch jüngern Simonides aus Magnesia, der zur Zeit des Antiochus des Großen lebte. [2]) Thyrea war der Zankapfel zwischen Sparta und Argos, bis man übereinkam, um dasselbe aus jedem Volk dreihundert auserlesene Männer kämpfen zu lassen.

Die Spartaner bei Thermopylä.

Mit dreihundertmal Zehntausenden haben an diesem
Ort viertausend gekämpft peloponnesischen Stamms.

Die Spartaner bei Thermopylä.

Sag' es, o Fremdling, an Lakedämon's Volke, wir liegen
Hier, da wir Folgsamkeit leisteten seinem Gesetz.

Die Thermopyläkämpfer.

Wenn ruhmwürdig zu sterben der Trefflichkeit herrlichstes Theil ist,
Hat uns allen voraus dieses gewährt das Geschick.
Denn da um Hellas zu winden der Freiheit Kränze wir rangen,
Liegen dahier wir in nie alternder Ehre Genuß.

Dieselben.

Nie auslöschenden Ruhm umwindend der theueren Heimath,
Hüllten dies' in des Tod's finstere Wolke sich ein.

Doch todt selber entgehn sie dem Tod, da sie eben die Tugend
Mit Siegprangen erhebt aus der Persephone Haus.

Sieg im Fünfkampf.

Diophon siegte, des Philon Sohn, auf Isthmos und Pytho,
Springend, im Lauf, mit der Wurfscheibe, dem Speer und dem Rung.

Aratos von Soli.[1]

Der Schulmeister.

Ach, was thut Diotimos mir leid, der sitzt auf den Steinen
Und der Gargarier Brut Beta und Alpha docirt.

[1] Aratos von Soli in Cilicien war ein berühmter Gelehrter des alexandrinischen Zeitalters, gehörte als Dichter zu dem alexandrinischen Siebengestirn und war ein Freund des Königs Antigonos Gonatos, an dessen Hofe er starb. Unser Epigramm geht auf den Dichter Diotimos, der aus Noth schulmeistern mußte.

Kallimachos.[1]

Aeschra, die Phrygierin, die ihn säugete, pflegete Mikkos,
Während am Leben sie war, bietend ihr jeden Genuß;
Und nun stellt er der Todten ein Bild auf, späteren Menschen
Zeuge zu sein, wie er ihr liebende Wartung verdankt.

[1] Er stammte aus Kyrene und lebte als Dichter in Alexandrien, war ein Freund des Königs Ptolemäus Philadelphus.

Thales von Miletos.[1]

Nicht in der Menge der Worte beweist sich verständige Meinung;
Suche das Weise du nur,
Wähle nur das Würdige;
Redsel'gen Männern lähmst du so nie endendes Zungengeräusch.

[1] Thales von Milet lebte um 600 v. Chr. und ist der erste griechische Philosoph.

Kleobulos von Lindos.[1]

Denk' etwas Würd'ges; sei nicht fad', und ein Verdruß der Menschen.

[1] Kleobulos von Lindos auf Rhodos ist einer der sieben Weisen, als welcher er den Spruch: Halte Maß! einschärfte. Er war ein Zeitgenosse des Solon.

Cheilon von Sparta.[1]

Ueber des schärfenden Steines Fläche wird das Gold in klar gegebener Probe bewährt;
Doch im Golde kommt guter und übeler Männer Sinn zur Ueberführung.

[1] Gleichfalls einer der sieben Weisen, deren Zeitgenosse er war.

Simonides aus Keos.[1]

Bestes bleibt am ird'schen Manne Gesundheit,
Zweites aber, zu sein von schöner Bildung.
Und das Dritte, reich ohne Betrug,
Aber das Vierte, frisch blühend im Freundeskreis.

[1] Vergl. oben Seite 341.

Praxilla von Sikyon.[1]

Auf admetisches[2]) Wort hörend, o Freund, bleibe dem Edlen hold,
Doch von Schlechten entfernt, wissend, wie kurz währe der Schlechten Gunst.

[1]) Praxilla aus Sikyon, lebte um 450 v. Chr., war eine lyrische Dichterin. Das Gedicht wird auch dem Alcaeus und der Sappho zugeschrieben. [2]) Admetos sah sich, als er sterben sollte, von Freunden und Eltern verlassen, deren keiner für ihn zu sterben bereit war, nur seine Gattin Alkestis brachte sich für ihn zum Opfer.

Doppelzüngigkeit.

Man soll nicht ein listiger Fuchs sein,
Nicht beiden zugleich als Freund zur Seite stehn.

Hybrias aus Kreta.[1])

Kriegerstolz.

Mir ist Reichthums Fülle geschenkt in dem Schwert und Speer,
Und dem geschmückten Lederschild, des Leibes Bollwerk.
Mit diesem ja pflüg' und diesem ernt' ich,
Mit diesem ja tret' ich süßen Wein von dem Rebenstock,
Mit ihm heiß' ich Herr bei meiner Dienstschaft.
Aber die nicht wagen zu gehn mit dem Schwert und Speer,
Und dem geschmückten Lederschild, des Leibes Bollwerk,
Die werfen sich alle vor meine Kniee,
Sie beten in Unterwürfigkeit den Gebieter an,
Und begrüßen mich, den großen König.

[1]) Hybrias ist nicht näher bekannt.

Des Menschen Inneres unerforschlich.[1])

Daß doch wäre vergönnt, wie jeder wäre,
Aufzudecken die Brust, und wenn die Denkart
Wir gesehn, sie zuschließend auf's Neu,
Unseres Freunds als treusinnig gewiß zu sein.

[1]) Der Dichter ist unbekannt.

Enenos.[1])

Viele Kinder, viele Sorgen.

Furcht bringt oder Verdruß dem Vater ein Sohn.

Gewohnheit wird zur Natur.

Glaube, daß lang nachhaltig die Uebung, o Freund, sich bewähret,
Und daß solche dem Menschen zuletzt zur neuen Natur wird.

[1]) Es gibt viele Dichter dieses Namens.

Sokrates von Athen.

Die Musen liebend und kriegerisch.

Die im Chor am schönsten die Himmlischen ehren, sie sind auch
Beste zum Krieg.

Krates von Theben.[1])

Dauernde Güter. Gegen Chörilos.[2])

Mein ist, was ich gelernt und gedacht, und unter den Musen
Edles erkannt. Das Viel' und Gesegnete raffte der Stolz hin.

[1]) Als Kyniker theilte er sein großes Vermögen unter seine Mitbürger, dafür gewann ihn ein reiches Mädchen, Hipparchia, so lieb, daß sie alles aufgab, um mit ihm sein dürftiges Leben zu theilen. [2]) Chörilos in Alexander's Gefolge, der ihm jeden Vers mit einem Goldstück bezahlte.

Schweigsamkeit.

Die Zung' am meisten suche, daß im Zaum du hältst,
Denn was dem Alter und der Jugend Ehre bringt,
Ist Zunge, die zur rechten Zeit das Schweigen übt.

Dioskorides.[1])

Fürs Vaterland gestorben.

Leblos kam auf dem Schild nach Pitana heim Thrasybulos,
Der von argeiischem Kampf sieben Verwundungen trug,
Alle von vorn zu sehen. Den blutigen Sohn auf den Holzstoß
Aber erhebend begann Tynnichos also, der Greis:
Feiglinge seien beweint; ich will thränlos dich begraben,
O mein Kind, da mein und ein Lakone du bist.

[1]) Es gibt mehrere gelehrte Schriftsteller dieses Namens, unser Dichter lebte wahrscheinlich in Alexandria um 270 v. Chr.

Heldenmutter.

Gegen die feindlichen Scharen entließ Demaeneta der Söhne
Acht, und begrub sie all' unter demselbigen Stein.
Thränen entquollen ihr nicht aus Traurigkeit, sondern sie sprach nur:
Sparta, für dich ja war's, daß ich Kinder gebar.

Tymnes.[1])

Eine lakonische Mutter.

Den dem Gesetz untreuen Demetrios tödtet die Mutter,
Sie, die Lakonierin, ihn den lakonischen Mann.
Vor sich streckend das Schwert, das geschliffene, sprach sie, die Zähne
Heftig zusammengeknirscht, als ein lakonisches Weib:
Fort du, feiges Gezücht, feig lebendes, fort in den Hades.
Fort! Wer Sparta's nicht werth, solchen gebar ich auch nicht.

[1]) Es ist von ihm nichts Näheres bekannt.

Antipatros.[1])

Sinnbilder auf einen Grabstein.

Hab's nicht Wunder, die Peitsch' an der Myro Zeichen zu sehen,
Eul' und muntere Gans, Bogen und hurtigen Hund.
Bogen verkündiget mich als nervige Herrin des Hauses,

[2]) In der Anthologie kommen drei Antipatros vor.

Aber die Hündin als treu wegen der Kinder besorgt.
Peitsche nicht grimmig, o Freund, als Gebieterin, sondern den Mägden
Stolz nur, ihrer Vergehn rechtliche Züchtigerin;
Gans, in dem Haus sorgfältig als Wächterin; aber die Eule
Sagt, in der Pallas Dienst sei ich gewesen mit Fleiß.
Solcherlei Thätigkeiten erfreuten mich. Darum der Gatte
Biton hier auf dem Stein solcherlei Zeichen mir schuf.

Zenodotos.[1]

Ruhm der Lohn der Tugend.

Die Tugend wird verkündet, doch der schlechte Mann
Ein stummes Dasein ist im Tod und Leben ihm.

[1] Wahrscheinlich der Grammatiker und Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek unter dem ersten Ptolemäus.

Glykon.[1]

Alles ist eitel.

Alles ist Spott, und alles ist Staub, und alles ist eitel,
Alles Geschehende kommt ohne vernünftigen Grund.
Kinder und Sorgen ist eins. Groß Uebel ist's, wenn sie ein Leid trifft,
Leben sie, dann ist's kaum mindere Sorge damit.
Eh'licher Stand, ein guter, hat einige Freud' im Gefolge,
Aber der schlimme bewirkt bitteres Leben dem Mann.

[1] Nicht näher bekannt.

Onestos.

Durch Arbeit zur Höhe.

Mühsam stiegest du auf zu dem Helikon, aber gesättigt,
Hat dich der Nektartrunk aus pegasidischem Born.
So ist der Weisheit Müh' auch steil; doch wenn du zum hohen
Ziel kamst, schöpftest du auch holden pierischen Reiz.

Lucillius.[1]

Redeflickwörter.

„Viel noch fehlt", und „Ihnen", und dreimal „Herren Geschworne"
Immer und „Sage nunmehr hier das Gesetze mir her",
Und „Dies ja" und „Na", und „Siebenzig sieben", und „Was da",
Und „Um Zeus" und „Bei Zeus" immer ins Auge gefaßt,
So ist Kriton ein Rhetor, und lehrt in Menge die Kinder.
Dazu füg' er noch bei „Mucks" und „Hmmm" und „So sprich".

[1] Wahrscheinlich ein Römer, der unter Nero lebte.

Palladas.[1]

Ein unfertiger Vielwisser.

Alles versteh' ich, so sagst du, und bist unfertig in allem:
Da du alles versuchst, hast du von Eigenem nichts.

[1] Er lebte in Alexandrien zur Zeit des Kaisers Theodosius.

Ein Unwissender ist am vernünftigsten während er schweiget.
Und wie ein schimpflich Gebrest seine Gedanken verbirgt.

Der Mantel macht nicht den Philosophen. (Ein Sprüchwort.)

Viel gibt's Thyrsosträger, doch wenige wahre Bacchanten.

Aus dem Nichts ins Nichts.[1])

War einst nicht, und ich ward; ich war, nicht bin ich, ist gleichviel.
Und wer anders es sagt, lüget. Ich werde nicht sein.

[1]) Die Dichter der folgenden Epigramme sind unbekannt.

Nütze die Jugend.

Nütze die Lebenszeit. Es verblüht in Schnelligkeit alles.
Macht ein Sommer dich doch, Zickel, zum struppigen Bock.

Gehe rein ins Heiligthum.

Rein muß sein, wer ein zu dem weihrauchduftenden Tempel
Gehn will. Reinheit ist: heilig gesinnet zu sein.

Desgleichen.

Rein komm' in das Gehege des unsträflichen Gottes, o Fremdling,
In dem Gemüth, wenn erst nymphischen Quell du berührt.
Guten genügt schon wenig der Flüssigkeit, aber den Argen
Wüsche mit sämmtlicher Flut nicht der Okeanos ab.

Halte an dem Freunde fest.

Herrlicher Schatz ist ein Freund, ein edeler, Heliodoros,
Dem, der selbigen auch wohl zu erhalten versteht.

Nichts im Uebermaß.

Alles Zuviel ist außer der Zeit; es saget ein alt Wort:
Honig über das Maß wandelt in Galle sich um.

Krates aus Theben.[1])

Weltmanns Ausgabebuch.

Zehn Mna's[2]) dem Koch, dem Arzte setz' ne Drachme[3]) fest,
Dem Schmeichler fünf Talente[4]), Rauch dem guten Rath,
Ein Talent der Dirne, dem Philosoph drei Obolen.[5])

[1]) Vrgl. über ihn oben Seite 344 Nr. 1. [2]) Eine Mna oder Mine galt in Athen als sechszigster Theil des Talents nach Solon 67 M. 50 Pf. [3]) Eine Drachme in Athen gleich 6 Obolen oder 75 Pf. [4]) Ein Talent 4125 M. [5]) Ein Obolos 10 Pf, also ein Bettelgroschen.

§ 32.

Diodoros von Sicilien.

Vergleiche über ihn und seine historische Bibliothek oben Seite 160. Wir geben hier aus derselben (Buch 1, Kap. 1—2) die Ansicht Diodos':

Ueber die Bedeutung und den Nutzen der Geschichte.

1. Den Schriftstellern, welche die allgemeine Geschichte bearbeitet haben, sollten billig alle Menschen sehr dankbar sein, weil sie den edlen Zweck hatten, durch ihre Bemühungen das allgemeine Beste zu fördern. Durch ihre Erzählung theilten sie nämlich ihren Lesern die trefflichsten Erfahrungslehren mit, indem sie ihnen auf einem gefahrlosen Wege zeigen, was ihnen gut ist. Denn das Lernen aus eigener Erfahrung führt erst durch viele Mühe und Gefahr zur Unterscheidung alles dessen, was heilsam ist (darum hat auch der erfahrungsreichste der Helden unter sehr unglücklichen Schicksalen „vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernet"); hingegen durch die Geschichte gelangen wir ohne widrige Erfahrungen zu einer lehrreichen Kenntniß von fremden, unglücklichen sowohl als glücklichen Bestrebungen. Ferner haben sie die Menschen alle als Glieder einer und derselben Gesellschaft dargestellt, welche einander durch Verwandtschaft nahe stehen, wenn sie gleich durch Raum und Zeit getrennt sind, und sie haben insofern zu den Zwecken der göttlichen Vorsehung rühmlich mitgewirkt. Denn sowie diese die Ordnung der Gestirne, soweit sie sichtbar sind, und die Verhältnisse der Menschennatur unter ein allgemeines Gesetz gestellt hat und auf diese Weise stets die ganze Welt im Kreislaufe erhält, indem sie jedem Wesen zutheilt, was ihm vom Schicksal bestimmt ist; so gewähren jene Schriftsteller, welche die allgemeine Weltgeschichte als Geschichte eines Staates erzählt haben, in ihren Werken den Lesern einen allgemeinen Ueberblick über den Zusammenhang und die Entwickelung der vergangenen Begebenheiten. Denn es ist gut, wenn man Beispiele von Fehlern anderer benutzen kann, um selbst richtiger zu handeln, und wenn man bei verwickelten Fällen im Leben nicht erst zu suchen braucht, was man zu thun hat, sondern nur nachthun darf, was schon glücklich vollendet ist. Man gibt ja überall denen, die im Alter am weitesten vorgerückt sind, auch bei Berathungen den Vorzug vor den Jüngeren, wegen der Erfahrung, die sie in der langen Zeit gesammelt haben; nun muß aber die Schule der Geschichte einen um so viel höheren Werth haben als diese Erfahrung, um wie viel größer die Zahl der Thatsachen ist, welche sie kennen lehrt. Darum darf man wohl behaupten, es gibt für alle Umstände des Lebens nichts Nützlicheres zu lernen, als die Geschichte. Denn dadurch gewinnen die Jüngeren die Klugheit des Alters und die Aelteren eine Bereicherung ihrer eigenen Erfahrung. Privatleute macht die Geschichtskunde zu Staatsmännern tüchtig, und Staatsmänner ermuntert sie durch die Hoffnung auf Unsterblichkeit des Namens zu den herrlichsten Unternehmungen. Ueberdies macht sie die Krieger durch den Reiz des Nachruhms entschlossener, für das Vaterland in den Tod zu gehen, und schlechte Menschen hält sie vom Hange zur Feigheit ab durch die Vorstellung ewiger Schmach.

2. Ueberhaupt ist es der Wunsch, in der Geschichte mit Ruhm bekannt zu werden, was für einige der Beweggrund wurde, Staaten zu gründen, für andere, Gesetze einzuführen, welche dem gesellschaftlichen Leben Sicherheit gewähren, und was so viele nach der Ehre streben hieß,

durch die Erfindung von Wissenschaften und Künsten die Wohlthäter des Menschengeschlechts zu werden. Wenn nun dies Alles zusammen die Glückseligkeit ausmacht, so gebührt dafür das höchste Lob der Geschichte, welche jenes größtentheils gestiftet hat. Denn sie ist zu betrachten als Wächterin über die Tugend der Edlen, als Zeugin von der Schlechtigkeit der Lasterhaften und als Wohlthäterin der gesammten Menschheit. Wenn schon die Mythologie, deren Gegenstand doch erdichtet ist, durch ihre Sagen von der Unterwelt bei den Menschen so viel zur Beförderung der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit beiträgt, wie viel mehr darf man erwarten, daß die Geschichte, die Predigerin der Wahrheit (so zu sagen), die Mutter aller Philosophie, die Bildung des Charakters zur Rechtschaffenheit in höherem Grade befördern könne? Jeder Mensch lebt, zufolge der Schwäche seiner Natur, nur einen sehr kleinen Theil der gesammten Weltdauer, und die ganze folgende Zeit gehört er dem Gebiete der Todten an; und mit dem, der im Leben nichts Großes gethan hat, stirbt bei dem Tode des Körpers zugleich alles Andere ab, was er in der Welt hatte; der aber, welcher sich den Ruhm der Tugend erworben hat, lebt in dem Gedächtniß seiner Thaten durch alle Zeiten fort, weil sie verkündigt werden durch die laute Gottesstimme der Geschichte. Wünschenswerth muß es aber für den Vernünftigen sein, mit vergänglicher Mühe unvergängliches Lob zu erkaufen. Herkules hat nach der allgemeinen Sage während seiner ganzen Lebenszeit unter den Menschen großen und fortdauernden Mühen und Gefahren sich freiwillig unterzogen, um durch Beglückung des Menschengeschlechts die Unsterblichkeit zu erlangen, andere edle Männer hat man zum Theil als Heroen, zum Theil auch als Götter verehrt; allen aber sind die verdienten Lobpreisungen geworden, indem die Geschichte ihre Tugenden verewigte. Denn andere Denkmäler dauern eine kurze Zeit und gehen durch mancherlei Zufälle unter; die Geschichte aber, deren Macht sich über den ganzen Erdkreis erstreckt, macht gerade die sonst alles zerstörende Zeit zur Trägerin der ewigen Kunde für die Nachwelt. Sie fördert endlich auch die Macht der Rede; und einen höheren Vorzug als die Rede wird nicht leicht jemand nennen können. Denn dadurch stehen die Griechen über den anderen Völkern und die Gebildeten über den Ungebildeten; zudem ist es dadurch allein möglich, daß einer über viele die Herrschaft gewinnt; überhaupt aber erscheint jeder Gegenstand nur so, wie ihn die Macht des Redners darstellt. Wir sagen auch von edlen Männern, sie sind der Rede werth, um anzudeuten, daß diese das Höchste in der Tugend errungen haben. Vergleichen wir aber die verschiedenen Zweige der Rede, so schafft die Dichtkunst mehr Vergnügen als Nutzen, und die Gesetzgebung kann strafen, aber nicht lehren; ebenso tragen auch die übrigen Zweige entweder gar nichts zur Glückseligkeit bei, oder ihre heilsamen Wirkungen sind mit schädlichen vermischt, und zum Theil verkehren sie die Wahrheit in Lüge; die Geschichte ist es allein, in welcher die Reden mit den Thaten zusammenstimmen und alles, was man sonst Nützliches findet, umfaßt und aufgezeichnet wird. Denn es ist offenbar, wie sie zur Tugend ermuntert, die Schlechten anklagt, die Guten belobt und überhaupt die reichste Erfahrung ihren Freunden verschafft.

§ 33.

Plutarch.

Die Philosophie und die wissenschaftliche Pädagogik, welche auf sie sich stützte, hatte den Verfall des griechischen Lebens nicht verhindern können, aber die griechische Bildung, welche unter der Einwirkung der Philosophie sich gestaltet hatte, drang nach Osten und Westen erobernd vor und machte auf dem Gebiete des Geistes die Griechen selbst zu Herrschern über die weltbeherrschenden Römer. Die allgemeine Bildung der Zeit um Christi Geburt trug vorherrschend griechisches Gepräge, wenn sie auch die Elemente der Volksbildung der anderen Nationen mit in sich aufgenommen hatte. Diese allgemeine Bildung auf die Nachwelt zu vererben und der Jugend zuzuführen, war daher das Streben der Männer, welche in jener Zeit als bedeutend hervorragen und sich mit der Frage nach der Jugenderziehung abgaben. Einer der bedeutendsten unter diesen ist Plutarch aus Chäronea in Böotien 50—120 n. Chr. Nachdem er in Athen den Grund zu seiner Bildung gelegt und durch ausgedehnte Reisen sich Welt- und Menschenkenntniß erworben hatte, ließ er sich in Rom nieder, wo er durch eifriges Studium der Werke des Alterthums und im Umgange mit Favorinus und anderen Gelehrten und Rhetoren der Zeit sich jene Beleseuheit und Begeisterung für das griechische und römische Alterthum erwarb, die seine Schriften so warm durchziehen. Der Kaiser Trajanus soll ihn mit der consularischen Würde beschenkt haben, und Kaiser Hadrianus, sein Freund und Schüler, ernannte ihn zum Statthalter in Griechenland, wo er in den ersten Regierungsjahren dieses Kaisers starb.

Plutarch's Schriften zerfallen in historische und moralische Schriften. Zu jenen gehören die „parallelen Lebensbeschreibungen", Biographien ausgezeichneter Männer Griechenlands und Roms, von welchen meist zwei, ein Grieche und ein Römer, in der Weise verbunden sind, daß zum Schlusse eine vergleichende Betrachtung hinzugefügt wird. Die moralischen Schriften sind nach Inhalt und Fassung sehr verschieden. Sie beziehen sich bald auf einzelne Gegenstände des griechischen und römischen Lebens, über Gebräuche, Sitten, Einrichtungen ꝛc., z. B. vom Glück der Römer, vom Glück und Verdienst Alexanders des Großen ꝛc., bald geben sie Lehren für das praktische Leben, z. B.: Wie man die Dichter lesen soll; wie man den Freund vom Schmeichler unterscheidet, wie man von seinen Feinden Nutzen ziehen soll, über Tugend und Laster, über Beherrschung des Zorns, über Elternliebe, über Geschwätzigkeit, die Denksprüche von Königen und Feldherren, Denksprüche von Spartanern, die Sprüchwörter, über die Kindererziehung (deren Aechtheit aber angefochten wird), das Hören ꝛc., bald behandeln sie religiöse Fragen, z. B. von dem Verfall der Orakel, über das Schicksal, über Isis und Osiris, vom Aberglauben ꝛc., bald besprechen sie die Lehren der älteren Philosophen, z. B. über das Dämonion des Sokrates, über Plato's Timäus, über die Lehrsätze der Philosophen ꝛc.

Er bemüht sich dabei, das Alterthum von der edelsten und würdigsten Seite darzustellen, die alte Religion zu vertheidigen und wieder herzustellen, indem er die Mythen im höheren Sinne deutet, die im alten Heidenthume enthaltenen sittlichen Elemente zur Geltung bringt und dem Unglauben und dem Aberglauben der Zeit entgegenwirkt. Der einheitliche Mittelpunkt alles Wissens ist ihm die Philosophie und zwar wegen ihres tiefen sittlichen Gehalts die platonische Philosophie.

Durch sie suchte er auf die Jugend zu wirken, durch sie suchte er die Verhältnisse zu verbessern; aber diese Bildung konnte nicht allen Klassen zu Theil werden, deshalb beschränkt sich Plutarch in seinen Erziehungsschriften vorzugsweise auf diejenigen Klassen, welche durch gesellschaftliche Stellung und Wohlstand zu einer höheren Bildung befähigt waren. Wer nicht im Stande ist, seinen Kindern eine liberale Bildung zu geben, der möge so viel thun, als er eben kann, und ein Ziel für die allgemeine Bildung des Volkes stellt er deshalb nicht auf.

a. Ueber die Erziehung der Kinder.

Die Aechtheit dieser Schrift wird vielfach angefochten, aber ihre Anschauungen entsprechen dem Standpunkte Plutarch's vollkommen. Wir geben sie daher mit Ausnahme einiger weniger Stellen, die wir nur im Auszuge anführen, wörtlich:

1. „Was sich über die Erziehung freigeborener Kinder sagen läßt, und auf welche Weise sie zu wohlgesitteten Menschen gebildet werden könnten, wollen wir hier betrachten.

Es möchte aber am besten sein, gleich mit der Geburt den Anfang zu machen.

Es sollen die Väter, welche ruhmwürdige Kinder haben wollen, sich nicht mit gemeinen Weibern abgeben, weil davon leicht die Schmach den Kindern anhängt.

Eine edle Geburt ist ein Schatz von Freisinnigkeit, auf welche alle diejenigen besonders zu achten haben, welche auf rechtmäßige Weise Kinder zu gewinnen streben. Auch finden wir wirklich diejenigen, welche unächter und verfälschter Herkunft sind, oft schwankend in ihren Gesinnungen und vom Gefühle der Niedrigkeit gedrückt, so daß der Dichter (Euripides) ganz wahr sagt:

„Denn muthlos beugt ein kühngesinnter Mann sich oft,
Den das Bewußtsein elterlicher Schande quält."

2—3. Indessen sind auch oft die Söhne ausgezeichneter Eltern stolz und anmaßend. Aber besonders sind die Kinder der Trunkenbolde ausgelassen.

4. Im Allgemeinen läßt sich von der Tugend dasselbe sagen, was wir bei den Künsten und Wissenschaften anzunehmen pflegen, daß es nämlich drei Stücke sind, welche zur gänzlichen Vollendung sich vereinigen müssen: Natur, Unterricht und Gewohnheit. Unter dem Unterrichte verstehe ich das Lernen, unter der Gewohnheit die Uebung. Der Anfang gehört der Natur an, der Fortschritt dem Lernen, die Anwendung der Uebung, die Vollendung allen. Fehlt eins der eben genannten Stücke, so kann von einer vollkommenen Tugend nicht die Rede sein; natürliche Anlagen ohne Ausbildung sind unentwickelt, Ausbildung ohne natürliche Anlage ist mangelhaft; Uebung ohne beides unvollkommen. Wie bei dem Ackerbau zuvörderst das Land gut sein muß, dann der Ackermann wohl kundig des Geschäfts, und der Same gut, eben so kann man die natürlichen Anlagen vergleichen mit dem Boden, den Lehrer mit dem Ackermann, seine Belehrungen und Anweisungen mit dem Samen. In dieser Beziehung möchte ich wohl behaupten, daß in der Seele der von aller Munde gepriesenen Männer, eines Pythagoras, eines Sokrates und Plato, so wie aller derer, die unsterblichen Ruhm sich erworben haben, alles dies sich vereinigt und zusammengewirkt hat. Wem aber die Gottheit solches Alles

verliehen, der ist glücklich zu nennen und ein Liebling der Götter. Sollte man indeß glauben, diejenigen, welche von der Natur nicht mit gleichen Anlagen ausgestattet sind, könnten selbst durch angemessene Unterweisung und Uebung in der Tugend, den Mangel der Natur auf keine Weise ersetzen, so würde man in einem großen, ja in dem größten Irrthume befangen sein. Denn Nachlässigkeit richtet selbst vorzügliche Anlagen der Natur zu Grunde, Belehrung aber verbessert eine schlechte Anlage, und wie dem Nachlässigen das Leichte selbst unausführbar ist, so kann das Schwierige durch sorgfältigen Fleiß erfaßt werden. Daher wird man, wenn man seinen Blick auf manche Erscheinungen in der Welt richtet, bald merken, von welchem Einfluß und von welcher Wirksamkeit in der Ausführung sorgfältiger Fleiß und Anstrengung sind. Höhlen doch selbst Wassertropfen Felsen aus, und Eisen wie Erz wird abgenutzt durch die Berührung der Hände; Wagenräder mit Mühe gekrümmt, werden, ungeachtet aller Anstrengung, nicht leicht die ursprüngliche gerade Richtung wieder erhalten; die gekrümmten Stäbe der Schauspieler wieder gerade zu richten, ist eben so unmöglich. So sehr wird oft, was gegen die Natur ist, durch die darauf verwandte Mühe selbst stärker als das Natürliche. Und doch zeigt dieses allein nicht den mächtigen Einfluß sorgsamer Thätigkeit, es gibt noch unzähliges Andere der Art. Ist z. B. der Boden von Natur gut, so wird er durch Vernachlässigung unfruchtbar, und je besser er von Natur ist, desto eher geht er, vernachlässigt, zu Grunde aus Mangel an Pflege. Oder ist er hart und über die Maßen rauh, so kann er durch Pflege bald herrliche Früchte hervorbringen. Welche Bäume werden nicht, verwahrlost, krumm und tragen keine Früchte? Erhalten sie aber gehörige Pflege, so tragen sie Früchte und bringen dieselben zur Reife. Welche Kraft des Körpers wird nicht durch Vernachlässigung, Verweichlichung und verkehrte Behandlung geschwächt und schwindet dahin? Welche schwache Natur dagegen gewinnt nicht reichlich an Stärke durch fleißige Uebung? Wird nicht ein in der Jugend wohlgebändigtes Roß dem Reiter folgsam, während das ungezähmt bleibende störrig und wild wird? Dürfen wir uns überhaupt noch wundern, wenn wir sehen, wie viele selbst von den wildesten Thieren durch unsere Bemühungen gezähmt werden und ihre Wildheit verlieren? Ganz richtig, antwortete jener Thessalier auf die Frage, welche Thessalier die mildesten seien: die, welche aufgehört haben Krieg zu führen. Es möchte dies kaum noch einer weiteren Ausführung bedürfen; denn der Charakter ist etwas, was durch lange Zeit sich bildet, so daß man die daraus hervorgehenden Tugenden wohl ohne sonderlichen Verstoß Gewohnheitstugenden nennen könnte. Noch ein Beispiel darüber will ich anführen, um so weiterer Ausführung überhoben zu sein. Der lacedämonische Gesetzgeber Lycurg nahm zwei junge Hunde von gleichen Eltern und zog sie auf ganz verschiedene Weise auf, den einen zum Leckermaul und Näscher, den andern zum Aufspüren des Wildes und zur Jagd. Als nun einst die Lacedämonier zusammengekommen waren, trat er unter sie mit den Worten: Ihr Lacedämonier, von großem Einfluß auf die Erzeugung der Tugend ist Gewohnheit, Erziehung, Unterricht und Lebensweise; ich will es euch sogleich auf's deutlichste zeigen. Da ließ er die beiden jungen Hunde vorführen und gerade vor dieselben eine Schüssel und

einen Hasen in die Mitte setzen; sogleich sprang der eine Hund gegen den Hasen, der andere eilte der Schüssel zu. Als aber die Lacedämonier noch immer nicht begreifen konnten, was er damit wollte, und in welcher Absicht er die Hunde vorgeführt habe, sprach er: Diese beide sind von denselben Eltern, aber auf verschiedene Weise aufgezogen; so ist der eine ein Leckermaul, der andere ein Jagdhund geworden.

Dies mag hinreichen über die Macht der Gewohnheit und der Lebensweise.

5. Es ist nun über die Nahrung zu sprechen. Die Mutter soll das Kind selbst nähren, sie wird es dann auch mit mehr Zuneigung aufziehen. Ammen und Wärterinnen haben geringere Liebe, denn sie lieben um Geld. Wenn aber die Mutter aus Noth nicht selbst nähren kann, soll sie wenigstens vorsichtig in der Wahl der Ammen und Wärterinnen sein.

Zuvörderst soll die Amme von hellenischen Sitten sein, denn so wie man die Glieder des Körpers gleich nach der Geburt eines Kindes richten muß, damit sie gerade und ohne Fehl aufwachsen, eben so muß man auch darauf denken, dem Charakter des Kindes von Anfang an eine bestimmte Richtung zu geben. Die Jugend ist bildsam und weich; ihrer zarten Seele prägt sich tief das einmal Erlernte ein, jede Härte aber läßt sich später nur mit Schwierigkeit mildern. Wie das Siegel in weiches Wachs eingedrückt wird, so prägt sich auch die Belehrung tief der Seele des Kindes ein. Deshalb ermahnt der göttliche Plato mit Recht die Ammen, sie sollen nicht jedwedes Märchen dem Kinde erzählen, damit sie nicht von Anfang an des Kindes Seele mit Thorheit und Verdorbenheit erfüllen. Nicht minder passend ist die Ermahnung des Dichters Phokylides: — „Lasset das Kind schon nützliche Dinge erlernen."

6. Auch darf man nicht unterlassen, sein Augenmerk darauf zu richten, daß die Knaben, welche dem jungen Zöglinge dienen und mit ihm aufgezogen werden sollen, zuerst wohlgesittet sind, dann rein hellenisch und deutlich reden, damit nicht das Kind im Umgange mit Fremden und Ungesitteten etwas von ihrer Gemeinheit annehme. Ganz wahr sagt das Sprüchwort: „Wohnst du neben einem Lahmen, so wirst du hinken lernen."

7. Hat der Knabe das Alter erreicht, in welchem er den Pädagogen zu übergeben ist, da hat man schon bei der Bestellung dieses Aufsehers viele Sorgfalt anzuwenden, um nicht unbedachter Weise sein Kind einem fremden oder einem leichtsinnigen Sclaven anzuvertrauen. Was freilich jetzt bei vielen geschieht, ist mehr als lächerlich. Die tüchtigen Sclaven nämlich nimmt man theils zum Ackerbau, theils zum Seedienst, theils für den Handel, theils zur Hauswirthschaft und Vermögensverwaltung; findet man aber einen Sclaven, der dem Trunke oder der Freßlust ergeben und zu jedem Geschäfte untauglich ist, so bestellt man diesen zum Erzieher für seine Kinder. Ein guter Erzieher aber muß sein wie Phönix, der Erzieher des Achilles[1]). Ich komme damit jetzt auf das Wichtigste und Vornehmste bei der ganzen Sache. Man muß nämlich für seine Kinder einen Lehrer suchen, der durch unsträflichen Lebenswandel, durch tadellose Sitten und treffliche Erfahrungen sich auszeichnet. Denn die

[1]) Dieser berieth nach Ilias 9, 434 ff. den Achilles in allem Guten.

Quelle und die Wurzel aller Trefflichkeit ist eine wohlgeordnete Erziehung; gleich dem Landmanne, der an den Stamm einen Pfahl setzt, ihn zu stützen, befestigt der ordentliche Lehrer heilsame Vorschriften und Ermahnungen im Herzen des Jünglings, an welchen sein Charakter hinauf ranken kann. Daher möchte man manche Väter bitter tadeln, welche, bevor sie die künftigen Erzieher ihrer Kinder geprüft haben, aus Unkunde oder auch aus Mangel an Erfahrung verwerflichen und übel gezeichneten Menschen dieselben anvertrauen.

Ja manche wissen, daß die Erzieher schlecht sind, und vertrauen ihnen doch ihre Kinder an, sie sorgen für Reichthum, aber für die, welchen sie diesen Reichthum hinterlassen wollen, sorgen sie nicht.

In dieser Hinsicht diente Aristippus auf eine nicht unschickliche, sondern im Gegentheil sehr feine Weise mit Spott einem solchen unvernünftigen Vater. Auf die Frage nämlich, welche Belohnung er für den Unterricht seines Sohnes verlange, antwortete er: Tausend Drachmen. Als darauf der Vater sagte: „Wahrlich, deine Forderung ist zu groß; denn um diese Summe kann ich ja einen Sklaven kaufen." „Gut", erwiderte er, „dann wirst du zwei Sklaven haben, deinen Sohn und den, welchen du gekauft hast." Ueberhaupt darf man es wohl Thorheit nennen, wenn man die Kinder gewöhnt, mit der rechten Hand die Nahrung zu empfangen, und es ihnen verweist, wenn sie die linke ausstrecken, darauf aber keine Sorge wendet, daß sie nur rechte und sittliche Gespräche anhören. Wie geht es nun solchen wunderlichen Eltern, die ihre Kinder schlecht aufgezogen und ihnen eine schlechte Erziehung gegeben haben? Das will ich hier gleich bemerken. Solche Söhne verachten, wenn sie Männer geworden sind, eine gesunde, ordnungsmäßige Lebensweise und fröhnen unerlaubten und gemeinen Lüsten. Dann erst fühlen die Eltern Reue über die vernachlässigte Erziehung ihrer Kinder, da sie keinen Nutzen, sondern nur Schmerz aus ihren unerlaubten Handlungen zu erwarten haben.

Die erwachsenen Kinder treiben dann Hurerei, verprassen das Ihrige und verzehren mit Ausschweifungen ihr Leben. Das würden sie nicht thun, wenn sie den Unterricht eines Philosophen genossen hätten.

8. Ich fasse nochmals alles zusammen und wiederhole, daß eine tüchtige Erziehung und ein ordnungsmäßiger Unterricht hier die Hauptsache, Anfang, Mittel und Ende sind, daß dies besonders förderlich und wirksam zur Tugend wie zur Glückseligkeit ist. Die übrigen Güter sind irdisch und gering, sie können nicht ein würdiger Gegenstand unserer Bestrebungen werden. —

Reichthum kann vergehen und um Reichthum zu erlangen, werden viele schlecht, Ruhm ist unsicher, Schönheit währt nur kurze Zeit, Körperstärke wird durch Alter und Krankheit entrissen.

Unter allem, was wir besitzen, ist Geistesbildung allein ein unsterbliches, göttliches Gut. Da nun in der menschlichen Natur hauptsächlich zwei Dinge über alles hervorragen: Vernunft und Verstand, so soll die Vernunft den Verstand leiten, dieser aber der Vernunft gehorchen; ihn kann weder das Schicksal vernichten, noch Verleumdung entreißen, noch Krankheit zerstören, oder das Alter entkräften; die Vernunft allein ge

winnt im Alter die Kraft der Jugend; und die Zeit, die alles vertilgt, legt dem Alter die Erfahrung zu. Selbst der Krieg, der gleich einem Waldstrom alles verheert und mit sich fortreißt, vermag eine solche Bildung nicht zu entreißen. In dieser Beziehung halte ich die Antwort des Philosophen Stilpo von Megara wohl der Erwähnung werth. Als nämlich Demetrius (Poliorketes) die Bewohner Megaras zu Sklaven und die Stadt selbst dem Boden gleich gemacht hatte, fragte er Stilpo, ob er etwas verloren habe? „Nichts", erwiderte dieser, „denn der Krieg vermag nicht die Tugend als Beute wegzuschleppen." Damit stimmt auch des Sokrates Antwort überein, die er dem Gorgias, wenn ich nicht irre, gab auf dessen Frage, was er wohl vom Perserkönig denke, und ob er wohl diesen für glücklich halte? „Ich weiß nicht", sagte er, „wie es mit seiner Tugend und Bildung steht, denn darin und nicht in den Gütern des Zufalls liegt die Glückseligkeit."

9. Wie ich demnach nichts für wichtiger zu halten empfehle, als die geistige Bildung der Kinder, so muß ich hier wiederum erinnern, stets auf eine gesunde und vernünftige Bildung zu sehen, und die Söhne von aller eitlen Gefallsucht des großen Haufens so fern als nur immer möglich zu halten. Denn der Menge gefallen, heißt dem Weisen mißfallen.

Manche legen Gewicht darauf, aus dem Stegreif reden zu können, aber das verdirbt die Rede, so daß sie Geschwätz wird.

10. Man darf also den freigebornen Knaben in keiner von den übrigen Wissenschaften, die in den Kreis der Erziehung gehören, unterrichtet lassen, er muß sie alle durchlaufen, wenn auch nur, um einen Vorschmack von ihnen zu bekommen (denn in allem Vollendung zu erlangen, ist unmöglich); die Philosophie aber muß man mit besonderem Ernste betreiben. Ich kann mich durch ein Bild deutlicher machen. Es ist etwas Schönes, an vielen Städten herumzuschiffen, aber nützlich, in der besten sich einzuwohnen.

Wer nicht Philosophie versteht, müht sich mit Wissenschaften ab, die keinen Werth haben.

Deshalb ist bei der Erziehung überhaupt die Philosophie als Hauptsache zu betrachten. Für die Sorge des Leibes haben die Menschen zwei Wissenschaften erfunden, die Heilkunde und die Gymnastik; jene schafft Gesundheit, diese einen kräftigen Körper. Für die Schwächen und Leiden der Seele aber ist die Philosophie das einzige Heilmittel. Durch sie und mit ihr ist es möglich zu erkennen, was schön und was häßlich, was gerecht und ungerecht, überhaupt, wonach wir streben und was wir meiden sollen; wie wir uns gegen die Götter, gegen Eltern und Aeltere, gegen Gesetze, gegen Fremde, gegen Vorgesetzte, Freunde, Weiber, Kinder und Sklaven benehmen sollen; daß wir die Götter fürchten, die Eltern ehren, die Greise achten, den Gesetzen gehorchen, den Vorgesetzten folgen, die Freunde lieben, gegen die Weiber Mäßigung beobachten, und unsere Kinder lieb haben, Sklaven aber nicht mißhandeln sollen, und was das Höchste ist, daß wir im Glücke weder übermäßige Freude noch im Unglück übermäßige Traurigkeit beweisen, daß wir in unseren Genüssen nicht ausschweifend und im Zorn nicht ausgelassen werden gleich wilden Thieren.

Dies halte ich unter allen für die höchsten Güter, welche uns die Philosophie gewährt. Denn im Glück edel zu sein, zeigt einen Mann: neidlos zu sein, Milde der Gesinnung; Herrschaft der Vernunft über die Genüsse zeigt den Weisen; Beherrschung des Zorns eine nicht gemeine Seele. Die halte ich aber für vollkommene Menschen, welche die Kunst, den Staat zu regieren, mit der Philosophie zu verbinden und zu vereinigen wissen; denn sie erlangen meiner Ansicht nach die beiden höchsten Güter: ein gemeinnütziges Leben, da wo sie als Bürger wirken, und ein ruhiges, ungestörtes Leben durch ihre Beschäftigung mit der Philosophie. Da es nämlich überhaupt ein dreifaches Leben gibt, ein thätiges Leben, ein beschauliches und ein den Genüssen ergebenes, so wird letzteres hingerissen von der Lust und ihr dienstbar, zeigt aber darin etwas Thierisches und Gemeines; das beschauliche Leben, da es dem Leben selbst fremd bleibt, ist ohne Nutzen, ein thätiges Leben aber ohne Philosophie zeigt sich bald roh und mangelhaft. Darum muß man nach Kräften sich bemühen, sowohl für den Staat thätig zu sein, als auch, so weit die Zeitumstände es verstatten, mit der Philosophie sich zu beschäftigen. So wirkte thätig im Staate Perikles, so Archytas von Tarent, so Plato's Freunde, Dio von Syrakus und Epaminondas von Theben. Nach solchem Allem glaube ich wohl nicht länger bei diesem Theile der Erziehung verweilen zu müssen. Indeß wird es außer dem, was ich gesagt habe, nützlich, ja nothwendig sein, auch die Lectüre der alten Schriftsteller nicht zu vernachlässigen, sondern sich dieselben sorgfältig zu sammeln, gleich dem Ackergeräthe, das der Ackermann sich sammelt: da der Gebrauch dieser Schriften in gleicher Weise ein Werkzeug der Bildung ist, und das Wissen aus der Quelle zu erhalten lehrt.

11. Aber man darf auch nicht die Uebung des Körpers vernachlässigen, sondern soll die Knaben in die Schule das Ringlehrers senden und dort sie einer gehörigen Uebung unterwerfen, um dem Körper Gelenkigkeit, sowie auch Stärke zu geben. Ein gesunder Körper in der Jugend legt den Grund eines kräftigen Alters, und wie man bei heiterm Himmel sich vorsehen soll auf den Sturm, so soll man in der Jugend Ordnung und Mäßigkeit bewahren als Reisegeld für das Alter. Doch muß man hauszuhalten wissen mit diesen Uebungen des Körpers, damit der Knabe nicht erschöpft und für Geistesbildung stumpf werde. Denn, wie Plato sagt, Schlaf und Ermüdung sind dem Lernen feind. Doch so viel hievon. Ich eile zu dem, was ich für das Wichtigste halte. Es soll nämlich der Knabe geübt werden in kriegerischen Uebungen, im Wurf spießwerfen, Bogenschießen und in der Jagd. Denn die Habe der im Kampfe Besiegten wird stets als Belohnung dem Sieger zu Theil. Der Krieg erheischt einen Körper, der nicht zu Hause im Schatten aufgezogen ist. Daher denn ein magerer kampfgewöhnter Soldat Haufen von Athleten und Feinden zurückdrängt. Allein, könnte man mir einwenden, du hast versprochen, Vorschriften für die Erziehung freigeborner Knaben zu geben, nun übergehst du offenbar die Erziehung der Aermeren und Gemeineren, indem du deinem Zwecke gemäß nur eine Unterweisung für die Reichen gibst. Darauf ist jedoch die Antwort leicht. Ich wünschte freilich nichts mehr, als daß diese Erziehung für alle ohne Unterschied

von Nutzen wäre; wer indeß aus Armuth nicht im Stande ist, meine Vorschriften anzuwenden, der soll dem Schicksal Vorwürfe deshalb machen, nicht aber meiner Anweisung. Immerhin sollen aber auch die Armen nach Kräften sich bemühen, ihren Kindern die beste Erziehung zu geben, und wenn dies nicht angeht, das wenigstens thun, was ihnen möglich ist. Dies bemerke ich beiläufig, um nun weiter das Uebrige, was zu einer guten Erziehung junger Leute gehört, daran zu knüpfen.

12. Ich meine, die Kinder sollen zu rühmlichen Bestrebungen stets durch Ermahnungen und Vorstellungen, keineswegs aber durch Schläge oder Mißhandlungen angehalten werden. Dies paßt nach meinem Ermessen eher für Sklaven als für Freigeborene; solche Mittel machen stumpf und schrecken von jeder Anstrengung ab, eben sowohl durch den Schmerz der empfangenen Schläge, als durch die Mißhandlung. Bei Freigeborenen bringt Lob und Tadel mehr Nutzen hervor, als alle Mißhandlung, indem jenes zum Guten antreibt, dieses vom Bösen abhält. Doch muß man abwechselnd und mit Mischung Tadel und Lob anwenden: ist der Knabe ausgelassen in seiner Freude, so muß man ihn durch Zurechtweisung beschämen, und ebenso ihn wieder durch Lob aufmuntern und darin es machen wie die Ammen, welche das Kind erst zum Weinen bringen und dann ihm freundlich wieder die Brust reichen. Nie aber darf man den Jüngling durch Lob stolz und hoffärtig machen; übermäßiges Lob blähet ihn auf und macht ihn eitel.

13. Auch sah ich schon Väter, deren allzugroße Liebe bald Mangel an Liebe veranlaßte. Was ich damit sagen will, kann ich durch ein Beispiel deutlicher machen. Man will nämlich seine Kinder in allen Gegenständen schneller vorwärts bringen, man muthet ihnen übermäßige Anstrengungen zu, so daß die Kinder müde werden, alle Lust verlieren, und vor Mißmuth über ihre schlimme Lage den Unterricht mit Widerwillen annehmen. Wie die Pflanze durch mäßiges Wasser genährt, durch übermäßiges aber erstickt wird, eben so gedeiht die Seele durch angemessene Arbeit, während sie durch übermäßige Anstrengung untergeht. Man muß daher den Kindern Erholung von anhaltenden Arbeiten gönnen und dabei bedenken, daß unser ganzes Leben zwischen Ruhe und Arbeit getheilt ist, daß darum nicht blos das Wachen, sondern auch der Schlaf stattfindet, daß nicht immer Friede, sondern auch Krieg herrscht und nicht immer Sturm, sondern auch heiterer Himmel; daß nicht blos ernste Beschäftigungen, sondern auch Feiertage stattfinden, kurz, daß die Ruhe die Würze der Arbeit ist. Ja, nicht blos bei den lebendigen Geschöpfen kann man dies bemerken, sondern auch bei den leblosen; denn wir spannen Leier und Bogen ab, um sie wieder anziehen zu können. Ueberhaupt wie der Körper durch Leere und Fülle, so wird auch die Seele durch Ruhe und Arbeit erhalten. Manche Eltern sind aber mit Recht zu tadeln, die ihre Kinder einem Pädagogen oder Lehrer anvertrauen, ohne selbst nachzusehen, was die Kinder lernen, und ohne den Unterricht mit anzuhören, was durchaus pflichtvergessen ist. Denn sie sollten von Zeit zu Zeit eine Prüfung ihrer Söhne vornehmen, und keineswegs ihr ganzes Vertrauen auf die Gesinnung eines von ihnen gedungenen Menschen setzen; auch werden sich dann die Erzieher mit mehr Sorgfalt der Kinder annehmen,

wenn sie jedesmal Rechenschaft ablegen sollen. Hübsch ist in dieser Beziehung das Wort eines Stallmeisters, nichts mache das Pferd so fett als das Auge des Königs. Hauptsächlich aber muß man das Gedächtniß der jungen Leute üben und durch Gewohnheit stärken, denn es ist gleichsam eine Schatzkammer des Unterrichts; daher auch in der Mythologie Mnemosyne (das Gedächtniß) als Mutter der Musen erscheint, um anzudeuten und zu erkennen zu geben, daß nichts in der Natur so sehr Geistesbildung schaffen und erhalten könne als das Gedächtniß. Darum muß man dasselbe in beiden Fällen üben, mag der Knabe von Natur ein gutes Gedächtniß besitzen oder vergeßlich sein; denn die guten Anlagen des Einen werden gestärkt, die mangelhaften des Andern ergänzt, so daß jener besser wird als andere, dieser aber sich selbst übertrifft. Hesiodus sagt daher richtig:

„Denn wenn noch so Geringes zu noch so Geringem du legest,
Und dies häufiger thust, bald wird ein Großes auch hieraus."

Nie sollen die Väter vergessen, daß das Gedächtniß ein wesentlicher Theil der Erziehung ist, der nicht blos auf die ganze geistige Bildung, sondern auch auf die Handlungsweise im Leben von dem entschiedensten Einfluß ist. Denn die Erinnerung an vergangene Handlungen leuchtet mit gutem Rechte vor für die zukünftigen.

14. Auch von jeder unanständigen Rede muß man den Knaben fern halten. Denn die Rede ist, wie Demokritos sagt, der Schatten der Handlung. Man muß sein Augenmerk vielmehr darauf richten, sie zutraulich und freundlich im Gespräche zu machen, da nichts mehr Haß verdient, als ein abstoßendes Wesen. Ueberdem sollen die Knaben denen, mit welchen sie umgehen, sich dadurch nicht verhaßt machen, daß sie immer in den Unterredungen das Recht auf ihrer Seite behalten wollen. Denn es ist nicht blos rühmlich zu wissen, wie man siege, sondern auch, wie man sich besiegen lassen soll, da wo der Sieg Schaden bringen würde; denn es gibt in der That auch einen Kadmeischen Sieg.[1]) Ich kann das Zeugniß des weisen Euripides dafür anführen:

„Wenn zwei sich unterreden und der Eine zürnt,
Wird der der Klüg're sein, der ihm nicht widerspricht."

Ich komme hier noch auf einiges, das dem eben Bemerkten um nichts nachsteht, und worauf deshalb die jungen Leute um so mehr Fleiß verwenden müssen. Sie sollen nämlich sich gewöhnen, kein weichliches Leben zu führen, ihre Zunge im Zaume halten, den Zorn beherrschen und ihrer Hände Herr sein. —

Wie wichtig das ist, wird an dem Beispiele des Sokrates und des Plato gezeigt, die wir nachahmen sollen.

Endlich die Beherrschung der Zunge, denn darüber habe ich noch meinem Vorhaben gemäß zu reden, kann man nicht ohne großen Irrthum für etwas Geringes und Unbedeutendes halten. Zur rechten Zeit zu schweigen, ist ein Zeichen von Weisheit und oft besser als jede Rede. Deshalb haben auch, wie mich bedünkt, unsere Vorfahren die Mysterien

[1]) In welchem der Sieger mehr verliert als der Besiegte.

angeordnet, damit wir uns dadurch gewöhnten zu schweigen, und von der Furcht vor den Göttern auch in der treuen Bewahrung menschlicher Geheimnisse geleitet würden. Geschwiegen zu haben, hat noch niemand bereut, wohl aber sehr viele, geredet zu haben. Ein anvertrautes Geheimniß auszuplaudern, ist eine Leichtigkeit, ein einmal ausgesprochenes Wort zurückzunehmen, eine Unmöglichkeit.

Durch Mißbrauch des Wortes kamen Solades und Theokritus in große Noth.

Außer diesem Allem muß man die Knaben gewöhnen, die Wahrheit zu reden, weil dies das Erste und Heiligste ist; denn Lüge ist das Zeichen gemeiner Gesinnung, sie verdient den Haß eines jeden Menschen und ist selbst mittelmäßigen Sklaven nicht zu verzeihen.

15. Ich habe im Bisherigen meine Ansichten über die Erziehung der Kinder zur Sittlichkeit und Bescheidenheit ohne alles Bedenken und ohne allen Rückhalt vorgetragen, in Ansehung des Folgenden habe ich einigen Anstand und bin zweifelhaft, indem ich wie auf einer Wage bald auf die eine, bald auf die andere Seite mich neige, ohne einen bestimmten Ausschlag geben zu können; ich habe großes Bedenken, ob ich empfehlen oder ob ich abrathen soll.

Es ist nämlich von der Knabenliebe die Rede, über die er kein bestimmtes Urtheil abgeben will.

16. Doch mag darüber jeder der Ansicht folgen, von der er sich überzeugt hat; ich will indeß, da ich von einer wohlgeordneten und sittlichen Erziehung der Knaben geredet, nun auch auf das Jünglingsalter übergehen, und einige wenige Worte darüber bemerken. Oft schon habe ich die getadelt, welche die üble Gewohnheit eingeführt haben, den Kindern Erzieher und Lehrer zu geben, die Jünglinge aber sich selbst und ihren Neigungen zu überlassen, da man im Gegentheil den Jüngling noch sorgfältiger bewahren und hüten sollte, als den Knaben. Vergehungen der Knaben sind, wie jeder weiß, unbedeutend und überhaupt leicht wieder gut zu machen, als etwa: Verachtung des Erziehers oder Ungehorsam gegen den Lehrer beim Unterricht. Aber die Vergehungen derer, welche in das Jünglingsalter getreten, sind weit größer und gefährlicher, als z. B. Unmäßigkeit im Essen, Verschwendung des väterlichen Vermögens, Würfelspiel, Schwärmereien, Trinkgelage, Liebeshändel mit Jungfrauen und Verführung verheiratheter Frauen. Solche Ausbrüche muß man durch angemessene Sorge in Schranken halten und zügeln. Denn die Jugend ist in dieser Periode kaum in ihrer Genußsucht zu halten, sie überspringt jede Grenze und bedarf darum des Zügels. Wer nicht mit Kraft entgegenzuwirken sucht, wird, ohne daß er es merkt, die Jugend ihrem Unverstande überlassen und sie zu unerlaubten Handlungen führen. Deswegen müssen vernünftige Väter in dieser Zeit am meisten auf der Hut sein und wachen, den Jüngling in Mäßigkeit zu halten, durch Belehrung wie durch Drohung, durch Bitte wie durch Rath, durch Versprechungen wie durch Beispiele von solchen, die durch Genußsucht ins Unglück gerathen sind, oder auch von solchen, die durch Enthaltsamkeit sich Lob und Ruhm errungen haben. Denn diese beiden Dinge sind gleichsam die Elemente der Tugend: Aussicht auf Ehre und Furcht vor

der Strafe; jene gibt uns mehr Sporn zu den edelsten Bestrebungen, diese hält uns zurück von schlechten Handlungen.

17. Ueberhaupt muß man junge Leute vom Umgange mit schlechten Menschen abhalten. Denn sie nehmen immerhin etwas von ihrer Schlechtigkeit an. Diesen Rath gibt auch Pythagoras.

Von den Sinnsprüchen des Pythagoras werden nun einzelne erläutert z. B.: Ueberschreite nicht den Steg: setze dich nicht auf einen Scheffel; reiche nicht jedem deine Rechte: verzehre nicht dein Herz; wirf nicht Speise in den Nachttopf; kehre nicht um, wenn du ans Ende gekommen bist.

Ich kehre nun wieder zu dem Hauptgegenstande zurück und wiederhole meine anfängliche Bemerkung, daß man junge Leute von allem schlechten Umgange abhalten muß, besonders vom Umgange mit Schmeichlern. Was ich schon vielen Vätern oftmals gesagt habe, möchte ich auch hier wieder bemerken. Nichts auf der Welt ist verwerflicher und führt leichter und schneller die Jugend ins Verderben als Schmeichler; sie verderben Väter und Söhne von Grund aus, sie erfüllen das Alter mit Betrübniß und ebenso auch die Jugend, indem sie ihren Rathschlägen stets Genüsse als eine unvermeidliche Lockspeise vorhalten. Reichen Söhnen empfehlen die Väter Nüchternheit, die Schmeichler Trunkenheit: jene züchtiges Betragen, diese Ausschweifung, jene Sparsamkeit, diese Verschwendung, jene Liebe zur Arbeit, diese Trägheit. Das ganze Leben, sagen sie, ist nur ein kleiner Punkt in der Zeit; man muß das Leben genießen und nicht den Zweck desselben verfehlen. Was kümmern euch des Vaters Drohungen? Er ist ein alter Narr, der dem Grabe zugeht.

Die Schmeichler bieten den Söhnen ihre Frauen an, führen ihnen Dirnen zu, bringen sie um das, was die Väter für das Alter gespart haben, sie fesseln die Söhne durch schlechte Künste.

Darum muß jeder Vater, dem eine gute Erziehung seiner Kinder am Herzen liegt, diese verruchte Brut fern halten, ebenso aber auch die Seinigen vor dem Laster der Mitschüler bewahren. Denn diese vermögen oft selbst das fähigste Talent zu verderben.

18. Dieses nun ist wohl gut und nützlich; was ich aber jetzt beifüge, ist mehr auf die Schwäche des menschlichen Charakters berechnet. Denn ich will durchaus nicht, daß die Väter rauh und hart gegen ihre Kinder seien, sie sollen vielmehr bei Vergehungen eines jungen Menschen nachsichtig sein zu Zeiten und dabei an sich selbst denken, daß sie auch jung gewesen sind. Wie der Arzt herben Arzneien süße Säfte beimischt und so das Angenehme als Uebergang zum Nützlichen gebraucht, so muß ein Vater auch die Strenge der Strafe verbinden mit Sanftmuth, er muß bisweilen dem Verlangen der Knaben nachsehen und ihnen die Zügel schießen lassen, bisweilen aber auch sie wieder anziehen, besonders soll er mit Gelassenheit ihre Vergehungen tragen, und, selbst wenn er in Zorn gerathen ist, bald wieder ruhig werden. Ein Vater kann eher jähzornig, als mit bleibendem Groll erfüllt sein, denn ein feindseliges und unversöhnliches Herz ist kein geringes Zeichen von Kinderhaß. Bei manchen Vergehungen ist es selbst rathsam, sich zu stellen, als bemerke man sie nicht, und man muß die Schwäche des Alters im Sehen wie im Hören

auf solche Fälle übertragen, daß wir manches, was wir sehen, nicht sehen, und manches, was wir hören, nicht hören. — Dadurch wird oft die muthwillige Jugend gebändigt.

19. Diejenigen nun, die dem Triebe nicht widerstehen können und auf keine Zurechtweisung hören, muß man suchen, durch die Ehe zu fesseln; denn dies ist das sicherste Band der Jugend. Man muß aber seine Söhne mit Frauen verheirathen, die weder durch Geburt noch durch Reichthum viel höher stehen, nach dem weisen Sprichwort: Nimm dir eine deines Gleichen. Wer sich eine reichere Frau nimmt, wird unvermerkt nicht der Mann seiner Frau, sondern der Sklave der Mitgift.

20. Noch einiges Wenige will ich beifügen und dann diese Vorschriften beschließen. Vor allem müssen die Väter kein Vergehen sich zu Schulden kommen lassen, sondern in allem ihrer Pflicht gemäß handeln, um dadurch ihren Söhnen ein in die Augen fallendes Beispiel vorzuhalten, so daß diese auf den Lebenswandel ihrer Eltern wie auf einen Spiegel blicken und jeder schändlichen Handlung und Rede sich enthalten. Denn die, welche die Fehler ihrer Söhne tadeln und selbst diese Fehler sich zu Schulden kommen lassen, merken nicht, daß sie unter dem Namen ihrer Söhne nur sich selbst anklagen. Die aber, welche ein ganz schlechtes Leben führen, entziehen sich selbst damit die Freiheit, ihre Sklaven, geschweige gar ihre Söhne zurechtzuweisen; überdem verleiten sie selbst durch Rath und Lehre ihre Kinder zu Vergehungen; denn wo die Aeltern schamlos sind, müssen auch die Jüngern alle Scham verlieren. Deshalb müssen wir uns alles dessen befleißigen, was zu einer angemessenen Erziehung der Kinder dienlich sein kann nach dem Beispiele der Eurydice, die, obgleich aus Illyrien und also ganz barbarischer Abkunft, doch noch in späten Jahren sich unterrichten ließ, um ihre Kinder erziehen zu können. —

Alle die hier bemerkten Vorschriften zu befolgen, wird wohl immer nur ein frommer Wunsch bleiben müssen; eine Befolgung aber der Mehrzahl derselben wird immerhin von glücklichen Umständen und vieler Sorgfalt abhängen, denn sie sind keineswegs unausführbar für die menschliche Natur."

b. Vom Hören.

Ein Vortrag über das Hören, d. h. über die Art und Weise, wie der Schüler in den Schulen die Vorträge der Philosophen anhören und dabei sich benehmen soll.

1. Den Vortrag, den ich über das Hören gehalten habe, sende ich dir, mein Nikander, in einer Abschrift zu, damit du nun selbst lernest, Vorträge anderer in gehöriger Weise anzuhören, nachdem du aus der Aufsicht anderer entlassen bist und das Männerkleid angelegt hast; denn die Ausgelassenheit, welche manche junge Leute aus Mangel an Erziehung für Freiheit halten, setzt ihnen viel härtere Gebieter, als jene Lehrer und Erzieher ihrer Jugend waren, nämlich die Begierden, die gleichsam ihrer Bande entledigt sind. Und wie Herodot sagt, daß die Weiber zugleich mit dem Gewande auch die Scham ablegen, so legen auch manche Jünglinge, indem sie das Knabenkleid ausziehen, zugleich alle Scham und Furcht ab, und indem sie das Gewand des Anstandes, das sie bisher kleidete, abwerfen, werden sie sogleich voll aller Ungezogenheit. Da du

nun schon oft gehört hast, daß es dasselbe sei, Gott zu folgen und der Vernunft zu gehorchen, so überzeuge dich, daß für verständige Menschen der Uebergang aus dem Knaben- in das Mannesalter nicht in einem Abwerfen aller Aufsicht, sondern nur in einer Veränderung des Aufsehers besteht, indem statt eines gedungenen und um Geld erkauften Führers man nun einen göttlichen Führer des Lebens in der Vernunft erhält. Denn nur diejenigen, welche ihr folgen, sind für frei zu halten, denn sie allein haben gelernt, nur das zu wollen, was sie sollen, und leben darum, wie sie wollen. Dagegen zeigt sich in einem ungeordneten und unvernünftigen Treiben ein unedler und schwacher Wille, verbunden selbst mit vieler Reue.

2. Wie nämlich Ausländer und Fremde, welche erst unter die Zahl der Bürger aufgenommen sind, vieles von dem, was vorfällt, tadeln und damit nicht zufrieden sind, ihre Kinder aber, auferzogen in den Gesetzen und eingewöhnt, gerne in alles sich fügen und mit allem, was von ihnen verlangt wird, zufrieden sind, so sollte einer, der schon lange Zeit in der Jugend bei der Philosophie aufgezogen und von Anfang an gewöhnt worden, jeden Unterricht und jede Belehrung der Jugend mit philosophischer Rede verbunden zu empfangen, mit Zuneigung und Liebe zur Philosophie treten, die allein den männlichen und wahrhaft vollkommenen Schmuck durch die Vernunft dem Jünglinge anlegt. Darum aber würdest du wohl, wie ich mir denke, gern auch über den Sinn des Gehörs etwas hören, welchen Theophrast als denjenigen bezeichnet, der am meisten die Leidenschaften zu erregen vermag. Denn nichts, was man sehen, schmecken oder fühlen kann, veranlaßt solchen Schrecken, solche Verwirrung und Betäubung, wie diejenige ist, welche bei irgend einem vor die Ohren tretenden Schalle oder Getöse und Lärm unsere Seele ergreift. Es dient aber dieser Sinn auch mehr der Vernunft als den Leidenschaften. Denn viele Theile des Körpers lassen das Böse eindringen und die Seele treffen, die Tugend aber kann nur an den Ohren junge Leute ergreifen, wenn sie nämlich rein, durch Schmeichelei unverdorben und vor schlechten Reden von Anfang an bewahrt werden. Deswegen wollte Xenokrates[1]) eher den Knaben, als den Athleten Ohrendecken anlegen, indem bei jenen nur die Ohren durch die Schläge, bei diesen aber die Sitten durch die Reden verdorben würden. Er wollte damit nicht Mangel am Gehör oder Taubheit anempfehlen, sondern nur zur Vorsicht vor schlechten Reden rathen, so lange, bis andere nützliche Reden, welche gleichsam als Wächter von der Philosophie dem Charakter eingeprägt worden sind, die Stelle einnehmen, welche am meisten der Erregung und Ueberredung ausgesetzt ist. Bias, jener Weise der Vorzeit, überschickte dem Amasis, der ihm befohlen hatte, das Beste und das Schlechteste des Opferthieres zu senden, ausgeschnittene Zungen, weil die Rede den meisten Schaden, wie den meisten Nutzen stiften könne. So faßt man wohl auch gewöhnlich kleine Kinder, wenn man sie küßt, bei

[1]) Xenokrates war ein Schüler des Plato, welcher dann nach Speusippus von 339 der Nachfolger Plato's als Lehrer in der Akademie wurde und sich durch seine Sittenstrenge und Gewissenhaftigkeit auszeichnete.

den Ohren und heißt sie ein Gleiches thun, wodurch man ihnen scherzhafter Weise andeuten will, daß sie diejenigen vorzüglich lieben sollen, welche durch die Ohren nützlich sind. Denn es ist klar, daß ein Jüngling, der von allem Unterrichte fern, nie eine belehrende Rede vernimmt, ganz ohne alle Frucht, ja selbst ohne allen Keim für die Tugend bleibt, daß er sich vielmehr leicht zum Laster verleiten, und aus seiner Seele, wie aus einem unbebauten, brachliegenden Acker viel Unkraut aufschießen lassen möchte. Wenn man nämlich die Triebe zu Genüssen und die Abneigung gegen Arbeit, die beide nicht von außen her, noch durch Reden in die Seele eingeführt werden, sondern gleichsam einheimisch sind, und die Quelle unzähliger Leidenschaften und Krankheiten werden, ihren natürlichen Weg frei fortgehen läßt und nicht durch nützliche Reden ihnen ihre Kraft benimmt oder ihnen eine andere Richtung gibt und so der Natur zu Hülfe kommt, so gibt es kein Thier, das nicht zahmer wäre als der Mensch.

3. Da also das Hören für junge Leute ebenso nützlich als gefährlich werden kann, so halte ich es für gut, mit sich selbst sowohl als auch mit einem andern zu überlegen, wie man hören soll. Denn wir sehen, wie die meisten auch davon einen schlechten Gebrauch machen: sie üben sich im Reden, bevor sie sich gewöhnt haben zu hören, und glauben, zum Reden gehöre Unterricht und Uebung, das Anhören aber könne, auf welche Weise es auch stattfinde, nur nützlich sein. Beim Ballspiele zwar besteht das Lernen ebensowohl im Werfen als im Auffangen des Balls; bei dem Gebrauche der Rede aber geht die richtige Auffassung voraus, ehe man selbst etwas von sich geben kann, gleich wie dem Gebären die Empfängniß vorangehen muß. Man erzählt, daß die Windeier bei den Vögeln nur unvollkommene und unbeseelte Geburten hervorbringen; bei den Jünglingen, die nicht zuhören können und sich nicht gewöhnt haben, aus dem, was sie hören, Nutzen zu gewinnen, zerfällt die Rede, wie vom Winde verweht,

„Unter den Wolken zerstäubt, umsonst und vergeblich gehöret."

Auch Gefäße, wenn sie etwas, das eingegossen wird, aufnehmen sollen, hält und faßt man in der Richtung, daß wirklich von einem Eingießen, nicht von einem Ausschütten die Rede sein kann, junge Leute aber lernen nicht, an den Redner sich anzuschließen und mit Aufmerksamkeit ihn anzuhören, damit kein nützliches Wort seiner Rede ihnen entgehe, sondern, was unter allem das Lächerlichste ist, wenn sie zufällig einen finden, der von einem Gastmahl, einem Aufzug oder einem Traum, oder einer Zänkerei, die er mit einem anderen gehabt hat, erzählt, so hören sie still und aufmerksam zu, und dringen in ihn, noch mehr zu erzählen; wenn aber einer zu ihnen tritt, der sie etwas Nützliches lehren, oder zu ihrer Pflicht ermahnen, oder ihre Vergehungen ihnen verweisen, oder ihren Zorn besänftigen will, so halten sie es nicht aus, sondern setzen womöglich ihre Ehre darein, gegen eine solche Rede anzukämpfen und den Sieg zu behalten. Gelingt ihnen aber dies nicht, so laufen sie davon zu anderm unnützen Gerede, und füllen ihre Ohren gleich schlechten und morschen Gefäßen lieber mit allem andern, als mit dem, was ihnen nothwendig ist. Wer sein Pferd gut abrichten will, lehrt es, dem Zügel zu gehorchen;

so auch soll man die Kinder anhalten, aufmerksam auf die Rede zu sein, und sie lehren, viel zu hören und wenig zu reden. Daher lobte Spintharus den Epaminondas mit den Worten, er habe nicht leicht einen getroffen, der mehr wußte und weniger redete. Man kann auch anführen, daß die Natur einem jeden von uns zwei Ohren gegeben, aber nur eine Zunge, weil man weniger reden als hören soll.

4. In allen Fällen wird daher Schweigen für den Jüngling der schönste Schmuck sein, besonders wenn er über die Rede eines andern nicht in Unruhe geräth und ihn bei jedem Worte nicht gleich anfährt, sondern auch wenn ihm die Rede nicht allzusehr gefällt, an sich hält und wartet, bis der Andere aufgehört hat zu reden, und auch dann, wenn dieser geendet hat, nicht gleich mit seinen Einwürfen sich vordrängt, sondern, wie Aeschines sagt, eine Zeitlang hingehen läßt, wenn etwa der, welcher gesprochen, seinen Worten etwas hinzufügen, oder auch etwas ändern und wegnehmen wollte. Diejenigen, welche anderen gleich in die Rede fallen, betragen sich unanständig, weil sie weder selbst zuhören, noch gehört werden und ins Reden hineinreden. Wer sich jedoch gewöhnt hat, gelassen und mit Ehrerbietung zuzuhören, pflegt die nützliche Rede anzunehmen und zu bewahren, die unnütze und falsche aber besser zu durchschauen und zu fassen; so zeigt er sich als Freund der Wahrheit und nicht des Streites, oder als einen vorlauten, zankfüchtigen Menschen. Daher behaupten manche nicht übel, man solle den jungen Leuten eher die Einbildung und den Stolz aus dem Kopfe blasen, als die Luft aus den Schläuchen, in welche man etwas Nützliches gießen will, sonst nehmen sie voll Stolz und Anmaßung nichts an.

5—7. Auch Neid, Mißgunst und Haß schaden dem Zuhören, sie machen dem Hörer das Nützliche zuwider; ebenso schadet Verachtung, welche meint, es selber besser machen zu können, und Bewunderung, weil sie auch das Schädliche, wenn es nur glänzend vorgetragen wird, völlig aufnimmt. Man muß daher die Nothwendigkeit und Wahrheit der Rede mit Strenge prüfen, sich aber nicht durch den Glanz der Rede und den Beifall anderer blenden lassen.

8. Deshalb muß man von dem nichtigen Wortprunke absehen und der Frucht selbst nachgehen, man muß nicht die kranzflechtenden Weiber, sondern die Bienen nachahmen. Denn jene sehen blos auf bunte und wohlriechende Blumen, die sie aneinander reihen und zu einem lieblichen Kranze flechten, der indeß nur einen Tag währet und keinen Nutzen bringt[1]), diese aber durchfliegen oftmals Veilchen-, Rosen- und Hyacinthenbeete und eilen weg zu dem rauhesten und herbsten Thymian, bei dem sie sich niederlassen,

„dem gelben Honig nachgehend",

und wenn sie etwas Brauchbares gefunden, so fliegen sie damit weg zu ihrem Hausgeschäfte. So muß auch der zwar kunstliebende, aber unbefangene Zuhörer blühende und üppige Worte, Handlungen, die mehr für die Bühne oder Volksfeierlichkeiten berechnet sind, für Futter der Drohnen, das ist der Sophisten, halten und davon wegsehen; dagegen muß er mit Aufmerksamkeit in den Sinn der Rede eindringen, sowie in den Charakter

[1]) Wie das Wortgeklingel nichtiger Redner.

des Redners, um daraus das Brauchbare und Nützliche zu gewinnen; er soll eingedenk sein, daß er nicht in ein Theater, oder in einen Gesangsaal, sondern in eine Schule und in eine Lehranstalt getreten ist, um seine Lebensweise durch das, was er hört, zu bessern. Deshalb soll man auch das Gehörte betrachten, und prüfen mit Rücksicht auf sich selbst und den eigenen Zustand, man soll sehen, ob dadurch irgend eine Leidenschaft besänftigt, irgend ein Kummer erleichtert, ob muthiges Vertrauen und Festigkeit der Seele, ob Begeisterung für die Tugend und das Edle uns dadurch geworden sei. Tritt man nicht, wenn man die Barbierstube verlassen hat, vor den Spiegel und befühlet sein Haupt, um zu sehen, wie die Haare abgeschnitten und der Bart geschoren ist? Soll man nun nicht auch, wenn man eine Vorlesung oder eine Schule verlassen hat, sogleich einen Blick auf sich selbst werfen, um zu prüfen, ob die Seele etwas von dem Ueberflüssigen, das sie belästigte, abgelegt hat und dadurch erleichtert und beruhigt worden ist? Denn weder ein Bad, sagt Aristo, noch eine Rede können von Nutzen sein, wenn sie nicht reinigen.

9. Es soll demnach der Jüngling nur dann an einer Rede Gefallen finden, wenn er daraus Nutzen ziehen kann, keineswegs aber soll er das Vergnügen bei dem, was er hört, als Endzweck sich setzen, er soll auch nicht glauben, er müsse aus der Schule des Philosophen gehen, vor Freude singend und frohlockend, noch soll er nach Salbe verlangen, wenn ein Bad oder Pflaster nöthig ist, sondern soll es mit Dank erkennen, wenn jemand gleichwie den Bienenstock durch Rauch, so die Seele durch scharfe Rede von der Finsterniß und Stumpfheit, woran sie leidet, reinigt. Denn wenn auch der Redner das Angenehme und Gefällige nicht gänzlich im Vortrage vernachlässigen darf, so darf doch der junge Mensch darauf am wenigsten sehen, zumal am Anfange. Nachher kann man wohl, gleichwie man beim Trinken, wenn der Durst gestillt ist, die künstliche Arbeit des Bechers von allen Seiten betrachtet, ihm, wenn er hinreichend die Lehre gefaßt hat, zur Erholung verstatten, auch darauf sein Augenmerk zu richten, ob der Vortrag geschmückt und schön ist. Wer aber gleich von Anfang an sich nicht streng an die Sache hält, sondern dahin seine Forderungen stellt, daß der Ausdruck attisch und fein sei, der gleicht dem, der eine Arznei nicht nehmen will, wenn nicht das Gefäß aus Thon von Kolias in Attika verfertigt ist, und dem, der im Winter keinen Mantel tragen will, wenn nicht die Wolle von attischen Schafen ist, sondern lieber unthätig und unbeweglich dasitzt, wie in dem dünnen und abgetragenen Gewande einer Rede des Lysias[1]). Denn solche Schwächen erzeugen in den Schulen nicht blos einen großen Mangel an gesundem Verstande und guter Gesinnung, sondern auch viel Spitzfindigkeit und Geschwätzigkeit, indem die jungen Leute weder an das Leben, noch an die Handlungsweise und die politischen Gesinnungen eines Philosophen sich halten, sondern blos Redensarten, Worte und einen schönen Vortrag loben, ohne zu wissen oder prüfen zu wollen, ob das, was vorgetragen wird, nützlich ist oder unnütz, nothwendig oder nichtig und überflüssig.

[1]) Der attische Redner Lysias 450—379 v. Chr. war berühmt wegen seiner kühlen und nüchternen Darstellung.

Kap. 10—16. Der Zuhörer soll nicht Fragen in die Quere einwerfen, sondern wenn er fragen will, so muß er gerade nach den Dingen fragen, in welchen der Redner gut Bescheid weiß, aber er darf überhaupt nicht zu viel fragen. Auch im Loben muß er Maß halten, nicht laut klatschen oder: Göttlich! Unnachahmlich! Schön! Gelehrt! rufen. Tadel und Ermahnung muß er ertragen lernen.

17. Wie bei dem Erlernen der Buchstaben, des Lyraspiels und des Ringens der Anfang viel Unruhe, Mühe und Schwierigkeiten verursacht, dann aber beim allmählichen Fortgange, gerade wie bei dem Verkehr mit Menschen, eine genauere Bekanntschaft und Einsicht entsteht, die alles im Reden wie im Handeln angenehm, gefällig und leicht macht, so auch darf man die Philosophie, weil sie wirklich anfangs in den Ausdrücken wie in den Sachen manches Schwierige und Ungewohnte enthält, nicht aus Scheu vor dem Anfange mit Unruhe und Verzagtheit verlassen, sondern man muß jeden Versuch machen, und zwar mit Geduld, und bei diesem steten Streben die nähere Bekanntschaft abwarten, welche alles Gute uns angenehm macht. Denn diese wird nicht lange ausbleiben, und wird viel Licht über den Unterricht verbreiten, auch eine große Liebe zur Tugend einflößen. Wer daher ohne dieses im Leben aushalten kann, indem er aus Feigheit die Philosophie verlassen hat, zeigt sich als einen schwachen und feigen Menschen. Allerdings ist es für Unerfahrene und für junge Leute am Anfang etwas schwierig, die Gegenstände aufzufassen; in die größeste Unwissenheit und Unkenntniß fallen sie aber meist nur durch sich selbst, indem sie bei entgegengesetzter Natur in einen gleichen Fehler gerathen. Aus einer gewissen Scham und Schonung gegen den Redner nämlich tragen sie Bedenken, ihn wieder zu fragen und über seine Rede sich Gewißheit zu verschaffen, und als wenn sie dieselbe verständen, nicken sie ihm zu. Andere, die aus unzeitiger Ehrsucht und nichtigem Wetteifer mit anderen ihren Scharfsinn und ihre Fertigkeit im Lernen zeigen wollen, behaupten es zu verstehen, bevor sie es aufgefaßt haben, und fassen es so nicht auf. Die Folge davon ist, daß jene Verschämten und Verschwiegenen, wenn sie weggegangen sind, sich betrüben, sich in Verlegenheit und Zweifel befinden und dann zuletzt wieder nothgedrungen mit noch größerer Scham den Redner belästigen mit wiederholten Fragen und Bitten; die Ehrgeizigen und Verwegenen aber stets ihre Unwissenheit mit sich herumtragen und verbergen.

18. Darum muß man die Eitelkeit von sich werfen und das Nützliche erfassen, wenn es auch die Mühe kostet, welche das Eingießen in ein enges Gefäß macht. Aber auch nach dem Vortrage muß man für sich über die Dinge nachdenken, damit die Rede des Andern wie ein Samenkorn weiterwachse.

Denn der Verstand bedarf nicht wie ein Gefäß der Ausfüllung, sondern gleich einem brennbaren Stoffe nur des Zunders, der einen Trieb zur Erfindung und ein Verlangen nach der Wahrheit veranlaßt. Wie der, welcher seinen Nachbar um Feuer bittet, dann, wenn er ein großes und helles Feuer daselbst gefunden hat, wohl länger sitzen bleibt und sich wärmt, so wird auch der, welcher gekommen ist, um aus der Rede eines Andern etwas zu lernen, ohne daran zu denken, er müsse sein eigenes Licht und seinen eigenen Verstand anzünden, an der Rede wohl Gefallen

finden, und um sich zu ergötzen, sitzen bleiben; er wird auch einen Schein von der Rede annehmen, wie (jener vom Feuer) Röthe und Glanz, aber den innern Rost der Seele vermag er nicht herauszukochen, noch die Finsterniß durch die Philosophie zu verdrängen. Wenn nun beim Zuhören auch noch eine oder die andere Vorschrift nöthig sein sollte, so muß man doch auch das hier Gesagte im Gedächtnisse behalten und mit dem Lernen zugleich die Erfindung üben, damit wir nicht eine blos sophistische oder historische, sondern eine philosophische Bildung, die unserer Seele tief eingeprägt ist, gewinnen, in der Ueberzeugung, der Anfang eines guten Lebens sei gut zuzuhören.

§ 34.

Lucian.

Mit Witz und Spott geißelte Lucian die Gebrechen der Zeit im zweiten Jahrhundert nach Christo. Er war zu Samosata am Euphrat in den letzten Regierungsjahren Trajans um 117 n. Chr. geboren und starb um 185 n. Chr. Seine Eltern lebten in ärmlichen Verhältnissen, so daß er nach dem ersten Elementarunterrichte in die Lehre zu einem Marmorpolirer kam. Da er sich aber sehr ungeschickt anstellte und dafür weidlich durchgepeitscht wurde, entlief er und beschloß trotz seiner Dürftigkeit sich der Wissenschaft zu widmen. Er studirte die Beredsamkeit wahrscheinlich in Antiochien, lebte einige Zeit in Griechenland selbst, konnte aber dort keine bedeutende Praxis erlangen, so daß er sich nach Gallien wandte, wo er als Lehrer der Beredsamkeit wirkte und an verschiedenen Orten Prunk- und Schaureden hielt. Reich und berühmt geworden, kehrte er dann für kurze Zeit in seine Vaterstadt zurück, verließ dieselbe aber bald wieder und ließ sich wahrscheinlich dauernd in Athen nieder, wo er sich mit dem Studium der Philosophie beschäftigte. Da ihn aber auch diese nicht befriedigte, so beschäftigte er sich mit Ausarbeitung *satirischer Dialoge*. In seinem höheren Alter hielt er wieder an verschiedenen Orten öffentliche Vorlesungen und Vorträge und wurde endlich unter dem Kaiser Commodus Gerichtsdirector in Aegypten. Wie er gestorben ist, wissen wir nicht, nur erzählt Suidas, daß er von wüthenden Hunden zerrissen worden sei, weil er über das Christenthum verächtlich gesprochen habe. Die Zeit Lucian's war, obgleich treffliche Kaiser regierten, doch auf allen Gebieten eine Zeit des Sinkens des Heidenthums, die Wissenschaft wurde zur Charlatanerie, die heidnische Religion war versunken in Aberglauben und gänzlich entartet in abenteuerlichen Mysticismus, so daß religiöse Gaukler, Orakel, Weissagungen u. s. w. großen Gewinn fanden. Darum war Lucian zu diesem Aberglauben und dem abenteuerlichen Mysticismus im Gegensatze Atheist, das zeigen seine Götter- und Todtengespräche, und gegen den Mysticismus kämpfte er mit unbarmherziger Satire. Er zeigt darin eine glänzende Diction und einen schlagenden Witz, aber er wirkte nur zerstörend, nicht aufbauend, denn er verspottet Alles, Götter, Philosophen, auch das Christenthum, von dem er allerdings nur eine oberflächliche Kenntniß hatte. Seiner Satyre entgeht auch die Art der damaligen Erziehung nicht. Wir geben hier nach der Uebersetzung von Dr. Th. Fischer (Stuttgart, Krais und Hoffmann, 1866) das Gespräch „Anacharsis oder über die Gymnastik“ und die „Lebensversteigerung oder der Verkauf der philosophischen Sekten“.

a. Anacharsis oder über die Gymnastik.

Anacharsis: Weswegen thun dies eure Jünglinge, Solon? Die einen umschlingen einander und stellen sich ein Bein, andere würgen und biegen einander und wälzen sich in dem Lehm wie Schweine. Doch anfangs salbten sie sich sogleich, nachdem sie die Kleider abgelegt, mit Oel, wie ich bemerkte, und der eine bestrich den andern ganz friedlich, danach, ich weiß nicht, was ihnen eingefallen ist, stoßen sie einander mit zusammengeneigten Köpfen und schmettern die Stirn aneinander wie die Widder. Und sieh, wenn jener dort den andern an den Beinen aufgehoben und ihn zu Boden geworfen hat, so fällt er über ihn her, stößt ihn tiefer in den Lehm und läßt ihn nicht wieder hervorkommen, zuletzt umschlingt er seinen Bauch mit den Beinen, stützt den Ellbogen auf seine Kehle und würgt den Armen, dieser aber klopft ihn auf die Schulter, er fleht ihn, glaub' ich, an, er möge ihn nicht ganz ersticken. Auch nicht einmal wegen des Oels nehmen sie sich in Acht, sich zu beschmutzen, vielmehr bedecken sie sich mit Schmutz, so daß man das Salböl nicht bemerken kann, und machen mich bei ihrer starken Transspiration herzlich lachen, da sie wie Aale sich aus den Händen entschlüpfen. Andere treiben im Vorhofe unter freiem Himmel eben dasselbe, diese jedoch nicht in Lehm, sondern in einer Vertiefung, wo Sand hoch aufgeschüttet ist, bestreuen sich damit und bewerfen sich absichtlich mit Staub nach Art der Hähne, damit sie, denk' ich, beim Fassen einander weniger entgleiten, weil der Sand die Schlüpfrigkeit benimmt und an den trockenen Stellen fester fassen läßt. Wieder andere stehen mit Sand bedeckt aufrecht, fallen desgleichen über einander her und schlagen und stoßen sich. Dieser unglückselige Mensch da wird, wie es scheint, auch seine Zähne ausspucken, so ist sein Mund mit Staub und Blut angefüllt, weil er, wie du siehst, mit der Faust einen Schlag auf den Backenknochen bekommen hat. Doch bringt sie der Beamte dort, — aus seinem Purpurkleide schließe ich, daß es einer der Beamten sei — gar nicht einmal auseinander und macht ihrem Kampfe kein Ende, vielmehr hetzt er sie an und belobt den, der den Schlag gegeben hat. Anderswo sind alle anderen eifrig dabei, springen wie im Laufen in die Höhe, obgleich sie an derselben Stelle bleiben, und schlagen mit gemeinschaftlichen Sprüngen in die Luft. Ich möchte nun gern wissen, welchen nützlichen Zweck dies hat; mir meinestheils scheint die Sache mehr nach Wahnsinn auszusehen, und man könnte mich nicht leicht zu der Ueberzeugung bringen, daß diejenigen, die damit beschäftigt sind, bei Sinnen sind. Solon: Ganz natürlich erscheinen dir, lieber Anacharsis, diese Dinge, weil sie dir fremd sind und von den scythischen Gebräuchen ganz abweichen, in diesem Lichte, wie auch ihr vermuthlich vieles lernt und treibt, was uns Hellenen wunderlich vorkommen würde, wenn einer von uns dabei stände, wie du jetzt bei uns. Allein, beruhige dich, mein Guter! Das ist nicht Wahnsinn und diese schlagen und wälzen einander im Lehme und bestreuen sich mit Sand nicht aus Uebermuth, sondern die Sache nützt auf eine ganz ergötzliche Weise und kräftigt die Körper nicht wenig. Wenn du nun, wie ich hoffe, länger in Hellas verweilst, so wirst du binnen kurzem auch einer von denen sein, die sich mit Lehm

und Sand bestreuen, so ergötzlich und nützlich zugleich wird dir diese Sache erscheinen. Anacharsis: Bei Leibe nicht, Solon, diese Vortheile und Vergnügungen sollt ihr für euch behalten, wenn mich aber einer von euch dazu bringen wollte, so wird er wissen, daß wir nicht umsonst mit dem Schwerte umgürtet sind. Doch sage mir, wie nennt ihr das, was da geschieht, oder was machen die da? Solon: Den Ort selbst nennen wir Gymnasium, Anacharsis, und er ist dem lyceischen Apollo heilig. Dort siehst du seine Bildsäule, jenen, der sich an den Pfeiler lehnt, der in der Linken den Bogen hat, während die über den Kopf zurückgebogene Rechte zeigt, daß der Gott nach langer Anstrengung sich ausruht. Von den Uebungen heißt jene, die im Lehme vorgenommen wird, Ringkampf, die auf dem Sande Befindlichen ringen desgleichen, diejenigen, die in aufrechter Stellung auf einander losschlagen, sind mit dem Pankratium beschäftigt. Es gibt aber bei uns noch andere Uebungsschulen für den Faustkampf, für das Werfen mit dem Diskus und für das Wettspringen, und in allen diesen Fertigkeiten stellen wir Wettkämpfe an, und der Sieger gilt für den besten seiner Zeitgenossen und trägt die Preise davon. Anacharsis: Was habt ihr denn für Preise? Solon: Zu Olympia ist es ein Kranz vom wilden Oelbaum, bei den isthmischen Spielen einer von der Fichte, in Nemea einer aus Eppich, in Pytho sind es Aepfel von den dem Gott heiligen, bei uns, bei den Panathenäen, das Oel von der heiligen Olive. Was lachst du, Anacharsis? kommen dir diese Dinge geringfügig vor? Anacharsis: O nein, Solon, du hast hochehrwürdige Kampfpreise hergezählt, auf deren Größe diejenigen, die sie aussetzen, sich etwas einbilden können, und die es werth sind, daß die Wettkämpfer selbst alles daran setzen, um sie zu verdienen, daß sie für Aepfel und Eppich so viele Mühen und Gefahren bestehen, indem sie sich gegenseitig würgen und einander die Gliedmaßen zerbrechen, als wenn es nicht jedem, der danach Verlangen hat, frei stünde, ohne Mühe eine Menge von Aepfeln zu haben, oder sich mit Eppich oder einem Fichtenzweige zu bekränzen, ohne sich das Gesicht mit Lehm zu beschmieren und sich von den Gegnern mit dem Fuße in den Bauch stoßen zu lassen. Solon: Doch, mein Bester, wir sehen nicht auf die Gaben allein, sie sind nur die Kennzeichen und Merkmale, wer den Sieg errungen hat, der damit verbundene Ruhm aber ist es, der für den Sieg allen Werth hat, um dessentwillen sich sogar stoßen zu lassen für diejenigen ehrenvoll ist, die durch Anstrengungen sich um einen guten Ruf bemühen, denn ohne Anstrengungen ließe sich dieser nicht gewinnen, vielmehr muß, wer nach ihm strebt, im Anfange viel Beschwerliches ertragen, und dann schon den angenehmen und frommenden Erfolg von den Mühsalen erwarten. Anacharsis: Du meinst unter dem angenehmen und frommenden Erfolge dies, Solon, daß alle Menschen sie bekränzt sehen und nach dem früheren Bedauern wegen der Schläge sie wegen des Sieges preisen, während sie selber glückselig sein werden, da sie für ihre Strapazen Eppich und Aepfel haben? Solon: Du bist noch mit unseren Sitten unbekannt, sag' ich, bald wirst du hierüber anders denken, wenn du zu den Festversammlungen kommen und eine so große Menge Menschen, um diese zu sehen, zusammenströmen und Zehntausende fassende Theater

sich füllen und die Wettkämpfer gepriesen, den Sieger unter ihnen den Göttern gleichgestellt sehen wirst. Anacharsis: Das ist eben das Traurige, Solon, daß ihnen das nicht vor wenigen begegnet, sondern vor so vielen Zuschauern und Zeugen der Mißhandlung, die sie natürlich glücklich preisen, wenn sie sie von Blut triefen, oder von den Gegnern gewürgt sehen, das ist fürwahr das Glücklichste, was ihrem Siege anhaftet. Wenn bei uns Scythen aber, lieber Solon, jemand einen Bürger schlägt, oder ihn anfällt und hinwirft und ihm die Kleider abreißt, belegen ihn die Aelteren mit großen Strafen, wenn das auch nur vor wenigen Zeugen geschehen ist, nicht vor so großen Zuschauermassen, wie du sie auf dem Isthmus oder zu Olympia schilderst. Doch für die Wettkämpfer wandelt mich ein Gefühl der Sympathie mit ihren Leiden an, über die Zuschauer aber, von denen du bemerkst, daß die Trefflichsten von allen Seiten her zu den Festversammlungen erscheinen, wundere ich mich sehr, wie sie ihre nothwendigen Geschäfte aufgeben und zu solchen Dingen Zeit haben, auch das kann ich nicht begreifen, daß es sie ergötzt, Menschen zu sehen, die sich schlagen und mit einander ringen, die sich gewaltsam auf die Erde werfen und sich einander die Glieder zerschmettern. Solon: Wenn jetzt die Zeit der Olympien oder Isthmien oder Panathenäen wäre, Anacharsis, so würde dich die Sache selbst lehren, daß wir nicht ohne Grund einen so hohen Werth hierauf legen. Durch eine solche Schilderung könnte man dir nicht ein solches Gefallen an den dortigen Vergnügungen beibringen, als wie wenn du selber unter den Zuschauern sitzend die Trefflichkeit der Männer sähest, die Schönheit der Körper, die bewundernswürdigen Constitutionen, ihre hohe, erfahrene Geschicklichkeit, ihre unbezwingliche Kraft, die Kühnheit, den Ehrgeiz, den unbesiegten Sinn und das unablässige Streben nach dem Siege; ich weiß gewiß, daß du nicht aufhören würdest, durch Ausrufe und Klatschen deinen Beifall zu bezeugen. Anacharsis: Ohne alle Frage, Solon, und obendrein nicht aufhören zu lachen und zu spötteln; denn alles, was du aufzählteſt, die Trefflichkeit, die gute Constitution, die Schönheit und Kühnheit geht euch, wie ich sehe, um keines großes Zweckes willen verloren, weder für die Vaterstadt, die sich in Gefahr befindet, noch für die Ländereien, die der Feind verwüstet, noch für Freunde und Angehörige, die schmachvoll fortgeschleppt werden. Daher verdienten sie umsomehr ausgelacht zu werden, wenn sie, wie du sagst, die allertrefflichsten sind und ohne Grund solches erleiden, Strapazen bestehen und ihre Schönheit und Größe durch Sand und Brauschen entstellen, um als Sieger in den Besitz einiger Aepfel und eines Oelzweiges zu gelangen, denn es macht mir Vergnügen, immer an diese Kampfpreise zu denken; sage mir, bekommen sie alle Wettkämpfer? Solon: Nein, sondern der eine, der alle überwunden hat. Anacharsis: Also wegen des ungewissen und zweifelhaften Sieges mühen sich so viele ab und noch dazu, trotzdem sie wissen, daß der Sieger durchaus nur einer, daß der Ueberwundenen sehr viele sein werden, welche Unglücklichen umsonst Schläge, mitunter sogar Wunden bekommen? Solon: Von richtiger Staatsverfassung, Anacharsis, scheinst du noch nichts zu verstehen, sonst würdest du die schönsten Gebräuche nicht zum Gegenstande des Tadels machen. Wenn du dich aber

einmal wirst befleißigt haben, zu wissen, wie eine Stadt am besten verwaltet wird und wie ihre Bürger am trefflichsten sein werden, so wirst du diese Uebungen und den Ehrgeiz, den wir auf sie verwenden, loben, und wirst wissen, daß ihren Beschwerden ein großer Nutzen eingemischt ist, wenn es jetzt auch den Anschein hat, als würden sie umsonst betrieben. Anacharsis: Aus keinem andern Grunde, Solon, bin ich aus Scythien zu euch gekommen, bin so viel Land durchwandert und über das große, stürmische schwarze Meer gesetzt, als um die Gesetze der Hellenen zu studiren, ihre Gebräuche zu beobachten und die beste Staatsverfassung kennen zu lernen. Deshalb wählte ich dich vorzüglich auf deinen Ruf hin unter allen Athenern zu meinem Freunde und Gastfreunde, weil ich hörte, daß du ihnen Gesetze geschrieben, die besten Gebräuche aufgefunden und sie zu nützlichen Gewohnheiten angeleitet, kurz ihnen ein staatliches Leben eingerichtet habest. So belehre mich denn sobald als möglich und mache mich zu deinem Schüler, ich werde gern, ohne zu essen und zu trinken, so lange du zu sprechen vermagst, an deiner Seite sitzen und dich mit geöffnetem Munde über Verfassung und Gesetze sprechen hören.

Solon: Die ganze Materie, mein Freund, läßt sich nicht leicht in wenig Worten durchgehen, du sollst aber nach und nach unsere Meinungen über die Götter und Eltern oder über die Ehe und anderes vernehmen. Was wir aber über die Jünglinge denken und wie wir sie behandeln, wann sie zuerst anfangen, das Bessere zu verstehen und sich körperlich zu Männern auszulegen und Anstrengungen zu ertragen, das will ich dir schon entwickeln, damit du lernst, weshalb wir ihnen diese Uebungen auferlegt haben und sie zwingen, ihren Körper auszuarbeiten, nicht allein um der Wettkämpfe willen, damit sie die Preise gewinnen können — denn dazu kommen überhaupt nur sehr wenige aus der ganzen Anzahl, sondern wir bezwecken hierdurch zugleich etwas Höheres für die ganze Stadt und für sie selbst, denn allen guten Bürgern liegt ein gemeinsamer Wettkampf vor und ein Kranz, den es gilt, nicht einer von der Fichte und dem wilden Oelbaum und aus Eppich, vielmehr der, welcher die ganze menschliche Glückseligkeit in sich umschließt, ich meine damit die Freiheit eines jeden Einzelnen und des Vaterlandes im Allgemeinen, Reichthum, Ruhm, den Genuß der von den Vätern ererbten heiligen Feste, das Wohl der Angehörigen, mit einem Worte, das Schönste, was einer sich von den Göttern erflehen könnte. Alles das windet sich in den Kranz, den ich meine, und erwächst aus dem Wettkampfe, zu dem diese Mühen und Uebungen die Vorbereitungen sind. Anacharsis: Und dann erzählst du mir, du wunderlicher Mann, da du solche und so große Kampfpreise zu nennen hast, von Aepfeln und Eppich und den Zweigen der wilden Olive und Fichte? Solon: Auch das, lieber Anacharsis, wird dir nicht mehr gering vorkommen, wenn du verstanden haben wirst, was ich sage; denn es entsteht aus demselben Gedanken und alles sind Theile jenes größern Wettkampfes und des beglückenden Kranzes, von dem ich sprach. Unser Gespräch aber übersprang, ich weiß nicht wie, die Reihenfolge, und erwähnte früher die Vorgänge auf dem Isthmus, zu Olympia und Nemea; wir werden aber leicht, da wir Muße haben und du gern hören willst, auf den Anfang und gemeinsamen Wettkampf

zurückgehen, um dessentwillen, wie ich behaupte, dies alles betrieben wird. Anacharsis: So ist es besser, Solon, unser Gespräch wird methodischer fortschreiten, und vielleicht könnte mich dies bereden, auch darüber nicht mehr zu lachen, wenn ich einen auf seinen Oliven- oder Eppichkranz sich etwas einbilden sehe. Wenn es dir recht ist, so laß uns dort in den Schatten gehen und uns auf der Bank niedersetzen, damit uns nicht das Geschrei derer, die den Ringenden zurufen, belästige: außerdem wird es mir, frei herausgesagt, nicht leicht, die stechende, glühende Sonne, die meinen bloßen Kopf trifft, zu ertragen; meinen Hut beschloß ich zu Hause abzulegen, um nicht durch meine fremdartige Tracht unter euch aufzufallen. Es ist gerade die Jahreszeit, in welcher der Stern, den ihr den Hundsstern nennt, am glühendsten ist, alles verbrennt und die Luft trocken und durchglüht macht, und die am Mittag senkrecht über dem Kopf stehende Sonne den Körper mit dieser unerträglichen Hitze plagt. Daher wundere ich mich, wie du, bereits ein alter Mann, bei der Wärme weder schwitzest, wie ich, noch überhaupt von ihr belästigt zu werden scheinst, und dich nach keinem schattigen Plätzchen zum Untertreten umsiehst, vielmehr die Sonne mit solcher Leichtigkeit erträgst.

Solon: Diese zwecklosen Anstrengungen, Anacharsis, das unablässige Wälzen im Lehm und die Strapazen unter freiem Himmel im Sande geben uns dieses Deckungsmittel gegen die Angriffe der Sonne, und wir brauchen nicht mehr einen Hut, um zu verhindern, daß die Strahlen unsern Kopf treffen. Wir wollen aber dahin gehen. Betrachte jedoch ja nicht, was ich dir sagen werde, als Gesetze, denen du unbedingt glauben mußt, sondern widersprich mir sogleich, wo dir etwas nicht richtig scheint und verbessere die aufgestellten Behauptungen; auf diese Weise werden wir unter allen Umständen einen von zwei Fällen erreichen, entweder wirst du fest überzeugt werden, nachdem du geäußert, was deiner Meinung nach sich dagegen sagen läßt, oder ich werde belehrt werden, daß meine Ansicht hierüber nicht die richtige ist. Und die ganze Stadt der Athener wird sich beeilen, dir hierfür ihren Dank zu bekennen; durch alles, was du mir beibringst und worin du mich zum Bessern überredest, wirst du ihr am meisten nützen; denn ich werde ihr nichts verbergen, es sogleich zum Gemeingut machen und in der Pnyx[1]) auftretend zu allen sagen: Ich habe euch, o Athener, diejenigen Gesetze gegeben, die ich für die Stadt am nützlichsten hielt, dieser Fremdling hier aber, Anacharsis, ist zwar ein Scythe, vermöge seiner Weisheit jedoch hat er mich anders belehrt und mich mit besseren Unterweisungen und Gebräuchen bekannt gemacht. Daher zeichnet den Mann als euern Wohlthäter auf und stellt ihn in Erz neben den Eponymoi[2]) oder neben der Athene auf der Burg auf. Und sei überzeugt, daß die Stadt der Athener sich nicht schämen wird, von einem Barbaren und Fremdlinge das Nützliche zu lernen. Anacharsis: Also das war es, was ich von euch Athenern hörte, daß ihr in euern Reden ironisch wäret. Woher könnte ich wohl, ein umherirrender Nomade, der auf seinem Wagen gelebt hat, ein Land mit dem andern

[1]) Der Versammlungsort der Athener auf einem Hügel der Stadt.
[2]) Die Heroen, nach denen die zehn Phylen benannt waren.

gewechselt, eine Stadt aber weder jemals bewohnt, noch sie sonst als jetzt gesehen hat, über Verfassung sprechen und einzelne belehren, die diese uralte Stadt schon so lange in Wohlgesetzlichkeit bewohnt haben, und namentlich dich, Solon, für den von Anfang an es ein Gegenstand des Studiums war, zu wissen, wie eine Stadt am besten verwaltet und durch die Anwendung welcher Gesetze sie am glücklichsten sein könnte? Nur darin werde ich dir, als meinem Gesetzgeber, gehorchen, daß ich dir widersprechen, wenn mir etwas nicht richtig behauptet zu werden scheint, um sicherer zu lernen. Da sind wir ja auch schon der Sonne entgangen und haben einen angenehmen, bequemen Platz auf der kühlen Steinbank im Schatten. Wiederhole mir nun von Anfang, weshalb ihr die jungen Leute sogleich vom Knabenalter ab mühsam ausbildet, und wie sie auch der Lehm und diese Uebungen zu den besten Männern machen, und was der Sand und das Herumwälzen in demselben ihnen zur Tugend beiträgt. Das wünschte ich gleich anfangs vorzüglich zu hören; das Uebrige wirst du mich gelegentlich jegliches zu seiner Zeit lehren. Behalte jedoch während deiner Auseinandersetzung im Gedächtniß, lieber Solon, daß du zu einem Barbaren sprechen wirst: ich sage es, damit du dich so deutlich und kurz als möglich ausdrücken mögest, weil ich fürchte, ich dürfte das Erste vergessen, wenn ein langer Strom Worte darauf folgt. Solon: Du selbst wirst dir das besser eintheilen können, Anacharsis; wo dir meine Worte nicht recht deutlich oder von ungefähr abzuschweifen scheinen, wirst du inzwischen fragen und die Länge meiner Rede zerschneiden. Gehört aber, was ich sage, treffend zur Sache, so wird es, denk' ich, nichts schaden, wenn ich mich nicht kurz fasse. Auch bei dem Senat des Areopag, der bei uns die Mordsachen entscheidet, ist folgendes Verfahren üblich: Wenn er auf dem Hügel zu einer Sitzung zusammentritt, um über Mord oder absichtliche Verwundung oder Brandstiftung Recht zu sprechen, so bekommen beide Parteien das Wort, erst spricht der Kläger, dann der Beklagte entweder selber, oder sie lassen Redner, die für sie sprechen, auftreten. So lange sie über die Sache sprechen, läßt der Senat sie gewähren und hört ruhig zu. Wenn aber jemand eine Vorrede anbringt, um die Richter günstiger zu stimmen, oder ihr Mitleid erregt, oder die Sache durch außer ihr liegende Zuthaten vergrößert, welcherlei Kunstgriffe die Söhne der Beredsamkeit häufig vor Gericht anwenden, so tritt der Herold sogleich hervor und gebietet ihnen Stillschweigen, weil es nicht erlaubt ist, vor dem Senate zu schwätzen und der Sache durch den Vortrag einen Anstrich zu verleihen, damit die Areopagiten nichts weiter als den nackten Thatbestand sehen. Aus diesem Grunde erkenne ich dich jetzt, mein lieber Anacharsis, zum Areopagiten und fordere dich auf, mich nach dem Brauche dieses Senates anzuhören und mir Schweigen zu gebieten, wenn du merkst, daß ich mich in rhetorischen Künsten ergehe. So lange ich bei der Stange bleibe, soll es mir freistehen, mich auszulassen; wir werden ja nicht mehr in der Sonnengluth disputiren, so daß ein verlängerter Vortrag lästig fallen könnte, wir befinden uns im Gegentheil im tiefen Schatten und haben Muße. Anacharsis: Das hat meinen Beifall, Solon, und ich weiß dir auch hierfür nicht geringen Dank, daß du mich nebenbei das Verfahren des Areopag gelehrt hast, welches in der

That bewundernswürdig ist und den Nichtern geziemt, die sich bei ihrer Abstimmung nur von der Wahrheit leiten lassen wollen. So sprich denn nun schon, und ich werde dich in der Function eines Areopagiten, wozu du mich ernanntest, nach der Sitte meines Senates anhören.

Solon: Zuvor mußt du in Kürze unsere Ansichten über Stadt und Bürger vernehmen. Unter Stadt verstehen wir nicht die Gebäude, z. B. Mauern, Tempel oder Schiffswerften, sondern diese sind zwar gleichsam als ein fester und unbeweglicher Körper zur Aufnahme und Sicherheit der Staatsangehörigen vorhanden, alles Gewicht aber legen wir in die Bürger selbst; diese sind es, die jegliches erfüllen und ordnen, vollenden und erhalten, wie etwa in jedem von uns die Seele lebt. Bei dieser unserer Erkenntniß sorgen wir zwar, wie du siehst, auch für den Körper der Stadt, indem wir ihn schmücken, damit er möglichst schön und im Innern mit Gebäuden versehen und außerhalb von diesen Ringmauern zur möglichen Sicherheit umschlossen sei. Alles hat aber bei uns diesen Hauptzweck, daß die Bürger geistig wacker und körperlich tüchtig seien, denn derartige Männer, glauben wir, werden im Frieden in einer nützlichen Gemeinschaft leben und im Kriege die Stadt erretten und frei und glücklich erhalten. Ihre erste Erziehung überlassen wir Müttern, Ammen und Pädagogen, damit sie unter der eines Freien würdigen Zucht und Leitung heranwachsen, wenn sie aber schon ein Verständniß für das Rechte und Schöne haben und Scheu, Erröthen, Furcht und Streben nach dem Besten in ihnen emporwächst, und ihre Körper gedrungener und kräftiger werden, so daß sie den Anstrengungen gewachsen scheinen, dann unternehmen wir schon ihre Unterweisung, lassen sie etwas lernen und nehmen geistige Uebungen mit ihnen vor und gewöhnen außerdem ihre Körper an Strapazen: denn es schien uns nicht hinreichend, daß jeder körperlich und geistig so bleibe, wie ihn die Natur schuf, sondern wir bedürfen für sie der Bildung und der Wissenschaften, die voraussichtlich die gut Gearteten bei weitem verbessern und die Schlechten zum Bessern umformen werden. Und wir nehmen uns die Landleute zum Vorbilde, welche die Gewächse, so lange sie niedrig und klein sind, schützen und einhegen, damit sie nicht von den Winden beschädigt werden; wenn aber das Bäumchen schon stämmig wird, dann schneiden sie die wuchernden Aeste ab und machen es kräftiger, indem sie es von den Winden durchrütteln und durchschütteln lassen. Zuerst fachen wir ihren Geist durch Musik und Rechnen an und lehren sie schreiben und deutlich lesen. Wenn sie Fortschritte machen, tragen wir ihnen dann die Denksprüche der Weisen, die Thaten und nützlichen Worte der Vorzeit vor, und zwar in Verse gebracht, damit sie dieselben besser behalten. Wenn sie nun von Heldenthaten und durch Gesang gefeierten Handlungen hören, von welcher Art Homer und Hesiod uns viele erzählen, so regt sie das allmählich zur Nacheiferung an, damit sie selber auch von den Nachkommen gepriesen und bewundert würden — doch das gehört vielleicht nicht zum vorliegenden Gegenstande; wir beabsichtigten ja anfänglich nicht zu sagen, wie wir ihren Geist bilden, sondern weshalb wir es für nöthig erachten, sie in solchen Anstrengungen zu üben. Deshalb lege ich mir selbst Stillschweigen auf, ohne den Herold, oder dich, den Areopagiten, abzuwarten: du, denk' ich, läßt mich so viel nicht zur Sache Gehöriges schwatzen aus

bloßer Scheu, mich zu unterbrechen. Anacharsis: Sage mir einmal, Solon, hat der Senat für diejenigen, die auf dem Areshügel nicht das Nothwendigste sagen, sondern verstummen, keine Strafe ausgedacht? Solon: Weshalb fragst du mich das? Anacharsis: Weil du das Schönste, was ich am liebsten hören würde, übergehst, und von dem weniger Nothwendigen, den Leibesübungen und der Ausarbeitung des Körpers, zu sprechen gedenkst. Solon: Weil ich unserer ursprünglichen Bestimmungen eingedenk bin, mein edler Freund, und meine Rede nicht abschweifen lassen will, damit ihr Hinzuströmen dein Gedächtniß nicht verwirre. Doch auch davon will ich so kurz als möglich sprechen; eine genaue Erwägung dieser Dinge müßte aber einer andern Untersuchung vorbehalten bleiben. Ihrem Geiste bringen wir also den gehörigen Tact bei, indem wir sie die Staatsgesetze lernen lassen, die in großen Buchstaben aufgeschrieben öffentlich aufgestellt sind, um von allen gelesen zu werden, die befehlen, was man thun und wessen man sich enthalten muß; sodann ferner durch den Umgang mit guten Männern, die sie lehren gehörig zu sprechen und gerecht zu handeln, als Gleichberechtigte mit einander zu leben, nicht nach dem Häßlichen zu verlangen, das Schöne zu erstreben und nichts Gewaltthätiges zu thun. Diese Männer nennen wir Sophisten und Philosophen. Auch versammeln wir sie in dem Theater und bilden sie von Staatswegen durch Komödien und Tragödien, wo sie die Tugenden und Schlechtigkeiten der Männer der Vorzeit sehen, damit sie von diesen sich abwenden und nach jenen streben. Den Komikern gestatten wir, diejenigen Bürger zu verspotten und zu verhöhnen, von denen sie bemerken, daß sie Schimpfliches und der Stadt Unwürdiges treiben, theils um ihrer selbst willen, denn durch diese Schmähungen werden sie gebessert, theils um der Menge willen, damit sie Vorwürfe ähnlichen Grundes vermeide.

Anacharsis: Die Komödien- und Tragödienspieler, von denen du sprichst, habe ich gesehen, Solon, wenn es die mit dem hohen, schweren Fußzeuge sind, die mit Goldflittern besetzte Gewänder und possirliche Helme mit einer gewaltigen Mundöffnung auf dem Kopfe haben, aus denen sie laut herausschreien: auch begriff ich nicht, wie sie in den Schuhen sicher gehen konnten. Zu Ehren des Dionysos, glaub' ich, beging damals die Stadt ein Fest. Die Komiker waren kleiner als diese, gingen auf ihren eigenen Füßen, sahen mehr nach Menschen aus und schrien weniger, ihre Helme jedoch waren noch weit spaßhafter und das ganze Theater lachte über sie; jene hoch Einherschreitenden hörten alle mit traurigen Gesichtern an, vermuthlich aus Mitleiden, daß sie so große Fesseln an ihren Füßen schleppen müssen. Solon: Nicht ihnen galt das Mitleiden, mein Guter, sondern der Dichter stellte vielleicht eine traurige Begebenheit aus der Vorzeit vor den Zuschauern dar und declamirte Mitleid erregende Reden vor dem Theater, von denen die Zuschauer zu Thränen gerührt wurden. Vermuthlich hast du damals auch einige gesehen, welche die Flöte spielten, und andere, die ringsum stehend dazu sangen. Auch diese Musik und Gesänge sind nicht ohne Nutzen, lieber Anacharsis; kurz, alle diese und ähnliche Anstalten haben den Zweck, ihren innern Sinn zu schärfen und zu veredeln.

Um nun auf das zu kommen, was du vorzüglich zu hören wünschtest, ihre Leibesübungen stellen wir in folgender Weise an: Wenn ihr Körper nicht mehr zu zart ist und schon eine gewisse Festigkeit bekommen hat,

so nehmen wir ihnen, wie gesagt, die Kleider ab und gewöhnen sie daran, in allen Jahreszeiten die Luft zu ertragen, damit weder die Hitze sie belästige, noch die Kälte sie untauglich mache, dann lassen wir sie sich mit Oel salben und sich geschmeidig machen, um mehr Spannkraft zu erlangen. Denn es würde thöricht sein, wenn wir glauben, daß das leblose Leder, durch Oel erweicht, schwerer breche und weit haltbarer wäre, und nicht dafür hielten, daß der noch des Lebens theilhafte Körper durch Oel in eine bessere Verfassung gebracht werden würde. Hierauf denken wir mannigfache Uebungen aus, setzen einer jeden einen Lehrer vor und lehren den einen ringen, den andern das Pankratium, damit sie sich gewöhnen, die Strapazen auszuhalten, auf die Schläge loszugehen und nicht aus Furcht vor Wunden sich wegzuwenden. Dies verschafft uns zwei nützliche Erfolge, es macht sie muthig zu den Gefahren und bewirkt, daß sie ihre Person nicht schonen und daß sie außerdem stark und kräftig sind. Diejenigen, die mit nach unten gebogenem Kopfe ringen, lernen hinfallen, ohne sich zu beschädigen, leicht aufstehen, stoßen und sich fassen, den Gegner würgen und ihn in die Höhe heben. Diese Uebungen sind nicht ohne Nutzen, eines erlangen sie zuerst und hauptsächlich dadurch ohne Frage: durch diese Ausarbeitung wird ihr Körper unempfindlicher und kräftiger. Auch das Zweite ist nicht gering anzuschlagen, sie werden hierdurch erfahren, wenn sie einmal dazu kommen, das Gelernte in den Waffen anzuwenden. Denn offenbar wird ein solcher einen Feind beim Ringen durch Unterstellen des Beins schneller niederwerfen, und wenn er selbst hinfällt, wird er wissen leicht aufzustehen. Alle diese Eigenschaften, lieber Anacharsis, erwerben wir uns zu jenem Wettkampf in den Waffen und glauben, daß so Eingeübte weit brauchbarer sein werden, wenn wir zuvor ihren nackten Körper geschmeidig und durch Ausarbeiten kräftiger und stärker, nicht minder leicht und spannkräftig als wuchtvoll zum Kampf mit den Gegnern gemacht haben. Denn was hierauf folgt, begreifst du, denk' ich, wie beschaffen aller Wahrscheinlichkeit nach diejenigen mit den Waffen in der Hand sein werden, die schon nackt den Feinden Schreck einflößen, keine träge, milchfarbene Fleischigkeit oder mit Blässe verbundene Hagerkeit, wie in der Stubenluft verkümmerte Weiber zeigen, nicht von Schweiß triefend beben und unter dem Helme keuchen, namentlich, wenn die Sonne, wie jetzt, mittäglich brennt. Was könnte man mit solchen Soldaten anfangen, die von Durst geplagt werden, den Staub nicht ertragen und, wenn sie nur Blut sehen, sogleich in Verwirrung gerathen und sterben, noch bevor sie in die Schußweite kommen und mit den Feinden handgemein werden? Die Unsrigen dagegen haben eine rothe, von der Sonne etwas dunkelbraun gefärbte Gesichtsfarbe, und weil sie sich einer so guten Constitution erfreuen, sieht man ihnen das Leben, das Feuer und die Tapferkeit an, sie sind weder hager und vertrocknet, noch plump bis zur Unbehülflichkeit, sondern von einer symmetrischen Wohlgestalt, das überflüssige, unbrauchbare Fleisch haben sie durch Schwitzen verbraucht, was aber Stärke und Muskulatur gewährt, das ist, von allem untauglichen Beisatz gereinigt, in voller Kraft ihnen geblieben. Was für den Weizen das Worfeln ist, das sind für den Körper die Leibesübungen; die Spreu und die Hachseln fliegen davon,

die Frucht sammelt sich rein und gesäubert zum Haufen. Und aus diesen Ursachen müssen sie gesund sein und die Strapazen unglaublich lange aushalten, solche werden spät zu schwitzen anfangen und man wird sie selten schwach und krank sehen. Wie wenn jemand Feuer in den Weizen zugleich und in das Stroh und die Spreu werfen wollte, das Stroh bei weitem schneller sich entzünden, der Weizen aber nur allmählich und weder in lichterloher Flamme, noch auf einmal, sondern nur langsam endlich verbrennen würde, ebenso wird eine den so beschaffenen Körper befallende Krankheit oder Strapaze nicht leicht bezwingen und bewältigen, denn im Innern ist er wohl eingerichtet und von außen stark bewaffnet, so daß er weder die Sonne, noch die Kälte zur Schädigung des Körpers einläßt und aufnimmt. Und das durch die Anstrengungen Absorbirte ergänzt die seit lange bereitete und zum nothwendigen Gebrauch aufbewahrte Wärme aus dem Innern hervorströmend sogleich, feuchtet die Kraft an und macht sie außerordentlich lange unermüdlich; denn die vielen vorher bestandenen Mühen und Strapazen bewirken nicht einen Verbrauch, sondern eine Zunahme der Kraft und durch Anstrengung vermehrt sich dieselbe.

Sodann suchen wir sie auch zu tüchtigen Läufern zu bilden, indem wir sie gewöhnen, sowohl möglichst lange auszuhalten, als auch eine große Strecke mit möglichster Geschwindigkeit zurückzulegen. Und der Lauf findet nicht auf festem oder hartem Boden statt, sondern im tiefen Sande, wo sie weder fest auftreten, noch sich stützen können, weil der Fuß ihnen immer unter dem entgleitenden Boden fortrutscht. Ferner üben wir sie über einen Graben, für den Fall, daß auch das einmal nöthig ist, oder über sonst ein Hinderniß zu springen, wobei sie noch große Bleikugeln in den Händen haben. Ueberdem wetteifern sie miteinander, einen Speer möglichst weit zu werfen. Du sahst auch ein anderes, rundes, einem kleinen Schilde ohne Handhabe und Tragriemen gleichendes Werkzeug in dem Gymnasium liegen, mit dem du dich versuchtest, und das dir schwer und wegen seiner Glätte nicht leicht faßbar vorkam. Auch diese Scheibe werfen sie in die Höhe und in die Ferne, wobei jeder möglichst weit zu kommen und den Andern zu überholen sucht, und diese Anstrengung stärkt ihre Schultern und verleiht den Händen und Zehen Spannkraft.

Nun höre noch, mein werther Freund, weshalb für sie der Boden mit Lehm und Sand bedeckt ist, was dir anfänglich lächerlich vorkam; erstlich, damit sie nicht auf einen harten, sondern einen weichen Boden niederfallen, um sich dabei nicht Schaden zu thun; sodann muß ihre Schlüpfrigkeit, wenn sie in dem Lehm zu schwitzen anfangen, größer werden, worin du sie mit Aalen vergleichst, was nicht nutzlos und lächerlich ist, vielmehr trägt auch das nicht wenig zur Stärke und Spannkraft bei, wenn sie in dieser Verfassung gezwungen werden, einander fest zu fassen und den entgleitenden Gegner festzuhalten. Glaube ja nicht, daß es etwas Kleines sei, einen mit Oel Gesalbten, der stark transspirirt, im Lehm aufzuheben, wenn er sich noch dazu bemüht, zu entschlüpfen und den Händen zu entgehen. Alles das ist, wie ich vorhin sagte, für den Krieg nützlich, wenn es nöthig ist, einen verwundeten Freund mit Leichtigkeit in seinen Armen in Sicherheit zu bringen, oder einen Feind zu packen und auf

dem Rücken fortzuraffen. Und deshalb legen wir ihnen unaufhörlich diese schweren Uebungen auf, damit sie das weniger Mühsame desto leichter ertragen. Andererseits hat es unserer Meinung nach den entgegengesetzten Nutzen, daß sie sich nämlich nicht entgleiten, wenn sie sich gefaßt haben. Haben sie sich im Lehm gewöhnt, den durch seine Schlüpfrigkeit entgleitenden Gegner festzuhalten, so werden sie hier gewöhnt, wenn sie selbst gefaßt sind, zu entrinnen und noch dazu an einem Orte, wo das Fliehen schwierig ist. Namentlich scheint der aufgestreute Sand den auf einmal heraustretenden Schweiß zusammenzuhalten und bewirkt, daß die Kraft lange ausdauert, und hindert, daß die Winde den Körpern, deren Poren erweitert und geöffnet sind, schaden; überdem wischt er den Schmutz ab und macht den Mann glänzender. Ich möchte gern einen jener Bleichen, im Schatten Ernährten neben irgend einen derer, die sich im Lyceum geübt haben, stellen, ihm den Staub und den Schmutz abwaschen und dich fragen, welchem von beiden du ähnlich sein wolltest; ich weiß, du würdest dich gleich beim ersten Anblick für diesen Letzteren entscheiden, wenn du auch noch keinen von beiden in Thaten erprobt hättest, daß du lieber gedrungen und derb, als verzärtelt und weichlich, und wegen des fehlenden und in die inneren Theile zurückgetretenen Blutes bleich sein wolltest.

Das sind die Gegenstände, lieber Anacharsis, in denen wir die Jünglinge üben, weil wir glauben, daß sie dadurch tüchtige Wächter der Stadt sein, und daß wir durch sie frei leben werden, indem wir die Feinde bezwingen, wenn sie uns angreifen, und den Nachbarn Furcht einflößen, so daß die meisten vor uns sich beugen und uns Tribut bezahlen. Auch im Frieden haben wir sie weit besser, weil sie nach nichts Schlechtem streben und sich nicht zum Uebermuth wenden, sondern mit diesen Uebungen sich beschäftigen und darauf ihre Muße verwenden. Und was ich das allgemeine Beste und die höchste Glückseligkeit einer Stadt nannte, ist dieses, wenn die Jugend zum Frieden und Kriege am besten vorbereitet ist und den schönsten Beschäftigungen obliegt. Anacharsis: Wenn also einmal die Feinde gegen euch anrücken, Solon, so werdet ihr mit Oel gesalbt und mit Sand bestreut mit geballter Faust auf sie losgehen und sie werden offenbar den Muth verlieren und die Flucht ergreifen, aus Furcht, ihr dürftet ihnen Sand in das geöffnete Maul streuen oder herumspringen, um ihnen in den Rücken zu kommen, ihnen die Beine um den Bauch schlingen und sie, den Ellbogen unter den Helm stützend, würgen. Und ohne Zweifel werden die Feinde ihre Pfeile und Speere auf euch werfen, in euch aber werden die Geschosse nicht mehr als in Bildsäulen dringen, weil euch die Sonne gebräunt und weil ihr euch viel Blut besorgt habt; denn ihr seid nicht Stroh und Hacheln, um schnell den Schlägen nachzugeben, vielmehr werdet ihr erst spät endlich, von vielen tiefen Wunden durchschnitten, ein wenig Blut lassen. Das war ja wohl deine Behauptung, wenn ich das von dir gebrauchte Beispiel nicht gänzlich mißverstanden habe. Oder ihr werdet dann jene Rüstungen der Komödien- oder Tragödienspieler anlegen, und wenn ihr einen Ausmarsch vorhabt, jene Helme mit der weiten Mündöffnung aufsetzen, um als Popanze euern Gegnern mehr Schrecken einzujagen, und offenbar jene hohen Schuhe euch unterbinden; mit diesen werdet ihr leicht fliehen, wenn es nöthig ist, und den

Feinden wird, falls ihr sie verfolgt, ein Entrinnen nicht möglich sein, da ihr ihnen in so großen Schritten nachsetzet. Sieh jedoch zu, ob diese schönen Dinge nicht vielmehr Possen seien und eine Tändelei und ein nutzloser Zeitvertreib von Jünglingen, die träge und fahrlässig sein wollen. Wollt ihr wirklich frei und glücklich sein, so werdet ihr andere Gymnasien nöthig haben und eine wahrhafte Uebung in den Waffen, nicht spielend werdet ihr mit einander wettkämpfen, sondern mit Gefahren gegen die Feinde euch in der Tugend üben müssen. Lasset also den Staub und das Oel und lehret sie mit dem Bogen schießen und den Speer werfen, doch gebet ihnen dazu nicht leichte Speere, die der Wind überall hinträgt, sondern es sei eine schwere Lanze, deren Schwingung Sausen verursacht, und ein die Hand ausfüllender Stein und ein Schwert und ein Schild in der Linken und ein Panzer und ein Helm. Wie ihr jetzt seid, rettete euch, wie mir scheint, die Gnade eines Gottes, daß ihr nicht durch den Ueberfall einiger Leichtbewaffneten zu Grunde gegangen seid. Sieh einmal, wenn ich dieses kleine Schwert, das neben meinem Gürtel hängt, ziehen und über alle eure Jünglinge herfallen wollte, so würde ich sofort ihr Gymnasium nehmen, sie würden die Flucht ergreifen und keiner würde das Eisen anzublicken wagen, sondern durch die Statuen sich deckend und hinter die Säulen sich verkriechend, würden sie mir, viele noch durch ihre Thränen und Zittern, herzlich zu lachen geben. Dann wirst du ihre Körper nicht mehr von Röthe blühend sehen, sondern von der Furcht umgefärbt, werden sie auf der Stelle blaß sein. In diese Verfassung hat euch der tiefe Friede gebracht, daß ihr nicht einmal den Anblick eines feindlichen Helmbusches ertragen möchtet. Solon: Das sagten die Thracier nicht, Anacharsis, die mit Eumolpus gegen uns zu Felde zogen, auch nicht eure Frauen, die mit Hippolyte gegen die Stadt anrückten, auch alle anderen nicht, die uns in den Waffen kennen lernten. Denn wenn wir unsere Jünglinge ihre Uebungen mit nacktem Leibe vornehmen lassen, mein Bester, so führen wir sie deshalb nicht ohne Waffen in die Gefahren hinaus, sondern wenn sie auf diese Weise recht tüchtig geworden sind, alsdann üben sie sich mit den Waffen und werden sie bei dieser Verfassung weit besser zu gebrauchen wissen. Anacharsis: Wo ist denn das Gymnasium, in dem ihr die Uebungen mit den Waffen vornehmt? Obwohl ich die ganze Stadt durchwandert bin, habe ich ein solches noch nicht bemerkt. Solon: Wenn du längere Zeit bei uns verweilst, Anacharsis, wirst du sehen, daß jeder von uns sehr viele Waffen hat, die wir gebrauchen, wenn es nöthig ist; wir haben Helmbüsche, Zäume und Pferde, und beinahe der vierte Theil der Bürger ist beritten. Jedoch im Frieden halten wir es für überflüssig, immer Waffen zu tragen und stets einen Pallasch umgeschnallt zu haben, ja es ist sogar straffällig, wenn man ohne Noth in der Stadt ein Schwert trägt, oder Waffen an einen öffentlichen Ort schafft. Euch muß man es verzeihen, daß ihr stets in Waffen lebt; weil ihr an unbefestigten Orten wohnt, seid ihr den Nachstellungen leicht ausgesetzt, der Feinde gibt es sehr viele und niemand ist sicher, daß nicht einer an ihn herantritt, ihn im Schlaf vom Wagen herunterreißt und tödtet; und das gegenseitige Mißtrauen, weil ihr nach freiem Belieben und nicht unter der Herrschaft des Gesetzes

in einem Staatsverbande mit einander lebt, macht das Schwert immer nothwendig, um sogleich einen Beistand in der Nähe zu haben, wenn einem Gewalt angethan wird. Anacharsis: Ohne nöthigenden Grund Waffen zu tragen, scheint euch also überflüssig und ihr schont sie, damit sie nicht durch den Gebrauch beschädigt werden, und bewahrt sie in sicherem Gewahrsam auf, um sie dann zu gebrauchen, wenn der Bedarf eintritt; die Körper eurer Jünglinge aber müdet ihr, ohne daß eine Gefahr drängt, durch Hiebe und Schweiß ab und spart ihre Stärke nicht für den Nothfall auf, sondern verschleudert sie zwecklos im Lehm und Sande? Solon: Du scheinst dir die Kraft so vorzustellen, Anacharsis, als wenn sie dem Wein, dem Wasser oder irgend einer andern Flüssigkeit gleich wäre. Du befürchtest wenigstens, sie dürfte bei den Anstrengungen wie aus einem Topf herausfließen und, den Körper, der von innen aus nicht mehr angefüllt wird, leer und trocken zurücklassend, entweichen. Damit verhält es sich aber nicht so, sondern um wie viel mehr man von ihr durch Strapazen abschöpft, um so mehr fließt hinzu, wie die Fabel von der Hydra erzählt, der, wie du wohl gehört hast, für jeden abgehauenen Kopf zwei andere nachwuchsen. Hat sich aber jemand nicht von Anfang an geübt und angestrengt, und sich keinen ausreichenden Fonds besorgt, dann wird er von den Strapazen geschädigt und entkräftet werden, wie es mit dem Feuer und der Lampe der Fall ist, durch dasselbe Blasen wirst du ein Feuer anfachen und es binnen kurzem größer machen, womit du das Licht der Lampe auslöschest, weil es nicht einen genügenden Vorrath von Stoff hat, um dem Hauche Widerstand zu leisten. Anacharsis: Das verstehe ich nicht recht, Solon, es ist zu fein für mich und erfordert eine scharf sehende Kraft. Doch sage mir unter allen Umständen dies, weshalb ihr bei den olympischen, nemeischen, isthmischen und den anderen Spielen, wenn viele, wie du sagst, sich versammeln, um den Wettkampf der Jünglinge anzusehen, diesen niemals in Waffen vornehmt, sondern sie nackt in die Mitte vorführt, um sich vor aller Augen zu stoßen und zu schlagen und Siegern Aepfel und einen wilden Oelzweig gebt? Es verlohnt sich wohl zu wissen, weshalb ihr das thut. Solon: Wir glauben, Anacharsis, daß sie auf diese Weise mehr Lust zu den gymnastischen Uebungen bekommen, wenn sie sehen, daß die in demselben sich Auszeichnenden in der Mitte der Hellenen geehrt und ausgerufen werden. Und weil sie vor so vielen sich entkleiden müssen, sorgen sie für die gute Beschaffenheit ihres Körpers, um sich nicht schämen zu dürfen, wenn sie sich entblößt haben, und jeder macht sich des Sieges möglichst würdig. Und die Kampfpreise sind, wie ich vorhin sagte, nicht gering, die Lobsprüche der Zuschauer, daß man von jedermann gekannt wird, daß alle auf einen mit den Fingern weisen, weil man für den Besten seiner Zeitgenossen gilt. Daher entfernen sich von den Zuschauern viele, deren Alter die Leibesübungen noch gestattet, mit nicht wenig Lust zur Tugend und Strapazen. Denn was bliebe uns, wenn man, Anacharsis, die Liebe zum Ruhme aus dem Leben verbannen wollte, dann wohl noch Gutes, oder wer würde streben, eine glänzende That auszuführen? Nun kannst du aber schon daraus einen Schluß machen, was für Männer in den Kriegen für das Vaterland, für Weib und Kind,

für die Tempel der Götter diejenigen mit den Waffen sein werden, die nackt in dem Kampfe um Aepfel und einen wilden Oelzweig ein solches Streben nach dem Siege bethätigen. Was würdest du erst sagen, wenn du unsere Hähne- und Wachtelkämpfe sähest und das Interesse, welches sie erregen? Oder wirst du offenbar darüber lachen und namentlich, wenn du vernimmst, daß das Gesetz uns dazu anhält, und daß es allen Waffenfähigen geboten ist, anwesend zu sein und zuzusehen, wie die Vögel bis zur äußersten Ermüdung mit einander kämpfen? Allein auch dabei ist nichts zu lachen; unmerklich bemächtigt sich der Seele ein Trieb zu den Gefahren, man will nicht feiger und memmenhafter erscheinen, als die Hähne, und nicht durch Wunden, Anstrengungen oder sonst etwas Unangenehmes den Muth sinken lassen. Die jungen Leute aber in den Waffen sich versuchen zu lassen und sie verwundet zu sehen, das sei ferne; es ist eine bestialische und obendrein ganz verkehrte und nutzlose Sitte, die Tüchtigsten, die man besser gegen Feinde gebrauchen könnte, hinzuschlachten. Du sagst, Anacharsis, du willst auch das übrige Hellas besuchen; wenn du einmal nach Lacedämon kommst, so hüte dich ja zu lachen und ihre Anstrengungen für zwecklos zu halten, wenn sie im Theater über einander herfallen und um einen Ball kämpfen, oder wenn sie an einem von Wasser umgebenen Orte sich in Schlachtordnung stellen und einander bekriegen, bis die Partei des Herakles die des Lykurgus aus dem Platze gedrängt und ins Wasser gestoßen hat, oder umgekehrt, hat die Sache jedoch ein Ende, so wird keiner mehr schlagen und es herrscht Friede; vor allem, wenn du siehst, daß sie am Altare gepeitscht werden, bis sie von Blut triefen, während Väter und Mütter dabei stehen, die, weit entfernt, sich über diesen Anblick zu betrüben, ihren Kindern drohen, wenn sie die Schläge nicht aushalten, und sie anflehen, die Schmerzen so lange als möglich zu ertragen und standhaft zu sein. Viele starben bei diesem Wettstreite, weil sie bei lebendigem Leibe vor den Augen ihrer Angehörigen nicht nachgeben und sich nicht für ermattet erklären wollten, und du wirst ihre Bildsäulen sehen, durch deren Aufstellung sie Sparta öffentlich geehrt hat. Wenn du das nun siehst, so nimm nicht an, daß die Spartaner verrückt seien und sage nicht, daß sie ärgere Mißhandlungen und Handlungen ertragen, als ihnen ein Tyrann oder der Feind auferlegen würde. Auch darüber würde ihr Gesetzgeber Lykurg vieles, was sich hören läßt, zu sagen wissen und aus welchem Grunde er die jungen Leute so züchtigt; das thut er wahrlich nicht aus Haß und Feindschaft, und vergeudet die Kraft der Jugend nicht nutzlos, sondern weil er verlangt, daß diejenigen, die das Vaterland erhalten sollen, die größte Standhaftigkeit besitzen und über jedes Schreckniß erhaben seien. Jedoch bemerkst du auch, ohne daß Lykurgus sagt, daß ein solcher Jüngling gefangen genommen, niemals wegen der Mißhandlungen der Feinde ein Geheimniß Sparta's verrathen, vielmehr die Peitschenhiebe verlachen und einen Wettstreit eingehen würde, ob derjenige, der ihn haut, nicht früher müde wird. Anacharsis: Wurde Lykurg auch selbst in seiner Jugend gepeitscht, Solon, oder gab er so strenge Vorschriften, als ihn sein Alter schon vor einem solchen Wettkampfe schützte? Solon: Bereits als alter Mann gab er ihnen die Gesetze nach

seiner Rückkehr aus Kreta; zu den Kretensern hatte er sich begeben, weil er hörte, daß sie von Minos, dem Sohne des Zeus, die besten Gesetze erhalten hätten. Anacharsis: Weshalb ahmtest du nicht auch den Lykurg nach, Solon, und peitschest die Jünglinge? Das ist ja ein schöner und eurer würdiger Brauch. Solon: Weil die bei uns zu Hause gewöhnlichen gymnastischen Uebungen ausreichend sind; wir haben nicht sonderlich die Sitte, Fremdes nachzuahmen. Anacharsis: O nein, du siehst vielmehr ein, was es heißt, nackt mit emporgehobenen Händen, ohne irgend welchen Nutzen, weder für sich selbst, noch für die Stadt im Allgemeinen, gepeitscht zu werden. Wenn ich einmal zur Zeit dieser Execution nach Sparta komme, so befürchte ich, auf Geheiß des Staates gesteinigt zu werden, weil ich über alles lache, wenn ich sehe, daß sie wie Diebe oder derartige Missethäter gepeitscht werden. Eine Stadt, die sich selbst so lächerliche Leiden verursacht, scheint mir in der That Nießwurz[1] nöthig zu haben. Solon: Glaube nicht, wenn du allein sprichst und die andere Partei abwesend ist, den Sieg zu erringen, mein edler Freund; mancher wird dir in Sparta entgegnen, was sich hierfür sagen läßt. Da ich dir aber unsere Gebräuche entwickelt habe und du dadurch nicht sonderlich befriedigt scheinst, so glaube ich von dir nichts Unbilliges zu verlangen, du deinerseits mögest mir erzählen, wie ihr Scythen die Jünglinge erzieht, in welchen gymnastischen Uebungen sie aufwachsen und wie sie zu tüchtigen Männern gebildet werden. Anacharsis: Das ist eine sehr gerechte Forderung, Solon, und ich werde dir unsere Gebräuche schildern, die freilich nicht so feierlich sind wie die eurigen, da wir uns auch nicht einmal einen Backenstreich gefallen lassen möchten, denn wir sind feige; doch werde ich sie dir beschreiben, wie sie auch sein mögen. Laß uns aber unsere Unterredung bis auf morgen aufschieben, damit ich deine Worte in Ruhe mehr überdenke und in meinem Gedächtniß sammele, was ich sagen soll: für jetzt wollen wir fortgehen, es ist schon Abend.

b. Die Lebensversteigerung oder der Verkauf der philosophischen Sekten.

Zeus: Du stelle die Brücke zurecht und mache Platz für die Kommenden, du da führe die Charaktere vor und stelle sie der Reihe nach hin, putze sie aber vorher heraus, damit sie sich gut präsentiren und recht viele anziehen; du, Hermes, mache den Ausrufer und laß die Käufer schon in Gottes Namen sich im Auktionslokale einfinden; wir werden Philosophen-Charaktere jeder Art und aller Sekten versteigern: wenn jemand nicht augenblicklich bezahlen kann, so darf er einen Bürgen stellen und über ein Jahr bezahlen. Hermes: Sie kommen zahlreich zusammen: wir dürfen also nicht zögern, um sie nicht aufzuhalten. Zeus: Fange denn an. Hermes: Wen sollen wir zuerst vorführen? Zeus: Den da mit dem langen Haar, den Jonier, weil er so ehrwürdig aussieht. Hermes: Heda, Pythagoräer, komm' herunter und laß dich von der Versammlung betrachten. Zeus: Rufe ihn also aus. Hermes: Ich habe den besten, den würdigsten Charakter zu verkaufen, wer will ihn kaufen? Wer will mehr

[1] Ein Mittel bei den alten Griechen, um die Narrheit zu heilen.

sein als ein Mensch? Wer will die Harmonie des Weltalls wissen und wieder aufleben? Ein Käufer: Der macht sich nicht schlecht! Was weiß er denn? Hermes: Arithmetik, Astronomie, Magie, Geometrie, Musik, Taschenspielerei: du siehst einen ausgezeichneten Propheten vor dir. Käufer: Darf man ihn examiniren? Hermes: Thue es in Gottes Namen. Käufer: Woher bist du? Pythagoras: Aus Samos. Käufer: Wo hast du deine Bildung erhalten? Pythagoras: Bei den Weisen in Aegypten. Käufer: Wohlan, was wirst du mich lehren, wenn ich dich kaufe? Pythagoras: Lehren werde ich dich nichts, aber dir alles wieder zur Erinnerung bringen. Käufer: Wie wirst du das machen? Pythagoras: Indem ich zuerst deine Seele rein mache und allen Schmutz von ihr abwasche. Käufer: Nimm an, ich sei bereits gereinigt, wie geschieht die Erinnerung? Pythagoras: Zuerst mußt du lange schweigen und in fünf ganzen Jahren auch nicht eine Silbe sprechen. Käufer: Dann magst du, mein Bester, den Sohn des Krösus[1]) zu unterweisen anfangen: ich bin gesprächig, will nicht eine Bildsäule sein. Gleichwohl aber sage, was wird nach dem Stillschweigen und den fünf Jahren geschehen? Pythagoras: Du wirst in Musik und Geometrie unterrichtet werden. Käufer: Das ist artig; um weise zu werden, muß man also zuerst zur Cither singen können? Pythagoras: Hierauf wirst du zählen lernen. Käufer: Eins, zwei, drei, vier. Pythagoras: Siehst du? Was du für vier hältst, das ist zehn[2]) und ein vollkommenes Dreieck[3]) und unser Schwur. Käufer: Nun wahrhaftig, bei dem größten Schwur, der Vier, niemals vernahm ich göttlichere und heiligere Worte. Pythagoras: Sodann wirst du erfahren, Fremdling, welche Bewegung und Gestalt Erde, Luft, Wasser und Feuer haben. Käufer: Hat denn Feuer oder Wasser eine Gestalt? Pythagoras: Ganz offenbar, denn ohne Gestalt und Form könnten die Dinge sich nicht bewegen. Hierauf wirst du erkennen, daß die Gottheit eine Zahl, Verstand und Harmonie sei. Käufer: Du sagst wunderbare Dinge. Pythagoras: Das ist noch nicht alles; du wirst ferner einsehen, daß du selbst, der für eine Person gilt, ein anderer zu sein scheinst und ein anderer bist. Käufer: Was sagst du? Ich bin jemand anders und nicht derjenige, der jetzt mit dir spricht? Pythagoras: Jetzt bist du dieser, einstmals aber erschienst du in einem andern Körper unter einem andern Namen; und mit der Zeit wirst du wieder in eine andere Persönlichkeit übergehen. Käufer: Du meinst wohl, ich werde unsterblich sein und mich in mehrere Gestalten verwandeln? Doch das genügt. Wie steht es aber mit deiner Lebensweise? Pythagoras: Ich esse nichts, was eine Seele hat, sonst alles außer Bohnen. Käufer: Weshalb? Hast du Ekel vor den Bohnen? Pythagoras: Nein, sie sind vielmehr heilig und ihre Nahrung ist wunderbar; erstlich sind sie durchweg Same, und wenn du eine noch durchweg grüne Bohne abziehst, so wirst du sehen, daß ihre Gestalt den männlichen Schamtheilen ähnlich sei. Wenn du sie aber gekocht eine

[1]) Dieser Sohn konnte nach Herodot nicht sprechen.

[2]) Weil diese Zahl 4, 3, 2 und 1 enthält.

[3]) Es läßt sich nämlich diese Zahl so darstellen ∴∴, so daß jede Seite des Dreiecks eine Tetras (Vierzahl) ist.

bestimmte Anzahl Nächte in den Mondschein legst, so entsteht Blut: doch das Wichtigste ist, die Athener haben die Sitte, ihre Obrigkeiten durch Bohnen zu wählen. Käufer: Du sprichst vortrefflich und wie ein Orakel. Wohlan, ziehe dich aus, ich will dich nackt sehen. O Herakles, er hat ein goldenes Bein, offenbar ist er ein Gott und kein Mensch: ich werde ihn also unter allen Umständen kaufen. Wie theuer bietest du diesen aus? Hermes: Für zehn Minen. Käufer: Zu diesem Preise nehme ich ihn. Zeus: Schreibe den Namen des Käufers auf und woher er ist. Hermes: Es scheint mir ein Italiener zu sein, Zeus, aus Kroton, Tarent, oder dem dortigen Griechenland; jedoch hat ihn nicht einer gekauft, sondern beinahe dreihundert zusammen. Zeus: Sie können ihn nehmen, wir wollen einen andern vorführen. Hermes: Etwa jenen mit dem struppigen Haar, den aus Pontus? Zeus: Ja wohl. Hermes: Du da mit dem herabhängenden Ranzen, mit den bloßen Schultern, komm' her und geh' in der Versammlung rings herum. Ich habe einen tapfern Mann zu verkaufen, einen wackern, freien Mann. Wer will ihn kaufen? Käufer: Wie sagtest du, Ausrufer? Du bietest den freien Mann aus? Hermes: Ja. Käufer: Hast du denn keine Furcht, daß er dich wegen Menschenraub verklagen, oder dich vor den Areopag ziehen wird? Hermes: Er macht sich nichts aus einem Verkauf; er glaubt unter allen Umständen ein freier Mann zu sein. Käufer: Wozu soll man den schmutzigen und so zerlumpt aussehenden Kerl gebrauchen? Man müßte ihn denn zum Graben und Wassertragen anwenden. Hermes: Dazu nicht allein, sondern wenn du ihn auch zum Portier machst, so wirst du ihn viel treuer finden, als die Hunde: er heißt nämlich auch Hund.[1]) Käufer: Woher ist er und auf welche Profession versteht er sich? Hermes: Frage ihn selbst, das ist besser. Käufer: Ich habe vor seinem finstern, zur Erde gesenkten Blicke Furcht, am Ende bellt er mich noch an, oder beißt mich gar. Siehst du nicht, wie er den Stock auf hebt und die Augenbrauen zusammenzieht und drohende und grimmige Blicke schlendert? Hermes: Fürchte dich nicht, er ist zahm. Käufer: Für's Erste, mein Freund, woher bist du? Diogenes: Von überall her. Käufer: Wie sagst du? Diogenes: Du siehst einen Weltbürger vor dir. Käufer: Wer ist dein Vorbild? Diogenes: Herakles. Käufer: Weshalb hast du nicht auch ein Löwenfell um? Dein Knittel sieht schon aus wie seine Keule. Diogenes: Dieser Mantel vertritt das Löwenfell: wie jener ziehe ich gegen die Vergnügungen zu Felde, auf niemandes Geheiß, sondern freiwillig, in dem Vorhaben, das Leben von diesem Unkraut zu reinigen. Käufer: Ein treffliches Vorhaben! laß mich aber einmal wissen, auf welche Kunst du dich verstehst. Diogenes: Ich bin ein Befreier der Menschen und ein Arzt ihrer Leiden; überhaupt will ich ein Verkündiger der Wahrheit und des freien Wortes sein. Käufer: Wohlan denn, Prophet, auf welche Art wirst du mich unterrichten, wenn ich dich

[1]) Er gehört als Cyniker zu einer von Antisthenes, welcher im Kynosarges zu Athen lehrte, gestifteten Philosophenschule, deren Glieder von diesem Gymnasium und mit Beziehung auf ihre ärmliche Lebensweise Hunde (κύνες) hießen. Am bekanntesten ist Diogenes zur Zeit Alexanders d. Gr.

kaufe? Diogenes: Gleich bei der ersten Annahme, nachdem ich dir die Ueppigkeit ausgezogen und dich mit dem Mangel zusammengesperrt habe, werde ich dir den groben Philosophenmantel umlegen, nachher aber dich zwingen, auf der Erde schlafend, Wasser trinkend, mit den ersten besten Dingen deinen Magen füllend, Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen; hast du aber Geld, so wirst du, wenn du mir folgst, es in das Meer werfen, Heirath, Kinder und Vaterland vernachlässigen und alles für Possen halten und, dein väterliches Haus verlassend, entweder ein Grabdenkmal, oder einen verödeten Thurm, oder ein Faß bewohnen. Dein Ranzen soll mit Lupinen und auf dem Rande beschriebenen Büchern gefüllt sein, und in dieser Verfassung wirst du glücklicher zu sein behaupten, als der Perserkönig. Wenn dich einer peitscht oder foltert, so wirst du nichts davon für schmerzhaft halten. Käufer: Was heißt das, daß mir Prügel nicht wehe thun werden? Meine Haut ist ja keine Krebs- oder Schildkrötenschale. Diogenes: Der Vers des Euripides wird etwas verändert auf dich passen. Käufer: Welchen meinst du? Diogenes: Dein Sinn wird Schmerz empfinden, deine Zunge nichts von ihm wissen. Vorzüglich sind dir folgende Eigenschaften nöthig: du mußt frech und dreist sein und auf alle, auf Könige, wie auf Privatpersonen, gleich schimpfen; denn so werden sie dich anglotzen und dich für muthig halten. Deine Sprache sei die eines Barbaren, dein Organ möge das Ohr beleidigen und in Wahrheit dem des Hundes gleichen, dein Gesicht sei in Falten gezogen und der Gang einem solchen Gesichte entsprechend, überhaupt alles sei thierisch und kannibalenhaft. Scham, Bescheidenheit, Mäßigung sei dir fern, und das Erröthen verbanne ganz aus deinem Gesichte. Du wirst die besuchtesten Plätze wählen, und gerade an diesen allein und für dich sein, keinen Freund, keinen Fremdling an dich lassen, denn das ist Auflösung der Herrschaft, die du ausübst. Vor aller Menschen Auge thue dreist, was man auch nicht im Geheimen thun würde; deinen Geschlechtstrieb befriedige auf die natürlichste, lächerlichste Art, und zuletzt, wenn es dir beliebt, mache deinem Leben durch das Verschlingen eines rohen Polypen oder Tintenfisches ein Ende. Solch eine Glückseligkeit bieten wir dir an. Käufer: Pfui, die ist ja garstig und viehisch. Diogenes: Aber sehr leicht und für jeden möglich zu erlangen, mein Bester. Bildung, Wissenschaft und solche Possen wirst du nicht brauchen, vielmehr ist dieser Weg zum Ruhm kurz. Wenn du auch ein ungebildeter Mensch bist, ein Gerber, oder ein Fischhändler, oder Zimmermann, oder Wechsler, so wird dich nichts hindern, bewundert zu sein, falls du nur Unverschämtheit und Dreistigkeit besitzest und gut schimpfen lernst. Käufer: Dazu brauch' ich dich nicht; vielleicht ließest du dich aber als Matrose, oder mitunter zum Hüten des Gartens verwenden, und zwar, wenn dieser dich für höchstens zwei Obolen verkaufen will. Hermes: Da nimm ihn, wir werden ihn auch gern los, denn er belästigt uns, schreit und mißhandelt und schimpft alle durch die Bank. Zeus: Biet' einen andern aus, den aus Cyrene [1]), den im Purpur-

[1]) Die Cyrenaiker, von Aristipp aus Cyrene, einem Schüler des Sokrates, gestiftet, setzten das höchste Gut in die Glückseligkeit, die besonders aus der Lust und Schmerzlosigkeit besteht.

kleide, den Bekränzten. Hermes: Heda, aufgepaßt! hier ist etwas Kostbares zu verkaufen, etwas nur für den reichen Mann, hier ist ein angenehmes, hochgepriesenes Leben zu haben. Wer sehnt sich nach Schwelgerei? Wer kauft den Weichling? Käufer: Komm her und sage, was du weißt, ich werde dich kaufen, wenn du brauchbar bist. Hermes: Incommodire ihn nicht durch deine Fragen, mein Bester; er hat ja ein Räuschchen, deshalb kann er dir nicht antworten, weil ihm die Zunge versagt, wie du siehst. Käufer: Welcher vernünftige Mensch wird einen so verderbten, ausschweifenden Sklaven kaufen? Wie er nach Pomaden duftet, wie er schwankt und taumelt! Sage du denn wenigstens, Hermes, was an ihm ist und was er betreibt. Hermes: Im Allgemeinen ist er ein angenehmer Gesellschafter und Zechkamerad und versteht sich darauf, einem verliebten, liederlichen Herrn, der mit einer Flötenspielerin eine wilde Nacht feiern will, behülflich zu sein: im Uebrigen ist er ein Kenner von Brühen und ein höchst erfahrener Koch, kurz ein Systematiker der Wollust. Seine Bildung erhielt er in Athen, er diente aber auch in Sicilien bei den Tyrannen und stand bei ihnen in sehr großem Ansehn. Der Inbegriff seines Strebens ist, alle zu verachten, alle zu benutzen und von allen Seiten zu seinem Vergnügen beisteuern zu lassen. Käufer: Du kannst dich schon nach einem andern Käufer unter diesen Reichen und Begüterten hier umsehen; meine Verhältnisse gestatten mir nicht, einen so lockern Vogel zu kaufen. Hermes: Dieser scheint uns unverkauft zu bleiben, Zeus. Zeus: Laß ihn abtreten, führe einen andern vor, oder besser diese beiden, den da aus Abdera, der immer lacht, und diesen aus Ephesus, der immer in Thränen schwimmt. Ich will, sie sollen zusammen verkauft werden. Hermes: Tretet in die Mitte. Ich habe die besten Charaktere zu verkaufen, wir bieten die weisesten von allen aus. Käufer: Himmel, welch' ein Gegensatz! Dieser hört nicht auf zu lachen, jener scheint einen zu betrauern, er weint wenigstens ohne Unterlaß. Hör' einmal, was ist das, weshalb lachst du? Demokrit[1]: Das willst du wissen? Weil mir alle eure Angelegenheiten lächerlich vorkommen und ihr selber auch. Käufer: Wie? du lachst uns alle aus und machst dir aus unseren Angelegenheiten nichts? Demokrit: So verhält es sich; es ist in ihnen nichts Ernstes, und in der unendlichen Leere bewegen sich die Atome. Käufer: Das nun wohl nicht, sondern du scheinst mir vielmehr ein unendlich leerer Schwätzer zu sein. O über die Frechheit! wirst du nicht auf hören zu lachen? — Was weinst du denn, mein Bester? Es scheint mir weit gerathener, dich anzureden. Heraklit[2]: Weil ich, o Fremdling, die menschlichen Dinge für traurig und beweinenswerth und sämmtlich für vergänglich halte. Deshalb bemitleide und beklage ich die Menschen, und die Gegenwart geht noch so mit, was aber kommen wird, ist durchaus betrübend, ich meine das Verbrennen und den Untergang des Alls. Hierüber trauere ich, und weil es kein Bleibendes gibt, sondern alles in ein Chaos durch einander gewirrt ist, und Freude dasselbe ist wie Freudlosigkeit, Wissen

[1] Demokrit aus Abdera zur Zeit der Perserkriege.

[2] Heraklit aus Ephesus blühte um 500 v. Chr., der weinende Philosoph, auch der Dunkle wegen der schwer verständlichen Schriften.

wie Nichtswissen, Großes wie Kleines, weil alles in beständiger Bewegung von oben nach unten und fortwährendem Wechsel in dem Spiel der Zeit begriffen ist. Käufer: Was ist denn die Zeit? Heraklit: Ein Knabe, der mit Brettsteinen spielt und zwecklos hin- und herläuft. Käufer: Was sind die Menschen? Heraklit: Sterbliche Götter. Käufer: Ei, die Götter? Heraklit: Unsterbliche Menschen. Käufer: Sprichst du in Räthseln, Freund, oder erfindest du Charaden? Du sagst ja wie Loxias[1]) kein einziges verständliches Wort. Heraklit: Mir liegt an euch nichts. Käufer: Dann wird dich auch kein vernünftiger Mensch kaufen. Heraklit: Meinetwegen kann euch alle, Käufer und Nichtkäufer, der Henker holen. Käufer: Dieses Leiden ist nicht weit vom Wahnsinn entfernt; ich werde keinen von diesen kaufen. Hermes: Auch diese werden uns unverkauft bleiben. Zeus: Ruf einen andern aus. Hermes: Etwa jenen Redseligen aus Athen? Zeus: Ja wohl. Hermes: Du da, komm her; wir bieten einen guten, einsichtsvollen Charakter aus. Wer kauft den heiligsten Mann? Käufer: Sage mir, was weißt du vornehmlich? Sokrates: Ich bin ein Freund schöner Knaben und verstehe mich auf die Liebe. Käufer: Wie kann ich dich denn kaufen? Ich brauche einen Erzieher für meinen schönen Sohn. Sokrates: Wer würde wohl mehr dazu passen, als ich, mit einem Schönen zusammen zu sein? Ich verlange nicht nach ihrem Körper, sondern ich halte die Seele für schön; auch wenn sie mit mir unter derselben Decke schlafen, wirst du nicht hören, daß ich ihnen Gewalt anthue. Käufer: Das ist nicht zu glauben, daß ein Knabenliebhaber sich nur um die Seele kümmere, und noch dazu bei voller Freiheit, wenn er unter derselben Decke liegt. Sokrates: Wahrhaftig, ich schwöre dir bei dem Hunde und dem Pflaumenbaume, daß das so ist. Käufer: O Herakles, was für seltsame Götter! Sokrates: Was sagst du? Scheint dir der Hund nicht ein Gott zu sein? Siehst du nicht, wie groß der Anubis in Aegypten ist, der Hundsstern am Himmel und der Cerberus in der Unterwelt? Käufer: Du hast Recht, ich irrte. Allein wie lebst du denn? Sokrates: Ich habe mir eine Stadt gestaltet, in der ich wohne, ich lebe nach den Vorschriften meiner ungewöhnlichen Verfassung und folge meinen eigenen Gesetzen. Käufer: Laß mich eine von deinen Satzungen hören. Sokrates: Vernimm denn die wichtigste, welche die Frauen betrifft. Niemand hat eine Frau für sich allein, sondern sie ist ein beliebiges Gemeingut aller. Käufer: Was meinst du damit? Sollen die Gesetze über den Ehebruch aufgehoben sein? Sokrates: Gewiß, und überhaupt jede Kleinigkeitskrämerei in diesen Dingen. Käufer: Wie denkst du über die jungen, schönen Knaben? Sokrates: Ein Kuß von diesen wird der Preis für glänzende, kühne Thaten der trefflichsten Männer sein. Käufer: Ei, wie freigebig du bist! Was ist denn aber das Hauptstück deiner Weisheit? Sokrates: Die Ideen und Urbilder der Dinge; was du auch siehst, die Erde, die Dinge auf der Erde, Himmel, Meer, von alle dem befinden sich unsichtbare Urbilder außerhalb des Alls. Käufer: Wo befinden sie sich? Sokrates:

[1]) Loxias, ein Beiname des Apollo wegen seiner gedrehten und daher dunkeln Orakelsprüche.

Nirgends; denn wären sie irgendwo, so würden sie nicht sein. Käufer: Ich sehe diese Urbilder nicht, von denen du da sprichst. Sokrates: Natürlich, weil das Auge deiner Seele blind ist, ich aber sehe die Urbilder aller Dinge, und dich als Unsichtbaren und mich als andern, und überhaupt alles doppelt. Käufer: Da du ein so weiser und scharfblickender Mann bist, so mußt du gekauft werden. Laß einmal hören, was du mir für ihn abfordern wirst. Hermes: Gib zwei Talente her. Käufer: Dafür kaufe ich ihn; das Geld werde ich jedoch erst später erlegen. Hermes: Wie heißt du? Käufer: Dio aus Syrakus. Hermes: So nimm ihn denn in Gottes Namen hin. Nun komm du, Epikuräer, einmal her. Wer kauft diesen? Er ist ein Schüler jenes Lachenden und des Berauschten, die wir kurz vorher ausboten; doch hat er im Wissen eins vor ihnen voraus, daß er nämlich ein ärgerer Atheist ist: im Uebrigen ist er ein Witzbold und ein Leckermaul. Käufer: Was ist sein Preis? Hermes: Zwei Minen. Käufer: Hier sind sie. Was ich aber sagen wollte, laß mich wissen, welche Speisen er liebt. Hermes: Süße Sachen ißt er gern, Honigkuchen und vornehmlich trockene Feigen. Käufer: Das ist nicht schwer zu besorgen; wir werden ihm Stangen karischer Feigen kaufen. Zeus: Rufe einen andern, jenen kurz Verschornen, der so finster aussieht, den aus der Stoa. Hermes: Sehr wohl: eine große Menge von denen, die sich zum Kauf eingefunden haben, scheint auf ihn zu warten. Ich habe die Tugend selbst zu verkaufen, den vollendetsten der Charaktere. Wer will alles allein wissen? Käufer: Wie ist das zu verstehen? Hermes: Dieser ist allein weise, allein schön, allein gerecht, tapfer, ein König, ein Redner, ein reicher Mann, ein Gesetzgeber und alles mögliche Andere. Käufer: Er ist mein Freund, wohl allein auch ein Koch, oder gar ein Gerber, ein Zimmermann u. s. f. Hermes: Vermuthlich. Käufer: Komm einmal her, mein Guter, und sage mir, deinem Käufer, was du für ein Mann bist, und erstlich, ob es dir nicht unangenehm ist, daß du verkauft wirst und ein Sklave bist. Chrysippus[1]: O durchaus nicht, denn Derartiges steht nicht bei uns; was aber nicht bei uns steht, das gehört zu der Klasse der Mitteldinge.[2] Käufer: Ich verstehe nicht, was du meinst. Chrysippus: Was? du verstehst nicht, daß von solchen Dingen einige vorziehbare, andere nicht vorziehbare sind? Käufer: Auch jetzt verstehe ich noch nicht. Chrysippus: Natürlich! du bist an unsere Benennungen nicht gewöhnt und besitzest die comprehensive Einbildungskraft nicht: wer aber eifrig die Theorie der Logik gelernt hat, der weiß nicht allein das, sondern was Symbama und Parasymbama ist, und wie sie sich von einander unterscheiden. Käufer: Im Namen der Weisheit, enthalte mir nicht vor, was das Symbama und Parasymbama ist; schon der Klang der Worte hat mich, ich weiß nicht wie, ganz außer mich gebracht. Chrysippus: Recht gern. Wenn ein Lahmer mit eben dem lahmen Fuße an einen Stein stößt und unversehens eine Verletzung hinzubekommt, so ist bei einem solchen das

[1]) Chrysippus, der berühmteste Stoiker nach Zeno und Kleanthes, er war 282 v. Chr. zu Soli in Cilicien geboren, † 209.

[2]) Die Adiaphora, welche weder gut noch böse sind.

Lahmsein Symbama, die Verletzung hat er aber als Parasymbama hinzubekommen. Käufer: O über den Scharfsinn! was weißt du denn aber außerdem noch vornehmlich? Chrysippus: Die Redeschlingen, in denen ich diejenigen, die sich mir nähern, fange, so daß sie nicht aus noch ein wissen, sondern stumm sind, als hätte ich ihnen wirklich einen Maulkorb umgelegt. Diese Kraft heißt der berühmte Syllogismus (Schluß). Käufer: Potztausend, das muß ja etwas ganz Gewaltiges und Unbezwingliches sein. Chrysippus: Sieh einmal. Hast du einen Knaben? Käufer: Ja. Chrysippus: Wenn diesen ein Krokodil in der Nähe des Flusses antrifft und raubt und dir dann verspricht, ihn zurückzugeben, wenn du der Wahrheit gemäß sagst, wie es über die Zurückgabe des Kindes denkt, was wirst du sagen? Käufer: Die Frage ist schwer zu beantworten; ich bin in Verlegenheit, durch welche Antwort ich ihn früher zurückbekommen könnte. Wohlan, beim Zeus, antworte du für mich und errette mir den Knaben, damit das Ungeheuer ihn zuvor nicht noch gar verschlingt. Chrysippus: Sei getrost! ich werde dich noch größere Wunderdinge lehren. Käufer: Was für welche denn? Chrysippus: Den Schnitter und den Dominans und außerdem die Elektra und den Verhüllten. Käufer: Welchen Verhüllten, oder welche Elektra meinst du? Chrysippus: Eben jene berühmte Elektra, Agamemnons Tochter, die dasselbe weiß und nicht weiß. Denn wenn Orest, den sie noch nicht kennt, neben ihr steht, so weiß sie, daß Orest ihr Bruder ist, sie weiß aber nicht, daß dieser hier Orest ist. Der Verhüllte ist nun gar ein wunderbarer Schluß. Antworte mir: Kennst du deinen Vater? Käufer: Ja. Chrysippus: Wie nun? Wenn ich einen Verhüllten neben dich stelle und dich frage: „Kennst du diesen?“ Was wirst du sagen? Käufer: Offenbar, daß ich ihn nicht kenne. Chrysippus: Nun war aber eben dieser dein Vater, folglich, wenn du diesen nicht kennst, kennst du ersichtlich deinen Vater nicht. Käufer: Das nun wohl nicht, sondern wenn ich ihn abdecke, so werde ich die Wahrheit wissen. Sag' mir aber einmal, was ist das Resultat deiner Weisheit, und wie wirst du dich befinden, wenn du die höchste Stufe der Tugend erreicht hast? Chrysippus: Alsdann werde ich im Besitz der ersten Naturgüter sein, nämlich des Reichthums, der Gesundheit und solcher Dinge. Zuvor aber muß man unter vielen Mühen sein Auge durch fein geschriebene Bücher schärfen, gelehrte Erläuterungen zusammentragen, und sich den Kopf mit Solöcismen und fremdartigen Wörtern anfüllen, und was die Hauptsache ist, du darfst nicht weise werden, wenn du nicht dreimal Nieswurz getrunken hast. Käufer: Die erwähnten sind edle und sehr männliche Eigenschaften an dir. Sollen wir Knauserei und Wucher — denn auch diese nehme ich an dir wahr — für die Attribute des Mannes erklären, der schon die Nieswurz getrunken hat und in der Tugend vollendet ist? Chrysippus: Gewiß; für den Weisen allein schickt sich das Wuchern; denn da es sein eigenthümliches Geschäft ist, Schlüsse zusammen zurechnen, das Wuchern aber und Berechnen der Zinsen jenem Rechnen mit Schlüssen verwandt scheint, so hat nur der ausgezeichnete Philosoph, wie jenes, so auch dies zu thun und nicht allein, wie die andern, einfache Zinsen, sondern von diesen wieder Zinsen zu nehmen. Oder ist es dir unbekannt, daß es sowohl erste als zweite Zinsen gibt, die gleichsam

die Kinder jener sind? Du siehst auch, was der Schluß sagt: Wenn er die ersten Zinsen nimmt, so nimmt er auch die zweiten; er nimmt aber die ersten, folglich nimmt er auch die zweiten. Käufer: Sollen wir auch dasselbe von dem Honorar sagen, welches du für den Unterricht in der Weisheit von den Jünglingen nimmst, und wird offenbar der Philosoph allein sich die Weisheit bezahlen lassen? Chrysippus: Du begreifst die Sache; ich nehme es nicht um meinetwillen, sondern um des Gebers willen, der eine gießt aus, der andere hält fest, ich selbst befleißige mich des Festhaltens und den Schüler unterweise ich im Ausgießen. Käufer: Und doch müßte der Jüngling festhalten, du, der allein Reiche, ausgießen. Chrysippus: Du spottest, Freund, nimm dich in Acht, daß ich nicht den unwiderleglichen Schluß auf dich loslasse. Käufer: Und was wird mir von dem Geschoß widerfahren? Chrysippus: Verlegenheit, Verstummen und Sinnesbetäubung: und was die Hauptsache ist, wenn ich will, werde ich dich auf der Stelle zu einem Stein machen. Käufer: Wie? Zu einem Stein? Du siehst mir doch nicht nach Perseus aus, mein Bester. Chrysippus: Etwa so. Ist der Stein ein Körper? Käufer: Ja. Chrysippus: Ei weiter! Ist ein lebendes Wesen nicht ein Körper? Käufer: Ja. Chrysippus: Bist du aber ein lebendes Wesen? Käufer: Es scheint wenigstens. Chrysippus: Du bist also ein Stein, da du ein Körper bist. Käufer: O bei Leibe nicht, wohlan, befreie mich wieder beim Zeus, und mache mich von neuem zu einem Menschen. Chrysippus: Das ist nicht schwer; du sollst wieder ein Mensch sein. Sage mir einmal: Ist jeder Körper ein lebendes Wesen? Käufer: Nein. Chrysippus: Ist der Stein ein lebendes Wesen? Käufer: Nein. Chrysippus: Bist du ein Körper? Käufer: Ja. Chrysippus: Bist du ein lebendes Wesen, obwohl du ein Körper bist? Käufer: Ja. Chrysippus: Du bist also kein Stein und doch ein lebendes Wesen. Käufer: Schön von dir gehandelt, denn mir wurden schon, wie der Niobe, die Beine kalt und starr. Ich werde dich kaufen. Wie viel soll ich für ihn erlegen? Hermes: Zwölf Minen. Käufer: Da sind sie. Hermes: Hast du ihn allein gekauft? Käufer: Nein, mit allen diesen, die du hier siehst, gemeinschaftlich. Hermes: Nun, eine hübsche Anzahl mit starken Schultern, die den Schnitter schon tragen können. Zeus: Zaudere nicht: rufe einen andern, den Peripatetiker[1]. Hermes: Heda, du Schöner, Reicher, komm her. Frisch auf, meine Herren, kaufet diesen, der hat den meisten Verstand, er weiß schlechthin alles. Käufer: Was ist es für einer? Hermes: Ein mäßiger, bescheidener Mann, der sich in das Leben zu schicken weiß, und was das Vorzüglichste ist, er ist doppelt. Käufer: Was soll das bedeuten? Hermes: Von außen sieht er anders aus, als er inwendig ist: wenn du ihn also kaufst, so vergiß nicht, jenen den exoterischen, diesen den esoterischen zu nennen. Käufer: Welches ist denn seine Hauptwissenschaft? Hermes: Er meint, es gebe drei Arten guter oder wünschenswerther Dinge, in der Seele, im Körper und in der Außenwelt. Käufer: Er denkt wie ein Mensch! was kostet er? Hermes: Zwanzig Minen. Käufer: Das ist viel Geld.

[1] Schüler des Aristoteles aus der peripatetischen Schule, welche eine Geheimlehre (esoterische) und eine populäre exoterische Lehre unterschieden.

Hermes: Durchaus nicht, mein Lieber: er hat, wie ich glaube, selbst Geld; kaufe ihn also so schnell als möglich, du wirst überdem auf der Stelle von ihm erfahren, wie lange die Mücke lebt, wie tief das Meer von der Sonne erleuchtet wird, und was die Austern für eine Seele haben. Käufer: Alle Welt, welche Subtilität! Hermes: Was würdest du erst sagen, wenn du noch weit Scharfsinnigeres, als das von ihm hörst, wie er über Zeugung, Geburt und die Bildung des Embryo im Mutterleibe denkt, und daß der Mensch lacht, der Esel dagegen nicht lacht und nicht zimmert und nicht Schifffahrt treibt. Käufer: Das sind ja sehr würdevolle und Nutzen bringende Kenntnisse, daher kauf' ich ihn für zwanzig Minen. Hermes: Gut. Zeus: Wen haben wir noch übrig? Hermes: Den Skeptiker hier. Heda, Pyrrhias [1]) tritt heran und laß dich schnell ausrufen, die Menge verläuft sich schon und wir werden nur mit wenigen zu handeln haben. Wer kauft uns noch diesen ab? Käufer: Dazu bin ich der Mann. Sage mir aber zuerst, was weißt du? Der Philosoph: Nichts. Käufer: Wie meinst du das? Philosoph: Ich weiß nicht, ob überhaupt etwas da ist. Käufer: Wir sind also auch nicht da? Philosoph: Selbst das weiß ich nicht. Käufer: Auch nicht, das du da bist? Philosoph: Das weiß ich noch weit weniger. Käufer: Das nenn' ich noch zweifeln! Was willst du denn mit diesen Wagichalen? Philosoph: Auf ihnen wäge ich die Worte ab und bringe sie ins Gleichgewicht, und wenn ich sehe, daß sie auf ein Haar gleich schwer sind, dann weiß ich nicht, in welcher Schale mehr Wahrheit ist. Käufer: Worauf möchtest du dich sonst im gewöhnlichen Leben gut verstehen? Philosoph: Auf alles, nur nicht, einen Ausreißer einzuholen. Käufer: Weshalb ist dir das nicht möglich? Philosoph: Weil ich nicht fasse, mein Lieber. Käufer: Natürlich, du scheinst ein langsamer, träger Mensch zu sein. Was ist denn aber der Zweck deines Wissens? Philosoph: Die Unwissenheit weder zu sehen, noch zu hören. Käufer: Behauptest du also auch blind und taub zu sein? Philosoph: Und außerdem noch ohne Urtheil und Gefühl und überhaupt von einem Wurm gar nicht verschieden zu sein. Käufer: Deshalb mußt du gekauft werden. Wie viel soll dieser gelten? Hermes: Eine attische Mine. Käufer: Hier ist sie. Was sagst du nun, Freund, habe ich dich gekauft? Philosoph: Es ist mir nicht deutlich. Käufer: O wohl, ich habe dich erstanden und das Geld gezahlt. Philosoph: Ich halte meine Entscheidung zurück und zweifle. Käufer: Folge mir denn, wie es die Pflicht meines Sklaven ist. Philosoph: Wer kann wissen, ob du die Wahrheit sagst? Käufer: Der Ausrufer, mein Geld und die Anwesenden. Philosoph: Gibt es die denn? Käufer: Die Mühle, in die ich dich werfen werde, soll dich bald auf eine unangenehme Art überzeugen, daß ich dein Herr bin. Philosoph: Laß das anstehn. Käufer: O nein, ich habe mich schon darüber erklärt. Hermes: Du da, höre auf dich zu sträuben und folge deinem Käufer, die andere Gesellschaft laden wir zu

[1]) Pyrrhias, Röthlicher, ein gewöhnlicher Sklavenname, der hier an Pyrrhon von Elis zur Zeit Alexanders d. G., Stifter der skeptischen Schule, erinnert, welche nichts positiv behauptet und das Urtheil zurückhält, weil man die Dinge nicht erkennen kann.

morgen ein, wir wollen Ungelehrte, Handwerker und Marktvolk zur Versteigerung bringen.

§ 35.

Kaiser Julianus.

Noch einmal, nachdem das Christenthum schon Staatsreligion im römischen Reiche geworden war, versuchte der Kaiser Julianus das griechische Heidenthum zu beleben; aber umsonst, das Heidenthum hatte sich ausgelebt. Julian war der Sohn von Julius Constantius, dem Halbbruder Constantins des Großen. Nach des Letzteren Tode wurde aber Julians Vater nebst mehreren Brüdern und Neffen wahrscheinlich auf Befehl Constantins II. während eines Truppenaufstandes getödtet. Nur Julian mit seinem älteren Halbbruder Gallus entging dem Tode, wurde aber von seinem 14. Jahre fern vom Hofe in Kappadocien erzogen. Ein treuer Diener seiner Familie, Mardonius, unterrichtete ihn in der Einsamkeit in der griechischen Literatur, für welche Julian besondere Liebe gewann. Ebenso führte ihn der Philosoph Maximus in die verschiedenen Systeme der griechischen Philosophen ein und weckte in ihm die Neigung, in der alten Mythologie einen geheimen Sinn zu suchen, und in ähnlicher Weise wirkte auf ihn Jamblichus aus Apamea. Den berühmten Rhetor Libanius, welcher wegen seiner Anhänglichkeit an das Griechenthum aus Constantinopel vertrieben war, durfte er zwar nicht zum Lehrer nehmen, aber desto eifriger las er seine Schriften und unterhielt mit ihm einen Briefwechsel. Durch die Verbindung mit diesen Männern wuchs seine Neigung zur alten griechischen Literatur, Philosophie und Religion, welche seiner reichen Phantasie mehr zusagte als das Christenthum. Dazu erfuhr er von seinen christlichen Verwandten viel Böses, zuletzt wurde auch sein Bruder Gallus getödtet, und das Alles verstimmte ihn gegen die christliche Kirche, in der überhaupt die Streitigkeiten der damaligen Theologen viel Bitterkeit erregten. So suchte er, nachdem er in Gallien, besonders gegen die Allemanen 356—360, sich schon ausgezeichnet hatte als tüchtiger Feldherr, nach seiner Thronbesteigung die schönen Zeiten des Alterthums zurückzuführen. Er suchte durch sein eigenes Beispiel, sowie durch vermehrte Pracht des Gottesdienstes und eine würdigere Stellung der heidnischen Priester dem alten Heidenthum einen neuen Schwung zu geben, verbot den Rhetoren, um dem Christenthume den Schmuck der Gelehrsamkeit zu rauben, Christen in der Beredsamkeit Unterricht zu geben, und verspottete mit der Waffe des Witzes das Christenthum, gegen dessen Anhänger er sich auch von Verfolgung nicht frei hielt. Aber er versuchte vergeblich, dem längst untergrabenen und nicht mehr haltbaren Gebäude des Heidenthums neue Stützen zu geben. Sein eigenes Heidenthum war nicht einmal mehr das alte ächte Heidenthum, sondern ein verzerrtes Nachbild des Christenthums. Mit seinem Tode, den er auf einem Feldzuge gegen die Perser erlitt 363, war der Untergang des alten griechischen Heidenthums und der Sieg des Christenthums für immer entschieden. Wir besitzen von ihm Briefe, Reden und Satiren. Am bekanntesten ist die Satire „die Kaiser", eine Kritik seiner Vorfahren im Regiment, in welcher unter den großen Herrschern Alexander, Cäsar, Octavian, Trajan, Marc Aurel und Constantin der Letztere am schlimmsten wegkommt, weil er wegen seines Uebertritts zum Christenthum gegen einen Platz im Olymp gleichgültig gewesen sei, nach Reichthum und Prunk getrachtet und durch die neue Religion die Unsittlichkeit gefördert habe. Am meisten Beifall findet Marc Aurel.

In einer andern Satire

Der Bartfeind oder die antiochische Rede,

geißelt er, indem er scheinbar sich selber und seine schlechte Erziehung verspottet, die Thorheiten der Antiochener.

Weil mein Gesicht unschön ist, habe ich mir einen starken Bart wachsen lassen, und muß nun, um ihn nicht zu besudeln, mäßig sein im Essen und Trinken, muß mich des Küssens enthalten. Dagegen sucht ihr Antiochener noch im Alter Frauen und Knaben an Glätte zu übertreffen. Ich führe eine beschwerliche Lebensweise, entsage manchen Freuden, habe, obgleich ich der große König heiße, wenig im Besitz.

„Was nun mein häusliches Leben anbetrifft, so erzeugen schlaflose Nächte auf einem Strohlager und eine weit nicht zur Sättigung hinreichende Nahrung einen schroffen, einer lebenslustigen Stadt widerstrebenden Charakter. Ich führe jedoch diese Lebensweise nicht euretwegen, sondern eine grobe und ungeahnte Täuschung, die schon von meinen Knabenjahren an im voraus mich eingenommen hatte, verführte mich, gegen meinen Magen anzukämpfen; ich gestatte ihm daher nicht, sich mit vielen Speisen anzufüllen; aber eben darum mußte ich mich auch nicht so oft, wie andere Leute, erbrechen, und ich erinnere mich, daß mir dieses, seit ich Cäsar bin, nur einmal begegnet ist, aber auch damals nicht in Folge von Ueberfüllung, sondern durch Zufall."

Ich hatte nämlich in Gallien, da ich im Winter nicht einheizen ließ, mich erkältet. Dagegen schwelget ihr Antiochener von früh bis in die Nacht und verachtet so die Gesetze. Zu solchem schwelgerischen und üppigen Leben paßt freilich, meine ich, meine strenge Lebensweise nicht.

„Hältst du, ungebildetster und unerträglichster aller Menschen, diese gute verständige Seele, wie sie die edelsten Männer nennen, für so unvernünftig und schlecht, daß du sie erst noch durch die Zucht der Mäßigung bilden und verschönern zu müssen glaubst? Da hast du ganz Unrecht: denn für's Erste wissen wir gar nicht, was unter Mäßigung zu verstehen ist; wir haben nur ihren Namen in den Ohren, sehen aber nicht, was sie in Wirklichkeit ist. Wenn sie das ist, was du gegenwärtig treibst, so kann man daraus entnehmen, daß sie darin besteht, den Göttern und Gesetzen zu gehorchen, mit denen, die im gleichen Range stehen, auf gleichem Fuße zu leben und einen etwaigen Vorrang vor ihnen nicht merken zu lassen, Vorsorge zu treffen, daß die Armen von den Reichen nicht übervortheilt werden, und sich deshalb Ungelegenheiten bereiten, wie es dir ohne Zweifel schon oft ergangen ist, Verfeindung nämlich und Groll und Lästerung; dann aber auch dieses ruhig ertragen und nicht in Unmuth ausbrechen, und nicht der Leidenschaft freien Lauf lassen, sondern sie möglichst in Zucht halten und beschwichtigen. Wenn man aber auch dieses zu den Erfordernissen der Mäßigung rechnet, daß man in der Gesellschaft sich jedes Vergnügens, auch wenn es eigentlich nicht für unanständig oder schimpflich gilt, enthalten müsse, weil nach deiner Ueberzeugung derjenige, welcher in Gesellschaft und vor aller Augen zur Ausgelassenheit geneigt ist und gern das Theater besucht, zu Hause, wo er allein für sich und ungesehen ist, unmöglich sich zusammennehmen kann — wenn also die Mäßigung wirklich darin besteht, dann bist du selbst

der unglücklichste Mensch und stürzest auch uns ins Verderben, die wir den Namen der Knechtschaft unter Gott wie unter den Gesetzen auch nur zu hören unerträglich finden, denn wir lieben die Freiheit in jeder Beziehung."

Vergebens nöthige ich euch, Sklaven der Gesetze zu sein, die Reichen beim Rechtsprechen Maß zu halten, die Armen vor falschen Anklagen sich zu hüten; durch die Entfernung der Bühne habe ich die Stadt ruinirt, nur um meinetwillen geht die Menge in die Tempel, schreit und lärmt aber darin. Ich hasse die Genußsucht, ihr begehrt nur nach Schauspielern, Tänzern ꝛc. So haben es schon eure Vorfahren getrieben, ich aber habe meinen religiösen Sinn von den Hellenen ererbt.

„Das syrische Volk endlich ist ärgerlich, daß es sich nicht volltrinken und seinen Kordax[1]) tanzen kann, du aber glaubst ihnen hinreichende Subsistenzmittel zu verschaffen, wenn du ihnen recht viel Getreide zukommen lässest. Auch das ist allerliebst von dir, daß du nicht dafür sorgest, daß man in der Stadt Felsenfische habe, ja, als unlängst jemand sich darüber beklagte, daß man nur noch wenige Fischchen und Vögel auf dem Markte finde, hast du mit höhnischem Lachen erklärt, eine mäßig lebende Stadt habe an Brot, Wein und Oel genug, Fleisch zu essen, sei schon ein Beweis von Schwelgerei; aber gar noch Fische und Vögel zu verlangen, das gehe noch über die Schwelgerei und so üppig seien selbst die Freier in Ithaka nicht gewesen. So soll man sich auch an Schwein und Schaffleisch nicht erquicken, weil du dich an Hülsenfrüchte hältst, und du glaubst damit recht zu handeln und meinst, du machest für deine Landsleute, die Thraker, oder für die gefühllosen Galater Gesetze, welche dich zu unserm Schaden zu einem hagebuchenen Menschen herangezogen haben, jedoch nicht zu einem Marathonkämpfer, sondern nur halb zu einem Acharner[2]) und zu einem jedermann unangenehmen und widerwärtigen Menschen."

Wäre es nicht viel besser, meinen die Antiochener, wenn ich überall Pracht und Ueppigkeit um mich verbreitete.

„Mich aber hat mein Erzieher gelehrt, wenn ich in die Schule gehe, den Blick auf den Boden zu richten, und nicht eher ein Theater zu besuchen, als bis das Kinn längere Haare habe als der Kopf. Und ich bin auch — das dürft ihr glauben — in diesem Alter niemals allein und auf eigene Faust aus dem Hause gekommen, sondern nur drei- oder viermal auf Befehl des Fürsten, der mir durch Blutsverwandtschaft befreundet war, wenn er dem Patroklus sich gefällig erweisen wollte; denn ich lebte damals noch als Privatmann. Daher müßt ihr Nachsicht mit mir haben, denn ich will euch den zeigen, den ihr mit mehr Recht als mich hassen könnt, nämlich meinen widerwärtigen Erzieher, der auch mir damals zuwider war, weil er mir vorstellte, es gebe nur diesen einzigen Weg zum glücklichen Leben. Dieser ist schuld daran, daß ich jetzt mit euch verfeindet bin, weil er meiner Seele das einflößte und gleichsam einprägte,

[1]) Ein unanständiger Tanz der alten Komödie, den außer der Komödie zu tanzen für ein Zeichen der Trunkenheit und Sittenlosigkeit galt.

[2]) In dem attischen Gau Acharnä wohnten die Kohlenbrenner.

was ich damals selbst nicht wünschte. Und zwar schärfte er es mir, als ob er mir damit etwas Angenehmes erweise, sehr angelegentlich ein und nannte, wie ich glaube, die Plumpheit Ehrbarkeit und die Gefühllosigkeit Besonnenheit, und nannte es Tapferkeit, wenn man dem Vergnügen nicht nachgehe, durch das man nicht glücklich werde. Mein Erzieher hat mir — ihr dürft mir's glauben, bei Zeus und den Musen — als ich noch ein kleiner Knabe war, oft gesagt: Laß dich nicht von der großen Zahl deiner Kameraden, welche ins Theater strömen, zum Gelüste nach solchen Schaustücken verleiten. Möchtest du das Wagenrennen sehen? Es ist im Homer sehr schön beschrieben: nimm ihn zur Hand und lies es im Buche. Hörst du von gesticulirenden Tänzern, so laß sie laufen: bei den Phäaken tanzen die Jünglinge viel tüchtiger; dort hast du den Kitharasänger Phemius und den Sänger Demodokus. Im Homer kommen auch viele Gewächse vor, die uns beim Lesen größeres Vergnügen machen, als die unsrigen beim Sehen:

„Aber einmal auf Delos am Opferaltar des Apollo
Sah ich ein Palmengesproß so jung, so stattlich erwachsen“ [1]),

und die baumreiche Insel der Kalypso und die Höhlen der Kirke, und der Garten des Alkinous: sei versichert, daß du nirgends etwas Reizenderes sehen wirst. Wünscht ihr vielleicht, daß ich euch auch den Namen und die Herkunft meines Erziehers, der solche Reden führte, mittheile? Er war ein Barbar, so wahr Gott lebt, und ein geborner Skythe und hatte den gleichen Namen mit dem, welcher den Xerxes zu dem Kriegszuge gegen Hellas und das vielgepriesene Argos verleitete (Mardonius).“

Er hatte meine Mutter im Homer und Hesiod unterwiesen und hatte dann auch mich erzogen, und mir feste Grundsätze eingeprägt und er wußte nicht, daß ich einst Herrscher werden und auch zu den Antiochenern kommen werde.

„Hätte mein Erzieher dies voraussehen können, so hätte er vielleicht alle Sorgfalt darauf verwandt, mich euch möglichst angenehm zu machen. Jetzt aber ist es nicht mehr möglich, das ungeschliffene Wesen, das mir etwa früher anerzogen worden ist, abzulegen und zu verlernen, denn die Gewohnheit, sagt das Sprüchwort, wird zur andern Natur, und gegen die Natur zu kämpfen ist gewagt, und eine dreißigjährige Gewohnheit aufzugeben, ist außerordentlich schwer, namentlich wenn sie mit so großer Schwierigkeit angebildet worden ist. Und ich habe sogar noch mehr als dreißig Jahre. Laß dies gut sein: aber mit welchem Rechte unterstehst du dich, über Handelsgeschäfte zu verhören und zu entscheiden, denn dies hat dich dein Erzieher, der nicht wußte, daß du Kaiser werdest, doch nicht gelehrt? Dazu verleitete mich jener unglückliche Greis [2]), über den auch ihr mit Recht als über den, der die Hauptschuld an meinen Grundsätzen habe, im Verein mit mir schimpfet, selbst auch von andern irre geführt war. Es kommen euch in den Komödien oft Namen zu Ohren, wie Plato, Sokrates, Aristoteles, Theophrastus. Von diesen ließ sich der Greis in seiner Einfalt beschwätzen und als er nun später an mir

[1]) Homer Odyssee 6, 163 ff.

[2]) Der Philosoph Maximus ist wahrscheinlich gemeint.

einen jungen lernbegierigen Menschen fand, so stellte er mir vor, daß ich, wenn ich in allem jene Männer zu Vorbildern wähle, nicht sowohl die anderen Leute — denn mit diesen stehe ich in gar keiner Vergleichung — als vielmehr mich selbst übertreffen werde. Ich aber — was hätte ich anderes thun können? — ließ mich überreden und kann es jetzt nicht mehr ändern, so sehr ich dieses auch manchmal wünsche, sondern mache mir selbst Vorwürfe darüber, daß ich nicht alle meine Fehler unschädlich machen kann.

Doch fällt mir hiebei ein, wie sich der athenische Gastfreund bei Plato darüber vernehmen läßt: „Ein ehrenwerther Mann ist schon der, welcher selbst nichts Unrechtes thut; wer aber auch noch andere vom Unrecht abhält, der ist mehr als doppelter Ehre werth. Denn der Erstere wiegt nur einen, der Letztere aber viele andere auf, wenn er ihre Vergehen der Obrigkeit anzeigt. Wer aber den Behörden auch noch bei der Bestrafung der Schuldigen nach Kräften an die Hand geht, der ist ein großer und vollkommener Mann im Staate, ihn sollte man als Sieger im Kampfe der Tugend ausrufen. Das gleiche Lob gebührt auch der Mäßigung und Klugheit und allen anderen Vorzügen, die man sich erwerben kann, wenn sie der Art sind, daß man sie nicht allein selbst besitzen, sondern auch anderen mittheilen kann. Diese Lehren gab mir jener Greis, welcher glaubte, ich werde im Privatstande bleiben; denn er konnte nicht voraussehen, daß Zeus mir diese hohe Stellung verleihen werde, auf welche er jetzt mich gehoben hat. Weil ich nun mich schämte, als Herrscher mich schlechter zu zeigen, als im Privatleben, habe ich, während es gar nicht nöthig war, unversehens meine Unbildung euch fühlen lassen. Auch noch an eine andere platonische Vorschrift hat mich, weil ich dabei an mich dachte, bei euch verhaßt gemacht, er sagte nämlich, die Machthaber und die älteren Leute müßten sich der Bescheidenheit und Sittsamkeit befleißigen, damit auch das Volk im Hinblick auf sie sich an Ordnung gewöhne. Für mich nun, der ich allein, oder doch nur mit wenigen anderen, solche Grundsätze befolge, hat dies den entgegengesetzten Erfolg gehabt und mir nur verdiente Schande gebracht."

Die Zügellosigkeit ist dagegen jetzt an der Tagesordnung und ihr verspottet miteinander mich, den Kaiser, die Einen machen die Witze und die Anderen lachen darüber.

„Ich gratulire euch zu dieser Eintracht, und ihr thut recht wohl daran, daß in dieser Beziehung die ganze Stadt eins ist; da es nichts weniger als gut und rühmlich wäre, wenn ihr der Ausgelassenheit eurer Jugend Schranken setzen oder sie gar züchtigen wolltet. — Denn es hieße den Hauptvorzug der Freiheit entziehen und vernichten, wenn man den Menschen unmöglich machen wollte zu reden oder zu thun, was ihnen beliebt. Da ihr nun diese richtige Einsicht habt, daß in allen Beziehungen Freiheit herrschen müsse, so habt ihr für's Erste euren Frauen das Selbstregiment gestattet, damit sie für euch recht frei und zügellos werden; sodann habt ihr ihnen die Erziehung der Kinder überlassen, damit sie nicht unter eurer strengen Zucht zuletzt Sklaven werden und nicht schon als Knaben die Achtung vor dem Alter lernen und durch diese Gewohnheit gegen die Machthaber zu ängstlich werden, und zuletzt nicht

mehr zu den Männern, sondern zu den Sklaven gehören, und wenn sie denn besonnen, bescheiden und gesetzt geworden, unbemerkt gänzlich verdorben werden. Und was treiben denn die Weiber mit ihnen? Sie nehmen sie zu ihren religiösen Uebungen mit aus Wollust, welche nicht nur den Menschen, sondern auch den Thieren für das höchste Gut gilt. Daher, glaube ich, kommt es, daß ihr so glücklich seid, weil ihr alle Knechtschaft verleugnet, zuerst die unter den Göttern, dann die unter den Gesetzen, und drittens die unter uns, die wir über die Gesetze wachen."

Es wäre aber Unrecht von uns, wenn wir darüber uns beschweren wollten; denn ihr seid nun einmal so von Alters her und im Uebrigen seid ihr undankbar und an euch als an undankbare Menschen habe ich meine Wohlthaten verschwendet. Ihr sehnt euch nach dem Christenthum und nach Konstantius. Das mögen euch die Schutzgötter eurer Stadt doppelt verleihen und euch das Wohlwollen vergelten, das ihr mir von Staatswegen erwiesen habt.

(Ende des ersten Theils.)

Pädagogische Bibliothek.

Sechster Band.

Pädagogische Chrestomathie.

Von

Dr. J. Chr. Gottlob Schumann,
Königl. Seminardirektor zu Alfeld.

Zweiter Teil.

Die pädagogischen Meisterwerke der alten Römer und des Mittelalters.

Hannover.
Verlag von Carl Meyer.
(Gustav Prior.)
1880.

Pädagogische Chrestomathie.

Eine Auswahl aus den pädagogischen Meisterwerken aller Zeiten

für die pädagogische Privatlektüre

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Dr. J. Chr. Gottlob Schumann,
Königl. Seminardirektor zu Alfeld.

Zweiter Teil.

Die pädagogischen Meisterwerke der alten Römer und des Mittelalters.

Hannover.
Verlag von Carl Meyer.
(Gustav Prior.)
1880.

9940
1/12/90

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
	F. **Rom**	1—100
§ 36.	Die römische Erziehung im allgemeinen. Nach Dr. J. H. Krause	1—4
§ 37.	T. Maccius Plautus	4—8
§ 38.	Publius Terentius Afer	8—10
§ 39.	Marcus Tullius Cicero	11—31
	a. Aus den drei Büchern von dem Redner	12—24
	b. Ciceros drei Bücher über die Pflichten de officiis	24—31
§ 40.	Cornelius Nepos	31—32
§ 41.	Horatius	32—39
§ 42.	Lucius Annäus Seneca	39—46
	Über den Zorn	40—43
	Von den Wohlthaten	43—44
	Von der Gemütsruhe	44
	Moralische Briefe	44—46
§ 43.	A. Persius Flaccus	46
§ 44.	Titus Petronius Arbiter	47
§ 45.	M. Fabius Quintilianus	47—60
§ 46.	Martialis	60—61
§ 47.	Juvenalis. Übersetzt von Herzberg	61—71
§ 48.	Plinius der Jüngere	71—73
§ 49.	Tacitus	73—81
	a. Gespräch über die Redner. Übersetzt von Gutmann	74—78
	b. Die Germania	78—81
§ 50.	Suetonius	81—90
	Über berühmte Grammatiker	81—90
§ 51.	Marcus Aurelius Antoninus	90—94
§ 52.	Dionysius Cato	94—100
	G. **Die Pädagogen des Christentums und des Mittelalters**	100—369
§ 53.	Titus Flavius Clemens von Alexandrien	100—114
§ 54.	Origenes und Gregorius Thaumaturgus	114—128
§ 55.	Die sogenannten apostolischen Constitutionen	128—131
§ 56.	Basilius der Große	131—142
	a. Rede an die Jünglinge	131—140
	b. Ausführliche Regeln für das Mönchtum	140—142
§ 57.	Gregor von Nyssa	142—151
§ 58.	Johannes Chrysostomus	151—159
§ 59.	Ambrosius von Mailand	159—165

Seite

§ 60. Donatus . . . . . 165—166
§ 61. Hieronymus . . . . . 166—185
a. Brief an den Redner Magnus . . . . . 168—172
b. Brief an Läta . . . . . 172—180
c. Brief an Gaudentius . . . . . 180—185
§ 62. Aurelius Augustinus . . . . . 185—212
a. Die Bekenntnisse . . . . . 185—193
b. Der Unterricht der Anfänger im Christentum. Übersetzt von Dr. Fricke . . . . . 193—212
§ 63. Johannes Cassianus . . . . . 212—217
§ 64. Marcianus Felix Capella . . . . . 217—220
§ 65. Cassiodorus . . . . . 220—223
§ 66. Benedikt von Nursia . . . . . 223—229
§ 67. Gregor der Große . . . . . 229—233
§ 68. Chrodegang, Bischof von Metz . . . . . 233—234
§ 69. Karl der Große . . . . . 234—245
a. Circular, zunächst an Abt Bangolf . . . . . 235—236
b. Kirchengesetz von 789 236
c. Kirchengesetz von 804 . . . . . 236—237
d. Brief an Erzbischof Odilbert von Mainz . . . . . 237—238
e. f. Karls Sorge für den Gesang . . . . . 238—239
g. Einhard, Kaiser Karls Leben . . . . . 239—242
h. Der Mönch von St. Gallen über die Thaten Karls des Großen . . . . . 242—245
§ 70. Alkuin . . . . . 245—260
a. Brief Alkuins an Karl den Großen . . . . . 246—249
b. Alkuins Brief an den Bischof Arno von Salzburg . . . 249—252
c. Aus einem Briefe Alkuins an die Mönche Irlands . . . 252—253
d. Aus einem Briefe Alkuins an Guntrada 253
e. Aus einem Briefe Alkuins an einen Schüler . . . . . 253—255
f. Aus Alkuins Grammatik. Erster Dialog . . . . . 255—260
§ 71. Rhabanus Maurus . . . . . 260—270
§ 72. Aus dem Kloster St. Gallen. Nach Ekkeharts IV. Casus Sancti Galli . . . . . 270—277
§ 73. Gerbert. Nach Richer, Vier Bücher Geschichte . . . . . 277—282
§ 74. Bernward von Hildesheim . . . . . 282—286
§ 75. Vicelin, ein deutscher Lehrer und Missionar . . . . . 286—291
§ 76. Anselm von Canterbury . . . . . 291—292
§ 77. Hugo von St. Victor . . . . . 292—301
§ 78. Die Zustände des Elsasses im Beginn des 13. Jahrhunderts . . 301—304
§ 79. Vincentius von Beauvais . . . . . 305—329
§ 80. Jean Charlier Gerson . . . . . 329—336
§ 81. Thomas von Kempen . . . . . 336—339
§ 82. Mapheus Vegius . . . . . 339—341
§ 83. Rudolf Agricola . . . . . 342—346
§ 84. Desiderius Erasmus . . . . . 346—363
§ 85. Thomas Platter . . . . . 363—369

F. Rom.

§ 36.

Die römische Erziehung im allgemeinen.

Dr. Joh. Heinrich Krause, Geschichte der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bei den Griechen, Etruskern und Römern. Halle, Pfeffer. 1851.

Die Erziehung der Römer steht in einem eigentümlichen Kontraste sowohl zur griechischen als zur modernen. Sie wird niemals zur Staatsangelegenheit wie die griechische wenigstens in den dorischen Staaten, wenn auch der Unterricht während der Kaiserzeit die Farbe des öffentlichen annimmt; sie strebt nicht nach jener geistigen Freiheit, welche die der neuern Zeit als Endziel aufgestellt hat, wie mächtig auch seit dem zweiten punischen Kriege die Kulturgänge einander drängen und neue Bildungsstoffe gewähren. Sie beharrt innerhalb der Schranke der altrömischen Denkweise, so lange der Staat seine ursprüngliche Kraft bewährt und bewegt sich in dem Spielraume der herkömmlichen politischen und religiösen Gesinnung mit beschränkter Freiheit des Individuums. Und doch steht die römische Erziehung von einer Seite her der Erziehung der neueren Völker weit näher als die griechische, nämlich von Seiten der anhaltenden, auf der Seite der Frauen und der Würde der Ehe beruhenden mütterlichen Einwirkung, während die schroffe Gewalt, welche der ältere Freistaat dem Erzeuger über seine Sprößlinge gestattet, wiederum den stärksten Gegensatz darbietet. Die Frau vertritt die Familie nur als Mutter, der Mann zugleich als Staatsbürger. Die römische Erziehung bleibt bis Ende der Republik ein lauteres Ergebnis des römischen Charakters und der patriotischen Gesinnung ohne fremde Zuthat, bis die griechische Kultur vollständige Aufnahme gefunden und von dem nach neuem Bildungsstoff ausgreifenden praktischen Geiste des Römers in seiner Weise verarbeitet wird.

Das römische Volk war sowohl in seinen ursprünglichen Bestandteilen als in seinem Bildungsgange und der auf diesem gewonnenen Kultur ein von den Griechen durchaus verschiedenes. Es stand auf modernem Boden, war mit seinem kleinen isolierten Staate ganz anders in den italischen Völkerkomplex eingetreten, mit einer beschränkten Tradition, ohne Heroenwelt, ohne mythisches Zeitalter (Äneas war aus der Ferne gekommen), hatte eine andere Sprache, ein anderes Staats- und Familienleben und diesen entsprechend eine andere Gesittung, Erziehung und Bildung als die Griechen. Die zwei Hauptfaktoren des auf einen kleinen Raum zusammengedrängten Staates, Krieg und Recht, hatten gleich in ihren Grundlagen eine so originelle Gestalt angenommen, wie es in keinem Staate der alten Welt bis dahin vorgekommen war.

Die junge Roma hält gleich der Themis in der einen Hand die Wage, in der einen das Schwert: sie wägt das Recht zur Wahrung der Ordnung im Innern, sie zückt das Schwert nach außen und stellt sich einer feindlichen Welt energisch und trotzend gegenüber. So entwickeln sich gleich von Anbeginn die Kriegskunst und die Rechtswissenschaft, die beiden Träger der Staatskunst, in ganz anderer Weise als bei den Hellenen, und ebenso schafft sich der junge Staat einen von Etrurien aus angebahnten und mit Konsequenz durchgeführten Religionsorganismus.

Die anfangs noch einfache und auf wenige Vorkehrungen beschränkte Erziehungsweise des Knaben beruhte gleich von der ersten Periode des jungen Staates ab auf Heranbildung im häuslichen Kreise, welche dann auch noch in den folgenden Jahrhunderten festgehalten wurde. Hier zeigt sich nicht die geringste Spur von einer Beteiligung oder einem Eingreifen von Seiten des Staates. Alles bleibt der Familie, dem Gutachten des Vaters, ganz vorzüglich dem Walten der Mutter überlassen. Daher die sprichwörtliche Redensart: In gremio matris educari (auf dem Schoße der Mutter erzogen werden) lange hin ihre Geltung behauptete. Der junge männliche Sprößling wurde demnach aus der Familie und dem häuslichen Verkehre heraus mit Anwendung geringer Bildungsmittel nach der Weise der Vorfahren für das Leben, Thun und Treiben des Bürgers im Staate insoweit befähigt, daß er unter der Leitung eines Älteren die ersten Funktionen in civiler Verwaltung, im Militärdienst oder in anderweitigen Zweigen einer praktischen Laufbahn antreten konnte. Dahin ging das Streben der Erziehung bei den edlen Geschlechtern sowie in den bemittelten nach Geltung ringenden Familien der Plebejer. Erziehung und Bildung bezweckte den praktischen Mann, dessen Kern und ganzer Inhalt im Charakter, in der Gesinnung, in der Befähigung hervortreten sollte. Der tüchtige, bewährte Mann gewinnt als solcher nur im Staate seine Bedeutung fast wie bei den Spartiaten. Ein isoliertes, beschauliches, Ideen oder Theorieen der Wissenschaft verfolgendes Leben kommt im Verlaufe der vier ersten Jahrhunderte der Stadt gar nicht zum Vorschein und würde hier keine Anerkennung gefunden haben. Ebenso wenig vermögen hier Kunstsinn und künstlerisches Talent aufzukommen. Selbst die Musik tritt hier weder als bedeutsame Kunst noch als erheiterndes Element ins Leben. Sie dient lange hin mit ihren einfachen, grellen Tönen nur dem Tempelkult, dem Festopfer, der feierlichen Prozession, den Spielen, dem Heerzuge und der Schlacht. Im Verlaufe des fünften und sechsten Jahrhunderts erscheinen auch Flötenspieler bei festlichen Mahlen, deren Spiel die Gäste mit Gesang begleiteten. So vermochten auch die anderweitigen künstlerischen Leistungen nur langsam zu einiger Anerkennung zu gelangen. Werke der bildenden Kunst werden zwar nach und nach aus Etrurien eingeführt, Rom selbst aber hat in den ersten Jahrhunderten keinen eigentlichen Kunstbetrieb aufzuweisen, und Kunstgenuß in diesem Gebiete ist vollends bis zum Anfange des sechsten Jahrhunderts etwas völlig Unbekanntes. Was keinen praktischen Zweck erfüllt, wird nicht gesucht, nicht geschätzt, wenn auch in dem einen und andern gebildeten Römer von patrizischem Geschlecht gelegentlich eine Ahnung von der Vortrefflichkeit griechischer Kunstwerke auftaucht.

Wer nicht in irgend einer Beziehung dem Staate dient, beschäftigt sich entweder mit einem städtischen Geschäft oder mit der Landwirtschaft. Auch traten bald Schiffahrt, Handel im Großen und Kleinen und verschiedene technische Beschäftigungen geringerer Art hinzu. In jeder Beziehung zeigt sich der Römer gleich vom Ursprunge als praktischer Mann. In Beziehung auf den Staatsdienst, das Familienleben und den gegenseitigen Verkehr bildete sich bei den Römern eine Reihe bürgerlicher Tugenden in einer Weise aus, wie sie weder bei den Griechen noch bei anderen Völkern der alten Welt vorgekommen sind. Die echt römischen Tugenden des Mannes waren, so weit er als Bürger (civis) und Familienvater (paterfamilias) in Betracht kommt, die ernste Würde (gravitas), die Ehrbarkeit (honestas) und die Männlichkeit (virtus), welche nicht allein die Tapferkeit (fortitudo) in sich begreift, sondern die ganze männerwürdige Haltung in jeder Lage des Lebens. Diesen entsprechend wurden der Virtus und der Ehre (honor) Tempel errichtet. Außerdem war es ein ausgezeichnetes Lob, ein guter und bedächtiger Mann (vir bonus ac prudens), ein ehrbarer Mann (vir honestus), ein guter und sorgfältiger Hausvater (bonus ac diligens paterfamilias) zu sein, und es gelten jene Ausdrücke als die charakteristischen Bezeichnungen römischer Ehrbarkeit, Besonnenheit und Rechtlichkeit im öffentlichen wie im häuslichen Walten. Auch die Einfachheit (frugalitas) war in der älteren Zeit eine echt römische Tugend von allgemeiner Bedeutung. Allein keine schlug in der späteren Zeit so entsetzlich in ihr Gegenteil um als gerade diese. Dann hat der maßhaltende, sich in jeder Hinsicht beherrschende, enthaltsame Mann (vir moderatus, temperans, continens) im Staats- und Familienleben seine Bedeutung. Auch der einsichtsvolle, ethisch reine und gewissenhaft strenge Bürger (vir sapiens, sanctus et severus) hat in der älteren Zeit sein stattliches Ehrenkleid und wird im Senate und in der Volksversammlung hoch geachtet. Die Pietät ist im römischen Familienleben eine Tugend von größtem Umfange, welche aus dem häuslichen Kreise heraus selbst in das öffentliche Thun und Treiben hinüberreicht. Gegenseitige Pietätspflichten halten die Familie und das Geschlecht (gens) zusammen und geben diesem Verbande eine ethische Grundlage, welche zugleich von Seiten des religiösen Elementes ihre Festigkeit erhält. Viele zarte Verhältnisse beruhen bis in die Kaiserzeit hinein reinweg nur auf Pietätspflichten.

Je einfacher und geringer noch die geistige Bildung des römischen Jünglings während der ersten Jahrhunderte des Freistaates ist, desto stärker sind die Ansprüche in ethischer Beziehung. An dem Jünglinge werden vor allen anderen Tugenden die Bescheidenheit (modestia) und Schamhaftigkeit (pudor) gepriesen. Seitdem die Kultur Fortschritte gemacht, tritt auch die Feinheit (urbanitas) als echt römische Tugend hervor als Inbegriff einer feinen, angemessenen Rede mit edler Sitte, würdigem Anstande und männlichem Takte in jedem Verkehr mit anderen. Dieselbe wird nur durch den Umgang mit gebildeten Männern der Stadt gewonnen und steht der Plumpheit (rusticitas) entgegen, welche die Bauern in ihrem ganzen Wesen und Benehmen kund thun und nicht so leicht ablegen können. Auch die Anmut (venustas) gehört hierher, welche sich ebenfalls vorzüglich in der Rede, in dem, was lieblich, schön und edel

ist, bewährt. Diese Anmut ist eine Bedingung des Anstandes (decorum) in der ganzen äußeren Erscheinung. Insbesondere ist die Gewissenhaftigkeit in göttlichen und menschlichen Angelegenheiten (religio in rebus divinis et humanis) im Staate und in der Familie ein wichtiges Element der alten Zeit, so daß auch die Römer wenigstens während der älteren Zeit sich vorteilhaft durch unverletzliche Heiligkeit des Eides von den Griechen unterschieden.

Die Hausfrau und Familienmutter (materfamilias, matrona) hatte bei den Römern eine ganz andere Würde und Stellung als bei den Griechen. Denn wenn auch das Weib als solches von juristischem Standpunkte bei den Römern die unmündige, mit dem Manne nicht gleichberechtigte Person ist, so hat doch die Frau stets im Kreise der Familie ihre großen Rechte und behauptet ihr Ansehen bis in die spätere Kaiserzeit. Daher war es durchaus nicht gleichgültig, aus welchem Geschlechte (gens) sowohl die Mutter als die Ehefrau eines angesehenen Römers abstammten. Von einer Mutter aus geringer Familie geboren zu sein konnte noch in der späteren Zeit leicht Veranlassung zu Verunglimpfungen, zur Herabwürdigung der persönlichen Autorität benutzt werden. Diesem entsprechend war es, daß auch die Töchter des römischen Bürgers namentlich während der besseren Zeit mit aller Sorgfalt und in strenger Ehrbarkeit erzogen und von ihren Vätern zart und liebreich behandelt wurden. Die Einwirkung der Mutter auf ihre Söhne war bei den Römern reiner, umfassender und nachhaltiger als bei den Griechen. Dies zeigt sich noch späterhin, selbst während der Kaiserzeit recht deutlich. Die Familienerziehung als erste Grundlage und bleibender Bestandteil der Bildung römischer Jugend erstreckte sich ziemlich gleichmäßig durch die ganze Zeit des Freistaates hindurch und blieb auch während der Kaiserherrschaft in ehrbaren Familien noch die Bedingung einer sittlichen Haltung und edlen Gesinnung, obgleich während dieser letzteren Zeit die frühzeitige Aufsicht des Pädagogen, der geregelte umfassende Unterricht der Schule, die mannigfachen Disciplinen der einzelnen Fachlehrer den Knaben früher und anhaltender in Anspruch nahmen, als während des republikanischen Zeitalters. Bereits Numa, der eigentliche Begründer eines geordneten, durch religiöse Satzungen geweihten Familienlebens hatte die Erziehung der Einsicht der Eltern im Kreise der Familie überlassen, und sie bestand einen langen Zeitraum hindurch in einer häuslichen, durch väterliche und mütterliche Sorgfalt geleiteten Anweisung zu allem, was nach römischem Gefühl, Charakter und Sitte für recht und gut, für ehrbar und anständig galt, und was sonst das noch auf einfachen Grundlagen beruhende häusliche, gesellige und öffentliche Leben erforderte.

§ 37.

T. Maccius Plautus.

Für die älteste Zeit des römischen Staates lassen sich keine sicheren Dokumente für Erziehung und Unterricht der jungen Römer beibringen, nur aus der Darstellung des Geschichtschreibers Livius lassen sich manche Folgerungen ziehen. Erst die Lustspieldichter Plautus und Terentius erwähnen mancherlei, was sich auf die

Erziehung bezieht, z. B. daß dem jungen Kinde Spielsachen geschenkt wurden, daß neben der Mutter eine Wärterin (geraria bei Plautus) das Kind pflegte und hütete. Von ihnen wissen wir auch, daß schon zu ihrer Zeit nicht mehr allein gebrechliche oder verkrüppelte, sondern auch gesunde Kinder ausgesetzt wurden, ein Zeichen, daß schon damals die Sittlichkeit sehr gesunken war. Eine Elementarschule, welche von Mädchen reifern Alters besucht wurde, befand sich schon 451 v. Chr. in besonderen Tabernen auf dem Forum. (Lehrer aus der ältern Zeit werden wir bei Suetonius kennen lernen.) In den Schulen der älteren Zeit lernten die Knaben die altrömischen Gesetze, wurden im Singen und im Vortrage von Gedächtnisreden auf wackere Männer geübt, damit sie zur Achtung vor den Gesetzen und zu ehrenvollen Thaten angeleitet und entflammt würden. Die weitere Bildung bot das öffentliche Leben mit seinen Gerichtsverhandlungen und später auch mit den Schauspielen, welche besondern Einfluß übten, so daß Schlagwörter, Sittensprüche und Sentenzen aus Plautus und Terentius den späteren Römern stets geläufig waren.

T. Maccius Plautus wurde um 254 v. Chr. zu Sorsinna im nördlichen Umbrien geboren und ist wahrscheinlich früh nach Rom gekommen, wo er anfangs einen niederen Dienst bei dem eben aufblühenden Theater versah, dann sich Handelsgeschäften widmete, aber sein ganzes Vermögen dabei einbüßte, so daß er Arbeiter in einer Mühle werden mußte. In dieser bedrängten Lage schrieb er seine ersten Komödien, welche rasch seinen Ruhm als Dichter begründeten, so daß er längere Jahre ausschließlich als Komödiendichter thätig war und eine sehr große Anzahl Stücke schrieb, von denen uns aber nur 20 erhalten sind. Er starb im hohen Alter 184 v. Chr. Seine Stücke sind meist nach griechischen Mustern gedichtet, aber er paßte die fremden Stoffe mit Geschick den römischen Verhältnissen an und erweiterte sie durch eigene Erfindung, so daß sie durch unerschöpflichen, freilich oft derben Witz, lebendigen Dialog und frische Bewegung der Handlung sich auszeichnen. So hob er aus den rohen Anfängen die römische Komödie zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Unter seinen erhaltenen Komödien sind die besten die Gefangenen (Captivi), der Schatz (Trinummus), der Schiffbruch (Rudens), der Bramarbas (Miles gloriosus), die drei Sklavinnen (Epidicus); für die Pädagogik sind aber besonders durch pädagogische Lehren und Winke wichtig die beiden Bacchis (Bacchides).

Es sucht da Lydus, der Pädagog, seinen Zögling Pistoclerus von einem Hause abzuhalten, in dem „Amor, Cupido, Venus und die Lieblichkeit, die Lüsternheit, der lose Scherz wohnen", und bricht in die Worte aus:

Kind, dies Betragen gefällt mir nicht.
Pistoclerus: Wer fragt denn, ob
Es dir gefalle? Nur für mich ist's recht gemacht.
Lydus: Und spitze Reden wagst du mir zu bieten noch,
Wo du zehn Zungen zügeln solltest, hätt'st du sie?
Pistoclerus: Nicht jedem Alter, Lydus, lacht dieselbe Lust.
Mich drückt jetzt keine Sorge mehr, als daß der Koch
Thut seine Pflicht und meinem Einkauf Ehre macht.
Lydus: Zunichte machst du dich und mich und all mein Werk,
Der ich umsonst geleitet dich zum rechten Weg.
Pistoclerus: Ja, meine Mühe verlor ich wie du die deinige,
So wenig nützt mir deine Lehr' als wie dir selbst.

Lydus: O du verstockte Seele! — —

— — — —

Pistoclerus: Still, Lydus, und nimm dich in Acht!
Lydus: Was? Mich in Acht?
O Abgrund, schluck mich ein; denn mich verlangt danach!
Viel mehr erblick' ich, als was ich gefürchtet, nun,
Und lieber tot säh' ich mich als den heutgen Tag.
Der Schüler bietet nun dem Lehrer Drohungen?
Pistoclerus: Ja, der Zuchtrut über den Kopf weg wachs' ich nun.
Lydus: Behüte mich Gott vor so entwachsenem Zöglinge!
In seiner Kraft erdrückt er dies mein arm Geripp.
Pistoclerus: Mir ist wie Herkules, da er seinen Linus[1]) schlug.
Lydus: Vielmehr fürcht' ich, ich möchte jener Phönix[2]) sein,
Der deinem Vater deinen Tod berichten kommt.
Pistoclerus: Laß die Mythologie nun ruhn!
Lydus: Die Scham ist weg!
Welch schlimmen Tausch, ach! für dein Alter machtest du,
Da statt der Unschuld solche Frechheit du erwarbst!
Er ist verloren. Sage, kommt dir's auch zu Sinn,
Daß du noch einen Vater hast?
Pistoclerus: Bin ich dein Sklav?
Das möcht' ich wissen, oder ob du der meine bist?
Lydus: Ein schlimmerer Lehrmeister als ich lehrte dich das!
Und ein nur zu gelehrigerer Schüler bist
Du jenem, als wenn ich umsonst von Tugend sprach.
Pistoclerus: Bis hierher, Lydus, war dir freies Wort vergönnt.
Jetzt ist's genug, drum halt dein Maul und folge mir.
Lydus: O welchen Einbruch thatst du, Kind, in die Natur,
Da deine Sünden dem Vater du und mir verbargst!

Da der treue Pädagog seinen Zögling nicht mehr bändigen kann, wendet er sich an dessen Vater Philoxenus:

Lydus: Nun wird sich's zeigen, ob noch eine Schneide dir
Von Herz wohnt in der Seele; komm nur mit!
Philoxenus: Wohin?
Wohin denn soll ich?
Lydus: Zu der Tigerin, die dir
Den einzigen Sohn zu Grunde richtet einzig schön.
Philoxenus: Ei, lieber Lydus, laß uns ruhiger ans Werk
Doch schreiten, das ist klüger. Mich verwundert nicht
So sehr, daß in dem Alter solche Streich' er macht,
Als thät' er's nicht. In meiner Jugend that ich's auch.
Lydus: Weh mir! weh mir! Dein Beifall richtet ihn zu Grund!
Stehst du ihm nicht bei, hoff' ich auf den rechten Weg
Ihn noch zu bringen, doch wenn du noch deine Lust
Am Leichtsinn hast, dann, Pistoclerus, lebe wohl!

[1]) Sein Lehrer in der Musik.
[2]) Der Lehrer des Achilles, der dessen Vater den Tod des Sohnes meldete.

Philoxenus: Lydus, es hat ein jeder seine Phantasie'n,
Bald kommt die Zeit, wo sie ihm selbst zum Ekel sind;
Das merke dir und sei mir darauf nur bedacht,
Daß er nicht über alles Maß geht, sonst ist's gut.
Lydus: Nicht gut ist's, und mit meinem Wissen soll er nie
Zu Grund sich richten dürfen. Sprich dann selbst, da du
Deinem verdorbnen Söhnchen so das Wort hier sprichst,
War solche Kinderzucht auch, da du Knabe warst?
Ich zweifl', ob du vor zwanzig Jahren Lust gehabt,
Nur eine Spanne weit aus dem Haus den Fuß zu thun
Ohne den Lehrer. Und wenn's deiner Zeit geschah,
So folgte sicher auch die Strafe gleich darauf,
Schüler und Lehrer wurden schmählich drum verschrie'n.
Warst du vor Sonnenaufgang in der Ringbahn nicht
Diktierte sicher der Gymnasiumsvorstand dir
Die tüchtige Buße. Da ward man geübt im Lauf,
Im Ringen, Ger- und Discuswerfen, Lanzenspiel,
Faustkampf und Springen, nicht in Buhlerkünsten, Herr!
Und kam man von der Reit- und Ringbahn dann nach Haus,
So setzte, fein gegürtet, bei dem Lehrer man
Sich nieder in den Subsellien, las die Lection,
Und war nur eine Silbe dann geschnitzert, gleich
Tanzte der Stock den Rücken dir so grün und blau,
Wie kaum der bunteste Mantel einer Amme sieht.[1])
Philoxenus: O lieber Lydus, anders sind die Sitten jetzt.
Lydus: O, das weiß ich nur gar zu gut! Zu meiner Zeit
Bemühte sich der Jüngling eher um Volksgunst,
Als er der Schul-Zuchtrute noch entlaufen war.
Heut aber, ist das Herrchen sieben Jahre kaum,
Und du berührst ihn mit der Hand nur, wie der Blitz
Schmeißt er dem Schulherrn die Schreibtafel[2]) an den Kopf.
Und wenn sich der nun an den Vater wenden will,
So heißt es: Komm in meinen Schutz, Kind, bis du erst
So groß bist, daß du selbst vor Zwang dich schützen kannst.
Alsdann ruft man den Lehrer vor: „Ha, lausiger
Schulfuchser, rühr' mir niemals mehr den Knaben an,
Der sich so brav hält." — Der Magister zieht dann ab,
Bindet einen geölten Lumpen sich um das
Zerschlagne Haupt und riecht wie ein Laternenstock.
Und solches heißt Recht sprechen dann. Sag mir nun, Herr,
Wie denn verschafft ein Lehrer sich Gehorsam noch
Beim Schüler, der zuerst zu schlagen berechtigt ist?

---

[1]) Quom librum legeres, si in una peccavisses sullaba,
Fieret corium tam maculosum quamst nutricis pallium.

[2]) Die Wachstafel, auf welcher die Kinder schrieben.

Menedemus: — — Ist dir ein Freund geworden, der
Den Namen nicht nur eitel führt, das ist ein Schatz,
Der nächst den Göttern wohl das Höchste heißen mag.
— Undank bleibt doch stets am Mann das Häßlichste,
Lieber entwisch' uns ungestraft, wer übles uns
Als wer uns gut that, unbelohnt. —
— — Sei auf der Hut,
Um deinen Ruf, ob rein er, ob dich Ehre rührt,
Ob zu den Rechten, zu den Roh'n man rechne dich,
Ob du ein Mann von Lebensart bist oder ein Lump.

§ 38.

Publius Terentius Afer.

Noch mehr Sentenzen und Sittensprüche als aus Plautus waren bei den Römern aus dem jüngeren Komödiendichter Terentius gebräuchlich, auf dessen sittliches Urteil sie besondern Wert legten. Gerade die Lebenszeit des Terentius bezeichnet einen Wendepunkt in der römischen Denkweise, indem namentlich der ältere Scipio Africanus der griechischen Kultur und Sitte den Weg nach Rom bahnt. Dazu hat auch Terentius mit beigetragen. P. Terentius Afer (der Afrikaner) war 185 v. Chr. in Karthago geboren und kam schon in früher Jugend als Sklave nach Rom zu dem Senator Terentius Lucanus, der ihn wegen seiner vortrefflichen Anlagen und seiner körperlichen Schönheit lieb gewann, ihn gut erziehen ließ und ihm die Freiheit schenkte, wobei er von ihm den römischen Namen Terentius erhielt. Er trat nun als Lustspieldichter auf und mußte, da er das erste Stück den Ädilen zur Aufführung anbot, dasselbe dem allgemein geschätzten Dichter Cäcilius Statius vorlesen. Es fand dessen Anerkennung, und damit war der Ruf des Terentius begründet. Durch seine feine Bildung und seinen liebenswürdigen Charakter erwarb er sich die Gunst edler Männer, besonders des jüngeren Scipio Africanus und des Lälius. Nachdem er sechs Stücke aufgeführt hatte, machte er eine Studienreise nach Griechenland starb aber auf der Rückreise 159 v. Chr., erst 26 Jahre alt. Wir besitzen von ihm sechs Komödien Andria (das Mädchen von Andros), Eunuchus, Heautontimorumenos (der Selbstquäler), Hecyra (die Schwiegermutter), Phormio und Adelphi (die Brüder), welche letztere sich besonders durch pädagogische Lehren und Winke auszeichnet. Terentius arbeitete in freier Weise gleichfalls nach griechischen Vorbildern, ist aber feiner, freilich auch nicht so frisch als Plautus, ausgezeichnet in der Charakterzeichnung und planmäßigen Entwickelung der Handlung, sowie in der sorgfältigen Darstellung und Sprache, die der Umgangssprache der feinen Kreise, in denen der Dichter verkehrte, entspricht. Über die pädagogischen Vorschriften bei Terentius hat eine besondere Abhandlung geschrieben J. Gott. Gräfse (Praecepta artis paedagogicae ex Terentio petita).

In den Brüdern hat Terentius besonders dem Micio pädagogische Betrachtungen in den Mund gelegt. Sein Adoptivsohn, der Sohn seines Bruders Demea, ist in der Nacht nicht nach Hause gekommen, das bekümmert den Micio:

Und ich, was denk' ich, da mein Sohn nicht heimgekehrt!
Wie manches ängstigt mich! Daß er sich erkältet hat,

Oder daß er wo gefallen, oder sich ein Glied
Zerbrach! Ach, daß ein Mensch den Gedanken fassen kann,
Sich zu suchen, was ihm theurer ist als er sich selbst!
Er ist nicht mein, er ist des Bruders Sohn, und der
Ist mir an Neigungen unähnlich. Von Jugend an
Hab' ich dies stille Leben, diese städtische Ruh'
Gewählt, was jenem gilt als großes Glück: ein Weib
Besaß ich nie. Er, ganz das Gegenstück von mir,
Lebt auf dem Lande, hält sich sparsam immer und
Sehr streng. Er nahm ein Weib, zwei Söhne wurden ihm
Geboren. Den ält'sten nahm ich auf an Sohnesstatt,
Erzog ihn von Kind auf, hielt ihn, liebt' ihn, als wär er mein.
Nur er ist meine Lust, mein Liebling einzig er [1]),
Daß er mir gleich ergeben sei, ist mein Bemühn.
Ich bin nachsichtig, geb' ihm Geld. Aus Grundsatz brauch'
Ich nicht mein Recht in allem: ja, er ist von mir
Gewöhnt, was andere treiben den Vätern unbewußt,
Was Jugend mit sich bringt, mir nicht zu verheimlichen.
Wozu gewöhnt' ich ihn an Lug und Trug? Er wagt's
Beim Vater, wie viel mehr bei andern wagt er dies!
Durch Ehrgefühl und Milde seine Kinder stets
Zu lenken, ist weit besser, glaub ich, als durch Furcht. [2])
Darin nun denkt mein Bruder anders, ihm mißfällt's.
So kommt er scheltend oft: „Was soll das, Micio?
Warum verdirbst du meinen Jungen? Warum liebt,
Was zecht er? Warum giebst du ihm das Geld dazu?
Du kleidest ihn zu reich, zu unklug handelst du."
Er ist zu strenge, mehr als billig ist und recht,
Und weit ab irret, wenigstens nach meinem Sinn,
Wer Macht, die auf Gewalt ruht, für gewichtiger
Und sichrer hält als die, wo Freundschaft schließt das Band. [3])
Mein Grundsatz ist, und davon bin ich überzeugt:
Wen Furcht vor Strafe seine Pflicht zu leisten zwingt,
So lang Entdeckung drohet, hütet er sich nur,
Doch drohet die nicht, kehrt er zur Natur zurück:
Wen du durch Wohlthun bindest, der thut gern die Pflicht,
Er will vergelten, fern und nah bleibt er sich gleich.
Drum soll ein Vater den Sohn gewöhnen, lieber stets
Freiwillig als aus Furcht vor anderen recht zu thun.

---

[1]) In eo me oblecto, solum id est carum mihi;
Ille ut item contra me habeat, facio sedulo.

[2]) Pudore et liberalitate liberos
Retinere, satius esse credo, quam metu.

[3]) Nimium ipse est durus, praeter aequumque et bonum,
Et errat longe, mea quidem sententia,
Qui imperium credat gravius esse aut stabilius,
Vi quod fit, quam illud, quod amicitia jungitur.

Dies trennt den Herrn vom Vater. Wer's nicht einsieht, der
Gestehe nur, daß Kinderleitung fremd ihm sei![1])

Als nun der Bruder Demea ihm wieder Vorwürfe macht und ihm zuruft: „Lerne Vater sein von denen, die es wirklich sind!" antwortet Micio:

Natur gab dich zum Vater ihm, mein Sorgen mich.
(Natura tu illi pater es, consiliis ego.)

Dagegen rühmt Demea gegen den leichtfertigen Sklaven Syrius, der ihm den Sohn lobt, den Demea selbst erzogen, seine scharfe Erziehungsweise, findet aber nur Spott.

Demea: Mühe geb ich mir,
Ich schenk' ihm nichts, gewöhn' ihn. Kurz ich rat ihm, stets
Wie einen Spiegel aller Leben anzuschau'n,
An andern so ein Beispiel zu entnehmen sich:
„Das thue!"
Syrius: So ist's recht!
Demea: „Das fliehe!"
Syrius: Klug gedacht.
Demea: „Lob bringt das!"
Syrius: Gut getroffen.
Demea: Das ist tadelnswerth!
Syrius: Ganz herrlich so!
Demea: Dann ferner...
Syrius: Traun, ich hab nicht Zeit,
Dir zuzuhören. Fische fand ich ganz nach Wunsch,
Daß die mir nicht verderben werden, geb ich acht;
Denn uns gilt das als gleicher Frevel, Demea,
Wie euch, wenn man nicht thut, was du gesagt. So viel
Ich kann, belehr' ich unsre Sklaven ebenso:
„Das ist versalzen! Das verbrannt! Nicht schmackhaft das!
So ist es recht! Das merk' dir künftig!" Fleißig wird
Erinnert, wie nach meiner Weisheit ich's vermag.
Kurz, gleich einem Spiegel, rat ich, Demea,
Die Schüsseln anzuschau'n, und mahne, was not zu thun.
Daß dummes Zeug ist, was wir treiben, fühl' ich selbst,
Doch was zu machen? Wie der Herr will, muß man thun.
Steht sonst zu Diensten was?

---

[1]) Mea sic est ratio et sic animum induco meum:
Malo coactus qui suum officium facit,
Dum id rescitum iri credit, tantisper cavet,
Si sperat fore clam, rursum ad ingenium redit;
Quem beneficio adjungas, ille ex animo facit,
Studet par referre, praesens absensque idem erit.
Hoc patrium est, potius consuefacere filium,
Sua sponte recte facere, quam alieno metu.
Hoc pater ac dominus interest. Hoc qui nequit,
Fateatur nescire imperare liberis.

§ 39.

Marcus Tullius Cicero.

Nach und nach verbreitete sich in Rom die Kenntnis griechischer Werke immer mehr, besonders seit den Siegen über Philippus von Macedonien und Antiochus von Syrien. Von dieser Zeit nahm die grammatische Betriebsamkeit von Jahr zu Jahr zu und unter dem Einfluß griechischer Gelehrten und Lehrer entstanden auch die Rhetorenschulen, die eine höhere Ausbildung bezweckten, so daß es bald zu der Bildung eines freien und wohlerzogenen jungen Römers gehörte, sich die wichtigsten Lehren der Rhetorik zu eigen gemacht zu haben, und zugleich trat eine genauere Bekanntschaft mit den philosophischen Disziplinen der Griechen ein, wobei sich zunächst die meisten Römer den Stoikern anschlossen, bis später die Epikuräer und die jüngere Akademie Anhang gewannen. Gelehrte Griechen fanden sich nun als Genossen in vornehmen Häusern, und schon zur Zeit des Sulla war die Bekanntschaft der griechischen Sprache in Rom bereits so allgemein, daß man im Senate den Gesandten Molo aus Rhodos, der nur griechisch redete, ohne Dolmetscher verstand. Auch der griechische Pädagog tritt endlich in der letzten Zeit der Republik in die Erziehung ein, damit er der Gesinnung des Zöglings, den er überall hin begleitet, eine günstige Richtung giebt und verderbliche Einflüsse, die ihn zur schlechten Sitte und Gewohnheit verleiten, von ihm abhält. Es wurden die Unterrichtsgegenstände bestimmter, auch auf die Schulen der Grammatiken und der Rhetoren verteilt. Nur die körperliche Übung bleibt, als auf Erhaltung der Gesundheit, Kräftigung und Ausdauer des Leibes berechnet, außerhalb der Erziehung. Vornehme Römer machten nun auch die Erziehung zum Gegenstande ihres Nachdenkens, und so gab M. Terentius Varro eine Schrift Catus oder über die Erziehung der Kinder (de liberis educandis) heraus, die leider verloren ist.

Besonders hat aber der große Redner Marcus Tullius Cicero sich auch mit den Fragen der Erziehung und des Unterrichts beschäftigt. Er war 106 v. Chr. zu Arpinum von ritterlichen Eltern geboren, erhielt mit seinem Bruder Quintus in Rom unter Aufsicht des Redners L. Crassus von griechischen Lehrern eine tüchtige Bildung und widmete sich vorzüglich der Redekunst, indem er besonders auch die Rechte und die Philosophie studierte. Er hat als Redner im Staatsleben Bedeutendes gewirkt, doch geriet er in den Stürmen der Parteien ins Schwanken und wurde 43 v. Chr. auf Veranlassung des Antonius geächtet und ermordet. Er war im Ganzen sittlich rein, aber eitel und nicht kräftig genug. Unter seinen Schriften zeichnen sich die Reden durch Scharfsinn, Klarheit und Gewandtheit der Sprache aus, und durch seine rhetorischen Schriften hat er die Rhetorik als Wissenschaft auf römischem Boden heimisch gemacht. Es gehören hierher, da die Rhetorik ad Herennium nicht von Cicero ist, die drei Bücher über den Redner (de oratore), deren erstes die Bildung zum Redner, das zweite die Behandlung des Stoffes, das dritte die Form und den Vortrag der Rede behandelt, Brutus oder das Buch über berühmte Redner, welches nicht nur eine Geschichte der römischen Redekunst, sondern auch manche Aufschlüsse über den eigenen Bildungsgang des Redners giebt, und der Redner (orator), eine Schilderung des Ideals eines Redners. Von den philosophischen Schriften Ciceros, in denen er meist nur der Dolmetscher der Griechen ist, stellen die fünf Bücher de finibus bonorum et malorum die Lehren von dem höchsten Gute und dem Zwecke des Menschen dar, indem er sich meist für die Stoiker, Peripatetiker und Akademiker entscheidet,

die fünf Bücher der tuskulanischen Disputationen wenden die in der vorhin erwähnten Schrift erhaltenen Resultate zur Erörterung einzelner Fragen des praktischen Lebens an, und die Schrift über die Pflichten (de officiis) ist eine Sittenlehre des gewöhnlichen Lebens. Seine Briefe sind eine wichtige Quelle für die Zeitgeschichte. Andere Schriften sind für uns weniger wichtig.

a. Aus den drei Büchern von dem Redner.

Cicero wollte mit dieser Schrift, indem er das Bild des idealen Redners zeichnete, die römischen Jünglinge für den Ruhm der Beredsamkeit und für gründliche Erlernung aller der Kenntnisse begeistern, aus denen die Beredsamkeit entspringt. Er giebt darum nicht die gewöhnlichen Regeln der Rhetorik, sondern weist die höheren Wissenschaften nach, die in dem Redner, der zugleich Staatsmann sein muß, sich vereinigen müssen. In der Theorie, die er aber aus seiner eigenen reichen Erfahrung belebt, folgt er meist dem Aristoteles, in der Form — er hat die Gesprächsform gewählt — dem Plato. Die Personen des Gesprächs sind solche, welche viele seiner Zeitgenossen aus eigener Erinnerung noch als große Redner kannten: L. Crassus, M. Antonius, Q. Scävola, Jul. Cäsar, Aur. Cotta und Sulpicius Rufus, und unter diesen sind Crassus und Antonius die Vertreter der beiden Hauptrichtungen in der Redekunst, der theoretischen und der praktischen, die Hauptwortführer. Seine eigene Ansicht, jedoch nicht ausschließlich, hat Cicero dem Crassus in den Mund gelegt, so daß gewissermaßen Crassus und Antonius zusammen das vollendete Ideal des Redners bilden, indem Crassus vorzugsweise die theoretische Bildung des im ganzen Wissensgebiet heimischen und seinen Stoff beherrschenden Redners, Antonius aber dessen praktische und staatsmännische Gewandtheit und Sicherheit in sich ausgebildet hat.

Zuerst wird die Frage aufgeworfen, woher es komme, daß im Kriegswesen, in der Staatskunst, der Philosophie, Mathematik, Grammatik und allen anderen edlen Wissenschaften und Künsten mehr ausgezeichnete Männer aufgetreten sind als gerade in der Redekunst, für welche doch bei den Römern immer die größte Begabung, großer Eifer und höchster Lohn zu finden waren. Der Grund davon liegt in dem Umfange und der Schwierigkeit der Redekunst, welche eine große Menge von Kenntnissen und Fertigkeiten fordert. Aber sie sei auch des eifrigen Studiums wert. Zwar habe, wie Scaevola meint, die Weisheit und nicht die Beredsamkeit die Staaten gegründet und erhalte sie auch, auch könne man vom Redner nicht alle Kenntnisse fordern, aber Crassus hält ihm entgegen, daß eine Beredsamkeit ohne reichhaltige Kenntnisse etwas Leeres sei und faßt die dem Redner eigentümliche Geschicklichkeit dahin zusammen, daß nur der ein Redner und dieses so erhabenen Namens würdig sei, welcher über jeden vorkommenden Gegenstand, über den er einen Vortrag zu halten hat, mit Einsicht, Ordnung, Schönheit, aus freiem Gedächtnis und mit Würde der äußeren Darstellung zu reden weiß (qui, quaecunque res inciderit, quae sit dictione explicanda, prudenter et composite et ornate et memoriter dicet cum quadam actionis etiam dignitate). Wenn das gefordert werde, meint Scävola, dann könne es einen vollkommenen Redner kaum jemals geben, und Antonius führt an, daß auch bei den Griechen die Ansichten über den Redner verschieden seien. Crassus giebt darauf zu, daß die Redekunst nicht eine Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes, sondern nur eine geordnete Darlegung von Beobachtungen und Erfahrungen über das Verfahren der Rede sei, und fügt hinzu (I, 25):

„Natur und Anlage sind vor allem von dem größten Werte für die Redekunst. — Denn Gemüt (animus) und Verstand müssen leicht beweglich sein, im Erfinden scharfsinnig und im Entwickeln und Ausschmücken fruchtbar, und das Gedächtnis muß stark sein und lange festhalten. Sollte jemand glauben, daß man sich dies alles durch die Theorie (arte) aneignen könne — was falsch ist: denn man muß schon zufrieden sein, wenn diese Anlagen durch die Theorie nur geweckt und entwickelt werden; eingepflanzt und geschenkt werden von der Theorie können sie nie, denn sie sind alle Wurzeln — was will man von den Vorzügen urteilen, welche doch gewiß mit dem Menschen selbst geboren werden, ich meine eine gelöste Zunge, eine wohltönende Stimme, eine starke Brust, eine angemessene Gestaltung des Gesichts und des ganzen Körpers? Nun behaupte ich freilich nicht, daß die Kunst nichts daran feilen könne, — denn ich weiß recht wohl, daß das Gute durch Bildung noch besser werden und das weniger Gute einigermaßen abgeschliffen und verbessert werden kann (neque enim ignoro, et quae bona sint, fieri meliora posse doctrina, et quae non optima, aliquo modo acui tamen et corrigi posse) — aber manche Menschen stottern so sehr mit der Zunge, oder haben eine so widrige Stimme, oder so plumpe und bäurische Gesichtszüge und Bewegungen des Körpers, daß, wenn ihnen auch nicht geistige Anlagen und theoretische Bildung fehlen, sie doch unter den Rednern keinen Platz einnehmen können. Manche dagegen sind in dieser Hinsicht so gewandt, so mit den Gaben der Natur ausgestattet, daß sie zu Rednern nicht geboren, sondern von einem Gotte gebildet zu sein scheinen. Wohl ist es ein schweres und viel erforderndes Unternehmen, sich anheischig zu machen bei allgemeinem Stillschweigen, allein in einer großen Versammlung von Menschen über die wichtigsten Angelegenheiten gehört zu werden. Denn fast jeder Anwesende bemerkt genauer und schärfer das Fehlerhafte an dem Redner als das Richtige; ist also irgend etwas anstößig, so wird auch das verdunkelt, was lobenswert ist. Dieses sage ich jedoch nicht zu dem Endzweck, um junge Männer, wenn sie vielleicht eine oder die andere Naturanlage (nicht) haben, ganz von dem Studium der Beredsamkeit abzuschrecken. Denn wer weiß nicht, wie C. Cölius, der mit mir von gleichem Alter ist, ungeachtet seiner niedern Abkunft, schon durch die mittelmäßige Beredsamkeit, die er zu erreichen vermochte, hohe Ehren erlangte? Wer von euch weiß nicht, daß Q. Varius, der in eurem Alter steht, ein Mann von plumper und häßlicher Gestalt, selbst durch die geringe Fertigkeit, welche er besitzt, großen Einfluß im Staate erworben hat?

26. Aber weil wir den Redner darstellen wollen, so müssen wir das Musterbild eines völlig fehlerfreien und vollendeten Redners entwerfen. Freilich die Menge der gerichtlichen Händel, die Mannigfaltigkeit der Verhandlungen, der große Haufe und die Barbarei des Forums läßt auch die schlechtesten Redner zu: aber darum dürfen wir nicht den Gegenstand unserer Untersuchung aus den Augen verlieren. Wird nicht in anderen Künsten, bei denen nicht ein unentbehrlicher Nutzen, sondern eine freie Unterhaltung der Seele bezweckt wird, ein strenges und fast pedantisches Urteil geübt? Denn es giebt keine Rechthändel und Strei-

sachen, welche die Menschen zwingen könnten, wie auf dem Markte mittelmäßige Redner, so auf der Bühne schlechte Schauspieler zu dulden. Darum muß der Redner sorgfältig darauf bedacht sein, nicht nur denjenigen Genüge zu leisten, wo dieses notwendig ist, sondern auch denen bewundernswürdig zu erscheinen, welchen ein freies Urteil zusteht. Wollt ihr nun meine wahre Meinung wissen, so will ich ganz frei vor vertrauten Freunden das aussprechen, was ich bisher verschwiegen habe und verschweigen zu müssen glaubte. Selbst die, welche vollkommen gut reden und welche mit der größten Leichtigkeit und mit Geschmack vortragen können, scheinen mir doch beinahe unverschämt, wenn sie nicht mit einiger Schüchternheit auftreten und beim Beginn der Rede einige Verlegenheit verraten. Doch wird dieses auch immer der Fall sein. Denn je besser jemand redet, um so mehr fürchtet er die Schwierigkeit des Redens, den ungewissen Erfolg der Rede und die Erwartung der Menschen. Wer aber nichts zustande bringen und von sich geben kann, was der Sache selbst, dem Namen eines Redners und dem Geschmacke der Menschen angemessen wäre, der scheint mir, wenn er auch beim Vortrage Schüchternheit blicken läßt, doch unverschämt. Denn nicht durch Äußerung der Verschämtheit, sondern durch Unterlassung dessen, was unziemlich ist, müssen wir den Vorwurf der Unverschämtheit meiden. Wer aber unverschämt ist, was, wie ich sehe, bei vielen der Fall zu sein scheint, den halte ich nicht blos des Tadels, sondern auch der Strafe würdig. Ich wenigstens bemerke manchmal an euch und erfahre es auch sehr oft an mir selbst, daß ich ganz blaß werde beim Anfange der Rede und von ganzer Seele und an allen Gliedern zittere." — Hier pflichteten alle dem Crassus bei und fingen an, sich zuzunicken und zuzuflüstern. Es zeigte sich nämlich bei Crassus eine wunderbare Verschämtheit, welche jedoch seinem Vortrage nicht nur nicht nachteilig, sondern sogar durch Hervorhebung seines wahren Wertes vorteilhaft wurde.

27. Hierauf sagte Antonius: „Auch ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, Crassus, daß du und die übrigen großen Redner, wiewohl dir meiner Meinung nach keiner je gleichgekommen ist, beim Anfange der Rede eine gewisse Unruhe blicken lasset.

Auch habe ich über die Ursache davon nachgedacht, was doch der Grund davon sei, daß, je vortrefflicher ein Redner ist, er desto mehr Schüchternheit zeigt, und habe folgende zwei Ursachen gefunden. Einmal nämlich wissen die, welche durch Erfahrung und Kenntnis der menschlichen Natur belehrt sind, daß zuweilen auch den größten Rednern der Erfolg ihrer Rede nicht ganz nach Wunsch ausfällt, und so fürchten sie nicht mit Unrecht, so oft sie reden, was hier und da geschehen kann, möchte jetzt geschehen. Die andere Ursache, über welche ich oft zu klagen pflege, ist diese: Wenn in andern Künsten ausgezeichnete und bewährte Männer einmal etwas minder gut gemacht haben, als sie sonst pflegen, so glaubt man, sie hätten ihre sonstige Vollkommenheit entweder nicht erreichen wollen, oder durch Krankheit gehindert nicht erreichen können. Heute, sagt man, wollte Roscius nicht spielen, oder: Er hat sich den Magen verdorben. Wenn man aber an den Redner einen Fehler bemerkt, so scheint es ein Fehler der Einfältigkeit gewesen zu sein.

Für die Einfältigkeit aber giebt es keine Entschuldigung, weil man von niemand annehmen kann, daß er sich einfältig zeigte, weil er sich den Magen verdorben, oder es ihm einmal so beliebt hätte. Hierdurch aber wird das Urteil über den Redner um so strenger. Denn so oft wir auftreten, so oft wird über uns gerichtet, und obgleich man den, der einmal in den Gebärden etwas versieht, nicht gleich des Mienenspiels für unkundig hält, so haftet doch auf den Redner, wenn er zu irgend einem Tadel Anlaß giebt, entweder für immer oder doch wenigstens auf lange Zeit das Vorurteil der Ungeschicklichkeit.

28. Auch in Beziehung auf deine Behauptung, daß beim Redner viele Vorzüge von Natur da sein müssen, ohne welche er auch von einem Lehrer nicht viel weiter gebracht werden kann, stimme ich dir durchaus bei und habe deshalb immer sehr den vorzüglichen Lehrer Apollonius aus Alabanda (in Karien) gelobt, welcher sich zwar für seinen Unterricht bezahlen ließ, aber nicht zugab, daß die, denen er gar keine Anlage zur Beredsamkeit zutraute, bei ihm Mühe verschwendeten, sondern sie entließ und jeden zu dem Berufsgeschäfte veranlaßte und ermahnte, zu dem er ihn für tauglich hielt. Denn um andere Künste zu lernen ist es genug, nur menschenähnlich zu sein und das, was gelehrt oder, wenn man schwer lernt, eingebleut wird, mit dem Geiste auffassen und im Gedächtnisse behalten zu können. Da fragt man nicht nach Beweglichkeit der Zunge, nicht nach dem schnellen Flusse der Worte, endlich nicht nach dem, was wir uns nicht selbst geben können, nach Gestalt, Miene und Stimme. Von einem Redner dagegen muß man den Scharfsinn eines Dialektikers, das Gedächtnis eines Rechtsgelehrten, die Stimme eines tragischen Schauspielers und das Gebärdenspiel eines ganz ausgezeichneten Mimikers verlangen. Darum kann in dem ganzen Menschengeschlechte keine größere Seltenheit gefunden werden als ein vortrefflicher Redner. Denn während in anderen Künsten schon einzelne mittelmäßige Geschicklichkeiten, welche sich der Künstler angeeignet hat, Beifall finden, wird dieser Beifall dem Redner nie gewährt, wenn nicht alles in der höchsten Vollkommenheit bei ihm vorhanden ist."

Und doch, entgegnet Crassus, verwendet man auf geringfügige und leichtfertige Künste viel mehr Sorgfalt, als auf die Beredsamkeit. Er will damit nun freilich nicht gut beanlagte Jünglinge abschrecken, sondern sie nur aufmuntern zum eifrigen Studium, besonders auch dazu, daß sie auf den äußeren Anstand achten. Darum bittet Cotta, Crassus möge ihnen sagen, was sie sonst nach seiner Ansicht sich noch aneignen müssen, weil er sage, daß ihnen die Gaben der Natur nicht gerade fehlen.

30. Hierauf antwortete Crassus lächelnd: „Was könnte ich wohl, Cotta, sonst empfehlen als Eifer und brennende Liebe zur Sache, ohne welche im Leben überhaupt nichts Vortreffliches und vorzüglich in dem, wonach du strebst, von niemand etwas geleistet wird? (Quid censes, inquit, Cotta, nisi studium et ardorem quemdam amoris, sine quo quum in vita nihil quidquam egregium, tum certe hoc, quod tu expetis, nemo unquam adsequetur?) — Indessen hilft der bloße Eifer nichts, um zum Ziele zu gelangen, wenn man nicht zu gleicher Zeit Mittel und Wege kennt, welche dahin führen und leiten. Weil jedoch

die von euch mir aufgebürdete Last ziemlich leicht ist, indem ihr mich nicht um die kunstmäßige Bildung des Redens überhaupt fragt, sondern nur über meine geringe Fertigkeit Aufschluß wünschet, so will ich euch mein gewöhnliches Verfahren auseinandersetzen, welches ich einst befolgte, da ich als Jüngling mich diesem Studium hingeben konnte, ein Verfahren, dessen Mittel weder sehr verborgen, noch sehr schwierig oder großartig und gewaltig sind.

31. Zuerst nämlich bekenne ich, daß ich das gelernt habe, was jedem Manne von edler Herkunft und Erziehung zu lernen geziemt, nämlich die gewöhnlichen und bekannten Regeln der Kunst, zuerst nämlich, daß es des Redners Pflicht sei, seinen Vortrag so einzurichten, daß er überzeuge, sodann, daß jede Rede sich beschäftige mit der Untersuchung entweder eines allgemeinen Gegenstandes ohne Bezeichnung der Personen und Zeiten, oder eines solchen, welcher sich auf gewisse Personen und Zeiten bezieht. In beiden Fällen müsse über den eigentlichen Streitpunkt die Frage aufgeworfen werden, entweder ob etwas geschehen sei, oder, wenn es geschehen ist, von welcher Beschaffenheit die That sei, oder auch welchen Namen sie trage, oder, was einige hinzufügen, ob sie als pflichtgemäß erscheine? Ferner lehrt man, daß auch Streitigkeiten entstehen über die Auslegung von Schriftstellen, in denen sich entweder eine Zweideutigkeit findet, oder ein Widerspruch, oder ein Widerstreit des Wortlautes mit dem Sinne; für alle diese Fälle seien aber besondere Beweisgründe erforderlich. Alle Verhandlungen aber, welche sich nicht mit einer allgemeinen Untersuchung beschäftigen, gehören teils den Gerichten, teils den öffentlichen Beratungen an; endlich gebe es noch eine dritte Gattung, welche sich mit Lob oder Tadel der Menschen beschäftige. Ferner gebe es gewisse Beweisquellen, deren man sich vor Gericht bediene, wo es auf Recht und Billigkeit ankomme; andere für die öffentlichen Beratungen, die sich ganz auf den Vorteil derjenigen beziehen, denen der Rat erteilt werde; andere endlich in den Lobreden, wobei alles auf den Wert der Personen abzwecke. Weiter bewege sich alle Kunst und Geschicklichkeit des Redners in fünf Punkten. Zuerst nämlich müsse er den Stoff zu seiner Rede erfinden, dann das Erfundene nicht allein äußerlich an einander reihen, sondern auch einigermaßen nach dem inneren Gewichte und mit Urteil verteilen und anordnen, dann den Entwurf einkleiden und ausschmücken, hierauf alles mit dem Gedächtnisse zusammenhalten, endlich mit Würde und Anmut vortragen. Auch das hatte ich vernommen und gelernt, wie man vor dem Übergange zum Gegenstande selber am Anfange der Rede die Gemüter der Zuhörer sich geneigt machen müsse; hierauf müsse man die Sache selbst vortragen, hernach den Streitpunkt selbst festsetzen, dann die Behauptung durch Beweise bekräftigen, nachher die dagegen erhobenen Einwürfe widerlegen, am Schlusse der Rede aber das, was zu unseren Gunsten ist, ausführlich und mit höherem Nachdruck vortragen und, was der Gegner spricht, entkräften und schwächen.

32. Auch hatte ich gehört, was über den Schmuck der Rede selbst gelehrt wird, zuerst, daß man rein und echt lateinisch rede und dann klar und deutlich, dann mit Geschmack, dann der Würde der Sache an-

gemessen und mit Anstand, und über alle diese Punkte hatte ich noch im einzelnen besondere Regeln kennen gelernt. Selbst was doch vorzugsweise Naturgabe ist, wurde mit in das Gebiet der Kunst hinübergezogen. So gab man mir über Vortrag und Gedächtnis einige kurze, aber große praktische Übung voraussetzende Regeln zu kosten. — Auf diese Gegenstände ungefähr erstreckt sich die ganze Unterweisung jener Redekünstler. Wollte ich ihr allen Nutzen absprechen, so würde ich lügen; denn es liegen darin manche treffliche Winke, um den Redner aufmerksam zu machen, worauf er jedes Einzelne beziehen und was er vor Augen haben soll, um sich von dem vorgesteckten Ziele weniger zu entfernen. Aber dennoch bin ich überzeugt, daß alle Regeln nie die Kraft haben, durch ihre Befolgung ausgezeichnete Redner zu bilden, sondern immer nur gewisse geordnete Beobachtungen dessen enthalten, was beredte Männer schon von selbst zu thun pflegen, daß also nicht die Beredsamkeit aus der Redekunst, sondern die Redekunst aus der Beredsamkeit entstanden ist; jedoch, wie gesagt, ich will sie nicht verwerfen; denn wenn sie auch zum guten Vortrag minder notwendig ist, so hat doch ihre Kenntnis Wert für die höhere Bildung. Auch mancherlei Übungen müßt ihr anstellen: doch nicht ihr, die ihr schon lange auf dieser Laufbahn begriffen seid, sondern die, welche die Laufbahn erst betreten, und welche das, was auf dem Forum gleichsam wie im Gefecht auszuüben ist, schon im voraus wie durch spielende Übungen erlernen und einüben." „Gerade diese Übungen", sagte Sulpicius, „möchten wir lernen, aber auch das, was du ganz kurz über die Regeln der Kunst geäußert hast, möchten wir genauer kennen lernen, obgleich es auch uns nicht ganz neu ist. Doch davon später; jetzt bitten wir um deine Ansicht über jene Vorübungen zur Beredsamkeit."

33. „Was mich betrifft", sagte Crassus, „so billige ich das, was ihr zu thun pflegt, daß ihr über irgend einen ausgewählten Gegenstand, welcher den Verhandlungen auf dem Forum ähnlich ist, Reden haltet, ganz als beträfe es einen wirklichen Fall; aber die meisten üben hierbei nur die Stimme (und nicht einmal diese zweckmäßig) und die Brust, steigern die Schnelligkeit der Zunge und haben ihr Vergnügen an der Menge der Worte. Zu diesem Irrtume werden sie verleitet durch das, was sie gehört haben, daß man durch Reden sich die Fertigkeit des Redens aneigne. Aber eben so wahr ist auch der Ausspruch, daß man die Fertigkeit, ungeschickt zu reden, am leichtesten durch ungeschicktes Reden erlangt. Ist es also gleich bei solchen Übungen nicht ohne Nutzen, auch aus dem Stegreif öfters zu reden, so ist es doch nützlicher, sich Zeit zum Nachdenken zu nehmen, um mit desto mehr Fertigkeit und Genauigkeit zu reden. Die Hauptsache aber ist, recht viel schreiben; und doch, wenn ich die Wahrheit sagen soll, vernachlässigen wir dieses am meisten, denn es fordert große Anstrengung, welche wir gewöhnlich fliehen. Das Schreiben ist das beste und trefflichste Lehr- und Bildungsmittel des Redens, und nicht mit Unrecht. Denn wenn eine aus dem Stegreif gehaltene und von dem Zufall eingegebene Rede von einer mit Überlegung und Nachdenken ausgefertigten leicht übertroffen wird, so steht doch gewiß noch höher, was mit beharrlicher Sorgfalt schriftlich verfaßt wird. Denn alle

Beweisgründe, welche entweder die Rhetorik oder die natürliche Geisteskraft und Einsicht darbietet, und die nur in irgend einer Beziehung zu der Sache selbst stehen, bieten sich uns beim Schreiben dar und fallen uns ein, wenn wir nachforschen und die ganze Schärfe unseres Geistes darauf richten; ferner alle Gedanken und Worte, welche für jeden Gegenstand am meisten schlagend sind, müssen notwendig der Spitze des Griffels am besten entfließen; endlich wird auch die Stellung und Bildung der Worte selbst vollendet beim Schreiben durch Wohlklang und Ebenmaß, nicht wie dies dem Dichter, sondern dem Redner eigen ist. Gerade dieses bewirkt den lauten Beifall und die Bewunderung großer Redner, und diese Vorzüge wird sich niemand aneignen, wenn er nicht viel und oft geschrieben hat, sollte er auch mit noch so großem Ungestüm sich in den Vorträgen aus dem Stegreif geübt haben: wer hingegen von der Übung im Schreiben zum Reden übergeht, der hat den Vorzug, daß, auch wo er aus dem Stegreif redet, doch was er sagt, dem Schriftlichen ähnlich scheint; und selbst, wenn er einmal bei einem Vortrage ein Manuskript zugrunde legt und von ihm abzuweichen genötigt ist, so wird doch die übrige Rede dem schriftlich Abgefaßten ähnlich ausfallen. So wie ein im raschen Laufe befindliches Fahrzeug, wenn die Ruderer inne halten, doch von selbst Bewegung und Lauf fortsetzt, auch nachdem das Fortschieben und der Ruderschlag nachgelassen hat: so wird in dem Flusse der Rede, wenn das Geschriebene fehlt, doch die übrige Rede gleichen Lauf halten, durch die Nachwirkung des Geschriebenen und den Anklang an dasselbe in Bewegung gesetzt.

34. Bei meinen täglichen Übungen aber pflegte ich in meinen jüngeren Jahren vorzüglich das Verfahren anzuwenden, dessen sich, wie ich wußte, mein Widersacher C. Carbo bediente. Ich wählte mir nämlich aus den Dichtern vorzüglich ausdrucksvolle Stellen, oder ich las eine Rede so weit, als ich sie im Gedächtnisse behalten konnte, und trug dann die Sache selbst, die ich gelesen hatte, mit andern möglichst gewählten Worten vor. Aber später bemerkte ich hierbei den Übelstand, daß die Ausdrücke, welche für den betreffenden Gegenstand die geeignetsten, schönsten und besten waren, bereits Ennius vorweg genommen hatte, wenn ich nach seinen Versen mich übte, oder Gracchus, wenn ich gerade eine seiner Reden zum Vorbilde genommen hatte, und daß folglich, wenn ich dieselben Worte gebrauchte, die Übung nichts nützte, wenn andere, sogar schadete, weil ich mich dann gewöhnte, weniger passende zu gebrauchen. Nachher hielt ich es für angemessen und führte es aus, in meinen jüngeren Jahren die Reden der größten griechischen Redner zu übersetzen. Bei dem Lesen derselben hatte ich den Vorteil, daß, indem ich das in griechischer Sprache Gelesene lateinisch wiedergab, ich nicht allein die besten und doch üblichsten Ausdrücke gebrauchen, sondern auch manche durch Nachbildungen wiedergeben konnte, wenn sie nur bei der Neuheit für uns passend waren. Was aber Stimme und Atem und des ganzen Körpers und der Zunge Übung und Bewegung betrifft, so bedürfen diese Dinge nicht sowohl der Regeln als der Anstrengung, und man muß sorgfältig beachten, wen man nachahmt und wem man ähnlich zu werden wünscht. Wir müssen nämlich nicht bloß auf Redner, sondern auch auf

Schauspieler achten, um nicht durch schlechte Gewohnheit irgend etwas Häßliches und Entstellendes nachzuahmen. Auch das Gedächtnis muß man üben durch wörtliches Auswendiglernen vieler eigener und fremder Aufsätze. Auch mißfällt es mir gar nicht bei dieser Übung, falls man sich daran gewöhnt hat, die Gedanken an gewisse Orte und Bilder anzuknüpfen, worüber in der Gedächtniskunst Vorschriften ertheilt werden. Endlich muß der Vortrag aus der häuslichen und im Studierzimmer getriebenen Übung sich hinauswagen mitten in die Heeresmasse, den Staub und das Geschrei, das Feldlager und das Schlachtfeld des Marktes; es muß sich an die Öffentlichkeit wagen, alle Geisteskräfte müssen in den Kampf geführt werden, und die verschlossene Thätigkeit muß an das Licht der Wirklichkeit hervortreten. Man muß auch Dichter lesen, Geschichte studieren und Schriftsteller und Lehrer in allen edleren Künsten bald lesen, bald durchblättern, bald zur Übung erklären, loben, verbessern, tadeln, widerlegen. Man muß über allerlei Gegenstände für und wider reden, und wo irgend etwas des Beifalls Wertes sich findet, es hervorziehen und vortragen. Erlernen muß man das bürgerliche Recht, muß die Gesetze studieren, Kunde des Altertums sich erwerben, mit der Geschäftsordnung des Senats, der Staatsverfassung, den Rechten der Bundesgenossen, den Bündnissen, Verträgen und den Interessen des Reiches sich bekannt machen; endlich muß aus allen Zweigen der feineren Bildung die Blüte eines gefälligen Witzes entnommen werden, mit welchem wie mit Salz die ganze Rede gewürzt sei."

Die übrigen Ausführungen des ersten Gespräches übergehen wir hier und führen aus dem zweiten Gespräche (2. Buch), in dem hauptsächlich Antonius das Wort führt, nur das an, was da vom Gedächtnis gesagt wird (2. Buch, Kap. 86):

„Ich bin nicht", sagte Antonius, „ein so großer Geist, wie Themistokles war, daß ich mir lieber die Kunst des Vergessens als die des Gedächtnisses wünschen sollte, und ich weiß es dem Simonides von Keos [1]) Dank, daß er, wie man sagt, zuerst die Gedächtniskunst erfunden habe. Man erzählt sich darüber. Simonides speiste einst zu Kranon in Thessalien bei Skopas, einem begüterten und vornehmen Manne. Als er nun ein zur Ehre desselben verfertigtes Gedicht gesungen hatte, in welchem der Ausschmückung wegen nach Art der Dichter vieles zum Lobe des Kastor und Pollux vorkam, sagte der schmutzige Skopas zu Simonides, er wolle ihm die Hälfte der versprochenen Summe für das Gedicht zahlen, die andere Hälfte möchte er, wenn es ihm beliebe, von seinen Tyndariden [2]) fordern, die er nicht weniger als ihn selbst gelobt hätte. Kurz nachher, erzählt man, wurde dem Simonides gemeldet, er möchte hinauskommen, es ständen zwei junge Männer vor der Thür, welche ihn eifrig herausriefen. Er stand auf, ging hinaus, sah aber niemand. Unterdessen stürzte das Zimmer ein, in welchem Skopas speiste, und durch diesen Einsturz wurde er mit den Seinen erschlagen. Da nun die Verwandten ihre Toten begraben wollten, aber niemand imstande war, die Zermalmten auf irgend eine Weise zu unterscheiden, so soll Simonides, weil er sich

[1]) Ein lyrischer Dichter um 556 v. Chr.

[2]) Kastor und Pollux waren die Söhne des Tyndareus und der Leda.

erinnerte, an welchem Platze jeder sich gelagert hatte, nachgewiesen haben, von wem jeder einzelne bestattet werden müßte. Hierdurch aufmerksam gemacht, soll er damals die Entdeckung gemacht haben, daß die Ordnung die beste Leuchte des Gedächtnisses sei. Es müßten also diejenigen, welche diese Geisteskraft üben wollten, gewisse Felder auswählen und das, was sie im Gedächtnis zu behalten wünschten, in Bilder einkleiden und in jene Felder eintragen, so würde die Ordnung der Felder dazu dienen, die Ordnung der Gegenstände zu erhalten; die Gegenstände selbst würden durch Bilder bezeichnet, und so könnte man die Felder wie Wachstafeln und die Bilder wie Buchstaben gebrauchen.

87. Was aber die Vorteile und den Nutzen betrifft, welchen das Gedächtnis dem Redner gewährt, so brauche ich nicht erst zu schildern, wie wichtig es für ihn ist, zu behalten, was ihm zur Belehrung über eine Sache mitgeteilt ist und was er selbst ausgedacht hat, daß alle Gedanken fest haften in seiner Seele, daß die ganze Ordnung der Wortfolge ihm zu Gebote stehe; wie wichtig es für ihn ist, den, welcher ihn belehrt, oder den, welchem er antworten soll, so zu hören, daß das Vernommene nicht bloß in die Ohren zu dringen, sondern auch dem Geiste sich einzuprägen scheint. Nur wer ein tüchtiges Gedächtnis besitzt, weiß immer, was und wie viel und wie er zu reden hat, was er zur Antwort gegeben hat, und was noch übrig ist, nur er weiß sich an vieles zu erinnern, was er bei anderen Gelegenheiten einmal gesagt oder von anderen gehört hat. Freilich muß ich gestehen, daß diese Vorzüge, wie alle übrigen, von denen ich vorhin redete, hauptsächlich Naturgaben sind; aber die ganze Wissenschaft der Beredsamkeit wie jede Anweisung, die einer solchen Wissenschaft ähnlich ist, vermag ja nicht irgend ein geschlossenes und unsern Geistesanlagen fremd gegenüberstehendes Ganze zu erzeugen und hervorzubringen, sondern nur die uns angeborenen und anerschaffenen Kräfte zu entwickeln und zu stärken. Doch hat aber nicht leicht jemand ein so starkes Gedächtnis, daß er im Stande wäre, ohne vorhergehende Anordnung und Bezeichnung des zu entwickelnden Stoffes eine bestimmte Aufeinanderfolge von Worten und Gedanken festzuhalten; eben so wenig aber auch ein so schwaches Gedächtnis, daß nicht Gewohnheit und Übung ihm zu statten kommen sollten. Sehr richtig hat schon Simonides, oder wer sonst der Erfinder dieser Kunst gewesen ist, die Bemerkung gemacht, daß vorzüglich diejenigen Gegenstände auf den menschlichen Geist Eindruck machen, die ihm durch die Sinne zugeführt oder eingeprägt werden, und daß unter allen Sinnen der des Gesichts der schärfste ist; weshalb denn die mit dem Ohr oder der Denkkraft erfaßten Vorstellungen sich am leichtesten behandeln lassen, wenn sie zugleich mit Beihülfe der Augen dem Geiste zugeführt werden. Selbst unsichtbare und der Wahrnehmung durch die Augen gänzlich entrückte Gegenstände lassen sich durch gewisse Umrisse, Bilder und Figuren so bezeichnen, daß wir sogar Gegenstände, die für unser Denken kaum erreichbar sind, durch eine Art Anschauung festhalten. Durch diese Gestalten und Körper aber wie durch alles, was in die Augen fällt, wird das Gedächtnis erweckt und angeregt, nur sind gewisse Schemen im Raume dazu notwendig; denn ein Körper ohne Raum ist undenkbar. Jedoch um nicht in einer bekannten und welt-

kundigen Sache weitschweifig und langweilig zu werden, so möge die Bemerkung genügen: jene Felder (Schemen) müssen zahlreich, in die Augen fallend, leicht zu übersehen und durch mäßige Zwischenräume getrennt sein, die Bilder aber lebhaft, stark, hervorstechend, um das Auge auf sich zu ziehen und einen schnellen Eindruck auf die Seele zu machen. Die Geläufigkeit ihres Gebrauchs wird teils durch Übung bewirkt, welche zur Gewohnheit wird, teils dadurch, daß man ähnliche Wörter durch Umwandlung und Beugung der Endsilben bildet, oder ihre Bedeutung von dem Teile auf das Ganze überträgt, oder an das Bild eines einzigen Wortes den ganzen Gedanken anknüpft, wie ein großer Maler verfährt, welcher durch Mannigfaltigkeit der Bilder bestimmte Punkte hervorhebt.

88. Das Wortgedächtnis ist weniger notwendig und erfordert eine größere Mannigfaltigkeit der Bilder. Es giebt nämlich viele Wörter, welche gleichsam wie Gelenke die Glieder der Rede verbinden, und welche sich durch bildliche Bezeichnungen nicht ausdrücken lassen; für diese müssen willkürliche Bilder erfunden werden, um immer gebraucht zu werden. Das Sachgedächtnis gehört recht eigentlich dem Redner an; wir können ihm durch gut angebrachte Bilder zu Hülfe kommen, indem wir die Gedanken an die Bilder, die Ordnung des Vortrags an die Felder derselben anknüpfen. Es ist auch nicht wahr, was von trägen Menschen gesagt wird, das Gedächtnis würde durch die Menge der Bilder belästigt und hierdurch auch das verdunkelt, was man schon von Natur würde behalten haben. Ich selbst habe ausgezeichnete Männer gesehen von unvergleichlicher Stärke des Gedächtnisses, in Athen den Charmadas, in Asien den Skepsius Metrodorus, der noch heute leben soll, die mir beide sagten, daß sie wie mit Buchstaben auf Wachs mit Bildern auf den selbstgewählten Feldern alles niederschreiben könnten, was sie zu behalten wünschten. Diese Übung kann nun zwar das Gedächtnis, wo es die Natur versagt hat, nicht erzwingen, vermag es aber, wo es schlummert, zu wecken."

Aus dem dritten Gespräche (3. Buch), welches vorzugsweise den Schmuck der Rede behandelt, führen wir nur an, was Crassus über den Ausdruck sagt (Kap. 10):

„Welche Einkleidung der Sachen (in Worte) könnte besser sein, als wenn wir echt lateinisch, deutlich, schön und dem vorgetragenen Gegenstande angemessen und entsprechend reden (ut latine, ut plane, ut ornate, ut ad id, quodcumque agetur, apte congruenterque dicamus)? Was die beiden zuerst genannten Eigenschaften betrifft, die Reinheit und Deutlichkeit des Ausdrucks, so wird man wohl keine Anweisung dazu von mir erwarten. Niemand versucht, den reden zu lehren, der nicht sprechen kann; niemand hofft Schönheit des Ausdrucks, wo es an echter Latinität fehlt, und wen wir nicht verstehen, den können wir noch weit weniger bewundern. Übergehen wir also diese Eigenschaften, welche leicht zu begreifen und unentbehrlich für die Anwendung sind. Die eine wird schon dem Knaben beim ersten Sprachunterrichte gelehrt, die andere dazu angewendet, damit man verstehe, was jemand sagt; und wie nötig dieses auch ist, so ist es doch das Geringste, was man fordern kann. Die geschmackvolle Wahl des Ausdrucks wird zwar schon durch die Sprachstudien ausgebildet, aber Umfang und Vollendung gewinnt sie nur durch

das Lesen der Redner und Dichter. Die Alten, welche noch keinen Schmuck der Rede kannten, haben doch fast alle richtig gesprochen, und wer sich an ihren Ausdruck gewöhnt, kann, wenn er auch wollte, nicht anders als echt lateinisch reden. Doch gebrauche man keine Wörter, die unserm Gebrauche fremd geworden sind, außer etwa sparsam zum Schmuck, wie ich zeigen werde, auch die üblichen nur mit Auswahl, wenn man alter Schriften kundig und viel darin bewandert ist.

11. Um echt lateinisch zu reden, hat man nicht bloß darauf zu sehen, daß man solche Wörter gebrauche, die niemand mit Recht tadeln kann, und dabei Endungen, Zeiten, Geschlecht und Zahl beachte, um Zerwürfnis, Widerspruch und Verkehrtheit zu vermeiden, sondern auch Zunge, Hauch und Ton erfordern ein eigenes Maß. Ich verlange, daß die Laute weder zum Ekel herausgepreßt, noch aus Nachlässigkeit verschluckt, daß die Worte weder zirpend und hinsterbend, noch aufgeblasen und gleichsam ausgeschnaubt hervortönen. Ich rede hier von der Stimme noch nicht als Bestandteil der Aktion, sondern nur sofern sie mit der Rede in Verbindung steht. Dabei giebt es gewisse Fehler, die jeder zu vermeiden wünscht, wie eine weiche und weibliche oder gleichsam durch die Fistel kreischende und abgeschmackte Stimme. Dagegen giebt es auch einen Fehler, den manche mit Fleiß suchen. Eine grobe und bäurische Stimme ist manchem angenehm, damit seine Sprache, wenn sie so klingt, desto mehr Altertümliches zu haben scheine, wie dein Freund L. Cotta, mein Catulus, recht seine Freude an der Schwere der Sprache und grobem Tone der Stimme zu haben scheint und seinen Worten altertümliche Kraft zu geben glaubt, wenn sie recht bäurisch herauskommen. Mir hingegen gefällt dein Ton und jene Lieblichkeit, welche nicht sowohl in den Worten liegt (denn wenn auch diese das Wichtigste ist, so erwerben wir sie doch schon durch eine kunstgerechte Sprachlehre und vervollkommnen sie durch Übung im Lesen und Sprechen), als vielmehr in der Mundart, die bei den Griechen, den Attikern, im Lateinischen der Stadt Rom vorzugsweise eigen sind. In Athen ist längst die Kultur der Athenienser selbst erstorben und nur noch ein Wohnsitz in dieser Stadt für die Studien übrig, deren die Bürger derselben entbehren, die Fremden genießen wie bezaubert von dem Namen und Ansehen der Stadt; dennoch wird die gelehrtesten Asiaten jeder ungelehrte Athenienser nicht in Worten, wohl aber im Ton der Aussprache, nicht in der Güte, wohl aber in Lieblichkeit der Sprache bei weitem übertreffen. Unsere Stadtbürger sind minder fleißig und gelehrt als der Latiner. Dennoch ist, wie du sie kennst, von aller Gelehrsamkeit entblößt, niemand unter ihnen, der den gelehrtesten aller Togaten, den Q. Valerius Soranus, an Sanftheit des Tones und selbst an Rundung und Wohllaut der Aussprache nicht weit übertreffen sollte.

12. Da es also eine gewisse, dem Römer und der Stadt eigentümliche Aussprache giebt, welche nichts Anstößiges, nichts Mißfälliges, nichts Tadelnswerthes, nichts fremdartig und anrührig Klingendes enthält, so wollen wir dieser Aussprache folgen und nicht bloß tölpische Rauheit, sondern auch das Ungewöhnliche und Fremdartige meiden lernen. Wenn ich meine Schwiegermutter Lälia höre (wie denn überhaupt die Frauen

die altertümliche Lauterkeit leichter bewahren, weil sie, ohne viel mit anderen Männern zu reden, alles so behalten, wie sie es zuerst gelernt haben), so glaube ich den Plautus oder den Nävius zu hören: selbst der Ton ihrer Stimme ist so richtig und einfach, daß man keine Prunksucht oder Nachahmung daran bemerkt, woraus ich schließe, daß ihr Vater und ihre Vorfahren ebenso gesprochen haben, nicht barsch wie der oben genannte, nicht plump, nicht bäurisch, nicht mauläffisch, sondern bestimmt, gleichmäßig und sanft. Unser Cotta also, dessen Breite du, Sulpicius, zuweilen nachahmst, indem du den Buchstaben S wegläßest und das C desto voller aussprichst, scheint nicht die alten Redner, sondern die Schnitter nachzuahmen. —

13. Übergehen wir also die Regeln für die Reinheit und Richtigkeit der Latinität, welche schon den Knaben in der Schule eingeprägt, durch gründliches Sprachstudium oder durch tägliche und häusliche Übung im Sprechen vervollkommnet und durch das Lesen der alten Redner und Dichter befestigt werden. Auch wollen wir uns nicht lange dabei aufhalten zu zeigen, durch welche Mittel wir uns verständlich ausdrücken können. Offenbar sind diese keine andere als echte Latinität, übliche und genau bezeichnende Worte für das, was wir andeuten und erklären wollen, ohne Zweideutigkeiten im Ausdruck, ohne allzulang ausgesponnene Perioden, ohne gedehnte Gleichnisse, ohne Zerrissenheit der Gedanken, ohne Verkehrung der Zeiten, ohne Verwechselung der Personen, ohne Zerrüttung der Ordnung. Kurz, die ganze Sache ist so leicht, daß ich mich oft sehr wundere, wenn der Anwalt in seinem Vortrage schwerer zu verstehen ist als derjenige selbst, der den Anwalt gebraucht, es in seiner eigenen Sache sein würde. Denn diejenigen, welche uns ihre Streitsachen übertragen, belehren uns meist so darüber, daß man Klarheit in ihren Mitteilungen nicht vermißt. Hat aber denselben Gegenstand Fufius oder euer Altersgenosse Pomponius vorzutragen, so muß ich sehr genau aufmerken, wenn ich verstehen will, was sie sagen: so verworren ist ihr Vortrag und ein solcher Mischmasch, daß man nicht weiß, was das erste, was das zweite sein soll und so groß ist die Ungewöhnlichkeit und das Chaos ihrer Worte, daß die Rede, welche den Gegenstand ins Licht stellen sollte, ihn mit Dunkelheit und Finsternis umhüllt, und daß ihr Geschnatter gewissermaßen sich selbst zu übertäuben scheint.

14. Niemals ist ein Redner darum bewundert worden, weil er lateinisch sprach; kann er das nicht, so wird er ausgezischt und kaum für einen Menschen, geschweige für einen Redner gehalten. Noch niemand hat den gepriesen, der so redete, daß die Anwesenden ihn verstehen konnten, sondern den verachtet, der das nicht konnte. Wer also erschüttert die Menschen? Wer fesselt die staunenden Blicke? Wem tönt lauter Beifall? Wer ist, so zu sagen, der Gott unter den Menschen? Wer deutlich, wer zusammenhängend, wer mit reicher Fülle und strahlender Pracht der Sachen und der Worte redet, und dabei fast in dichterischen Rhythmen sich bewegt; das ist's, was ich schön nenne. Wer zugleich sich so weit mäßigt, als es die Würde der Sachen und Personen verlangt, von dem sage ich, daß er das Lob eines passenden und angemessenen Vortrags verdiene. Redner der Art sind es, wie sie Antonius noch nicht gesehen

zu haben versicherte, und denen allein er den Namen eines Redners zugesteht. Darum rathe ich euch, verlacht und verachtet alle, welche durch die Regeln der heutigen sogenannten Rhetoren das Ideal eines Redners erreicht zu haben meinen und noch nicht einmal begreifen konnten, welche Rolle sie spielen, oder welcher Kunst sie sich berühmen. Wahrlich, der Redner muß alle Beziehungen und Interessen des menschlichen Lebens, in denen er sich bewegt, und die er als Stoffe seiner Kunst bearbeitet, ohne Ausnahme erforscht, gehört, gelesen, besprochen, behandelt und betrieben haben; denn die Beredsamkeit ist eine von den höchsten Tugenden. Obwohl alle Tugenden einander ähnlich und gleich sind, so ist doch im äußern die eine mehr als die andere schön und glänzend, wie zum Beispiel eben diese Kunst, welche auf Sachkenntnis gegründet, die Gesinnungen und Ratschläge des Geistes also in Worten darstellt, daß sie auf die Zuhörer jeden beliebigen Eindruck macht, eine Kraft, die je größer sie ist, um so mehr mit Rechtschaffenheit und Klugheit verbunden sein muß; denn wollten wir denen, die dieser Tugenden entbehren, die Wortfülle des Redners verleihen, so würden wir keine Redner aus ihnen machen, sondern Rasenden ein Schwert in die Hand geben."

c. Ciceros drei Bücher über die Pflichten (de officiis).

Cicero schrieb dies Werk für seinen Sohn Marcus, der in Athen unter Anleitung des Philosophen Cratippus studierte (44 v. Chr.), um ihm im Anschlusse an das Werk des berühmten Stoikers Panätius Anweisung zum pflichtmäßigen Handeln zu geben. Er sagt darüber gleich in der Einleitung (1. Buch, Kap. 2):

„Da ich mir vorgenommen habe, etwas im Augenblicke, vieles in der Folge für dich zu schreiben, so wollte ich vorzugsweise mit einem Gegenstande beginnen, welcher für deine Jugend sowohl, als für mein väterliches Ansehen der passendste ist. Nun hat zwar die Philosophie eine Menge wichtiger und nützlicher Materien so gründlich als ausführlich abgehandelt, allein das, was sie über die Pflichten des Menschen gelehrt und geboten hat, findet doch wol die weiteste Anwendung. Denn es giebt kein Lebensverhältnis weder in öffentlichen noch in privaten, weder in bürgerlichen noch in häuslichen Angelegenheiten, weder wenn man für sich allein etwas treibt, noch wenn man mit andern zu thun hat, worin nicht Pflichten zu beobachten wären," und auf ihrer Erfüllung beruht die ganze Ehre des Lebens, in ihrer Vernachlässigung die Schande (in eoque [officio] colendo sita est vitae honestas omnis, et in negligendo turpitudo)."

Alle Philosophen haben sich daher mit der Pflichtenlehre befaßt, sie haben aber die Pflicht verschieden aufgefaßt. Cicero will sie daher bestimmen mit Rücksicht auf das Sittlichgute sowohl an sich, als auch insofern, welche unter zwei sittlich guten Handlungen die bessere sei, dann mit Rücksicht auf das Nützliche sowohl an sich, als auch welche unter zwei nützlichen Handlungen die nützlichere sei, und endlich will er Entscheidung treffen für die Fälle, wo das Sittlichgute und das Nützliche einander zu widersprechen scheinen. Das Tier wird durch sinnliche Eindrücke bestimmt, allein der Mensch ist sittlich, und zwar zeigt sich das Sittliche bei ihm gemäß der Eigentümlichkeiten der menschlichen Natur nach den vier Hauptvorzügen

derselben. „Es liegt nämlich entweder in der Fähigkeit und Fertigkeit, die Wahrheit zu erkennen, oder in dem Bestreben, das Seinige zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft beizutragen, jedem zu geben, was ihm gebührt, und Treue und Glauben im Verkehr mit andern zu beobachten; oder es liegt in der Erhabenheit, Größe und unbesieglichen Stärke des Geistes, oder in dem Sinne für Maß und Ordnung bei allem, was man thut und spricht." Er erhält so die vier Tugenden 1) der Weisheit (sapientia) mit der Klugheit (prudentia), 2) der Gerechtigkeit (justitia) mit der Wohlthätigkeit (benignitas), 3) der Tapferkeit (fortitudo), 4) der Mäßigung (temperantia) mit der Ordnung (ordo), der Beharrlichkeit (perseverantia), Bescheidenheit (modestia) und Ehrbarkeit (honestas).

6. „Von den vier Teilen, in welche wir das Wesen und den Gehalt des Sittlichguten zerlegt haben, ist echt menschliche Eigenschaft derjenige, welcher in der Erkenntnis der Wahrheit besteht. Denn es zieht und treibt uns alle, nach Kenntnis und Wissenschaft zu streben, und ausgezeichnetes Wissen gilt für etwas Schönes; Übereilung dagegen, Irrtum, Unwissenheit, Täuschung achten wir für Unglück und Schande. Bei dieser Art des Sittlichguten, die der höheren Natur des Menschen so sehr entspricht, sind zwei Fehler zu vermeiden; der erste, was man nicht zu verstehen glaube, was man nicht versteht, und sich unbesonnen dafür erkläre. Wer diesen Fehler vermeiden will — und es ist die Pflicht aller, dies zu wollen — der wird Zeit und Sorgfalt darauf verwenden, die Dinge zu betrachten. Der zweite Fehler besteht darin, daß man bisweilen zu viel Fleiß und Mühe auf dunkele und schwierige und nicht nötige Dinge verwendet. Mit Recht wird man gelobt, wenn man diese Fehler vermeidet und Fleiß und Mühe auf edle und wissenswerte Dinge verwendet. So soll sich C. Sulpicius auf die Astronomie gelegt haben, in der Geometrie arbeitete, wie wir selbst wissen, Sextus Pompejus, viele in der Dialektik, mehrere im bürgerlichen Rechte. Alle diese Wissenschaften haben die Erforschung der Wahrheit zum Gegenstande, aber sich durch deren Studium vom Handeln abhalten zu lassen, ist pflichtwidrig[1]; denn das Verdienst der Tugend besteht durchaus im eigentlichen Handeln. Jedoch leidet dies manche Unterbrechung und gestattet uns öftere Rückkehr zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Schon die Thätigkeit des Geistes, der nie rasten kann, wird, ohne daß wir uns bemühen, das Nachdenken in uns rege erhalten. Alles Nachdenken aber und Forschen soll entweder mit den Grundsätzen über ehrenwerte Gegenstände, welche auf ein tugendhaftes und glückliches Leben Bezug haben, oder mit Erweiterung des Wissens und der Kenntnisse sich beschäftigen."

Von den übrigen drei Tugenden erscheint ihm am wichtigsten die Gerechtigkeit, weil durch sie die Gesellschaft der Menschen unter einander begründet ist. Sie hat zuerst die Aufgabe, niemand Schaden zuzufügen, sondern das gemeinsame Gut zu gemeinsamem Nutzen zu verwenden und nur das Eigentum zu besonderem Gebrauche zu benutzen. Ihre Grundlage ist die Treue. Eine zweite gesellige Pflicht

[1]) Ganz im römischen Sinne, dem der praktische Mann über alles ging. Siehe oben S. 2.

ist die Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, welche auch der Natur so angemessen ist. Man hat dabei aber die verschiedenen Verbindungen der Menschen zu beachten, damit uns auch Mittel bleiben, gegen die Unsern wohlthätig zu sein.

17. „Es giebt nämlich mehrere Stufen der gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen. Auf jene unendlich weite der gesammten Menschheit folgt die bereits engere derjenigen, welche demselben Volke, derselben Nation angehören und also dieselbe Sprache reden; denn die Sprache ist das Hauptband unter den Menschen. Noch näher stehen uns die Bürger derselben Stadt; denn vieles haben Bürger gemeinschaftlich, Markt, Tempel, Hallen, Wege, Gesetze, Rechte, Gerichte, Volksversammlungen, außerdem Bekanntschaften und Freundschaften, viele mit einander Geschäfte und Verhältnisse. Noch enger aber ist die Verbindung unter Verwandten; denn von jener weiten Gesellschaft des Menschengeschlechts schließt sie sich in einen engen und kleinen Kreis. Da nämlich alles, was lebt, den Trieb zur Fortpflanzung hat, so besteht die erste gesellschaftliche Verbindung in der Ehe, die folgende in den Kindern, daraus wird eine Familie, die alles unter sich gemeinsam hat. Dies ist der Anfang der Stadt und gleichsam die Pflanzschule der Staaten. Es folgt die Verbindung unter Geschwistern, weiter dann unter Geschwisterkindern und deren Nachkommen. Da diese ein Haus bereits nicht mehr fassen kann, so wandern sie in andere Häuser wie in Colonien aus. Endlich folgen die Verwandtschaften durch Ehebündnisse und die daraus entstehenden neuen Verwandtschaften, so daß die Familien immer ausgedehnter werden und durch die stets heranwachsenden neuen Geschlechter die Staaten entstehen. Durch die Blutsverwandtschaft nun entsteht unter den Menschen gegenseitige Liebe und Zuneigung. Denn es ist etwas Großes, dieselben Denkmale der Vorfahren, dieselben Familienheiligtümer, gemeinschaftliche Begräbnisse zu haben. Aber trotzdem giebt es keine Verbindung, die edler und dauernder wäre, als die Freundschaft, welche rechtschaffene, an Charakter ähnliche Männer mit einander vereinigt. Denn jenes Sittlichgute, welches wir so oft erwähnt haben, spricht uns an, auch wenn wir es an andern bemerken, und macht uns zu Freunden derer, bei welchen wir es antreffen. Und obschon jede Tugend etwas hat, welches uns anzieht und ihr geneigt macht, so besitzen doch vorzüglich die Gerechtigkeit und die Wohlthätigkeit diese Eigenschaft. Nichts ist daher auch so sehr im stande, sich Liebe zu erwerben und zu erhalten, als die Ähnlichkeit des Charakters bei rechtschaffenen Männern. Diese haben dieselben Bestrebungen, dieselben Grundsätze; der eine liebt daher den andern wie sich selbst, und es entsteht so jenes von Pythagoras geforderte Verhältnis der Freundschaft, daß aus mehreren einer wird (ut unus fiat ex pluribus). Auch solche Verbindungen sind hoch zu schätzen, welche aus empfangenen und geleisteten Diensten entspringen. So lange diese Dienste gegenseitig und für keinen von beiden Teilen drückend sind, knüpfen sie die Leute eng und fest an einander. Übersehen wir aber alle Verbindungen dieser Art, so kann von allen keine uns wichtiger und teurer sein als diejenige, in welcher wir alle mit dem Staate stehen. Teuer sind uns die Eltern, teuer die Kinder, die Verwandten, die Freunde, allein das Vaterland vereinigt alles in sich, was wir alle teueres besitzen (Cari

sunt parentes, cari liberi, propinqui, familiares, sed omnes omnium caritates patria una complexa est). Welcher rechtschaffene Bürger möchte sich bedenken, für dasselbe sein Leben zu opfern, wenn er ihm dadurch nützen könnte? Um so abscheulicher ist die Unnatürlichkeit jener Menschen, welche unser Vaterland durch Frevel aller Art zerfleischt und es von Grund aus zu vernichten gesucht haben und noch suchen. Wenn wir aber vergleichen und berechnen wollen, welcher von diesen Verbindungen wir unsere Dienste hauptsächlich widmen müssen, so müssen Vaterland und Eltern, denen wir durch die außerordentlichsten Wohlthaten verpflichtet sind, allen übrigen vorangehen. Unmittelbar nach ihnen kommen die Kinder mit der gesammten Familie, deren Blicke auf uns als ihre einzige Zuflucht gerichtet sind, dann die guten Verwandten, mit denen wir meist auch in derselben äußeren Lage sind. Folglich ist es unsere Pflicht, ihnen hauptsächlich alles das zu leisten, was zum Dasein und Fortkommen nötig ist. Gemeinsamer Umgang und Geselligkeit, Rat, Gespräch, Ermahnung, Trost, zuweilen auch Scheltworte werden am meisten geübt in den freundschaftlichen Verhältnissen, und das ist die genußreichste Freundschaft, welche die Ähnlichkeit der Sitten verbunden hat (estque ea jucundissima amicitia, quam similitudo morum conjugavit)."

Nachdem dann von der Tapferkeit und Großherzigkeit, zu deren Nutzen wir vor allem den Geist bilden, aber auch den Leib üben müssen, damit er der Überlegung und Vernunft seine Dienste leisten, Geschäfte führen und Beschwerden ertragen kann, gehandelt worden ist, fährt Kap. 27 fort:

„Wir kommen an den allein noch rückständigen Teil des Sittlichguten, in dem die Tugenden der Sittsamkeit (verecundia), Selbstbeherrschung (temperantia) und Mäßigung (modestia), welche eine Art äußerer Zier des Lebens sind, überhaupt Ruhe der Leidenschaften und Maß in den Dingen sich finden. Hierher gehört das, was griechisch πρέπον heißt, lateinisch aber decorum, das Anständige und Schickliche genannt werden kann. Dieses ist von der Art, daß es vom Sittlichguten nicht getrennt werden kann; denn was anständig ist, ist auch sittlichgut, und was sittlichgut ist, erscheint eben deshalb auch als anständig. Der Unterschied aber, der doch zwischen beiden stattfindet, ist der Art, daß man ihn leichter denken als mit Worten ausdrücken kann. Denn wo wir immer etwas Anständiges bemerken, überall erscheint es als unmittelbare Folge des Sittlichguten. Es ist daher nicht bloß in dem Teile desselben, von welchem wir jetzt sprechen, sondern auch in den drei bereits abgehandelten Teilen zu bemerken. Denn seine Vernunft gebrauchen und mit Verstand sprechen; was man thut, mit Überlegung thun, und in allem das, was das Wahre ist, sehen und verteidigen, steht wohl an; dagegen lassen Unwissenheit, Irrtum, Übereilung, Täuschung nicht minder übel als Wahnsinn oder Blödsinnigkeit. Wiederum sind alle Handlungen der Gerechtigkeit wohlanstehend, die der Ungerechtigkeit aber nicht nur unsittlich, sondern auch übelstehend. Ebenso verhält es sich mit der Tapferkeit. Was mit männlichem Sinn und mit Seelengröße vollbracht wird, ist des Mannes würdig und anständig, das Gegenteil davon streitet wie gegen die Sittlichkeit, so gegen den Anstand.

Mit der Sittlichkeit überhaupt also steht das, was ich das Anständige nenne, in Verbindung, und zwar in so genauer, daß es nicht als etwas Verborgenes bloß mit Mühe gesehen wird, sondern von selbst auffällt. Denn jede einzelne Tugend hat eine ihr eigentümliche Wohlanständigkeit, und diese kann man von ihr mehr nur in Gedanken, als in der Wirklichkeit absondern. Wie körperliche Wohlgestalt und Schönheit nicht als etwas für sich Bestehendes von der Gesundheit getrennt werden kann, so fließt dies Wohlanständige, wovon ich spreche, gänzlich mit der Tugend zusammen; aber in der Idee und beim Nachdenken kann es geschieden werden.

Dies Anständige nun zerfällt in zwei Teile; denn es gibt ein allgemein Anständiges, das sich im Gefolge des Sittlichguten überhaupt findet, und ein diesem Untergeordnetes, das auf einen einzelnen Zweig des Sittlichguten Bezug hat. Jenes erstere erklärt man so: anständig sei, was mit der Erhabenheit der menschlichen Natur, die den wesentlichen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere macht, übereinstimme. Von der diesem Allgemeinen untergeordneten Art aber giebt man die Erklärung: anständig sei, was insofern mit dieser unserer höheren Natur übereinstimme, als Mäßigung und Selbstbeherrschung nebst einem gewissen edlen und gefälligen Anstande dadurch bewirkt werde.

28. Die Natur hat unsern Charakter selbst voraus dadurch bestimmt, daß sie uns jene Vorzüglichkeit und Erhabenheit über alle anderen lebendigen Wesen mitteilte. Wenn daher der Dichter bei der so großen Verschiedenheit der Charaktere selbst das, was dem Fehlerhaften angemessen ist, berücksichtigen muß, so hat dagegen uns die Natur die Übereinstimmung im Betragen, die Mäßigung, die Selbstbeherrschung, die Sittsamkeit zur Aufgabe gemacht, während sie zugleich darauf hindeutet, daß wir in der Art unseres Betragens gegen andere durchaus nicht gleichgültig sein dürfen. Aus diesem allen wird sichtbar, daß nicht nur jenes Allgemeinwohlanständige, welches mit dem Sittlichguten überhaupt in Verbindung steht, sondern auch die untergeordnete Art desselben, welche bei einer einzelnen Art der Tugend zum Vorschein kommt, den weitesten Umfang habe. Denn wie ein schöner Körper durch seinen passenden Gliederbau unser Auge anspricht, und eben dadurch, daß seine Teile insgesamt zu einem gefälligen Ganzen übereinstimmen, angenehme Empfindungen in uns verursacht, so gewinnt sich das Anständige, das aus dem Betragen eines Menschen hervorleuchtet, durch seine Ordnung, seine Unveränderlichkeit, sein Maß in allen Reden und Handlungen den Beifall derer, mit welchen er in Verbindung lebt.

Wir müssen daher anderen Menschen mit einer gewissen Achtung begegnen und nicht nur den besseren unter ihnen, sondern den Menschen überhaupt. Unbekümmert sein, was andere von einem denken, zeugt nicht bloß von Übermut, sondern von vollständiger sittlicher Verwahrlosung. Zwar nimmt auch die Gerechtigkeit Rücksicht auf die Menschen, aber auf andere Art als diese Achtung vor ihnen. Sache der ersteren ist's, keinen zu verletzen; Sache der letzteren, auch nicht einmal mißfallen zu wollen, und gerade hierin offenbart sich hauptsächlich der Charakter des Wohl-

anständigen. Nach diesen Erörterungen sollte die Beschaffenheit der Sache, die wir mit diesem Ausdruck bezeichnen, nunmehr verständlich sein.

Die nächste Pflicht, welche daraus hervorgeht, ist die, uns an den Weg zu halten, welchen die Natur selbst uns vorzeichnet. Folgen wir dieser Führerin, so werden wir nie eine falsche Richtung nehmen, wir werden zu wirklicher, naturgemäßer Einsicht und Klugheit gelangen, den geselligen Verhältnissen, in welchen wir leben, uns gemäß betragen und unserer Seele Mut und männliche Kraft verschaffen. Jedoch seine höchste Bedeutung äußert das Wohlanständige in dem Teile des Sittlichguten, von welchem wir bereits zu sprechen angefangen. Denn nicht nur die körperlichen Bewegungen, welche der Natur des Körpers angemessen sind, erhalten unsern Beifall, sondern in noch viel höherem Grade die Bewegungen der Seele, wenn sie mit der Natur derselben übereinstimmen. In der Seele nämlich bemerken wir hauptsächlich zwei Kräfte: die eine, die minder edle, ist das Begehrungsvermögen, welches den Menschen gewaltsam bald dahin, bald dorthin reißt; die andere, die höhere, ist die Vernunft, welche ihn belehrt und darüber aufklärt, was er zu thun und zu lassen habe. Daraus folgt, daß die Vernunft zu herrschen hat, das Begehrungsvermögen sich ihr unterzuordnen bestimmt ist.

29. In unserem Betragen überhaupt also sollen wir Unbesonnenheit und Achtlosigkeit vermeiden und nie etwas thun, wovon sich nicht ein gehöriger Grund angeben ließe. Dies ungefähr ist die Erklärung, die vom pflichtgemäßen Handeln gegeben wird. Demnach müssen wir es dahin bringen, daß die Begierden der Vernunft gehorchen und ihr weder vorauseilen, noch ihrem Dienste aus Trägheit und Feigheit sich entziehen, daß sie ruhig und von jeder leidenschaftlichen Aufwallung frei bleiben. Alles, was Übereinstimmung, was gehöriges Maß im Betragen heißt, wird als sichtbare Folge hieraus hervorgehen. Sobald nämlich die Begierden ausschweifen, und, ungestüm im Begehren oder Verabscheuen, nicht mehr unter der vollen Leitung der Vernunft stehen, so werden doch ohne Zweifel von ihnen Maß und Ziel überschritten. Da geraten sie in Ungehorsam und Empörung gegen die Vernunft, welchen sie kraft der Ordnung der Natur unterworfen sind, und nicht bloß die Seelen, sondern selbst der Körper gerät durch sie in Zerrüttung. Man betrachte nur das Äußere solcher, welche von Zorn oder Begierde oder Furcht erschüttert sind, oder vor übermäßiger Lust sich ausgelassen gebärden; Mienen, Stimme, Bewegung und Stellung sind bei allen verändert.

Daraus erhellt, daß wir, um zur Sprache der Pflicht zurückzukehren, alle unsere Begierden in Schranken und in Ruhe halten und alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt aufbieten sollen, um nie unbesonnen und aufs Geratewohl, nie unüberlegt und achtlos zu handeln. Denn die Natur hat uns nicht so ausgestattet, daß man glauben dürfe, wir seien zu Spiel und Scherz geschaffen; zum Ernste vielmehr, zu würdigeren und höheren Bestrebungen sind wir bestimmt worden. Zwar sind Spiel und Scherz uns gestattet, aber wie der Schlaf, wie andere Arten der Erholung nur dann, wenn wir das Wichtige und Ernste abgethan haben. Die Art zu scherzen selbst darf nicht ausgelassen und zügellos, sondern sie soll edel und nicht ohne Feinheit sein. Denn wie wir Kindern nicht alle Spiele,

sondern nur solche gestatten, welche gegen ein gesittetes Betragen nicht anstoßen: so müssen selbst beim Scherze Funken einer edlen Natur durchglimmen.

Überhaupt giebt es zwei Arten zu scherzen; die eine ist gemein, frech, schamlos, schmutzig; die andere fein, gesittet, geistreich, artig. Scherze der letzteren Art findet man in Menge nicht nur bei unserm Plautus und in dem alten attischen Lustspiele, sondern auch in den Schriften der sokratischen Philosophen; auch manche witzige Einfälle mehrerer anderer, wovon man eine Sammlung des älteren Cato unter dem Titel Apophthegmata hat, sind hierher zu rechnen. Der edle und der gemeine Scherz sind also leicht von einander zu unterscheiden. Der erstere, zur rechten Zeit angebracht, ist des sich erholenden Mannes nicht unwürdig; der andere, wenn der Inhalt schmutzig oder der Ausdruck unflätig ist, verträgt sich nicht einmal mit der Würde des Freigeborenen.

Auch bei Spiel und Zeitvertreib müssen wir ein gewisses Maß halten und uns hüten, daß wir nicht rücksichtslos auf den nächsten besten Gegenstand uns werfen und so im Übermaße der Lust ins Unanständige geraten. Unser Marsfeld und die Jagd sind Beispiele eines anständigen Zeitvertreibs."

Um überall das Rechte zu treffen, hat jeder das seiner Natur Eigentümliche zu erforschen und zu beachten. Aber auch andere Umstände, Alter, Amt, Vermögen wirken mit.

34. „Ferner zieht die Verschiedenheit des Alters eine Verschiedenheit der Pflichten nach sich, und andere Pflichten sind es, welche der Jüngling, andere, welche der ältere Mann zu beobachten hat; auch über diesen Unterschied also einige Worte. Der Jüngling soll ältere Personen ehren und sich an die rechtschaffensten und bewährtesten von ihnen anschließen, um in ihrem Rat und in ihrer Leitung einen Stützpunkt zu haben; denn die Klugheit des höheren Alters muß der Unerfahrenheit der Jugend Haltung und Richtung geben. Vorzüglich aber müssen Jünglinge vor Ausschweifungen der Sinnlichkeit bewahrt und nach Geist und Körper so abgehärtet werden, daß sie Beschwerlichkeiten zu ertragen und sowohl in Geschäften des Krieges als des Friedens mit rüstiger Thätigkeit zu Werke zu gehen im stande sind. Auch dann, wenn sie sich erholen und der Freude überlassen wollen, müssen sie sich vor Unmäßigkeit hüten und stets den Anstand beobachten, was sich um so eher erreichen läßt, wenn ältere Personen diesen Gelegenheiten beiwohnen wollen. — Nichts ist wohlanständiger, als stete Übereinstimmung in allen Handlungen und Entschlüssen. — —

35. Jenes Anständige erstreckt sich übrigens auf alle unsere Handlungen und Reden, sogar auf jede Bewegung und Stellung unseres Körpers und schließt drei Dinge in sich, Gefälligkeit der Form, Schicklichkeit in Hinsicht auf Art und Zeit und eine gewisse äußere Zierde, die für die Sache passend ist. — Schon die Natur, scheint es, bildete den Bau unseres Körpers mit vieler Rücksicht, indem sie das Gesicht und die übrigen Glieder, so weit sie anständig ins Auge fallen, zum Ansehen frei hingestellt, die Teile des Körpers hingegen, welche für die natür-

lichen Bedürfnisse bestimmt sind, und deren Anblick anstößig sein würde, bedeckt und den Augen entzogen hat. Nach dieser gewählten Einrichtung der Natur richtet sich genau das sittliche Gefühl der Menschen. — Wir wollen uns an die Natur halten und uns nie etwas erlauben, was auf Auge und Ohr einen widerlichen Eindruck macht. Unsere Stellung, unser Gang, unser Sitzen, unsere Haltung bei Tische, unsere Mienen und Augen, die Bewegungen unserer Hände sollen stets jenem Anstande entsprechen. In betreff dieser Dinge hüte man sich hauptsächlich vor zwei Fehlern, daß man auf der einen Seite nicht ins Weibische und Weichliche verfalle, und daß man auf der andern Seite nicht ins Allzuderbe und Bäurische gerate."

Nachdem dann noch über das Anständige in der Kleidung, der Rede, im Handel und Wandel geredet ist, behandelt das zweite Buch die Pflichten, welche aus der Rücksicht auf den Nutzen entspringen, und das dritte Buch das Verhalten in solchen Fällen, in denen der Nutzen und die Sittlichkeit gegen einander zu streiten scheinen.

§ 40.

Cornelius Nepos.

Cornelius Nepos, dessen Geburts- und Todesjahr unbekannt ist, war aus Oberitalien und hielt sich lange Zeit in Rom auf, wo er mit Cicero, Atticus, in dessen Leben er uns das Bild eines vornehmen Römers zeichnet, und Catullus umging. Von seinen zahlreichen Werken sind nur Bruchstücke aus der Schrift über berühmte Männer übrig. Er erwähnt darin auch die Erziehung, sagt aber in der Vorrede:

„Ich zweifle nicht, mein Atticus, daß viele sein werden, welche diese Art Schriftstellerei für geringfügig und der Person hochgestellter Männer nicht recht passend halten werden, wenn sie lesen, wer den Epaminondas in der Musik unterrichtet habe, oder unter seinen Tugenden erwähnt finden, daß er ein guter Tänzer und trefflicher Flötenspieler gewesen sei. Aber dies werden eben Leute sein, welche unbekannt mit griechischer Litteratur nur das für richtig halten, was mit ihren eigenen Sitten im Einklang ist. Wenn diese lernen, daß nicht dasselbe für alle ehrbar und schändlich sei, sondern daß alles nach den väterlichen Sitten beurteilt werde, so werden sie sich nicht wundern, daß wir bei der Auseinandersetzung der griechischen Tugenden ihre Sitten beachtet haben. Denn es war für Cimon nicht schändlich, den ehrenhaftesten Mann in Athen, seine leibliche Schwester zum Weibe zu haben, da nämlich seine Mitbürger dieselbe Gewohnheit hatten. Aber dies ist nach unseren Sitten ein Greuel. In Griechenland gereicht es einem Jünglinge zum Lobe, so viel Liebhaber als möglich zu haben. In Lacedämon giebt es keine so vornehme Witwe, die nicht um Lohn gedungen, die Bühne beträte. Zum höchsten Lob gereichte es in ganz Griechenland, als Sieger in Olympia ausgerufen zu werden, im Schauspiel aber aufzutreten vor dem Volke war bei diesen Völkern für niemand ein Schimpf, und doch gilt dies alles teils für schimpflich, teils für niedrig und unanständig bei uns. Im Gegenteil ist das meist nach unseren Sitten anständig, was bei jenen für schändlich erachtet wird."

Epaminondas. Kap. 1. „Bevor wir über diesen schreiben, glauben wir die Leser vorher erinnern zu müssen, daß sie fremde Sitten nicht nach den eigenen beurteilen und nicht meinen, daß das, was ihnen geringfügiger erscheint, es auch bei andern gewesen sei. Denn wir wissen, daß die Musik nach unseren Sitten sich nicht für die Person eines Herrschers schicke und das Tanzen vollends für eine Schande gelte, während das alles in Griechenland für erwünscht und lobenswert gehalten wird. Da wir aber ein Bild der Sitten und der Lebensweise des Epaminondas entwerfen wollen, so glauben wir nichts auslassen zu dürfen, was zur Ausführung desselben dient. Deshalb werden wir zuerst über seine Herkunft berichten, dann darüber, in welchen Wissenschaften und von wem er unterrichtet ist, dann über seinen Charakter und seine geistigen Fähigkeiten und was sonst des Gedächtnisses wert ist, zuletzt über seine Kriegsthaten.

2. Er stammte von einem Vater (Polymnus) aus gutem Geschlechte, war von den Vorfahren her arm, aber so unterwiesen wie kein Thebaner mehr. Denn Zither spielen und sie mit Gesang begleiten lernte er bei Dionysius, einem Musiker, der ebenso berühmt war als Damon oder Lamprus, deren Namen allbekannt sind, Flöte blasen bei Olympiodorus, tanzen bei Kalliphron. Sein Lehrer in der Philosophie war Lysis von Tarent, ein Pythagoräer, und diesem war er so ergeben, daß er als Jüngling den finsteren und strengen Greis allen seinen Altersgenossen im Umgange vorzog, und er harrte bei ihm so lange aus, bis er an Kenntnissen alle seine Mitschüler übertraf, so daß man wohl sehen konnte, er werde ebenso in anderen Dingen vor allen sich hervorthun. Alles das ist freilich nach römischer Sitte wertlos, sogar gering angesehen, aber in Griechenland brachte das dereinst große Ehre. Als er aber zum Jünglinge herangewachsen war, begann er auch mit den Übungen der Ringschule, bemühte sich aber dabei nicht so um große Kräfte als um Gewandtheit. Jenes nämlich, meinte er, gehöre zum Gebrauch der Athleten, dies aber nütze für den Krieg. Darum übte er sich am meisten im Laufen und Ringen so lange, bis er stehend ringen und kämpfen konnte. Auch auf die Führung der Waffen verwandte er viel Fleiß."

§ 41.

Horatius.

Quintus Horatius Flaccus wurde 65 v. Chr. zu Venusia, auf der Grenze zwischen Lucanien und Apulien in einer wildromantischen Gegend gelegen, geboren. Sein Vater, ein Freigelassener, hatte dort ein Landgut erworben, verkaufte aber dasselbe, um seinem Sohne in Rom eine bessere Erziehung zu geben. Der Sohn hat (Sat. 1, 6) uns selbst die treffliche Leitung, welche er vom Vater erhalten hat, geschildert und ihm damit ein Ehrendenkmal gesetzt, auch seinen Lehrer, den schlagfertigen Orbilius (Orbilius plagosus) zum Sprichwort gemacht. Zur Vollendung seiner Bildung wurde der junge Horaz nach Athen gesandt, wo er in Verbindung mit mehreren vornehmen jungen Römern kam. Nach Cäsars Ermordung schloß er sich an Brutus, kehrte aber nach der Schlacht bei Philippi 42 nach Rom zurück und suchte, von Armut bedrängt, sein Glück in der Dichtkunst. Er ge-

wann die Freundschaft des Mäcenas und wurde durch ihn auch dem Octavianus bekannt. Er starb 8 v. Chr. Horaz hat die lyrische Poesie in ihren schönsten und ausgeprägtesten Formen ins Lateinische verpflanzt und ist allerdings nicht durch Schwung oder Neuheit der Gedanken, nicht durch den Glanz der Bilder, aber durch Wahrheit der Empfindungen, edle Gesinnung und Natürlichkeit der Gedanken ausgezeichnet und deshalb der Liebling aller Zeiten geworden.

Römerzucht (Oden III, 2).

Zu ertragen beengende Armut gern,
Lerne der Jüngling, gekräftigt durch Kriegsdienst's
Streng', und dräu' als gefürchteter Reiter
Wilden Parthern mit dem Speere.
Unter dem freien Himmel in drohender Zeit
Leb' er; ihn von den feindlichen Mauern
Aus erblickend, ersenfze die Gattin
Kriegenden Königs und mannbare Tochter:
„Ach, daß nicht der fürstliche Bräutigam,
Kundig der Kriegszucht nicht, den rauhen
Löwen verletzt, den der blutige Zorn dort
Forttreibt durch das Getümmel des Mordes!"
Süß ist und ehrend, zu sterben fürs Vaterland [1]);
Auch dem Fliehenden folget der Tod nach,
Noch verschont unkrieg'rischer Jugend
Knie' er, oder den furchtsamen Rücken.
Tugend, die Schmach verweigerten Amtes nicht kennt,
Glänzt in unbefleckter Ehre,
Nicht nimmt an sie die Beil' und legt sie
Nieder nach der Volksgunst Laune.
Die Tugend, die den Himmel unsterblichen
Verdiensten aufthut, sucht ungebahnten Pfad,
Enteilt im raschen Flug der Erde
Schmutzigem Dunst und gemeinen Rotten.
Auch ist der treuen Verschwiegenheit ihr Lohn
Sicher: Wer heiliger Ceres Geheimnis
Kund macht, darf nicht unter demselben
Dach sein, oder gebrechlichen Kahn mit
Mir besteigen. Verletzt fügt Jupiter oft
Bei dem Schuldbelad'nen den Reinen;
Selten läßt nachhinkende Strafe
Ab vom Verbrecher, welcher vorauseilt.

(Übersetzt von Arnold.)

An Kalliope (III, 4).

— — Kraft sonder Klugheit stürzet durch eigene Last:
Kraft, die sich mäßigt, heben die Götter selbst
Empor, sie hassen aber Kräfte,
Die nur auf Frevel im Herzen sinnen.

[1]) Dulce et decorum est pro patria mori!

An die Römer (Über den Sittenverfall. III, 6).

Unschuldig büßen wirst du der Väter Schuld,
O Römer, bis du Tempel und stürzende
Kapellen und der Götter Bilder,
Wüste von schwärzendem Rauch, erneuerst.
Dein ist die Macht, weil du dich den Göttern beugst;
Das war dein Anfang, laß es dein Ende sein!
Verschmähte Götter sandten immer
Über Hesperien Not und Trübsal.
Monäses rieb schon zweimal und Pacorus [1])
Die unsern auf, die gegen des Himmels Wink
Angriffen, und zu schlechten Kettchen [2])
Fügten sie lachend die reiche Beute.
Fast hätten Rom, von Spaltungen heimgesucht,
Zerstört der Dacer und Äthiopier [3]),
Durch seine Seemacht dieser furchtbar,
Jener geübter im Bogenschießen.
Die sündeschwangern Zeiten besudelten
Zuerst des Ehstands Heiligkeit, Haus und Stamm;
Aus diesem Quell geleitet kamen
Seuchen dem Volk und dem Vaterlande.
Das Fräulein, halbreif, freut sich, den ionischen
Schnelltanz zu lernen, übet in Künsten sich
Und sinnet auf verbuhlte Liebschaft
Jetzt schon in zartesten Kinderschuhen.
Dann sucht sie später, während der Gatte zecht,
Nach jüngeren Ehschändern und wählt nicht lang,
Wem sie nach ausgelöschten Lichtern
Rasch den verbot'nen Genuß gewähre.
Sie steht, vor allen offen gefordert, auf,
Selbst mit des Mannes Wissen, ein Handelsmann
Mag rufen oder span'scher Schiffsherr,
Welcher die Schande mit Gold bezahlet.
Von solchen Eltern stammte die Jugend nicht,
Die mit karthag'schem Blute das Meer gefärbt,
Antiochus den Großen, Pyrrhus
Schlug und den Hannibal, unsern Schrecken;
Das war des Landvolks männliche Kriegerzucht,
Gewohnt, die Schollen mit dem Sabinerkarst
Brav umzuwühlen und auf strenger
Mütter Befehl die zerknickten Äste
Herbeizutragen, während der Sonnengott
Am Berg die Schatten streckt' und dem müden Stier
Das Kummet abnahm, Feierabend
Bringend mit scheidendem Himmelswagen.

---

[1]) Zwei parthische Feldherren. [2]) Kettchen trugen zum Schmuck die parthischen Soldaten. [3]) Ägypter.

Was hat die Zeit nicht schmälernd beschädiget?
Der Stamm der Väter, schlimmer als Ahnenart,
Schuf uns noch mehr verschlechtert, denen
Bald noch verderbter der Enkel nachfolgt.
(Übersetzt von Ludwig.)

Rüge (III, 24).

Reicher als uneroberter
Schatz der Araberstämm' und was der Inder häuft,
Magst mit Quadern du ganz umbau'n
Hier das tuskische Meer, dort das apulische.
Wenn demantne Nägel dir
Hoch am Giebel einmal heftete grauser Zwang,
Wirst du weder den Geist der Furcht,
Noch des finstern Todes Garne das Haupt entziehn.
Besser lebt ja der Steppenscyth',
Auf dem Karren nach Brauch führend das Wanderhaus,
Besser grimmiges Getenvolk,
Welchen rings unbegrenzt und ungeteilt das Feld
Freien Ceresertrag verleiht,
Wo nicht über ein Jahr Äcker zu baun behagt,
Und dem, welcher die Müh'n bestand,
Sein Nachfolger, das Los teilend, Erholung schafft.
Dort am mutterverwaiseten
Stiefsohn übet das Weib Zärtlichkeit ohne Schuld;
Keine Gattin mit reichem Erb'
Herrscht im Hause des Mann's, gleißenden Buhlen hold.
Reiches Erb' ist der Zeugenden
Tugend und, die den Reiz anderer Männer flieht,
Keuschheit, ewigem Bunde treu,
Und das Fehl unerhört, oder der Lohn ist Tod.
Wer, o wer will die freveluden
Mord' hinweg und die Wut heben des Bürgerkriegs?
Wünscht er (Augustus), Vater des Reichs genannt,
Dazustehen in Erz, wag' er, entzügelter
Frechheit Greuel zu bändigen
Glanzvoll späterm Geschlecht; denn, o Verworfenheit!
Tugend lebender hassen wir;
Die den Augen entschwand, suchen wir neidischen.
Was der jammernde Klageton,
Wenn nicht Marter hinweg schneidet die Missethat?
Was doch ohne der Sitten Zucht
Frommt das eitle Gesetz, wenn der entflammte
Weltraum weder mit Glut umhegt,
Noch die frostige Nordgrenze des Boreas
Und am Boden erharschter Schnee
Krämerherzen verscheucht? Wenn der empörten Flut
Schlau obsiegen die Segeler?

Wenn die grause, mit Schmach zeichnende Dürftigkeit
Alles dulden uns heißt und thun
Und vom Pfade der hoch ragenden Tugend weicht?
Auf denn! zum Kapitol empor!
Wohin Jubelgeschrei schwärmender Meng' uns führt.
Auf denn! Laßt in das nächste Meer
Kleinod', Edelgestein und o das schnöde Gold,
Alles äußersten Wehes Stoff,
Uns fortschaffen! Gereut ernstlich die Frevelthat,
Ausgerottet im ersten Keim
Sei die schnöde Begier und der verzärtelte
Sinn durch rauhere Übungen
Umgebildet in Zucht! Roh auf dem Gaule hängt
Kaum des edeln Stammes Sproß
Und erbangt vor der Jagd, besser im Spiel gewandt,
Sei's im griechischen Reifenschlag,
Sei's mit Würfeln vielmehr, die das Gesetz verbeut,
Während der Vater betrüget
Treulos seinen Geschäftsgenossen und Gastfreund
Um unwürdigen Erben
Anzuhäufen das Geld. Siehe zum Übermaß
Wächst der Reichtum empor, doch fehlt
Ungerundeter Hab' immer, ich weiß nicht was.
(Übersetzt von H. Voß.)

Lob des Drusus (IV, 4).

— — Vom Starken stammet Starkes und Biederes;
Im Stiere lebt, es lebt im Roß die Kraft
Der Väter, ein beherzter Adler
Zeuget nicht schüchterne Turteltauben.
Doch angeborne Kraft wird durch Unterricht
Gefördert, Zucht, die bildende, stählt die Brust;
Sobald die guten Sitten wanken,
Schändet das Laster den edlen Samen.

— Als Lachender reden die Wahrheit
Ist unverwehrt, wie ja wohl gutmütige Lehrer den Kindern
Naschwerk reichen, um Lust an dem ABC zu erwecken.
(Satiren I, 1, V. 24—26.)

An seine Verächter (Satiren 1, 4, V. 105 ff.).

— — Ich ward von dem besten der Väter gewöhnet,
Daß jedweden Verstoß, Beispiele mir merkend, ich miede.
Wenn er mir zusprach, daß sparsam, haushältig und damit,
Was mir zurück er ließe, dereinst mich begnügend ich lebte:
„Siehest du nicht, wie so schlecht sich des Albius Sohn und der nackte
Barus behilft? Sehr ernste Verwarnung, väterlich Gut nicht
Schnöd zu vergeuden!" — — — — — — — — — — — —

Pflegt er zu sagen. „Die Gründ', aus welchen man jegliches lieber
Abweist oder erstrebt, entdeckt dir der Weise, für mich genügt's,
Wenn mir zu wahren die altherkömmlichen Sitten und so lang,
Als du des Wächters bedarfst, fleckfos dein Leben und deinen
Ruf zu erhalten gelingt. Wenn erst dir die reifenden Jahre
Glieder und Seele gestärkt, kannst schwimmen du ohne den Kork." So
Lehrte mich Kind sein bildendes Wort: und ob er befolgt nun
Etwas wünschte: „Dir ist ein Gewährsmann, dem du es nachthust",
(Einen vom Jahrsausschuß der Geschworenen macht' er mir namhaft):
Ob es gemieden: „Besännst du dich erst, ob schädlich und ehrlos
Dieses zu thun, ob nicht, da den und jenen der üble
Leumund fenget? Sowie eßlustige Kranke des Nachbars
Scheiden bestürzt und sie zwingt, aus Furcht vor dem Tode zu fasten,
So schreckt kindlichen Sinn auf andern lastender Unglimpf
Öfters von Fehlern zurück. Daher bin heil ich von Fehlern
Der Art, die mit Verderben bedroh'n, bloß mäßige blieben,
Denen man nachsehn darf, mir zurück, auch deren vielleicht noch
Nimmt wohl manchen hinweg Zeitfrist, freimütige Freunde,
Eigene Einsicht.

Übersetzt von Weber.

Satiren (I, 6, V. 65—88).

Aber wenn meine Natur durch mäßige Fehler und wen'ge
Mangelhaft ist, im übrigen gut, (so wie tadeln du etwa
Möchtest die über vortrefflichen Körper verstreueten Mäler:)
Wenn mir niemand mit Recht vorwirft Geiz oder Erwerbgier,
Noch anstößige Winkel, und wenn unschuldig und rein ich,
(Daß ich doch selber mich lobe!) wenn teuer den Freunden ich lebe:
Dank' ich's dem Vater allein, der arm, bei magerem Gütchen,
Doch nicht wollte in Flavius Schule mich schicken, zu welcher
Manch großmächtiger Sproß großmächtiger Centurionen,
Links von dem Arm hocher Zähltäfelchen haltend und Kästlein,
Zog, auf je achttägigen Idus die Zinsen berechnend,
Sondern es wagte, mich Knaben nach Rom zu bringen, daß Künste
Man mir lehrte, wie jeder Senator und Ritter auch seinen
Sprößlingen lehrt. Wenn jemand das Kleid und begleitende Sklaven
Hätte im Volksgedränge bemerkt, so mußte er glauben,
Zu dem Aufwand gäb' großväterlich Erbe die Mittel.
Selbst war er da als unbestechlichster Wächter bei allen
Lehrern umher mir. Doch, um kurz nur zu sein, er bewahrte
Rein mich (was von den Zierden der Tugend die erste) von jeder
Schändlichen Handlung zumal, sogar vor schmählichem Vorwurf.
Noch auch fürchtete er, man möcht' es ihm wenden zum Tadel,
Wenn ich als Ausrufer nur, oder wie er Eintreiber
Kleinem Verdienst nachginge; auch hätt' ich mich drum nicht beklagt. Doch
Jetzt gebührt ihm dafür um so größeres Lob, sowie Dank auch.

Übersetzt von Arnold.

An Mäcenas (Briefe I, 1, 39—42).

So wildherzig ist keiner, daß nichts ihn bändigen könnte,
Falls er nur der Erziehung mit duldsamem Ohre sich darbeut.
Tugend ist, vor dem Laster entfliehn, und der Wahrheit Beginn ist,
Ledig der Thorheit sein. — (Voß.)

An Lollius (Br. I, 2, 64—70).

Fügsam, zartes Genicks, da lernet das Roß von dem Meister
Gehen den Weg, so der Reiter ihm zeigt. Von derselbigen Zeit an,
Wo sich zu bellen im Hof an der Hirschhaut übet der Jagdhund,
Wird er zum Dienst in dem Wald brauchbar. Jetzt trinke mit lautrer
Brust als Knabe die Lehr', jetzt schließe dich näher den Edlern.
Jener Geruch, den es einsog frisch, ihn wird das Geschirr auch
Wahren hinfort. — (Weber.)

An Augustus (Br. II, 1, 126—138).

Zart' und lallende Lippen des Knäbleins bildet der Dichter,
Und unsaubere Reden entwendet er jetzo das Ohr schon.
Bald auch giebt er dem Herzen Gestalt durch freundliche Lehren,
Störrischen Sinn einschränkend und Zorn und neidische Mißgunst;
Biedere Thaten erzählt er und stellt aufgehenden Zeiten
Beispiel' älterer Kund'; auch Dürftigkeit labt er und Schwermut.
Woher lernten Gebet' in Gemeinschaft züchtiger Knaben
Mädchen, der Ehe noch fremd, wär karg mit dem Seher die Muse?
Mitleid heischet der Chor und fühlt annahende Gottheit;
Schmeichelnd lockt er den Wolkenerguß mit gelehretem Anruf,
Krankheit wendet er ab, graunvolle Gefährlichkeit scheucht er,
Frieden auch schafft er dem Land und schafft ein gesegnetes Fruchtjahr;
Himmlische sühnt der Gesang, der Gesang selbst Mächte des Orkus.
(Voß.)

An die Pisonen, über die Dichtkunst (Briefe II, 3, 158—173).

Erstlich das Kind (puer), das schon nachspricht das Gehörte und sicher
Schon auftritt mit dem Fuß, spielt gerne mit Altersgenossen,
Fasset den Zorn und versöhnt sich um nichts und ändert sich stündlich.
Endlich vom Hüter erlös't, noch bartlos, liebet der Jüngling (juvenis)
Rosse und Hunde und freut sich des Grases auf sonnigem Marsfeld,
Weich für Verführer wie Wachs, doch trotzig für Tadel und Mahnung
Spät auf den Nutzen bedacht, mit dem Gelde verschwenderisch hausend,
Heiß, hochstrebend und rasch das mit Liebe Gehegte verlassend.
Völlig veränderter Art ist Alter und Denken des Mannes (vir),
Strebet nach Geld und Verbindungen, legt viel Wert auf die Ehre,
Hütet sich, etwas zu thun, was bald er zu ändern sich quälte.
Aber den Greis (senex) umdränget ein Heer von Beschwerden, sofern er
Sammelt und bang sich enthält des Erworb'nen, sich scheut, es zu brauchen,
Und weil jedes Geschäft er mit Angst und frostig betreibet,
Zögerisch, weitaussehend und thatlos, gierig nach Künft'gem,
Mürrisch, zu Klagen geneigt, Lobredner der früheren Zeiten,
Als noch Knab' er war, hofmeisternd und scheltend die Jüngern.

V. 323—337.

Geist und Talent und die Kraft, mit gerundetem Munde zu reden,
Ward von der Muse geschenkt den allein ruhmgierigen Griechen.
Aber der römische Knabe vertieft sich in lange Berechnung,
Wie man in hundert Teile das As teilt. „Sohn des Albinus,
Sag mir: Zieheſt du ab von fünf Zwölfteilen ein Zwölftel,
Sag, was dir bleibt? Du wußteſt es gut: ein Drittel. Vortrefflich!
Wirſt mir ein trefflicher Wirt! Doch wie, wenn ein Zwölftel hinzukommt,
Sprich, was macht es?" „Ein Halb." Doch hat dies Trachten nach Geld erſt
Mehltauähnlich erfaßt die Gemüter, wie sollten Gedichte
Werden des Einbands wert und des Bergens in glattem Cypreßschrein?
Bald zu vergnügen bezweckt ein Gedicht, bald Nutzen zu stiften,
Oder zugleich anmut'ge und nützliche Dinge zu sagen.
Was auch immer du lehrſt, sei kurz, daß schnell das Gesagte
Fasse gelehriger Sinn und treu es bewahre und halte:
Was geht über das Maß, läuft ab vom gesättigten Herzen.

V. 411—413.

Wer sich bestrebet, im Lauf zu erreichen das Ziel, das ersehnte,
Viel hat der in der Jugend gethan und gelitten von Hitze
Wie vom Frost und der Lieb' und des Weins sich enthalten.

(W. S. Teuffel.)

§ 42.

Lucius Annäus Seneca.

L. Annäus Seneca, der Sohn eines Rhetors, wurde um die Zeit vor Christi Geburt zu Corduba in Spanien geboren, kam frühzeitig nach Rom, wo er unter Caligula nur mit Mühe dem Tod entrann. Nachdem er besonders philosophische und rhetorische Studien gemacht hatte, trat er in öffentliche Dienste, wurde aber unter Claudius durch die berüchtigte Messalina in einen Prozeß verwickelt und nach Corsika verbannt, wo er acht Jahre blieb. Nachher vertraute ihm Agrippina die Erziehung ihres Sohnes Nero an, so daß er zu Ehren kam. Indessen verwandelte sich die Gunst des Nero bald in Abneigung, obgleich Seneca durch mancherlei Vorzüge, durch Männlichkeit und Festigkeit sich auszeichnete, auch nicht eitel und ruhmsüchtig war, wie ihm wohl vorgeworfen wird. Er wurde der Teilnahme an der Verschwörung des Piso beschuldigt und zum Tode verurteilt. Da ihm die Todesart freigestellt wurde, so verblutete er sich durch Öffnung der Adern im Jahre 65 n. Chr. Er folgte den Ansichten der stoischen Philosophie, ist aber in vieler Beziehung selbständig. Besonders anzuerkennen ist sein sittlicher Ernst, so daß man ihm oft als dem Christentum verwandt bezeichnet hat. Aber in allem Wesentlichen ist mehr Gegensatz als Verwandtschaft. Er hat eine ganze Reihe Schriften hinterlassen, in denen er öfter der Erziehung gedenkt, so in seinen Abhandlungen über den Zorn und von den Wohlthaten, in seinen moralischen Briefen u. a., aus denen wir einzelne Stücke geben.

Über den Zorn (Buch 1, Kap. 6).

Der Zorn ist nicht naturgemäß, eine häßliche Leidenschaft, er will immer strafen, während doch in Liebeserweisungen und Eintracht das menschliche Leben besteht und durch gegenseitige Liebe ein Bund zu gegenseitiger Hülfe wird.

6. „Wie? Ist denn nicht bisweilen eine Züchtigung notwendig?" — Warum nicht? aber sie muß von guter Absicht eingegeben und vernünftig sein; ist sie ja doch nicht auf Schaden gerichtet, sondern auf Heilung, wobei es wohl scheinen mag, als ob sie Schaden zufügte. So wie wir krumme Pfähle, um sie gerade zu machen, bisweilen brennen und zwischen Keile pressen, nicht um sie zu zerbrechen, sondern zu strecken, so geben wir Gemütern, die durch Fehler entstellt sind, indem wir dem Körper und der Seele weh thun, eine bessere Richtung. Der Arzt nämlich macht im Anfange bei nicht bedeutenden Gebrechen Versuche, wobei von der angenommenen Lebensweise möglichst wenig abgewichen und in Speise, Trank und Bewegung Ordnung gebracht, und die Gesundheit nur durch eine veränderte Lebensweise gestärkt werden soll; das ist das erste, Mäßigkeit soll helfen; richtet Mäßigkeit und Ordnung nichts aus, so nimmt er dies und jenes allmählich weg und beschneidet daran; will auch das nicht fruchten, so untersagt er die Speisen gar und legt dem Körper ein Fasten auf; sind die gelinderen Mittel vergeblich, so schlägt er eine Ader und legt Hand an dies und jenes Glied, wenn das, was daran hängt, schädlich ist und die Krankheit weiter verbreitet, — und man hält die Kur nimmermehr für hart, wenn ihr Erfolg heilsam ist. — So muß auch der Leiter des Staates, der Bewahrer der Gesetze, thun, er muß auf die Gemüter, so viel als möglich durch sanfte Worte heilend einwirken, daß er errate, was zu thun ist, und die Gemüter für die Liebe zum Rechten und Billigen gewinne und die Laster verhaßt und die Tugenden wert mache. Dann erst gehe er zu ernsteren Vorstellungen, zu Mahnungen, zu Vorwürfen über, so spät als möglich greife er zu Strafen. — —

14. Wie viel menschenfreundlicher ist's, gegen Fehlende ein sanftes und väterliches Gemüt zu beweisen und sie nicht zu verfolgen, sondern zurückzubringen. Wenn einer aus Unkunde des Weges auf deinem Acker umherirrt, so ist's doch besser ihn auf den rechten zu leiten, als ihn fortzujagen.

15. Bessern also muß man den Fehlenden, bald durch Mahnung, bald mit Nachdruck, bald mit Milde, bald mit Schärfe, besser machen muß man ihn, sowohl ihm als andern zu lieb, ohne Züchtigung nicht, aber ohne Zorn. Denn wer zürnt wohl auf einen, den er heilt? — Nichts ziemt dem Strafenden weniger, als das Zürnen, da die Strafe um so mehr zur Besserung wirkt, wenn sie mit Überlegung beschlossen ist. Darum sagte Sokrates zu seinem Sklaven: du bekämst Schläge, wenn ich nicht zornig wäre. (Nil minus quam irrasci punientem decet, cum eo magis ad emendationem poena proficiat, si judicio lata est. Inde est, quod Socrates servo ait: Caederem te, nisi irrascerer.) Die Zurechtweisung des Sklaven hat er auf ruhigere Augenblicke verschoben; in jenem Augenblick hat er sich selbst zurechtgewiesen. Wessen

Leidenschaft wird wohl in Schranken bleiben, wenn Sokrates es nicht wagte, sich dem Zorne zu überlassen? Um die Irrenden und die Verbrecher im Zaume zu halten, braucht es also nicht eines zornigen Bestrafers. Denn da der Zorn ein Fehler der Seele ist, so muß man nicht Fehler verbessern dadurch, daß man einen Fehler begeht. (Nam cum ira delictum animi sit, non oportet peccata corrigere peccantem.) — Jede Art der Strafe wende ich als Heilmittel an. (Omne poenae genus remedii loco admoveo.) Befindest du dich noch auf der untersten Stufe der Verirrungen und thust keine bedeutenden, aber häufige Fehltritte: nun so versucht man zuerst durch einen geheimen, dann durch einen öffentlichen Verweis dich zu bessern. — Ist es schon zuweit mit dir gekommen, als daß du durch Worte zurecht gebracht werden könntest: so wird man dich durch Beschimpfung in die Schranken weisen.

2. Buch. — 18. Die Erziehung erfordert die größte Sorgfalt, welche die wesentlichsten Dienste leistet; denn es gehet wohl an, die noch zarten Gemüter in Ordnung zu halten, aber schwierig ist's, die Fehler auszurotten, die mit uns groß geworden sind. (Educatio maximam diligentiam plurimumque profuturam desiderat. Facile est enim teneros adhuc animos componere, difficulter reciduntur vitia, quae nobiscum creverunt.)

19. Am geneigtesten zum Zorn ist ein von Natur hitziges Gemüt; denn gleich wie vier Elemente sind, Feuer, Wasser, Luft und Erde, so giebt es auch Naturen und Temperamente, die denselben entsprechen: kalte, hitzige, trockene, feuchte. Die Mischung der Elemente nun bringt die Verschiedenheiten sowohl der Gegenden als der Geschöpfe, sowohl der Körper als des Charakters hervor, und dem zufolge bildet sich bei dem einen und bei dem andern die Gemütsart, je nachdem das eine oder das andere Element in überwiegendem Maße vorhanden ist. Daher nennen wir verschiedene Gegenden feucht, trocken, warm, kalt. Derselbe Unterschied findet bei Tieren und Menschen statt. Denn es kommt darauf an, wie viel ein Mensch feuchten oder warmen Stoff in sich hat; je nachdem des einen oder des andern Elementes Teil in ihm vorherrschend ist, danach wird sein Charakter sein. Die Mischung des hitzigen Stoffes macht, daß einer zornmütig ist.

20. Wie ist nun der Zorn zu heilen? Plato will, daß man den Kindern keinen Wein gebe, Arbeit soll sie anstrengen, daß das Feuer verdampft.

Auch Spiele sind wohl zweckmäßig, denn mäßiges Vergnügen hindert die Einengung der Seele und giebt ihr den rechten Takt. Die etwas feucht oder trocken oder kalt sind, haben vom Zorne keine Gefahr, aber größere Fehler sind bei ihnen zu fürchten: Ängstlichkeit, Verzagtheit im Handeln, Hoffnungslosigkeit, Argwohn.

21. Sehr viel, behaupte ich, wird gewonnen sein, wenn man es mit den Kindern gleich von Anfang auf die rechte Weise anfängt. Schwierig aber ist die Leitung, weil man darauf achten muß, daß man nicht entweder dem Zorne bei ihnen Nahrung gebe, oder ihr Naturell unterdrücke. Es bedarf da einer sorgfältigen Beobachtung. Denn beides, was man heben und was man zurückdrängen muß, wird durch Dinge

gefördert, die sich ähnlich sind; was sich aber ähnlich ist, täuscht leicht auch den Aufmerksamen. Es wächst der Geist, wenn man ihn nicht einschränkt, durch sklavische Behandlung wird er geschwächt; er hebt sich, wenn er gelobt wird, und lernt eine gute Hoffnung von sich fassen; gerade dadurch aber wird auch Übermut und Zornsucht erzeugt. Darum muß er in der Mitte zwischen dem einen und dem andern so gelenkt werden, daß man bald den Zaum, bald den Sporn anwendet; nur soll er nie etwas Niedriges, etwas Sklavisches erdulden. (Crescit licentia spiritus, servitute comminuitur. Adsurgit, si laudatur et in spem sui bonam adducitur, sed eadem ista insolentiam et iracundiam generant: sic itaque inter utrumque regendus est, ut modo frenis utamur, modo stimulis. Nihil humile, nihil servile patiatur.) Nie mache man es ihm notwendig, mit Erniedrigung zu bitten, noch lasse man ihn dadurch etwas erzwecken; lieber gebe man ihm seinen Verhältnissen, seinen früheren Thaten, seinen guten Versprechungen für die Zukunft zu lieb etwas zu. — Bei dem Wetteifer mit seines Gleichen lasse man ihn weder übertroffen werden, noch sich erzürnen; man gebe sich Mühe, daß er vertraut sei mit denen, mit welchen er zu wetteifern pflegt, daß er in dem Wettstreite nicht schaden zu wollen, sondern zu gewinnen sich gewöhne. So oft er gesiegt und etwas Lobenswertes gethan hat, mag er sich wohl fühlen, aber nicht brüsten; denn auf die Freude folgt leicht mutwilliges Frohlocken, auf dieses Aufgeblasenheit und eine zu große Meinung von sich selbst. Man gebe ihm auch ein gewisses Maß von Erholung, lasse ihn aber nicht zu Trägheit und Müßiggang ausarten, und halte ihn ferne von der Berührung mit allen Tändeleien. Denn nichts macht so zornsüchtige Leute als eine weichliche, sich einschmeichelnde Erziehung (Nihil enim magis facit iracundos quam educatio mollis et blanda); daher sind einzige Söhnlein, je mehr man ihnen nachsieht, und Lieblingskinder, je mehr man ihnen gestattet, desto verdorbener am Gemüt. — Es wird sich einer gegen Unbilden nicht zu stellen wissen, wenn man ihm nie etwas abgeschlagen, wenn ihm das sorgliche Mütterchen immer die Thränen abgewischt, wenn man ihn immer gegen den Hofmeister in Schutz genommen hat. Siehst du nicht, daß bei höhern Glücksumständen immer auch mehr Zorn sich einfindet? Bei reichen, adeligen und Personen, die zu gebieten haben, zeigt sich das hauptsächlich, da sich das Gehaltlose und Eitle, was im Gemüte liegt, unter den günstigen Verhältnissen immer mehr entwickelt. Das Glück giebt der Zornsucht Nahrung, wenn ein Schwarm von Schmeichlern sich um die Ohren des Übermütigen herstellt. Denn diese werden dir einflüstern: du schätzest dich selbst nicht genug für die Höhe, auf der du stehst, du machest dich zu gemein, und was dergleichen mehr ist, dem kaum ein verständiges und ursprünglich gut ausgestattetes Herz widerstehen kann. Darum muß man die Jugend von Schmeichlern wohl zurückhalten; sie höre Wahrheit, sei bisweilen schüchtern, immer bescheiden und gegen ältere ehrerbietig; nie lasse man sie etwas ertrotzen; was man ihren Thränen abgeschlagen hat, gestatte man ihr, wenn sie sich ruhig verhält; den Reichtum der Eltern mag sie vor Augen haben, aber nicht in den Händen. Übereilungen lasse man nicht ungestraft. Viel ist daran gelegen, daß man

den Kindern freundliche Lehrer gebe. Nach seinen Umgebungen richtet sich alles Zarte und wird denselben immer ähnlicher. So übertragen sich auch bald die Sitten der Ammen und Erzieher auf die Jugend. Als ein bei Plato erzogener Knabe zu seinen Eltern gebracht wurde und seinen Vater heftig zanken sah, sprach er: „Das habe ich bei Plato nie gesehen.“ Ohne Zweifel machte er es seinem Vater eher nach als dem Plato. Vor allem muß man sie an geringe Kost gewöhnen und an eine nicht kostbare Kleidung. Ihr Putz sei nicht besser als der ihrer Gespielen. Hat man einen von Anfang an so gewöhnt, daß ihm viele gleich waren, so wird er nicht böse darüber werden, wenn ihm einmal einer gleichgestellt wird.“

Von den Wohlthaten (Buch VI, Kap. 16).

„Ich würde kein Ende finden, wenn ich noch weiter Beispiele zusammensuchen wollte, durch die es offenbar ist, daß große Dinge nicht viel kosten. Warum soll ich denn also dem Arzt und dem Lehrer noch weiter schuldig, warum soll es ihnen gegenüber mit dem Lohne nicht abgethan sein? Darum, weil der Lehrer und der Arzt zum Freunde wird, und sie uns nicht durch die Kunst, für die sie sich bezahlen lassen, verbindlich machen, sondern durch die wohlwollende und freundschaftliche Gesinnung. --- Wenn daher ein Arzt mir nichts weiter als den Puls fühlt, und mich eben so wie alle behandelt, bei denen er seine Gänge macht, und ohne alle Teilnahme verordnet, was ich thun und meiden soll, so bin ich ihm keinen Dank weiter schuldig, denn er hat mich nicht als einen Freund betrachtet, sondern wie einen, der ihn kommen ließ. Auch einen Lehrer habe ich nicht zu verehren, wenn er mich eben wie den ganzen Haufen seiner Schüler behandelt, wenn er mich nicht einer eigenen und besonderen Sorgfalt wert geachtet, wenn er mir niemals sein Herz zugewendet hat; und wenn er dann im allgemeinen preisgab, was er wußte, so habe ich von ihm nicht gelernt, sondern aufgefangen. Aus welchem Grunde also haben wir ihnen viel zu danken? Nicht weil das, was sie an uns verkauften, mehr werth ist, als wir dafür gaben, sondern weil sie für unsere Personen etwas gethan haben. Da ist einer, der nahm sich's zu Herzen, als es ein Arzt notwendig muß, um ein Arzt zu sein. Für mich hat sein Herz geschlagen, nicht für den Ruf in seiner Kunst. Er hat sich nicht begnügt, die Mittel an die Hand zu geben, sondern er ist mir bei ihrer Anwendung beigestanden: er ist bei mir gesessen wie die, so um mein Leben in Sorgen waren, und in den entscheidendsten Stunden ist er zu mir gekommen; kein Dienst war ihm lästig, an keinem faßte er einen Ekel. Meine Seufzer hat er nicht ohne Sorgen gehört; unter der Menge derer, die ihn rufen ließen, bin ich sein angelegentlichster Patient gewesen. Für die andern hat er sich nur so viel Zeit genommen, als mein Befinden erlaubte. Diesem bin ich nicht wie einem Arzte, sondern wie einem Freunde verbindlich.

Ein anderer wiederum hat bei meinem Unterrichte Mühe und Verdruß auf sich genommen; außer dem, was Lehrer insgemein sagen, hat er mir noch dies und jenes eingeträufelt und gewiesen, durch Ermahnungen dem Bessern in mir aufgeholfen, und bald durch Lob mir Mut

gemacht, bald durch Erinnerungen meiner Trägheit abgeholfen. Dann hat er mein verstecktes und schlafendes Talent mit Gewalt, wenn ich so sagen soll, hervorgezogen und seine Kenntnisse nicht karg, um mir länger notwendig zu sein, zugemessen, sondern er hätte mir gerne, wenn es anginge, alles eingegossen. Ich bin undankbar, wenn ich einen solchen Mann nicht wie meine liebsten und nächsten Angehörigen schätze.

17. Auch denen, die in den niedrigsten Künsten als Gehülfen dienen, geben wir etwas über das Festgesetzte, wenn wir denken, sie haben sich in ihrem Dienste mehr angestrengt; und einem Steuermann und dem Verfertiger wohlfeilster Waaren und dem Tagelöhner lassen wir eine Zulage zufließen. Wenn aber einer in Beziehung auf die edelsten Kenntnisse, die teils zur Erhaltung, teils zur Erheiterung des Lebens dienen, nicht mehr schuldig zu sein meint, als was verabredet ward, der ist undankbar. Bedenke dazu, daß die Mitteilung solcher Wissenschaften ein freundschaftliches Verhältnis hervorbringt. Und wenn dies der Fall ist, so bezahlt man sowohl dem Arzt als dem Lehrer den Lohn für seine Mühe, den für sein Herz bleibt man ihm schuldig." —

Über die Gemütsruhe (Kap. 3).

„Es ist nicht nur derjenige dem Staate nützlich, der die, welche sich um Ämter bewerben, hervorzieht und Angeklagte in Schutz nimmt und über Krieg und Frieden seine Stimme abgibt, sondern auch wer die Jugend begeistert, wer bei dem so großen Mangel an tüchtigen Lehrern Keime der Tugend in die Gemüter pflanzt, wer die, welche nach Geld und Genuß rennen und jagen, ergreift und zurückzieht und, wenn nicht anders, doch wenigstens aufhält, siehe, der wirkt an einzelnen für das Ganze."

„Siehe zu, daß nicht das Lesen vieler Schriftsteller und aller Art Bücher etwas Verwirrendes und Unbeständiges habe, man muß bei bestimmten Geistern bleiben und sich daran nähren, wenn man etwas schöpfen will, was im Geiste treu ruht. Nirgends ist, wer überall ist. (Nusquam est, qui ubique est.) — Lies daher bewährte Bücher immer, und wenn du einmal zu andern übergehen willst, kehre zu den früheren wieder zurück." (Moralische Briefe I, 2.)

„Lang ist der Weg durch Vorschriften, kurz und wirksam durch Beispiele." (Longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla.) (Moralische Briefe I, 6.)

„Gehe mit denen um, welche dich besser machen können und lasse jene zu dir kommen, welche du besser machen kannst. Es geschieht das gegenseitig, und während man lehrt, lernt man (homines, dum docent, discunt)." (Moralische Briefe I, 7.)

„Du klagst, daß dort Mangel an Büchern sei. Es liegt nichts daran, wie viele Bücher du habest, sondern wie gute. Eine bestimmte Lektüre nützt, eine mannigfaltige ergötzt. Wer dahin kommen will, wohin er strebt, muß einem Wege folgen, nicht durch viele hinschweifen." (Moralische Briefe V, 4.)

„Unterstützen können uns nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch die, welche vor uns gewesen sind. Aber unter denen, welche jetzt sind, wollen wir nicht diejenigen wählen, welche große Worte mit Schnelligkeit vorschreiben, Gemeinplätze vortragen und im besonderen einen Kreis um sich schließen, sondern diejenigen, welche das Leben durch das Leben lehren, welche, wenn sie gesagt haben, was zu thun sei, es durch ihr Thun beweisen, welche lehren, was zu meiden sei, und niemals bei dem, was sie als zu vermeiden hingestellt haben, betroffen werden. Den wähle zum Helfer, welchen du mehr bewunderst, wenn du ihn siehest, als wenn du ihn hörst." (Moralische Briefe V, 12.)

„Gleichnisse halte ich für nötig, damit sie Hülfsmittel für unsere Schwachheit sind und dem Lernenden und Hörenden die Sache vergegenwärtigen." (Moralische Briefe VI, 7.)

„So lange mußt du lernen, so lange du nicht weißt, wenn wir dem Sprichwort glauben, so lange du lebst; und für keine Sache paßt dies mehr, als für diese: So lange mußt du lernen, wie du leben sollst, so lange als du lebst." (Moralische Briefe IX, 5.)

„Siehe, ungeheures Geschrei wird aus der Rennbahn herübergetragen. — — Ich denke bei mir, wie viele den Körper üben, wie wenige den Geist, welch' ein Zusammenlauf ist zum trügerischen und kurzweiligen Schauspiel, wie groß die Leere ist bei den schönen Künsten, wie schwach an Geist die sind, deren Arme und Schultern wir bewundern. Das aber bedenke ich am meisten bei mir: Wenn der Körper durch Übung zu solcher Ausdauer gebracht werden kann, daß er sowohl die Faustschläge als auch die Fußtritte nicht nur eines Menschen erträgt, daß dadurch jemand die brennende Sonne im brennenden Staube aushält und von seinem Blut triefend den Tag verbringt: um wie viel leichter kann der Geist gestärkt werden, daß er die Schicksalsschläge unbesiegt aushält, daß er niedergeworfen und zusammengetreten wieder sich erhebt. Denn der Körper bedarf vieles, daß er kräftig bleibt, die Seele wächst aus sich, nährt sich und übt sich selbst. Jener braucht viel Speise, viel Trank, viel Öl, endlich viele Mühe. [1]) Die Tugend erlangst du ohne äußeren Apparat, ohne Kosten. Was dich gut machen kann, hast du bei dir. Was hast du nötig, daß du gut seist? Das Wollen."

(Moralische Briefe XI, 1.)

„Die Lektüre nährt den Geist und erfrischt ihn, der vom Studium erschlafft ist, doch nicht ohne Studium. Wir müssen nicht nur schreiben und nicht nur lesen, jenes verdüstert die Sachen und erschöpft die Kräfte, dies löst und klärt. Darum muß man abwechselnd hierhin und dorthin gehen und das eine mit dem andern in das gehörige Verhältnis bringen, sodaß das, was durch Lesen gesammelt ist, der Griffel verkörpere. Den Bienen müssen wir, wie man sagt, nachahmen, welche umherschweifen und

[1]) Im Kampfe gegen die Leidenschaften.

die Blumen, die zur Honigbereitung taugen, aussuchen, dann das, was sie zusammengetragen haben, ordnen und durch die Waben verteilen. — Den Bienen müssen wir nachahmen und was wir zusammengebracht haben, müssen wir scheiden; denn das Geschiedene wird besser bewahrt. Dann müssen wir mit Sorgfalt und Kraft des Geistes jenes, was wir geschöpft haben, zusammengießen, daß es, obgleich ersichtlich ist, woher es genommen ist, doch als etwas anderes erscheint, als das, woher es genommen ist. Das thut, wie wir sehen, die Natur in unserm Körper ohne unsere Mühe. Die Nahrungsmittel, welche wir aufnehmen, sind, so lange sie in ihrer Eigentümlichkeit verbleiben und unverdaut im Magen liegen, eine Last, aber wenn sie aus dem, was sie waren, verwandelt sind, gehen sie in Fleisch und Blut über. Dasselbe müssen wir bei den geistigen Nahrungsmitteln thun, daß wir das, was wir aufgenommen haben, nicht unverdaut lassen. Wir müssen es verdauen, sonst geht es ins Gedächtnis, nicht in den Geist." (Moralische Br. IX, 2.)

§ 43.

A. Persius Flaccus.

Persius wurde 34 n. Chr. zu Volaterrä in Etrurien von wohlhabenden Eltern geboren, verlor aber schon im sechsten Jahre seinen Vater, und seine Mutter verheiratete sich wieder. Bis zu seinem zwölften Jahre wurde er in seiner Heimat unterrichtet, dann aber nach Rom gesandt, wo er den Stoiker Annäus Cornutus hörte und im Verkehre mit trefflichen Männern sich allseitig ausbildete. Er blieb Anhänger der stoischen Lehre, und in ihrem Sinne hat er auch in seinen Satiren die Schlechtigkeit seiner Zeit gegeißelt. Er starb schon 62 n. Chr., erst 28 Jahre alt, an einem Magenübel.

Alsbald nimmt er (der Knabe) sein Buch und bunte geglättete Rollen,
Langt nach Papier und ergreift eilfertig das knotige Schreibrohr.
Doch jetzt klagt er, verdickt festklebe der Saft an der Feder;
Gießt man Wasser hinzu, ist viel zu bläßlich die Tinte,
Häßliche Kleckse dem Rohre entfließen nach ihrer Verdünnung,
Ärmlicher Wicht, und mit jeglichem Tage noch ärmlicher! Sieht es
So mit uns aus? So verlange doch auch wie ein zärtliches Täubchen
Und wie Prinzen es thun, nach dünnem zerriebenen Breilein,
Heule und stampfe dazu, wenn die Mamma das Bella (Kinderlied) beginnet.
„Kann ich studieren mit solch' einer Feder?" O geh mir; wozu denn
Solcherlei Ausflucht stottern? Du narrest dich selbst, in dem Wahnwitz
Läufest du über. Man wird dich verachten, man hört bei dem Klopfen,
Daß nicht tüchtig der Topf und aus tüchtigem Thone gebrannt ist.

(Satire 3, 10—22.)

Oft, ich erinn're mich, hab' ich als Kind mir die Augen geölet,
Wenn ich zu lernen geneigt nicht war die pathetische Rede
Catos, bevor er stirbt, die den närrischen Lehrer entzückte,
Und die im Schweiße der Angst anhörte der Vater mit Freunden.

(Satire 3, 44—47.)

§ 44.

Titus Petronius Arbiter.

Petronius diente unter Nero mit Auszeichnung als Proconsul in Bithynien und gehörte zu den Vertrauten des Kaisers, unterlag aber den Intriguen, die ihn der Teilnahme an der Verschwörung des Piso beschuldigten, und gab auf einer Reise nach Campanien sich selbst den Tod 66 n. Chr. Er gilt für den Verfasser eines Sittenromans (Satirikon), welcher mit großer Vollendung die sittlichen Zustände jener Zeit schildert und die verschiedenen Menschen trefflich charakterisiert, aber nur in verkürzter Gestalt auf uns gekommen ist.

„Ich glaube, daß die jungen Leute in den Schulen (der Rhetoren) erst recht dumm werden, weil sie nichts von dem, was im gewöhnlichen Leben vorkommt, sehen oder hören, sondern da stehen Piraten am Ufer in Ketten, da schreiben Tyrannen Edikte, in denen sie Söhnen befehlen, ihren Vätern die Köpfe abzuschneiden, da werden Orakelsprüche gegen eine Pest gegeben: es sollen drei oder mehr Jungfrauen geopfert werden[1]), — nichts als schön gedrechselte honigsüße Phrasen und alles, Worte und Handlungen, wie mit Safran und Mohn bestreut. Wer mit solchem Zeug gefüttert wird, der kann ebenso wenig vernünftig werden als lieblich duften, wer in einer Küche wohnt. Aber die geringste Schuld bei diesen Übungen trifft die Lehrer, die notwendiger Weise mit den Tollen toll sich geberden müssen. Denn wenn sie nicht sagen, was dem Schüler gefällt, so bleiben sie in ihrer Schule allein. Wenn der Lehrer der Beredsamkeit nicht wie ein Fischer den Köder an die Angel bringt, von dem er weiß, daß ihn die Fischlein ganz verschlucken, so sitzt er ohne Aussicht auf Beute auf dem Felsen." (Satirikon 1.)

§ 45.

M. Fabius Quintilianus.

M. F. Quintilianus war um das Jahr 35 n. Chr. zu Calagurris am Ebro geboren. Sein Vater war Rhetor, und er selbst hatte Gelegenheit, die bedeutendsten Redner seiner Zeit zu hören. Seit 68 war er in Rom Sachwalter und Lehrer der Beredsamkeit und gelangte zu hohem Ansehen und Wohlstande. Nachdem er 20 Jahre als Lehrer thätig gewesen war, setzte er sich zur Ruhe, benutzte aber seine Muße dazu, auf Bitten vieler Zeitgenossen das Werk über die Unterweisung in der Redekunst (de institutione oratoria) in 12 Büchern abzufassen. Es ist ein vollständiges Lehrbuch der Rhetorik, welches von dem ersten Jugendunterrichte an bis zu dem Auftreten des ausgebildeten Redners alles umfaßt. Die Beredsamkeit ist ihm im weitesten Sinne die Kunst gut zu reden, aber er stellt auch an den Redner, den guten, der Rede kundigen Mann, höhere sittliche Ansprüche und baut daher auf sittliche Grundsätze sein System des gesammten rhetorischen Wissens, indem er sich besonders an Cicero anlehnt.

Den Inhalt der 12 Bücher über die Unterweisung in der Redekunst giebt Quintilian selbst (1 prooem. 21) so an: „Das erste Buch wird nämlich das enthalten, was dem Berufe des Rhetors vorangeht. Im zweiten

[1]) Themata zu den Übungsreden (Deklamationen in den Rhetorenschulen.

werden wir die ersten Anfänge bei dem Rhetor und die Fragen über das Wesen der Rhetorik behandeln. Fünf weitere Bücher sollen der Erfindung, denn daran wird sich auch die Anordnung anschließen, und vier dem rednerischen Ausdruck, wobei das Auswendiglernen und der Vortrag seine Stelle erhält, gewidmet werden. Dazu kommt noch ein Buch, in welchem der Redner selbst von uns herangebildet werden soll, und worin wir, soweit unsere schwache Kraft es vermag, über die Sitten desselben handeln wollen, über die Grundsätze, nach welchen er Prozesse übernehmen, sich davon unterrichten und sie führen soll, welche Gattung der Beredsamkeit er wählen, wenn er aufhören soll, Prozesse zu führen und von seinen nachherigen Studien." Wir geben aus der Schrift einige Stücke von besonderer Wichtigkeit.

Buch I, Kap. 1. Bei der Geburt eines Sohnes sollte der Vater vor allem die beste Hoffnung von demselben hegen, so wird er von Anfang an sorgfältiger sein. Denn ungerecht ist die Klage, daß sehr wenigen Menschen die Kraft verliehen sei, das, was man sie lehrt, aufzufassen, und daß die meisten Mühe und Zeit durch die Trägheit des Geistes verlieren. Im Gegenteil findet man die Mehrzahl gewandt im Denken und fertig zum Lernen; denn es ist dies den Menschen von Natur verliehen, und gleichwie die Vögel zum Fliegen, die Pferde zum Laufen, die Tiere des Waldes zur Wildheit geboren werden, so ist uns eigentümlich die Thätigkeit des Geistes und seine erfinderische Kraft, weshalb man auch glaubt, daß die Seele himmlischen Ursprungs sei. Stumpfsinnige und ungelehrige werden der natürlichen Anlage des Menschen gemäß nicht mehr geboren als ungeheuerliche und mißgestaltete Körper, und deren Zahl ist sehr gering. Zum Beweise diene, daß die Knaben so vielfache Hoffnungen erregen, und es ist klar, daß nicht, wenn nun diese im späteren Alter verschwinden, die Naturanlage, sondern die Bemühung gefehlt hat. Es übertrifft aber doch einer den andern an Anlage! Das gebe ich zu, allein dies hat nur zur Folge, daß der eine mehr leistet als der andere, während niemand gefunden wird, der durch Fleiß nichts erreicht hätte. Wer dies erkannt hat, wird, so wie er Vater geworden ist, alsbald die eifrigste Sorge der Hoffnung eines zukünftigen Redners zuwenden. Vor allem dürfen die Wärterinnen keine fehlerhafte Sprache haben; Chrysippus wünschte, daß sie, wenn es möglich wäre, Weisheit besitzen, und daß man wenigstens, so weit es die Verhältnisse gestatteten, die besten auswähle. Auf ihre Sittlichkeit wird man zwar ohne Zweifel zuerst Rücksicht nehmen, indessen sollen sie auch richtig sprechen. Sie wird der Knabe zuerst hören, ihre Worte wird er nachahmen und nachzubilden versuchen. Wir behalten aber von Natur das am besten, was wir in noch unentwickeltem Zustande in uns aufgenommen haben, gleichwie der Geschmack von dem, womit man neue Gefäße zuerst füllt, bleibt, und die Farben wollener Stoffe, womit die weiße Naturfarbe vertauscht wurde, nicht verwischt werden können. Auch haftet gerade das Schlechtere um so hartnäckiger; denn das Gute wandelt sich leicht in das Schlechtere um; wann aber wird aus Fehlerhaftem etwas Gutes? Darum möge sich selbst nicht das Kind an ein Sprechen gewöhnen, das wieder verlernt werden muß. Von den Eltern aber wünsche ich, daß sie so viel

Bildung als möglich besitzen. Ich meine damit nicht allein die Väter; denn zu der Beredsamkeit der Gracchen trug, wie wir wissen, ihre Mutter Cornelia nicht wenig bei, deren äußerst gebildete Sprache auch der Nachwelt in Briefen überliefert ist; und die Tochter des Lälius soll den Geschmack des Vaters in Reden wiedergegeben haben; auch die von der Tochter des Quintus Hortensius vor den Triumvirn gehaltene Rede liest man nicht bloß zu Ehren des Geschlechts. Aber auch diejenigen, welche selbst nicht das Glück hatten, etwas zu lernen, mögen keine geringere Sorgfalt auf den Unterricht ihrer Kinder verwenden, sie mögen vielmehr gerade darum desto genauer im übrigen sein.

Von den Dienern, unter welchen jener zu solcher Hoffnung Bestimmte erzogen wird, kann dasselbe gelten, was von den Wärterinnen gesagt worden ist.

Von den Pädagogen gilt noch weiter, daß sie entweder wirklich gebildet seien, worauf ich zuerst gesehen wünschte, oder daß sie es wissen, wenn sie's nicht sind. Denn es giebt nichts Schlimmeres als solche Menschen, die nur wenig über die ersten Anfangsgründe hinausgekommen sind und sich nun eine falsche Vorstellung von ihrem Wissen angeeignet haben. Sie halten es nämlich unter ihrer Würde, das Amt des Lehrers an Kundige abzutreten, und wie, wenn sie ein Recht hätten auf ihre Gewalt, wovon diese Art Menschen gewöhnlich aufgeblasen sind, lehren sie herrschsüchtig und bisweilen mit Grausamkeit ihre Thorheit weiter. Auch den Sitten ist ihr Wahn nicht minder schädlich. Hat doch z. B. Leonidas, der Pädagog des Alexander, wie von dem Babylonier Diogenes erzählt wird, seinen Zögling an einige Fehler gewöhnt, die denselben bis in das kräftige Alter, da er schon der größte König war, von jenem Jugendunterricht her begleiteten. — Manche glaubten, daß Kinder unter sieben Jahren noch nicht unterrichtet werden dürften, weil dieses Alter erst Verständnis für den Unterricht habe und die Anstrengung zu ertragen im stande sei. — Besser ist die Ansicht derer, welche meinen, daß keine Lebenszeit ohne Sorge für Bildung bleiben dürfe: wie Chrysippus, welcher zwar den Wärterinnen drei Jahre giebt, aber auch von ihnen schon die Seelen der Kinder durch gute Anweisung geleitet wissen will. Warum sollte aber wissenschaftliche Bildung noch nicht in das Alter gehören, in welches sittliche Bildung schon gehört? Ich weiß zwar recht wohl, daß in der ganzen Zeit, von welcher ich rede, kaum so viel ausgerichtet wird, als nachher ein Jahr zur Bildung beizutragen vermag, aber dennoch scheinen mir die, welche diese Ansicht hatten, nicht sowohl die Lernenden als die Lehrenden geschont zu haben. Was sollen denn sonst die Kinder von der Zeit, da sie sprechen können, Besseres thun? Denn etwas müssen sie doch thun. Oder warum sollten wir diesen, wenn auch noch so kleinen, Gewinn bis zum siebenten Jahre verschmähen? Denn wie gering auch die Leistung des früheren Alters sein mag, so wird doch der Knabe gewiß in dem Jahre, in dem er sonst das Geringere hätte lernen müssen, nun etwas Bedeutenderes lernen können. Dies von Jahr zu Jahr fortgesetzt macht für das Ganze etwas aus; und dem Jünglingsalter wird gerade so viel Zeit zugelegt, als der im Knabenalter gewonnene Vorsprung beträgt. Dieselbe Vorschrift gilt auch von den

folgenden Jahren; was ein jeder lernen muß, das fange er nicht zu spät an. Verlieren wir also nicht gleich die erste Zeit, um so weniger als die Elemente der Wissenschaft allein auf dem Gedächtnisse beruhen, welches im Kindesalter nicht nur schon vorhanden, sondern gerade da am treuesten ist. Ich bin jedoch der Altersstufen nicht so unkundig, daß ich glaubte, man müsse das zarte Alter sogleich hart anfassen und volle Anstrengung von demselben verlangen. Man wird vielmehr das besonders zu verhüten suchen müssen, daß nicht das Kind, welches die gelehrten Studien noch nicht lieben kann, sie hasse und von der einmal empfundenen Bitterkeit auch über die Kinderjahre hinaus ein Grauen habe. Es sei das ein Spiel, man bitte das Kind, man lobe es und richte es immer so ein, daß es eine Freude hat an dem, was es thut; bisweilen wenn es selbst nicht will, lehre man ein anderes Kind, so daß es darüber Neid empfinde; manchmal möge ein Wettstreit stattfinden, und öfters möge es glauben zu siegen; auch durch Belohnungen, für welche dieses Alter empfänglich ist, werde es ermuntert. — Hätte wohl der König von Makedonien seinen Sohn Alexander in den ersten Elementen der Wissenschaft von Aristoteles, dem größten Philosophen seiner Zeit, unterrichten lassen, oder hätte dieser ein solches Amt übernommen, wenn er nicht geglaubt hätte, daß die Anfänge der Studien nicht nur von dem vollendetsten Meister am besten behandelt werden, sondern daß sie auch für das Ganze von Wichtigkeit seien? Stellen wir uns also vor, es werde uns ein Alexander übergeben als ein Schoßkind, das so großer Sorge wert ist: sollte ich mich da schämen, gleich in den ersten Elementen den kürzesten Weg des Unterrichts zu zeigen? — So gefällt mir z. B. gleich jene fast allgemein verbreitete Methode nicht, daß die Kleinen die Namen und Reihenfolge der Buchstaben früher als die Formen lernen sollen, dies hindert nämlich das Kennenlernen derselben, weil der Knabe nachher seine Aufmerksamkeit nicht auf die Schriftzüge richtet, sondern, wie er die Buchstaben vorher auswendig gelernt hat, sie aus dem Gedächtnis hersagt. Darum giebt man auch die Vorschrift, daß man die Buchstaben, wenn sie der Knabe in jener geraden Reihenfolge, worin sie gewöhnlich zuerst geschrieben werden, sich hinlänglich eingeprägt hat, rückwärts lesen lasse und durch mancherlei Versetzungen durch einander werfe, bis der Schüler sie nach ihrem Aussehen und nicht bloß nach der Reihenfolge kennt. Am besten lehrt man daher wie von Menschen Gestalt und Namen zugleich. Indessen was beim Buchstabieren schädlich ist, wird beim Sillabieren nicht zum Nachteil gereichen. Dagegen verwerfe ich nicht eine andere bekannte Sitte, daß man, um den Kindern zum Lernen Lust zu machen, ihnen elfenbeinene Formen der Buchstaben zum Spielen giebt, oder was sich sonst noch zu größerer Freude jenes Alters finden läßt, das in den Händen zu haben, zu beschauen, zu benennen angenehm ist. — Die Sorge um eine gute und schnelle Handschrift, welche von vornehmen gewöhnlich vernachlässigt wird, ist aber sehr wohl angebracht. Denn da es bei den Studien eine Hauptsache ist und jener wahre, auf tiefer Grundlage beruhende Fortschritt allein dadurch erzielt wird, daß man schreibt, so hemmt eine langsamere Handschrift den Gedankengang selbst, eine unbeholfene und verworrene ist unleserlich, woraus eine andere

Unbequemlichkeit folgt: daß man diktieren muß, was man abgeschrieben haben will. — Man darf auch nicht dem ersten Auswendiglernen blindlings trauen; Wiederholung und langes Einüben ist da von größerem Nutzen; ebenso beim Lesen, wenn man nicht eher zur Verbindung der Silben in Wörter oder zu schnellerem Lesen hineilt als bis die Verbindung der Buchstaben unter sich ohne Anstoß, ohne Zweifel, wenigstens ohne Verzug des Nachsinnens vor sich geht. Dann mag der Knabe anfangen, Silben in Wörter zu verbinden und diese zur Rede zu vereinigen. Es ist unglaublich, wie großer Verzug dem Lesen durch Übereilung erwächst. Daher kommen nämlich Unsicherheit, Unterbrechungen, Wiederholungen, indem die Knaben mehr wagen als sie vermögen, und dann, wenn sie einen Fehler gemacht haben, auch das Vertrauen auf das verlieren, was sie schon wissen. Man spreche also vor allen Dingen Silbe für Silbe scharf und bestimmt aus, dann folge das zusammenhängende Lesen, lange Zeit werde dies langsamer betrieben, bis aus der Übung fehlerlose Schnelligkeit gewonnen wird. — Und weil wir uns denn einmal bei geringfügigeren Dingen verweilen, so mögen auch die Sätze, welche beim Schreiben zur Nachbildung vorgelegt werden, nicht gleichgültige Gedanken enthalten, sondern solche, die eine gute Lehre geben. Die Erinnerung daran begleitet uns bis in das Greisenalter, und was der Seele in ihrem noch unentwickelten Zustande eingeprägt ward, wirkt auf den Charakter ein. Auch die Aussprüche berühmter Männer und auserlesene Stellen besonders aus Dichtern (denn deren Kenntnis macht den Kleinen mehr Freude) mögen sie spielend auswendiglernen. Das Allernotwendigste nämlich ist für den Redner (wie ich am gehörigen Orte zeigen werde) das Gedächtnis, und dieses wird besonders gestärkt und genährt durch Übung; in den Jahren aber, von welchen wir jetzt reden, die noch nichts aus sich selber schaffen können, ist es beinahe einzig und allein das Gedächtnis, worauf die Sorge des Lehrers fördernd einwirken kann. Damit aber das Organ vollkommen ausgebildet und die Aussprache schärfer werde, so möchte es ganz passend sein, von Knaben dieses Alters zu verlangen, daß sie Wörter und Sätze von erkünstelter Schwierigkeit, die aus mehreren, und zwar sehr hart unter einander zusammenstoßenden Silben verkettet und so zu sagen holperig sind, möglichst schnell hersagen: auf griechisch heißen sie *γλῶτται*. Dies ist anscheinend etwas Geringfügiges, und doch, wenn es vernachlässigt wird, setzen sich viele Fehler der Zunge, wofern sie nicht in den ersten Jahren entfernt werden, zu einer für die Zukunft unverbesserlichen Mangelhaftigkeit fest.

Kap. 3. Der erfahrene Lehrer prüfe, sobald ihm ein Knabe zum Unterrichte übergeben worden ist, zuerst die Anlage und die Natur desselben. Ein vorzügliches Kennzeichen guter Anlage ist in der Kindheit das Gedächtnis; seine Kraft ist eine doppelte, nämlich leicht zu fassen und treulich zu behalten. Demnächst folgt die Nachahmung; auch sie ist das Kennzeichen einer gelehrigen Natur, jedoch so, daß der Knabe das, was er lernt, nachbilde, aber nicht etwa das Äußere, den Gang und was als schlecht bemerkt wird. — Wenn der Lehrer diese Beobachtungen angestellt hat, so untersuche er hierauf, wie der Geist seines Schülers zu behandeln sei. Einige sind laß, wenn man sie nicht antreibt. Einige

hält die Furcht in Schranken, andere schwächt dieselbe; die einen bildet fortgesetzte Arbeit allmählich heraus, bei anderen wirkt mehr die Begeisterung. Ich wünsche mir zum Zögling einen Knaben, welchen Lob ermuntert, welchen Ruhm erfreut, der überwunden weint, ein solcher wird durch Ehrgeiz genährt werden können, diesem werden Scheltworte zu Herzen gehen, diesen wird die Ehre anregen, von diesem habe ich niemals Trägheit zu befürchten. Man muß indes allen einige Erholung gestatten, nicht nur weil nichts eine ununterbrochene Anstrengung zu ertragen vermag und das Empfindungs- und Leblose selbst, damit es seine Kraft bewahren kann, durch abwechselnde Ruhe gleichsam abgespannt wird, sondern auch weil die Lernbegierde auf dem Willen beruht, der nicht gezwungen werden kann. Daher bringen die Schüler, wenn sie wieder neu und frisch sind, sowohl mehr Kräfte zum Lernen mit als auch einen geschärfteren Geist, der sonst gewöhnlich gegen Zwang sich sträubt. Auch nehme ich keinen Anstoß an dem Spielen der Knaben, auch das ist ein Zeichen eines aufgeweckten Geistes, und ich darf mir keine Hoffnung machen, daß jener traurige und stets niedergeschlagene Knabe bei den Studien strebsamen Geistes sein werde, wenn er sogar bei diesem, in jenen Jahren so natürlichen Streben laß ist. Nur wisse man in den Erholungen das rechte Maß zu halten, sodaß weder durch Versagung derselben Widerwillen gegen die Studien erzeugt, noch durch deren Übertreibung das Müßiggehen zur Gewohnheit werde. Es giebt sogar einige recht nützliche Spiele, wodurch der Verstand der Knaben geschärft wird, wenn sie z. B. in der Beantwortung kleiner Fragen aller Art wetteifern, die sie sich wechselseitig stellen. Auch der Charakter verrät sich beim Spiele offener, nur muß man nicht glauben, daß irgend ein Alter zu schwach sei, um sogleich zu lernen, was gut oder böse ist, und gerade dann ist die Bildung am wichtigsten, wenn das Alter noch keiner Verstellung fähig und gegen den Lehrer am nachgiebigsten ist; denn was einmal zur Verkehrtheit sich verhärtet hat, wird leichter zerbrochen als gerade gerichtet. Darum muß der Knabe alsbald ermahnt werden, daß er nichts leidenschaftlich, nichts unredlich, nichts heftig thue, und immer muß man an jenen Ausspruch Virgils denken (Georg. II, 272):

„So viel Wert hat in frühester Jugend Gewöhnung."

Daß man aber bei dem Schüler Schläge anwende, wünsche ich durchaus nicht, ob es gleich angenommen ist und von Chrysippus nicht mißbilligt wird, und zwar weil es erstens häßlich und sklavisch und sicherlich — was von den späteren Jahren jedermann zugiebt — eine Beleidigung ist; dann weil ein Knabe von so niedriger Gesinnung, daß er durch Verweis nicht gebessert werden kann, gleichwie alle schlechten Sklaven auch gegen Schläge verhärtet wird: endlich weil diese Züchtigung auch nicht einmal nötig sein wird, wenn beständig ein Aufseher der Studien zur Seite steht. Jetzt glaubt man aber die Nachlässigkeit der Erzieher so zu verbessern, daß man, anstatt die Knaben gleich anzuhalten, das Rechte zu thun, sie bestraft, wenn sie es nicht gethan haben. Endlich wenn man auch das Knäblein mit Schlägen gezwungen hat, was soll man mit einem Jünglinge machen, bei dem diese Furcht nicht angewendet werden kann und der noch mehr lernen muß? — Wenn man

aber gar bei der Wahl der Aufseher und Lehrer nicht die gehörige Rücksicht auf deren Sitten genommen hat, so läßt sich gar nicht sagen, zu welch:: Schändlichkeiten nichtswürdige Menschen dieses Recht, Schläge zu geben, mißbrauchen und wozu die Furcht der armen Knaben manchmal auch anderen Gelegenheit giebt. Ich will bei diesem Punkte nicht länger verweilen; was ich zu verstehen gab, ist schon zu viel. Darum genüge die Bemerkung, daß gegen das schwache und Kränkungen ausgesetzte Alter niemand zu viel gestattet sein dürfe.

Kap. 4. Die erste Stelle bei dem Knaben, welcher im Lesen und Schreiben Fertigkeit erlangt hat, gehört dem Grammatiker.

Dieser hat nicht nur richtig sprechen zu lehren, sondern auch die Dichter zu erklären, die Rechtschreibung zu lehren und Anleitung zum richtigen Lesen und zur rechten Aussprache zu geben, und es heißt in betreff des Lesens und der Aussprache:

Kap. 9. Noch ist das Lesen übrig; daß der Knabe hierbei wisse, wo er den Atem einhalten müsse, an welcher Stelle den Vers abteilen, wo ein Gedanke sich schließe, wo er anfange, wann die Stimme gehoben oder gesenkt werden müsse, mit welcher Veränderung der Stimme ein jedes, was langsamer, schneller, heftiger, sanfter gesprochen werden müsse, alles das läßt sich nur bei der Ausübung selber zeigen. Ich will daher in diesem Punkte nur eine Vorschrift geben: um alles dieses thun zu können, soll der Schüler verstehen, was er liest.

Kap. 11. Vor allen Dingen verbessere der Lehrer die etwa vorhandenen Fehler des Mundes und der Aussprache, daß die Worte deutlich ausgedrückt und alle Buchstaben mit ihren gehörigen Lauten ausgesprochen werden. Bei einigen fehlen wir durch allzu schwache oder allzu derbe Aussprache; einige bringen wir so zu sagen nicht scharf genug hervor und verwechseln sie mit anderen nicht unähnlichen, aber so zu sagen stumpferen Lauten. — Er wird auch Sorge tragen, daß die letzten Silben nicht verloren gehen, daß die Rede sich gleich bleibt, daß, so oft eine Ausrufung vorkommt, die Brust und nicht der Kopf in Thätigkeit ist, daß die Gestikulation nach dem Worte, die Miene nach der Gestikulation sich richtet. Ferner wird man darauf Achtung geben müssen, daß das Gesicht des Redenden eine regelmäßige Haltung habe, daß die Lippen nicht verzerrt werden, daß der Mund nicht übermäßig aufgesperrt werde, daß der Blick nicht nach oben gerichtet, das Auge nicht zu Boden geschlagen, der Nacken nicht nach einer Seite hingeneigt sei.

Buch II. Kap. 2. Es ist aber nicht genug, daß der Lehrer selbst im höchsten Grade unsträflich ist, wenn er nicht durch eine strenge Zucht auch die Sitten derer, welche sich bei ihm versammeln, zu zügeln weiß. Möge er daher vor allen Dingen eine väterliche Gesinnung gegen seine Schüler annehmen und glauben, daß er an die Stelle derer trete, von welchen ihm die Kinder übergeben werden. Er habe weder selbst Fehler, noch dulde er solche. Seine Strenge sei nicht finster, seine Freundlichkeit nicht leichtfertig, damit er sich nicht durch jene Haß, durch diese Mißachtung zuziehe. Er rede sehr viel von der Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit; denn je öfter er ermahnt, desto seltener wird er strafen müssen.

Am wenigsten darf er jähzornig sein, ohne jedoch das, was verbessert werden muß, zu übersehen. Er sei einfach und natürlich im Unterricht, habe Geduld zur Arbeit, zeige sich aber dabei mehr ausdauernd als maßlos. Den Fragenden gebe er gern Antwort, diejenigen, welche nicht fragen, forsche er von freien Stücken aus. In dem Lobe der Vorträge seiner Schüler sei er weder zu karg noch verschwenderisch, weil das eine Verdrossenheit in der Arbeit, das andere Sicherheit erzeugt. Bei dem Verbessern dessen, was anders gemacht werden soll, darf er nicht bitter und am wenigsten beleidigend sein; denn dies bringt viele von dem Vorsatze zurück, sich den Wissenschaften zu widmen, weil nämlich manche so tadeln, als ob sie haßten.

Kap. 3. Auch die Überzeugung derer darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, die glauben, auch wenn sie die Knaben reif für den Unterricht des Rhetors halten, so dürfen sie sie doch nicht sofort dem ausgezeichnetsten Lehrer übergeben, sondern sollen sie eine Zeitlang bei geringeren zurückhalten, als ob für die Unterweisung in Künsten die Mittelmäßigkeit eines Lehrers passender wäre, weil ein solcher leichter zu verstehen und nachzuahmen und nicht zu vornehm sei, den lästigen Elementarunterricht zu übernehmen. Dabei, glaube ich, brauche ich mich nicht lange abzumühen, daß ich zeige, um wie viel besser es ist, mit dem Besten erfüllt zu werden, und wie groß die Schwierigkeit bei der Austilgung einmal anhaftender Fehler ist, wenn dem nachfolgenden Lehrer eine doppelte Last aufgebürdet wird, wovon gerade die des Abgewöhnens schwieriger und dringender ist als die der Belehrung. Deswegen soll auch Timotheus, der berühmte Flötenspieler, gewöhnlich von solchen, welche bereits ein anderer unterrichtet hatte, das doppelte Lehrgeld verlangt haben, als wenn ihm ununterrichtete übergeben wurden. Es liegt jedoch ein doppelter Irrtum zu Grunde: einmal daß sie glauben, jene geringeren Lehrer genügten einstweilen, und in der That müssen sie einen guten Magen haben, um so genügsam zu sein; jedoch wäre diese Sorglosigkeit, wiewohl sie auch selbst tadelnswert ist, noch einigermaßen zu ertragen, wenn solche Lehrer nur etwas Geringeres und nicht etwas Schlechteres lehrten. Der andere und zwar noch häufigere Irrtum besteht darin, daß man glaubt, es lassen sich die, welche eine größere Fähigkeit im Reden erlangt haben, nicht zu geringerem herab und zwar bisweilen deswegen, weil sie zu vornehm seien, um Schülern einer niederen Stufe ihre Sorgfalt zuzuwenden, bisweilen auch weil sie es auch gar nicht können. Ich rechne aber den, welcher nicht will, gar nicht unter die Zahl der Lehrer, und das Können, behaupte ich, findet am meisten bei dem Besten, wenn er nur will, statt; erstens weil man annehmen muß, daß der, welcher die andern an Beredsamkeit übertrifft, auch das am sorgfältigsten aufgefaßt hat, wodurch man zur Beredsamkeit gelangt, sodann weil beim Unterrichte die Methode das Wichtigste ist, die der Lehrer desto vollkommener besitzt, je gebildeter er ist; endlich weil niemand im Höheren sich auszeichnen kann, wenn er des Geringeren nicht mächtig ist.

Kap. 7. Vom Auswendiglernen. Jene Gewohnheit muß nach meinem Dafürhalten durchaus abgestellt werden, daß man nämlich junge Leute in dem Alter, von dem wir jetzt handeln, alles, was sie geschrieben

haben, auswendig lernen und, wie es Sitte ist, an einem bestimmten Tage hersagen läßt. Darauf halten am meisten die Väter, welche dann erst glauben, daß ihre Söhne eigentlich studieren, wenn diese möglichst viele Übungsvorträge halten, während der Fortschritt doch vornehmlich durch sorgfältige Auswahl der zu lernenden Stücke erzielt wird. Wie ich nämlich durchaus wünsche, daß Knaben schreiben und daß sie sich dieser Übung recht sehr befleißigen, so möchte ich weit mehr noch raten, daß sie nur auserlesene Stellen aus Reden, Geschichtsbüchern oder Werken anderer Art, die dieser Sorge wert sind, auswendig lernen. Das Gedächtnis wird nämlich mehr geübt und geschärft, wenn es fremdes als wenn es eigenes aufnimmt. Es werden solche, die in der schwierigeren Art des Auswendiglernens sich geübt haben, ohne Beschwerde, was sie selbst verfaßt haben, dem schon damit vertrauten Geiste einprägen: sie werden sich an das Beste gewöhnen und immer ein Vorbild der Nachahmung in sich tragen; sie werden endlich unbewußt die Musterform der Rede, welche sie tief in der Seele erfaßt haben, wieder ausdrücken. —

Buch XI. Kap. 2. Das Gedächtnis. Manche haben das Gedächtnis für ein bloßes Geschenk der Natur halten wollen, und unzweifelhaft thut sie dabei das meiste; allein wie alles andere wird auch es durch Ausbildung erhöht, und alle Mühe, von der wir bisher gesprochen haben, ist umsonst, wenn nicht die übrigen Stücke durch diese sie belebende Kraft zusammengehalten werden. Denn aller Unterricht beruht auf dem Gedächtnis, und umsonst ist alles Lehren, wenn das Gehörte an uns vorüberfließt. Dieselbe Geisteskraft stellt uns einen Vorrat von Beispielen, Gesetzen, Bescheiden, Aussprüchen, Handlungen zur Verfügung, welche der Redner stets im Überfluß in Bereitschaft haben muß. Nicht mit Unrecht nennt man es die Schatzkammer der Beredsamkeit. Indes für solche, welche mit vielerlei Rechtsfällen sich befassen wollen, ist es nicht genug, erlerntes fest zu behalten, sie müssen auch rasch neues auffassen können, und nicht nur im stande sein, geschriebenes durch wiederholtes Lesen in sich aufnehmen, sondern auch bei bloß überdachtem den Gedanken und Worten zu folgen, an das von der Gegenpartei Gesagte sich erinnern und dieses nicht bloß einfach in der Ordnung, in welcher es vorgetragen wurde, zu widerlegen, sondern auch am passenden Orte anzubringen. — Ich glaube, nicht dabei verweilen zu dürfen, daß ich zeige, was es ist, das die Kraft der Erinnerung hervorbringt. Die meisten freilich denken sich die Sachen so, daß der Seele gewisse Spuren eingedrückt werden, so wie das Wachs die Eindrücke des Siegels bewahrt. Allein, ich bin nicht so leichtgläubig, daß ich, während ich doch sehe, daß das Gedächtnis bald schwächer, bald stärker ist, glauben könnte, ein äußerer Mechanismus finde seine Anwendung auf die Seele. — Weit mehr drängt sich mir die Verwunderung darüber auf, wie alte Eindrücke, aus großer Zeitferne hergeholt, sich wiederholen und von neuem darbieten, und zwar nicht bloß, wenn wir sie wieder hervorsuchen, sondern oft auch unwillkürlich, und nicht bloß in wachem Zustande, sondern auch, wenn wir uns zur Ruhe gelegt haben. — Um so mehr verwundern wir uns, als auch die Tiere, die doch nicht mit Verstand begabt zu sein scheinen, sich erinnern, wieder erkennen und von noch so weiten Wande-

rungen aus wieder zu den gewohnten Stätten zurückkehren. Wie, ist das nicht ein wunderbarer Wechsel, daß uns das Neueste entfällt, Älteres fest in uns haftet, daß wir, Dinge von gestern vergessend, der Vorfälle der Kindheit uns entsinnen? — Ferner daß manches, wenn wir es hervorsuchen, sich versteckt und dann wieder ganz zufällig uns beigeht, und daß die Erinnerung nicht immer dableibt, bisweilen aber wieder zurückkehrt? Man würde jedoch nicht wissen, wie groß und wie göttlich diese Kraft ist, wenn sie nicht diese Leuchte der Beredsamkeit aufgesteckt hätte. — Denn sie giebt nicht nur die Gedanken, sondern auch die Worte in ihrer Ordnung wieder, und nicht bloß wenige verbindet sie miteinander, sondern sie kennt fast gar keine Grenze, und in den langgedehntesten Vorträgen ermattet eher die Geduld des Zuhörers, als daß die Treue des Gedächtnisses den Redner verläßt. — Auch dies dient zum Beweis dafür, daß dabei Kunst zu Grunde liegt und daß die Natur durch Theorie unterstützt wird, da einer und derselbe, unterrichtet, dieses leisten kann, ohne Unterricht und Übung es nicht kann. Zwar lese ich im Platon, daß dem Gedächtnis der Gebrauch der Buchstabenschrift hinderlich sei, weil wir nämlich aufhören, das der Schrift Anvertraute selbst zu bewahren und in Folge der sorglosen Sicherheit es verlieren. — Unzweifelhaft thut in diesem Punkte das meiste die Anstrengung der Denkkraft, wie die Schärfe des Auges, das von dem Anblick der Gegenstände, die man betrachtet, nicht abgewandt wird. Daher kommt es auch, daß dasjenige, woran wir mehrere Tage schreiben, um es auswendig zu lernen, schon die denkende Beschäftigung uns einprägt. — Die Gedächtniskunst (Mnemonik) soll zuerst Simonides gelehrt haben. — Aus diesem Verfahren des Simonides scheint man sich die Bemerkung abgenommen zu haben, daß das Gedächtnis unterstützt wird, wenn man sich in der Seele gewisse Sitze der Vorstellungen bezeichnet und ein jeder wird dies an sich selbst erproben können. Denn wenn wir uns nach einiger Zeit wieder an denselben Ort begeben, so erkennen wir nicht bloß diesen selbst wieder, sondern erinnern uns auch an das, was wir hier gethan haben, Personen gehen uns wieder bei, und bisweilen treten sogar im Stillen gehegte Gedanken wieder in die Seele zurück. Wie also meist, so ist auch hier die Kunst (Theorie) aus der Beobachtung entstanden. — Man nimmt das Bild einer möglichst geräumigen Lokalität in sich auf, die eine reiche und leicht kenntliche Mannigfaltigkeit in sich schließt, etwa eines großen Gebäudes mit vielen abgesonderten Gemächern. Alles, was darin bemerkt ist, prägt man der Seele sorgfältig ein, so daß man ohne Verzug und Zeitverlust alle seine Teile in Gedanken durchlaufen kann. Hierbei ist nun zunächst unsere Bemühung darauf gerichtet, daß wir, wenn wir dieses Bild an uns vorübergehen lassen, nicht stocken. Denn eine Erinnerung, woran eine andere Erinnerung ihren Halt haben soll, muß mehr als sicher sein. — Sodann bezeichnet man das, was man niedergeschrieben oder in Gedanken erfaßt hat, mit irgend einem Merkmale, das daran erinnern soll. Dieses kann entweder von der Sache überhaupt genommen sein, wie von der Schiffahrt, vom Kriegswesen, oder von einem einzelnen Worte. Denn selbst das Entfallene kann durch die Erinnerung eines einzigen Worts ins Gedächtnis zurückgerufen werden. Das Zeichen für die Schiffahrt

soll z. B. ein Anker sein, für das Kriegswesen irgend ein Waffenstück. — Diese Bilder werden nun folgender Maßen geordnet. Den ersten Gedanken weist man gleichsam dem Vorhofe an, den zweiten dem Vorsaale, sodann geht man im inneren Hofraume herum und bringt die betreffenden Gedanken nicht bloß in den Zimmern und Sälen, sondern auch an Statuen und Ähnlichem der Ordnung nach unter. Ist dies geschehen und soll die Erinnerung wieder hervorgerufen werden, so beginnt man diese Räume von Anfang an zu durchgehen, und was man einem jeden anvertraut hat, fordert man zurück, wie man mit Hülfe des davon gewählten Bildes daran erinnert wird. So viele Dinge es nun auch sind, deren man sich erinnern muß, so hängt doch eines am andern wie an einem Riemen und man greift nicht fehl beim Anreihen des Folgenden an das Frühere, wenn man nur die Mühe des Auswendiglernens aufgewandt hat. — Was ich von einem Hause gesagt habe, läßt sich auch auf öffentliche Gebäude, eine lange Reihe, den Umfang einer Stadt und auf Gemälde anwenden. Man kann auch solche Bilder selbst entwerfen. Es gehören also Örtlichkeiten dazu, welche man entweder erdichtet oder auswählt, Bilder oder Umrisse, die man aber notwendig erdichten muß. Diese Bilder sind die Zeichen, mittelst deren wir uns das, was wir auswendig lernen müssen, merken, indem wir uns, wie Cicero sagt, der Örtlichkeiten als des Wachses, der Bilder als der Buchstaben bedienen. Auch folgende Stelle wird am besten wörtlich beigesetzt: Jene Felder (Schemen) müssen zahlreich, in die Augen fallend, leicht zu übersehen und durch mäßige Zwischenräume getrennt sein, die Bilder aber lebhaft, stark, hervorstechend, daß sie leicht sich darbieten und einen schnellen Eindruck auf die Seele machen. — Ich möchte nicht in Abrede stellen, daß solche Mittel mancherlei Nutzen haben, z. B. wenn man eine Reihe vieler Namen von Dingen hört, welche man soll wieder hersagen können. Man legt nämlich diese Dinge an den Orten, die man sich eingeprägt hat, nieder und setzt, so zu sagen, den Tisch in den Vorraum, die Bretterbühne in den Vorsaal, und so weiter, und hernach, wenn man es wieder durchgeht, findet man es da, wo man es hingelegt hatte. Vielleicht haben sich dieses Hülfsmittels auch die bedient, welche am Ende einer Versteigerung, was jeder Käufer erstanden hatte, in Übereinstimmung mit dem Protokoll der Wechsler anzugeben wußten. Hortensius soll diese Probe bestanden haben. Weniger wird dieses Mittel nützen beim Auswendiglernen eines zusammenhängenden Vortrages. Denn die Gedanken haben nicht ein eben solches Zeichen wie einzelne Gegenstände: man würde erst eines erdichten müssen. Doch kann an diese einigermaßen der Ort erinnern. Wie aber kann die Wortfolge eines Vortrages durch dieses künstliche Mittel behalten werden? Ich rede nicht davon, daß manches durch keine bildliche Zeichen angedeutet werden kann, wie jedenfalls die Bindewörter. Und gesetzt auch, wir hätten wie diejenigen, welche mit Zeichen schreiben, gewisse Bilder von allen Dingen und zahllose Orte, auf die wir alle Worte, die sich z. B. in den fünf Büchern der zweiten Anklagerede gegen Verres finden, verteilen könnten, so daß wir uns aller daselbst niedergelegten erinnerten: müßte nicht auch der Fluß des Vortrages gehemmt werden, indem das Gedächtnis doppelte Arbeit hätte?

Denn wie können die Worte engverbunden fließen, wenn man bei jedem einzelnen auf sein Zeichen zurückblicken muß? Mögen also Charmadas und der oben angeführte Metrodorus von Skepsis, welche nach Cicero dieser Übung sich bedient haben, ihre Kunst für sich behalten; wir wollen einfachere Mittel lehren.

Will man einen längeren Vortrag dem Gedächtnis einprägen, so ist es zweckmäßig, ihn stückweise auswendig zu lernen; denn unter zu großer Last leidet jenes. Diese Abschnitte sollen jedoch nicht gar zu klein sein; denn sonst werden es ihrer so viele und der Vortrag wird zerstückelt und zerschnitten. Ich möchte aber auch nicht ein bestimmtes Maß vorschreiben, sondern da, wo eine Materie zu Ende ist, soll man abteilen, wofern nicht etwa diese so reich ist, daß sie selbst wieder geteilt werden muß. Man setze also gewisse Grenzen fest, präge sich die Reihenfolge der Worte, die am meisten zu schaffen macht, durch fleißiges Überdenken ein, die einzelnen Teile verbinde man durch öfteres Wiederholen derselben in ihrer Ordnung. Dabei leistet einigen Vorschub, wenn man demjenigen, was schwer zu behalten ist, irgendwelche Zeichen beisetzt, die es uns in Erinnerung bringen und das Gedächtnis antreiben. — Ein weiteres Bindemittel wenden diejenigen an, welche die Erinnerung von einem ähnlichen Gegenstande auf den zu behaltenden übertragen; so bei Namen, wenn z. B. ein Fabius zu behalten ist, so beziehen wir dies auf Fabius Cunctator, der uns nicht wieder entfallen kann, oder auf irgend einen Freund dieses Namens.

Jedermann wird es zu statten kommen, wenn er etwas von dem gleichen Papier auswendig lernt, auf welches er es niedergeschrieben hat. Denn so folgt er seinem Gedächtnisse gleichsam auf der Spur nach und sieht wie mit dem Auge nicht nur ganze Seiten vor sich, sondern auch fast jede Zeile, und trägt es dann vor, als ob er es ablese. Ist sodann irgendwo etwas ausgestrichen oder eingeschoben oder verändert, so sind das die Zeichen, die wir im Auge behalten um nicht fehlzugreifen. Es giebt noch ein Mittel, welches zwar mit jener oben besprochenen Kunst einige Ähnlichkeit hat, aber doch, wenn eigene Erfahrung mich richtig belehrt hat, leichter anzuwenden und wirksamer ist. In der Stille auswendig lernen — denn auch dies wurde verlangt — wäre freilich das Beste, wenn nicht so oft andere Gedanken in die gleichsam müßige Seele sich einschlichen. Aus diesem Grunde muß man sich durch lautes Reden in Thätigkeit erhalten, damit dem Gedächtnis die doppelte Beschäftigung des Sprechens und Zuhörens zu Hülfe komme. Doch soll dieses Sprechen ein gedämpftes und mehr ein Gemurmel sein. Wer aber auswendig lernt, indem ein anderer vorliest, der wird nach einer Seite aufgehalten, sofern der Sinn der Augen schärfer ist als der Gehörsinn, anderseits kann es ihm zu statten kommen, indem er, wenn er es einmal oder zweimal gehört hat, sogleich sein Gedächtnis versuchen und mit dem Vorleser wetteifern kann. Denn das müssen wir überhaupt beobachten, das wir uns von Zeit zu Zeit abhören, weil man bei beständigem Lesen über das was gut und was weniger gut haftet, auf gleiche Weise hinweggeht. Prüft man sich aber, ob man etwas inne hat, so nimmt man sich mehr zusammen, und es wird keine Zeit mit Wiederholung des schon ins

Gedächtnis Aufgenommenen unnütz aufgewendet. Wir nehmen so nur das wieder Entfallene wieder vor, damit es durch häufige Wiederholung sich befestige, wiewohl man eben da am meisten zu stocken pflegt, wo etwas entfallen war. Das Auswendiglernen und das Schreiben haben das mit einander gemein, daß körperliches Wohlbefinden, vollbrachte Verdauung, Freisein des Geistes von anderen Gedanken beiden sehr förderlich ist. Allein sehr wichtig für das Behalten dessen, was wir niedergeschrieben haben und fast ausschließlich wirksam für das Festhalten des nur Überdachten (ausgenommen die Übung, die am meisten vermag) ist die Einteilung und Wortfügung. Denn wer richtig eingeteilt hat, wird nie in der Aufeinanderfolge der Gedanken fehlgehen können. Es muß ja sowohl bei der Anordnung der Hauptpunkte als bei deren Ausführung, wenn man anders redet, immer etwas das erste, zweite und so fort sein, und die ganze Gedankenverbindung soll so festgeschlossen sein, daß nichts weggenommen oder eingeschoben werden kann, ohne daß man es sofort gewahr würde. — Auch gute Wortfügung, wo sie sich findet, leitet das Gedächtnis durch ihren gemeinsamen Gang. Denn so wie wir leichter Verse auswendig lernen als Prosa, ebenso auch in der Prosa eher gebundene als gesetzlose Sprache. So gelingt es, selbst einen Vortrag, der aus dem Stegreif hingeworfen zu sein schien, Wort für Wort zu wiederholen.

Fragt mich aber jemand nach dem einzig sicheren und wichtigsten Auswendiglernen: vieles Meditieren, wo möglich tägliches, ist das Wirksamste. Nichts wird ebenso durch Bemühung erhöht und geht durch Vernachlässigung verloren. Daher sollen Knaben, wie ich schon oben vorgeschrieben habe, sogleich möglichst viel auswendig lernen, und jedes Alter, das sich bemüht, das Gedächtnis durch Fleiß zu unterstützen, muß gleich anfangs den Widerwillen gegen wiederholtes Vornehmen des Geschriebenen und Gelesenen und gleichsam das Wiederkauen derselben Sache überwinden. Dies wird uns um so leichter werden, wenn wir vorerst nur weniges und so viel wir ohne Überdruß vermögen auswendig lernen, sodann täglich einige Zeilen hinzusetzen, deren Zuwachs keine Vermehrung der Mühe fühlbar macht. So bringt man es schließlich bis zu einer unbegrenzten Stärke. Zuerst lerne man Stellen aus Dichtern, sodann aus Rednern, zuletzt auch solche von gesetzlosem Rhythmus und mit einer von der Sprache des Redners abweichenden Ausdrucksweise, wie solche die Schriften der Rechtsgelehrten haben. Denn das, womit man sich übt, muß etwas schwierig sein, damit dasjenige um so leichter werde, wofür man sich einübt, wie die Athleten an bleierne Gewichte ihre Hände gewöhnen, welche sie im Wettkampf selbst frei und leer haben müssen.

Nicht will ich eine durch tägliche Erfahrung für richtig erfundene Bemerkung unterdrücken, daß bei etwas langsameren Köpfen das frische Gedächtnis am wenigsten treu ist. Wunderbar und nicht leicht zu erklären ist die Erscheinung, daß die Zwischenzeit der Nacht das Gedächtnis so viel stärker macht, sei es, weil es von der Anstrengung ausruht, durch welche ermüdet es sich selbst hinderlich war, sei es, weil es die Wiedererinnerung, die sein wichtigster Bestandteil ist, verdaut oder gezeitigt wird. Was man unmittelbar nachher nicht wiedergeben konnte, wird am

folgenden Tage im Zusammenhang hergesagt, und eben die Zeit, welche sonst das Vergessen bewirkt, stärkt das Gedächtnis. Eine gar zu voreilige Kraft des Gedächtnisses verliert sich meist wieder schnell, und wie wenn sie nach Verrichtung des augenblicklichen Dienstes nichts mehr schuldig wäre, verabschiedet sie sich. Indes ist es nicht zu verwundern, daß das, was längere Zeit hindurch der Seele sich einprägte, fester in ihr haftet.

Bei dieser Verschiedenheit der geistigen Begabung hat sich die Frage erhoben, ob wer etwas vortragen will, Wort für Wort auswendig lernen soll, oder ob es genügt, nur die Hauptgedanken und ihre Aufeinanderfolge zu behalten? Hierüber ist es ohne Zweifel unmöglich, eine allgemeine Bestimmung zu treffen. Denn wenn ich meines Gedächtnisses versichert bin und die nötige Zeit nicht gefehlt hat, so will ich mir keine Silbe entwischen lassen; sonst wäre ja auch das Schreiben überflüssige Mühe. Vornehmlich muß man bei Knaben darauf bestehen und das Gedächtnis durch Übung dahin gewöhnen, daß man lerne sich nichts nachzusehen. Daher ist es auch verwerflich, sich vorsagen zu lassen und in das Heft zu sehen. Dadurch erteilt man der Trägheit volle Freiheit, und niemand glaubt mehr, daß er das zu wenig im Kopfe habe, bei dem er nicht zu besorgen hat, daß es ihm ganz entfalle. Dadurch wird die Lebendigkeit des Vortrages unterbrochen und die Rede stockt und stottert, und wer vorträgt, als ob er noch lernte, der geht jeden Vorzugs, den seine schriftliche Ausarbeitung hat, eben dadurch verlustig, daß er verrät, daß er sich etwas aufgezeichnet hat. Das Gedächtnis aber bringt den Ruf eines immer fertigen Talents hervor, so daß man glaubt, wir haben das, was wir sprechen, nicht von Hause mitgebracht, sondern sofort an Ort und Stelle erst erfunden, und dies hat sowohl für den Redner als für seine Sache hohen Wert.

Wie viel übrigens das Gedächtnis durch Natur und Fleiß vermag, hierfür ist Themistokles Zeuge, welcher bekanntlich binnen eines Jahres sehr gut persisch reden lernte, oder Mithridates, welchem die 22 Sprachen der Völker, über welche er herrschte, bekannt gewesen sein sollen, oder jener reiche Crassus, der als Statthalter von Asien die 5 Mundarten der griechischen Sprache sich so aneignete, daß ein jeder in derjenigen seinen Rechtsspruch erhielt, in welcher er seine Sache anhängig gemacht hatte, oder endlich Cyrus, von dem man glaubte, daß er die Namen aller seiner Soldaten gewußt hätte. Ja Theodektes soll eine noch so große Zahl von Versen, die er einmal gehört hatte, sofort haben wieder hersagen können. Man hat dies auch von einigen jetzt Lebenden behauptet, ich hatte aber nie Gelegenheit, dabei zu sein. Indes mag man es glauben, schon darum, damit wer es glaubt, es auch für erreichbar halte."

§ 46.

Martialis.

Martialis Valerius wurde 42 n. Chr. zu Bilbilis im nordöstlichen Spanien geboren, widmete sich den juristischen Studien und ging, 22 Jahre alt, nach Rom, wo er die meiste Zeit auf die Poesie verwandte und ein Günstling der

Kaiser wurde. Im Alter kehrte er für einige Zeit nach Spanien zurück, fand aber dort keinen Gefallen und ging deshalb wieder nach Rom, wo er 102 starb. Er ist der vorzüglichste Epigrammendichter der Römer, und seine Epigramme schildern mit Witz und Geist in treffender Kürze und Lebhaftigkeit, aber freilich öfter ohne tieferen Ernst die Erscheinungen und Gebrechen seiner Zeit.

Sprich, was haben wir dir gethan, Schulmeister verwünschter,
Unglückseliges Haupt, Knaben und Mädchen verhaßt?
Noch nicht haben die Nacht die bekannten Hähne verscheuchet,
Und schon donnerst im Zorn scheltend und schlagend du los.
So stark dröhnet das Erz, das gehämmert wird auf dem Ambos,
Wenn Sturmhelme vom Schmied werden auf Rosse gepaßt.
Sanfter klinget der Lärm im großen Amphitheater,
Wenn den siegenden Schild jubelnd sein Hause begrüßt.
Nicht daß die ganze Nacht wir schlafen, fordern wir Nachbarn:
Leicht ist Wachen, doch schwer ist's, zu durchwachen die Nacht.
Schicke die Schüler doch heim, du Polterer! Willst du dasselbe,
Was du empfängst, um zu schrei'n, nehmen dafür, daß du schweigst?
(Epigr. IX, 68.)

Ein Dreischülerrecht erbot sich Munna vom Kaiser:
Er war immer nur zwei Schüler zu lehren gewöhnt. (Epigr. X, 60.)

Jetzt schone deines wackern Häufleins, Schulmeister,
Gehorchen mögen so dir viele Krauskköpfe,
Und dich ein feiner Chor des Tisches lieb haben,
Und nicht ein Rechenmeister (calculator) noch ein Schnellschreiber
(notarius velox)
Von einem größern Kreise sich umringt sehen.
Jetzt glühen die hellen Tage von des Löwen Flammen,
Und der heiße Juli dörrt die reife Kornernte.
Der Riemen Flechtwerk aus der Scythen Rindsleder,
Womit Celänas Marsyas[1]) zerfleischt wurde,
Und Ruten, strenger Pädagogen Schulzepter[2]),
Laß ruhen und Oktober-Iden abwarten:
Gesund im Sommer bleiben, heißt genug lernen. (Epigr. X, 62.)

§ 47.

Juvenalis.

Decimus Junius Juvenalis wurde um 47 n. Chr. zu Aquinum im Volskerlande geboren, besuchte nach dem gewöhnlichen Bildungsgange der Zeit die Schulen der Grammatiker und Rhetoren in Rom, diente dann im Heere und wurde Censor in seiner Vaterstadt. Aber in der schweren Zeit unter Domitian zog

[1]) Der bei der Höhle Celäna in Phrygien mit Apollo in der Musik wettkämpfte und besiegt wurde.

[2]) Ferulaeque tristes, sceptra paedagorum
Cessent et Idus dormiant in Octobres:
Aestate pueri si valent, satis discunt.

er sich vom öffentlichen Leben zurück und sprach seinen Zorn und Schmerz über die Verderbnis der Zeit in seinen Satiren aus. Er starb ungefähr um 130 n. Chr. Wir besitzen von ihm noch 16 Satiren, welche mit genauer Kenntnis des Lebens in grellen Farben die Verworfenheit der Menschen seiner Zeit strafen und uns ein anschauliches Bild entwerfen von der Größe des sittlichen Verderbens, das neben dem höchsten Glanze des äußeren Lebens in den Zeiten der Kaiserherrschaft in Rom um sich gegriffen hatte.

In der siebenten Satire behandelt Juvenalis die Zustände der Literatur. Alle Arten literarischer Thätigkeit, die der Dichter, der Geschichtschreiber, Advokaten und Redner und endlich der Lehrer der Rhetorik und Grammatiker sind undankbar.

Lehrst du als Rhetor vielleicht? O Vettius, eisernes Herze!
Voll ist die Klasse, und jeder erwürgt grausame Tyrannen[1]);
Denn was sitzend soeben er las, deklamiert er im Stehen
Gleich dir vor und leiert dasselb' in denselbigen Phrasen.
Ewig der nämliche Kohl ist Tod für die armen Magister:
Welcherlei Färbung und Art ist der Rechtsfall? Welches der Frage
Hauptpunkt? Was für Pfeile von jenseits muß man erwarten?
Gern will jeder das wissen; den Lohn will keiner bezahlen.
„Sprichst du von Lohn? Was hab' ich gelernt?" Man zeihet den Lehrer
Richtig der Schuld, wenn links in der Brust, grad' unter der Warze
Nichts dem arkadischen Tölpel[2]) sich regt, der immer am sechsten
Tage[3]) mir Armen den Kopf mit dem grausigen Hannibal anfüllt,
Wie bald dies, bald das er beratschlagt, ob er von Cannä
Rück' auf die Stadt[4]), ob er nach Platzregen und Blitzen behutsam
Führ' um die Mauer herum die gewitterdurchnäßten Kohorten.
Wette mit mir, so hoch du willst, gleich geb' ich den Einsatz,
Will sein Vater ihn ebenso oft anhören. Aus einem
Munde beteuern dir das sechs andre Sophisten, und mehr noch
Eilen zum wahren Prozeß[5]) und lassen im Stich den Verführer;
Still ist der undankbare Gemahl; es schweigt von Vergiftung
Und vom Mörser, worin man erblindete Greise geheilt hat.[6])
So giebt selber sich dann das Entlassungsrapier[7]), wenn mein Rat ihn
Irgend bewegt, und beschreibt von jetzt an andere Bahnen,
Wer von der Rhetorklause zu ernstem Gefechte[8]) hinabstieg,
Nur um das Sümmchen zu retten, womit er die elende Marke
Für das Getreide sich kauft[9]); denn das ist die glänzendste Zahlung.
Frag, was Chrysogonus nimmt, was Pollio[10]), wenn er die feinen

[1]) Beliebtes Thema in den Rhetorenschulen zu den Deklamationen (Übungsreden). [2]) Bäurischer und talentloser Schüler. [3]) Der sechste Tag der Woche war wahrscheinlich der Tag, an dem das im Laufe der Woche Eingeübte vorgetragen wurde. [4]) Ob Hannibal nach der Schlacht bei Cannä gleich hätte nach Rom ziehen sollen, war ebenfalls ein beliebtes Thema. [5]) Der Lehrer muß seinen sauer erworbenen Lohn erst einklagen. [6]) Beliebte Deklamationsaufgaben. [7]) Ein von den Gladiatoren hergenommener Ausdruck, der so viel bedeutet, wie sich zur Ruhe setzen. [8]) Schuldklagen. [9]) Man kaufte sich eine Marke, gegen deren Vorzeigung man in den Magazinen das bestimmte Quantum Getreide erhielt. [10]) Begünstigte Sänger und Musiklehrer.

Jungen dressiert, und du schleuderst „die Kunst Theodors“ [1]) in den Winkel.
Auf sechshundert beläuft sich sein Bad [2]), noch höher die Halle,
Wo, wenn es regnet, der Herr kutschiert. Soll heiteren Himmel
Er erst erwarten, um gleich mit Schmutz sein Gespann zu bespritzen?
Besser doch hier, hier funkelt der Huf des gestriegelten Maultiers.
Drüben erhebt sich dann, von numidischen Säulen getragen,
Hoch sein Speisegemach und haschet die frostige Sonne.
Aber wie viel sein Haus, soviel auch kostet der Künstler,
Der ihm die Tafel serviert und der das Gewürz an den Brei thut.
Und bei solcher Vergeudung hält zweitausend Sesterzen [3])
Mehr als genug man für Quintilian! Nichts kostet dem Vater
Weniger als sein Sohn. „Woher hat Quintilian denn
So viel Waldungen?“ [4]) Geh einmal die Exempel besondrer
Schicksale durch: wer Glück hat, ist voll Schönheit und Scharfsinn,
Wer Glück hat, ist klug und, von hoher und adliger Herkunft,
Fügt er den Halbmond selbst an die dunkelen Saffianriemen. [5])
Wer Glück hat, ist zugleich der bedeutendste Redner und Witzbold
Und — singt schön, auch wenn er erkältet ist. Das ist entscheidend,
Welches Gestirn dich empfängt, wenn zuerst mit wimmerndem Lallen
Du in die Welt eintrittst und rot noch bist von der Mutter.
Wenn es das Schicksal will, so macht es den Rhetor zum Konsul;
Will es dasselbe Schicksal, so macht es den Consul zum Rhetor.
Sieh Ventidius [6]) an und Tullius! [7]) Was sie beweisen?
Nur die erstaunliche Macht des verborgnen Geschicks und der Sterne.
Knechten verleiht das Geschick Diademe, Gefangnen Triumphe.
Doch der Glückliche ist auch seltener noch als ein weißer
Rabe. Bereut hat mancher den eitlen und dürren Katheder,
Wie des Thrasymachus Tod [8]) und des Carrinaten Secundus [9])
Sattsam beweist. Auch ihn hat Athen im Mangel gesehen,
Das nichts anderes weiß als den frostigen Schierling zu reichen.

---

[1]) Das Lehrbuch der Rhetorik von Theodor aus Gadara, die Kunst genannt. [2]) 600,000 Sesterzen = etwa 120,000 Mark kostet einem reichen Manne das Bad ꝛc., deshalb hat er kein Geld für den Lehrer. [3]) 2000 Sesterzen ungefähr 400 Mark. [4]) Quintilian mit seinem Reichtum steht vereinzelt da, und er hat ihn, so wird boshafter Weise gesagt, nicht seinem Verdienste, sondern nur dem Glücke zu danken. [5]) Der Halbmond von Elfenbein an den Saffianriemen, die um den Fuß geschlungen sind, ist das Zeichen der Senatorenwürde. [6]) Er war ein Picener von niederer Herkunft, der beim Triumphe des Cn. Pompejus Strabo, 89 v. Chr., als kleines Kind kriegsgefangen mit aufgeführt, Maultiertreiber wurde, sich aber im Bürgerkriege Cäsar sehr brauchbar erwies und durch dessen Gunst Consul wurde. [7]) Vielleicht der König Servius Tullius, welcher der Sohn einer Sklavin war. [8]) Thrasymachus aus Chalkedon, Lehrer der Beredsamkeit in Athen, der sich erhenkt haben soll. [9]) Secundus Carrinas war unter Caligula Rhetor in Rom, ließ aber so viel wider die Tyrannen deklamieren, daß ihn der Kaiser aus Rom verwies. Er soll nach Athen gegangen und dort aus Not den Schierlingsbecher, der den Dichter zugleich an Sokrates erinnert, getrunken haben.

Götter, den Ahnherrnschatten sei leicht ihr Grab und gewichtlos,
Ewiger Lenz umwehe mit Krokusdüften die Urne,
Da sie aus heiliger Scheu in Stelle der Eltern dem Lehrer
Ehre gezollt. Schon groß war Achilles, als er die Rute
Fürchtend die Heimatsberge durchsang, und mußte nicht jedem
Lachen entlocken der Schweif des Zitherspielenden Meisters? [1])
Aber der Rufus [2]) schlägt und andre die eigene Jugend
Rufus, den sie so oft allobrogischen Cicero nannte.
Legt in Keladus [3]) Schoß, in den Schoß des gelehrten Palämon [4])
Jemals einer den Wert der grammatischen Mühn? Und so wenig
Dies auch ist (viel weniger noch als der Lohn für den Rhetor),
Knabbert daran noch der Wärter des Knaben, Akönonoetos [5]),
Bricht der Kassierer davon sich ein Stück ab: „Höre, Palämon,
Laß ein Weniges noch dran schwinden." Gerade so geht es
Wie beim Trödler um schneeiges Lein und winterlich Bettzeug.
Bleibt dir nur etwas dafür, daß früh von der Mitte der Nacht du
Saßest, wenn noch kein Schmied auffitzt, noch einer von denen,
Die da lehren, wie Wolle zu ziehn durch hakiges Eisen? [6])
Bleibt dir nur etwas dafür, daß so viel Lampen du rochest,
Als dich Knaben umstanden, bis Flaccus [7]) gänzlich vergilbt war,
Und der geschwärzte Virgil von Ölruß starrte? Doch selten
Ist ein Salär, das nicht den Bescheid des Tribunen erheischte. [8])
Und nun kommt mir einmal mit den grausam strengen Gesetzen,
Daß ein Lehrer genau mit den Regeln der Sprache vertraut sei,
In der Geschichte belesen, daß alle Autoren wie seine
Finger und Nägel geläufig ihm sei'n, daß, besucht er die Thermen [9])
Oder des Phöbus Bad [10]), und man fragt zufällig, er wisse,
Wie des Anchises Wärterin hieß, wie die zweite Gemahlin
Rhötus' [11]), von wo sie gebürtig, wie alt Akestes [12]) geworden,
Wie viel Ohme sicilischen Weins den Trojanern er schenkte:
Fordert, daß wie mit dem Daumen der Kindheit Sitten er forme,
Wie ein Gesicht man aus Wachs modelliert; dann fordert noch, daß er
Vater der Anstalt sei, kein Kind Unsittliches treibe,
Keiner den andern verführe dazu. Schwer ist's, auf so viele
Hände zu achten und auf die zuletzt matt bebenden Augen.

---

[1]) Es ist der Centaur Chiron, der Lehrer des Achill gemeint. [2]) Rufus aus Gallien, ein tüchtiger Lehrer aus der Zeit Juvenals. [3]) Keladus, ein griechischer Grammatiker. [4]) Q. Remmius Palämon, ein bekannter Grammatiker aus Vicenza. [5]) Der Grobian, der als Pädagog des Knaben den Lehrer sonst beim Vater verlästert. [6]) Der Unterricht in den römischen Schulen begann sehr früh. [7]) Horatius Flaccus und Virgil wurden vorzugsweise im Unterrichte der Grammatiker benutzt. [8]) Der Lehrer muß sein Schulgeld einklagen. [9]) Die warmen Bäder. [10]) Ein Privatbad, welches Phöbus, ein Freigelassener des Nero, anlegte. [11]) Es sind das fern liegende Fragen aus Virgil, wo erzählt wird, daß die Stiefmutter des Anchemolus, die zweite Gemahlin des Rhötus, sich in ihren Stiefsohn verliebte. [12]) Der Erbauer von Segesta auf Sicilien.

Dafür sorge du, heißt's, und wenn zu Ende das Jahr geht,
Nimm an Gold so viel, wie das Volk für den Sieger beansprucht. [1])
(V. 150—243.)

Die achte Satire handelt von dem wahren Adel; denn nicht Geburtsadel, sondern persönliches Verdienst hat wahren Wert. Die vornehme Geburt allein ist nur eine schwache Stütze, und viele vornehm geborne Leute treiben schändliche Dinge:

Wohl sagt einer, die Schuld zu vertheidigen: „Ebenso thaten
Wir in der Jugend." Es sei. Doch ließest du von der Verirrung
Ab und nährst sie nicht mehr. Kurz wenigstens sei, was dir Schimpf bringt.
Manche Vergehungen schneide man ab beim ersten Rasieren;
Knaben gestatte man sie. Lateranus geht in die Thermen
Zum Pokulieren und trocknet sich ab mit gezeichnetem Linnen,
Da er zum Kriegsdienst reif, Armeniens Flüsse beschützen
Sollte und Syriens, Rhein und Ister. Den Nero zu schirmen
Hat dies Alter die Kraft. Ja schick' ihn nach Ostia [2]), Cäsar,
Schick' ihn; doch suche den Feldherrn erst in der großen Taverne.
Möglich du findest ihn dort mit Halsabschneidern gelagert,
Mit Schiffsknechten gemischt, mit Dieben und flüchtigen Sklaven,
Mit Scharfrichtern und Schreinern von Leichengerät für Gesindel,
Neben dem Gallen [3]), der rückwärts liegt bei der rastenden Pauke.
Hier ist Freiheit und Gleichheit, gemeinsame Becher, dasselbe
Lager für alle, kein Tisch entfernter gerückt von dem andern.
Ponticus [4]), wenn dein Sklav das thäte, was würdest du machen?
Ha! nach Lucanien schicktest du ihn, in ein tuskisches Werkhaus.
Und ihr, Troergeschlecht [5]), ihr verzeiht euch solches? Was schimpflich
Für Lohnknechte, das soll für Brutus und Volesus passen?
Aber wie denn, wenn nie so schnöd' und schimpflich ein Beispiel
Wir aufstellen, daß nicht ein schlimmeres stets noch zurückbleibt?
(VIII. V. 163—184.)

Fleh', daß dein Körper gesund und gesund im Körper der Geist sei;
Bitt' um ein tapferes Herz, das Furcht nicht schreckt vor dem Tode,
Das in des Daseins äußerstem Ziel ein Geschenk der Natur sieht,
Jegliche Müh' zu tragen vermag, das nimmer der Jähzorn,
Nie die Begierde beherrscht, das Herkules' Keule sich lieber,
Lieber die äußerste Qual sich wählt als die Lüste der Venus,
Oder ein üppiges Mahl und die Betten des Sardanapalus. [6])
Sieh', dies alles vermagst du dir selbst zu verleihn: in der Tugend
Beut sich der einzige Pfad dir dar zum ruhigen Leben,
Nie ist die Gottheit fern, wenn die Weisheit nahe: wir selbst nur
Haben, Fortuna, dich in den Himmel versetzt und vergöttert.
(X, 356—366.)

[1]) Der arme Lehrer erhält dafür so viel an Jahreslohn wie ein Sieger im Circus für einen Tag. [2]) Zum Hafen, damit er sich einschifft. [3]) Verschnittener Priester der Cybele. [4]) Der Mann, an den die Satire gerichtet ist. [5]) Ansehnliches, altes Geschlecht, das seinen Ursprung von Äneas ableitet. [6]) Der schwelgerische König von Babylon.

Den mißacht' ich mit Recht, der weiß, wie viel sich der Atlas
Über die lybischen Berge erhebt, nicht aber gelernt hat,
Was für verschiedene Ding' ein eiserner Koffer und kleiner
Geldsack sind. Vom Himmel entstieg das „Erkenne dich selber!" [1])
Präg' es dir ein und heg' es mit Fleiß im gedenkenden Herzen,
Wenn um ein Weib du wirbst, und wenn den geweihten Senat du
Anzuhören begehrst. Nie heischte Thersit[2]) des Achilles
Rüstung, in welcher Odysseus selbst zum Gelächter einherschritt.
Auch wenn in großer Gefahr für einen bestrittenen Rechtsfall
Du dich gern zum Patron aufwürfest, erwäg' es und frag' dich,
Ob du Rednergewalt, ob du Mathos und Curtius' Maul hast.[3])
Jeder erkenne sein Maß und achte darauf in dem größten
Wie in dem kleinsten Geschäft, und wär' ein Fisch nur zu kaufen,
Daß du dich nicht an der Barbe vergreifst, wenn ein Gründling den ganzen
Beutel dir leert. Denn was ist das Ende, wenn immer der Geldsack
Schmächtiger wird und weiter der Schlund, wenn das Erbe des Vaters,
Wenn dein Besitz in den Bauch dir steigt, der für Zinsen und schweres
Geld Platz hat, für Äcker und Vieh? Denn solchen Besitzern
Gleitet, wenn alles dahin, selbst noch vom Finger der letzte
Ring, und Pollio[4]) streckt schmucklos zum Betteln die Hand aus.
(XI, V. 24—43.)

In der vierzehnten Satire zeigt Juvenal zuerst, daß die Kinder die meisten Laster von den Eltern lernen, und daß es nur seltene Ausnahmen giebt. Darum ist es heilige Pflicht des Vaters, dem Sohne kein böses Beispiel zu geben und, wie man das Haus vor Ankunft eines Gastes vom Schmutz säubert, es auch rein zu halten von schlechter Sitte. Diese Lehren erläutert der Dichter durch mancherlei Beispiele.

Mancherlei giebt's, Fuscin[5]), das den Ruf zum Tadel berechtigt
Und ein glänzendes Bild mit bleibenden Flecken behaftet,
Was durch Wort und That von den eigenen Eltern das Kind lernt.
Freut sich ein Greis des verderblichen Spiels mit Knöcheln, so würfelt
Schon in der Bulla[6]) Schmuck sein Erbe mit kleinerem Becher.
Keinem Verwandten erlaubt ein Jüngling bessere Hoffnung
Auf ihn selber zu baun, der Trüffeln zu schaben und Pilze
Einzumachen gelernt und von derselbigen Brühe
Triefende Drosseln verschlingt, da der alte Hyllunke, der greise
Schlund, sein Vater, die Kunst ihm gezeigt. Nach dem siebenten Jahre,
Wenn er die Zähne noch nicht vollständig gewechselt, begehrt er —
Ob du von hier und dort ihn mit tausend bebärteten Lehrern[7])
Auch umstelltest — doch stets, in erlesenen Speisen zu schwelgen,
Nicht vom erhabenen Stil zu entarten der höhern Küche.

[1]) Die Inschrift über dem Heiligtum des delphischen Gottes, die sich Chilon, einer der sieben Weisen, zum Wahlspruch wählte. [2]) Ein Schwächling bei Homer. [3]) Zwei damals bekannte Maulhelden. [4]) Ein berüchtigter Schuldenmacher. [5]) Ein sonst unbekannter Mann, an den die Satire gerichtet ist. [6]) Der Schmuck der freigebornen Knaben, den sie mit beginnendem Jünglingsalter ablegten. [7]) Pädagogen aus der strengen Schule der Stoiker oder Cyniker, die auch durch den Bart, den die feinen Römer nicht trugen, als von rauhen Sitten sich darstellten.

Bildet ein sanftes Gemüt und Nachsicht gegen geringen
Fehltritt Rutilus[1]) aus und glaubt er, die Seelen der Sklaven
Sei'n aus einerlei Stoff und Grundelementen mit unsern,
Oder erzieht er den Sohn zum Wütrich, da er des grimmen
Klatschens der Hiebe sich freut, um keine Sirene die Peitsche
Tauschte, dem zitternden Lar[2]) als Antiphates[3]) und Polyphem[4]) naht,
Dann erst froh, wenn der Folterer kommt und mit glühendem Eisen
Einen versengt, der vielleicht ein Paar Handtücher verdorben?
Er, den Kettengerassel ergötzt, der an Kerker und Werkhaus
Voll von Brandmarkträgern[5]) sich labt, was lehrt er den Jüngling?
Bildest du, Bauer, dir ein, daß Larga's Tochter dem Ehbruch
Nicht sich ergiebt, da, spricht sie auch rasch, sie der Mutter Galane
Nicht zu Ende dir zählt, bevor sie zum dreißigsten Male
Atem geholt? Als Jungfrau war sie Vertraute der Mutter;
Jetzt füllt selbst sie mit dem, was jene diktierte, die kleinen
Täfelchen[6]), schickt zum Galan sie selbst durch dieselben Einäden[7]).
Also wills die Natur; denn früher und rascher verderben
Uns Beispiele der Laster, sobald ein bedeutendes Vorbild
Sie vor den Geist uns führt in der Häuslichkeit. Dieser und jener
Unter den Jünglingen mag sie verschmähn, dem mit freundlichen Händen
Und aus besserem Thon Prometheus[8]) formte den Busen;
Aber die übrigen zieht der Väter verderbliche Spur an,
Rafft die Gewöhnung fort in den Kreislauf erblicher Sünden.
Halte daher dich fern von Verdammlichem; mächtig allein schon
Ist der Grund, daß die nicht unsern Vergehungen folgen,
Die wir selber erzeugt. Denn alle ja sind wir gelehrig
Nachzuahmen, was häßlich und schlecht; du siehst Catilina[9])
Wieder in jeglichem Volk, du siehst ihn in jeglicher Zone,
Aber ein Brutus findet sich nie, noch ein Onkel des Brutus.[10])
Nichts was widrig zu sehn und zu sagen berühre die Schwelle,
Wo mit dem Sohne du weilst. Bleibt fern ihr Dirnen des Kupplers,
Fern des Schmarotzergezüchts durch die Nacht hintobende Lieder!
Äußerste Ehrfurcht schulden dem Knaben wir; hast du im Sinne,
Arges zu thun, mißachte du nicht sein jugendlich Alter;
Stehe dein Kind vielmehr dir im Weg, wenn du sündigen
möchtest.[11])

---

[1]) Ein harter Sklavenpeiniger. [2]) Lar = Hausgott, dann das Haus, die Sklaven. [3]) Der Lästrygon in der Odyssee, ein Menschenfresser. [4]) Der Cyclop, in der Odyssee als roh geschildert. [5]) Entlaufene Sklaven wurden gebrandmarkt und zu größerer Sicherheit in Werkhäuser unter strenge Aufsicht gethan. [6]) Schreibtäfelchen zum Briefschreiben. [7]) Verschnittene. [8]) Er bildete nach der griechischen Mythologie die Menschen aus Thon. [9]) Volksverführer und Umstürzler wie Catilina, der die Verschwörung anzettelte, welche Cicero entdeckte und bekämpfte. [10]) Der hochherzige Brutus, der Cäsar tödtete, „der letzte Römer" und sein Onkel Cato von Utika.

[11]) Nil dictu foedum visuque haec limina tangat,
Intra quae puer est! Procul hinc, procul inde puellae
Lenonum, et cantus pernoctantis parasiti!

Denn wenn er nachmals thut, was des Censors Zürnen verdiente,
Da er an Leib nicht nur und an Mienen dir ähnlich geworden,
Nein auch deiner Gesinnungen Sohn, der immer auf deiner
Spur hinwandelnd es schlimmer nur treibt bei jeglichem Fehltritt,
Schiltst du gewiß ihn aus und strafst ihn laut und mit herbem
Tadel und schickst sogar dich an, das Vermächtnis zu ändern.
Doch wie hast du die Stirn und nimmst dir die Freiheit des Vaters,
Da du als Greis viel schlimmeres thust, und der windige Schröpfkopf [1])
Längst dein hirnlos Haupt zum würdigen Ziel sich erkoren?
Meldet ein Gast sich an, darf keiner der Deinigen ruhen.
„Fege den Estrich rein, laß schimmern die glänzenden Säulen!
Spinnen und Spinnengeweb herab! Du putze das glatte
Silber, und du da säubre mir fein die getriebnen Gefäße!"
So tobt laut und drängt und droht mit der Rute der Hausherr.
Ärmster, du bebst vor Hast, daß dem Blick des besuchenden Freundes
Nicht mißfalle der Fleck im Saal, wo ein Köter hofiert hat,
Daß nicht starre von Schmutz dein Porticus; aber ein halbes
Maß Feilspäne genügt, daß ein einziger Sklav es verbessre.
Und das kümmert dich nicht, daß ein Haus voll heiliger Sitte,
Rein von Laster und Schmach dein Sohn stets habe vor Augen?
Schön ist's, daß dein Haus und die Heimat du mit dem neuen
Bürger beschenkt, wenn du nützlich ihn auch für Fluren und Heimat,
Nützlich ihn machst und geschickt für Kriegs- und Friedensgeschäfte.
Denn es verschlägt gar viel, in welcherlei Künsten und welchen
Sitten den Sohn du erziehst. Der Storch reicht Schlangen den Jungen
Und Eidechsen zum Fraß, die auf einsamen Angern er aufsucht.
Drum, wird flügge die Brut, gleich sucht sie dieselbige Nahrung.
Von Lasttieren und Hunden, vom Galgen erhebt sich der Geier,
Schwingt zur Brut sich zurück und bringt ihr ein Stück von dem Aase;
Dies ist die Speise daher des erwachsenen Geiers, sobald er
Selbst sich ernährt und schon im eigenen Baume sein Nest baut.
Aber den Hasen und Reh'n jagt Jupiters [2]) Diener im Bergwald
Nach, und die edleren Vögel gesamt zum Horst mit der Beute
Fliegen sie. Drum wenn die Brut aufwächst und zum Fluge die Schwingen
Hebt, und der Hunger sie treibt, dann stürzt von selbst auf den Raub sie,
Den zuerst sie geschmeckt, da der Schale des Ei's sie entschlüpft war.
Häuser zu bauen gefiel dem Cretonius, bald am gekrümmten
Strande Cajetas, bald auf Tiburs ragender Veste,
Bald auf Präneſtes Höhen Landhäuser mit stattlichen Giebeln
Aufzurichten, er ließ von fernher griechischen Marmor
Kommen, besiegte sogar Fortunas und Herkules' Tempel,

Maxima debetur puero reverentia. Si quid
Turpe paras, ne tu pueri contempseris annos:
Sed peccaturo obstet tibi filius infans.

[1]) Der Schröpfkopf zieht dem Kranken, welchen der Wahnsinn bedroht, das zum Gehirn dringende Blut ab, so daß hier der Vater selber als ein dem Wahnsinn naher Mensch bezeichnet wird. [2]) Der Adler.

Wie einst Roms Capitol der entmannte Posides besiegte.[1])
Stattlich wohnte Cretonius so, doch macht' er sein Erbteil
Kleiner und scheiterte fast; doch blieb noch immer ein kleiner
Teil ihm zurück, den der rasende Sohn dann völlig verbrachte,
Da er aufs neu Landhäuser erhob aus besserem Marmor.
Einige, denen als Vater ein Sabbatverehrer[2]) zu teil ward,
Beten zu nichts als dem Wolkengezelt und der Gottheit des Himmels,
Halten von einerlei Art mit dem menschlichen Fleische das Saufleisch,
Dem ihr Vater entsagt, und beschneiden sich nächstens die Vorhaut.
So die Gesetze des römischen Staats allmählich verachtend,
Lernen sie jüdisches Recht und befolgen die Satzungen alle
Ehrfurchtsvoll, die Moses erließ in dem mystischen Buche[3]):
Keinem zu zeigen den Weg, der nicht dasselbe wie sie glaubt,
Nur den beschnittenen Mann zur lebenden Quelle zu führen.
Aber der Vater ist schuld, der immer am siebenten Morgen
Träg ausruhte und nicht mit dem kleinsten Geschäft sich befaßte.

Von V. 107 bis 178 schildert der Dichter, wie die Eltern den Knaben zum Geize verführen, dem derselbe sich nicht freiwillig ergiebt. Sie verbergen ihn unter äußerer Ehrbarkeit und dem Ernste, lassen sich, obgleich sie geizig sind, als fleißige und sparsame Leute von der Menge loben, und der Vater glaubt wirklich, indem er den Sohn zum Geize anleitet, dessen Glück zu befördern, und leitet ihn zur gemeinsten Knickerei an, die auch schechte Mittel nicht scheut, so daß daraus die entsetzlichsten Folgen, Habgier, Gaunerei, Unzufriedenheit, Giftmischerei, entstehen. Zu diesen Greueln stellt er von V. 179 die gute Sitte der alten Zeit in Gegensatz:

„Lebt ihr Knaben vergnügt mit dem Hüttlein hier und den Hügeln",
Sagte der marsische Greis, der Vestiner und Herniker[4]) Ahnherr,
„Laßt mit dem Pflug so viel an Brot uns verdienen, als unserm
Tische genügt; das loben die ländlichen Götter, mit deren
Beistand einst und Hülfe das Menschengeschlecht sich der alten
Speise der Eicheln entwöhnt nach der Gabe der lieblichen Ähren.
Der strebt immer Verbotenem nach, der nicht mit den hohen
Stiefeln im Eis zu waten sich scheut und, nach innen die rauhen
Felle gekehrt, Trotz bietet dem Ost. Ausländischer Purpur –
Was es auch sei, wir kennen ihn nicht — bringt Laster und Schande!"
Also belehrten das jüngre Geschlecht einst unsere Ahnen.
Jetzt, wenn der Herbst vorbei, wird tief in der Nacht vom Vater
Lärmend der schlafende Jüngling geweckt. „Nimm, Junge, die Tafeln[5]),
Wach' und schreib' und führe Prozeß, lis eifrig die roten
Ahnengesetze[6]); wo nicht, so erbitte dir schriftlich den Rebstock.[7])

[1]) Ein Eunuch und Freigelassener des Kaisers Claudius, welcher in Bajä ein prachtvolles Bad erbaut hatte. [2]) Ein Judengenosse. [3]) Die fünf Bücher Mose, welche in einer den Römern unverständlichen Sprache geschrieben waren. [4]) Marser und Vestiner wurden zu den Samniten gerechnet, die Herniker sind ein latinisches Bergvolk. [5]) Teils Rechentafeln, teils Schreibtafeln zum Aufschreiben der Reden und Deklamationen. [6]) Sie heißen rot von den roten Anfangsbuchstaben. [7]) Das Zeichen der Hauptleute. Der Sinn ist also: Tritt in das Militär.

Aber das Haar, das der Kamm nicht berührt und die borstigen Nüstern,
Massige Schultern dazu muß Lälius[1]) staunend betrachten.
Stürme der Mauren Nomadengezelt, der Briganter[2]) Kastelle,
Daß dir das sechszigste Jahr mit dem Adler[3]) die hohe Besoldung
Bringe. Doch magst du dich nicht in die langen Strapazen des Lagers
Fügen, und fährt dir Hörnersignal und Trompetengeschmetter
Gleich ins bange Gedärm, so schaffe dir an, was sogleich sich
Wieder verkauft um mehr als das Doppelte; ekle die Ware
Nicht dich an, die sogleich man davonschickt über den Tiber.[4])
Bilde dir niemals ein, es seien verschiedene Dinge
Salben und Felle. „Der Duft des Gewinns ist immer vortrefflich,
Komm' er, woher er kommt."[5]) Den Spruch mußt immer im Mund du
Führen; es ist Poesie, der Götter und Jupiters selbst wert.
Niemand fragt, woher dein Besitz, doch mußt du besitzen.
Das wird kriechenden Buben erklärt von der runzlichen Wartfrau,
Dies wird sämtlichen Mädchen gelehrt vor Alpha und Beta.
Wenn mit solcherlei Rat ein Vater den Seinigen zusetzt,
Möcht ich ihm sagen: du thörichter Mensch, wer treibt dich zu solcher
Eile? Ich stehe dafür, daß bald dein Schüler den Meister
Aussticht. Geh nur getrost; er wird dich besiegen, wie Ajax
Telamon hinter sich ließ, wie Achilles Peleus besiegte.[6])
Schone die zarte Natur; noch füllt sein Mark die gereifte
Schurkengesinnung nicht aus; doch wenn er den Bart sich zu kämmen
Anfängt, wenn ans Kinn er die Schneide des langen Rasierstahls
Setzt, so zeugt er auch falsch und verkauft Meineide für kleine
Summen, erfaßt den Altar, umklammert die Füße der Ceres.
Halte für tot und begraben die Frau, wenn mit mörd'rischer Mitgift[7])
Über die Schwelle sie tritt! frag nicht, wer im Schlafe die Finger
Ihr um die Gurgel gepreßt! denn was zu Land und zu Wasser
Du zu erwerben gebeutst, das nimmt auf kürzerem Weg er.
Denn ein großes Vergehen ist mühlos. „Solche Befehle
Gab ich ihm nie", so sagst du dereinst, „noch riet ich dergleichen."
Aber sein böses Gemüt — das hast du erzeugt und verschuldet.
Denn wer Liebe zu großem Besitz einprägte den Kindern,
Durch heilloses Gebot sie zu geizigen Männern heranzog
(Wer sie gelehrt, durch Trug ihr väterlich Teil zu verdoppeln),
Giebt das Gespann auch frei und läßt ihm völlig die Zügel
Schießen, und rufst du es jetzt zurück, so kann es nicht halten,
Spottet des Lenkers und saust dahin weit über das Ziel fort.

---

[1]) Lälius ein rauher Kriegsmann. [2]) Ein nordbrittisches kriegerisches Volk. [3]) Der Adler das Zeichen der Legion. Es soll also heißen, daß du im sechzigsten Jahre als Tribun eine Legion kommandierst und hohe Besoldung empfängst. [4]) Übelriechende Waren, besonders Felle, durften nicht in der eigentlichen Stadt lagern. [5]) Anspielung auf das Wort des Vespasianus, der die Latrinen besteuerte und ein daraus erhaltenes Goldstück seinem tadelnden Sohne unter die Nase hielt mit den Worten: Es stinkt nicht. [6]) Ihre Väter Telamon und Peleus. [7]) Die Mitgift heißt mörderisch, weil sie den Tod der Gattin veranlaßt.

Keiner begnügt sich damit, so viel zu sündigen, wie du
Eben erlaubst, es erweitert sich selbst jedweder den Spielraum.
Wenn du dem Jüngling sagst: „Ein Thor, wer dem Freund ein Geschenk
macht,
Wer sich der Armen erbarmt und Verwandten die helfende Hand reicht“:
Wenn zu berücken du lehrst und zu plündern, durch jedes Verbrechen
Sich Reichtümer zu sammeln, für die so heftige Liebe
Dir im Busen entbrennt wie der Decier[1]) Liebe zur Heimat,
Wie (wenn Hellas nicht lügt) des Menökeus Liebe zu Theben[2]),
Wo Legionen erstehn aus den Furchen, worin man des Drachen
Zähne gesä't, und beschildet sofort zu grausigem Kampf sich
Stellen[3]), als wäre zugleich der Trompeter mit ihnen geboren —:
Nun dann wirst du die Glut, wozu du die Funken gesä't hast,
Bald weit flackernd und rings die Gefilde verwüstend durchziehn sehn.
Auch dich Ärmsten verschont man nicht, und den bebenden Züchter
Packt mit lautem Gebrüll der erzogene Leu in dem Käfig.
Deiner Geburt Aspekt ist bekannt den Erforschern der Sterne,
Aber die Spindel[4]) ist träg; es ist lästig zu warten, so stirbst du,
Eh' das Gespinnst abreißt. Schon jetzt stehst hemmend du seinen
Wünschen im Weg, schon martert ihn dein hirschmäßiges[5]) Alter.
Frag den Archigenes[6]) gleich und kaufe dir, was Mithridates[7])
Einst zusammengebraut, wenn noch einmal Feigen zu ernten
Du und Rosen zu pflücken begehrst. Medizin sich zu halten,
Die vor dem Essen man schlürft, thut Vätern und Königen gleich not.

(Übersetzt von Hertzberg.)

§ 48.

Plinius der Jüngere.

C. Plinius Secundus, ein Neffe des großen Naturforschers Plinius Secundus des Älteren, wurde 62 n. Chr. in Novum Comum im transpadanischen Gallien geboren und starb 114. Nach dem Tode seines Vaters wurde er von seiner Mutter und seinem Adoptivvater sehr sorgfältig erzogen und von Jugend an zu wissenschaftlichen Studien durch die berühmtesten Lehrer der Zeit angeleitet. Er zeichnete sich daher als Redner aus und stieg unter Hadrian zu den höchsten Staatswürden auf, nahm aber auch an den gelehrten Bestrebungen stets regen Anteil, und so schildern uns seine Briefe nicht nur wichtige Staatsverhältnisse (Brief über die Christen), sondern auch die geselligen Verhältnisse, die Literatur u. s. w.

---

[1]) Die Decier, Vater und Sohn, weihten sich dem Tode, um ihr schwerbedrängtes Heer zu retten. [2]) Menökeus, der Sohn des Königs Kreon, stürzte sich von den Mauern der Stadt Theben, um nach einer Weissagung des Teiresias die Stadt zu retten. [3]) Die aus der Drachensaat des Kadmus entstandenen Krieger. [4]) Die Spindel der Parzen, welche den Lebensfaden spinnen. [5]) Der Hirsch wurde nach der Meinung der Alten dreimal so alt als die Krähe, diese aber durchlebt neun Menschenalter. [6]) Ein berühmter Arzt. [7]) Der König Mithridates von Pontus hatte ein Gegengift erfunden, welches jedes Gift, mit dem ihm seine Feinde, darunter sein eigener Sohn, nachstellten, unwirksam machte.

(Einladung zu einem Vortrag): „Du sagst: Ich habe hier nicht weniger beredte Schriftsteller, die ich lesen kann. Ich erwidere: Immer hast Du Gelegenheit zum Lesen, aber nicht immer zum Hören. Außerdem macht, wie man gewöhnlich sagt, das lebendige Wort einen weit mächtigeren Eindruck.[1]) Denn mag auch das, was Du liesest, scharfsinniger sein, tiefer wird es sich jedoch in den Geist einsenken, wenn die Rede, die Miene, die Haltung, die Bewegungen des Redners es einprägen."

(Epist. II, 3.)

Plinius an Mauricius: „Konntest Du mir einen angenehmeren Auftrag erteilen als den, einen Lehrer für die Söhne Deines Bruders zu suchen? Denn Dir habe ich es ja nun zu danken, daß ich wieder in die Schule gehe, das herrlichste Lebensalter sozusagen noch einmal lebe. Da sitze ich unter den jungen Leuten wie vormals. Und da erfahre ich zugleich auch, wie meine wissenschaftlichen Leistungen bei ihnen geschätzt werden. Neulich — es war in einem gefüllten Hörsaal, viele Senatoren waren anwesend und sie schwatzten laut, da trat ich ein, sofort wurde es stille. — — Das weiß ich freilich wohl, daß man bei der Wahl eines Lehrers vielfach anstößt."

(Epist. II, 18.)

Plinius an Corellia: „Bis jetzt ließ Dich die Rücksicht auf das zarte Alter Deinen Knaben bei Dir zu Hause behalten: hier hatte er seine Lehrer und hier bot sich zu Fehltritten wenig oder gar keine Gelegenheit. Jetzt muß er mit seinen Studien die Schwelle des Hauses überschreiten, Du mußt Dich für ihn nach einem lateinischen Rhetor umsehen, dessen Schule im Ruf der Strenge, der Sittsamkeit und vor allen der Schamhaftigkeit steht. Denn unser Junge ist neben anderen Gaben der Natur und des Glücks von großer körperlicher Schönheit. Daher muß man für ihn bei dem leicht verführbaren Alter, in dem er steht, nicht nur einen Lehrer, sondern zugleich einen Aufseher und Leiter suchen."

(Epist. III. 3.)

Plinius an Cornelius Tacitus: „Als ich neulich in meiner Vaterstadt (Comum) war, kam der Sohn eines meiner Landsleute, um mich zu begrüßen, der noch das Knabenkleid trug. Ich fragte ihn: Studierst du? Er antwortet: Ja. Wo? In Mailand. Warum nicht hier? Darauf sagte sein Vater — dieser war nämlich dabei und hatte selbst seinen Sohn hergeführt —: Weil wir hier keinen Lehrer haben. Warum nicht? Es muß euch Vätern — glücklicherweise waren mehrere Väter zugegen und hörten zu — doch viel daran liegen, daß eure Kinder gerade hier etwas lernen können. Denn wo wohnten sie lieber als zu Hause, wo könnten sie besser unter Zucht gehalten werden, als unter den Augen ihrer Eltern, wo wäre es billiger, als im eigenen Hause? Und eine wie geringe Sache ist es, Geld zusammen zu schießen und Lehrer anzustellen und, was ihr jetzt an Wohnung, Reisegeld, Waren, die in der fremden Stadt gekauft werden müssen — und es muß alles dort gekauft werden — verwendet, zu ihrer Besoldung zu schlagen? Und ich, der ich

[1]) Viva vox magis adficit.

noch keine Kinder habe, bin bereit, für die Stadt wie für eine Tochter oder eine Mutter den dritten Teil der Summe, die ihr aufzubringen beschließt, beizusteuern. Ich würde sogar die ganze Summe versprechen, wenn ich nicht fürchtete, dieses mein Versprechen könnte auf Schleichwegen irgendwie mißbraucht werden, wie ich es an vielen Orten sehe, wo die Lehrer von Staatswegen angestellt werden. Diesem Übelstand kann durch ein Mittel abgeholfen werden, wenn die Eltern allein das Recht der Anstellung erhalten, und wenn man ihnen zugleich durch die Notwendigkeit beizusteuern die Pflicht auferlegt, gewissenhaft zu prüfen. Denn wer vielleicht mit fremdem Gute gleichgültig umgeht, pflegt doch, wo sich's um sein Eigentum handelt, sorgfältig zu sein. Sie werden sich also Mühe geben, daß nur ein Würdiger mein Geld erhält, wenn er auch von ihnen welches bekommt. Fasset daher einen einmütigen Entschluß und nehmet euch an mir ein gutes Beispiel, der ich wünsche, möglichst viel beisteuern zu müssen. Nichts Edleres könnt ihr euren Kindern, nicht Dankenswerteres dem Vaterlande leisten. Hier sollen die unterrichtet werden, die hier geboren wurden, und von zartester Kindheit an sollen sie sich gewöhnen, den heimatlichen Boden zu lieben und auf ihm zu leben. Und möchtet ihr doch so berühmte Lehrer berufen, daß die benachbarten Städte hier ihre Söhne studieren ließen, und daß, wie jetzt eure Kinder an fremde Orte, so bald fremde hier zusammenströmen! Ich habe das so umständlich erzählt, damit Du weißt, welchen Gefallen Du mir erweisest, wenn Du Dich dem, um was ich bitte, unterziehst. Mein Auftrag geht dahin, und ich bitte Dich in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache inständig darum, daß Du Dich unter der großen Zahl der Gelehrten, die aus Bewunderung für Deinen Geist bei Dir aus- und eingeht, nach Lehrern umsiehst, welche wir bewegen können, hierher zu kommen; doch unter der Bedingung, daß ich noch keinem eine Zusage gebe. Ich will den Eltern freieste Hand lassen. Sie sollen prüfen, sie sollen wählen. Ich behalte mir nur einen Teil der Kosten und der Sorgen vor. Wenn Du also einen gefunden hast, der sich Talent genug zutraut, so soll er hierher kommen, doch so, daß er keinerlei Sicherheit als die Sicherheit seiner eigenen Person mit hierher nehme." (Epist. IV, 13.)

§ 49.

Tacitus.

Publius Cornelius Tacitus, der vorzüglichste Geschichtschreiber der römischen Kaiserzeit, wurde wahrscheinlich 54 n. Chr. in Interamna (Terni in Umbrien geboren. Er studierte in Rom die Beredsamkeit und die Rechte, heiratete die Tochter des trefflichen Julius Agricola, dessen Leben er beschrieben hat, verwaltete mehrere Staatsämter und starb um 120 n. Chr. Außer seinen Hauptwerken, den Geschichtsbüchern (Historiae) und den Jahrbüchern (Annales), die wir nur stückweise besitzen, schrieb er in seiner Jugend ein Gespräch über die Redner Dialogus de oratoribus), in dem sich ein fleißiges Studium Ciceros zeigt. Es ist für unsern Zweck ebenso wichtig als die Germania, in welcher er die Urzeit des deutschen Volkes und auch dessen Familienleben schildert und so Kunde giebt von der Erziehung bei den alten Deutschen.

a. In dem Gespräch über die Redner handelt es sich um die Frage, warum die Beredsamkeit in Verfall geraten sei, obgleich dieselbe doch Ruhm und Einfluß gewähre. Besonders seit Cicero's Tode ist die Beredsamkeit von ihrer Höhe herabgesunken. Die neueren Redner sind schwülstig, geziert und unnatürlich, wenn auch einzelne gelobt werden. Das ist eine unbestreitbare Thatsache, und es handelt sich nur darum, welches die Ursachen dieses Verfalls sind:

Kap. 28. „Wem ist es unbekannt, daß die Beredsamkeit wie die übrigen Künste von jenem alten Ruhme herabgesunken seien, nicht durch Mangel an Liebhabern, sondern durch Unfleiß der Jugend, durch Nachlässigkeit der Eltern, durch Unwissenheit der Lehrer und Vergessenheit der alten Sitten? Diese Übel, zuerst in der Stadt erzeugt, dann über Italien verbreitet, dringen bereits in die Provinzen. Obwohl das unsrige uns näher bekannt ist, will ich doch von der Stadt und den eigentümlichen und einheimischen Fehlern sprechen, welche schon die Neugebornen berühren und durch alle Altersstufen sich häufen; zuvor aber will ich einige Bemerkungen vorausschicken über die Strenge und Zucht der Vorfahren in Erziehung und Bildung der Kinder. Vormals wurde jeglichem sein Sohn, von sittiger Mutter geboren, nicht im Zimmer einer erkauften Amme, sondern im Schoße und am Busen der Mutter auferzogen, deren vorzüglichstes Lob war, das Haus zu verwalten und der Kinder zu warten. Es ward eine ältere Anverwandte auserkoren, deren musterhaftem und bewährtem Charakter man die sämtliche Jugend der Familie anvertrauete, in deren Gegenwart sie nichts reden durfte, was als schändlich, nichts thun, was als unanständig galt. Diese leitete durch eine Art von heiliger Scheu, die sie einflößte, nicht bloß den Unterricht und die Beschäftigungen, sondern auch die Erholungen und Spiele der Knaben. So hat, wie uns gemeldet wird, Cornelia der Gracchen, so Aurelia des Cäsar, so Atia, des Augustus Mutter, der Erziehung vorgestanden und fürstenmäßige Kinder herangebildet. Diese Zucht und Strenge hatte den Zweck, daß ungeschminkt und unverderbt und durch keine böse Gewohnheit verschroben eines jeglichen Natur sofort mit ganzem Gemüte die edle Bildung erfaßte, und ob einer zum Kriegswesen oder zur Rechtswissenschaft oder zur Redekunst sich hinneigte, dieses allein betrieb, dieses ganz erschöpfte.

29. Jetzt aber wird das neugeborene Kind einem griechischen Mägdlein überliefert, welchem einer oder der andere aus der ganzen Sklavenschar, meistens der nichtswürdigste zu keinem ernsten Geschäfte brauchbare beigestellt wird. Mit ihren Märchen und Vorurteilen werden alsbald die zarten und ungebildeten Gemüter erfüllt; niemand im ganzen Hause kümmert sich darum, was er vor dem unmündigen Herrchen sage oder thue; ja, nicht einmal die Eltern gewöhnen die Kleinen an Sittlichkeit und Bescheidenheit, sondern an Mutwillen und Geschwätzigkeit, wodurch allmählich schamloses Wesen und Nichtachtung ihrer selbst und anderer einschleicht. Es giebt indessen noch besondere eigentümliche Gebrechen in unserer Stadt, die man so zu sagen schon im Mutterleibe annimmt, die Vorliebe für Schauspiele, die Liebhaberei für Klopffechter und Pferde. Ist einmal das Gemüt solchergestalt eingenommen und besessen, wie wenig Raum bleibt für edle Wissenschaften übrig? Wie manchen findet man, der zu Hause von etwas anderem redet? Welche andere Gespräche hören

wir von jungen Leuten, wenn wir in ihre Hörsäle treten? Selbst die Lehrer schwatzen von nichts häufiger mit ihren Zuhörern. Sie ziehen die Lehrlinge an sich, nicht durch ernste Zucht, nicht durch Proben eignen Geistes, sondern durch schleichendes Liebkosen und den Köder der Schmeichelei. Ich übergehe die ersten Grundlagen des Lernens, welches schon von vornherein nicht tüchtig betrieben wird; nicht genug Fleiß wird auf das Verstehen der Schriftsteller, auf Erforschung des Altertums, auf Kenntnis der Begebenheiten, der Menschen und Zeiten verwandt. Vielmehr sucht man die sogenannten Rhetoren auf, von deren Gewerbe die Dekrete der Censoren melden, wann dasselbe in die Stadt eingeführt sei und wie wenig Achtung es bei unseren Vorfahren genossen habe.

30. Es ist notwendig, die Aufmerksamkeit auf die Methode zu richten, welche bekanntermaßen jene Redner anwandten, von deren grenzenloser Thätigkeit, täglicher Geistesbeschäftigung und Übung in allen Fächern des Wissens ihre Werke Beweise enthalten. Ihr kennet unstreitig Ciceros Buch, Brutus betitelt, in dessen letzterem Teile (denn der erstere enthält die Aufzählung der alten Redner) er die Anfangsgründe, die Stufenfolge und den ganzen Gang seiner rednerischen Bildung beschreibt; er habe bei Q. Mucius das bürgerliche Recht erlernt; bei Philo, dem Akademiker, und bei Diodor, dem Stoiker, alle Teile der Philosophie sich genau bekannt gemacht; und nicht zufrieden mit den Lehrern, die er in der Stadt benutzen konnte, habe er auch Achaja und Asien durchreist, um sich den ganzen Umfang aller Wissenschaften anzueignen. Deshalb läßt sich in der That aus Ciceros Schriften abnehmen, daß weder die Kenntnis der Geometrie noch der Musik, noch der Grammatik, noch irgend einer edlen Wissenschaft ihm mangelte. Er kannte die Spitzfindigkeiten der Dialektik, die Anwendung der Moral, den Lauf der Gestirne und die Gesetze der Natur. Denn so ist es, treffliche Männer; so quillt und strömt aus reicher Gelehrsamkeit, aus vielseitiger Wissenschaft, aus allumfassender Kenntnis jene bewunderungswürdige Redekunst; des Redners Kraft und Wirksamkeit ist nicht wie bei anderen Gegenständen in enge und kurze Grenzen eingeschlossen, sondern der ist ein Redner, der über jede Frage schön und zierlich und überzeugend, nach Würdigkeit der Sachen, nach Erfordernis der Umstände, zum Ergötzen der Hörer sprechen kann.

31. Das war die Überzeugung jener Alten. Um solches zu bewirken, sahen sie ein, es sei erforderlich, nicht in den Schulen der Rhetoren zu deklamieren, nicht in erdichteten, die Wahrheit auf keinerlei Weise berührenden Streitfragen nur Zunge und Stimme zu üben, sondern den Geist mit jenen Lehrfächern zu erfüllen, worin vom Guten und Bösen, vom Ehrbaren und Schändlichen, vom Gerechten und Ungerechten gehandelt wird. Dies ist der dem Redner zur Behandlung angewiesene Stoff. Denn in gerichtlichen Reden sprechen wir gemeiniglich vom Rechte, in beratschlagenden von dem Sittlichguten, so daß beide sich meist in einander verschmelzen. Hierüber kann aber niemand mit Fülle, Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit sprechen, als wer die menschliche Natur, den Wert der Tugend, die Schändlichkeit des Lasters und den Gehalt dessen kennt, was weder zu den Tugenden noch zu den Lastern gezählt wird.

Aus diesen Quellen entspringt auch, daß derjenige des Richters Zorn leichter erregen oder mildern wird, der weiß, was der Zorn, daß derjenige schneller zum Mitleiden antreiben wird, der weiß, was Mitleiden ist, und durch welche Gemütsbewegungen es erregt wird. Ein in diesen Künsten und Übungen bewanderter Redner, mag er nun vor Feindseligen oder vor Heftigen, oder vor Mißgünstigen, oder vor Traurigen, oder vor Furchtsamen zu sprechen haben, hält stets die Zügel der Gemüter in der Hand, und wie es eines jeden Natur erheischt, zieht er sie an und giebt der Rede den rechten Ton, jedes Werkzeug liegt ihm zur Hand und zu jedem Gebrauch in Bereitschaft. Es giebt solche, bei denen die gedrängte, zusammengezogene und die einzelnen Beweisgründe schnell abschließende Art des Vortrags mehr Beifall findet; bei diesen ist das Studium der Dialektik von Nutzen. Andere haben mehr Gefallen an der ausführlichen, leicht hinfließenden und aus dem gemeinen Menschenverstande geschöpften Rede; um auf solche zu wirken, müssen wir von den Peripatetikern die passenden, für jede Erörterung schon zugerichteten Fachwerke entlehnen; die Akademiker liefern uns Kampffertigkeit, Plato Erhabenheit, Xenophon Anmut; selbst von Epikur und Metrodor bisweilen sittliche Aussprüche aufzufassen und den Umständen gemäß anzuwenden, wird für den Redner nicht unschicklich sein: denn wir bilden nicht einen stoischen Philosophen oder einen platonischen Staat, sondern einen Menschen, der nicht bloß einige Wissenschaften erschöpfen, sondern alle kosten soll. Deshalb umfaßten die alten Redner auch die Kenntnis des bürgerlichen Rechts und wurden in die Sprachkunde, Musik und Geometrie eingeweiht; denn die meisten, ja fast alle vorkommenden Gerichtssachen erfordern die Rechtskunde, manche aber machen auch die genannten Wissenschaften notwendig.

32. Niemand wende ein, es sei genug, wenn wir für den Notfall uns gewisse einfache und gleichförmige Regeln mitteilen lassen. Denn erstlich gebrauchen wir anders das Eigentümliche, anders das Erborgte, und es ist offenbar ein großer Unterschied, ob einer besitze, was er vorbringt, oder ob er's entlehne. Zweitens schmückt uns die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse an sich, auch wo wir etwas anderes verhandeln; sie ragt hervor und glänzt, wo man es am wenigsten vermutete, und dieses merkt nicht nur der gelehrte und einsichtige Zuhörer, sondern auch das Volk und spricht sogleich sein Lob aus, der habe gehörig studiert, der habe alle Stufen der Beredsamkeit durchgangen, kurz, der sei ein Redner; ein solcher aber, behaupte ich, kann niemand sein und ist niemand gewesen, als wer, gleich wie mit vollständiger Waffenrüstung auf den Kampfplatz, so auch mit allen Kenntnissen ausgestattet auf das Forum hintritt. Dieses vernachlässigen die Sprecher unserer Zeit so sehr, daß man in ihren Verhandlungen überall auch die häßlichen und garstigen Flecken der täglichen Umgangssprache antrifft, daß sie die Gesetze nicht kennen, die Senatsbeschlüsse nicht inne haben, das bürgerliche Recht sogar bespötteln, daß sie vor dem Studium der Philosophie und den Lehren der Weisen gänzlich zurückschaudern, daß sie die Beredsamkeit in wenige Sätze und geschraubte Sinnsprüche einzwängen, als wäre sie aus ihrem eigenen Reiche verbannt, sie, die ehemals als Gebieterin aller Wissenschaften in prächtigem Geleite die Herzen erfüllte, nun aber beschnitten

und verstümmelt, ohne Schmuck, ohne Ehre, fast möchte ich sagen, ohne Freibürtigkeit wie eins der niedrigsten Handwerke erlernt wird. Dieses halte ich für die erste und vornehmste Ursache, warum wir so sehr von der Beredsamkeit der Alten abgewichen sind. Verlangt man Zeugen, welch tüchtigere könnte ich nennen als bei den Griechen Demosthenes, von dem die Geschichte meldet, er sei der eifrigste Zuhörer Platos gewesen, und Cicero, der, wenn ich nicht irre, mit ausdrücklichen Worten sagt, was er irgend in der Beredsamkeit geleistet haben möchte, das habe er nicht bei den Rhetoren, sondern in den Hallen der Akademie erworben.

33. Da ich die Anfänge und Keime der alten Beredsamkeit hinlänglich dargestellt habe, indem ich zeigte, in welchen Wissenschaften die ehemaligen Redner gewöhnlich unterrichtet und gebildet wurden, so will ich nun ihre Vorübungen durchgehen; wiewohl schon in der Wissenschaft selbst die Übung liegt, und niemand so viele tiefliegende und mannigfaltige Gegenstände erfassen kann, ohne daß zum Wissen die Forschung, zur Forschung die Fertigkeit, zur Fertigkeit die Kraft der Beredsamkeit hinzukomme, woraus erhellt, es gebe nur einen Weg, um aufzufassen, was man vortragen will, und vorzutragen, was man aufgefaßt hat. Wenn indes jemand dieses Dunkel findet, und er das Wissen von der Übung trennen will, so wird er wenigstens zugeben, daß ein mit solchem Wissen ausgestatteter und genährter Geist weit fähiger zu jenen Übungen übergehen werde, welche die eigentliche Beschäftigung des Redners ausmachen.

34. Bei unseren Vorfahren also wurde der für Forum und Beredsamkeit bestimmte Jüngling, bereits unterwiesen durch häusliche Zucht und mit schönen Kenntnissen reichlich ausgerüstet, vom Vater oder Verwandten zu demjenigen Redner geführt, der den ersten Platz in der Stadt behauptete. Diesen zu begleiten, an diesen sich anzuschließen, allen Reden desselben, sei's in Gerichten oder in Volksversammlungen beizuwohnen, gewöhnte er sich so, daß er auch die Wortwechsel auffaßte, auch in die Streitreden sich mischte und so zu sagen in der Schlacht kämpfen lernte. Große Gewandtheit, viele Festigkeit, ungemeine Beurteilungskraft entsprang alsobald hieraus für die Jünglinge, die am hellen Tage und im Geschäftsleben selbst studierten, wo niemand ungestraft etwas Thörichtes und Widersinniges sagt, ohne daß es der Ritter verwärfe, der Gegner schälte, die Sachverwalter selbst verhöhnten. Solchergestalt wurden sie sogleich in die wahre und unverfälschte Beredsamkeit eingeweiht, und wiewohl sie einem anhingen, so lernten sie dennoch alle Sachwalter ihres Zeitalters in sehr vielen Prozessen und Rechtsverhandlungen kennen, sie hatten aus dem Volke selbst eine Schar der ungleichartigsten Zuhörer vor sich, von denen sie leicht abnahmen, was an jedem gebilligt wurde oder mißfiel. So fehlte ihnen weder der beste und auserlesenste Lehrer, der ihnen die wahre Gestalt der Beredsamkeit, nicht ein Abbild vorwies, noch Gegner und Nebenbuhler, die mit dem Schwerte, nicht mit dem Rappier fochten; immer voll, immer neu war die Zuhörerschaft von Übelwollenden und Günstigen, damit weder das Gute noch das Fehlerhafte übersehen würde. Denn ihr wißt, daß jener große bleibende Ruhm der Beredsamkeit nicht weniger auf den Bänken der Gegner als auf den eigenen erworben wird, ja sogar, daß er dort kräftiger sich er-

hebe, zuverlässiger erstarke. Und wahrlich, unter solchen Lehrern war der Jüngling, von dem wir sprechen, der Zögling von Rednern, der Zuhörer des Forums, der Besucher der Gerichtssitzungen, unterwiesen und gebildet durch fremde Versuche, er, welchem durch tägliches Anhören die Gesetze bekannt, die Gesichtszüge der Richter nicht neu, das Leben in Volksversammlungen häufig vor Augen, das Ohr des Volkes viel geprüft war, mochte er eine Anklage oder Verteidigung übernommen haben, auf der Stelle einzig und allein jeglichem Rechtshandel gewachsen. Im neunzehnten Jahre des Alters hat L. Crassus den C. Carbo, im einundzwanzigsten Cäsar den Dolabella, im zweiundzwanzigsten Asinius Pollio den C. Cato und nicht viel älter Calvus den Vatinius in jenen Reden angegriffen, die wir heute noch mit Bewunderung lesen.

35. Jetzt aber werden unsere jungen Leute auf die Bühnen der Schulmeister geführt, die man Rhetoren nennt, welche kurz vor Ciceros Zeiten entstanden und unseren Vorfahren schon mißfällig waren, wie daraus erhellt, daß unter den Censoren Crassus und Domitius ihnen, wie Cicero sagt, geboten wurde, die Schule der Unverschämtheit zu schließen; also, wollt' ich sagen, sie werden in Schulen geführt, von denen nicht leicht zu sagen ist, ob der Ort selbst, oder die Mitschüler, oder die Lehrmethode dem Geiste mehr Schaden zufüge. Denn der Ort hat nichts Ehrwürdiges, da nämlich in denselben lauter Unwissende eintreten, von den Mitschülern ist nichts zu lernen, da Knaben unter Knaben, Jünglinge unter Jünglingen mit gleicher Gedankenlosigkeit sprechen und angehört werden; die Übungen selbst aber sind großenteils zweckwidrig; es werden nämlich bei den Rhetoren zwei Gattungen von Materien verhandelt, ratende und streitende. Von diesen werden die Beratungsreden als die weit leichteren und weniger Einsicht erheischenden den Knaben überlassen, die Streitreden den Stärkeren zugeteilt, und welche Sachen, bei meiner Treu, wie unbegreiflich zusammengestellt! Die Folge ist, daß bei einem von der Wahrheit abweichenden Gegenstande auch die Prunkrede angewandt wird. So geschieht es, daß man den Lohn der Tyrannenmörder, die Wahl, so eine Geschändete zu treffen habe, die Mittel gegen die Pest, oder die Blutschande der Mütter, oder was sonst in den Schulen täglich verhandelt wird, vor Gericht aber selten oder nie, mit pomphaften Worten durchführt; kommt man vor den wirklichen Richter — — — — — — die Sache zu überdenken, nichts Niedriges, nichts Unedles aussprechen konnte.

36. Die große Beredsamkeit wird gleich der Flamme durch Stoff genährt, durch Bewegung angefacht und leuchtet im Brennen."

(Übersetzt von Gutmann.)

b. Die Germania.

Kap. 18. „Das Ehebündnis ist (bei den Germanen) strenge, und in keinem Punkte sind ihre Sitten lobenswerther. Denn sie sind fast die einzigen Ausländer, die sich mit einem Weibe begnügen, sehr wenige ausgenommen, die nicht aus Sinnenlust, sondern ihres Standes halber vielfach zur Ehe begehrt werden. Die Ausstattung bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe zu. Eltern und Verwandte sind zugegen, die Geschenke zu prüfen; Geschenke, nicht ausge-

sucht zu weiblicher Tändelei, noch zum Schmuck der jungen Frau: Rinder vielmehr und ein aufgezäumtes Roß, ein Schild samt Framea und Schlachtschwert. Auf solche Gaben hin wird die Gattin angenommen; auch sie bringt hinwieder dem Manne etwas von Waffenrüstung zu. Dies ist ihnen das stärkste Band, dies die geheimnisvolle Weihe, dies die Götter des Ehebundes. Und damit nicht die Gattin von Gesinnungen des Heldenmutes und den Wechselfällen des Krieges sich losgezählt wähne, so ermahnt sie die Eintrittsfeier des beginnenden Ehestandes selbst, sie komme als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um gleiches im Frieden, gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen. Dies kündigen das Rindergespann, dies das ausgerüstete Roß, dies die dargebrachten Waffen an. So müsse sie leben, so sterben. Was sie empfange, müsse sie unverletzt und unentweiht den Kindern hinterlassen: von ihr müssen es die Schwiegertöchter empfangen und wiederum den Enkeln überliefern.

Kap. 19. So leben sie in unantastbarer Keuschheit, nicht durch verführerische Schauspiele, noch durch wollustreizende Gastmäler verdorben. Der Schrift Heimlichkeit ist Männern sowohl als Frauen unbekannt. Äußerst selten bei einer so zahlreichen Nation ist der Ehebruch: seine Bestrafung schnell und dem Ehemanne allein anheimgestellt. Mit abgeschnittenem Haupthaar, entkleidet, in Gegenwart der Verwandten, stößt der Mann die Ehebrecherin aus dem Hause und peitscht sie durchs ganze Dorf. Auch die preisgegebene Jungfräulichkeit findet keine Schonung; nicht Schönheit, nicht Jugend noch Reichtum gewinnt ihr einen Mann, denn dort lacht niemand über Laster. Verführen und verführt werden heißt nicht Moderon. Besser ist es noch bei jenen Völkerschaften, wo nur Jungfrauen heiraten, und Hoffnung und Gelübde der Gattin nur einmal stattfindet. So wird ihnen ein Mann gleich wie ein Leib, ein Leben zu teil; auf daß kein Gedanke ferner, kein weiteres Verlangen entstehe, auf daß nicht Liebe zum Ehemanne mehr als zum Ehebunde sie beseele. Die Kinderzahl zu beschränken, oder eines der nachgeborenen zu töten, ist ihnen Greuel; und mehr vermögen dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze.

Kap. 20. In allen Häusern wachsen sie nackt und schmutzig zu diesen Gliedmaßen, zu diesen Leibern auf, die wir anstaunen. Jeden nährt an eigener Brust die Mutter, und sie werden nicht an Mägde und Säugammen abgeliefert. Keine Weichlichkeit der Erziehung unterscheidet Herren und Knechte. Zwischen demselben Vieh, auf demselben Boden leben sie; bis die Freigeborenen das Alter absondert, Tapferkeit sie heraushebt. Spät genießt der Jüngling der Liebe, daher ist ihre Mannes kraft unerschöpflich. Auch die Jungfrauen werden nicht übereilt. Gleich an Jugend, ähnlich an Hochgestalt gatten sich starke mit starken, und von der Eltern Kraftfülle zeugen die Kinder. Die Schwestersöhne sind dem Oheim ebenso lieb und wert als dem Vater. Manche sehen dieses Band des Blutes noch für heiliger und inniger an und dringen bei Abforderung von Geißeln mehr auf solche Kinder, weil sie fester das Gemüt, umfassender die Familie verpflichten. Erben jedoch und Nachfolger sind nur die eigenen Kinder. Testamente giebt es nicht. Sind keine Kinder da, so folgen als nächster Grad im Besitzthum Brüder,

Vaterbrüder, Mutterbrüder. Je mehr Blutsfreunde und Verschwägerte da sind, desto angenehmer ist das Alter. Kinderlosigkeit gewährt keine Vorzüge.

Kap. 21. Sowohl die Feindschaften des Vaters oder des Anverwandten als seine Freundschaften zu übernehmen, ist Pflicht; sie dauern aber nicht unversöhnlich fort. Denn selbst der Totschlag wird mit einer bestimmten Anzahl Rinder oder Schafe gebüßt, und das ganze Haus nimmt die Genugthuung an: so will es die allgemeine Wohlfahrt, weil Befehdungen gefährlicher sind bei der Freiheit. Bewirtung und Gastrecht übt kein anderes Volk so freigebig aus. Irgend einen Menschen vom Hause abzuweisen, wird für Sünde gehalten. Jeder bewirtet den Gast nach Vermögen mit reichlicher Kost. Ist der Vorrat aufgezehrt, so gehen sie, der bisherige Gastwirt, nun Wegweiser, und sein Gefährte, ungeladen ins nächste Haus, dies thut jedoch nichts; man nimmt sie mit gleicher Freundlichkeit auf. Bekannt und unbekannt macht in Ansehung des Gastrechts keinen Unterschied. Sitte ist, dem Weggehenden mitzugeben, was er sich etwa ausbittet, und man macht eine Gegenforderung mit gleicher Unbefangenheit. Sie lieben Geschenke, aber das Geben hat nicht Ansprüche, das Nehmen nicht Verbindlichkeit zur Folge.

Kap. 22. Gleich nach dem Schlafe, den sie meistens in den Tag hinein ausdehnen, baden sie, gewöhnlich warm, weil bei ihnen die meiste Zeit Winter herrscht. Nach dem Bade speisen sie. Jeder hat seinen besondern Sitz, seinen eigenen Tisch. Dann gehen sie an die Geschäfte, nicht selten auch zu Trinkgelagen, immer in Waffen. Tag und Nacht ununterbrochen fortzuzechen, ist keinem Schande. Häufig entstehen unter den Betrunkenen Zänkereien, die selten mit Schmähworten, öfter mit Wunden und Totschlag endigen. Aber auch wechselseitige Aussöhnung von Feinden, Abschließung von Eheverbindungen, Wahl der Häupter, und endlich Frieden und Krieg wird meistens beim Gastmahle verhandelt, als ob zu keiner Zeit für aufrichtige Gedanken die Seele offener, oder für große feuriger sei. Dieses Volk ohne List und Trug öffnet auch das Innere der Brust bei zwangloser Fröhlichkeit. Hat nun jeder ohne Rückhalt seine Meinung dargelegt, so wird dieselbe des folgenden Tages von neuem vorgenommen, und jedem Zeitpunkte widerfährt sein Recht. Sie ratschlagen, wo keine Verstellung, und beschließen, wo keine Bethörung stattfindet.

Kap. 23. Ihr Getränk ist ein Saft aus Gerste oder Weizen zu einiger Ähnlichkeit des Weines gebraut. Die zunächst am Rheine wohnen, kaufen auch Wein. Die Kost ist einfach: Feldobst, frisches Wildpret oder geronnene Milch. Ohne Zurüstung, ohne Leckereien stillen sie den Hunger. Im Trinken herrscht nicht dieselbe Mäßigkeit. Wollte man, der Trinklust willfahrend, ihnen herbeischaffen, so viel sie begehren, sie würden ebenso leicht durch Ausschweifung als durch Waffengewalt bezwungen.

Kap. 24. Nur eine Art Schauspiel giebt es, und bei jeder Zusammenkunft dieselbe. Nackte Jünglinge springen zum Zeitvertreib tanzend zwischen aufgesteckten Schwertern und Spießen. Die Übung hat Kunst, die Kunst Anstand erzeugt. Nicht um Lohn jedoch oder um Gewinn thun sie es: des kühnen Mutwillens Preis ist die Belustigung der Zuschauer. Das Würfelspiel treiben sie, sonderbar genug, nüchtern als ernsthaftes Geschäft, mit solcher Tollkühnheit bei Gewinn oder Verlust, daß sie, wenn alles

hin ist, auf den äußersten und letzten Wurf Person und Freiheit setzen. Der Verlierende begiebt sich freiwillig in die Knechtschaft, wenn auch jünger, wenn auch stärker, läßt er sich binden und verkaufen; so weit geht in schlimmer Sache die Hartnäckigkeit, ihnen heißt sie Treue. Sklaven dieser Art verhandeln sie, um zugleich sich selbst der Schande des Gewinns zu entledigen.

Kap. 25. Die übrigen Sklaven gebrauchen sie nicht nach unserer Weise, so daß die Geschäfte unter die Dienerschaft verteilt wären. Jeder von ihnen waltet in eigener Wohnung, an eigenem Herde. Der Herr legt ihm wie einem Lehnsmanne eine Abgabe an Getreide, Vieh oder Kleiderstoff auf: weiter geht die Unterthänigkeit nicht. Die Geschäfte im Hause verrichten die Frauen und Kinder."

§ 50.

Suetonius.

C. Suetonius Tranquillus um 75—160 n. Chr., ein Freund des jüngeren Plinius, war Geheimschreiber des Kaisers Hadrian, fiel aber in Ungnade und benutzte seine Zurückgezogenheit zur Abfassung einer Reihe geschichtlicher Werke als: zwölf Biographien der Kaiser (Duodecim vitae imperatorum), einer Schrift über berühmte Grammatiker (De illustribus grammaticis), über berühmte Rhetoren u. s. w.

Über berühmte Grammatiker.

1. Die Grammatik war im alten Rom nicht einmal bekannt, geschweige denn geachtet, denn die Stadt war damals noch ohne Bildung und auf das Kriegswesen beschränkt und noch nicht so eifrig den schönen Wissenschaften ergeben. Auch als sie Eingang fand, war sie noch in einem dürftigen Zustande, denn die ältesten Lehrer derselben, welche halbgriechische Dichter und Redner in einer Person waren (ich meine den Livius (Andronikus) und Ennius, von welchen bekannt ist, daß sie in Rom und auswärts in beiden Sprachen Unterricht gegeben haben), beschränkten sich auf die Erklärung griechischer Schriften; ihre eigenen lateinischen Arbeiten lasen sie bloß vor. Denn gegen die Angabe, derselbe Ennius habe auch zwei Werke über Buchstaben und Silben und ein drittes über die Versmaße herausgegeben, wendet Lucius Cotta mit Recht ein, diese seien nicht von dem Dichter, sondern von einem späteren Ennius, welchem auch ein Werk über die Kunst der Wahrsagung zugeschrieben wird.

2. Der erste also, welcher das Studium der Grammatik nach Rom verpflanzte, war, wie ich glaube, Krates von Mallus, ein Zeitgenosse des Aristarchus, welcher zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege, eben um die Zeit, da Ennius starb, vom König Attalus als Gesandter an den römischen Senat geschickt wurde. Als er hier in dem Bezirke des Palatiums in ein Loch der Cloake fiel und das Bein brach, hielt er während der ganzen Dauer seiner Gesandtschaft und Genesung sehr viele Musterreden und häufig auch theoretische Lehrvorträge und wurde so für unsere Landsleute ein Vorbild zur Nachahmung. Jedoch beschränkte sich

das, was sie sich von ihm aneigneten, darauf, daß sie noch wenig bekannte Gedichte verstorbener Freunde, oder was ihnen von anderen gefiel, mit größerer Aufmerksamkeit von neuem durcharbeiteten und durch Vorlesen und Erklären auch anderen zugänglich machten, wie z. B. Cajus Octavius Lampadio des Nävius punischen Krieg, welcher ohne Abschnitte in ununterbrochen fortlaufender Erzählung dargestellt war, in sieben Bücher abteilte, wie dasselbe dann später Quintus Varguntejus mit der Chronik des Ennius that, welche er an bestimmten Tagen vor einem großen Publikum vorlas, und wie es ebenso auch Lälius Archelaus und Vectius Philokomus mit den Satiren ihres Freundes Lucilius machten, welche Pompejus Lenäus im Hause des Archelaus und Valerius Catus in dem des Philokomus vorgelesen zu haben versichert. Die Grammatik wurde nach allen Seiten hin ausgebildet und bereichert von Lucius Älius aus Lanuvium, dem Schwiegersohne des Quintus Älius, und von Servius Clodius, welche beide römische Ritter und Männer von hoher und vielseitiger wissenschaftlicher und politischer Bildung waren.

3. Grammatiker waren Lucius Älius, der auch Präconius hieß, weil sein Vater Ausrufer gewesen war, und auch den Beinamen Stilo führte, weil er den vornehmen Herren ihre Reden verfaßte, und Servius.

Darnach nahm das Interesse an dieser Wissenschaft und die Beschäftigung mit derselben immer mehr zu, so daß selbst die berühmtesten Männer sich herbeiließen, ebenfalls über dieselbe zu schreiben, und daß es zu gewissen Zeiten mehr als zwanzig berühmte Schulen derselben in Rom gegeben haben soll; die Preise und Honorare der Grammatiker waren so groß, daß, wie man weiß, Lutatius Daphnis, welchen Lenäus Melissus mit einem Namenswitz Pansliebling nennt, von Quintus Catulus um zweihunderttausend Sestertien gekauft, in kurzer Zeit aber freigelassen wurde, und daß Lucius Appulejus von Esicius Calvinus, einem sehr reichen römischen Ritter, um einen Jahrgehalt von vierhunderttausend Sestertien angestellt wurde und viele unterrichtet hat. Denn auch in die Provinzen hatte die Grammatik ihren Weg gefunden, und einige der bekanntesten Lehrer derselben haben auswärts unterrichtet, besonders im römischen Gallien, so Octavius Teucer, Siscennius Jacchus und Oppius Chares, der letztere bis in sein höchstes Alter, da er bereits nicht mehr gehen konnte und das Augenlicht verloren hatte.

4. Der Name „Grammatiker" ist aus dem griechischen Sprachgebrauch entstanden, ursprünglich hießen sie Literaten. Auch Cornelius Nepos macht in der Schrift, wo er von dem Unterschied zwischen dem Gelehrten und dem Literaten handelt, die Bemerkung, Literaten nenne man gewöhnlich solche, welche, über irgend einen Gegenstand gewählt, geistreich und gelehrt zu reden oder zu schreiben verstehen, eigentlich aber sollte man die Erklärer der Dichter so nennen, welche bei den Griechen Grammatiker heißen. Auch Literatoren nannte man sie, wie aus einem Briefe des Messala Corvinus hervorgeht, wo er sagt, er habe mit Furius Bibaculus nichts zu schaffen und ebensowenig mit dem Ticida oder dem Literator Cato; er meint damit ohne Zweifel den Valerius Cato, einen sehr bekannten Dichter und Grammatiker. Manche machen einen Unter-

schied zwischen Literaten und Literatoren wie die Griechen zwischen Grammatikern und Grammatisten und behaupten, nur die ersteren seien vollkommene Gelehrte, die letzteren haben dagegen nur eine oberflächliche Bildung, und diese Ansicht wird auch von Orbilius durch Beispiele bestätigt. Er bemerkt nämlich, in alter Zeit habe man, wenn ein Hausssklave zum Verkauf vorgeführt wurde, einen solchen nicht leicht als Literatus, sondern gewöhnlich als Literator bezeichnet, um damit anzudeuten, daß er keine gründliche, sondern nur eine oberflächliche wissenschaftliche Bildung besitze. Die alten Grammatiker lehrten auch die Redekunst und von vielen unter ihnen werden noch Schriften über beide Fächer angeführt. Von dieser Gewohnheit, glaube ich, schreibt es sich her, daß sie auch später, als diese beiden Fächer schon geschieden waren, immer noch einige Lehrstücke zur Vorbereitung auf die Redekunst beibehalten oder auch selbst eingeführt haben, wie z. B. die Lösung von Aufgaben, Umschreibungen, Trostschreiben, Charakterschilderungen u. dergl., damit nämlich die Knaben nicht ganz leer und unvorbereitet in die Hände der Rhetoren kommen; dies ist aber, wie ich weiß, jetzt abgekommen, ohne Zweifel nur infolge der Lässigkeit einzelner und ihrer mangelhaften Redefähigkeit, denn daß man es für überflüssig gehalten, glaube ich nicht. Wenigstens erinnere ich mich aus früher Jugend, daß einer, Namens Princeps, gewöhnlich abwechselnd den einen Tag eine Rede, am andern eine Disputation hielt, manchmal morgens einen theoretischen Vortrag und dann nachmittags, nachdem man das Gerüste hinausgeschafft, eine Musterrede hielt. Ich habe auch gehört, daß zur Zeit unserer Väter mehrere unmittelbar von der Schule eines Grammatikers weg das Forum betreten haben und unter die vortrefflichsten Sachwalter gerechnet worden seien. Berühmte Lehrer, über welche wir wenigstens einiges mitteilen können, waren etwa folgende:

5. Sävius Nikanor war der erste, welcher durch Unterricht zu Ruhm und Ansehen gelangte. Außer seinen Denkschriften schrieb er auch eine Satire, in welcher er selbst erklärt, daß er ein Freigelassener sei und zwei verschiedene Beinamen habe. Manche behaupten, er sei aus irgend einem Grunde in schlechten Ruf gekommen und habe sich deshalb nach Sardinien zurückgezogen, wo er gestorben sei.

6. Aurelius Opilius, der Freigelassene eines Epikuräers, gab zuerst in der Philosophie, dann in der Redekunst, zuletzt in der Grammatik Unterricht. Dann gab er seine Schule auf und begleitete den verurteilten Rutilius Rufus nach Asien, wo sie in Smyrna bis ins hohe Alter miteinander lebten, und schrieb dort eine Anzahl Werke über verschiedene Fächer der Gelehrsamkeit, darunter ein Werk, welches neun Bücher umfaßte und von welchem er selbst sagt, daß er es nicht ohne Grund, sondern weil nach seiner Meinung die Schriftsteller und Dichter unter dem Schutze der Musen stehen, der Zahl und den Namen dieser Göttinnen entsprechend geschrieben und eingerichtet habe. Seinen Beinamen finde ich in vielen Bücheranzeigen und Büchertiteln nur mit einem Buchstaben geschrieben, er selbst aber führt ihn in einem Akrostichon in der kleinen Schrift „Pinax“ (Gemälde) mit zwei Buchstaben an.

7. Markus Antonius Gnipho wurde von freien Eltern in Gallien geboren, aber ausgesetzt, dann von seinem Pflegevater freigelassen, in Alexandria, und zwar nach einigen Angaben in der Schule des Dionysius Skytobrachion, gebildet (was ich nicht wohl glauben kann, weil es mit der Zeitrechnung nicht stimmt), soll große Fähigkeiten, ein außerordentliches Gedächtnis und im Griechischen die gleiche Bildung wie im Lateinischen besessen haben; dazu gesellte sich noch sein gefälliges und umgängliches Wesen, wie er denn niemals zum voraus ein Honorar festsetzte und auf diese Weise von der Freigebigkeit seiner Schüler noch mehr erhielt. Er gab seinen Unterricht zuerst im Hause des vergötterten Julius (Cäsar), der damals noch ein Knabe war, und später in seinem eigenen Hause. Er lehrte auch die Redekunst in der Art, daß er täglich die Theorie derselben vortrug und nur an den Markttagen Reden hielt. Seine Schule sollen auch berühmte Männer besucht haben, wie Marcus Cicero, als er schon Prätor war. Er verfaßte viele Schriften, obwohl er nicht über fünfzig Jahre alt wurde; Attejus Philologus jedoch behauptet, er habe blos zwei Bücher „über die lateinische Sprache" hinterlassen, denn die anderen Schriften unter seinem Namen seien nicht von ihm, sondern von seinen Schülern, unter welcher auch sein eigener Name sich irgendwo finden werde.

8. Marcus Pompilius Andronicus, gebürtig aus Syrien, stand in dem Rufe, daß er bei seiner Vorliebe für die epikuräische Philosophie für einen Lehrer der Grammatik zu lässig und nicht der Mann sei, seine Schule zu behaupten. Aber als er merkte, daß man ihn in Rom nicht bloß dem Antonius Gnipho, sondern auch andern der geringeren Sorte nachsetzte, zog er nach Cumä, lebte dort als Privatmann und schrieb vieles, war aber in so dürftigen Umständen, daß er sich genötigt sah, sein Hauptwerk, das Inhaltsverzeichnis zu Ennius' Chronik, um sechszehntausend Sestertien zu verkaufen; Orbilius behauptete, er habe diese unterschlagene Schrift wieder an sich gekauft und unter dem Namen des Verfassers herausgegeben.

9. Orbilius Pupillus aus Beneventum, durch den Tod seiner Eltern, welche beide am gleichen Tage von ihren Feinden meuchlerisch ermordet waren, hülflos geworden, diente zuerst als Aufwärter bei Behörden, dann als Adjutant und später als Reiter in Macedonien, nahm aber nach Ablauf seiner Dienstzeit seine Studien wieder auf, in denen er sich schon von Jugend auf fleißig umgethan hatte, war dann lange Lehrer in seiner Vaterstadt, und zog erst in seinem fünfzigsten Jahre unter Ciceros Consulat nach Rom und gab dort Unterricht, der ihm aber mehr Ruhm als Nutzen brachte. Denn schon in sehr hohem Alter gesteht er in einer Schrift, daß er ein armer Mann sei und unter dem Dache wohne. Er schrieb auch ein Buch Perialges, worin er über die Unbilden klagt, welche die Lehrer durch die Gleichgültigkeit und Parteilichkeit der Eltern erleiden. Er war von heftiger Gemütsart, welche er nicht bloß an seinen wissenschaftlichen Gegnern, die er bei jeder Disputation herunterriß, sondern auch an seinen Schülern ausließ, wie dies Horatius damit zu verstehen giebt, daß er ihn einen Prügler nennt, und Domitius Marsus in dem Verse:

Wen Orbilius je mit Rute und Peitsche gehauen.

Selbst hochstehende Leute verschonte er nicht mit seinem Spotte, wie er denn, als er, damals noch ein unbekannter Mensch, vor einer zahlreichen Gerichtsversammlung Zeugnis ablegen mußte, und Varro, der Advokat der Gegenpartei, ihn fragte, was er für ein Geschäft treibe, erwiderte, er versetze die Buckeligen aus der Sonne in den Schatten, weil nämlich Murena buckelig war. Er erlebte fast das hundertste Jahr, nachdem er längst das Gedächtnis verloren hatte, wie aus folgendem Verse des Bibaculus erhellt:

Wo ist Orbilius, der die Wissenschaft vergaß?

Seine marmorne Bildsäule kann man auf der Burg von Beneventum auf der linken Seite derselben sehen; er ist sitzend, in griechischer Kleidung abgebildet, neben ihm stehen zwei Bücherkästchen. Er hinterließ einen Sohn Orbilius, der gleichfalls Lehrer der Grammatik war,

10. Attejus Philologus, ein Freigelassener, aus Athen gebürtig. Von diesem sagt der bekannte Rechtsgelehrte Capito Attejus, er sei der Rhetor unter den Grammatikern und der Grammatiker unter den Rhetoren gewesen. Über denselben berichtet Asinius Pollio in der Schrift, in welcher er die Schreibart des Sallustius wegen ihrer gesuchten Überladung mit altertümlichen Ausdrücken tadelt, folgendes: „Dazu war ihm namentlich behülflich ein gewisser Attejus Prätextatus, ein berühmter lateinischer Grammatiker, der später Nachhelfer und Lehrer in Redeübungen war und sich selbst kurzweg Philologus nannte.“ Er schrieb selbst an Lälius Hermas, er mache in der griechischen Literatur große, in der lateinischen einige Fortschritte; er habe den Antonius Gnipho und dessen Hermas gehört und sei dann selbst als Lehrer aufgetreten, und zwar habe er viele vornehme Jünglinge unterrichtet wie die beiden Brüder Appius und Pulcher Claudius, zu deren Gefolge er auch in der Provinz gehört habe. Den Namen Philologus scheint er deshalb angenommen zu haben, weil er, wie Eratosthenes, der sich diesen Beinamen zuerst beilegte, als ein Mann von umfassendem Wissen in verschiedenen Fächern galt, was auch seine Denkschriften beweisen, so wenige man auch noch hat; wie groß aber die Zahl gewesen, deutet er in einem zweiten Brief an denselben Hermas an, wo es heißt: „Vergiß nicht, auch anderen mein Material zu empfehlen, das ich, wie du weißt, aus allen Gebieten des Wissens in achthundert Bücher zusammengetragen habe.“ Er war später der vertrauteste Verehrer des Cajus Sallustius und nach dessen Tode des Asinius Pollio. Als diese sich zur Abfassung geschichtlicher Werke anschickten, verfaßte er für den ersten eine kurze Übersicht der ganzen römischen Geschichte zu beliebiger Auswahl, für den andern eine Anweisung zu geschichtlicher Darstellung. Um so mehr wundere ich mich, wie Asinius Pollio glauben konnte, er habe sich damit abgegeben, altertümliche Ausdrücke und Wendungen für den Sallustius zusammenzulesen, während er doch wußte, daß er ihm selbst nichts anderes geraten hat, als daß er sich der allbekannten, gangbaren und eigentlichen Sprachweise bedienen und namentlich die Unverständlichkeit des Sallustius und seine Dreistigkeit in der Anwendung uneigentlicher Bedeutungen vermeiden solle.

11. Valerius Cato war einigen Angaben zufolge der Freigelassene eines unbekannten Bursenus aus Gallien; er selbst behauptet in seiner Schrift „Indignatio" (Erregung des Unwillens), er sei von freien Eltern geboren und eine Waise geworden, daher man ihn in der gesetzlosen Sullanischen Zeit um so leichter habe um sein Vermögen bringen können. Er gab vielen, auch vornehmen Schülern Unterricht und galt für einen sehr guten Lehrer, namentlich für solche, welche es auf die Dichtkunst abgesehen hatten, wie man auch aus nachstehenden Versen sehen kann:

Der Grammatiker Cato, Roms Sirene,
Der die Dichter alleinig liest und bildet.

Er schrieb außer grammatischen Schriften auch Gedichte. Er erreichte das höchste Alter, lebte aber in äußerster Armut und fast in wirklicher Not, vergraben in einer ärmlichen Hütte, seitdem er sein tusculanisches Landgut an seine Gläubiger hatte abtreten müssen, wie Bibaculus bezeugt:

Wer zufällig erblickt das Haus des Cato,
Rot die Schindeln gefärbt, und jenes Gärtchen,
Wo als Wächter Priapus drinnen stehet,
Wird sich wundern, durch welche Wissensfächer
Er so große Geschicklichkeit erworben,
Daß drei Stengelchen Kohl, ein halb Pfund Spelt
Und zwei Trauben ihn nähren unter einem
Ein'gen Ziegel bis fast ins höchste Alter;

und wieder an einer andern Stelle:

Das Catonische Tusculanum, Gallus,
Bot der Gläubiger in der ganzen Stadt feil.
Zum Verwundern, daß dieser größte Lehrer
Und Grammatiker, auch der beste Dichter,
Alle Fragen zu lösen soll verstehen,
Und schwer finden die eine, schuldenfrei sein.
Des Zenodotus Kopf, des Krates Leber!

12. Cornelius Epicadus, ein Freigelassener des Dictators Lucius Cornelius Sulla und Aufwärter bei der Priesterschaft der Augurn, stand auch bei dessen Sohn Faustus in großer Gunst, daher er sich immer als Freigelassenen von beiden ausgab. Er hat auch den letzten Band der Lebensgeschichte des Sulla, welchen dieser unvollendet hinterließ, vollends ausgearbeitet.

13. Staberius Eros, dem sein Herr auf dem Sklavenmarkt gekauft, aber wegen seines wissenschaftlichen Strebens freigelassen hatte, unterrichtete unter anderen auch den Brutus und Cassius. Nach einigen Nachrichten besaß er einen so edlen Charakter, daß er zur Zeit des Sulla die Söhne der Proscribierten unentgeltlich und ohne alle Vergütung zu seinem Unterrichte zuließ.

14. Curtius Nikia gehörte zu dem Kreise des Cnejus Pompejus und Cajus Memmius; als er sich aber zum Überbringer eines ehebrecherischen Briefes von Memmius an des Pompejus Frau hergab und

von dieser verraten wurde, fiel er in Ungnade bei Pompejus und es wurde ihm der Zutritt ins Haus untersagt. Er war auch ein Freund des Marcus Cicero. — —

15. Lenäus, ein Freigelassener Pompejus' des Großen und sein Begleiter in fast allen seinen Feldzügen, verschaffte sich nach des Pompejus und seiner Söhne Tod seinen Unterhalt durch Unterricht. Und zwar hatte er seine Schule in den Carinen beim Tempel der Tellus, in welchem Bezirk auch das Haus des Pompejus stand, und bewahrte eine solche Anhänglichkeit an das Andenken seines Patrons, daß er den Geschichtschreiber Salustius, welcher denselben als ein böses Maul und eine schamlose Seele geschildert hatte, in einer beißenden Satire geißelte, worin er ihn einen Hurer, Fresser, Windbeutel und Schlemmer, einen in seinem Leben wie in seinen Schriften ungeheuerlichen Menschen nennt, und ihn noch weiter als den ungeschicktesten Dieb altertümlicher und Catonischer Redensarten bezeichnet. Man erzählt, er sei in seinen Knabenjahren aus Athen entführt worden, dann aber wieder in seine Heimat entwichen und habe, nachdem er dort die schönen Wissenschaften erlernt, seinem Herrn den Kaufpreis ersetzen wollen, sei aber wegen seiner Talente und Kenntnisse unentgeltlich freigelassen worden.

16. Quintus Cäcilius Epirota, aus Tusculum gebürtig, ein Freigelassener des römischen Ritters Atticus, an welchen man Briefe von Cicero hat, kam, als er die an den Marcus Agrippa verheiratete Tochter seines Patrons unterrichtete, in den Verdacht des Umgangs mit ihr, wurde deshalb entlassen und begab sich zu Cornelius Gallus und lebte mit diesem in vollkommener Freundschaft vereint: es ist dies einer der schwersten Vorwürfe, welche Augustus dem Gallus machte. Später, nach der Verurteilung und Hinrichtung des Gallus, eröffnete er eine Schule, und zwar in der Art, daß er nur wenigen und nur Erwachsenen Unterricht gab und keinem, der noch die Prätexta trug, außer solchen, deren Vätern er die Gefälligkeit nicht abschlagen konnte. Er soll zuerst lateinische Disputationen aus dem Stegreife gehalten und mit der Vorlesung des Virgilius und anderer neuer Dichter den ersten Anfang gemacht haben, was auch ein Vers des Domitius Marcus bezeugt:

Epirota, du Amme der jüngsten Dichtertalente.

17. Verrius Flaccus, ein Freigelassener, wurde namentlich durch seine Lehrmethode berühmt. Um nämlich die geistige Fähigkeit seiner Schüler durch Übung auszubilden, ließ er die Schüler von gleichem Alter einen Wettstreit unter einander anstellen, zu dem er ihnen nicht nur das Thema gab, welches sie schriftlich bearbeiten sollten, sondern auch einen Preis für den Sieger aussetzte. Dieser bestand in einem alten, schönen oder seltenen Buche. Daher wählte ihn auch Augustus zum Lehrer seiner Enkel, worauf er mit seiner ganzen Schule in den Palast übersiedelte, jedoch mit der Beschränkung, daß er von da an keine weiteren Schüler aufnehmen durfte, und hier im Vorsaal des Hauses des Catilina, welches damals zum Palaste gehörte, Unterricht gab, für den er jährlich hunderttausend Sestertien erhielt. Er starb in hohem Alter unter Tiberius. Es steht eine Bildsäule von ihm in Präneste auf dem unteren Teile des

Forums dem Halbrund gegenüber, in welchem er einen von ihm angelegten Kalender, in eine Marmorwand gehauen, öffentlich ausgestellt hatte.

18. Lucius Crassitius, ein Freigelassener aus Tarent, mit dem Beinamen Pasikles, den er aber später mit Pansa vertauschte. Er war anfangs bei der Bühne beschäftigt als Gehülfe der Verfasser mimischer Stücke; später gab er Unterricht in einer Schule, bis er durch Herausgabe eines Commentars zur Smyrna (einem schweren Gedichte) so berühmt wurde, daß folgendes Gedicht auf ihn gemacht ward:

Smyrna bewies, daß nur dem Crassitius sie sich vertraue,
Ungelehrte, jetzt hört auf, sie zum Weibe zu frei'n.
Nur Crassitius will, wie sie sagt, zum Manne sie nehmen,
Weil nur diesem allein ward' ihr Geheimstes bekannt.

Aber während er gerade viele vornehme Schüler wie den Julius Antonius, des Triumvirs Sohn, zur Ausbildung hatte, so daß er selbst dem Verrius Flaccus gleichgestellt wurde, schloß er auf einmal seine Schule und schloß sich der Schule des Philosophen Quintus Sextius an.

19. Scribonius Aphrodisius, Sklave und Schüler des Orbilius, von dem ihn später die erste Frau des Augustus, die Tochter des Libo, Scribonia kaufte und dann frei ließ, lehrte zu gleicher Zeit mit Verrius, gegen dessen Buch über die Rechtschreibung er auch eine Gegenschrift schrieb voll Hohn über seine Kenntnisse und seinen Charakter.

20. Cajus Julius Hyginus, ein Freigelassener des Augustus und geborener Spanier (manche freilich halten ihn für einen Alexandriner, der nach der Eroberung von Alexandria von Cäsar als Knabe nach Rom mitgenommen worden sei), hörte fleißig und nahm sich zum Vorbild den Cornelius Alexander, einen griechischen Grammatiker, den wegen seiner Kenntnisse des Altertums viele Polyhistor, manche Historia nannten. Er war Vorstand der palatinischen Bibliothek, unterrichtete aber dennoch sehr viele Schüler und stand in vertrautester Freundschaft mit dem Dichter Ovidius und dem Geschichtschreiber und Consular Cajus Licinus. Dieser berichtet auch, er sei sehr arm gestorben und er habe ihm das Leben durch seine Mildthätigkeit gefristet. Ein Freigelassener von ihm war Julius Modestus, welcher im Lernen und Lehren den Fußtapfen seines Patrons folgte.

21. Cajus Melissus, in Spoletium von freien Eltern geboren, aber infolge elterlichen Zwistes ausgesetzt, erhielt durch die thätige Fürsorge seines Erziehers eine höhere Bildung, und wurde dem Mäcenas als Grammatiker geschenkt. Wie er fand, daß er diesem so lieb und willkommen sei wie ein Freund, so verblieb er, obgleich seine Mutter ihn als frei in Anspruch nahm, doch in seinem Stande der Unfreiheit und schlug seine jetzige Stellung höher an als seinen eigentlichen Geburtsstand. Er wurde daher bald freigelassen und auch bei Augustus empfohlen, der ihn mit der Ordnung der Bibliotheken in der Halle der Octavia beauftragte. Nach seiner eigenen Angabe begann er im sechzigsten Jahre seines Lebens das Zeitblatt „Possen", das jetzt „Scherze" heißt, zu schreiben, und brachte es darin auf hundertundfunfzig Stücke, denen er später noch weitere anderen Inhalts folgen ließ. Er erfand auch eine neue

Gattung des römischen Nationaldramas (Fabula togata) unter dem Titel „Ritterstücke" (Fab. trabeata).

22. Marcus Pomponius Marcellus, ein pedantischer Verfechter des reinen lateinischen Sprachgebrauchs, fuhr einmal als Advokat (denn er führte manchmal auch Prozesse) so lange fort, einen von seinem Gegner gemachten Sprachfehler zu rügen, bis Cassius Severus die Richter ansprach und um Verschiebung der Verhandlung bat, damit sein Gegner einen andern Grammatiker zuziehen könne, da dieser hier meine, es handle sich in dem Streite mit seinem Gegner nicht um das Recht, sondern um einen Sprachfehler. Ebenso als er den Tiberius wegen eines Ausdrucks tadelte und Attejus Capito dagegen behauptete, es sei dies ganz lateinisch und würde, wenn es dies nicht schon wäre, es sicher von jetzt an werden, erwiderte er: Capito lügt; denn du, Cäsar, kannst wohl den Menschen, aber nicht einem Worte das Bürgerrecht verleihen. Daß er früher ein Faustkämpfer gewesen, ist aus folgendem Epigramm des Asinius Gallus auf ihn ersichtlich:

Welcher den Kopf links halten gelernt, der lehret uns alte
Wörter; nicht Worte er giebt, sondern nur Fechtergeschrei.

23. Remmius Palämon aus Vicentia, der Hausklave eines Weibes, erlernte nach der Sage zuerst die Weberei und später, als er den Sohn seiner Hausfrau in die Schule begleitete, die Wissenschaft; hierauf wurde er in Freiheit gesetzt und gab in Rom Unterricht und behauptete den ersten Rang unter den Grammatikern, ob er gleich wegen aller möglichen Laster verrufen war, und Tiberius wie später Claudius ganz offen erklärten, man könne niemand weniger die Heranbildung von Knaben und Jünglingen anvertrauen; allein er gewann die Leute teils durch die Fülle seines Gedächtnisses, teils durch seine Gewandtheit im Sprechen, wie er denn selbst aus dem Stegreif dichtete. Er verfaßte auch Gedichte in verschiedenen und nicht gewöhnlichen Versmaßen. Er war so übermütig, daß er den Marcus Varro ein Schwein nannte und prahlte, mit ihm sei die Wissenschaft geboren und mit ihm werde sie sterben, sein Name stehe nicht zufällig in den Bucolica [1]), sondern weil Virgilius vorausgeahnt habe, daß Palämon einst Richter über alle Dichter und Gedichte sein werde. Er rühmte sich ferner, er sei einmal von Räubern seines berühmten Namens wegen geschont worden. Der Schwelgerei gab er sich so ganz hin, daß er täglich mehrere Male badete und für seine Ausgaben nicht reichte, obwohl er von der Schule jährlich vierzigtausend Sestertien bezog und nicht viel weniger aus seinem Vermögen, das er sehr haushälterisch ausnutzte, wie er denn einen Kleiderladen zum Verkaufe hielt und seine Güter so baute, daß ein Weinstock, den er eigenhändig pflanzte, wie allgemein bekannt ist, dreihundert und sechzig Krüge trug.

[1]) Die Bucolica sind 10 Eklogen des Dichters Virgil, in welchen er nach dem Muster der Idyllen Theokrits das Leben der sicilischen und italischen Hirten schildert, aber zugleich unter der Hülle des Hirtenlebens Personen und Zustände seiner Zeit in geschickter Weise mit zeichnet.

24. M. Valerius Probus aus Berytus bewarb sich lange um eine Hauptmannsstelle, bis er sich, da es ihm zu lange dauerte, auf die Literatur warf. Er hatte in der Provinz, wo das Andenken an das Altertum noch fortdauerte und noch nicht wie in Rom ganz verloschen war, bei einem Grammatiker einige ältere Schriften gelesen. Er wünschte nun, diese noch einmal genauer durchzugehen und sodann noch andere kennen zu lernen, und obwohl er sah, daß alle mißachtet werden und den Lesern mehr Schande als Ehre und Genuß bereiten, so blieb er doch seinem Vorsatze getreu, sammelte viele Handschriften, verbesserte ihren Text und versah sie mit Interpunktionszeichen und Anmerkungen; und beschäftigte sich ausschließlich nur mit diesem Teile der Grammatik. Er hatte nicht gerade Schüler als vielmehr einige Anhänger. Er gab nämlich den Unterricht nie so, daß er den Lehrmeister machte, sondern ließ den einen und andern, oder im höchsten Falle drei bis vier in den Nachmittagsstunden zu sich kommen, hielt dann liegend mit ihnen lange Unterredungen in der Umgangssprache und las, aber sehr selten, zwischen hinein etwas vor. Er hat nur sehr wenige dürftige Bemerkungen über einzelne geringschätzige Fragen herausgegeben, dagegen eine große Sammlung von Regeln der alten Sprache geschrieben."

§ 51.

Marcus Aurelius Antoninus.

Der Kaiser Marcus Aurelius Antoninus, der sich durch seine treffliche Regierung 161—180 auszeichnete, war ein Anhänger der stoischen Philosophie und hat seine Anschauungen, in denen aber die Härten der stoischen Lehre sehr gemildert sind, ausgesprochen in seinen griechisch geschriebenen 12 Büchern der Selbstgespräche. Es sind moralische Betrachtungen, in denen er auch der Erziehung gedenkt.

Buch I. 1. Von meinem Großvater Verus habe ich gelernt, leutselig und sanftmütig zu sein.

2. Vom ruhmvollen Gedächtnisse meines Vaters erhielt ich den Antrieb zu einem anspruchslosen und zugleich männlichen Wesen.

3. Meine Mutter flößte mir den Sinn für Gottesfurcht, Freigebigkeit und Enthaltsamkeit nicht nur von bösen Thaten, sondern auch von derlei Gedanken, überdies Liebe zur Einfachheit in Nahrung und zu einer von der Üppigkeit der Reichen abweichenden Lebensweise ein.

4. Meinem Urgroßvater habe ich es zu verdanken, daß ich in keine öffentliche Schule gehen mußte, vielmehr zu Hause den Unterricht guter Lehrer genießen durfte und daneben einsehen lernte, daß man in solchen Dingen keine Ausgaben sparen soll.

5. Mein Erzieher ermahnte mich, weder für die Grünen noch für die Blauen im Circus und ebenso wenig für die Rundschilde als für die Langschilde unter den Gladiatoren Partei zu nehmen, an Ausdauer in Anstrengungen, Zufriedenheit mit wenigem und Selbstthätigkeit mich zu gewöhnen, mich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen und gegen Verleumdungen mein Ohr zu verschließen.

16. Das Leben meines Vaters war für mich eine Schule der Milde und doch zugleich auch unerschütterlicher Beständigkeit in allem, wofür er sich einmal nach reiflicher Erwägung entschieden hatte. Er war unempfindlich gegen jede Eitelkeit auf anscheinende Ehrenbezeugungen, ein Freund der Thätigkeit und unverdrossen darin, hörte gern gemeinnützige Vorschläge anderer an, ließ sich durch nichts abhalten, jeden nach Verdienst zu behandeln, wußte recht wohl, wo man die Zügel anziehen und wo nachlassen müsse. — In seinen Erwägungen prüfte er zuerst gründlich, bestand aber dann auch auf ihrer Ausführung; auch trat er nie vor der Zeit von der Untersuchung zurück, noch begnügte er sich mit den ersten besten Einfällen. Seine Freunde suchte er sich zu erhalten und wurde ihrer weder überdrüssig, noch war er unvernünftig für sie eingenommen. In jeder Lage zufrieden, war er stets heiter; auf die Zukunft nahm er von ferne schon Bedacht und machte ohne viel Aufhebens sich auf die geringsten Vorfälle gefaßt. Alles Zujauchzen und jede Schmeichelei wies er zurück. Auf die Staatsbedürfnisse war er jederzeit wachsam und haushälterisch beim Ausgeben öffentlicher Gelder und ließ den Tadel solcher Grundsätze willig über sich ergehen. — Die Güter, welche zur Erheiterung des Lebens etwas beitragen und die ihm das Glück in Fülle darbot, benutzte er ebenso fern von Übermut als von Ausflüchten und genoß daher das Vorhandene ebenso ungesucht, als er das Fehlende nicht vermißte. Niemand konnte von ihm sagen, er sei ein Sophist oder ein Schwätzer nach der Art und Weise der Hausſklaven, oder ein Schulpedant; vielmehr mußte jeder zugestehen, er sei ein Mann von reifem Verstand und großer Vollkommenheit, erhaben über Schmeichelei und gleich geschickt, eigene wie fremde Angelegenheiten zu besorgen. Zudem wußte er den Wert wahrer Freunde der Weisheit zu schätzen, ohne die anderen herabzusetzen oder sich von ihnen verleiten zu lassen. Dabei war er umgänglich und liebte den Scherz, jedoch ohne Übertreibung. So pflegte er auch seines Leibes mit Maßen, nicht wie ein Mensch von zu großer Lebenslust, um ihn herauszuputzen, aber ebensowenig vernachlässigte er denselben, weshalb er bei der ihm eigentümlichen Aufmerksamkeit der Heilkunst mit ihren inneren und äußeren Mitteln sehr selten bedurfte. Insbesondere aber ist an ihm das zu rühmen, daß er Männern, welche in etwas eine vorzügliche Stärke besaßen, wie in der Beredsamkeit, der aus Forschung stammenden Gesetzeskunde, der Sittenlehre oder in anderen Fächern, ohne Neid den Vorrang einräumte und ihnen sogar dazu behülflich war, daß jeder nach dem Maße seiner besonderen Geschicklichkeit Anerkennung finde. — Nichts Unfreundliches, noch auch Ungeziemendes, Ungestümes, noch etwas der Art war an ihm zu entdecken, wovon man nach dem Sprichwort hätte sagen können: es war vom Übermaß, sondern alles wohl und gleichsam bei guter Maße überlegt, unerschütterlich geordnet, fest und mit sich selbst übereinstimmend. Und so konnte man denn auf ihn anwenden, was von Sokrates gemeldet wird, daß er Dinge zu entbehren und zu genießen gewußt habe, bei deren Entbehrung sich viele schwach und bei deren Genuß sie sich unmäßig verhalten. Dort aber mutig zu ertragen, hier nüchtern zu bleiben, verrät einen Mann von vollendeter und unbesiegbarer Geistes-

stärke, und in diesem Lichte zeigte er sich während der Krankheit des Maximus.

17. Den Göttern verdanke ich es, daß ich rechtschaffene Großväter, rechtschaffene Eltern, eine rechtschaffene Schwester, rechtschaffene Lehrer, rechtschaffene Hausgenossen, Verwandte, Freunde, ja fast durchaus rechtschaffene Menschen um mich gehabt habe; aber auch das, daß ich gegen keinen derselben zu einem Fehltritt durch Übereilung mich verleiten ließ, obgleich ich hiezu die Anlage in mir trug, vermöge der ich bei gegebenem Anlaß etwas der Art hätte thun können. Doch die Huld der Götter verhütete das Zusammentreffen von Umständen, wodurch ich überwältigt worden wäre. Denselben verdanke ich es, daß ich einem Herrn und Vater untergeordnet war, der jeden Keim des Übermuts in mir vertilgen und mich zu der Überzeugung erheben konnte, daß man ohne Leibwächter, Feiergewänder, Fackeln und Statuen und andern Aufwand der Art zu bedürfen am Hofe leben und sich beinahe wie ein Privatmann einschränken könne, ohne deshalb der Würde und dem Ernste in Erfüllung seiner Herrscherpflichten gegen das Gemeinwesen etwas zu vergeben. Den Göttern verdanke ich es auch, daß mir ein Bruder beschieden ward, der durch sein sittliches Benehmen mich zur Sorgfalt für mein Inneres aufmunterte und zugleich durch seine Achtung und Zuneigung mich erfreute; daß mir Kinder geboren wurden, welche geistig nicht unbegabt, körperlich nicht verkrüppelt waren; daß ich in der Rede- und Dichtkunst und in den anderen Wissenschaften keine größeren Fortschritte machte, die mich bei der Wahrnehmung eines glücklichen Fortschreitens vielleicht zu sehr gefesselt haben würden.

Buch II. 7. Zerstreuen dich etwa die Außendinge? Gönne dir vielmehr Muße, deine Kenntnisse auf nützliche Weise zu erweitern, und gieb das Umherschweifen auf. Nimm dich indes auch vor der anderen Verirrung in Acht. Es giebt nämlich auch Thoren, die sich mit vieler Geschäftigkeit ihr ganzes Leben hindurch abmühen, dabei aber kein Ziel vor Augen haben, worauf all' ihr Dichten und Trachten ganz und gar gerichtet wäre.

8. Nicht leicht hat man gesehen, daß jemand unglücklich ist, weil er nicht auf das achtet, was in der Seele eines andern vorgeht; dagegen müssen diejenigen notwendig unglücklich werden, welche den Bewegungen ihrer eigenen Seele nicht mit ihren Gedanken folgen.

Buch III. 11. Von jedem Gegenstand, welcher in den Kreis deiner Vorstellungen fällt, bilde dir einen genauen bestimmten Begriff, so daß du denselben nach seiner wirklichen Beschaffenheit unverhüllt ganz und nach allen seinen Bestandteilen anschaulich erkennen und ihn selbst sowohl als auch die einzelnen Merkmale, aus denen er zusammengesetzt ist und in die er sich wieder zerlegen läßt, mit ihren eigentümlichen Namen zu bezeichnen vermögest. Denn nichts ist für die Weckung eines hohen Sinnes so förderlich als die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand, der uns im Leben aufstößt, nach einer richtigen Methode zu untersuchen und ihn stets von der Seite ins Auge zu fassen, wo es uns zugleich einfällt, in welchem Zusammenhange er stehe, welchen Nutzen er gewähre, welchen Wert er für das Ganze, welchen er für den einzelnen Menschen habe, als Bürger jenes höchsten Staates, zu dem sich die übrigen Staaten nur wie

die einzelnen Häuser zur ganzen Ortschaft verhalten. Sprich bei dir selbst: was ist denn das, was jetzt diese Vorstellung in mir erregt? aus welchen Teilen ist es zusammengesetzt? wie lange kann es seiner Natur nach bestehen? welche Tugend muß ich ihm gegenüber geltend machen? etwa Sanftmut? Mannhaftigkeit? Wahrheitsliebe? hingebende Einfalt oder Selbstgenügsamkeit, oder irgend eine andere Tugend?

Buch V. 5. Proben von Geistesschärfe hat man freilich an dir nicht zu bewundern. Es sei! Allein es giebt sonst noch vieles, wovon du nicht sagen kannst: dazu habe ich eben keine Naturanlagen. Zeige demnach das an dir, was ganz in deiner Macht steht, Lauterkeit, Ehrbarkeit, Geduld in Unlust, Erhabenheit über Lust, Zufriedenheit mit deinem Geschick, Genügsamkeit, Wohlwollen, Freimütigkeit, Einfachheit, Ernsthaftigkeit und Seelengröße. Fühlst du's nicht, von wie vielen Seiten du schon dich hättest zeigen können, wovon dich der angebliche Mangel an Anlage und Geschick nicht frei spricht? Und dennoch bleibst du aus freien Stücken unter dieser Stufe von Vollkommenheit. Oder bist du infolge einer fehlerhaften Naturanlage gezwungen zu murren, kärglich zu thun, zu schmeicheln, dein Körperchen anzuklagen, um Beifall zu buhlen, groß zu thun und darüber in so viel Seelenunruhe zu schweben? Nein, bei den Göttern; es ist nicht so! Vielmehr hättest du von diesen Fehlern schon längst frei sein können. Nur daß du, wenn du dich also selbst als etwas langsam und schwerfällig im Begreifen anklagen mußt, diesem Gebrechen durch Übung hättest abhelfen, nicht aber dasselbe außer Acht lassen oder dir gar in deiner Unthätigkeit gefallen sollen.

Buch VII. 45. Denn so, ihr Männer von Athen, verhält es sich in der That. Den Posten, auf welchen einer in der Meinung, daß es der beste sei, sich selbst gestellt hat, oder von seinem Feldherrn gestellt worden ist, muß er, dünkt mir, auch in Gefahr behaupten und dabei weder Tod noch irgend etwas anderes mehr in Betracht ziehen als die Schande.

Buch X. 25. Wer seinem Herrn entläuft, der ist ein Ausreißer. Ein Herr aber ist das Gesetz, wer also dawider handelt, ist ein Ausreißer. So auch, wer sich betrübt, erzürnt, fürchtet. Denn er will nicht, daß geschehen sei oder geschehen soll, was doch der Allgebieter, das Gesetz, angeordnet hat, der für jeden festsetzt, was ihm zukommt. Mithin ist der Furchtsame, Niedergeschlagene oder Aufgebrachte ein Ausreißer.

Buch XI. 5. Was treibst du für eine Kunst? Die Kunst, gut zu sein. Wie gelingt dies aber anders als vermittelst klarer Einsichten teils in die Beschaffenheit der Allnatur, teils in die eigentümliche Einrichtung des Menschen.

8. Ein Zweig, von seinem Nachbarzweige losgehauen, ist damit notwendiger Weise zugleich auch vom ganzen Baumstamme abgehauen. So ist folglich auch ein Mensch, der von einem seiner Mitmenschen sich lossagt, von der ganzen menschlichen Gesellschaft abgefallen. Den Zweig nun haut doch noch eine fremde Hand ab, ein Mensch dagegen sondert durch Haß und Abscheu sich selbst von seinem Nächsten und bedenkt dabei nicht, daß er damit zugleich sich vom ganzen Gemeinwesen losgerissen hat. Doch ist ein Geschenk von Zeus, dem Stifter der menschlichen

Gesellschaft, daß es uns vergönnt ist, wieder mit dem Nachbarzweige zusammenzuwachsen und wieder ein ergänzender Teil des Ganzen zu werden. Je öfter freilich eine solche Trennung eintritt, desto schwieriger wird auch die Wiedervereinigung und Wiederherstellung des Ganzen. Und überhaupt ist es ein Unterschied zwischen einem Zweige, der von Anfang an mit dem Stamme emporwuchs und mit ihm vereinigt blieb, und einem andern, der erst abgehauen und dann wieder eingepfropft ward; denn der letztere, was auch die Gärtner sagen mögen, wächst zwar mit seinem Stamme wieder zusammen, schmiegt sich ihm aber doch nicht mehr völlig an.

21. Wer nicht ein und dasselbe Lebensziel stets vor Augen hat, der kann auch selbst nicht sein ganzes Leben hindurch einer und derselbe sein. Doch — das Gesagte ist noch nicht hinreichend, wenn man nicht auch das noch hinzufügt, von welcher Art jenes Ziel eigentlich sein müsse. Denn gleichwie nicht alle Menschen von den Gütern, welche gemeiniglich irgend wie dafür gehalten werden, die gleiche Ansicht hegen, sondern nur von gewissen, das heißt den allgemein giltigen: so darf man sich auch nur ein solches Ziel setzen, welches dem allgemeinen und bürgerlichen Wohle entspricht. Denn wer auf dieses Ziel alle seine eigentümlichen Bestrebungen hinrichtet, der wird allen seinen Handlungen Gleichförmigkeit verleihen und insofern stets einer und derselbe bleiben.

26. In den Schriften Epikurs war die Lebensregel aufgezeichnet, daß man aus der Reihe der alten Tugendfreunde beständig einen im Andenken behalten solle.

27. Die Pythagoräer lehrten, wir sollen in der Morgenstunde zum Himmel emporschauen, um uns nicht nur jener Wesen, die immer das Gleiche und ihr Werk auf gleiche Weise treiben, sondern auch ihrer Ordnung, ihrer Reinheit und ihres unverhüllten Zustandes zu erinnern. Denn kein Schleier decke die Gestirne.

29. Weder im Schreiben noch im Lesen wirst du Vorschriften erteilen können, bevor du in ihrer Befolgung vorangegangen bist. Im Leben noch viel weniger.

Buch XII. 17. Ist es nicht pflichtgemäß, so thue es nicht, ist es nicht wahr, so sage es nicht; denn die Willensrichtung soll in deiner Gewalt sein.

§ 52.

Dionysius Cato.

Unter dem Namen des Dionysius Cato besitzen wir eine Reihe moralischer Sprüche (Dionysii Catonis disticha de moribus ad filium). Sie sind wahrscheinlich erst im Laufe des Mittelalters entstanden und finden sich schon früh auch in deutschen Bearbeitungen. Dr. Zarncke, der deutsche Cato (Leipzig, Wigand, 1852), hat versucht, die beste Gestalt dieser Überarbeitungen, welche manche Stücke enthalten, die in dem lateinischen Cato fehlen, im Mittelhochdeutschen zu geben. Die Sprüche zerfallen nach einem Prolog in vier Bücher und handeln von der Verehrung Gottes, der Eltern, Verwandten und Lehrer, von dem Umgange mit guten Menschen, von Reinlichkeit, von Bescheidenheit, Scham, Fleiß und von dem Ge-

horsam gegen die Obrigkeit. Sie waren als erstes und Hauptschulbuch für die niederen Schüler weit verbreitet und dienten als Lehrbuch für die Anfangsgründe der Grammatik, Poesie und Moral. Wir geben hier zunächst einige Stücke in eigener Übersetzung und dann aus Dr. Zarncke's deutschem Cato einzelne Sprüche in der mittelhochdeutschen Bearbeitung.

Prolog: Da ich bemerkt habe, daß viele Leute ernstlich auf dem Wege der Sitten irren, so glaubte ich ihrem Irrtume zu Hülfe kommen und ihnen raten zu müssen, daß sie rühmlich leben und Ehre erlangen möchten. Ich werde dich daher, lieber Sohn, lehren, wie du deine Sitten einrichten sollst. Deshalb lies meine Vorschriften so, daß du sie verstehst; Lesen und Nichtverstehen ist Vernachlässigen (Legere enim et non intellegere neglegere est). 1) Bete zu Gott. 2) Liebe die Eltern. 3) Ehre die Verwandten. 4) Anvertrautes bewahre. 5) Gehorche dem Gericht (Gesetz). 6) Gehe mit Guten um. 7) Komme nicht ungerufen (zum Rat). 8) Sei reinlich. 9) Grüße gern. 10) Gegen einen Größeren stehe zurück. 11) Fürchte den Lehrer. 12) Bewahre die Schamhaftigkeit. 13) Halte deine Sache in Obacht. 14) Sei fleißig. 15) Bekümmere dich um das Vermögen. 16) Leihe dar. 17) Siehe zu, wem du leihest. [16) Mutuum da, 17) cui des, videto.] 18) Schmause selten. 19) Schlaf, so viel genug ist. 20) Liebe die Gattin. 21) Halte den Eid. 22) Sei mäßig im Wein. 23) Kämpfe für das Vaterland. 24) Glaube nichts unbedachtsam. 25) Fliehe die Buhlerin. 26) Die Bücher lies. 27) Was du gelesen hast, bedenke. 28. Unterweise die Kinder. 29) Sei freundlich. 30) Zürne nicht ohne Grund. 31) Verspotte niemand. 32) Sei zugegen beim Gericht. 33) Verweile beim Kriegsrat. 34) Sei rechtskundig. 35) Brauche deine Tugend. 36) Spiele mit dem Kreisel. 37) Fliehe den Würfel (Würfelspiel). 38) Lerne die Wissenschaften. 39) Thue dem Guten Gutes. 40) Gieb sicheren (gewissen) Rat. 41) Sei kein Schmäher. 42) Bewahre den guten Ruf. 43) Urteile gerecht. 44) Lüge nicht. 45) Mäßige und leite den Zorn. 46) Den Vater überwinde durch Geduld. 47) Verachte nicht einen Niedrigeren. 48) Thue nichts aus Übermut. 49) Halte das Gesetz, welches du selbst giebst. 50) Sei eingedenk der empfangenen Wohlthat. 51) Sprich wenig beim Schmause. 52) Verlache nicht den Elenden. 53) Richte nicht. 54) Begehre nichts Fremdes. 55) Bestrebe dich, das zu thun, was gerecht ist. 56) Ertrage gern Liebe.

Buch I.

1. Geist ist Gott, so sagen es uns die alten Gedichte,
   Darum ist er vor allem mit reinem Geiste zu ehren.

2. Immer wache du mehr, nicht sei dem Schlafe ergeben;
   Denn langdauernde Rast versorgt mit Nahrung die Laster.

4. Erste der Tugenden, meine ich, sei's, zu bezähmen die Zunge:
   Gott am nächsten ist der, der weiß vernünftig zu schweigen.

16. Wenn als Greis du bekrittelst die Worte und Thaten der Leute,
    Ruf' ins Gedächtnis dir auch, was du selber gethan hast als Jüngling.

28. Hast du Kinder und nicht Vermögen, so lehre sie Künste,
Daß sie der Armut des Lebens dadurch sich können erwehren.[1])
30. Was zu tadeln du pflegst, das hüte dich selber zu üben,
Schande dem Lehrer nur bringt's, wenn selber er schuldig sich zeiget.[2])

Buch II.

9. Nicht verachte die Kräfte des schwächlichen Körpers, es ist der
Mächtig im Rat, dem leibliche Kraft die Natur hat verweigert.[3])
16. Spende dir selber nicht Lob und setze dich selbst nicht herunter;
Solches ist Sache der Thoren, die quälet die eitele Ruhmsucht.
17. Sparsam brauche das, was du gewannst. Durch üppig Verzehren
Schwindet in kurzem dahin, was in längerer Zeit du erworben.
30. Sorge mit ernstlichem Fleiße zuerst für deine Gesundheit:
Nicht gieb Schuld es dem Wetter, wenn selbst du dir Schmerzen verursachst.

Buch III.

5. Trägheit fliehe, sie wird für Schlafsheit des Lebens gehalten;
Denn den Körper verzehrt Faulheit, wenn lässig der Geist ist.
6. Unter die Lasten und Müh'n vermenge zuweilen Erholung,
Daß du mit freudigem Mut kannst jegliche Arbeit ertragen.
13. Lerne aus vieler Exempel das, welchem du folgen und welches
Meiden du mußt: uns dient als Lehrerin anderer Leben.
24. Hege mit gleicher Liebe die beiden teueren Eltern,
Thue der Mutter kein Leid, um lieber zu werden dem Vater.

Buch IV.

6. Wenn du zuweilen als Schüler die Schläge des Lehrers erduldest,
Leide des Vaters Gewalt, mit Worten gerät es zum Zorne.
19. Lerne etwas; denn, wenn von dir plötzlich Fortuna zurückweicht,
Bleibet die Kunst doch, und nie verläßt sie im Leben den Menschen.
21. Übe fleißig die Kunst, die immer du früher gelernt hast;
Sorgfalt nützet dem Geiste, die Hand unterstützet die Übung.
23. Lerne, doch nur von Gelehrten; belehre du selber die Thoren[4]),
Da die Erkenntnis des Guten stets weiter verbreitet muß werden.

---

[1]) Zarncke im deutschen Cato:
Swer kint hât und arm ist,
Der sol si lêren einen list,
Mit dem si erwerben,
Daz si niht verderben.

[2]) Zarncke: Swaz dich dunke missetân
Daz soltu nimmer an gân
Dem lêraere ez niht wol an stât
Tuet er, daz er verboten hât.

[3]) Zarncke: Niht versmaehe kraft und list
Des mannes, der wenec ist:
Der am libe niht kräfte hat,
Der git doch dicke gouten rat.

[4]) Zarncke: Von den gelêrten du lerne,
Die ungelêrten lêre gerne.

27. Steh' nicht still im Lernen; es wird, wenn wächset die Weisheit,
Selt'nes Verständnis der Zeit durch längere Übung gegeben.
29. Schäme dich nicht, noch zu lernen, was du noch lernen nicht konntest;
Etwas zu wissen ist Lob, doch Schimpf nichts lernen zu wollen.

Aus Dr. Zarncke, Der deutsche Cato. Leipzig, Wigand, 1852, V. 117 bis 140 und 191—253:

Wache tages und slâf die naht (Nacht),
Daz gît dir sinne unde maht (Macht);
Slâfen ist gewonheit,
Slâfen ist trâkeit (Trägheit) bereit.
Wis (sei) ob dînem tische vrô:
An vrömder stat tuo niht alsô.
Bi vrömdes wirtes brôte
Hüet diner rede genôte (genau);
Merke waz der wirt tuo
Und swîc du alle zit darzuo.
Sô der wirt iht (etwas) vrâge dich,
Sô antwurt im unde sprich.
Swîgen ist ein grôziu tugent
Beide an alter und an jugent.
Vliuch niumaere (Neuigkeit),
Wis niht ein sagaere (Schwätzer):
Swigen schadet keinen tac,
Klaffen wol geschaden mac.
Du solt mit rede rîchem man
Mit worten keinen strît hân;
Du solt ouch ze keiner zît
Wider dich selben haben strît.
Swie liep (So lieb) dirz si, sich (sieh) daz du lâst
Des du grôzen schaden hâst.

191 Du solt hinderreden (nachreden) niht
Den liuden, des doch vil geschicht.
Swer kint hât und arm ist[1]),
Der sol si lêren einen list,
Mit dem si erwerben,
Daz si niht verderben.
Swaz dich dunke missetân,

[1]) Wir geben zu den folgenden Versen den lateinischen Text nach der Ausgabe von Hauthal, Berlin 1870, Lib. I:

28. Cum tibi sint nati neque opes, tunc artibus illos
Instrue, quo possint inopem defendere vitam.
29. Quod vile est, carum, quod carum, vile putato;
Sic tibi nec cupidus, nec avarus nosceris ulli.

Diese beiden Verse fehlen an dieser Stelle bei Zarncke.

Daz soltu nimmer an gân [1]):
Dem lêraere ez niht wol an stât
Tuot er, daz er verboten hât.
Gewerlîcher (gewæhrbære) dinge ger,
Wiltu, daz man dich gewer:
Er ist niht wîse, swer des gert,
Des man in mit rehte entwert.
Swelch dinc dir ist unerkant,
Daz sage den niht, dies künde hânt.
Sint uns ein ungwissez leben
Mit gewissen vreissen (Gericht) ist gegeben,
Sô sich, dir sî lôn bereit
Swelhes tages du lîdest arbeit
Mahtu dîme gesellen an gesigen,
Du solt doch wîlen (zuweilen) underligen:
Mit dienste manicvalden
Sol man den vriunt behalden.
Du solt des kleinen den gewern
Von dem du wilt des grôzen gern:
Mit sus (so) getanen sachen
Muosta dir vriunde machen.
Habe zorn keine vrist,
Mit dem dir gnâde gevüeget ist:
Kriec und haz gebirt der zorn,
Liep wirt ûs ebenhelle (Einhelligkeit) geborn.
Swenne dîn gesinde dich

---

[1]) 30. Quae culpare soles, ea tu ne feceris ipse:
Turpe est doctori, cum culpa redarguit ipsum.
31. Quod justum est petito, vel quod videatur honestum:
Nam stultum est, petere, quod possit jure negari.
32. Ignotum tibi tu noli praeponere notis;
Cognita judicio constant, incognita casu.
33. Cum dubia in certis versetur vita periclis,
Pro lucro tibi pone diem, quocunque laboras.
34. Vincere cum possis, interdum cede sodali:
Obsequio quoniam dulces retinentur amici.
35. Ne dubites, cum magna petas, inpendere parva:
His etenim rebus conjungit Gratia caros.
36. Litem inferre cave, cum quo tibi gratia juncta est:
Ira odium generat, concordia nutrit amorem.
37. Servorum ob culpam cum te dolor urget ad iram,
Ipse tibi moderare, tuis ut parcere possis.
38. Quem superare potes, interdum vince ferendo;
Maxima enim morum est semper patientia virtus.
39. Conserva potius, quae sunt jam parta labore:
Cum labor in damno est, crescit mortalis egestas.

Erzürne, lieber sun, sô sich,
Daz dir werde iht sô gâch (werde etwas ſo eilig),
Daz dich geriuwe darnach.
Swer hât gedultige site,
Dem volget êre und saelde mite:
Du überwindest mêr mit güete,
Dan mit zorn und ungemüete.
Behalt daz mit wîsheit,
Daz du gewinnst mit arbeit.
Dem sîn arbeit kumet ze schaden,
Der muoz mit armuot sîn beladen. [1])
Lâ got den himel ahten (beſtimmen),
Der erden mahtu trahten.
Du solt mit lôzbuochen (Looſtäbchen aus Buchenholz)
Gotes willen niht versuochen.
Wiltu kündic werden [2])
Ze buwen die erden,
Daz si dir vruht (Frucht) gebende müeze wesen,
Sô soltu Virgiljum lesen (Virgil's Bücher vom Landbau):
Sô tuot dir Macer [3]) kuntschaft
Wurzen unde kriuter kraft,
Der steine Lapidârîus;
Strît und urliuge (Krieg) Lûcânus. [4])
Wiltu aber dîne sinne
Kêren an wîbes minne,

---

[1]) 40. Dapsilis interdum notis et carus amicis,
Cum fueris felix, semper tibi proximus esto. Dieſe beiden Verſe fehlen hier im deutſchen Cato, doch finden ſich die folgenden 235—238 im lateiniſchen Cato Buch 3, 2:
Mitte arcana Dei caelumque inquirere quid sit:
Cum sis mortalis, quae sunt mortalia, cura.

[2]) Die Verſe von 239 an hält Hauthal für eingeſchoben. Er giebt ſie aber im kleinen Druck vor dem zweiten Buche ſo:
Telluris si forte velis cognoscere cultus,
Vergilium legito. Quodsi mage posse labores
Herbarum vires, Macer has tibi carmine dicet.
(Corporis ut cunctos possis depellere morbos.)
Si Romana cupis et civica noscere bella,
Lucanum quaeras, qui Martia praelia dixit.
Si quid amare libet vel discere amare legendo,
Nasonem petito. Sin autem cura tibi haec est,
Ut sapiens vivas, audi, quae discere possis,
Per quae semotum vitiis deducitur aevum.
Ergo ades, et quae sit sapientia, disce legendo.

[3]) Aemilius Macer, ein Zeitgenoſſe und Freund Virgils und Ovids, in Verona geboren, † 15. v. Chr., ſchrieb Lehrgedichte naturwiſſenſchaftlichen Inhalts, darunter eine Botanologia. — [4]) M. Annaeus Lucanus aus Corduba, geboren

Daz sol dich Nâsô (P. Ovidius Naso[1]) lêren.
Ziuch dîn dinc nâch êren,
Minne vor allen dingen got,
Daz ist mîn lêre und mîn gebot.

§ 53.

Titus Flavius Clemens von Alexandrien.

Titus Flavius Clemens, von seinem Wohnorte der Alexandriner genannt, lebte bis gegen das Jahr 220 n. Chr. Von seinem äußern Leben ist wenig bekannt. Er war Heide von Geburt, war fein gebildet und hatte auf seinen großen Reisen Befriedigung in der Philosophie gesucht, aber nicht gefunden. Erst als Mann wurde er befriedigt durch das Christentum. Auch als Christ blieb er der Wissenschaft geneigt, darum fand er in Alexandrien, wo man höher gebildeten Heiden die Weisheit und Wahrheit des Christentums zu erweisen hatte, seinen wahren Beruf als Lehrer und Schriftsteller, so daß man ihn wohl den „litterarischen Missionar" des Christentums genannt hat. Seine Hauptschriften sind: Die Ermahnungsreden an die Griechen, in denen er die Vorzüge des Christentums vor der griechischen Philosophie darlegte, die Stromata (Teppiche, bunte Bilder), worin er die wichtigsten Fragen der menschlichen Erkenntnis bespricht und zu beantworten sucht und alle falsche Gnosis bekämpft, und der für uns besonders wichtige Pädagogus (Erzieher).

Der Pädagogus faßt die ganze Offenbarung Gottes als Erziehung des Menschengeschlechts durch Gott auf. Der Grundgedanke liegt in den beiden Sätzen: Die Kinder sind wir, der Erzieher ist der Logos (das Wort, das Fleisch geworden ist, der Sohn Gottes). Dieser ist nicht erst thätig geworden mit seiner Menschwerdung, sondern seine Wirksamkeit zieht sich durch die ganze Zeit des alten Testaments hin, so daß das alte und das neue Testament nur verschiedene Formen und Stufen der göttlichen Erziehung sind. Diese ist eine Hinlenkung der Wahrheit zum Schauen Gottes. Darum zeichnet der Pädagog ohne Unterlaß heilige Handlungen in ewiger Dauer den Menschen vor, bewacht sie mit steter Fürsorge und führt sie zu dem Ziele eines Gott wohlgefälligen Lebens, zu ihrem eigenen Heile. Wie aber ein Steuermann nicht immer dem Winde sich fügt, sondern auch das Schiff zuweilen gegen denselben richtet, um den Stürmen Trotz zu bieten, so leitet der Pädagog auch uns gegen die Stürme der Welt, wehrt der Weltlust und Schwelgerei, dem Versinken ins Fleisch, bis wir den himmlischen Hafen erreichen. Mit allen Mitteln der Weisheit sorgt er dafür, die Unmündigen zum Heile zu führen, auch Schärfe wendet er an, um die vernunftwidrigen Gelüste zu bändigen. Unsere Aufgabe aber ist es, die Stimme des himmlischen Erziehers zu vernehmen, und das ist nicht schwer; denn er offenbart sich mannigfaltig auch außerhalb des Evangeliums im Gesetze des alten Bundes und in der menschlichen Erkenntnis der Heiden. Alle diese stehen nicht im Gegensatze zu einander, sondern sind Bruchteile

39 n. Chr., † 65. Von seinen zahlreichen Dichtungen besitzen wir noch die Pharsalia in 10 Büchern. Sie behandelt den Kampf zwischen Cäsar und Pompejus. — [1]) Ovid, geboren zu Sulmo 43 v. Chr., gestorben zu Tomi am schwarzen Meere. Ein reich begabter, aber üppiger Dichter. Von seinen Werken sind oben gemeint die Ars amatoria und die drei Bücher Amorum.

gemeinsamer Wahrheit, Samenkörner des Logos und bereiten beide nur auf verschiedene Weise zum Christentum vor: denn derselbe Gott hat die beiden Testamente gegeben und den Griechen die Philosophie mitgeteilt, durch welche er sich unter ihnen verherrlicht hat. Wie er die Juden retten wollte durch die Propheten, so hat er unter den Griechen die Trefflichsten erweckt, und auch sie dienten ihm als Propheten. Zuletzt wurde Gott Mensch, damit du lernst, wie ein Mensch Gott werde. Nun brauchen wir nicht mehr die Schulen der Menschen, nicht mehr nach Griechenland zu ziehen, um die Wissenschaft zu suchen; denn der ist unser Lehrer, welcher alles mit heiliger Kraft, mit Heil, mit Wohlthun und Lehre erfüllt hat, so daß wir durch ihn in allem unterrichtet werden, so daß durch ihn alles Griechenland geworden ist. Aber wie die Landleute erst den Boden bewässern, ehe sie den Samen darauf streuen, so bewässern auch wir mit der Philosophie den Boden unserer Schüler, damit sie fähig werden, den geistigen Samen in sich aufzunehmen und ihn zu Keim und Frucht werden zu lassen, damit sie lernen, wie ein Mensch Gott werde. Wir geben nun aus dem Pädagogus selbst den Eingang und die Hauptabschnitte.

Erstes Buch. 1. „Wenn man im Menschen folgende drei Gebiete unterscheidet: die Willensneigungen, das Handeln und die Leidenschaften, so gehören die Willensneigungen in den Bereich des mahnenden Logos, der ein Führer zur Gottesfurcht ist und wie ein Schiffskiel den Bau des Glaubens lenkt; durch ihn aufgemuntert schwören wir den alten Wahn ab, werden im Geiste jung durch die neue Heilswahrheit und stimmen ein in den prophetischen Gesang: „Israel hat dennoch Gott zum Troste, wer nur reines Herzens ist.“ Das ganze Gebiet der Handlungen beherrscht der gesetzgebende Logos. — Für die Leidenschaften aber ist der überredende Logos der Arzt. Im Grunde ist alles das nur der eine Logos, und dieser reißt den Menschen aus seinem angewöhnten Weltsinn heraus und erzieht ihn zu dem einzig möglichen Heile im göttlichen Glauben. Unserem himmlischen Führer nun, dem Logos, gebührt, indem er uns zum Heile ruft, eigentlich der Name des mahnenden Logos, und davon heißt er auch, indem der Teil fürs Ganze steht, schlechthin der Logos. Denn einen mahnenden Charakter hat die ganze christliche Sittenlehre, welche in uns die Sehnsucht nach einem richtigen Leben diesseits und jenseits weckt. Wenn nun dieser mahnende Logos zugleich heilend und gesetzgebend ist, so liegt das in seiner Aufgabe und er bleibt bei seinem Programme, wenn er uns Genesung von den Leidenschaften verspricht. Wir wollen denselben mit einem Worte „Pädagog“ nennen. Die Praxis, nicht die Theorie ist das Gebiet des Pädagogen: sittlich bessern, nicht unterrichten ist sein Ziel; das Leben eines Weisen, nicht das eines Gelehrten will er zeichnen. Er ist zum Teil auch ein lehrender Logos, aber das wird hier nicht betont. Sache des lehrenden Logos ist nämlich die Enthüllung und Erklärung der Glaubenssätze. Da aber der Pädagog praktischer Natur ist, so beschäftigt er sich in erster Linie mit der Ordnung des sittlichen Lebens. Einerseits nun fordert er zur Erfüllung der Pflichten auf dadurch, daß er die lautersten sittlichen Vorschriften überliefert; auf der andern Seite hält er der Gegenwart Sittenbilder vergangener Zeiten vor. Beides ist vom größten Nutzen. Das erste, die Darstellung der Pflichten, bezweckt den Gehorsam gegen dieselben;

das zweite, die moralische Bildersammlung, hat einen ähnlichen Erfolg: einerseits spornt sie zur Nachahmung des Guten an, andererseits schreckt sie ab vom Bösen. Daraus entspringt denn auch die Heilung der Leidenschaften durch das Überredende, das in solchen Bildern liegt; der Pädagog kräftigt die Seele mit milden Gesetzen wie mit lindernder Arznei und bereitet so die Kranken zur Erkenntnis der Wahrheit vor. Gesundheit und Erkenntnis sind nämlich nicht ein und dasselbe. Letztere ist die Frucht des Unterrichts, erstere die der Heilkunst. Kein Seelenkranker kann einen intellektuellen Erwerb machen, bevor er vollkommen genesen ist, und man trägt dem lernenden und dem kranken Schüler nicht dasselbe vor, sondern erstrebt bei dem einen die Erkenntnis, bei dem andern die Genesung. Wie die körperliche Krankheit den Arzt fordert, so bedarf die Seelenschwäche zuerst des Pädagogen, damit er unsere Leidenschaften heile, und erst später des Lehrers, der die Seele zur reinen Erkenntnis führen wird, so daß sie die Geheimnisse der christlichen Lehre aufzunehmen vermag. Indem nun der Logos, in allem ein Menschenfreund, im allmählichen Fortschritte zum Heile uns in vollendeter Weise zu erziehen strebt, wendet er eine gar schöne Ordnung an, zuerst ist er Mahner, dann Pädagog, endlich Lehrer.

2. Unser Pädagog nun, meine Kinder, ist ähnlich Gott, seinem Vater, dessen Sohn er ist, ohne Sünde, ohne Makel, ohne Leidenschaft; reiner Gott in Menschengestalt, Vollstrecker des väterlichen Willens, Gott, der Logos, der da ist im Vater, zur Rechten des Vaters, ein sichtbarer Gott. Dieser ist unser sündloses Ideal; ihm geistig ähnlich zu werden, das müssen wir mit aller Kraft erstreben. Er ist völlig unbefleckt von menschlichen Leidenschaften und deshalb ist er auch unser Richter, weil er allein ohne Sünde ist; wir aber müssen bestrebt sein, soweit als möglich unsere Sündhaftigkeit zu verringern. Nichts ist dringender nötig, als sich von den Leidenschaften und Seelenkrankheiten zu befreien. — Dieses ist das Erste, sodann aber müssen wir verhüten, daß wir leicht und gewohnheitsmäßig sündigen. Der höchste Grad der Vollkommenheit ist es, ganz und gar in jeder Weise ohne Fehl zu sein. Dies nennen wir einen Vorzug Gottes. Der nächste Grad ist, nicht freiwillig zu sündigen, das ist Sache des Weisen; der weitere, nicht in viele freiwillige Fehler zu fallen; dies ist denen eigen, die unter der trefflichen Leitung des Pädagogen stehen; nicht lange in der Sünde zu verharren, das mag man als niederste Stufe hinstellen; auch hier giebt es eine Rettung, wenn man zur Sinnesänderung zurückkehrt und den Kampf wieder aufnimmt. Und ganz schön dünkt mir, sagt der Pädagog durch Moses Mund: „Wo jemand vor ihm plötzlich stirbt, da wird das Haupt seines Gelübdes verunreinigt; darum soll er sein Haupt bescheren.“ Den unfreiwilligen Fehler nennt er plötzlichen Tod; vom Verunreinigen spricht er, weil derselbe die Seele befleckt; deshalb fügt er auch rasch das Heilmittel bei, indem er rät, sofort das Haupt zu scheren; damit meint er, man solle die Haare der Unwissenheit, die den Verstand beschatten, abrasieren, damit der Verstand (der ja im Gehirn thront), befreit von dem schlimmen Walddickicht, zur Sinnesänderung komme. Weiter unten heißt es: „Die vorigen Tage sind unvernünftig.“ Daraus sieht man, daß hier von

Sünden die Rede ist, die in der mangelnden Einsicht wurzeln. Das Moment des Unfreiwilligen liegt in dem Wort „plötzlich“; das Moment des Sündigens in dem Worte „unvernünftig“. Deshalb hat der Logos das Amt eines Wächters übernommen, um die Unwissenheitssünde zu verhüten. Man sehe nur das Weitere in der Schrift: „Deshalb spricht der Herr also.“ Daß im Vorhergehenden von einer Sünde die Rede ist, beweist das Wort „darum“, welches das Strafurteil einleitet. Auch erhellt dies deutlich aus den Worten der Propheten: „Wenn du nicht gesündigt hättest, so wäre diese Drohung nicht ausgesprochen worden“; und: „Deshalb spricht der Herr also“; und: „Siehe deshalb spricht der Herr.“ „Deshalb ist ja die Weissagung gegeben, nämlich wegen des Gehorsams und Ungehorsams; der eine bewirkt unser Heil, der andere macht den Pädagogen nötig. Nun weiter: der Pädagog ist mit seinem Zureden ein Arzt für die Leidenschaften der Seele. Eigentlich versteht man unter Heilkraft die Hülfe für leibliche Krankheiten; sie ist ein Kind menschlicher Weisheit. Der Logos des Vaters aber ist der einzige päonische[1]) Arzt für geistige Schwächen und der himmlische Zauberer für die kranke Seele. „Rette deinen Knecht, o mein Gott“, sagt der Psalmist, „der auf dich hofft, Erbarme dich meiner, o Herr, weil ich zu dir rufe den ganzen Tag!“ Die Heilkunst heilt nach Demokrit die Krankheiten des Körpers; die Weisheit befreit die Seele von den Leidenschaften. Der treffliche Pädagog aber, die Weisheit, der Logos des Vaters, der Schöpfer des Menschen, kümmert sich um das ganze Gebilde seiner Hand; Körper und Seele heilt er, der allgemeine Arzt der Menschheit, der Heiland. „Steh' auf“, spricht er zu dem Gichtbrüchigen, „nimm dein Bett, auf dem du liegst, und gehe heim!“ Und zu dem Toten sprach er: „Lazarus, komm heraus!“ Und der Gestorbene stieg aus dem Sarge in dem Zustande, wie er vor der Krankheit war. Die Seele für sich aber heilt er mit Geboten und Gnadengaben. Mit den Geboten zwar hält er noch zurück; Gnaden aber spendet er reichlich. „Deine Sünden sind dir vergeben“, sagt er zu uns Sündern. Wir aber sind nach seinem Plane seine Kinder und nehmen die beste und sicherste Stelle ein in dem Werke seiner Schöpferkraft, die da zunächst den Weltenbau und das Himmelsgewölbe und die Sonnenkreise umwebt und sich mit den übrigen Sternenbahnen beschäftigt um des Menschen willen, dann aber mit dem Menschen selbst, auf den sie das Vollmaß ihrer Sorgfalt verwendet; ihn hält sie für ihr größtes Werk, und seine Seele hat sie nach den Regeln der Vernunft und Weisheit gebildet, den Körper aber nach dem Gesetze der Schönheit und des Ebenmaßes gestaltet. Den Handlungen der Menschheit und dem Rechte in denselben hat sie ebenfalls das Wohlgeordnete, ihr eigenes Prinzip, eingehaucht.“

3. Der Pädagog ist ein Freund der Menschen, erfreut und vergiebt die Sünden und hat alle Dinge um des Menschen willen geschaffen und liebt ihn und führt ihn. — 4. Er ist Erzieher für Mann und Weib.

5. „Daß die „Kindererziehung“ ein „Ziehen“ der Kinder ist, erhellt aus dem Worte. Es erübrigt also, die „Kinder“ ins Auge zu fassen,

[1]) göttliche Arzt, sogenannt von Paeon, der bei Homer der Arzt der Götter ist.

welche die Schrift meint, und dann für dieselben einen Pädagogen aufzustellen. Die Kinder, das sind wir. Oftmals giebt uns die Schrift diesen Ehrennamen und vielfach deutet sie das durch verschiedene Wörter symbolisch an, indem sie den einfachen religiösen Begriff mit wechselnden Bezeichnungen wiedergiebt. Am Ufer stehend, heißt es, rief der Herr den Jüngern zu: „Kinder, habt ihr nichts zu essen?“ Die bereits im Verhältnis der Jünger Stehenden nennt er „Kinder“. Man brachte ihm, heißt es ferner, Kinder, daß er die Hände auf sie lege und sie segne. Und als es seine Freunde hindern wollten, sprach Jesus: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Was das sagen will, wird der Herr selbst auslegen mit den Worten: „Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Er meint damit nicht die Wiedergeburt, sondern die Nachahmung des Kindersinnes stellt er uns zur Nachahmung vor. Auch der prophetische Geist nennt uns Kinder. „Die Kinder“, sagt er, „pflückten Öl- und Palmenzweige und gingen dem Herrn entgegen und riefen laut: Hosianna dem Sohne Davids! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Licht und Ruhm und Preis mit demütigem Flehen dem Herrn!“ Denn so viel heißt in der Übersetzung das Wort „Hosianna“. Und es scheint mir, als ob die Schrift in dieser erwähnten Weissagung den Leichtfertigen einen Vorwurf machen wolle. „Habt ihr nicht gelesen: Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob zubereitet?“ Im Evangelium spornt der Herr die Jünger zur Aufmerksamkeit auf ihn, da er zum Vater zurückeilen wollte; er macht die Zuhörer eifriger, indem er andeutet, daß er in kurzem hinweggehen werde; er legt ihnen nahe, daß sie um so reichlicher vom Baume der Wahrheit pflücken sollen und mehr als je, da der Logos in den Himmel emporschwebt. Bei dieser Gelegenheit nennt er sie nun wieder „Kindlein“. Er sagt nämlich: „Liebe Kindlein, ich bin noch eine kleine Weile bei euch.“ Und wieder vergleicht er das Himmelreich mit den Kindern, die an dem Markte sitzen und rufen: „Wir haben euch gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklagt, und ihr wolltet nicht weinen“, und was er sonst noch Ähnliches weiter beifügt.

Und so haben auch wir die schönsten und höchsten Güter des Lebens mit dem Kindernamen ausgezeichnet und haben sie „Kinderlehre“ und „Kindererziehung“ genannt. Wir erklären nämlich die Kindererziehung als das gute Heranziehen zur Tugend vom Kindesalter an.

Die Schrift erklärt auch selber, wie ein Kind beschaffen ist.

Sanft ist das Kind und besonders weich, zart und einfach, ohne List und Heuchelei, geraden Sinnes und aufrichtig.

Jugendlich ist das „neue Volk“, zum Unterschiede von dem alten; neue Güter hat es kennen gelernt. Und wir besitzen das Vollalter, die nie alternde Jugend. Immer sind wir reif in der Erkenntnis, immer jung und immer zart und immer neu. Neue Menschen müssen es sein, die am neuen Logos teil haben. Was aber am Ewigen teil nimmt, pflegt dem Unsterblichen sich ähnlich zu machen. So bedeutet die Bezeichnung „Kindesalter“ für uns einen Lebensfrühling, weil die Wahr-

heit in uns nicht altert und unser Wandel von der Wahrheit durchtränkt ist. Die Wahrheit ist eine ewig frische Blume, immer sich selbst gleich, niemals sich ändernd. „Ihr Kindlein", heißt es, „da werdet ihr saugen, an den Brüsten wird man euch tragen und auf den Knieen euch liebkosen. Wie einen, den seine Mutter liebkoset, so will ich euch trösten, und in Jerusalem sollt ihr getröstet werden." Die Mutter ruft die Kindlein zu sich, und wir suchen unsere Mutter auf, die Kirche. Jedes schwache und zarte Geschöpf nun, das wegen seiner Schwäche der Hilfe bedarf, hat etwas Anmutiges, Liebes und Nettes, und man ist gern bereit, solch einem kleinen Wesen Hilfe zu leisten. Gleichwie Väter und Mütter mit besonderer Freude ihre Sprößlinge anblicken, — das Pferd sein Füllen, das Rind sein Kälbchen, der Löwe, der Hirsch sein Junges, der Mensch sein kleines Kind: also nimmt auch der himmlische Vater die auf, welche zu ihm flüchten und sieht in denselben infolge der Wiedergeburt aus dem heiligen Geiste seine frommen Kinder, liebt, unterstützt, beschirmt sie und nennt sie deshalb Kindlein.

6. Mit Unrecht meinen die Gnostiker, der Name Kinder, Kleine, bezeichne die Stufe des elementaren Unterrichts; denn auch wir empfangen das Licht, die Gotteserkenntnis, und es ist daher derjenige nicht unvollkommen, der das Vollkommene erkennt.

7. Nachdem ich gezeigt habe, daß wir alle von der Schrift Kinder genannt werden, und nicht nur das, sondern daß wir, die Anhänger Christi, bildlich als kleine Kinder bezeichnet werden, und daß nur der Vater des Weltalls vollkommen ist — in ihm ist der Sohn und in dem Sohne der Vater: so erübrigt uns, wenn wir einen geordneten Gedankengang einhalten wollen, von der Person unseres Pädagogen zu sprechen. Er heißt Jesus. Zuweilen nennt er sich auch einen Hirten und sagt: „Ich bin der gute Hirte"; nach einer Metapher, genommen vom Hirten, dem Führer der Herde, ist darunter der Führer der Kinder, der Pädagog zu verstehen als der sorgsame Hirte der Kleinen. Einfachen Sinnes nämlich sind die Kinder, und so werden sie bildlich als Schafe bezeichnet. „Und sie alle werden", heißt es, „eine Herde und ein Hirt sein." Der Pädagog ist also sicherlich der Logos, welcher uns Kinder zum Heile führt. Ganz deutlich hat ja der Logos von sich selbst durch Hosea gesagt: „Ich bin euer Erzieher." Diese Pädagogik besteht in der göttlichen Religion, in der Lehre vom Dienste Gottes, in dem Unterricht zur Erkenntnis der Wahrheit. Das ist eine richtige Führung, denn sie hat die Richtung zum Himmel. Das Wort „Erziehung" kann verschiedenen Sinn haben: es bezieht sich entweder auf den, der erzogen und belehret wird, oder auf den, welcher erzieht und lehrt; es bezeichnet drittens den Akt der Erziehung und viertens die vorgetragenen Lehren, z. B. die Gebote. Die Erziehung nach dem Willen Gottes besteht aber in einem Hinlenken auf die Betrachtung Gottes mittelst der Wahrheit; in einer Schilderung der heiligen Handlungen in der himmlischen Heimat. Wie der Feldherr die Armee ordnet, auf das Heil der Soldaten bedacht; und wie der Steuermann das Fahrzeug steuert mit dem Wunsche, die Passagiere zu erhalten: so erzieht auch der Pädagog die Kinder zu einer

Lebensweise, die zum Heile führt, in liebevoller Sorgfalt für uns; und überhaupt, was wir billiger Weise von Gott erflehen, das wird uns zu teil werden im Gehorsam gegen den Pädagogen. Gleichwie nun der Steuermann nicht immer den Winden sich fügt, sondern zuweilen mit dem Schnabel des Schiffes allen Windstößen die Stirne bietet, also fügt sich der Pädagog nicht den die Welt durchwehenden Sitten und Bräuchen und er überläßt ihnen nicht seinen Zögling wie einen Kahn, um ihn einem tierischen und schwelgerischen Leben zuzutreiben, sondern einzig und allein vom Winde der Wahrheit getragen hält er gar fest an den Steuerrudern des Zöglings, an seinen Ohren meine ich, bis das Kind unversehrt in den himmlischen Hafen eingelaufen ist. Um die sogenannte „väterliche Sitte" bei den Heiden ist es ein vergängliches Ding; die göttliche Erziehung aber ist ein ewiges Werk.

Darum vermochten auch die Pädagogen der Heiden die Lüsternheit und die Laster ihrer Zöglinge nicht zu bändigen.

Unser Pädagog aber ist der heilige, göttliche Jesus, der Logos als Führer der ganzen Menschheit; er selbst, der menschenliebende Gott, ist unser Erzieher. Es sagt irgendwo in einem Lobgesange der heilige Geist von ihm: „Er hat dem Volke geholfen in der Wüste; im heißen Durste im wasserlosen Lande war er um dasselbe und erzog und bewachte es wie einen Augapfel, wie der Adler sein Nest beschützt; und er sehnte sich nach seinen Jungen, und seine Flügel ausbreitend nahm er sie zu sich und trug sie auf seinem Rücken. Der Herr allein führte sie und kein anderer Gott war mit ihnen." Deutlich bezeichnet hier, mein' ich, die heilige Schrift den Pädagogen, indem sie seine Erziehung schildert. Und hinwiederum durch seinen eigenen Mund sprechend erklärt er sich selbst für den Pädagogen. „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat." Wer hat denn die Macht, hinein- und herauszuführen? Nicht der Pädagog? Er erschien dem Abram und sprach: „Ich bin dein Gott, wandle vor mir und sei fromm!" Und so recht pädagogisch macht er sich den Zögling anhänglich, indem er spricht: „Werde tadellos und ich werde einen Bund aufrichten zwischen mir und zwischen dir und zwischen deinem Samen." Hier wird Freundschaft geschlossen mit dem Erzieher. Als Erzieher des Jakob aber erscheint er ganz deutlich. Er sagt ja zu ihm: „Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehest, und ich will dich nicht lassen, bis daß ich thue alles, was ich dir geredet habe."

So hat er Jakob erzogen und ebenso hat er Moses erzogen, daß er das Volk aus Ägypten rettete, und hat diesen auch sogar unterwiesen in der Weise, wie er das Volk erziehen soll, so daß er Lehrer der Erziehung zugleich ist.

Und in der That war der Herr der Pädagog des alttestamentlichen Volkes durch die Person des Moses; in eigener Person ist er der Führer des neutestamentlichen von Angesicht zu Angesicht; denn „siehe", sagt er zu Moses, „mein Engel wird vor dir hergehen."

So erzieht Gott das Volk, übersieht die Sünde nicht, tadelt sie aber, daß sie sich bessern; denn er will nicht den Tod, sondern die Bekehrung des Sünders.

Und wir sollen uns durch die Furcht vor der Drohung, damit es uns nicht wie andern ergehe, vor ähnlichen Fehlern abhalten lassen.

Vor Alters hatte das alte Volk einen alten Bund, das Gesetz erzog das Volk in Furcht und der Logos war ein bloßer Engel. Dem neuen und jungen Volke aber ist ein neuer und junger Bund geschenkt, der Logos ist in die Welt gekommen, die Furcht ist in Liebe verwandelt und jener mystische Engel wird als Jesus geboren. Dieser nämliche Pädagog sprach einstmals: „Fürchte Gott den Herrn!" Uns aber ermahnt er: „Liebe den Herrn, deinen Gott!" Und deshalb befiehlt er uns auch: „Lasset ab von euren Werken (das heißt den alten Sünden)! Lernet rechtthun! Weiche vom Bösen und thue Gutes! Du hast die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt." Dies ist mein neues Testament, geschrieben mit den Buchstaben des alten. Man kann also dem Logos nicht vorwerfen, er sei jung; schon bei Jeremias sagt der Herr: „Sage nicht, ich bin zu jung! Ich kannte dich, ehe denn ich dich im Mutterleibe bereitete, und sonderte dich aus, ehe denn du von der Mutter geboren wurdest." Damit kann diese Prophetenstelle uns meinen, die wir vor Grundlegung der Welt in unserem Glauben von Gott erkannt sind. Jetzt aber sind wir Kinder in Bezug auf den erst jüngst zum Vollzug gelangten Willen Gottes. Demgemäß sind wir in Bezug auf unsere Berufung und unser Heil Neugeborene. Deshalb ist beigefügt: „Zum Propheten für die Völker habe ich dich gesetzt", in dem Sinne, daß er verkünden sollte, es sei die Bezeichnung des „neuen Bundes" kein Vorwurf für die, welche Kinder heißen. Das Gesetz ist die alte Gnade, durch Moses vom Logos gegeben. Deshalb sagt auch die Schrift: Das Gesetz ist durch Moses gegeben worden, nicht von Moses, sondern vom Logos durch Moses, seinen Diener. Deshalb war es auch für jene Zeit passend. Aber die ewige „Gnade und Wahrheit ist geworden durch Jesus Christus." Beachtet die Worte der Schrift! In Bezug auf das Gesetz heißt es blos: „Es wurde gegeben." Die Wahrheit aber, welche die Gnade des Vaters ist, ist ein ewiges Werk des Sohnes, und es heißt nicht mehr, daß sie „gegeben" wurde, sondern es heißt, daß sie „geworden ist" durch Jesus, ohne den nichts geworden ist. Sofort verkündet auch Moses in prophetischer Weise, zurücktretend vor dem vollkommenen Pädagogen, dem Logos, dessen Namen und Erziehungsweise und stellt dem Volke den Pädagogen vor, indem er das Gebot des Gehorsams einschärft. „Einen Propheten wie mich", sagt er, „wird euch Gott erwecken aus eueren Brüdern", indem er durch Josua, den Sohn Nuns, Jesus, den Sohn Gottes, andeutet. Ein Schattenbild des Herrn ist nämlich der Name Josua im Gesetz voraus angekündigt. Und er fügt für das Volk einen nützlichen Rat bei, indem er sagt: „Auf ihn höret!" Und demjenigen, der diesen Propheten nicht hört, droht er. Solchen Namen verkündet uns Moses als den des heilbringenden Pädagogen. Deshalb giebt ihm die Prophetie die Rute in die Hand, die Rute der Zucht, der Herrschaft, der Gewalt, damit der Logos, wen er durch Überredung nicht heilt, durch Drohung heile. Wen aber die Drohung nicht heilt, den wird die Rute heilen. Wen aber die Rute nicht heilt, den wird das Feuer verzehren. „Es wird eine Rute aufgehen", heißt es, „aus

dem Stamme Isais." Beachte die Sorgfalt, die Weisheit, die Macht des Pädagogen! „Nicht nach dem Ansehen wird er richten", heißt es, „und nicht nach dem Gerede wird er urteilen, sondern er wird den Niedrigen mit Gerechtigkeit richten und die Elenden der Erde richten." Und durch Davids Mund: „Der Herr züchtiget mich wohl, aber er giebt mich dem Tode nicht." Denn vom Herrn unterrichtet und erzogen werden, das ist Erlösung vom Tode. Und bei demselben Propheten heißt es: „Mit eisernem Zepter wirst du sie weiden." Mit Beziehung darauf schreibt auch der Apostel im Korintherbriefe: „Soll ich mit der Rute zu euch kommen oder mit Liebe und mit sanftmütigem Geist?" Und bei einem andern Propheten heißt es: „Eine Rute der Macht wird der Herr emporwachsen lassen aus Zion." Diese deine pädagogische „Rute und dein Stab haben mich getröstet", sagt ein anderer, diese Macht des Pädagogen, die ehrwürdige, trostspendende und heilbringende.

8. Da erheben sich aber einige und sagen, der Herr sei nicht gütig wegen der Rute und der Drohung und der Furcht. Sie mißverstehen, scheint es, die Schrift, die irgendwo also spricht: „Wer Gott fürchtet, bekehret sich in seinem Herzen", und denken nicht an den größten Beweis seiner Menschenliebe, nämlich daß er unsertwegen Mensch geworden ist. — Wie kann nun, sagt man, der Herr zürnen und strafen, wenn er menschenliebend und gut ist? Es ist am Orte, daß ich mich hierüber, soweit möglich, in Kürze verbreite. Diese Methode ist nützlich für die richtige Kindererziehung, sie hat den Wert eines notwendigen Hilfsmittels. Viele Leidenschaften werden geheilt durch Strafe und durch Vorlegung strengerer Gebote und durch den Unterricht in einigen Lehren. Der Tadel ist eine Art chirurgischer Operation für die Leidenschaften der Seele. Die Leidenschaften sind ein Geschwür der Wahrheit, das man durch Tadel aufschneiden muß. Der Tadel gleicht einer Arznei, welche die verhärteten Beulen der Leidenschaften auflöst und die häßlichen Stellen des Lebens von ihrem geilen Schmutze reinigt, die Geschwülste des Hochmuts dämpft und den Menschen wieder gesund und wahr macht. Die Ermahnung ist gleichsam eine diätetische Vorschrift für die kranke Seele, indem sie rät, was man zu sich nehmen, und verbietet, was man nicht essen darf. Alles aber zielt ab auf das Heil und die ewige Gesundheit. Auch der Feldherr, wenn er Geldstrafen oder entehrende Körperstrafen mit Gefängnis und größtem Schimpf verhängt, ja wenn er bisweilen einige mit dem Tode straft, hat dabei das Gute im Auge; er thut es zur Abschreckung für seine Untergebenen. Auf gleiche Weise führt auch jener unser großer Feldherr, der Führer des Weltalls, der Logos, diejenigen, welche den Zügel seines Gesetzes abstreifen, zurück zur heiligen Eintracht der religiösen Gemeinde, indem er sie ermahnt zur Bezwingung der Leidenschaften der Seele, zurück von Knechtschaft und Irrtum und von der Gefangenschaft des Widersachers. Wie dem ratenden Worte das Gebiet des Mahnens und Zuredens zunächst liegt, so dem lobenden das Gebiet des Zankes, der Schmähung, des Vorwurfs. Dies ist die Kunst des Tadelns. Der Tadel ist ein Zeichen des Wohlwollens, nicht des Hasses. Beide tadeln, der Freund und der Feind, aber der Feind mit schadenfrohem Lachen, der Freund mit wohlwollendem Herzen. Nicht aus

Haß macht der Herr den Menschen Vorwürfe — er hätte sie ja vernichten können wegen ihrer Sünden, aber er hat für uns sogar gelitten. Der Pädagog, eben weil er gut ist, hüllt gar künstlich die Mahnung in die Form des Vorwurfes, und wie mit einer Peitsche weckt er durch Schmähung den trägen Geist. Hin und wieder sucht er auch in wechselnder Form bei einem und demselben seine Mahnung anzubringen. Auf wen das Lob nicht wirkt, den stachelt der Tadel: und wen der Tadel nicht zum Heile treibt, diese bringt gleich Leichnamen die Schmähung zum Erwachen für die Wahrheit. Denn Peitsche und Zucht ist zu jeder Zeit Weisheit. — Der Logos nimmt wie ein Gartenmesser die wuchernden Auswüchse des Menschen hinweg, indem er die Empfindungen zwingt, nicht üppig zu wuchern, sondern Frucht zu tragen. Der Vorwurf gegen den Sünder hat aber dessen Heil zum Zweck; denn der Logos richtet das gar passend ein je nach den Eigentümlichkeiten eines jeden Menschen; bald gebraucht er den Sporn, bald den Zügel. Ganz richtig heißt es daher bei Moses: „Seid getrost; denn Gott ist gekommen, daß er euch versuchte, auf daß Furcht vor ihm in euch entstehe und ihr nicht sündigt!" Daher auch das schöne Wort Platos, der aus Erfahrung sagt: „Alle, die Strafe erleiden, empfangen wahrhaftig eine Wohlthat." Sie haben nämlich den Nutzen, daß ihre Seele besser wird durch eine gerechte Strafe. Wenn nun die von einem gerechten Manne Zurechtgewiesenen Wohlthaten empfangen, so ist auch nach Plato die Güte zugleich Gerechtigkeit. Die Furcht selbst bringt demnach Nutzen und ist geschaffen zum Frommen der Menschen. Denn „die Seele, die den Herrn fürchtet, wird leben, ihre Hoffnung steht auf den, der sie rettet. Derselbe Logos, der uns Strafe auferlegt, ist unser Richter.

Deshalb kann er allein Sünde erlassen, er droht, damit er Besserung bewirke, er straft nicht sogleich, aber er will den Menschen zügeln, ihn ermahnen und ihm zeigen, was er zu thun hat.

Die Strafe verhängt Gott nicht im Zorne, sondern er sieht auf Gerechtigkeit, weil es um unser selbst willen nicht gut wäre, die gerechte Strafe zu unterlassen. Jeder von uns wählt sich selbst die Strafen, da er selbst freiwillig sündigt. Schuld daran ist der, welcher sie wählt; Gott ist nicht schuld. „Wenn aber unsere Ungerechtigkeit die Gerechtigkeit Gottes ans Licht bringt, was sagen wir? Ist Gott ungerecht, wenn er Strafe verhängt? Das sei ferne!" —

Er will durch alle Strafen retten und bessern, damit aus der Furcht vor ihm rechtes Leben entstehe.

Beachtet, wie Gott in seiner Güte die Besserung erstrebt. In der Erziehungsmethode der Drohung zeigt er verhüllt seine Menschenliebe.

In seiner ganzen Erziehungsweise zeigt sich auch durch die mancherlei Weisen, die er anwendet, seine große Weisheit in der Güte sowohl als auch in dem Ernste.

Mit allen Kräften also, mit dem ganzen Aufwande seiner weisen Kunst unternimmt es der Erzieher der Menschheit, unser göttlicher Logos, seine Kinder zu retten: er mahnt, rügt, zankt, beschämt, droht, heilt, giebt Versprechen, spendet Gaben; gleichsam mit vielen Zügeln bändigt

er die unvernünftigen Triebe der Menschen; kurz der Herr verfährt ebenso gegen uns wie wir gegen unsere Kinder. „Hast du Kinder? Züchtige sie", sagt die Weisheit „und beuge sie von Jugend auf! Hast du Töchter? Schone ihren Leib nicht und mache keine heitere Miene bei ihnen!" Und wir lieben doch unsere Kinder, Söhne und Töchter, über alles. Da aber diejenigen Leute, die immer zu Gefallen reden, keine wahre Liebe haben, indem sie niemanden nahe treten wollen, jene dagegen, die eine heilsame Herbigkeit anwenden, wenn sie auch für den Augenblick wehe thun, doch für die Zukunft eine Wohlthat erweisen: so sieht auch der Herr nicht auf das augenblickliche Gefallen, sondern auf die ewige Freude. Wir wollen also die Erziehungsweise dieses Menschenfreundes betrachten nach den Zeugnissen der Propheten.

Die Ermahnung (Zurechtweisung) nun ist ein aus Besorgnis fließender Tadel, welcher richtige Einsicht vermittelt. Ein solcher Mahner ist der Pädagog, wenn er im Evangelium sagt: „Wie oft habe ich wollen deine Kinder um mich versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt!"

So finden sich in der Schrift eine Menge Ermahnungen, und es ist ein Beweis der Liebe Gottes, daß er dadurch das abgefallene Volk zur Umkehr ruft.

Die Rüge ist ein Tadel auf Grund schmählicher Vergehen, sie will die Stimmung für das Sittliche erwecken. So etwas findet sich bei Jeremias: „Geile Hengste sind sie geworden, jeder wiehert nach seines Nächsten Weibe. Und ich sollte sie um solches nicht heimsuchen? spricht der Herr, und meine Seele sollte sich nicht rächen an solchem Volk?" Mit allem verknüpft er die Furcht; denn die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit.

Er zeigt auch in der Rüge die Sünde deutlicher und deutet zugleich an, daß die Leute verständig sind und mit voller Freiheit sündigten.

Der Vorwurf ist ein Tadel gegen Nachlässige und Undankbare. Dieser Form des pädagogischen Tadels bedient sich der Herr, wenn er bei Jesaias spricht: „Höret, ihr Himmel, und Erde nimm es zu Ohren; denn der Herr redet: Ich habe Kinder auferzogen und erhöhet, und sie sind von mir abgefallen. Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt es nicht!"

Gott deutet da an, daß die, welche ihn kennen, ihn vergessen, und daß sie dadurch vernunftloser als die unvernünftigen Tiere geworden sind.

Der Vorwurf ist eine Rüge oder ein Tadel mit Schmähungen. Dieses Erziehungsmittels bedient sich der Pädagog bei Jesaias, wenn er sagt: „Wehe den abtrünnigen Kindern, spricht der Herr, die ohne mich ratschlagen und ohne meinen Geist Schutz suchen, zu häufen eine Sünde über die andere." Gleich einer sehr scharfen Beize wendet er in einzelnen Fällen die Furcht an, indem er dem Volke den Mund zupreßt und es hundreht zum Heile, sowie auch die Wolle beim Färben gebeizt zu werden pflegt zum Zweck einer dauerhaften Aufnahme des Farbstoffes. Die Beschämung ist ein öffentliches Vorrücken der Sünde. Dieselbe wendet Gott als notwendiges Erziehungsmittel an, wenn der Glaube bei der

Menge schwinden will. Er sagt nämlich bei Jesaias: „Ihr habt den Herrn verlassen und habt erzürnt den Heiligen von Israel."

Dasselbe thut er bei Jeremias, aber er mildert auch das Herbe der Beschämung, indem er zugleich darin seine Kinderliebe mit kundgiebt.

Die Zurechtweisung ist ein Tadel, welcher auf den Verstand wirkt. Auch dieses pädagogische Moment hat Gott nicht bei Seite gelassen, sondern er sagt bei Jeremias: „Wie lange soll ich rufen? Daß doch jemand hören wollte! Aber ihre Ohren sind unbeschnitten." O selige Langmut! Und wiederum bei demselben Propheten: „Alle Heiden haben unbeschnittene Vorhaut; aber das ganze Haus Israels hat ein unbeschnittenes Herz."

Die Heimsuchung ist ein verstärktes Zanken. Dieser Form bedient sich der Herr im Evangelium. „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt werden!" Da deutet die doppelte Anrede das verstärkte Schelten an. Denn wer Gott kennt, wie kann der die Diener Gottes verfolgen? „Deshalb", sagt er, „wird euer Haus euch wüste gelassen werden." — Wenn ihr die Liebe nicht annehmen wollt, werdet ihr die Macht kennen lernen.

Die Schmähung ist eine heftig zürnende Anrede. Der Schmähung als eines Heilsmittels bedient sich der Herr bei Jesaias mit den Worten: „O wehe des sündigen Volks, des Volks von großer Missethat, des boshaftigen Samens, der schädlichen Kinder, die den Herrn verlassen." Und im Evangelium durch den Mund des Johannes sagt er: „Ihr Schlangen- und Otterngezüchte!"

Die Anklage ist ein Tadel gegen solche, die Unrecht thun. Dieses Erziehungsmittel ist bei David angewendet: „Ein Volk, das ich nicht kannte, hat mir gedient und hat mir gehorcht nach dem Gehör seines Ohres; die entfremdeten Söhne haben mich belogen und sind weggehinkt von ihren Wegen" Und bei Jeremias: „Ich gab der abtrünnigen Israel einen Scheidebrief, noch fürchtet sich ihre Schwester, die verstockte Juda, nicht!" Und wiederum: „Das Haus Israel hat mich verachtet und das Haus Juda hat dem Herrn gelogen."

Die Klage ist ein künstlich versteckter Tadel; auch sie will in ihrer Verhüllung das Heil bezwecken. Gott bedient sich ihrer bei Jeremias: „Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war! Sie ist wie eine Witwe; die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weinet des Nachts bitterlich."

Der Hohn ist ein spottender Tadel. Auch dieses Hilfsmittels bedient sich der göttliche Pädagog. —

Der Unwille ist eine gerechte Rüge oder eine Rüge gegen solche, die übermütige Wege wandeln. Ein Erzieher dieser Art war der Herr bei Moses. „Tadelnswerte Kinder, böses und verkehrtes Geschlecht, so dankest du dem Herrn, du toll und thöricht Volk. Hat dich nicht dieser dein Vater erkauft?"

Überhaupt aber sind diese künstlichen Mittel zur Erweckung der Furcht Quellen des Heils. Das Heil vermitteln aber ist Sache eines guten Wesens. „Das Erbarmen des Herrn ist über allem Fleische, wenn

er beschämt, wenn er züchtigt, wenn er belehrt, wie es der Hirt thut bei seiner Herde. Derjenigen, die Zucht annehmen, erbarmt er sich, und die Eifer zeigen, schließt er an sich." Und mit solcher Führung hat er die sechsmalhunderttausend Mann zu Fuß, welche zusammen auszogen, gerettet; er peitschte sie in ihrer Herzenshärtigkeit, liebkoste, schlug, heilte in Erbarmen und Zucht. Wie sein Erbarmen groß ist, so ist es auch sein Zorn. Schön ist es, nicht zu sündigen; aber gut ist es auch, wenn der Sünder sich bekehrt, gleichwie es sehr gut ist, immer gesund zu sein, aber auch schön, von einer Krankheit zu genesen." So befiehlt er auch durch den Mund Salomos: „Schlage deinen Sohn mit der Rute und errette seine Seele vom Tode!" Und wiederum: „Spare es nicht, den Knaben zu züchtigen, und weise ihn zurecht mit der Rute, damit er nicht sterbe!"

Die Beschämung und der Vorwurf sind, wie schon das Wort sagt, Schläge auf die Seele, welche die Sünden strafen und den Tod abhalten und diejenigen zur Besinnung bringen, die sich zur Zügellosigkeit fortreißen ließen. So erkennt auch Plato in Übereinstimmung mit dem Logos in dem beschämenden Tadel die stärkste bessernde Macht und das vorzüglichste Reinigungsmittel, und er will, daß derjenige, welcher im höchsten Maße sündhaft ist, dadurch so ungezogen und unsittlich geworden sei, daß er nicht getadelt wurde, da doch derjenige ganz rein und sittlich sein soll, welcher wahrhaft glücklich werden will! Wenn aber die Obrigkeiten nicht abschrecken von guten Werken, wie soll dann Gott, der von Natur gut ist, ein Schrecken sein für den, der nicht Sünde thut? „Wenn du aber Böses thust, dann fürchte dich", wie der Apostel sagt!

Diese herbe Erziehungsweise ist aber gut; denn sie trägt zur Besserung bei. Aber der Logos ist auch gütig, darum ermuntert er die Menschen mit seinem Rate zum Guten, erzieht durch das Gesetz und die Propheten und bedient sich mit väterlicher Gesinnung sowohl der Güte als der Strenge, um die Menschen von der unvernünftigen Sünde zu dem vernünftigen Guten zu führen.

Zweites Buch. Indem wir unser Ziel verfolgen und in unsere Erziehung das für das praktische Leben Wichtige auswählen, müssen wir in Umrissen ein Bild geben von der allgemeinen Beschaffenheit dessen, was wir christliches Leben nennen. Fangen wir von dem eigenen Ich an und von der in unserem eigenen Wesen zu erzielenden Harmonie! Behufs einer sachgemäßen Disposition dieser Erörterung müssen wir zunächst davon sprechen, wie sich ein jeder seinem Körper gegenüber verhalten oder vielmehr, wie er über denselben das Regiment führen soll.

Die anderen Menschen leben, um zu essen; das thun auch die unvernünftigen Tiere, deren Dasein sich im Magen concentriert; uns aber sagt der Pädagog: Esset, um zu leben! Unsere Lebensaufgabe ist nicht die Nahrung, unser Lebensziel nicht das Vergnügen. Für unsern Aufenthalt hienieden, wo uns der Logos zur Unsterblichkeit erziehen will, ist allerdings Gebrauch und Wahl der Nahrung erforderlich; aber sie muß einfach und ungesucht sein, entsprechend dem einfachen und ungesuchten Charakter eines kindlichen Zöglings: zum Leben, nicht zum Schwelgen soll sie dienen. Das körperliche Leben besteht aber in zwei Dingen:

Gesundheit und Kraft; diese fördert zumeist das Maßhalten in der Nahrung, wodurch dem Körper die Assimilation derselben erleichtert wird. So entsteht ein gesundes Wachstum und eine richtige Körperkraft, nicht jene unechte, aufgedunsene und krankhafte, wie sie in den Athleten durch Mästung erzeugt wird. Das Vielerlei der Speisen muß man also vermeiden, da es mancherlei Übel im Gefolge hat; körperliches Unbehagen, Revolutionen des Magens entstehen, wenn der Gaumen verdorben wird durch jene teuflische Kunst der leckeren Bissen, durch die citlen Bravourstückchen der Küche. —

Unser Mahl sei also einfach und frugal, förderlich für die Nachtwachen, ohne Beisatz von allerlei Kochkünsten. —

Ein Essen aber, das die Grenzen der Genügsamkeit überschreitet, bringt den Menschen in schlimmen Zustand; es macht die Seele faul, den Körper kränkelnd. Und welch schimpfliche Bezeichnungen tragen diese maßlosen Tafelfreuden ein: „Näscherei", „Gefräßigkeit", „Gourmandie", „Schlemmerei", „Völlerei"; dann die verwandten Schimpfwörter: „Fliegen", „Wiesel", „Fresser", „Gladiatoren", „Gemeines Schmarotzergesindel"! Den Bauchgelüsten opfern die einen den Verstand, die andern die Freundschaft, die dritten das Leben. Auf dem Bauche kriechen sie, Tiere in Menschengestalt nach dem Vorbilde ihres Vaters (des Teufels) dieses gefräßigen Tieres. Man hat sie Schlemmer genannt, worin, glaub' ich, mittelst eines trefflichen Wortspiels eine Andeutung ihres einstigen Endes liegt. Es ist nur das „o" weggelassen, sie werden „Verdammte" sein.

Zur Mäßigkeit im Trinken, zur Einfachheit im Hausrat erzieht der Pädagog. Nächtliche Gelage mit ihren Ausschweifungen, üppiges Lachen, unanständige Reden soll ein Christ meiden, anständig beim Mahle und in der Gesellschaft sein, soll sich nicht durch Salben und Kränze zu Lust und Leichtsinn reizen, Maß halten im Schlaf, keusch leben in und außer der Ehe und üppigen Schmuck gering achten.

Drittes Buch. Die größte Weisheit ist die Selbsterkenntnis. Wer sich selbst kennt, der kennt Gott; wer Gott kennt, wird ihm ähnlich, und diese Ähnlichkeit besteht nicht im goldenen Schmuck, nicht im wallenden Gewand, sondern in der guten That und Bedürfnislosigkeit. Bedürfnislos ist Gott allein, und seine Freude ist es, wenn er unsere Seele im Schmuck der Erkenntnis glänzen sieht und unsern Körper angethan mit dem heiligen Gewande der Mäßigkeit.

Darum soll nicht das Gesicht des äußeren Menschen durch Toilettenkünste, sondern die Seele geschmückt werden. Darum soll man im Genusse des Reichtums vernünftig sein; denn die im Vergnügen schwelgende Üppigkeit ist eine schlimme Klippe für den Menschen, und sie steht im Widerspruche mit dem wahren Schönheitssinne und mit den Freuden des Gebildeten. Der Mensch ist von Natur nach oben gerichtet, aber das dem Bauche ergebene Leben ist schmählich und lächerlich. Eine treffliche Wegzehrung zum Himmel aber ist die Mäßigkeit, verbunden mit sittlichem Ernste. Das Maß für den irdischen Besitz ist für jeden das körperliche Befinden, gleichwie für den Schuh der Fuß. Was darüber hinaus ist, die sogenannte Eleganz, das ist eine Last und nicht ein Schmuck. Darum weist uns der Pädagog durch Beispiele in der Schrift darauf hin, zeigt an fremden Sündern die Schmach und Strafe, um uns von der Sünde abzuwenden. Auch die Bäder werden leicht gefährlich.

Jünglinge aber bedürfen der Ringschulen trotz der Bäder, und es dürfte richtig sein, wenn die Männer dieselben vor allem gern besuchen, lieber als die Bäder; denn sie nützen der Gesundheit der jungen Leute, sie wecken den Eifer und Ehrtrieb, nicht nur einen gesunden Körper, sondern auch eine gesunde Seele zu besitzen. Und wenn dies geschieht, ohne daß man von wichtigerem abgehalten wird, so ist es schön und nicht unnütz. Und wir wollen auch den Frauen körperliche Übungen nicht verbieten, wollen sie aber nicht zum Ringen und zum Wettlauf auffordern, sondern sie sollen Wolle spinnen, weben, der Köchin helfen. Die Frauen sollen nämlich als eigene Handarbeit aus der Vorratskammer hervorlangen können, was wir brauchen. Auch ist es für sie keine Schande, an der Handmühle zu stehen; es steht der haushälterischen und thätigen Frau nicht übel, auf dem Boden thätig zu sein, damit der Mann eine Freude hat. Und wenn sie die Bettdecken ausschüttelt, dem dürstenden Manne einschenkt, ihm das Essen vorsetzt, so hat sie die passendste und gesundeste Körperübung. Ein Weib nach dem Sinne des Pädagogen ist die, welche ihre Hand nach dem Rocken streckt, ihre Hände an die Spindel legt, ihre Hände ausbreitet zu den Armen und ihre Hände reicht dem Dürftigen. — Und tausend Beispiele bietet die Schrift dar von weiblicher Einfachheit, Arbeitsamkeit und körperlicher Beschäftigung.

Überall aber muß Maß herrschen, und es darf nicht vergessen werden das Wort: „Führet einen guten Wandel unter den Heiden." Einfachheit ist der schönste Schmuck, darum sollen die Frauen ihr Gesicht nicht schmücken, aber sie dürfen neben der Pflege der Seele auch die körperliche Schönheit in gesunder Weise pflegen. Dazu thut viel die richtige Diät; denn die Schönheit ist die edle Blüte der Gesundheit. Auf die Augen, auf den ehrbaren Gang, auf Reinlichkeit haben die Frauen besonders zu achten. Schauspiele soll man meiden; denn sie reizen zur sinnlichen Lust; der Lebenswandel soll schön geordnet sein, damit jedes seinen rechten Platz erhält. Darüber belehrt der Logos in den heiligen Schriften und ordnet auch Männer und Weiber, Eltern und Kinder zu einander in rechter Weise und giebt auch den einzelnen Weisungen.

O Zöglinge einer glückseligen Pädagogik, laßt uns füllen den schönen Raum der Kirche, laßt uns zu ihr laufen wie die kleinen Kinder zur guten Mutter! Und wenn wir Zuhörer des Logos geworden sind, preisen wir die glückselige Heilsökonomie, durch welche der Mensch erzogen und geheiligt wird als Kind Gottes. Und er wird ein Bürger des Himmels dadurch, daß er auf Erden erzogen wird, und erhält dort den Vater, den er hier auf Erden kennen lernt. In allem ist der Logos Schöpfer, Pädagog und Lehrer. Das Pferd wird durch die Zügel geleitet, der Stier durch das Joch, das Wild wird in der Schlinge gefangen, der Mensch aber wird umgestaltet durch den Logos."

§ 54.

Origenes und Gregorius Thaumaturgus.

Der Schüler des Clemens von Alexandrien war Origenes. Er war der berühmteste Kirchenlehrer seiner Zeit. Er stammte aus Alexandrien, wo er um 185

geboren war. Sein Vater Leonidas unterrichtete ihn selbst und mit solchem Erfolge, daß Origenes als siebenzehnjähriger Jüngling, als sein Vater in der Christenverfolgung in das Gefängnis geworfen und getötet wurde, schon als Lehrer auftreten und für die Familie den Unterhalt erwerben konnte. Als Lehrer an der Katechetenschule entwickelte er eine einflußreiche Thätigkeit und wurde wegen seiner Gelehrsamkeit von Christen und Heiden als ein Wunder angestaunt. Namentlich hat er als Schriftforscher durch seine Auslegungen vielen Nutzen geschaffen. 216 ging er in der Verfolgung nach Jerusalem und mußte später, da er in Palästina von befreundeten Bischöfen sich hatte zum Presbyter weihen lassen, von Alexandrien fern bleiben. Er eröffnete in Cäsarea in Palästina eine gelehrte Schule. Er starb nach einem Leben voll Unruhe und viel Arbeit 251 an den Folgen einer Einkerkerung, die er in der Verfolgung unter Decius erlitt.

Unter den Schülern des Origenes zu Cäsarea befand sich auch der spätere Bischof zu Neucäsarea, Gregorius Thaumaturgus (der Wunderthäter). Dieser war im Anfange des dritten Jahrhunderts zu Neucäsarea in Pontus geboren von vornehmen heidnischen Eltern. Er verlor mit vierzehn Jahren seinen Vater, aber seine Mutter ließ ihm eine höhere Bildung geben, um ihm den Weg zu einem Staatsamte zu bahnen. Er sollte dazu auf der Schule zu Berytus das Studium der Rechte, das er bereits in der Heimat begonnen hatte, vollenden. Aber auf der Reise nach Berytus traf er in Cäsarea den Origenes, der sich alle Mühe gab, ihn für das Studium der Philosophie zu gewinnen. Gregorius widerstrebte anfangs, gab aber dann seinen ursprünglichen Plan auf und ließ sich von Origenes in die philosophischen Unterrichtszweige der Logik, Physik, Geometrie, Astronomie und Moral einführen, durch deren Studium hindurch ihm dann auch Origenes zum Studium der heiligen Schrift und der Theologie Anleitung gab, und es entstand eine solche innige Liebe zwischen beiden, daß Gregorius ihr Verhältnis mit der Freundschaft Davids und Jonathans verglich und sich als ein aus dem Paradies Vertriebener vorkam, als er von Origenes scheiden mußte. In einer Lobrede auf Origenes hat Gregorius uns die Unterrichtsweise und den Lehrgang, den Origenes mit ihm einschlug, anschaulich geschildert.

Nachdem er nämlich in dieser Schrift zuerst seine Jugendjahre geschildert und sein eigentümliches Zusammentreffen mit Origenes, für das er Gott nicht genug danken könne, erzählt hat, legt er uns, wie wir bereits erwähnten, vom sechsten Kapitel an den Lehrgang dar, den er bei Origenes durchgemacht hat. Wir geben diese Darstellung nach der Übersetzung von Dr. Margraf (Kempten, Kösel, 1875):

6. „Mit dem ersten Tage, an dem uns derselbe (Origenes) bei sich aufgenommen hatte (es war dies in Wahrheit mein erster und, wenn ich so sagen darf, mein ehrenvollster Tag, als für mich zum ersten Male die Sonne der Wahrheit aufzutauchen begann), im Anfang also gab er sich alle erdenkliche Mühe, uns (den Gregorius und dessen Bruder Athenodorus) an sich zu fesseln, während wir in ähnlicher Weise wie wilde Tiere, Fische oder Vögel, die in Schlingen oder Netze geraten sind und sich anstrengen zu entschlüpfen und zu entrinnen, mit dem Gedanken umgingen, von ihm weg nach Berytus oder in unsere Heimat zu entweichen. Dabei bewegte er sich in allen Tonarten und zog (wie man im Sprichwort sagt) an allen Stricken und setzte alle seine Kräfte in Bewegung. Er lobte die Liebhaber der Weisheit in ausgiebigen und meist auch zutreffenden Lobeserhebungen. Sie allein, sagte er, führten in Wahrheit

ein Leben, wie es vernünftigen Wesen gebührt, weil sie bemüht wären, rechtschaffen zu leben, und vor allem eine Erkenntnis erlangten von ihrer eigenen Natur und im Anschluß daran von dem wahrhaft Guten, das der Mensch anstreben, und von dem wahrhaft Bösen, das er fliehen soll. Dann geißelte er die Unwissenheit und alle, die es mit ihr hielten. Es giebt aber deren viele, die wie das liebe Vieh blind sind am Geiste und nicht einmal wissen, was sie sind, die umhergehen, wie wenn sie keine Vernunft hätten und überhaupt weder wissen noch wissen wollen, worin denn eigentlich das Wesen des Guten und des Bösen besteht, sondern nach Reichtum und Ruhm, nach Ehrenbezeigungen von Seite des Volkes und körperlichem Wohlbefinden trachten und schmachten, wie wenn darin das Gute bestände. Diese Dinge schätzen sie hoch, ja höher als alles, und dann jene Fertigkeiten, die dazu verhelfen können, sowie jene Berufsarten, die dazu eine Aussicht eröffnen, den Kriegerstand, den Richterstand und das Studium der Rechte. Das seien unsere Beweggründe, hob er meistens und mit großer Geschicklichkeit hervor, wenn wir unsere Vernunft vernachlässigen, die doch, wie er sagte, am meisten in uns zur Herrschaft berufen sei. Ich vermöchte jetzt gar nicht zu sagen, wie viele Aussprüche dieser Art aus seinem Munde kamen, um uns zum Studium der Weisheit zu bewegen; nicht bloß an einem einzigen Tage, sondern an mehreren, an welchen ich ihn anfangs aufsuchte, fühlte ich mich von seiner Rede wie von einem Pfeil getroffen und das in frühester Jugend; denn sie hatte eine gewisse Beimischung von süßer Anmut, von überzeugender und zwingender Kraft. Indes trieb es mich noch immer hin und her, und ich zerbrach mir den Kopf darüber, indem ich einerseits auf dem Studium der Weisheit bestand, ohne noch ganz dafür gewonnen zu sein, andererseits aber unbegreiflicher Weise dasselbe nicht aufzugeben vermochte, sondern mich fort und fort durch seine Worte wie mit überlegenen Banden an ihn gefesselt fühlte. Er erklärte es nämlich überhaupt für unmöglich, den Herrn der Welt in rechter Weise zu verehren, diese rechte Verehrung erklärte er mit Recht für unmöglich, wenn man sich nicht mit der Weisheit befaßt habe. So häufte er eine Menge von derartigen Beweggründen aufeinander, bis er mich wie in einem Zauber befangen durch seine Künste ohne die geringste Regung des Widerstandes an das Ziel gebracht und durch seine Vorstellungen unerklärlicher Weise gleichsam mit Beihülfe einer göttlichen Kraft neben sich festgebannt hatte. Er verwundete mich nämlich auch noch mit dem Stachel der Freundschaft, der nicht leicht zu bekämpfen, sondern scharf und gewaltig antreibend war wegen seiner Geschicklichkeit und guten Gesinnung: die sich mir sogar durch den Ton seiner Stimme in der Anrede und Unterhaltung als eine wohlwollende zu erkennen gab. Dabei suchte er mich nicht etwa durch Vorstellung von Gründen zu überwältigen, sondern mich mit einer bereitwilligen, menschenfreundlichen und ganz edlen Gesinnung dem Untergange zu entreißen und mir an den Gütern der Weisheit mit ihm gemeinsamen Anteil zu verschaffen, sowie auch ganz besonders an den übrigen Gaben, welche ihm die Gottheit einzig und allein vor vielen und vielleicht auch sogar vor allen gegenwärtig lebenden Menschen verliehen hat. Ich meine den Lehrmeister der Gottesfurcht, das heilbringende Wort, das

vielen sich nähert und alle unterwirft, mit denen es in Berührung kommt, das sich aber verbirgt und von den Menschen nicht nur nicht mit Leichtigkeit, sondern auch nicht mit Schwierigkeit so erkannt wird, daß sie, darüber gefragt, eine klare Antwort geben können. Wie ein Funke, der mitten in mein Herz gefahren, entbrannte und entflammte meine Liebe gegen das heilige, gegen das liebenswürdigste Wort, daß alle mit seiner unaussprechlichen Schönheit auf's unwiderstehlichste an sich zieht und zugleich meine Liebe gegen diesen Mann, den Freund und Herold des Wortes selbst. Und so auf's tiefste verwundet ließ ich mich überreden, alle Beschäftigungen und Kenntnisse bei Seite zu lassen, die mir nach gewöhnlicher Auffassung zugestanden wären, sowohl die untergeordneten als auch das Studium meiner herrlichen Gesetze (der römischen) selbst, meine Heimat und meine Verwandten, sowohl diejenigen, die damals in meiner Umgebung waren, als auch diejenigen, von welchen ich mich durch meine Abreise getrennt habe. Nur eins war mir lieb und teuer, das Studium der Weisheit und mein Führer zu derselben, dieser himmlische Mann. Und Jonathans Seele wurde verbunden mit der Seele Davids. Das habe ich später in der heiligen Schrift gelesen, empfunden aber habe ich es nicht weniger lebendig, als es der Ausdruck besagt, der doch aufs lebendigste aus heiliger Quelle gesprochen hat. Es wurden nämlich nicht in einfacher Weise Jonathan und David mit einander verbunden, sondern das Wichtigste an ihnen, ihre Seele, nämlich dasjenige, was sich niemals ohne eigene Zustimmung zu einer Lostrennung zwingen lassen wird, wenn auch das Sinnenfällige und Sichtbare am Menschen losgetrennt werden sollte. — -- Mit solchen zwingenden Fesseln hält mich dieser David an sich gefesselt nicht nur gegenwärtig, sondern schon von jener Zeit an, und wenn ich auch wollte, ich könnte mich nicht von seinen Fesseln los machen. Ja wenn ich sogar in ein anderes Land gehen wollte, wird er meine Seele nicht loslassen, die er im Sinne der heiligen Schrift so fest an sich gebunden hält.

7. Nachdem er mich also von Anfang an gefangen und auf alle mögliche Weise umringt hatte, nachdem er die Hauptarbeit gethan und ich mich zu bleiben entschlossen hatte, von da an verfuhr er wie ein guter Ackersmann mit einem unfruchtbar daliegenden Erdreich, das wirklich in keiner Weise fruchtbar ist, sondern salzhaltig und ausgebrannt, steinig und sandig, oder auch nicht ganz und gar ohne Erträgnis und Wachstum, sondern im Gegenteil sehr üppig und dennoch wüst und vernachlässigt, mit Dornen und wilden Gesträuchen eingewachsen und schwer zu bearbeiten; oder wie ein Gärtner mit einem zwar wilden Baum ohne edle Früchte, der indes doch nicht ganz und gar unbrauchbar ist, wenn er mit seiner Gartenkunst ein edles Reis nimmt und es ihm aufpfropfen will und ihn zuerst in der Mitte spaltet und dann wieder zusammenlegt und verbindet, bis endlich das Ganze mit einander verwächst wie zwei zusammenfließende Quellen. So kann man nämlich manchen Mischling von einem Baume sehen, der zwar nicht von der ursprünglichen Art ist, aber doch aus einem unfruchtbaren ein guter Fruchtbaum geworden ist und die Früchte des Ölbaums auf wilden Wurzeln hervorbringt; oder manchen Wildstamm, der dessenungeachtet nicht unbrauchbar ist für einen

geschickten Gärtner; oder auch einen Edelstamm, der an sich ein guter Fruchtbaum wäre, dagegen aus Mangel an Kunstfertigkeit nicht beschnitten, nicht begossen und nicht reinlich gehalten ist und ersticken muß vor den vielen überflüssigen Schößlingen, die an ihm herauswachsen und sich gegenseitig hindern, vollkommen auszuwachsen und Frucht zu tragen. So ungefähr nahm er mich in seine Hände, und mit seiner Gewandtheit in Bestellung des Erdreichs musterte und durchschaute er nicht bloß, was jedermann sichtbar war und offen in die Augen fallen mußte, sondern er grub das Erdreich auf und prüfte es im tiefsten Grunde, indem er Fragen stellte, Vorstellungen machte und auf meine Antworten hörte; und nachdem er so in mir ein Element erkannt hatte, das nicht unbrauchbar, unnütz und nicht ohne Aussicht auf Erfolg war, begann er zu jäten, umzuwenden, zu begießen und alles in Bewegung zu setzen, bot alle seine Geschicklichkeit und Sorgfalt auf und bearbeitete mich beharrlich. Dornen und Disteln und alle Gattungen von wilden Kräutern und Gewächsen, wie sie meine Seele in ihrer Üppigkeit hervorbrachte und zur Reife brachte (sie war ja ungeordnet und unbesonnen), alles schnitt er ab und nahm es hinweg durch seine Beweggründe und seine Verbote. Er faßte mich an, und ganz in der Weise eines Sokrates lockte er mich zuweilen durch sein Beweisverfahren in eine Falle, wenn er etwa sah, daß ich wie ein wildes Pferd ganz und gar die Zügel abstreifte, über den Weg hinaussprang und vielfach zwecklos umherrannte, bis er mich mit einer gewissermaßen zwingenden Überredungsgabe durch Beweisgründe aus meinem eigenen Munde wie durch einen Zaum wieder zur Ruhe brachte. Anfangs war es mir widerwärtig und sogar kränkend, wie er seine Beweisgründe vorbrachte; denn ich war noch nicht daran gewöhnt und hatte noch gar keine Übung gehabt in der Unterordnung unter die Gründe der Vernunft. Aber es lag darin gleichwohl ein läuterndes Element, insofern er mich geeignet machte und gut vorbereitete zur Aufnahme der Beweisgründe der Wahrheit. Dann erst, als das Erdreich gleichsam ganz gut hergerichtet, weich und zum Hervorsprossen des eingestreuten Samens bereit war, streute er ihn reichlich aus, indem er nicht bloß die Aussaat rechtzeitig bewerkstelligte, sondern auch die ganze übrige Sorge rechtzeitig, alles in der entsprechenden Weise, darauf verwendete. So schärfte er durch die eigenartige Kraft seiner Rede alles, was in meinem Geiste stumpf und verbildet war (sei es, daß derselbe von Natur so beschaffen war oder daß er infolge der übermäßigen Leibesnahrung selbst schwerfällig geworden war), und vergeistigte es durch seine feinen, auf die geistigen Lebensprozesse gerichteten Beweisgründe und Wendungen, die sich aus den einfachsten Voraussetzungen folgerichtig entwickelt und vielfältig in einander verflochten, zu einem unzerreißbaren und schwer zu lösenden Gefüge gestalteten und mich dann wie aus dem Schlafe aufweckten und dahin belehrten, stets an dem vorgesteckten Ziele festzuhalten und mich niemals weder durch die große Entfernung, noch durch die Spitzfindigkeit desselben vom rechten Wege abbringen zu lassen. Was aber unüberlegt und voreilig war, sei es, daß ich der nächsten besten Ansicht beipflichtete, wie sie auch beschaffen sein mochte, und selbst wenn sie falsch war, sei es, daß ich oft widersprach, auch wenn eine richtige

Ansicht ausgesprochen wurde: auch das besserte er durch seine vorhin erwähnten oder auch noch andere mannigfaltige Beweisgründe (denn der in Rede stehende Teil des Studiums der Weisheit ist gar reich an Abwechselungen) und gewöhnte mich daran, nicht blindlings oder aufs Geratewohl mit Zustimmungen verschwenderisch zu sein und umgekehrt auch mit Absprechen, sondern dabei genau das in die Augen Fallende wie das Verborgene zu untersuchen. Es hatten sich nämlich auf diesem Wege viele berühmte und glänzende Aussprüche unter dem Deckmantel einer edlen Sprache in meine Ohren eingeschlichen, als wenn sie auf Wahrheit beruhten, während sie innerlich faul und lügenhaft waren, und hatten mir mit Erfolg die Anerkennung ihrer Wahrheit abgestohlen; aber in nicht gar langer Frist wurden sie als faul und unzuverlässig erkannt, und es war umsonst, daß sie sich in das Gewand der Wahrheit zu verhüllen suchten. Er überzeugte mich auch mit Leichtigkeit, daß ich mich in lächerlicher Weise getäuscht und blindlings auf Ansichten geschworen hatte, die es nicht im mindesten verdient hatten. Hingegen wurden auf demselben Wege wieder andere gediegene Ansichten, die nicht prunkend auftraten oder nicht in zuverlässige Ausdrücke gefaßt waren und darum widersinnig und höchst unzuverlässig erschienen, als falsch verworfen und in unwürdiger Weise mißhandelt. Später erforschte und verstand ich es ganz genau, und es kam mir das Verständnis, daß dasjenige, was ich bisher für verwerflich und unannehmbar gehalten hatte, im allerhöchsten Grade der Wahrheit entsprechend und schlechthin unanfechtbar war. So wies er mich an, nicht so fast bloß das Offenkundige und in die Augen Springende, aber manchmal trügerische und auf Täuschung Berechnete, sondern das innere Wesen an jeder Sache zu erforschen und nach allen Seiten zu untersuchen, ob sich nicht irgendwo ein Mißklang herausstelle, und mich darüber vorerst selbst sicher zu stellen und so erst dem äußeren Eindrucke beizupflichten und über jedes Einzelne ein Urteil zu fällen. So entwickelte er nach den Gesetzen des Denkens das Urteilsvermögen meiner Seele in Bezug auf Ausdrücke und Redewendungen und zwar nicht, wie die glänzenden Redekünstler unterscheiden, ob etwas nach seinem sprachlichen Laute hellenisch oder ausländisch ist, denn das zu wissen ist nicht von Bedeutung und auch nicht notwendig, aber das ist für alle notwendig, für Hellenen und Nichthellenen, für Gelehrte und Ungelehrte, überhaupt (um nicht durch Aufführung aller Wissenszweige und Beschäftigungen weitläufig zu werden) für alle Menschen, welchen Beruf sie auch immer ergreifen mögen, insofern wenigstens alle, die über irgend einen Gegenstand mit anderen zu verhandeln haben, besorgt und bemüht sind, mit der Täuschung zum Opfer zu fallen.

8. Übrigens war es nicht bloß um dieses Gebiet zu thun, das die Dialektik für sich allein zu besorgen hat, sondern im Gegenteil um den niedrigen Teil meiner Seele, wie ich in Staunen versunken war über die Großartigkeit und Bewunderungswürdigkeit, sowie über die mannigfaltige und höchst weise Einrichtung der Welt, wie ich ohne tiefere Einsicht von Bewunderung hingerissen und vor Betäubung ganz eingeschüchtert war, wie ich einem unvernünftigen Wesen gleich nicht das Geringste zu erklären verstand; da weckte und entwickelte er dieses Vermögen in mir

durch anderweitige Zweige der Naturwissenschaft, erklärte und sichtete jedes einzelne Ding und zwar haarscharf bis zu seinen Urbestandteilen zurück, umfaßte es mit seiner Denkkraft und verfolgte dessen natürliche Entwickelung sowohl im Ganzen als auch nach seinen Teilen, den vielgestaltigen Wechsel und die Umwandlung der Dinge im Weltall, bis er ausgehend von seiner klaren Lehrweise und den Begründungen, die er sich teils durch Lernen, teils durch eigenes Nachdenken angeeignet hatte, in Ansehung der heiligen Anordnung des Weltalls und der aufs vollkommenste eingerichteten Natur meiner Seele statt einer gedankenlosen Bewunderung eine solche beigebracht hatte, die auf Vernunftgründen beruhte. Und diesen hohen und göttlichen Zweig des Wissens vermittelt die so allgemein geschätzte Erforschung der Natur (Physiologie). Was soll ich die erhabenen Zweige der Mathematik erwähnen, die allgemein geschätzte und über alle Zweifel erhabene Geometrie und die Astronomie, die sich in überirdischen Gebieten bewegt? Und das alles prägte er meinem Geiste ein durch Belehrung oder durch anregende Erinnerung oder wie ich es sonst heißen soll. Die Geometrie als etwas Unerschütterliches machte er unbedingt zur Grundlage des Ganzen und gleichsam zum festen Unterbau (Sockel), und durch die Astronomie führte er mich wie auf einer himmelhohen Leiter zur höchsten Höhe hinauf, indem er mir den Himmel dieser beiden Wissenschaften zugänglich machte.

9. Was aber von allem die Hauptsache ist und die eigentliche Triebfeder für die Anstrengungen aller Anhänger der Weisheit, indem sie wie aus einer reichhaltigen Pflanzstätte der gesammten übrigen Wissenschaften und der langwierigen Beschäftigung mit der Weisheit gute Früchte ernten, nämlich die göttlichen Tugenden eines sittlichen Charakters, woraus der ungetrübte und gesetzte Zustand der Seelenkräfte entsteht, so war es auch sein Bestreben, mich in einen Zustand ohne Traurigkeit, in einen Zustand der Empfindungslosigkeit gegen alle Übel, in einen Zustand der Ordnung, der gesetzten Ruhe und wahren Gottähnlichkeit, in einen Zustand der Glückseligkeit zu versetzen. Und das suchte er zu erreichen mit seinen eigentümlichen, besänftigenden und geistreichen Gesprächen, die zum großen Teil auch höchst notwendig waren für meinen Charakter und mein Benehmen. Und nicht bloß durch Gespräche, sondern auch durch Thaten beherrschte er in gewissem Sinne bereits meine Regungen, durch die Beobachtung und Erkenntnis der Regungen und Leidenschaften des Seelenlebens; denn durch diese Erkenntnis vermag sich unsere Seele am meisten über die Unordnung zu erheben und aus dem Zustande der Verwirrung zu verklärten und wohlgeordneten Verhältnissen überzugehen. Sie sollte sich dabei selbst wie in einem Spiegel beschauen (nämlich die Anfänge und Wurzeln des Übels, all ihr unvernünftiges Wesen, woraus unsere unschicklichen Leidenschaften entspringen, und anderseits alles, was den besseren Teil unseres Wesens ausmacht, die Vernunft, unter deren Herrschaft sie sicher ist, daß sie sich nicht selbst schädigt oder wehe thut) — und dann sollte sie sich selbst genau erkennen, alle Auswüchse unserer niedrigeren Natur, die uns vor Ausgelassenheit alle Zügel schießen lassen oder vor Kleinmut niederdrücken und beängstigen, wie die sinnlichen Lüste und Leidenschaften oder die Traurigkeit und Furcht, sowie die ganze Reihe

von Übeln, welche diese Sorte von Auswüchsen in ihrem Gefolge hat; sie sollte dieselben beseitigen und aus dem Wege räumen, indem sie ihnen gleich im Entstehen und ersten Wachstum entgegentrat und ihnen auch nicht den mindesten Zuwachs gestattete, sondern sie zu Grunde richtete und spurlos verschwinden ließ. Dagegen sollte sie das, was aus dem besseren Teile hervorsproßt und für uns wirklich gut ist, herausziehen und am Leben erhalten, es in seinen Anfängen sorgfältig pflegen und überwachen bis zu seiner Vollendung; denn auf diesem Wege (meinte er) vermöge sich die Seele mit der Zeit die göttlichen Tugenden anzueignen: die Klugheit, welche im Stande ist, eben jene Bewegungen in der Seele aus sich selbst zuerst zu beurteilen und aus der sich entwickelnden Erkenntnis des Guten und Bösen, das sich allenfalls außer uns befinden sollte; dann die Mäßigkeit, jene Fähigkeit, die vom Anfang an darin die richtige Auswahl zu treffen weiß; ferner die Gerechtigkeit, die jedem das ihm Gebührende zuteilt, und endlich die Starkmütigkeit, die alle diese Errungenschaften zu bewahren weiß. Übrigens unterrichtete er mich nicht mit ausführlichen Worten darüber, daß die Klugheit eben in der Erkenntnis bestehe, was gut und bös, oder was zu thun und nicht zu thun sei; das wäre ja ein leeres und nutzloses Wissen, wenn das Wort mit den Thaten im Widerspruch stünde und die Klugheit nicht thun wollte, was man thun soll, und nicht von dem zurückhalten wollte, was man nicht thun soll, und doch denen, welche sie besitzen, die betreffende Erkenntnis an die Hand gäbe, wie wir es an vielen sehen. Desgleichen sagte er nicht bloß, die Mäßigkeit sei eben eine Erkenntnis dessen, was man wählen und nicht wählen soll, während die übrigen Philosophen so viel wie gar keine Anleitung dazu geben, ganz besonders die jüngeren, die mit Worten allerdings entschieden und stark sind (so daß ich mich oft über dieselben Leute gewundert habe, wenn sie den Menschen eine gleiche Tugend beilegten wie Gott und vor allem auf Erden den Weisen mit Gott gleichstellten) — die aber weder im Stande sind, die Klugheit so zu lehren, daß man auch nach den Forderungen der Klugheit handelt, noch die Mäßigkeit in der Weise, daß man sich auch für das entscheidet, was man kennen gelernt hat. Das Gleiche gilt auch in Ansehung der Gerechtigkeit und der Starkmütigkeit. Nicht in solcher Weise behandelte er in seinen Vorträgen die Lehre von den Tugenden, sondern er forderte mehr zum Handeln auf, und zwar forderte er mehr durch seine Thaten dazu auf, als durch den Inhalt seiner Worte. — — —

11. Er hat mich zuerst und allein bewogen, mich auch mit der hellenischen Philosophie zu befassen, indem er mich durch seine eigene Lebensweise bestimmte, auch seine Darstellung über die Lebensregeln anzuhören und aufmerksam zu verfolgen, während ich, was die übrigen Philosophen betrifft (ich hebe noch einmal diese Thatsache hervor), mich nicht wohl dazu verstanden hätte, und zwar nicht mit Recht, sondern nahezu zu meinem Unglück. Freilich kam ich anfangs auch nicht mit mehreren in Berührung, sondern nur mit einigen, die sich als Lehrer darin ankündigten, aber doch mit lauter solchen, die mit ihrer Philosophie nicht über die leeren Redensarten hinauskamen. Er aber war der erste, der mich auch mit Worten zur Beschäftigung mit der Weisheit anregte,

dadurch daß er durch die That seiner mündlichen Anregung, indem er nicht bloß wohl einstudierte Redensarten vorbrachte, sondern es selbst unter seiner Würde fand, etwas zu sagen, es sei denn, daß er es that mit einer lauteren und die Verwirklichung des Gesagten anstrebenden Absicht, oder dadurch, daß er bemüht war, sich so zu zeigen, wie es nach seinen mündlichen Ausführungen ein guter Lebenswandel mit sich bringen sollte, und dadurch, daß er (so hätte ich wenigstens sagen mögen) das Vorbild eines Weisen zur Schau trug. Da aber meine Rede von Anfang an uns die Wahrheit und nicht eine Schönfärberei in Aussicht gestellt hat, so will ich ihn jetzt nicht als das Musterbild eines Weisen bezeichnen; ich würde dabei freilich nur mit innerster Zustimmung die Wahrheit aussprechen; aber ich will für jetzt davon absehen. Also nicht ein Musterbild im buchstäblichen Sinne, aber ein Mann, der demselben im höchsten Grade gleichzukommen trachtete, der sich mit allem Ernst und Eifer und zwar, wenn ich so sagen darf, über das Maß der menschlichen Kräfte hinaus mit Gewalt dazu anhielt und außerdem noch bestrebt war, aus mir ein weiteres Ebenbild dieser Art zu gestalten, damit ich nicht bloß die Vorträge über die Gemütsbewegungen, sondern die Gemütsbewegungen selbst in meine Gewalt bekäme und verstünde. Er drang nämlich auf Thaten und Worte zugleich und brachte mir bei der Veranschaulichung selbst einen nicht unbedeutenden Teil jeder einzelnen Tugend, ja vielleicht das Ganze bei, wenn ich es je zu fassen vermocht hätte, indem er mich so zu sagen gerecht zu leben nötigte durch thatsächliche Gerechtigkeit seiner eigenen Seele, der er mich in überzeugender Weise innerlich beizutreten bewog, dadurch daß er mich ablenkte von der Geschäftigkeit im Dienst des täglichen Lebens und von dem lästigen Auftreten in der Öffentlichkeit und mich dagegen aneiferte, mich selbst zu erforschen und meine eignen Angelegenheiten zu betreiben. Diese aber beruhen in einem Leben nach der Gerechtigkeit, und darin besteht auch die wahre Gerechtigkeit, wie auch einige von den alten Philosophen gesagt haben (nach meiner Ansicht meinten sie damit das persönliche Verhalten), und zwar sahen sie darin ein wirksameres Mittel zur Erlangung der Glückseligkeit sowohl für sich, als auch für ihre Anhänger. Vorausgesetzt, daß es die Eigentümlichkeit dieser Tugend ist, nach Gebühr zuzuteilen und zwar jedem, was ihm eigen ist, was könnte es für die Seele noch Eigentümlicheres und Angenehmeres geben als die Sorge für sich selbst, indem sie nicht nach außen blickt, sich nicht mit fremden Dingen befaßt und nicht, um es kurz zusammenzufassen, sich selbst auch nur das geringste Unrecht zufügt, sondern innerlich in sich gekehrt ihr eigenes Wesen an sich selber zurückgiebt und so die Gerechtigkeit ausübt. So bildete er mich heran, indem er mich so zu sagen nötigte, die Forderungen der Gerechtigkeit zu erfüllen und andererseits nicht minder die Forderungen der Klugheit in Bezug auf das eigene Selbst, sowie auch dazu, daß ich den Willen und das thätige Streben nach Selbsterkenntnis in mir trug. Das ist auch die schönste Aufgabe der Weltweisheit, wie sie auch dem vorzüglichen Wahrsagergeiste (Apollo) als ein Gebot der tiefsten Weisheit in den Mund gelegt wird mit den Worten: „Erkenne dich selbst.“ Daß dies in der That die Aufgabe der Klugheit sei und daß darin die göttliche Kraft bestehe, wird von den Alten treffend behauptet, weil thar-

sächlich die göttliche und menschliche Tugend ein und dasselbe sei, so daß die Seele sich darin übt, sich selbst wie in einem Spiegel zu sehen, und den göttlichen Geist, wenn sie dieser Gemeinschaft würdig befunden werden soll, in sich selbst wie in einem Spiegel darstellt und so die Spuren eines geheimnisvollen Weges in dieser Vergöttlichung entdeckt. Dasselbe findet auch Anwendung auf die Mäßigkeit und den Starkmut; auf die Mäßigkeit, insofern man sich im Besitze dieser Klugheit behauptet und die Seele sich selbst erkennt, wenn ihr das je gelingen sollte. Denn das soll wiederum das Wesen der Mäßigkeit ausmachen, daß sie gewissermaßen eine in ihrem Vollbestand bewahrte Klugheit ist, auf den Starkmut aber, insofern man bei den erwähnten Fertigkeiten verharret und nicht davon abgeht, weder freiwillig noch unter dem Drucke irgend einer Nötigung, sondern mit Selbstbeherrschung an den erwähnten Errungenschaften festhält. Und darin sollte auch nach seiner Versicherung der erhaltende und schützende Charakter dieser Tugend liegen.

12. Indessen hat er infolge meiner Schwerfälligkeit und Langsamkeit noch immer damit zu thun, mich gerecht, klug, mäßig und starkmütig zu machen, so sehr er es sich bisher auch angelegen sein ließ. Ich besitze nämlich weder wirklich noch in annähernder Weise irgend eine menschliche Tugend oder eine göttliche; davon bin ich sicher weit entfernt. Die letzteren sind nämlich außerordentlich groß und erhaben, und keine von beiden Gattungen kann erfaßt oder von irgend jemanden erreicht werden, dem Gott nicht die Kraft dazu eingiebt. Ich besitze weder von Natur eine solche Fähigkeit, noch bin ich würdig, eine solche je zu erreichen, das gestehe ich, weil ich infolge von Trägheit und Schwachheit nicht alles gethan habe, was sich für diejenigen geziemt, die nach den höchsten Tugenden streben und sich um die vollkommensten Güter bewerben. Gerecht zu sein also oder gemäßigt oder eine von den übrigen Tugenden zu besitzen, das liegt für mich noch in der Zukunft; aber Liebe dazu und zwar eine im höchsten Grade brennende Liebe, wie es wohl nur bei ihm allein möglich war, hatte mir dieser bewunderungswürdige Mann schon längst eingeflößt als Freund und Wortführer der Tugenden. Er hatte mir durch seine eigene Tugend auch Liebe eingepflanzt zu der Schönheit der Gerechtigkeit, deren wahrhaft goldenes Antlitz er mir zeigte, Liebe zur Klugheit, die für jedermann ein Gegenstand des Strebens zu sein verdient, Liebe zur wahren und im höchsten Grade liebenswürdigen Weisheit, Liebe zur göttlich schönen Mäßigkeit, die das Gleichgewicht der Seele und den Frieden bildet für jeden, der sie besitzt, Liebe zum Starkmut, der der höchsten Bewunderung würdig ist: Liebe zur gegenseitigen Verträglichkeit und endlich noch Liebe zur Gottesfurcht, die man mit Recht als Mutter der Tugenden bezeichnet. Sie ist ja der Anfang und Endzweck aller Tugenden. Wenn wir mit ihr den Anfang machen, müssen auch die übrigen Tugenden mit größter Leichtigkeit unser Eigentum werden, vorausgesetzt, daß wir bestrebt und bemüht sind um den Besitz eines Gutes, das jeden Menschen anziehen muß, wenn er nicht ein Gottesleugner oder Sklave der sinnlichen Genüsse ist, nämlich um die Freundschaft Gottes und den Eifer für seine Ehre und daß wir darum auch den übrigen Tugenden unsere Sorge zuwenden, damit wir nicht im

Zustande der Unwürdigkeit und der Befleckung, sondern im Gefolge aller Tugend und Weisheit zu Gott hinantreten können, wie an der Hand eines höchst weisen Führers und Opferpriesters. Ich wenigstens finde für uns alle keine andere Bestimmung als die, mit reinem Herzen Gott ähnlich zu werden, ihm zu nahen und in ihm zu bleiben.

13. Wie könnte ich neben allen sonstigen Anstrengungen und Bestrebungen seine Lehrweise und heilige Scheu bezüglich der Gottesgelehrtheit erschöpfend schildern und mich tiefer einlassen auf den Gedankengang eines Mannes, mit welcher Absicht und Vorbereitung wir nach seinem Wunsche alle Vorträge über das Göttliche unserm Geiste aneignen sollten, aus lauter Vorsicht, daß wir nicht in Gefahr kämen, das Allernotwendigste, nämlich die Erkenntnis des allgemeinen letzten Grundes, aus den Augen zu verlieren. Er leitete uns nämlich an, die Weisheit in der Art zu erforschen, daß wir nach Maßgabe der Kraft alle vorhandenen Schriften der Philosophen und Dichter durchgingen, ohne etwas auszuschließen oder zu verwerfen (wir konnten nämlich darüber auch noch kein Urteil haben); nur die Werke von Gottesleugnern sollten ausgenommen sein, weil diese zugleich die Grenzen des menschlichen Denkens überspringen und das Vorhandensein Gottes und der Vorsehung leugnen. Solche Schriften nur zu lesen, hielt er für ungeziemend, damit unser Herz nicht einmal im Vorübergehen befleckt würde, indem es nach Gottesfurcht strebend Reden anhören müßte, die der Verehrung Gottes zuwider wären; denn auch diejenigen (meinte er), welche sich den Tempeln ihrer vermeintlichen Gottesverehrung näherten, berührten gar nichts Unreines. Ihre Schriften sollten billiger Weise gar nicht aufgezählt werden bei Männern, welche die Gottesfurcht zu ihrer Lebensaufgabe erwählt hätten. Auf die übrigen aber sollten wir ohne Ausnahme losgehen und mit ihnen verkehren, ohne eine einzige Gattung oder Rede aus dem Gebiete der Weisheit zu bevorzugen oder auch zu verwerfen, ob hellenisch oder nicht, auf alles sollten wir hören. Das war klug und sehr zweckmäßig angeordnet, damit nicht irgend eine einzelne Ansicht von diesem oder jenem Verfasser für sich allein gehört und geschätzt würde und, selbst wenn sie mit der Wahrheit im Widerspruch stehen sollte, als ausschließliche Wahrheit in unsere Herzen Eingang fände, um uns zu täuschen, uns für sich einzunehmen und zu ihren sklavischen Anhängern zu machen, die nicht mehr im Stande wären, davon abzugehen, oder sich davon wieder reinzuwaschen wie Wolle, die in Färbestoff getaucht worden ist. Die menschliche Rede ist nämlich ein gefährliches und sehr gefügiges Ding, mannigfaltig in ihren Spitzfindigkeiten und blitzschnell eindringend in unser Gehör, um dem Verstand ihr Gepräge aufzudrücken und ihn für sich einzunehmen, und dabei bringt sie denen, welche sie einmal mit sich fortgerissen hat, die Überzeugung bei, daß man ihr um ihrer Wahrheit willen Liebe schuldig sei: und sie haftet im Innern, selbst wenn sie Lüge und Täuschung ist, gebieterisch wie ein Zauberer, indem sie in der Person des Getäuschten selbst noch einen Vorkämpfer besitzt. Die menschliche Seele andererseits ist leicht durch die Rede zu täuschen und leicht zur Zustimmung zu bewegen und auch bereit, ehe sie nach allen Seiten untersucht und geprüft hat, infolge ihrer eigenen Kurzsichtigkeit und Schwachheit oder in Folge der Spitzfindigkeit

des Gesagten, die Mühe einer genaueren Untersuchung von sich abzuwälzen und sich oft nur allzu bequem falschen Reden und Ansichten hinzugeben, die nicht bloß für sich selbst vom rechten Wege abgeirrt sind, sondern auch diejenigen irreleiten, die an ihnen festhalten; und nicht bloß das, sondern sogar dann, wenn eine Gegenrede den Irrtum berichtigen möchte, gewährt sie derselben keinen Zutritt mehr und läßt sich zu keiner andern Ansicht mehr bekehren, sondern wird ganz von der einmal aufgenommenen beherrscht wie von einem unerbittlichen Tyrannen, der sie in seine Gewalt bekommen hat.

14. Und nun frage ich, hat er etwa nicht diese Gegensätze und Widersprüche in den Ansichten und die Spaltungen der Philosophen eingehend behandelt, wie die einen die Behauptungen der anderen zu widerlegen suchen, die anderen wieder anderes beharrlich festhalten und die einen wider den andern in ihren Ansichten beistimmen? Freilich mit dem Studium der Weisheit wollen sich alle befassen und rühmen sich dessen von dem Augenblicke an, wo sie den ersten Anlauf dazu gemacht haben, und sie versichern, daß sie dasselbe nicht weniger im Auge haben, wenn sie mitten in ihren Erörterungen stehen, als zur Zeit, wo sie den Anfang dazu machten, ja daß sie vielmehr jetzt eine noch größere Liebe zu dem Studium der Weisheit verspüren, wo es ihnen ermöglicht worden, dieselbe nicht bloß so zu sagen zu verkosten, sondern auch bei ihren Lehren zu verweilen, als damals, wo sie zuerst noch ohne Erfahrung und so von einem unbestimmten Drange getrieben wurden, sich mit dem Studium der Weisheit zu befassen. Das sind ihre Äußerungen, und dabei schenken sie den Erörterungen von Andersdenkenden nicht mehr das geringste Gehör. Und so hat nicht ein einziger unter den Alten einen von den Neueren oder aus der Schule des Lyceums bewogen, sich an ihn anzuschließen und seine Ansicht von der Weisheit vorzutragen, und auch nicht umgekehrt, überhaupt gar keiner irgend einem andern gegenüber. Es läßt sich nämlich nicht leicht einer überreden, seine eigene Ansicht aufzugeben und anderen beizustimmen, und auch nicht einmal solchen, die man zuerst lieb gewonnen hätte, und von denen man leicht zu überreden gewesen wäre, wäre man von ihnen überredet worden, ehe man zum Studium der Weisheit überging. Ohne solche Voreingenommenheit der Seele würde man natürlich jenen Reden niemals eine Aufmerksamkeit schenken und sie lieb gewinnen, sondern in ganz entsprechender Weise der einen Ansicht wegen die andere bekämpfen, die man zur Zeit festhält. In dieser Richtung haben unsere glänzenden, höchst scharfsinnigen und ganz unermüdlich forschenden Hellenen das Studium der Weisheit betrieben. Was einer eben zuerst auffand, das erklärte er im Anflug einer gewissen Begeisterung für das einzig Wahre, dagegen alles Übrige bei den anderen Philosophen für Täuschung und albernes Geschwätz. Ohne daß einer selbst seinen Standpunkt nur in etwas besser begründen könnte, als dies bei den anderen der Fall ist, kämpft jeder für seine eigene Anschauung, aus Furcht, er möchte infolge von Zwang oder Überredung sich in die Notwendigkeit versetzt sehen, zu einer andern Schule überzugehen und seinen Standpunkt aufzugeben. Dabei hat er aber (wenn ich die Wahrheit sagen soll) keinen andern Beweggrund, als jenen gedankenlosen Zug zu den besagten

Lieblingsmeinungen unter dem Deckmantel des Studiums der Weisheit und für seine vermeintlichen Wahrheiten (man möge in meinen Worten nichts Widersprechendes finden) kein anderes Prüfungsmittel, als den prüfungslosen Zufall. Das liebt jeder, was er zu allererst vorgefunden hat, und ist er einmal davon gleichsam gefesselt, so ist er nicht mehr im stande, sich mit etwas anderem abzugeben, selbst wenn er allen gegenüber den siegreichen Nachweis für die Wahrheit seiner eigenen und für die Unwahrheit der gegnerischen Sache führen könnte, und wäre es auch, daß ihm die Vernunft mit ihrem Gewichte zur Seite stünde, während er sich sogar ohne ihre Beihülfe den Grundsätzen zum Opfer bringt, die ihn zuerst für sich in Anspruch nehmen, und sie blindlings in sich aufnimmt wie einen gefundenen Schatz; diese (Grundsätze) aber täuschen ihre Anhänger nicht nur in anderen Dingen, sondern ganz besonders in dem Allerwichtigsten und Notwendigsten, in der Erkenntnis und Ehrfurcht gegenüber dem göttlichen Wesen. Und dann bleiben dieselben trotzdem gewissermaßen in ihren Fesseln gefangen, und niemand ist mehr imstande, sie leicht daraus zu befreien wie aus einem Sumpf in einer weitausgedehnten und fast unwegsamen Ebene, der diejenigen, die einmal in denselben hineingeraten sind, weder durch Umkehren noch durch Überspringen herauskommen läßt, sondern fest in sich gefangen hält bis zu ihrem Tode; oder wie aus einem ausgedehnten dicht bewachsenen und hohen Walde, in den ein Wanderer eingetreten ist in der guten Meinung, wieder herauszufinden und wieder ins Freie zu gelangen, ohne es aber zu vermögen wegen der Ausdehnung und Dichtigkeit desselben; wie er sich darin nach den verschiedensten Seiten hinwendet und, da er drinnen einige zusammenlaufende Wege findet, mannigfaltig umherwandert, um auf einem derselben bald hinauszukommen, während dieselben nur einwärts führen, nirgends aber nach außen, weil sie ausschließlich für den Wald bestimmte Wege sind, und wie zuletzt der Wanderer ermüdet und erschöpft, als ob sich alles in Wald verwandelt hätte und auf Erden gar kein Wohnsitz mehr wäre, sich entschließt, dort zu bleiben und seinen Herd aufzuschlagen und sich, so gut es geht, Raum verschafft im Walde; oder auch wie aus einem Labyrinth, zu welchem nur ein einziger Eingang sichtbar ist, und wo jemand, der dem äußern Anschein nach nichts Verfängliches argwöhnt, durch die eine sichtbare Thür eintritt und dann bis ins Innerste vordringt, die Augen auf den abwechselungsreichen Anblick und den überaus sinnreichen Bau gerichtet, der durch in einander laufende Ein- und Ausgänge in seiner Anlage eine Menge von geschickt angelegten Gängen aufweist, sobald er aber wirklich herausgehen will, nicht mehr imstande ist, es zu thun, weil er drinnen gefangen ist von dem in seinen Augen so weise eingerichteten Gebäude. Ja es ist kein Labyrinth so verwickelt und vielgestaltig, kein Wald so dicht und mannigfaltig, keine Ebene und kein Sumpf so geeignet, diejenigen, die sich hineinwagen, festzuhalten wie das Wort, wenn man sich einem dieser Philosophen gegenüber befindet. Damit es mir nicht gerade so erginge, wie dem großen Haufen, führte er mich nicht etwa in eine einzige Anschauung der Philosophen ein und mutete mir auch nicht zu, mich an dieselben anzuschließen, sondern er führte mich zu allen hin in der Absicht, daß ich mit keiner der hellenischen

Lehrmeinungen unbekannt bleiben sollte. Aber er ging auch selbst mit mir darauf ein, indem er wie auf einer Reise vorausging und mich an der Hand führte für den Fall, daß sich auf dem Wege eine Krümmung, eine versteckte Grube oder sonst etwas Verfängliches finden sollte, wie ein durch vielen Umgang mit Spekulationen geübter Meister thut, dem nichts ungewohnt oder unversucht ist, nicht nur selber erhaben bleibt auf sicherem Standpunkt, sondern auch anderen die Hand zur Rettung reicht und sie herauszieht, wie wenn sie ins Wasser gefallen wären. So sammelte er alles, was von sämmtlichen Philosophen brauchbar und der Wahrheit entsprechend war, und legte es mir zur Annahme vor, während er alles, was falsch war, aussonderte, sowohl überhaupt, als auch ganz besonders das, was in Bezug auf Religion bloße Ausgeburt des Menschengeistes war.

15. In dieser Hinsicht gab er mir den Rat, auf nichts zu achten, selbst wenn jemand nach dem Zeugnis aller Menschen ein Ausbund von Weisheit wäre, sondern nur auf Gott sollte ich achten und auf seine Propheten. Dabei machte er selbst den Dolmetscher und Ausleger, wo etwas dunkel und rätselhaft war (wie ja dergleichen vieles in den heiligen Offenbarungen enthalten ist: sei es nun, daß es Gott so beliebte, mit den Menschen zu verkehren, damit nicht das Wort Gottes nackt und unverhüllt auch in eine unwürdige Seele Eingang fände, wie sie der Mehrzahl nach sind, oder daß jede göttliche Offenbarung zwar von Natur aus höchst klar und einfach ist, aber uns unklar und dunkel erscheint, weil wir von Gott abgefallen sind und wegen der Länge der Zeit und der Höhe des Alters nicht mehr befähigt sind, auf dieselbe zu hören; das vermag ich nicht zu sagen), kurz, wenn er auf rätselhafte Stellen stieß, erläuterte und setzte er sie ins Licht, weil er geschickt und höchst scharfsinnig auf Gott zu hören verstand. Und bei solchen Stellen, die für ihn nichts Schwieriges und Unverständliches hatten, hatte er unter den gegenwärtig lebenden Menschen, soweit ich sie kenne und einzelne aus dem Munde von anderen schildern hörte, eine ausschließlich hervorragende Vertrautheit mit dem lauteren und lichtvollen Inhalte der göttlichen Aussprüche, um denselben in seine Seele aufzunehmen und andere darüber zu belehren; denn der gemeinsame Urheber dieser Aussprüche, der den Gott befreundeten Propheten alle Offenbarungen, alle geheimnisvollen und göttlichen Reden vorsagt und eingiebt, hatte ihn so als seinen Liebling bevorzugt und zu seinem Wortführer aufgestellt. Was er durch andere nur in rätselhafter Weise mitgeteilt hat, das gestaltete er in dem Munde des Gefeierten zu einem förmlichen Unterrichte und verlieh ihm die Gabe, die tiefere Bedeutung und Beziehung jener Stellen zu ergründen und aufzufinden, in welchen er mit seiner höchsten Glaubwürdigkeit entweder im Tone des Herrschers Befehle oder auch bloße Ankündigungen erlassen hat, damit derjenige, der etwa hartherzig und ungläubig oder auch lernbegierig wäre, in gewissem Sinne sich gezwungen sähe, mittelst seines Unterrichtes ein Verständnis zu gewinnen und sich für den Glauben zu entscheiden und so dem Rufe Gottes zu folgen. Und diese Aufschlüsse kann er nach meiner Überzeugung auf keinem andern Wege geben als in Verbindung mit dem göttlichen Geiste; denn die Propheten und die Erklärer der Propheten sind auf eine und dieselbe Kraft angewiesen

und niemand kann einen Propheten verstehen, wenn ihm nicht der in dem Propheten thätige Geist selbst das Verständnis seiner Worte verleiht. In diesem Sinne enthalten auch die heiligen Schriften den Ausspruch, daß der mit den Schlüsseln Versehene allein zu öffnen vermag, sonst aber niemand; das göttliche Wort aber öffnet, was verschlossen ist, indem es die rätselhaften Stellen aufhellt. Diese höchste Gabe hat unser Gefeierter aus der Hand Gottes; und vom Himmel ward ihm der herrliche Beruf zu teil, den Sinn der göttlichen Worte an die Menschen zu vermitteln, das Göttliche wie aus dem Munde Gottes zu vernehmen und den Menschen wie für menschliche Ohren zu erklären. Auf diese Weise gab es für mich nichts Unbesprechbares, weil auch nichts Verborgenes und Unzugängliches.

Ich hatte aber auch Gelegenheit, von jeder wissenschaftlichen Behauptung Kenntnis zu nehmen, mochte sie fremden oder hellenischen Ursprungs sein, das Gebiet des Geheimnisvollen oder des Staatslebens näher berühren, dem Inhalte nach göttlich oder menschlich sein, und zwar so, daß ich mit aller Freiheit alles zum Gegenstande meines Studiums und Forschens machen und mich mit allen geistigen Gütern bereichern und sättigen durfte. Mochte man eine alte Lehre der Wahrheit oder etwas anderes der Art namhaft machen, an ihm besaß ich die bewunderungswürdige und vollständige Sammlung und Auswahl der schönsten geistigen Augenweide; und mit einem Worte, er war mir in Wahrheit ein Garten, ein Abbild von jenem großen Garten Gottes, in welchem man nicht die Aufgabe hatte, diese niedrige Erde zu bestellen und den Leib mit schwerfälliger Nahrung zu pflegen, sondern nur die Fortschritte des Geistes zu mehren, indem ich mich selbst bebaute wie ein heranreifendes Gewächs oder mich erfreute und in dem Gefühle schwelgte, daß mir solche Gewächse von dem Urheber des Weltalls ins Herz gepflanzt worden seien.

16. Das war in Wirklichkeit ein Lustgarten, eine wahre Freude und Lust, in welcher ich die abgelaufene Zeit hindurch schwelgte, eine Zeit, die einerseits keine kurze mehr ist, aber anderseits eine äußerst kurze, wenn sie jetzt mit meiner Abreise und meiner Trennung von diesem Orte bereits zu Ende gehen soll. Ich weiß auch wirklich nicht, was mir widerfahren ist, oder was ich abermals verschuldet habe, daß ich hinausziehe, ja hinausgetrieben werde. Ich weiß nicht, was ich anders sagen soll, als daß ich ein zweiter aus dem Paradiese vertriebener Adam bin und zu verkündigen angefangen habe, wie schön ich lebte, als ich auf meinen Lehrer hörte und schwieg." — —

§ 55. Die sogenannten apostolischen Constitutionen.

Die apostolischen Constitutionen sind zwar nicht das Werk der Apostel, sondern rühren in der Gestalt, in welcher wir sie besitzen, erst aus dem vierten Jahrhundert her. Sie geben uns aber ein Bild von dem Geiste, der auch auf dem Gebiete der Erziehung im Christentum die Verhältnisse umgestaltet hat, und darum setzen wir die besonders im vierten und siebenten Buche enthaltenen Bestimmungen derselben hierher:

Viertes Buch. 1. Ist ein Christ, es sei ein Knabe oder Mädchen, Waise geworden, dann ist es schön, wenn ein Bruder, der kein Kind hat, sich des Waisen erbarmt und ihn an Kindesstatt annimmt; hat er einen heiratsfähigen, altersgleichen Sohn, so möge er das Waisenmädchen ihm zur Ehe geben. Die solches thun, vollbringen ein großes Werk, indem sie Waisenväter werden, und von Gott dem Herrn werden sie für solchen Liebesdienst den Lohn erhalten. Wenn aber ein Reicher, der nur den Menschen zu gefallen strebt, der Waisen sich schämt, die doch auch ein Glied am Leibe der Kirche sind, so wird für sie der Vater der Waisen und der Richter der Witwen sorgen. Über den Hartherzigen aber wird einer kommen, welcher seine durch Habsucht aufgehäuften Güter verzehrt, sodaß sich an ihm das Wort erfüllt: „Was die Heiligen nicht genossen haben, das werden die Assyrier aufzehren"; wie auch Jesaias sagt: „Eure Gegend fressen Fremde vor euren Augen."

2. Von der Sorge des Bischofs für die Waisen.

Ihr nun, o Bischöfe, sollt für ihre Pflege Sorge tragen und es ihnen an nichts mangeln lassen; den Waisen sollt ihr die Eltern, den Witwen die Männer ersetzen, den Erwachsenen zur Bereheligung verhelfen, dem Künstler Arbeit, dem Arbeitsfähigen Unterstützung verschaffen, dem Fremdling gastliche Aufnahme gewähren, dem Hungrigen Brot, dem Durstigen Trank, dem Nackten Kleidung, dem Kranken Besuch, dem Gefangenen Hülfe. Dabei sollt ihr besonders für die Waisen Sorge tragen, damit es ihnen an nichts gebreche, dem Mädchen, bis es heiratsfähig wird, und bis ihr es einem Bruder (zur Ehe) gebet; dem Knaben gebet die nötigen Mittel, damit er ein Handwerk erlernen und dazu auch noch ernährt werden kann, und damit er, wenn er sein Handwerk tüchtig und richtig erlernt hat, sofort auch die nötigen Werkzeuge sich kaufen kann, um dann keinen der Brüder, um nicht die aufrichtige Liebe zu ihm fürder in Anspruch nehmen zu müssen, sondern sich selber verköstigen zu können. Denn wahrlich glücklich ist derjenige, welcher im stande, sich selber zu helfen, nicht an den Platz der Waisen, Fremden und Witwen sich drängt.

11. Von den Eltern und Kindern.

Ihr aber, christliche Väter, erziehet eure Kinder in der Furcht des Herrn und lasset sie eine anständige, dem Worte (Gottes) entsprechende Arbeit lernen, damit sie nicht bei nächster bester Gelegenheit, wenn die Eltern ihnen nicht mehr zur Seite stehen, der Ungebundenheit sich ergeben. Scheuet euch daher nicht, sie zu schlagen und mit Nachdruck zu züchtigen; denn indem ihr sie züchtigt, tötet ihr sie ja nicht, sondern rettet sie, wie auch Salomon in der Weisheit irgendwo sagt: „Züchtige deinen Sohn, und er wird dich erquicken; denn so (erzogen) gewährt er dir gute Hoffnung." „Du schlägst ihn mit der Rute, errettest aber seine Seele vom Tode." Und anderwärts redet derselbe also: „Wer die Rute spart, der hasset seinen Sohn"; und wiederum: „Brich seine Rippen, da er noch jung ist, damit er nicht verhärte und dir nimmer folge." Wer also seine Kinder zu ermahnen und zu züchtigen unterläßt, haßt sein eigenes Kind. Daher unterrichtet eure Kinder von Jugend auf im Worte des Herrn, selbst auch mit Schlägen züchtigt sie und machet sie

unterwürfig. Von Kindheit an unterweiset sie in heiligen Schriften, den eurigen sowohl als den göttlichen, und machet sie bekannt mit der ganzen göttlichen Schrift. Gesteht ihnen nicht aus Schwäche zu, wider euren Willen über euch zu herrschen. Lasset sie nicht Trinkgelage halten mit Altersgenossen, denn so geraten sie in ein unordentliches Leben und fallen der Hurerei anheim. Und wenn den Kindern infolge der Sorglosigkeit ihrer Eltern solches geschieht, so haben diese deren Seelen verwirkt; denn wenn sie durch die Nachlässigkeit der Eltern mit zügellosen Menschen zusammenleben, so werden nicht nur die Kinder, welche gesündigt haben, gestraft, sondern ihretwegen werden auch ihre Eltern verdammt. Deswegen sorget zur rechten Zeit für ihre ehrbare Verheiratung, damit sie nicht in der Blüte des Lebens mit Hurerei sich beflecken; ihr werdet einst Rechenschaft für sie ablegen müssen.

Siebentes Buch. 15. Du sollst deinen Vater und deine Mutter, die Urheber deiner Geburt, ehren, damit du lange lebest auf der Erde, deren Herr dein Gott, der sie dir gegeben. Unterschätze nicht deine Brüder und deine Verwandten; denn die gleichen Samens mit dir sind, sollst du nicht gering achten.

39. Wer in der heiligen Lehre unterrichtet werden will, der soll (schon) vor der Taufe eingeführt werden in die Kenntnis des Ungezeugten, in die Erkenntnis des eingebornen Sohnes und in den festen Glauben an den heil. Geist. Er lerne kennen die verschiedenen Arten der geschaffenen Wesen, das Walten der göttlichen Vorsehung und die Stufen der verschiedenartigen Gesetzgebung. Er soll darüber Unterricht empfangen, zu welchem Zweck die Welt erschaffen und in welcher Absicht der Mensch als Weltbürger bestellt wurde. Ferner soll er seine eigene Natur und Beschaffenheit gründlich kennen lernen. Auch darüber soll ihm Mitteilung gemacht werden, wie Gott die Bösen mit Wasser und Feuer bestraft, die Gerechten aber allezeit mit Ehre und Herrlichkeit überhäuft hat, z. B. den Seth, Enos, Henoch, Noah, Abraham und seine Nachkommen, den Melchisedek, Hiob, Moses, Josua, Caleb und den Priester Pinehas, sowie die Heiligen aller Zeit. Auch das werde ihm eingeprägt, wie Gott in seiner Vorsehung das Menschengeschlecht nicht von sich verstoßen, sondern dasselbe zu verschiedenen Malen vom Irrtum hinweg zur Erkenntnis der Wahrheit gerufen, aus der Knechtschaft und Gottlosigkeit zur Freiheit und Gottesfurcht, aus der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit, vom ewigen Tode zum ewigen Leben geführt habe. Dies und Aehnliches höre der Ankömmling (Anfangskatechumene) in der Katechese. Derjenige aber, welcher ihm die Hände auflegt, soll Gott, den Herrn des Alls, anbeten und ihm Dank sagen für seine Kreatur, daß er zur Tilgung der Sünden und zur Rettung des Menschen seinen eingebornen Sohn Jesum Christum auf die Erde gesendet, damit dieser die Gottlosigkeiten und Sünden nachlasse und von jeglichem Makel des Fleisches und des Geistes reinige, damit er den Menschen heilige, nach dem Wohlgefallen seines Herzens erleuchte zur Betrachtung seiner Wunderthaten; damit er nicht minder ihm offenbare die Gerichte der Gerechtigkeit, auf daß er jeglichen Weg der Ungerechtigkeit hasse, den Weg der Wahrheit aber wandle und dadurch des Bades der Wiedergeburt würdig gehalten werde zur Kindschaft in Christo,

damit er zusammengepflanzt werde zur Ähnlichkeit des Todes Christi in Hoffnung auf herrliche Gemeinschaft und der Sünde absterbe, aber Gott lebe in Gedanken, Worten und Werken und in das Buch der Lebendigen eingetragen werde. Nach dieser Danksagung belehre er ihn über die Menschwerdung des Herrn, sein Leiden, seine Auferstehung von den Toten und seine Himmelfahrt.

40. Ist der Katechumene zunächst daran, getauft zu werden, so lerne er das Nötige in Beziehung auf die Lossagung vom Teufel und die Zusage an Christus. Der Täufling soll vorerst von allem sich enthalten, was mit dem Dienste Christi im Widerspruch steht, und erst dann an den heiligen Geheimnissen Teil nehmen, nachdem er sein Herz von jeder Ungerechtigkeit, Fehle und Unlauterkeit gereinigt; dann erst trete er hin zum Empfang der Sakramente. Denn gleichwie der Landmann vor der Aussaat sein Ackerfeld reinigt und säubert von den darüber sich ausbreitenden Dornen, so müsset auch ihr vorerst aus der Seele des Täuflings alle Unsauberkeit hinwegnehmen, guten Samen hineinlegen und ihn dann mit der Taufe beschenken; so befahl es uns der Herr, als er sprach: „Lehret alle Völker", worauf er beifügte: „und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

§ 56.

Basilius der Große.

Basilius wurde 330 in Cäsarea geboren, wo sein Vater Rhetor war. Seine Mutter und Großmutter erzogen ihn, der unter neun Geschwistern, von denen drei Bischöfe wurden, am meisten hervorragte durch Geistesgaben, in christlicher Frömmigkeit. Er wurde aber auch früh in die Wissenschaften eingeführt und studierte in Cäsarea mit Gregor von Nazianz, seinem Herzensfreunde, setzte diese Studien in Constantinopel fort und ging zuletzt nach Athen, wo er mit Gregor wieder zusammentraf. Mit allem Eifer vertiefte er sich in die Schriften des Altertums und wußte daraus das Gute und Schöne sich anzueignen und christlich zu verarbeiten, das Verderbliche zu verwerfen, so daß er nicht Schaden an seiner Seele nahm. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er heim und begab sich dann wieder auf Reisen nach Syrien, Palästina und Ägypten. Besonderen Eindruck machte auf ihn das Mönchtum, so daß er sich selbst nach seiner Heimkehr in der Nähe seiner Schwester Makrina, die in klösterlicher Abgeschiedenheit lebte, in die Einsamkeit zurückzog. Nach drei Jahren berief ihn aber der Bischof von Cäsarea in den Dienst der Kirche und weihte ihn zum Presbyter. Er kämpfte als solcher besonders für die reine Lehre und sorgte auch mit treuer Liebe für die Armen. 370 wurde er Bischof und hielt nun mit der Macht seines Geistes in den wütenden Verfolgungen des arianischen Kaisers Valens die katholische Kirche im Morgenlande zusammen. Er starb 379. Ein herrliches Zeugnis seines edlen Sinnes war die große Basiliusstiftung, ein Hospital in Cäsarea, an welches er, indem er selbst in Dürftigkeit lebte, seine reichen Einkünfte wandte. Von der Art, wie er selber die alten Schriftsteller studierte, giebt die „Rede an die Jünglinge über die Art und Weise, die Schriften der Griechen zu benutzen", Kunde.

a. In dieser Rede will er, der mancherlei Erfahrungen gemacht hat, so daß sie auf ihn hören können wie auf ihre Eltern, den Jünglingen Rat geben in betreff

der heidnischen Schriftsteller. Sie sollen nicht allem, sondern nur dem Nützlichen in ihnen folgen. Nützlich aber ist für den Christen nicht irdischer Glanz, sondern das, was auf das zukünftige Leben Bezug hat. Solange aber der Jüngling in die Geheimnisse der Schrift nicht eindringen kann, muß er sich an anderen Schriften üben, um dann besser die Geheimnisse der Schrift verstehen zu lernen. So lernte Moses die Wissenschaften der Ägypter, so Daniel die Weisheit der Chaldäer, bevor sie mit den heiligen Lehren sich beschäftigten. Aber die Jünglinge dürfen nur die Thaten und Reden guter Männer, von denen die heidnischen Schriftsteller erzählen, lieben und nachahmen, nicht aber ihre Spöttereien oder Schilderungen von den Lastern und Schandthaten der Götter. Sie müssen darum, wie die Bienen aus den Blumen nur den Honig ziehen, nur das Gute aus jenen Schriftstellern entnehmen und namentlich das sich aneignen, was nützlich und mit der Wahrheit verwandt ist, das Lob und die Ermahnung zur Tugend, wie denn nach dem Urteile eines kundigen Mannes die Gesänge Homers ein Lob der Tugend sind, und so haben alle wahrhaft weisen Männer die Tugend gelobt. Aber es genügt nicht, die Tugend allein zu loben mit Worten, sie muß auch in Thaten geübt werden, wie Plato ermahnt. Dabei sollen wir unser Lebensziel nicht aus den Augen verlieren und müssen wie die Kämpfer und Musiker uns eifrig üben. Jene thaten alles, um einen hinfälligen Ölzweig oder Epheu zu erringen, wir müssen, um unsere Seele zu erretten, eifrig uns zeigen. Dem Leibe ist nur das zu seiner Erhaltung Nötige zu reichen; das erkennt aber nur der, welcher sich selbst erkennt und weiß, worin das wahre Wesen des Menschen besteht. Dieses wahre Wesen aber erkennt nur der, welcher reines Herzens ist. Darin stimmt Plato mit Paulus zusammen. Der Leib muß also unter der Zucht der Vernunft gehalten werden. Ebenso werden wir den übrigen Gütern der Welt keinen Wert beilegen, Überfluß von der Hand weisen, worin Diogenes und Sokrates uns Vorbilder sind, und werden, wie Bias sagt, die Tugend für die beste Wegzehrung des Alters halten. Sie ist aber nicht allein die beste Wegzehrung für dieses Leben, sondern auch für die Ewigkeit, und wenn wir auch uns viele Mühe geben müssen, um sie zu erwerben, so macht doch Gewohnheit alle Mühe leicht.

Übersetzt ist die Rede an die Jünglinge von Uhlemann (in den historisch-theologischen Abhandlungen, herausgegeben von Illgen. Leipzig 1819, S. 89) und von Dr. Val. Gröne (in der Bibliothek der Kirchenväter von Dr. Val. Thalhofer. Kempten, Kösel, 1875). Wir geben die Rede in den Hauptstellen, indem wir den Zusammenhang derselben in kleinem Druck andeuten, um ein Bild der ganzen Rede zu bieten.

1. „Vieles, ihr Jünglinge, fordert mich auf, euch zu raten, was ich für das Beste halte und wovon ich glaube, daß es euch nützen wird, wenn ihr es beachtet. Denn ich habe das Alter dazu, auch schon viele Kämpfe bestanden und mir durch hinlängliche Teilnahme an den in allem, nach beiden Seiten hin, so lehrreichen Wechselfällen in menschlichen Dingen Erfahrung gesammelt, um im stande zu sein, denjenigen, die erst ihren Lebenslauf beginnen, den sichersten Weg zeigen zu können. Überdies komme ich infolge natürlicher Verwandtschaft gleich nach euren Eltern, so daß ich auch ein nicht geringeres Wohlwollen gegen euch hege als eure Väter, und ich glaube mich nicht in euch zu täuschen, wenn ich denke, ihr werdet nach den Eltern nicht verlangen, wenn ihr auf mich euere Aufmerksamkeit richtet. Nehmet ihr nun meine Worte freudig auf, so

werdet ihr unter denen, die von Hesiod gelobt werden, den zweiten Platz einnehmen; wenn nicht, so möchte ich euch doch nicht gern etwas Unangenehmes sagen, ihr selbst aber möget dann der Verse gedenken, in denen er sagt: Der sei zwar der Beste, der aus sich weiß, was er zu thun hat; gut sei aber auch jener, der das befolgt, wozu er von anderen geleitet wird; wer aber zu keinem von beiden fähig sei, der sei zu allem unnütz."

2. Wundert euch nicht, wenn ich sage, ich hätte für euch, die ihr täglich Lehrer besucht und durch die Schriften, die sie hinterlassen haben, mit den ausgezeichnetsten Männern des Altertums umgehet, aus mir selbst noch etwas Nützlicheres gefunden. Das, was ich euch jetzt anraten will, besteht darin, daß ihr jenen Männern nicht ein für allemal gestatten möget, euren Geist wie ein Schiff zu lenken, und ihnen, dahin folget, wohin sie euch führen, sondern daß ihr, wenn ihr das Nützliche aus ihnen schöpft, auch wissen sollt, was zu übergehen ist. Worin dies besteht und wie wir es erkennen, das will ich an der Hand jener Schriftsteller zeigen.

Wir, ihr Jünglinge, nehmen dieses menschliche Leben nicht für so etwas Bedeutendes, auch halten wir weder etwas überhaupt für ein Gut, noch nennen wir es so, was uns nur für diese Erde Vorteil gewährt. Also der Vorfahren Ruhm, Körperstärke, Schönheit, Größe, Ehren bei allen Menschen, selbst die Königswürde, überhaupt was man unter den menschlichen Dingen groß nennen möchte, halten wir nicht einmal für wünschenswert, geschweige daß wir ihre Besitzer bewundern; wir gehen in unseren Hoffnungen weiter und thun alles zur Vorbereitung auf ein anderes Leben. Was uns daher dazu förderlich ist, das, sagen wir, muß man lieben, danach mit aller Kraft streben, was aber auf jenes Leben keinen Bezug hat, für wertlos achten.

Das zukünftige Leben kann hier nicht weiter beschrieben werden, aber alle Güter dieses Lebens zusammen sind noch nicht gleich dem kleinsten Gute jenes Lebens.

Zu jenem Leben nun führt die heilige Schrift, die uns durch Geheimnisse unterrichtet. So lange wir aber wegen des jugendlichen Alters nicht im stande sind, ihren tiefen Sinn zu verstehen, üben wir unser geistiges Auge vorbereitend an anderen nicht ganz von ihr abweichenden Schriften wie an Schatten und Spiegeln, diejenigen nachahmend, die sich dem Kriegsdienste widmen; sind sie in den Bewegungen der Hände und im Springen hinlänglich geübt, so genießen sie in den Kämpfen den Gewinn dieser Spiele. Wir müssen nun freilich glauben, daß auch uns der größte von allen Kämpfen auferlegt sei, für den wir uns mit aller Mühe und Anstrengung rüsten und daher mit Dichtern, Geschichtschreibern, Rednern, überhaupt mit allen Menschen verkehren müssen, die unser Seelenheil fördern können. Wie die Färber das, was sie färben wollen, sorgfältig vorbereiten, bevor sie ihm die Farben geben, sei es Purpur oder eine andere Farbe; ebenso müssen auch wir, soll der Ruhm der Tugend uns für immer und unauslöschlich bleiben, zuvor in diese äußere Wissenschaft eingeweiht werden und dann erst die heiligen und geheimnisvollen Lehren kennen lernen, und erst wenn wir gewöhnt

sind, die Sonne im Wasser zu sehen, werden wir unsere Augen dem Lichte selbst zuwenden können. Stehen die Lehren in irgend einer Verwandtschaft zu einander, so wird ihre Kenntnis für uns von großem Nutzen sein; wenn aber nicht, so lernt man doch durch Vergleichung derselben den Unterschied kennen, was nicht wenig zur Befestigung des Besseren beiträgt. Womit möchtest du denn wohl beide Lehren vergleichen, um davon ein Bild zu bekommen? Etwa wie die Haupteigenschaft des Baumes darin besteht, zu seiner Zeit voller Früchte zu sein, daß er daneben auch zum Schmuck Blätter treibt, die an den Zweigen zittern; ebenso ist auch bei der Seele die vorzüglichste Frucht die Wahrheit, aber es steht ihr auch nicht übel, wenn sie die fremde Weisheit besitzt, wie denn auch Blätter der Frucht Schatten und kein unangenehmes Aussehen gewähren. So soll denn auch jener Moses, der wegen seiner Weisheit bei allen Menschen einen sehr großen Namen hat, seinen Geist ganz besonders in den Wissenschaften der Ägypter geübt haben und so zur Betrachtung dessen gelangt sein, „der da ist" (Gottes). In ähnlicher Weise soll auch in späteren Zeiten der weise Daniel in Babylon die Weisheit der Chaldäer gelernt und sich dann erst mit den göttlichen Lehren beschäftigt haben. Damit ist hinlänglich gesagt, daß diese weltlichen Wissenschaften keineswegs unnütz sind; in wiefern ihr sie aber benutzen sollt, das wird weiterhin angegeben werden. Fürs erste dürft ihr nicht allem, was die Dichter sagen (um damit anzufangen), da sie mancherlei vorbringen, ohne weiteres eure Aufmerksamkeit schenken; wenn sie euch dagegen die Thaten oder Reden guter Männer erzählen, so müßt ihr sie lieben und ihnen nach Kräften ähnlich zu werden suchen; kommen sie aber auf schlechte Menschen zu reden, so müßt ihr euch hüten, ihnen nachzuahmen, und eure Ohren verschließen, wie es jener Ulysses bei dem Gesange der Sirenen gemacht haben soll. Denn Gewöhnung an schlechte Reden ist leicht der Weg zu schlechten Thaten. Daher müssen wir uns hüten, nicht durch das Wohlgefallen an den Worten unbemerkt etwas Schlechtes in unsere Seele aufzunehmen, wie diejenigen, welche Gift mit Honig einnehmen. Ebenso wenig dürfen wir die Dichter loben, wenn sie schmähen und spotten, wenn sie Buhler oder Betrunkene schildern, wenn sie die Glückseligkeit nach einer reich besetzten Tafel messen und in ausgelassenen Liedern preisen. Am wenigsten aber sollen wir auf sie merken, wenn sie von Göttern reden, besonders wenn sie von ihrer Menge und ihren Zänkereien erzählen. Denn bei jenen erhebt sich der Bruder gegen den Bruder, der Vater gegen die Kinder, und diese führen wiederum einen unversöhnlichen Krieg gegen die Eltern. Die Ehebrüche, Buhlereien und öffentlichen Umarmungen der Götter, worin sich vor allen das Oberhaupt, der höchste Zeus, wie sie ihn nennen, hervorthut, worüber man erröten würde, wenn man sie von unvernünftigen Tieren erzählte, wollen wir den Schauspielen überlassen.

3. Dasselbe gilt wohl auch von den Geschichtschreibern, besonders wenn sie erzählen, um ihre Leser zu ergötzen. Aber auch die Kunst der Redner im Lügen wollen wir nicht nachahmen. Denn weder in den Gerichtshöfen noch bei sonstigen Handlungen ziemt die Lüge uns, die wir den rechten und wahren Weg des Lebens gewählt haben, und denen

durch das Gesetz verboten ist, zu prozessieren. Dagegen wollen wir das von ihnen annehmen, worin sie die Tugend loben oder das Laster tadeln. Denn wie andere Geschöpfe nur von dem Geruche oder der Farbe der Blumen Genuß haben, die Bienen aber auch Honig aus ihnen zu gewinnen wissen, ebenso werden auch diejenigen, welche nicht allein nach dem Angenehmen und Ergötzlichen solcher Schriften haschen, aus ihnen einigen Gewinn in ihre Seele niederlegen. Überhaupt müßt ihr nach dem Beispiele der Bienen jene Schriften gebrauchen. Denn diese nähern sich nicht allen Blumen ohne Unterschied, noch suchen sie die, auf welche sie fliegen, ganz fortzutragen, sondern sie nehmen nur so viel, als für ihr Geschäft paßt, und lassen das übrige gern zurück. Wollen wir klug sein, so werden auch wir das für uns Passende und mit der Wahrheit Verwandte aus jenen Schriften nehmen und das übrige übergehen. Und wie wir beim Pflücken der Rose die Dornen vermeiden, so müssen wir auch aus derartigen Erzählungen das Nützliche sammeln und das Schädliche ablehnen. Gleich anfangs müssen wir daher jede Wissenschaft in Betracht nehmen und mit unserm Zwecke in Übereinstimmung bringen oder nach dem dorischen Sprichworte „den Stein nach der Schnur richten". Und da uns die Tugend den Weg unsers Lebens vorzeichnen muß, diese aber von Dichtern, Geschichtschreibern und besonders von philosophischen Männern so sehr gerühmt worden ist, so müssen wir besonders auf solche Schilderungen unsere Aufmerksamkeit richten. Denn es ist kein geringer Nutzen, schon in der Jugend mit der Tugend vertraut und an sie gewöhnt zu werden, da dergleichen Lehren infolge der Zartheit des Gemüts tief eingeprägt, unerschütterlich zu sein pflegen. Oder sollen wir denken, daß Hesiod etwas anderes beabsichtigte, als er die folgenden Verse, die alle singen, verfaßte, als die Jünglinge zur Tugend zu ermuntern? „Rauh ist anfangs und beschwerlich und voll Schweiß und Mühe und steil der Weg, der zur Tugend führt. Daher ist es ob der Steilheit nicht jedermanns Sache, ihn zu betreten, noch hat er ihn betreten, leicht den Gipfel zu erreichen. Ist er aber oben angelangt, dann wird er sehen, daß er eben und schön, leicht und gangbar ist und angenehmer als der andere, der zum Laster führt, von welchem derselbe Dichter sagt, daß man es in der Nähe im Überfluß haben könne." Denn wohl aus keinem andern Grunde scheint er mir das gesagt zu haben, als um uns zur Tugend aufzumuntern und alle aufzufordern, daß wir gut sein und nicht eher in der Anstrengung nachlassen sollen, als bis wir das Ziel erreicht haben. Haben auch noch andere in ähnlicher Weise die Tugend gepriesen, so wollen wir auch ihre Worte gern annehmen, da sie auf dasselbe zielen, wonach wir streben.

4. Ein verständiger und kundiger Mann nennt so die ganze Dichtung Homers ein Lob der Tugend; denn darum lasse er Odysseus nackt aus dem Schiffbruche gerettet werden, um zu zeigen, daß allein die Tugend aus dem Schiffbruch gerettet werde. Und so mahnen auch Solon, Theognis und Prodikus, der letztere durch seine Erzählung von Herkules am Scheidewege, zur Tugend.

Und fast alle, die wegen ihrer Weisheit bekannt sind, haben mehr oder weniger, je nach Vermögen, in ihren Schriften die Tugend ver-

herrlicht; diesen muß man gehorchen und ihre Worte im Leben verwirklichen; denn derjenige, welcher die Weisheit durch die That bewährt, während sie bei den andern nur in Worten besteht,

„der ist verständig allein; die andern flattern wie Schatten."

Es scheint mir dieses auch einem Maler ähnlich zu sein, der etwas Bewunderungswürdiges wie die Schönheit eines Menschen malte und zwar so wahrheitsgetreu im Bilde darstellte, wie jener wirklich ist. Denn öffentlich die Tugend mit glänzenden Worten loben und lange Reden darüber halten, bei sich aber das Vergnügen der Mäßigkeit und den Eigennutz der Gerechtigkeit vorziehen, das gleicht, möchte ich sagen, dem, was die Schauspieler auf der Bühne thun, die oft als Könige und Herrscher auftreten und weder Könige noch Herrscher, ja vielleicht nicht einmal ganz frei sind. Sodann würde es sich ein Musiker schwerlich gefallen lassen, wenn seine Leier verstimmt wäre, noch ein Chorführer, wenn der Chor nicht ganz harmonisch sänge. Ebenso wird jeder mit sich in Widerspruch treten, der sein Leben nicht mit seinen Worten in Übereinstimmung bringt, sondern mit Euripides sagt: „Die Zunge hat zwar geschworen, aber das Herz weiß von keinem Schwur", und lieber gut scheinen, als gut sein will. Dieses ist aber, wenn man dem Plato glauben darf, die höchste Ungerechtigkeit, gerecht zu scheinen, ohne es zu sein. Dieses nun über die Art und Weise, wie wir die Schriften aufnehmen müssen, die vortreffliche Lehren enthalten. Aber auch nachahmungswürdige Handlungen der Alten sind uns entweder durch die mündliche Überlieferung aufbehalten oder in den Schriften der Dichter und Geschichtschreiber niedergelegt; auch daraus dürfen wir uns den Nutzen nicht entgehen lassen.

Perikles schmähte nicht wieder, Euklides war versöhnlich. 5. Sokrates schlug nicht wieder, Alexander wollte des Darius Tochter und Frau nicht sehen, um nicht, nachdem er Männer besiegt hatte, von Frauen besiegt zu werden. Klinias zahlte lieber die Strafe, als daß er den Schwur leistete.

Allein, was ich anfangs sagte, zu dem wollen wir zurückkehren, daß wir uns nämlich nicht alles ohne Ausnahme, sondern nur das Nützliche aneignen sollen. Es wäre ja schändlich, wollten wir die schädlichen Speisen zurückstoßen, auf die Lehren aber, welche unsere Seele nähren, gar keine Rücksicht nehmen, sondern wie ein Gießbach alles, was gerade in den Weg kommt, mit fortschleppen. Wenn der Steuermann den Kahn nicht blindlings den Winden überläßt, sondern nach den Ankerplätzen lenkt, wenn der Schütze auf das Ziel schießt und nicht weniger der Schmied oder Zimmermann den Zweck seiner Kunst zu erreichen sucht, wäre es da nicht unvernünftig, wenn wir hinter diesen, die doch nur Handwerker sind, zurückblieben in Ansehung der Fähigkeit, unsern Vorteil zu verstehen. Denn es hat doch wohl nicht nur das Handwerk ein Ziel, das menschliche Leben aber keinen Zweck, auf welchen jeder bei seinem Thun und Reden hinblicken muß, der nicht ganz und gar den unvernünftigen Tieren gleich sein will. Oder wären wir nicht ganz und gar wie Schiffe ohne Ballast, wenn unser Verstand nicht am Steuerruder der Seele säße, planlos im Leben hin- und hergeworfen? Wie

denn ja auch in den gymnastischen Kämpfen, wenn du willst, auch in der Musik, überhaupt in allen jenen Kämpfen, denen Siegerkränze verheißen sind, Vorübungen stattfinden, und niemand, der sich im Ringen oder zugleich im Ringen und Faustkampf übt, an Zither und Flöte denkt.

So übten sich Polydamas, Milo und andere und ließen sich nicht durch weichliche Musik abhalten; Timotheus aber, der sich der Musik befleißigte, übte sich nicht auf den Kampfplätzen und erlangte daher große Gewalt in seiner Kunst.

6. Ich habe der Siegeskränze und der Kämpfer gedacht; jene ertragen tausend und aber tausend Mühsale, üben auf alle mögliche Weise ihre Kraft, schwitzen sehr stark bei den Übungen, bekommen in den Übungsschulen häufig Streiche, nicht aber die Kost, welche ihnen am angenehmsten, sondern die von den Lehrern vorgeschrieben ist, und leben, um es kurz zu sagen, auch im übrigen so, daß ihr Leben vor dem Kampfe eine Übung zum Kampfe ist. Dann erst entkleiden sie sich zum Auftreten auf der Bahn und unterziehen sich allen Mühen und Gefahren, um einen Kranz von Ölzweigen oder Epheu oder dergleichen zu empfangen und vom Herold als Sieger ausgerufen zu werden. Dürfen wir denn nun, denen Kampfpreise für das Leben bestimmt sind, so bewunderungswürdig durch ihre Zahl und Größe, daß es keine Rede auszusprechen vermag, auf beiden Ohren schlafen, in Sorglosigkeit dahinleben und nur die eine Hand darnach ausstrecken? Dann wäre ein müßiges Leben sehr zu loben.

Sardanapal und Margites, die nichts Nützliches gethan haben, verdienten dann den ersten Preis, aber kaum mit der größten Anstrengung wird der Preis erlangt, und wer vorsätzlich das Schlechte wählt, muß Strafe leiden.

7. Wir dürfen daher nicht dem Leibe dienen, als insofern es durchaus notwendig ist, sondern müssen unser Bestes für die Seele thun, um sie aus den Banden des Leibes, mit dem sie durch die Gemeinsamkeit der Begierden verbunden ist, zu befreien und zugleich den Körper über die Leidenschaften zu erheben. Wohl muß man dem Bauche das Notwendige, keineswegs aber das Angenehmste darreichen wie diejenigen, die Tafelmeister und Köche suchen und Erde und Meer durchforschen, gleichsam um einem gestrengen Herrn Tribut zu entrichten; eine bedauernswerte Beschäftigung, bei der sie nichts Erträglicheres erdulden als die in der Unterwelt Gepeinigten, indem sie sinnlos Wolle fürs Feuer krempeln, in einem Siebe Wasser tragen und in ein durchlöchertes Faß gießen und ihrer Arbeit kein Ende finden. Für Haarschnitt und Kleider aber mehr thun als notwendig ist, sagt Diogenes, ist Sache alberner und schlechter Menschen. Daher muß, sage ich, putzsüchtig sein und heißen für ebenso schändlich gehalten werden, wie buhlen oder fremden Ehen nachstellen. Denn was liegt einem vernünftigen Manne daran, ob er ein kostbares Kleid anhabe oder einen schlechten Rock, wenn er genügt, ihn gegen Kälte und Hitze zu schützen? In gleicher Weise müssen wir auch von anderem nicht mehr anschaffen, als nötig ist, und uns um den Leib nicht mehr bemühen, als der Seele förderlich ist. Denn für einen Mann, der in Wahrheit diesen Namen verdient, ist es keine geringere Schande, putzsüchtig zu sein und den Leib zu hätscheln, als irgend einer andern Leidenschaft unter-

worfen zu sein. Denn alle Sorge darauf zu verwenden, damit sich der Leib möglichst wohl befinde, ist nicht das Zeichen eines Mannes, der sich selbst kennt und den weisen Ausspruch versteht: nicht das, was man sieht, ist der Mensch, sondern es bedarf einer höheren Weisheit, durch welche jeder von uns, wer er immer sein mag, sich selbst erkennt. Dieses ist aber für diejenigen, die keinen reinen Sinn haben, ebenso unmöglich, als für einen Triefäugigen in die Sonne zu sehen. Die Reinheit der Seele aber, um es ein für alle Mal und für euch faßlich zu sagen, besteht darin, die sinnlichen Genüsse zu verachten, seine Augen nicht an den albernen Vorstellungen der Gaukler zu weiden oder an dem Anblicke von Körpern, die uns zur Sinnlichkeit aufstacheln und unsere Ohren Liedern zu verschließen, welche die Seele verderben. Denn Leidenschaften, unfrei und niedrig, pflegen aus dieser Art Musik zu entstehen. Dagegen müssen wir die andere Art von Musik aufsuchen, die besser ist und zum Bessern führt, der sich auch David, der Dichter der heiligen Lieder, bediente, um den König, wie es heißt, von Schwermut zu befreien. Auch soll Pythagoras, als er unter betrunkene Zecher geriet, dem Flötenspieler, welcher den Zug führte, befohlen haben, die Melodie zu ändern und die dorische Weise zu spielen, und diese Melodie soll bei jenen eine solche Ernüchterung hervorgebracht haben, daß sie die Kränze fortwarfen und beschämt nach Hause gingen. Andere rasen und toben beim Flötenspiel wie Korybanten und Bacchanten. So sehr kommt es darauf an, ob man gesunden oder schlechten Melodien sein Ohr leiht. Daher dürft ihr an der Musik, wie sie jetzt herrschend ist, ebenso wenig teilnehmen, als an irgend einer andern Schändlichkeit. Ich schäme mich fast, es zu sagen, aller Art Rauchwerk zum Vergnügen des Geruchssinnes der Luft beizumischen und sich mit Salben zu bestreichen. Was wird man aber dafür, daß wir nicht nach dem Vergnügen des Gefühls- und Geschmackssinnes trachten sollen, für einen andern Grund angeben als den, daß sie diejenigen, welche ihnen nachjagen, nötigen, wie das Vieh für den Bauch und was dazu gehört zu leben. Mit einem Worte, wer sich nicht wie im Schlamme in den sinnlichen Lüsten vergraben will, der muß den ganzen Leib gering achten oder, wie Plato sagt, nur soviel auf ihn verwenden, als zum Streben nach Weisheit erforderlich ist, ähnlich wie Paulus, der warnt, man solle für den Leib nicht sorgen zur Erregung der Lüste. Oder worin unterscheiden sich diejenigen, welche besorgt sind, daß sich der Leib möglichst wohl befinde, auf die Seele aber, die sich desselben bedienen soll, keinen Wert legen, von solchen, welche auf die Instrumete alle Sorgfalt verwenden, die durch sie wirkende Kunst aber vernachlässigen? Man muß daher gerade im Gegenteile den Leib züchtigen und niederhalten wie den Ungestüm eines Tieres und Unruhen, die er in der Seele erregt, mit der Geißel der Vernunft unterdrücken, nicht aber der Sinnlichkeit die Zügel schießen lassen und den Geist übersehen, so daß er wie ein Fuhrmann von zügellos fortstürmenden Pferden mit fortgerissen wird. Auch sollen wir an Pythagoras denken, der, als er erfuhr, einer seiner Schüler werde infolge der Leibesübungen und der Kost sehr fett, also zu ihm sprach: „Wirst du nicht aufhören, dir das Gefängnis noch härter zu machen?“ Daher soll denn auch Plato, den

aus dem Körper entspringenden Nachteil vorherwissend, absichtlich einen ungesunden Ort in Attika für seine Akademie gewählt haben, um das zu große Wohlbehagen des Körpers wie die zu üppigen Triebe eines Weinstocks zu entfernen. Ich habe aber auch von Ärzten gehört, ein sehr hoher Grad von Behaglichkeit sei gefährlich.

8. Ist nun diese übertriebene Sorge für den Körper selbst unnütz und für die Seele hinderlich, so ist es eben offenbarer Wahnsinn, sich ihm zu unterwerfen und ihm zu dienen. Wären wir aber darauf bedacht, ihn gering zu achten, so würde auch kaum etwas anderes Menschliches unsere Bewunderung erregen. Denn was werden wir noch des Reichtums bedürfen, wenn wir auf die körperlichen Vergnügungen nichts geben? Ich wenigstens sehe es nicht, es müßte denn wie bei den Drachen in der Fabel ein Vergnügen sein, vergrabene Schätze zu bewachen. Wer nun von derlei unabhängig zu sein gelernt hat, der wird sich nicht beikommen lassen, jemals in Wort oder That etwas Schändliches zu unternehmen.

Überflüssiges wird er um so mehr verachten, je weniger er dessen bedarf; wer aber in dem Gebrauch desselben über das Notwendige hinausgeht, gewinnt wie der auf der schiefen Ebene Gleitende nirgends Halt; denn er bedarf immer mehr zu seiner Sättigung. Das hat Solon erkannt, ebenso Theognis, und so verachtete Diogenes den Tand, und Sokrates wollte nur den Reichen preisen, der den Reichtum auch recht zu brauchen weiß. Auch Ruhm und Schmeichelei müssen wir fliehen und überall der Vernunft folgen.

Oder worin, sollen wir sagen, unterscheidet sich derjenige von dem ägyptischen Sophisten, der, wenn er wollte, Pflanze, Tier, auch Feuer und Wasser und jedes Ding wurde? Alsdann wird er bald bei denen, welche sie hochschätzen, die Gerechtigkeit loben, bald, wenn er bemerkt, daß sie die Ungerechtigkeit hochhalten, das Gegenteil sagen; denn so machen es die Schmeichler. Und wie der Polyp die Farbe des Bodens annehmen soll, auf dem er liegt, so wird ein solcher auch seine Ansicht nach den Meinungen derer gestalten, mit denen er umgeht. Wohl können wir dieses vollkommen aus unsern heiligen Schriften ersehen; jetzt aber liegt uns ob, gleichsam einen Schattenriß der Tugend aus den heidnischen Schriftstellern zu entwerfen. Denn diejenigen, welche aus jeder Sache sorgfältig das Nützliche sammeln, pflegen wie die großen Ströme von allen Seiten Zuwachs zu bekommen. Denn der Ausspruch des Dichters, kleines zu kleinem zu legen, muß nicht so sehr von der Vermehrung des Silbers, als vielmehr von jeder Wissenschaft verstanden werden. Daher sagte Bias zu seinem Sohne, als dieser zu den Ägyptern reiste und wissen wollte, was er thun sollte, um sein höchstes Wohlwollen zu gewinnen: Sammle dir einen Zehrpfennig für das Alter; unter Zehrpfennig verstand er die Tugend, gab ihr aber zu kleine Grenzen, da er ihren Nutzen auf das menschliche Leben beschränkte. Ich aber würde, bezeichnete mir auch jemand das Alter des Tithonos oder Arganthonius oder des Methusalem, der bei uns am längsten gelebt hat und tausend weniger dreißig Jahre alt gewesen sein soll, ja rechnete er die ganze Zeit seit der Schöpfung zusammen, ich würde darüber wie über Kinderphantasie lachen, auf die

lange und nie alternde Zeit hinsehend, deren Grenze man nicht mit dem Verstande zu erfassen vermag, ebenso wenig, als es möglich ist, das Ende der unsterblichen Seele anzugeben. Für diese Zeit möchte ich euch ermahnen, den Zehrpfennig zu erwerben und nach dem Sprichworte jeden Stein in Bewegung zu setzen, woraus euch für sie irgend ein Nutzen zu Teil werden kann. Unterlassen wir es nur nicht, weil es schwer ist und Mühe kostet, sondern gedenken wir dessen, der uns ermahnt hat: Jeder solle selbst das beste Leben wählen, es werde süß durch die Gewohnheit, nach dem Besten müsse man greifen. Denn es ist schändlich, die gegenwärtige Zeit zu verzetteln und später die verflossene zurückzurufen — wenn es für die Gequälten keine mehr giebt. Hiermit habe ich euch nun zum Teil gesagt, was ich für das Beste halte. Anderes werde ich euch durch das ganze Leben hin noch raten; ihr aber möget von den drei Krankheitsarten, die es giebt, nicht die der Unheilbaren zu haben scheinen und an euch nicht jene Krankheitsform des Geistes zeigen, welche der Krankheit von leiblich Unrettbaren ähnlich ist. Denn diejenigen, welche an einem geringen Unwohlsein leiden, gehen selbst zu den Ärzten; die aber, welche von schweren Krankheiten ergriffen sind, rufen die Ärzte zu sich; die hingegen, welche an einer ganz unheilbaren Melancholie leiden, lassen die Ärzte, wenn sie kommen, nicht zu sich. Möget ihr es nun nicht so machen und nicht die fliehen, welche die richtige Einsicht haben.

---

b. Basilius will, daß schon Kinder in das Kloster eintreten. Er sagt darüber in seinen ausführlichen Regeln für das Mönchstum, Kap. 15:

„Da der Herr sagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ und der Apostel den lobt, welcher von Kindheit an die heiligen Schriften gelernt hat, auch ferner die Kinder in der Lehre und Zucht des Herrn zu erziehen befiehlt, so halten wir jede Zeit, auch die des ersten Alters, für geeignet, diejenigen aufzunehmen, welche zu uns kommen, so daß wir nach dem Beispiele Hiobs Väter der Waisen werden; diejenigen aber, welche noch unter den Eltern stehen, nehmen wir nur auf, wenn sie uns von diesen selbst zugeführt werden und vor vielen Zeugen, um denen, welche gern etwas finden möchten, die Veranlassung dazu zu nehmen und denen den ungerechten Mund zu stopfen, welche uns lästern. Wir müssen sie also aufnehmen und zwar in genannter Weise, aber nicht sogleich der Gemeinschaft der Brüder beizählen und einverleiben, damit, wenn sie ihrem Vorsatze nicht treu bleiben, daraus der Anstalt selbst kein Vorwurf gemacht werde. Freilich sollen sie als gemeinsame Kinder der Brüderschaft in aller Gottesfurcht erzogen werden, aber es sind ihnen, sowohl den Knaben als den Mädchen, besondere Wohnungen und eine besondere Verpflegung zu geben, damit sie nicht zu dreist und ausgelassen gegen die Älteren werden, sondern infolge der seltenen Zusammenkunft gegen sie die Ehrfurcht bewahren, und damit nicht infolge der Strafen, die wegen Pflichtverletzungen über die Vollkommenen verhängt werden — wenn diese einmal vorkommen sollten — bei ihnen Leichtfertigkeit im Sündigen oder oft auch unvermerkt Stolz erzeugt werde, wenn sie in dem, was sie selbst recht thun, die Älteren fehlen sehen. Denn ein Kind an Verstand unter-

scheidet sich in nichts von einem Kinde an Alter; daher ist es nicht zu verwundern, wenn man oft an beiden dieselben Fehler findet. Auch sollen die Jüngeren nicht in dem, worin die Älteren wegen ihres Alters den Anstand beobachten, infolge des häufigen Umgangs mit jenen vor der Zeit ungeziemend und unbesonnen handeln.

Daher muß sowohl, um dieses zu erreichen, als auch der übrigen Ehrerbietung wegen die Wohnung der Kinder von der der älteren Brüder abgesondert sein. Zugleich wird auch das Haus der Mönche durch die Besorgung des für die Jungen notwendigen Unterrichts nicht beunruhigt. Dagegen sollen die für den Tag vorgeschriebenen Gebete von den Kindern und Älteren gemeinschaftlich abgehalten werden. Denn durch den Eifer der Älteren gewöhnen sich die Kinder an Zerknirschung, wie denn die Älteren von den Kleinen bei ihren Gebeten nicht wenig unterstützt werden. Was dagegen Schlaf und Wachen, Zeit, Maß und Beschaffenheit der Nahrung angeht, so müssen den Kindern besondere Übungen und eine besondere Diät vorgeschrieben werden. Auch muß ihnen ein bejahrter Mann vorgesetzt werden, der vor den übrigen erfahren ist und das Zeugnis der Sanftmut hat, auf daß er mit väterlicher Milde und kluger Rede die Fehler der Jüngeren bessere, gegen jeden Fehler die passenden Heilmittel anwende und zwar so, daß dasselbe Mittel nicht nur eine Strafe für den Fehler, sondern auch für die Seele eine Übung in der Gelassenheit werde. Zürnt z. B. jemand gegen seinen Altersgenossen, so soll er diesen zu bedienen und ihm nach Verhältnis des Vergehens unterthänig zu sein gezwungen werden; denn Gewöhnung an Demut schneidet gleichsam das zornige Wesen der Seele aus, während die Überhebung uns meistens den Zorn einpflanzt. Hat er vor der Zeit Speise genommen, so soll er den größten Teil des Tages ohne Speise bleiben; hat man gefunden, er habe unmäßig oder unanständig gegessen, so werde er zur Essenszeit vom Tische entfernt und genötigt, den anderen, welche ordnungsmäßig speisen, zuzusehen, damit er sowohl durch die Entbehrung gestraft werde, als auch Wohlanständigkeit lerne. Hat er ein unnützes Wort, schmachvolles gegen den Nächsten, unwahres oder sonst etwas Verbotenes gesagt, so werde er durch Fasten und Stillschweigen gezüchtigt.

Auch der wissenschaftliche Unterricht muß dem Zwecke entsprechen; so müssen sie gewöhnt werden, sich der Worte aus der Schrift zu bedienen, und statt Fabeln müssen ihnen Geschichten bewunderungswürdiger Handlungen erzählt werden, und sind sie in den Sätzen aus den Sprüchen zu unterweisen, auch sind ihnen Preise für das Behalten von Namen und Sachen auszusetzen, so daß sie mit Freude und Lust ohne Beschwerde und Anstoß das Ziel erreichen. Auch die Aufmerksamkeit des Geistes und die Gewöhnung, sich nicht zu zerstreuen, werden sie durch eine richtige Erziehung leicht erlangen, wenn sie von ihren Lehrern beständig gefragt werden, wo sie ihre Gedanken haben und womit sie sich geistig beschäftigen. Denn das aufrichtige, arglose und zur Lüge nicht fähige Alter verrät leicht die Geheimnisse des Herzens; überdies wird ein solcher, um nicht immer auf verbotenen Gedanken betroffen zu werden, sich hüten, ungehöriges und thörichtes zu denken, und aus Furcht vor den beschämenden Vorwürfen sich stets vor dem Ungereimten in achtnehmen.

Daher muß die Seele, so lange sie noch leicht zu bilden und zart ist und wie in weiches Wachs das, was in sie gelegt wird, sich leicht einprägt, gleich von Anfang an zu jeder Übung guter Werke angehalten werden, so daß, wenn Vernunft und Urteilskraft hinzukommen, sie von den ersten Anfangsgründen und den überlieferten Eindrücken der Frömmigkeit den Ausgang nimmt und die Vernunft von der Nützlichkeit überzeugt, indes die Gewohnheit die Verrichtung dessen, was recht ist, erleichtert. Dann aber soll man auch die Ablegung des Gelübdes der Jungfräulichkeit gestatten, weil es jetzt fest ist und aus eigener Entschließung und aus eigenem Urteile hervorgeht, nachdem die Vernunft zur Reife gelangt ist; von dieser Zeit an werden sowohl Belohnungen als Strafen, je nachdem sie sündigen oder recht handeln, von dem gerechten Richter nach Verdienst der Werke verliehen. Zu Zeugen dieses Entschlusses nehme man aber die Vorsteher der Kirche, damit durch sie sowohl die Reinheit des Leibes als ein Weihegeschenk Gott dargebracht, als auch durch ihr Zeugnis die Handlung bekräftigt werde. „Denn durch Aussage zweier oder dreier Zeugen wird jegliche Sache bestätigt.“ Denn auf diese Weise wird das Benehmen der Brüder kein Vorwurf treffen, aber auch denen, welche sich Gott geweiht haben, später aber das Gelübde brechen wollen, kein Vorwand gelassen, daß sie sich nicht zu schämen brauchen. Wer aber sein Leben nicht in Jungfräulichkeit zubringen will, als sei er nicht imstande, das zu thun, was Gottes ist, der werde vor eben den Zeugen entlassen. Hat nun jemand nach langer Prüfung und Überlegung, die ihm mehrere Tage anzustellen gestattet sein muß, damit es nicht den Anschein habe, als suchten wir ihn zu überrumpeln, das Gelübde abgelegt, so muß er aufgenommen und in die Zahl der Brüder eingereiht werden, so daß er Wohnung und Unterhalt mit den Älteren teilt. Was wir aber vergessen haben und jetzt als nicht ungeeignet hinzufügen, ist, daß gewisse Künste schon gleich von Kindheit auf geübt werden müssen und daß, wenn Knaben zur Erlernung derselben fähig zu sein scheinen, diese nicht abgehalten werden dürfen, den Tag bei den Lehrern der Kunst zuzubringen. Nachts werden wir sie natürlich wieder zu ihren Altersgenossen schicken, mit denen zusammen sie essen müssen.“

§ 57.

Gregor von Nyssa.

Gregor war der jüngere, 329 geborene Bruder des Basilius. Er hing besonders an seiner älteren Schwester Makrina, die er auch seine Lehrerin nennt und deren Kenntnisse in der griechischen Philosophie er rühmt. Er war eine Zeit lang Rhetor und verheiratet, später Bischof von Nyssa in Kappadocien, wo er von den Arianern viel zu leiden hatte, so daß er sich aus seinem Bistum entfernen mußte und erst nach dem Tode des Valens 378 in dasselbe zurückkehren konnte. Er ist ein ausgezeichneter Dogmatiker, der auf dem Concil zu Constantinopel 381 und sonst die rechtgläubige Lehre scharfsinnig verteidigte. Er starb ungefähr 395. Seine zahlreichen Schriften sind teils Auslegungen der Bücher der heiligen Schrift, teils Lehrschriften, Erbauungsschriften, Reden und Briefe. Für die Pädagogik von Interesse sind von seinen Schriften die über die christliche Vollkommenheit

an den Mönch Olympius, die Lebensbeschreibung seiner Schwester Makrina, die große Katechese und seine Abhandlung über die Ausstattung des Menschen in dreißig Kapiteln.

Diese letztere Schrift ist eine Ergänzung der Arbeit des Basilius über das Schöpfungswerk und beginnt daher mit einer Übersicht über das, was der Schöpfung des Menschen vorausging. Sie sucht dann die Stellung des Menschen in der Welt nachzuweisen. Der Mensch steht über allem, seine Ausstattung zeigt seine Herrschermacht und er ist das Abbild des göttlichen Königtums, das zeigt sich in seiner Gestalt und in seinen geistigen Anlagen (Kap. 8—10). Daran knüpfen Untersuchungen über das Wesen des Geistes, über den Sitz der Seele, Schlafen und Träumen, über den Ursprung der Seele und der Sünde, über das Leben im Paradiese, über die Auferstehung und die Ewigkeit der Materie und endlich über die Einrichtung des Leibes. Wir geben hier als besonders wichtig die Kapitel 8—12 über des Menschen Gestalt, Sprachfähigkeit, das Wirken und die Natur des Geistes und den Sitz der Seele nach der Übersetzung von Dr. H. Haydn (Kempten, Kösel, 1874).

8. „Aufrecht aber ist die Gestalt des Menschen und zum Himmel gerichtet, und in die Höhe blickt er. Fürstlich ist auch dies und ein Abzeichen der königlichen Würde. Denn daß allein unter den Geschöpfen der Mensch so beschaffen ist, allen anderen aber die Leiber nach unten sich neigen, zeigt deutlich den Rangunterschied zwischen den der Herrschaft Unterwürfigen und der über ihnen stehenden Herrschermacht. Bei allen anderen nämlich sind die Vorderglieder Füße, weil das Gebeugte durchaus der Stütze bedurfte, bei der Ausstattung des Menschen aber sind diese Glieder Hände geworden; denn bei der aufrechten Gestalt genügte zum Bedarfe eine Basis, die durch zwei Füße ein sicheres Stehen verleiht. Übrigens aber auch dem Gebrauche des Wortes ist der Dienst der Hände behülflich, und wer den Dienst der Hände für eine Eigenheit der sprachbegabten (vernünftigen) Natur erklärt, wird nicht ganz Unrecht haben, nicht bloß im Hinblick auf jenes bekannte und alltägliche, das wir durch das Geschick der Hände das Wort mit Schriftzeichen andeuten. Denn es ist wohl auch dies nicht ohne Anteil an der Gabe des Wortes, daß wir schriftlich sprechen und gewissermaßen mit der Hand reden, indem wir durch die Züge der Buchstaben die Worte bewahren: — sondern in anderer Hinsicht nenne ich die Hände der Aussprache des Wortes behülflich. Vielmehr aber, bevor wir dieses genauer erforschen, wollen wir den vorgesetzten Gegensatz erwägen (denn beinahe wäre uns das Ordnungsgemäße der Entwickelung entgangen), warum nämlich vorausgeht das Sprossen der Erdgewächse, hernach aber die unvernünftigen Tiere kommen, und erst nach der Erschaffung von diesen der Mensch. Vielleicht nämlich lernen wir hierdurch nicht bloß das, woran zunächst zu denken ist, daß dem Schöpfer für die Tiere das Gras als dienlich erschien, für den Menschen aber das Vieh, weshalb vor den Weidetieren ihre Nahrung, vor dem Menschen aber das, was dem menschlichen Leben dienen sollte, kam — sondern mir scheint hiedurch Moses eine der verborgenen Lehren anzudeuten und die Philosophie über die Seele geheimnisweise vorzutragen, von der zwar auch die heidnische Wissenschaft einen Schein hatte, die sie jedoch nicht hell und klar einsah. Es lehrt nämlich, glaube ich, hierdurch das Wort, daß

in drei Unterschieden die belebende und beseelende Kraft sich darstelle, denn die eine ist nur mehrsam und nährsam, zur Zunahme des Ernährlichen das Betreffende beitragend, welche wachstümlich heißt und an den Gewächsen sich zeigt; denn es ist auch an dem, was wächst, eine gewisse, der Empfindung unteilhafte Lebenskraft zu bemerken. Eine andere Art aber von dem Leben ist die, welche sowohl dies hat, als auch das Empfindungsgeschäft dazu bekam, die in der Natur der Tiere ist; denn sie nährt sich nicht bloß und mehrt sich, sondern hat auch Sinnesthätigkeit und Empfindung. Das vollkommene leibhafte Leben aber erblickt man in der vernünftigen, nämlich der menschlichen Natur, das sowohl sich nährt und empfindet, als auch am Worte (der Vernunft) teil hat und mit Verstand waltet. Wir könnten aber die Einteilung des in Rede stehenden Gegenstandes etwa so machen: Von dem Seienden ist jedenfalls das eine geistig, das andere aber körperlich. Indes vom Geistigen mag für jetzt die Zerlegung in die Arten beiseit bleiben, denn davon ist nicht die Rede. Von dem Körperlichen hat das eine gar kein Leben, das andere aber besitzt Lebensthätigkeit. Von den lebendigen Körpern ferner leben die einen mit Empfindung, die andern aber sind empfindungslos. Das Empfindungsfähige dann teilt sich wieder in Vernünftiges und Unvernünftiges. Darum läßt unmittelbar nach der leblosen Materie gleichsam als Grundlinie der Gattung der beseelten Wesen der Gesetzgeber dieses pflanzliche Leben gegründet worden sein, welches vorerst in dem Wachstum der Pflanzen besteht. Dann erst führt er die Entstehung der Empfindungsfähigen auf; und da nach derselben Reihenfolge von den mit fleischlichem Leben Begabten die Empfindsamen an sich auch ohne die geistige Natur sein können, das Vernünftige aber wohl nicht anders in einem Körper sein kann als in Verbindung mit dem Empfindsamen, darum wurde zuletzt nach den Pflanzen und Tieren der Mensch geschaffen, indem in geordnetem Stufengang die Natur zum Vollkommenen fortschritt. Denn aus jeder Gattung der Seelen zusammen gemischt ist dieses vernünftige Lebewesen, der Mensch. Er nährt sich nämlich nach Art der Pflanzenseele, zur Wachskraft aber kam die empfindende hinzu, die ihrer Natur nach in der Mitte steht zwischen der denkfähigen und der mehr stofflichen Wesenheit, und um so gröber ist denn die erstere als reiner denn die letztere. Dann kommt eine Vermählung und Vereinigung der denkfähigen Wesenheit mit dem Feinen und Lichtartigen der empfindungsfähigen Natur, so daß in diesen dreien der Mensch seinen Bestand hat, wie wir solches auch von dem Apostel lernen in dem, was er zu den Ephesiern sagte, wo er fleht, es möge ihnen die vollständige Gnade an Leib, Seele und Geist bei der Erscheinung des Herrn bewahrt werden, indem er statt des ernährlichen Teils den Leib nennt, den empfindsamen aber durch die Seele andeutet und den denkfähigen durch den Geist. Ebenso lehrt auch den Schriftkundigen durch das Evangelium der Herr, höher als jedes Gebot zu stellen die Liebe zu Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus ganzem Gemüte. Denn auch hier scheint mir das Wort den nämlichen Unterschied zu erklären, indem es eben den mehr körperlichen Bestandteil Herz nennt, Seele aber den mittleren und Gemüt die höhere Natur, die Denk- und Besinnungskraft. Daher kennt

auch der Apostel dreierlei Arten von Bestrebungen, die fleischliche, wie er sie nennt, welche dem Bauche und seinen Wollüsten fröhnt, die seelische, welche mitten inne steht zwischen Tugend und Laster, über dieses zwar erhoben, an jener aber nicht ausschließlich Teil habend, und die geistige, welche das Vollkommene des gottgemäßen Wandels im Auge hat. Darum sagt er zu den Korinthern, ihre Genußsucht und Leidenschaftlichkeit schmähend: „Ihr seid fleischlich und für die vollkommeneren Lehren unempfänglich"; anderswo aber einen Vergleich zwischen dem Mittleren und dem Vollkommenen ziehend, sagt er: „Der seelische Mensch faßt nicht, was des Geistes ist, denn es ist ihm eine Thorheit; der Geistige aber richtet zwar alles, er selbst aber wird von niemand gerichtet." Wie also der Seelische das Fleischliche überragt, so steht in gleicher Weise der Geistige über diesem. Wenn also zuletzt nach allem Beseelten die Schrift den Menschen entstanden sein läßt, so trägt der Gesetzgeber nichts anderes als eine Philosophie über die Seele uns vor, indem er nach einer notwendigen Reihenfolge das Vollkommene in dem, was zuletzt kommt, sieht. Denn in dem Vernünftigen ist auch das übrige inbegriffen, in dem Empfindsamen aber ist durchaus auch das Pflanzenartige; dieses aber zeigt sich nur am Stofflichen. Demnach macht allerdings die Natur schrittweise, d. h. durch die Lebens-Eigentümlichkeiten hindurch, einen Fortschritt vom Geringeren zum Vollkommenen. Da also der Mensch ein vernünftiges (sprachfähiges) Lebewesen ist, so mußte das Werkzeug des Leibes für den Gebrauch der Sprache tauglich eingerichtet werden. Wie man bei den Musikern sehen kann, daß sie je nach der Art ihrer Instrumente die Musik betreiben und weder auf Leiern flöten, noch auf Flöten leiern, auf dieselbe Weise mußte die Einrichtung der Organe für das Wort (die Sprache) geeignet sein, damit es, je nach dem Bedarfe der Wörter, von den Stimmorganen gebildet, in gehöriger Weise ertöne. Darum wurden dem Körper die Hände beigefügt. Denn wenn man auch zehntausend Dienste fürs Leben aufzählen kann, wozu diese geschickten und vielleistenden Werkzeuge, die Hände, dienlich sind, die bei jeder Kunst und Thätigkeit in Krieg und Frieden geschäftig mitthun, so hat aber doch vorzugsweise des Wortes wegen die Natur sie dem Körper verliehen. Denn wenn der Mensch die Hände nicht hätte, so wären ihm gewiß nach Art der Vierfüßler, dem Nahrungsbedürfnis entsprechend, die Teile seines Gesichts eingerichtet worden, so daß dessen Gestalt sich vorstrecken und zu Schnauzen sich zuspitzen und die Lippen des Mundes hervorragen würden, wulstig, ungelenk und grob, um zum Rupfen des Grases geschickt zu sein; innerhalb der Zähne aber läge eine andere Zunge, etwa fleischig, zäh und rauh, und zugleich mit den Zähnen das unter das Gebiß Gekommene verarbeitend, oder schlüpfrig und hin und her schlappend, wie die der Hunde und der übrigen Fleischfresser ist, die in dem Gezack der Zähne zwischen den Abständen sich schlängelt. Fehlten also dem Leibe die Hände, wie würde dann in ihm eine artikulierte Stimme gebildet, da ja die Einrichtung der Mundteile nicht für den Dienst des Lautes gestaltet wäre? Es müßte daher der Mensch jedenfalls entweder blöken oder meckern oder bellen oder wiehern, oder Ochsen und Eseln ähnlich schreien, oder ein anderes tierisches Gebrüll ausstoßen. Nun

aber, da die Hand dem Leibe eingefügt ist, hat der Mund Muße zum Dienste des Wortes. Sonach haben als eine Eigentümlichkeit der sprachfähigen Natur sich die Hände erwiesen, indem so der Schöpfer durch sie der Sprache die Leichtigkeit erfand.

9. Da also der Schöpfer unserm Gebilde eine göttliche Schönheit verlieh, indem er die Nachahmungen seiner eigenen Vollkommenheiten in das Ebenbild legte, hat er dadurch zwar die übrigen Güter aus Großmut der menschlichen Natur geschenkt, Geist aber und Erkenntnis hat er, man kann eigentlich nicht sagen, ihr geschenkt, sondern sie daran teilnehmen lassen, indem er den eigentümlichen Schmuck seiner eigenen Natur dem Ebenbilde verlieh. Da nun der Geist etwas Denkendes und Unkörperliches ist, so hätte er eine unmitteilsame und ungesellige Schönheit, wenn nicht durch eine sinnige Erfindung seine Thätigkeit kund würde. Darum bedurfte er dieser organischen Ausstattung, um, wie ein Plektrum die Sinnesorgane betastend, durch die so oder so beschaffene Gestaltung der Töne die innere Thätigkeit zum Ausdruck zu bringen. Und wie ein Musikkundiger, wenn er infolge eines Leidens keine eigene Stimme hat, aber doch seine Kunst an den Tag legen will, mit fremden Stimmen melodiert, indem er durch Flöten und Leier seine Kunst veröffentlicht, so bedient sich auch der menschliche Geist, als Erfinder von allerlei Gedanken, weil er den durch Sinnesempfindungen Vernehmenden durch die bloße Seele die Gedanken nicht zeigen kann, wie ein geschickter Künstler dieser lebendigen Organe und macht durch den in ihnen enthaltenen Klang die verborgenen Gedanken kund. Gemischt aber ist die Musik beim menschlichen Organe gewissermaßen aus Flöte und Leier, die wie bei einer Harmonie in eins zusammen tönen. Denn der von den Atmungsgefäßen durch die Luftröhre heraufgetriebene Odem, der, wenn das Bestreben des Sprechenden den Teil zur Stimme anspannt, an die inneren Wände anstößt, die ringsum diesen flötenartigen Durchgang einschließen, ahmt gewissermaßen den durch die Flöte entstandenen Ton nach, indem er durch die häutigen Hervorragungen im Kreise herumgetrieben wird. Der Gaumen aber nimmt den von unten herkommenden Laut in seine Höhlung auf, in die zwei zur Nase führenden Vorhöfe, und indem er durch plättchenartige Hervorragungen, den Siebbeinknorpeln, die Stimme zerteilt, macht er den Ton heller. Wange aber und Zunge und der Bau der Kehle, wonach das Kinn in eine Wölbung übergeht und spitzig ausläuft, all diese Dinge stellen verschieden und mannigfach die Bewegung des Plektrums in den Saiten vor, indem sie rechtzeitig mit großer Schnelligkeit je nach Bedürfnis die Töne modificieren. Das Öffnen und Schließen aber der Lippen bewirkt dasselbe, wie wenn man mit den Fingern den Hauch der Flöte je nach der Harmonie des Liedes anhält.

10. Indem also auf solche Art der Geist durch diese organische Einrichtung in uns die Sprache musikmeistert, sind wir redende Wesen, während wir, wie ich glaube, die Gabe der Sprache nicht hätten, wenn wir die Last und Mühe des Nahrungserwerbes für das Bedürfnis des Leibes mit den Lippen besorgen müßten. Nun aber haben diese Leistung die Hände auf sich genommen und so geeignet für den Dienst des Wortes den Mund gelassen. Zweifach aber ist die Thätigkeit des Organs, die

eine zur Hervorbringung des Tones, die andere zur Aufnahme fremder Gedanken. Und es vermengt sich nicht die eine mit der andern, sondern bleibt bei dem Geschäfte, wozu die Natur sie bestellte, ohne Beeinträchtigung der Nachbarin, da weder das Gehör redet noch die Stimme hört. Denn die eine giebt immer nur etwas von sich, das Gehör aber nimmt fortwährend auf und wird doch nicht satt, wie Salomo irgendwo sagt; und gerade das scheint mir auch am meisten bewunderungswürdig zu sein an uns, wie geräumig jenes innere Verhältnis ist, in welches alles durch das Gehör einströmende zusammenfließt, wer die Aufschreiber der in dasselbe eingeführten Reden sind und wie beschaffen die Behältnisse der ins Gehör eingelegten Gedanken, und wie, da noch vieles und allerlei auf einander gehäuft wird, doch keine Vermischung und Verwechslung in der Aufeinanderfolge der Aufbewahrungsgegenstände entsteht. Ebenso dürfte man sich wohl auch über die Thätigkeit des Gesichtes wundern. Denn auf gleiche Weise erfaßt auch hierdurch der Geist das außer dem Körper befindliche und zieht die Bilder der Erscheinungen an sich, indem er die Merkmale des Gesehenen in sich abzeichnet. Und wie bei einer geräumigen Stadt, welche von verschiedenen Zugängen her die in sie Einströmenden aufnimmt, nicht allesamt auf den nämlichen Platz in der Stadt zusammenlaufen, sondern die einen auf den Markt, die anderen in die Häuser, andere in die Kirchen oder Straßen und Gäßchen oder in die Theater dahingehen, ein jeder nach seiner Absicht, als eine solche betrachte ich auch die in unserm Innern angelegte Stadt des Geistes, welche die verschiedenen Zugänge durch die Sinne vollmachen, während prüfend und forschend der Geist jeden der Eintretenden an den entsprechenden Erkenntnisorten unterbringt. Und wie es bei dem Beispiele von der Stadt ist, daß oft Landsleute und Verwandte nicht durch das nämliche Thor hineinkamen, indem der eine auf diesem, der andere auf einem andern Wege nach Zufall hineinging, nichtsdestoweniger aber innerhalb der Ringmauer sie wieder beisammen sind als Bekannte, und wie auch der umgekehrte Fall stattfinden kann, daß nämlich Fremde und einander Unbekannte oft denselben Weg in die Stadt nehmen und die Wegesgemeinschaft sie doch nicht an einander knüpft (denn sie können sich ja auch drinnen nach der Landsmannschaft scheiden), etwas Ähnliches erblicke ich auch in der Weiträumigkeit des Geistes. Denn oft wird auch durch verschiedene Sinne uns eine Erkenntnis gesammelt, indem derselbe Gegenstand mehrheitlich auf die Sinne sich verteilt. Umgekehrt aber wieder kann man durch eine einzige Wahrnehmung vieles und mancherlei inne werden, was seiner Natur nach nichts mit einander gemein hat. Es liege z. B. (denn es ist besser, an einem Beispiele die Sache zu verdeutlichen) etwas dem Geschmacke Eigentümliches zu untersuchen vor, was nämlich süß schmecke und was widerwärtig beim Kosten sei. Nun findet man durch den Versuch sowohl die Bitterkeit der Galle als die Annehmlichkeit des Honigs. Während aber diese verschieden sind, bewirkt von demselben Dinge, auch wenn es in geteilter Weise in das Bewußtsein eingeht, der Geschmack, der Geruch, das Gehör, oft aber auch das Gefühl und das Gesicht eine einzige Erkenntnis. Denn sowohl wenn man Honig sieht, als den Namen hört und davon kostet und den Duft

riecht und ihn betastet, erkennt man durch jedes der Sinneswerkzeuge dieselbe Sache. Dagegen nehmen wir wieder vielerlei und verschiedenartiges durch einen einzigen Sinn wahr, indem das Gehör mancherlei Stimmen aufnimmt und die Wahrnehmung durch die Augen unterschiedslos ihre Thätigkeit übt beim Sehen von verschiedenartigem. Denn gleichmäßig geht sie auf weiß und schwarz und alles, was durch die Farbe von einander absticht. So führt der Geschmack, so der Geruch, so das Tasten, ein jedes durch die ihm eigene Wahrnehmung uns die Kenntnis von allerlei Dingen zu.

11. Was ist nun seiner eigenen Natur nach der Geist, der in Empfindungskräften sich verteilt und durch eine jede in entsprechender Weise die Kenntnis der Dinge aufnimmt? Denn daß er etwas anderes ist als die Sinnesempfindungen, darüber wird, glaube ich, kein Verständiger im Zweifel sein. Wäre er nämlich identisch mit der Sinneswahrnehmung, so wäre er jedenfalls mit einer der Sinnesthätigkeiten verwandt, weil er einfach ist, in dem Einfachen aber keine Mannigfaltigkeit bemerkt wird. Nun aber, da alle zugeben, etwas anderes sei der Tastsinn und etwas anderes der Geruch, und da ebenso die übrigen sich selbständig und unvermischt gegen einander verhalten, so muß man, da er gleichmäßig einem jeden in entsprechender Weise innewohnt, ihn durchaus für eine andere Natur als die sinnliche halten, damit man dem Geistigen nicht eine Mannigfaltigkeit beimenge. „Wer hat den Geist des Herrn erkannt?“ sagt der Apostel. Ich aber sage außerdem: Wer hat seinen eigenen Geist begriffen? Mögen diejenigen, welche die Natur Gottes für innerhalb ihres Begreifens gelegen erachten, sagen, ob sie sich selbst begriffen, ob sie die Natur ihres eigenen Geistes erkannt haben. Ist er vielteilig und zusammengesetzt? Und wie kann das Intellektuelle zusammengesetzt sein, oder welches ist die Weise der Mischung des Verschiedenartigen? Ist er aber einfach und zusammengesetzt, wie verbreitet er sich dann in die Vielteiligkeit der Sinneswahrnehmung? Wie ist in der Einheit das Mannigfaltige, wie in der Mannigfaltigkeit das Eine? Aber ich erfahre die Lösung der Schwierigkeiten, wenn ich auf die Stimme Gottes selbst zurückgehe. Denn „Laßt uns den Menschen machen“, sagte er, „nach unserm Bilde und Gleichnisse.“ Solange nämlich dem Bilde keines der Merkmale des Urbildes fehlt, ist es wahrhaftig ein Ebenbild; sofern es aber von der Ähnlichkeit mit dem Vorbilde abweicht, insofern ist es nicht Bild. Mithin da eines der Merkmale der göttlichen Natur die Unbegreiflichkeit des Wesens ist, so muß durchaus auch hierin das Abbild dem Urbilde gleichen. Denn wenn die Natur des Abbildes begriffen würde, das Urbild aber überbegrifflich wäre, so würde die Entgegengesetztheit der Merkmale die Verfehltheit des Bildes beweisen. Da jedoch die Natur unseres Geistes der Erkenntnis sich entzieht, welcher nach dem Bilde des Schöpfers ist, so hat er eine genaue Ähnlichkeit mit dem Allerhabenen, indem er durch seine eigene Unerkennbarkeit die unbegreifliche Natur (Gottes) charakterisiert.

12. Es schweige also alles anmaßende Geschwätz derer, die in gewissen Körperteilen die geistige Thätigkeit einschließen, von denen die einen behaupten, im Herzen sei das die Herrschaft Führende, die anderen

aber sagen, im Gehirn halte der Geist sich auf, indem sie mit oberflächlichen Wahrscheinlichkeitsgründen derlei Einfälle bekräftigen. Wer nämlich dem Herzen den Vorrang einräumt, macht dessen örtliche Lage zum Beweise seiner Behauptung, weil es gewissermaßen den Mittelpunkt des ganzen Leibes einzunehmen scheint, da ja die Willensbewegung sich leicht von der Mitte aus auf den ganzen Körper verteile und so zur Thätigkeit fortgehe. Und zum Zeugnis hierfür muß ihm der Trauer- und Mutaffekt des Menschen dienen, weil derlei Leidenschaften diesen Teil in Mitleidenschaft zu ziehen scheinen. Die aber das Gehirn dem Denkvermögen weihen, lassen als eine Akropolis des ganzen Leibes das Haupt gebaut sein von der Natur und darin wie einen König wohnen den Geist, gleichsam als von Botschaftern und Trabanten von den Sinnesorganen rings umgeben. Als Beweis aber für diese Ansicht führen auch diese an das aus dem Geleis Geraten des Denkens bei den an der Hirnhaut Verletzten und den Verlust der Erkenntnis des Schicklichen bei den im Rausche schwerköpfig Gewordenen. Es fügen aber auch gewisse natürliche Gründe für derlei Vermutungen über das Hauptseelenvermögen hinzu die Vertreter von beiderlei Ansichten. Der eine nämlich läßt mit dem Feuer verwandt sein die Denkthätigkeit, wegen der rastlosen Thätigkeit sowohl des Feuers als des Denkens, und da anerkanntermaßen im Herzen die Wärme quillt, deshalb behauptet er, die Regsamkeit des Geistes stehe mit der Beweglichkeit der Wärme in Verbindung, und erklärt als Gefäß der Denkkraft das Herz, in welchem die Wärme ihren Sitz habe. Der andere aber sagt, für alle Sinneswerkzeuge sei gleichsam eine Grundlage und Wurzel die Hirnhaut (denn so nennt man die das Gehirn umgebende Haut), und bekräftigt seine Behauptung damit, daß sonst nirgend die Denkthätigkeit ihren Sitz habe als dort, wo sowohl das dazu eingerichteee Ohr die in es einfallenden Töne anschlägt, als auch die in der Augensitzhöhle befindliche Sehkraft mittelst der in die Pupillen einfallenden Bilder den Abdruck nach innen bewerkstelligt, als auch die Beschaffenheiten der Dünste durch den Zug der Nüstern unterschieden werden, als auch der Geschmack durch das Urteil der Hirnhaut geprüft wird, welche aus der Nähe gewisse durch sie empfindsame Nervenausläufer durch die Halswirbel bis in den trichterartigen Durchgang (Schlund) an den dortigen Muskeln hinablaufen läßt. Ich aber erkenne zwar die vielfachen Störungen der Denkkraft der Seele infolge der Einflüsse von Krankheiten und die Abstumpfung des Denkens in seiner natürlichen Thätigkeit infolge eines körperlichen Umstandes als wahr an; auch daß eine Art Quelle der Körperwärme das Herz sei, welches bei Gemütsbewegungen mit erregt wird, und überdies noch, daß den Sinnesorganen die Hirnhaut zur Grundlage diene, welche nach der Lehre der Physiologen das Gehirn in sich einschließt und von den von dort kommenden Dünsten angefeuchtet wird — wenn ich von den in anatomischen Studien Bewandertrn derlei höre, so stelle ich das Gesagte nicht in Abrede.

Indes erachte ich dies nicht als Beweis dafür, daß in örtlichen Schranken eingeschlossen sei die unkörperliche Natur. Denn einerseits entstehen die Verrücktheiten, wie wir wissen, nicht bloß aus Kopfleiden, sondern auch wenn die die Brustseiten umschließenden Häute krankhaft

affiziert sind, ist die Denkkraft gleichfalls geschwächt, wie die Ärzte behaupten, welche die Krankheit Phrenitis (Wahnsinn) nennen, weil diese Häute den Namen Zwerchfell haben. Anderseits beruht die aus Gram entstehende Mitempfindung im Herzen auf einer irrtümlichen Meinung. Da nämlich nicht das Herz, sondern der Magenmund verbittert ist, so führen sie aus Unkenntnis das Leiden ins Herz zurück. Es sagen aber die genauen Kenner der Krankheiten, daß wenn in traurigen Stimmungen im ganzen Körper eine Verengung und Schließung der Kanäle entsteht, alles in seiner Ausdünstung Gehinderte in die unteren Höhlungen zusammengedrängt wird. Daher entsteht auch bei Beklemmung der Lungen durch die Umgebung oft ein etwas gewaltsamer Atemzug durch die Natur, welche zum Zweck der Ausdehnung der Zusammendrängung die Enge erweitert. Dieses Schweratmen halten wir für ein Symptom der Trauer und nennen es Seufzen und Stöhnen. Aber auch der scheinbare Druck in der Herzgegend ist nicht ein Mißbehagen des Herzens, sondern des Magenmundes, aus demselben Grunde, nämlich der Verengung der Kanäle, indem die Gallenblase jenen scharfen und bittern Saft infolge der Zusammenpressung in den Magenmund ergießt. Beweis aber dafür ist das blasse und gelbliche Aussehen, das die Trauernden bekommen, indem durch den großen Druck die Galle ihren Saft in die Adern ergießt. Aber auch der entgegengesetzte Affekt, der der Freude nämlich und des Lachens, bestätigt unsere Ansicht noch mehr. Es erweitern sich nämlich gewissermaßen und erschließen sich bei der Freude die Kanäle des Leibes, wenn man durch eine freundliche Nachricht erheitert wird. Denn wie dort durch die Trauer die feinen und unsichtbaren Ausdünstungen der Durchgänge in Stocken geraten und durch Hemmung der Funktion in den Eingeweiden nach dem Kopfe und der Hirnhaut den feuchten Dunst hinauftreiben, welcher bei reichlicher Ansammlung in den Gehirnhöhlen durch die Öffnungen nach unten zu den Augen herausgetrieben wird, indem die Zusammenziehung der Wimpern die Feuchtigkeit tropfenweise auspreßt (der Tropfen aber heißt Thräne), so denke ich mir, werde, wenn bei der entgegengesetzten Stimmung mehr als gewöhnlich die Kanäle sich erweitern, ein Lufthauch durch sie nach der Tiefe eingezogen und von dort von der Natur durch die Mundöffnung wieder ausgestoßen, indem alle Eingeweide und vorzüglich die Leber, wie man sagt, mit Geräusch und erschütternder Bewegung diese Luft zumal austreiben. Um daher dem Durchgange der Luft eine gewisse Leichtigkeit zu bewirken, erweitert die Natur die Mundöffnung, indem sie beim Keuchen beiderseits die Backen auseinander treibt; dieser Vorgang heißt Lachen. Weder also darf man deshalb der Leber das herrschende Vermögen zuschreiben, noch wegen der Wallung des Herzblutes bei den mutvollen Affekten glauben, im Herzen sei der Sitz des Geistes, sondern man muß diese Dinge auf die so oder so beschaffenen Einrichtungen der Körper zurückführen, vom Geiste aber glauben, daß er nach einem geheimnisvollen Verhältnisse der Mischung mit jedem der Glieder je nach dem Werte desselben verbunden sei. Und wollten einige die (heilige) Schrift uns entgegenhalten, die dem Herzen das herrschende Vermögen zuspreche, so werden wir die Sache nicht ununtersucht annehmen. Denn der des Herzens erwähnt, gedenkt auch der Nieren, da er sagt: „Gott,

der Herzen und Nieren erforscht", so daß sie entweder in beide oder in keines von beiden den Denkgeist verschließen. Wenn ich aber von der Abstumpfung der Denkkräfte oder auch ihrer gänzlichen Unthätigkeit bei irgend einer Körperverfassung höre, so halte ich das für keinen hinreichenden Beweis der Eingeschlossenheit der Geisteskraft an einem Orte, als würde sie durch die die Teile befallenden Geschwülste aus dem ihr gehörigen Raum verdrängt. Körperhaft ist eine solche Vorstellung, daß, wenn das Gefäß schon von irgend einem Inhalte eingenommen ist, etwas anderes darin keinen Platz finden könne. Denn die geistige Natur weilt weder gern in den Höhlungen der Körper, noch wird sie durch die Überfülle des Fleisches vertrieben, sondern, da der ganze Körper wie ein Musikinstrument eingerichtet ist, gleichwie es oft der Fall ist bei denen, die zwar zu spielen verstehen, aber ihre Kunst nicht zeigen können, weil die Unbrauchbarkeit der Instrumente die Kunst nicht annimmt (denn das entweder durch Alter verdorbene oder durch Herabfall geborstene oder durch Rost und Moder unbrauchbar gewordene bleibt ton- und wirkungslos, auch wenn es von einem als Meister in der Flötenkunst Geltenden geblasen wird), so wirkt auch der Geist, der das ganze Instrument durchdringt und den geistigen Thätigkeiten entsprechend jeden der Teile, so wie er eben ist, handhabt, in den naturgemäß disponierten zwar das Verwandte, in den seine Kunstbethätigung nicht aufzunehmen fähigen aber bleibt er unwirksam und unthätig. Denn dem Geiste ist es gewissermaßen natürlich, mit dem in naturgemäßem Zustande Befindlichen befreundet, gegen das davon Abgewichene aber fremd zu sein."

§ 58.

Johannes Chrysostomus.

Johannes Chrysostomus, der größte Prediger der morgenländischen Kirche, war 344 zu Antiochien in Syrien von angesehenen Eltern geboren. Sein Vater Secundus war Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Syrien, starb aber bald nach der Geburt des Sohnes, so daß dessen Erziehung der frommen Mutter Anthusa anheimfiel. Diese erzog ihn christlich, schickte ihn aber auch zu besserer Ausbildung in die Schule des Rhetors Libanius, unter dessen Leitung er sich zu einem trefflichen Redner bildete. Er wurde eine Zeit lang Sachwalter, trat aber auch in innige Beziehung zum christlichen Bischofe, wurde 369 getauft und schon 371 Lektor. Schon früh schrieb er seine berühmten Dialoge vom Priestertum in sechs Büchern, brachte aber dann sechs Jahre in der Einsamkeit zu. 386 wurde er Priester in Antiochien und entfaltete hier seine glänzende Beredsamkeit, besonders in den Reden über die Bildsäulen, welche er in einer Zeit hielt, wo die Stadt die Strafe des Kaisers fürchtete, weil einige unbesonnene Leute im Aufruhr die Bildsäulen des Kaisers Theodosius zertrümmert hatten. Er gewann sich durch seine glänzende Gabe nicht nur, sondern auch durch seinen reinen Wandel die Liebe des Volkes, so daß der Kaiser ihn nur heimlich aus der Stadt entfernen konnte, um das Volk nicht zu erregen, als er ihn zum Bischof von Constantinopel erwählte. Er arbeitete in der Hauptstadt gleichfalls mit aller Anstrengung, aber die Geistlichkeit war verderbt, die höheren Stände lasterhaft und an dem Kaiserhofe spielten Intriguen eine große Rolle. Darum erfuhr Chrysostomus, obgleich er in barm-

herziger Liebe fast sein ganzes Einkommen den Armen und der Kirche schenkte, allen in Treue nachging und ohne Tadel wandelte, viele Feindschaft und wurde endlich verbannt. Er starb in der Verbannung 407. „Es giebt nur ein Übel, die Sünde; alles andere ist Staub und Rauch", das war seine Überzeugung, darum konnte er in allen Leiden stets getrost ausrufen: „Gott sei gelobt für alles."

Wir finden bei ihm in seinen Predigten viele Stellen, welche, indem sie die Gestaltung des christlichen Volkslebens ins Auge fassen, auch die Erziehung, und zwar meist, obgleich Chrysostomus selbst in den klassischen Schriftstellern sich gebildet hat, sowohl in dem Unterrichte, als auch in der speciellen Erziehung im Gegensatze zum Heidentum behandeln. Er dringt darauf, daß christliche Eltern ihren Kindern Namen von christlicher Bedeutung geben (Homilie 21 über das erste Buch Moses), damit sie sowohl selbst ihnen ein Antrieb zur Tugend werden, als auch den nachfolgenden Geschlechtern als Führer zur Weisheit dienen. Die Mütter sollen schon früh ihre Kinder das Kreuzeszeichen an der Stirn machen lehren und es selbst so lange über die Kleinen machen, bis sie es selbst thun können (12. Homilie über den ersten Brief an die Korinther). Die Eltern sollen die Kinder in der Frömmigkeit erziehen (Predigt über 1. Tim. 5), besonders deren Keuschheit behüten (erste Homilie über Hanna, Samuels Mutter). Er eifert gegen die Vernachlässigung der Erziehung und gegen das Verderben in den großen Städten und empfiehlt daher die Erziehung der Kinder in dem Kloster (Schrift wider die Gegner des Mönchtums, Buch 3). Hauptsache ist ihm immer die sittliche Reinheit des Kindes. Wir geben die einzelnen Hauptstellen aus seinen Schriften, welche über die Erziehung handeln.

In der dreizehnten Rede über die Bildsäulen zeigt er, nachdem er die traurigen Vorfälle in Antiochien, die Flucht der Einwohner, Einkerkerung u. s. w. als Vorspiele des jüngsten Gerichtes geschildert und darum zur Buße gemahnt hat, daß der sündige Mensch nicht nur vor anderen Menschen, sogar seinen Untergebenen, sich schäme, weil Gott nicht alles der Natur überlassen habe, sondern auch dem Menschen das Gewissen und viele andere Lehrmeister gegeben habe, daß er sich bessere:

Gott hat uns aber außer dem Gewissen auch noch viele andere Lehrmeister gegeben: die Väter den Kindern, die Herren den Knechten, die Männer den Weibern, die Lehrer den Schülern, die Gesetzgeber und Richter den Unterthanen, die Freunde den Freunden. Oft ziehen wir auch von den Feinden einen nicht geringeren Vorteil als von den Freunden; denn wenn sie uns unsere Fehler vorwerfen, so spornen sie uns auch gegen unsern Willen zur Besserung an. Er hat uns aber darum so viele Lehrer gegeben, damit es uns leicht werde, das Heilsame wahrzunehmen und es dann recht zu vollbringen, indem es die Menge derer, die uns dazu spornen, nicht zuläßt, uns von dem, was uns frommt, zu entfernen. Denn falls wir uns um die Eltern nicht kümmern, aber doch die Obrigkeiten noch fürchten, so werden wir doch schon bescheidener werden; und wenn wir sündhafter Weise beide verachten, so werden wir doch den Vorwürfen des Gewissens nimmer entrinnen. Und wenn wir auch dieses mißachten und von uns abwehren, so werden wir durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung gebessert; und falls wir uns auch vor dieser nicht schämen, so wird uns die angeborne Furcht vor den Gesetzen selbst gegen unsern Willen zurecht zu bringen vermögen: die Lehrer und Väter nehmen die Jugend, die Gesetzgeber und Fürsten die Er-

wachsenen in Obhut und Zucht. Die lästigen Knechte werden von den Genannten und ihren Herren, die Weiber von ihren Männern gezwungen, vernünftig zu sein; kurz, unser Geschlecht ist von allen Seiten mit vielen Mauern verwahrt, damit wir nicht so leicht in eine Sünde ausgleiten und fallen. — Jedoch neben all diesen Zuchtmeistern nehmen uns auch Krankheiten und Unfälle, die uns treffen, in die Lehre; denn auch die Armut hält uns zusammen, und der Geldverlust macht uns besonnen, und die Gefahr und gar manche andere Unfälle ähnlicher Art bringen uns wieder in Ordnung. Du fürchtest dich nicht vor dem Vater, nicht vor dem Lehrer, nicht vor dem Fürsten, nicht vor dem Gesetzgeber, nicht vor dem Richter: du schämest dich nicht vor dem Freunde. Es schmerzt dich nicht der Vorwurf des Feindes. Der Gebieter bringt dich nicht zur Vernunft. Der Mann belehrt dich nicht. Das Gewissen bessert dich nicht. — Aber eine Krankheit, die dem Leibe zustößt, bringt oft alles in Ordnung, und ein Verlust an zeitlichen Gütern macht einen großen Trotzkopf bescheiden; ja was noch mehr ist: nicht nur jene Unfälle die uns selber zustoßen, sondern auch jene, die andere treffen, verschaffen uns gewöhnlich einen bedeutenden Nutzen. Wenn wir sehen, daß andere gezüchtiget werden, so werden wir dadurch, obgleich wir persönlich nichts leiden, nicht minder als jene zur Einsicht gebracht. Dieselbe Beobachtung kann man auch bei löblichen Handlungen machen; denn gleichwie sich manche bessern, wenn sie sehen, daß die Sünder bestraft werden, so lassen sich viele, wenn die Guten Tugenden üben, zu einem gleichen Eifer bewegen. Dasselbe geschah auch in Bezug auf die Enthaltung vom Schwören. Denn viele, die da bemerkten, daß andere die böse Gewohnheit zu schwören abgelegt haben, zeigten nun den nämlichen Eifer und bemeisterten dadurch die Sünde. Darum komme auch ich wieder umso eifriger auf dieselbe Ermahnung zurück. Denn es sage mir niemand: Es haben sich ja viele gebessert. Um das fragt es sich nicht, sondern daß alle sich bessern; eher kann ich aber nicht ruhen, als bis ich das sehe. Jener Hirt hatte 100 Schafe, und als er davon eines verlor, empfand er über die Sicherheit der neunundneunzig so lange keine Freude, bis er das vermißte wiedergefunden und zur Herde zurückgebracht hatte. Siehst du nicht, daß an unserm Leibe dasselbe geschieht? Denn wenn wir auch nur mit einem Nagel anstoßen und ihn nach oben hin stülpen, so leidet der ganze Körper mit diesem Gliede. Sage also nicht: Es sind nur wenige übrig, die sich nicht besserten; sondern bedenke, daß diese wenigen, die sich nicht bekehrt haben, viele andere verderben. Denn es hatte auch bei den Korinthern nur einer Unzucht getrieben, und doch seufzte Paulus so sehr darüber, als wäre die ganze Stadt zu Grunde gegangen. Und er hatte vollkommen recht; denn er wußte, daß, würde jener nicht zur Einsicht gebracht, das Übel weiter um sich greifen und alle anstecken würde. Ich sah neulich jene vornehmen Männer, die vor Gericht gefesselt und mitten durch den Markt geführt wurden; und als sich manche verwunderten über die Größe der Schmach, sagten andere: man brauche sich nicht zu verwundern; denn ist einmal die Verurteilung da, so nützt keine Würde. Mit um so größerem Rechte (können wir sagen): Wo Gottlosigkeit ist, da nützet kein Adel.

Das laßt uns also bedenken und uns selber ermuntern! Denn wenn ihr euch nicht durch euch selber antreibt, so ist von meiner Seite alles Bemühen umsonst. Wie denn so? Weil es sich mit dem Unterrichte nicht wie mit anderen Künsten verhält. Denn hat ein Silberarbeiter das Gefäß gegossen und auf die Seite gestellt, so wird er, wenn er am folgenden Tage erscheint, dasselbe wieder ebenso finden. Ein Kupferschmied, ein Bildhauer und jeder andere Künstler wird das Werk, das er geschaffen, immer wieder als dasselbe vorfinden. Bei uns aber ist es nicht so; es findet vielmehr gerade das Gegenteil statt; denn wir haben nicht leblose Gefäße, sondern vernünftige Seelen zu bilden. Darum finden wir euch nicht wieder so, wie wir euch verlassen; sondern nachdem wir euch in die Lehre genommen, mit vieler Mühe gebildet, gebessert und euch einen größeren Eifer angefacht haben, verkehrt euch wieder, sobald ihr die Kirche verlassen, die Menge der Geschäfte, die euch von allen Seiten umgiebt, und verursacht uns so eine noch größere Mühe. Darum bitte und beschwöre ich euch, mir die Hand zu reichen und, nachdem ihr diese Stätte verlassen, für euer Heil dieselbe Sorgfalt zu zeigen, die ich zu eurer Bekehrung mit solchem Eifer anwende. Daß es mir doch möglich wäre, anstatt eurer diese Tugend zu üben, und daß ihr die Belohnung der Verdienste empfinget! Ich würde euch dann nicht so sehr plagen. Aber was soll ich thun? Das ist nicht ausführbar, denn Gott wird einem jeden nach seinen Werken vergelten. Gleichwie also eine Mutter beim Anblick des fiebernden Kindes demselben in seinen Schmerzen und seiner Glühhitze beisteht und oft unter Thränen vor dem kranken Kinde in die Worte ausbricht: O Kind, könnte doch ich dein Fieber ausstehen und die Fieberhitze auf mich übertragen; so sage auch ich jetzt: O wäre es doch thunlich, daß ich für euch alle mich mühen und der Tugend befleißigen könnte! Allein das ist nicht möglich, nein; sondern jeder muß von seinem eigenen Wandel Rechenschaft geben, und es ist klar, daß keiner für den andern gestraft werden wird. Das verursacht mir eben Kummer und Schmerz, daß ich an jenem Tage, wenn ihr angeklagt werdet, euch nicht werde beistehen können, zumal ich mir nicht einbilden darf, bei Gott viel zu gelten. Hätte ich aber auch diese Zuversicht, so bin ich nicht heiliger als Moses, nicht gerechter als Samuel, von denen Gott sagt, daß sie, obgleich sie eine solche Höhe der Tugend erreicht, den Juden dennoch nicht zu helfen vermochten, weil diese sich selbst einer so großen Trägheit ergaben. Weil wir also nach den persönlichen Werken Strafe oder Belohnung zu gewärtigen haben, so laßt uns eifrig bestrebt sein, mit allen übrigen Geboten auch dies zu erfüllen, damit wir in guter Hoffnung das Diesseits verlassen und der versprochenen Güter teilhaftig werden durch die Gnade und Menschenfreundlichkeit unseres Herrn Jesu Christi, durch welchen und mit welchem dem Vater und zugleich dem heiligen Geiste sei Ehre jetzt und alle Zeit und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

In einer Homilie über 1. Tim. 5, 9 sagt er, nachdem er erinnert hat, daß der Apostel unter dem Auferziehen der Kinder nicht das verstehe, was der Pöbel so heiße, nämlich sie nicht Hungers sterben lassen, — denn dazu bedürfe es keiner

apostolischen Verordnungen, da die Natur selbst den nötigen Impuls gebe —, daß vielmehr die Erziehung zur Gerechtigkeit und Gottesfurcht zu verstehen sei, und daß Mütter, die dies unterlassen, vielmehr Kindermörderinnen seien; daß ferner, was im Testament von den Frauen gesagt sei, ebenso den Männern gelte:

„Viele Männer geben sich zwar alle erdenkliche Mühe, ihren Söhnen ein schönes Pferd, ein schmuckes Haus, ein prächtiges Landgut zu verschaffen, aber um die Schönheit der Seele, um Frömmigkeit und Gottesfurcht kümmern sie sich nicht."

Das aber sei Thorheit. Die Mäßigkeit, die so wenig als möglich brauche und darum über alles Gelüsten Herr werde, sei der größte Reichtum für Kinder.

„Deshalb müssen wir auf ihr Aus- und Eingehen sorgfältig acht haben, und darauf merken, mit wem sie umgehen, was für Freunde sie haben. So wir das verabsäumen, wird der Richter dereinst fragen: „Habe nicht ich das Kind dir anvertraut? Habe ich dir nicht Macht gegeben über dasselbe? Ich übergab es dir, da es noch zart war, daß du es bilden und sein Herz in Ordnung bringen solltest." Welche Vergebung kannst du hoffen, wenn du es verabsäumst, weil es widerspenstig gegen dich ist? Denn was kannst du sagen? Daß es schwer zu bezähmen und wild sei? Das hättest du gleich vorher sehen, und da es im Zaum gehalten werden konnte, weil es jung war, es zähmen, zu seiner Pflicht anhalten, es unterweisen und die Leidenschaften seiner Seele zu überwältigen suchen sollen; da sich noch leicht im Acker arbeiten ließ, solltest du die Dornen ausgerissen haben ... Laßt uns also hierin nicht sorglos sein, da wir wissen, daß, wenn unsere Kinder ihre Pflichten gegen Gott treu beobachten, sie auch in demjenigen, was das gegenwärtige Leben angeht, etwas Rechtes werden müssen. Dein Sohn wird nicht allein von anderen Menschen bewundert, sondern dir auch als seinem Vater noch lieber werden, weil er außerdem, was er von Natur ist, einen nicht geringen Beweggrund zur Liebe, nämlich seine Tugend besitzt."

An dem Hohenpriester Eli rügt es die heilige Schrift, daß er seine Söhne nicht bestraft habe.

„Es ist nicht genug, daß man die Fehler bloß sagt, man muß die Jugend auch in Furcht setzen, um dadurch ihre Trägheit auszurotten."

Hiob, Abraham sind Vorbilder väterlicher Treue, und durch die rechte Erziehung bildet sich eine Kette von Tugenden, die durch Generationen fortgeht; wie man, wenn in jedem Hause das Rechte geschehen würde, weder Gesetze noch Gerichtshöfe, weder Züchtigungen noch Hinrichtungen bedürfte. Aber die wirkliche Erziehungspraxis entspricht wenig dem christlichen Gesetze.

„Wende mir nicht ein, daß die Jugend nun einmal nicht zu zähmen sei. Denn wenn Paulus im obigen Texte solche Sorgfalt selbst von Witwen fordert, wie vielmehr von Männern? Wäre sie eine Unmöglichkeit, so hätte er sie nicht befohlen. Vielmehr entsteht alle ihre Bosheit aus unserer Nachlässigkeit, daher, daß wir sie nicht gleich vom Anfange an zur Gottesfurcht angeregt haben. Daß sie die weltlichen Wissenschaften lernen und eine Stelle finden, darum geben wir uns Mühe, wir

wenden Geld auf, liegen unseren Freunden an, und lassen uns keinen Gang reuen; allein daß sie bei dem Herrn der Heerscharen mögen zu Ehren kommen, daß lassen wir uns ewig anfechten. Wir haben nichts dagegen, daß sie die Schauspiele besuchen, aber in die Kirche zu gehen treiben wir sie nicht an, und kommt auch je und je ein Knabe hierher, so kommt er zwecklos und nutzlos wie zur bloßen Kurzweil. Das sollte anders sein. Wir fragen doch darnach, was sie in der Schule gelernt haben: so sollten wir dasselbe thun, wenn wir sie zur Kirche schicken, oder noch besser, wenn wir sie selbst hinführen. Wir sollten sie nicht andern übergeben, sondern sie selbst mitnehmen und hernach sie ausfragen, ob sie auch behalten, was sie hier gehört und gelernt haben. Auf diese Art würde uns die Besserung unserer Kinder sehr leicht und bequem werden. Würden sie uns zu Hause beständig von dem, was gut ist, reden hören, und uns fragen, was sie zu thun haben; würden sie sofort das, was sie dort hören, zu demjenigen sammeln, was sie hier hören, so würden sie uns bald eine reiche und treffliche Ernte von dieser schönen Saat zeigen. Aber all' dieses thun wir nicht; die Pflichten, welche die notwendigsten sind, sehen wir für Nebensache an. Legt uns deshalb jemand etwas ans Herz, so lachen wir ihn aus: was Wunder, daß alles verkehrt zugeht, und weil die Eltern nicht züchtigen, dafür die Obrigkeit züchtigen muß?"

In der Homilie 10 über 1. Tim. § 3 sagt er über das Vorbild:

„Deshalb hat uns Gott in der Welt gelassen, damit wir in derselben wie Lichter seien (Phil. 2, 15), damit wir Lehrer der übrigen abgeben, damit wir wie ein Sauerteig sein, damit wir wie Engel mit den Menschen wandeln, wie Männer mit den kleinen Kindern umgehen sollten, damit sie gewinnen, damit wir ein Same seien und viel Frucht brächten. Es bedürfte keiner Worte, wenn unser Leben so leuchtete, es bedürfte keiner Lehrer, wenn wir Werke sehen ließen. Es würde keine Heiden mehr geben, wenn wir Christen wären, wie wir es sein sollten. Wenn wir Christi Gebote beobachteten, wenn wir Unrecht litten, ohne es zu vergelten, wenn wir verläftert segneten, wenn wir Wohlthaten erwiesen denen, die uns Unrecht zufügten: wenn alle so handelten, so wäre keiner so tierisch, daß er nicht einer solchen Religion zueilen sollte. Und damit ihr es erkennt: Paulus war nur einer und so viele hat er herbeigezogen. Wenn wir alle so gesinnt wären, wie viele Welten würden wir nicht gewinnen? Seht, es giebt mehr Christen als Heiden, und in anderen Künsten kann einer hundert Knaben auf einmal unterrichten. Hier aber, wo der Lehrer weit mehrere sind und der Schüler weit weniger wären, kommt keiner in die Schule, denn die Schüler blicken auf die Tugend der Lehrer hin, und wenn sie sehen, daß auch wir dasselbe begehren, nach demselben trachten, nämlich zu herrschen, geehrt zu werden, wie können sie das Christentum bewundern? Sie sehen Leute voll Flecken, irdische Seelen; wir staunen den Reichtum an wie sie, ja noch weit mehr. Wir fürchten Tod, Armut, Krankheit gleich ihnen, wir sind Knechte der Zeitverhältnisse. Woher sollen sie also glauben? Der Wunder wegen? Aber solche geschehen nicht mehr. Soll sie die ihnen entgegenstrahlende

Liebe zum Glauben führen? Aber von solcher findet man nirgends eine Spur. Deshalb werden wir nicht allein für unsere Sünde, sondern auch für den Schaden anderer verantwortlich sein."

In gleicher Weise sagt er über Unterweisung durch Lehre und Beispiel Homilie 30 in act. ap. § 3:

„Du hast die Gabe der Rede und die Lehrgabe! Glaube nur deshalb nicht, mehr als andere zu haben. Deshalb solltest du dich desto mehr demütigen, weil dir mehr Gaben geschenkt worden sind. Eben deshalb fürchte desto mehr; denn oft wird dir dies auch Ursache des Verderbens, wenn du nicht nüchtern bist. Worauf bildest du dir etwas ein? Daß du durch Worte lehrst? Aber leicht ist es, in Worten weise zu sein. Lehre mich durch dein Leben, das ist die beste Art zu lehren. Du sagst, daß man das rechte Maß in allem halten soll, und redest darüber viel in ungehindertem Flusse der Rede. Aber besser als du ist, wer durch Werke mich solches lehrt; denn die Lehren pflegen nicht so sehr durch Worte als durch Werke der Seele eingepflanzt zu werden. Wenn du das Werk nicht hast, so nützest du nicht nur nicht durch deine Rede, sondern du schadest noch mehr. Besser ist es zu schweigen. Warum? Du machst mir die Sache unmöglich; denn ich denke: wenn du, der du das sagst, das Rechte nicht thust, so verdiene ich noch mehr Verzeihung, da ich nichts der Art sage. Zu den Frevlern spricht Gott: „Was verkündigst du meine Rechte (Psalm 50, 16)? Denn größer ist der Schade, wenn einer mit seinen Worten das Rechte lehrt, aber durch seine Werke mit der Lehre in Widerspruch steht. Das ist die Ursache vieler Übel in der Gemeinde geworden."

Homilie über Thessal. 5: „Jeder von euch lehre zuerst sich selbst. So wie das Licht, wenn es selbst hell brennt, viele Lichter anzünden kann, wenn es aber verlöscht ist, es weder sich selbst Licht geben, noch andere Lichter anzünden kann, so ist es auch mit jedem heiligen Leben. Wenn das Licht in uns selbst hell leuchtet, so werden wir viele Schüler und Lehrer bilden. Es sei ein Mann Gottes derjenige, welcher Frau und Kinder hat. Sage, kann der nicht weit mehr allen nützen als ich? Denn mich hören sie ein- oder zweimal des Monats; was sie gehört haben, behalten sie vielleicht bis zur Schwelle der Kirche und vergessen es sodann gleich wieder. Wenn sie aber das Leben eines solchen stets vor sich sehen, ziehen sie großen Nutzen daraus. Teilt euch mit mir in den Kirchendienst. Ich rede zu allen gemeinschaftlich; ihr sollt zu jedem einzeln reden und jeder nehme die Sorge für das Heil seiner Nächsten über sich; denn daß jeder in diesen Dingen für sein eigenes Haus sorgen sollte, lerne von Paulus, dem Apostel. Höre, wohin er die Weiber schickt: „Wollen sie aber etwas lernen, so laßt sie daheim ihre Männer fragen", und nicht zu den Kirchenlehrern schickt er sie. Denn so wie in den Buchstabierschulen einige der Schüler wiederum Lehrer abgeben, so sollte es auch in der Kirche sein. Siehe doch, wie viele Dienste die Frau dir leistet, wie sie für alles im Hause sorgt. Thue auch du ihr etwas

zu gute. Wodurch? Reiche ihr die Hand in den göttlichen Dingen. Was du nützliches hörst, trage gleichwie die Schwalben in deinem Munde nach Hause und lege es in den Mund der Mutter und der Kinder."

Erste Homilie über Hanna, Samuels Mutter:

„Laßt uns für die Erziehung der Kinder sorgen und sie mit allem Fleiße zu allen Tugenden, insbesondere aber zur Keuschheit angewöhnen. Es muß uns nichts ernstlicher am Herzen liegen als die Sorge dafür, daß sie keusch und schamhaft sein mögen. Denn die Leidenschaft, welche das Gegenteil dieser Tugenden ist, beunruhigt die Menschen eben in der Jugend am meisten. Laßt uns doch mit unseren Kindern ebenso behutsam verfahren wie mit dem Lichte! Die Mägde, welche uns das Licht anzünden, erinnern wir unaufhörlich, daß sie damit nicht an einen Ort gehen sollen, wo viel Heu oder anderer brennbarer Stoff liegt, damit nicht etwa ein Funke darein falle und so das ganze Haus in Brand gerate. Möchten wir nur ebenso behutsam mit unseren Kindern umgehen und ihre Augen nicht dahin lenken, wo unzüchtige Mägde und Buhldirnen ein Feuer in denselben anzünden könnten! Möchten wir doch, wenn je solche in der Nähe wären, ihnen befehlen, daß sie unseren Kindern nicht unter die Augen treten; es könnte sonst ein Funken in das unschuldige Herz fallen, dasselbe in Brand stecken und unersetzlichen Schaden anrichten. Aber nicht die Augen unserer Kindlein allein, sondern auch ihre Ohren laßt uns bewahren, daß sie keine verderblichen Lieder hören, damit ihre Seele nicht dadurch vergiftet werde. Wir wollen unsere Jünglinge nicht zu Schauspielen, nicht in Schenken und zu Gelagen führen, sondern sie mit eben der Sorgfalt behüten wie unsere Töchter, die wir ja nicht aus unseren Wohnungen lassen."

In der Schrift wider die Gegner des Mönchtums empfiehlt er die Erziehung in den Klöstern. Er sagt Buch 3:

„Die Gewohnheit ist etwas fast Unbesiegbares, die Tugend aber ist schwer. Darum führte Gott die Hebräer in die Wüste, daß sie daselbst, wie in einem Kloster, die in Ägypten angenommenen und durch Gewohnheit eingewurzelten Laster wieder verlernen sollten. Er versuchte es mit allen Arten von Arzneien, und dennoch konnten sie ihre bösen Gewohnheiten nicht ganz ablegen, sondern sehnten sich immer wieder nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Und du glaubst, daß dein Sohn mitten in Ägypten" (in der Stadt mit ihren Reizen, ihrem Lärm), „ja mitten im Heerlager des Satans, wo er keine heilsame Lehre hört, wo selbst die Eltern ihn zum Laster verleiten, den Stricken Satans werde entfliehen können?"

Die verderbliche Einwirkung des Stadtlebens wird noch weiter mit starken Farben ausgemalt; auch beklagt, daß man auf den Unterricht in weltlichen Künsten und Wissenschaften alles verwende, die wahre Weisheitslehre dagegen gering achte.

„In den Klöstern aber findet man dergleichen nichts. Da führt man ein Leben, das des Himmels würdig ist: sie leben alle den Engeln gleich in gleichem Frieden, in gleicher Ruhe, in gleicher Freude. Von

mein und dein redet man nicht; alles ist allen gemein ... das macht: sie verachten alles Gegenwärtige und haben bloß die herrliche Hoffnung der Zukunft ... doch was sagen hierzu auch die bescheidensten Väter? Zuerst sollen die Kinder in den Wissenschaften unterrichtet werden, dann mögen sie sich immerhin in dieser Philosophie (Mönchstum, Askese) üben. Aber wer weiß denn, ob sie das Mannesalter auch erreichen werden? Und was soll es für einen Nutzen haben, sie zu solchen Lehrmeistern zu schicken, wo sie vielmehr Laster statt Wissenschaften lernen und über dem Trachten nach Geringerem das Größere verlernen.[1]) Sollen wir also sämtliche Schulen der Wissenschaften niederreißen? Das sage ich nicht. Ich fordere nur, daß man das Gebäude der Tugend nicht niederreißen solle. Ist die Seele tugendhaft, so schadet ihr die Unkenntnis der Wissenschaften nicht. Ist sie aber verderbt, so leidet sie trotz der beredtesten Zunge Schaden. Wenn erst für das Notwendige gesorgt ist, so mögen sie auch in den Wissenschaften unterrichtet werden."

Als Beispiel dient dazu ein junger Mann, der in einem abgelegenen Hause in klösterlicher Weise geistliche Übungen treibt, fastet und sich kasteiet.

„Würden alle Kinder auf diese Weise unterrichtet, dann wollte ich nicht verlangen, daß sie in die Einsamkeit gehen sollten."

§ 59.

Ambrosius von Mailand.

Bei den ersten Vätern der abendländischen Kirche findet sich nur selten ein Eingehen auf pädagogische Fragen. Selbst an den Stellen, wo sie davon reden müssen, in den Commentaren zum Epheser- und Kolosserbrief, zu Matth. 18 und Marci 10 sind sie sehr einsilbig und stellen meist die dogmatischen Fragen voran. Die Kirche überließ die Erziehung der Kinder dem Elternhause, um selber an den Völkern im Großen Erziehung zu üben. Man nahm daher eine Zeit lang keinen Anstand, daß die Jugend die heidnischen Rhetorenschulen besuchte, heidnische Grammatiken und Lehrbücher gebrauchte, und faßte das Christentum zuerst nur als sittliche Macht zur Erziehung der Menschheit auf, gegen welche man die übrigen Bildungsmittel und Wissenschaften als gleichgültig ansah, bei deren Gebrauch es nur darauf ankomme, den möglichen Einflüssen schädlicher Art zu wehren. Es erklärt sich daher auch, daß die Väter nur gelegentlich teils den Begriff der christlichen Jugenderziehung kurz darlegen, teils das christliche Element derselben den noch im Gebrauche befindlichen heidnischen Bildungsmitteln gegenüber nachdrücklich betonen, so daß sie diese Bildungsmittel anfänglich noch in beschränkter Weise zulassen, später sie aber völlig verwerfen, weil sie zu sehr mit dem Heidentum zusammenhängen. (Vgl. insbesondere für diesen Fortschritt die griechischen Väter Clemens von Alexandrien, Basilius, Chrysostomus, die lateinischen Hieronymus und Augustinus.) Endlich suchten sie auch an die Stelle der heidnischen Bildung, wie sie früher neben der christlichen bei den Christenkindern noch beibehalten war, eine rein christliche zu setzen und fanden diese in der klösterlichen Erziehung (Basilius, Chrysostomus ꝛc.). Diese Erscheinungen treten bei den Vätern des Abendlandes besonders scharf hervor.

[1]) Vergl. die umgekehrte Ansicht bei Basilius in der Rede an die Jünglinge Seite 133 ff.

Von den älteren berührt aber Tertullian nur beiläufig die Kindererziehung, mehr schon findet sich davon bei Ambrosius.

Ambrosius wurde 340 zu Trier geboren, wo sein Vater Statthalter war. Nach dem Tode des Vaters kam er mit seiner Mutter nach Rom, wo seine ältere Schwester Marcellina mit anderen Jungfrauen in der Stille ein gottgeweihtes Leben führte. Sie übte auf den reichbegabten Knaben einen starken und heiligenden Einfluß. Er widmete sich dem Staatsleben und zeichnete sich nicht nur durch Beredsamkeit, sondern auch durch Sittenreinheit aus. Schon 370 wurde er Statthalter in Mailand, wo namentlich die kirchlichen Verhältnisse wegen der arianischen Streitigkeiten sehr schwierig waren, so daß Ambrosius bei einer neu eintretenden Bischofswahl heftige Kämpfe fürchtete und selbst in die Kirche eilte. Da wurde er selbst, obgleich er erst Katechumene war, zum Bischof ausgerufen und er mußte, obgleich er anfangs widerstrebte, die Würde annehmen 374. Von dieser Zeit bis an seinen Tod 397 hat er seine ganze reiche Thätigkeit der Kirche und deren Gedeihen gewidmet. Er studierte mit Eifer die theologische Wissenschaft, lernte aber und lehrte zugleich und hat durch seine Predigten und seinen frommen Wandel viele dem Herrn zugeführt. Er legte auch besonderes Gewicht auf die Heranbildung eines tüchtigen Priesterstandes und schrieb für die Geistlichen in Anlehnung an Ciceros Bücher von den Pflichten seine Schrift „von den Pflichten der Geistlichen" (de officiis ministrorum). Er behandelt darin nicht nur die besonderen Pflichten der Geistlichen, sondern giebt eine vollständige Darstellung von der christlichen Sittenlehre. Insofern ist diese Schrift auch von pädagogischer Bedeutung, und gleich der Anfang zeigt, daß sie geschrieben ist, um die Geistlichen zu fördern in ihrem inneren Leben, doch erwähnt Ambrosius nur kurz die Pflichten der Kinder (I, 17. 43), kommt aber öfter auf das Verhältnis der Älteren zu der Jugend zu sprechen. In der Schrift „über die Jungfrauen" an seine Schwester Marcellina hebt er besonders die Erziehung gottgeweiheter Jungfrauen hervor, erwähnt auch in seinen exegetischen Schriften, z. B. zu der Stelle Eph. 6, 4, die Erziehung. Wir geben hier einige Hauptstellen:

Auslegung zu Epheser 6, 4: „Die Väter sollen sich nur immer erinnern, daß auch sie einst Knaben gewesen und wie wenig es ihnen gefallen hätte, wenn ihre Väter sie erbittert hätten. So sollen auch die Söhne daran denken, daß sie einst Väter werden, um sich dadurch zum rechten Betragen bestimmen zu lassen."

Von den Pflichten der Kirchendiener.

Erstes Buch. Kap. 1. „Man wird mich, so hoffe ich, nicht der Anmaßung zeihen, daß ich unter meinen Kindern dem Drange des Herzens zu lehren folge. Hat doch David als Lehrer der Demut selbst gesagt: „Kommt her, Kinder, höret mir zu; ich will euch die Furcht des Herrn lehren." Wir dürfen darin die Demut wie den Segen seiner heiligen Ehrfurcht vor Gott erkennen. Wenn er nämlich die Furcht des Herrn nennt, die doch allen gemein ist, so hat er damit das Panier jener heiligen Ehrfurcht aufpflanzen wollen. Da aber die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang und die Grundlage der Seligkeit ist, denn die den Herrn fürchten, sind selig, so hat er zugleich sich selbst als den Lehrer der Weisheit und als den Wegweiser zur Seligkeit deutlich bezeichnet.

Gewissenhaft bedacht, jene Ehrfurcht nachzuahmen und, auch nicht ganz ohne Berechtigung, Gnade zu spenden, will ich denn, was jenem der Geist der Weisheit eingegeben hat, euch, die ihr in gewisser Weise meine Kinder seid, so vorlegen, wie es durch jenen uns vermittelt und wie es mir durch den Einblick in seine Mitteilungen bekannt ist. Der Pflicht zu lehren kann ich mich ja doch nicht entziehen, da das priesterliche Amt, vor dem ich freilich floh, sie mir auflegt, nach den Worten des Apostels: „Gott hat einige zu Aposteln, einige zu Evangelisten, einige aber zu Hirten und Lehrern gesetzt."

Den Ruhm des Apostelamtes nehme ich für mich nicht in Anspruch; wer darf das auch außer jenen, die der Herr selbst erwählt hat? Auch nicht die Gnadengabe der Propheten, nicht die Tugendkraft der Evangelisten, nicht die Umsicht der Hirten lege ich mir bei. Ich wünsche vielmehr nur eins zu erlangen: jenen Eifer und Fleiß hinsichtlich der Auslegung der heiligen Schrift, wovon der Apostel als dem letzten Amte der Heiligen redet, damit ich durch den Eifer zu lehren auch lernen könnte. Einer ist der wahre Lehrer, der allein nicht gelernt hat, was er andere lehrte; die Menschen aber lernen erst, ehe sie lehren, und von jenem empfangen sie, was sie anderen überliefern.

Von mir kann ich übrigens auch das nicht einmal behaupten. Ich bin von dem richterlichen Tribunal fortgeholt, habe das Diadem des Beamten mit dem des Priesters vertauschen müssen, und so habe ich begonnen zu lehren, ehe ich noch selbst gelernt hatte. Darum muß ich denn beides, Lernen und Lehren, vereinigen; denn um vorher zu lernen, wird mir die Zeit nicht gegönnt."

Um aber zu lehren muß man schweigen lernen, das heißt aber nicht, daß wir geradezu stumm sind, sondern daß wir über unsere Zunge wachen auch den Gegnern gegenüber, wie David that, und indem ich darin dem David nachfolge, drängt es mich über die Pflichten zu schreiben.

7. „Zwar haben darüber auch einige Philosophen geschrieben: Panätius und sein Sohn bei den Griechen, Cicero bei uns; gleichwohl halte ich es für kein Abweichen von der mir obliegenden Pflicht, daß ich auch selbst noch darüber schreibe. Wie Cicero schrieb zur Unterweisung seines Sohnes, so schreibe auch ich, um euch, meine Söhne, zu unterweisen. Ich liebe ja euch, die ich dem Evangelium gewonnen, nicht weniger, als wäret ihr meine leiblichen Söhne; denn die Natur zwingt nicht gewaltiger zur Liebe als die Gnade. Wir müssen vielmehr mit Notwendigkeit diejenigen heißer lieben, von welchen wir glauben, daß sie dereinst ewig mit uns werden vereint sein, als diejenigen, welche nur in diesem Leben uns angehören. Diese werden oft genug entartet geboren, so daß sie dem Vater nicht zur Ehre gereichen; euch habe ich geradezu erwählt, um euch zu lieben. Jene werden mit einer gewissen Naturnotwendigkeit geliebt, und die ist keine geeignete Lehrerin für dauernde Liebe. Ihr werdet geliebt auf Grund des Urteils, welches eine mächtige Liebesveranlassung mit der Liebeskraft verbindet, nämlich diese: zu erproben, die man lieben will, und die zu lieben, welche man auserwählt hat.

Das Wort officium ist nicht nur ein philosophisches, sondern es bezeichnet auch bei uns den pflichtmäßigen Dienst, aber zwischen dem heidnischen und christlichen Begriffe der Pflicht und Sittlichkeit ist ein Unterschied. Das zeigt sich schon in dem Begriffe des Stillschweigens.

10. Pythagoras gab seine Vorschrift, um durch das Nichtreden reden zu lehren; David aber, um uns zu bestimmen, im Reden das Reden mehr zu lernen. Wie kann auch ein Unterschied ohne Übung, ein Fortschritt ohne entsprechende Thätigkeit stattfinden?

Will jemand sich kriegerische Tüchtigkeit erwerben, so übt er sich täglich in den Waffen, er spielt gewissermaßen in voller Rüstung, als stände er einem schlagfertigen Feinde gegenüber, Krieg: zur Übung und Kräftigung im Speerwerfen erprobt er seine Arme oder entzieht sich auch wohl mit wachsamen Blicken dem Wurfe des Gegners. Wer auf dem Meere das Steuerruder führen will, übt sich zuvor auf ruhigem Flusse. Wer die volle Lieblichkeit des Gesanges und die Schönheit der Stimme sich aneignen will, der weckt zuvor allmählich im Singen seine Stimme. Wer mit seiner Körperkraft in geordnetem Ringkampfe den Siegeskranz erlangen will, der härtet seine Glieder durch tägliche Übung in der Palästra ab, und in steigender Ausdauer gewöhnt er sie an die Mühe.

Gleiches lehrt uns die Natur bei den Kindern, welche erst die Laute vorüben und dann sprechen lernen: und so könnte man das Tonfeld gewissermaßen als die Palästra der Stimme bezeichnen. In gleicher Weise sollen denn auch diejenigen, welche Vorsicht im Reden lernen wollen, sich den Gebrauch der natürlichen Fähigkeit nicht versagen: vielmehr sollen sie sich in der Vorsicht üben. Beobachten doch auch die, welche auf der Warte stehen, nicht im Schlafe, sondern im Umherschauen."

Schweigen in unserm Sinne ist Maßhalten im Reden, dagegen giebt es auch für uns mittlere und vollkommene Pflichten. Solche vollkommene Pflichten sind Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, von denen sich aber manche abhalten lassen, weil sie glauben, Gott bekümmere sich nicht um das Thun der Menschen; denn es gehe den Gottlosen wohl, den Frommen oft übel. Aber Gott durchschauet alles, und am Ende empfangen alle ihren Lohn und ihre Strafe.

17. „Da nunmehr hinreichend klar gestellt ist, daß sowohl der Gottlosigkeit ihre Strafe als der Tugend ihr Lohn zu Teil wird, so können wir dazu übergehen, über die Pflichten zu handeln, welche von Jugend auf derart zu beachten sind, daß sie mit dem Alter zugleich wachsen. Es geziemt nun einer braven Jugend, die rechte Furcht Gottes zu pflegen, den Eltern unterthänig zu sein, Ehrfurcht vor dem Alter an den Tag zu legen, die Keuschheit hoch und heilig zu halten, die Demut nicht gering zu achten, Sanftmut und zarte Bescheidenheit, die Zierden des jüngeren Alters, zu lieben. Wie nämlich beim Greise besonnener Ernst, beim kräftigen Manne frische Entschlossenheit, so erscheint in der zarteren Jugend heilige Bescheidenheit als eigentliche, gewissermaßen von der Natur selbst geforderte Gabe.

Isaak fürchtete gewissermaßen aus angeerbter Anlage wie Abraham den Herrn; er war seinem Vater derart unterwürfig, daß er gegen den väterlichen Willen sich nicht einmal dem Tode entziehen mochte. Auch Joseph

zeigte sich, obwohl er im Traume gesehen hatte, wie Sonne, Mond und Sterne sich vor ihm neigten, seinem Vater doch in unweigerlichem Gehorsam unterthan; er war so züchtig, daß er nicht einmal ein unlauteres Wort hören wollte; er war demütig bis zur Übernahme der Dienstbarkeit, keusch bis zur Flucht vor der Sünde, geduldig bis zur Ertragung der Gefangenschaft, versöhnlich gegen seine Beleidiger bis zur Erzeigung von Wohlthaten. So groß war seine Züchtigkeit, daß er, von dem ägyptischen Weibe ergriffen, fliehend lieber sein Kleid in ihren Händen lassen, als seine Keuschheit preisgeben wollte. Auch Moses und Jeremias gaben Beispiele heiliger Bescheidenheit von Gott berufen, dem Volke die Aussprüche des Herrn kund zu thun, weigerten sie sich aus Bescheidenheit, das zu unternehmen, was sie infolge gnadenreicher Berufung hätten übernehmen können."

32. „Es ist nun, — um zu tieferem Verständnisse zu gelangen — das Wohlwollen zuerst von den Hausgenossen ausgegangen, von den Kindern nämlich, von den Eltern und Geschwistern; dann ward es stufenweise durch die angebahnten Verbindungen auf die Mitbürger ausgedehnt. Im Paradiese entsprossen, hat es von da aus die Welt erfüllt. Als Gott der Herr durch die Gesinnung des Wohlwollens und der Liebe Mann und Frau verbinden wollte, da sprach er: „Sie werden zwei in einem Fleische sein" und — setzen wir hinzu — in einem Geiste. Deshalb glaubte auch Eva der Schlange, weil sie, die nur Wohlwollen kennen gelernt hatte, nicht glauben konnte, daß Übelwollen überhaupt bestehe.

33. Vermehrt wird aber das Wohlwollen im Schoße der Kirche durch die Gemeinschaft des Glaubens und der Taufe, durch die Teilnahme an den heiligen Geheimnissen. Dieses alles darf ja für sich in Anspruch nehmen, was sonst die Ehrfurcht der Kinder, das Ansehen in die Treue der Eltern, die Verwandtschaft der Geschwister an gesellschaftlichen Beziehungen einschließt. Daraus erhellt also, daß das Gnadenleben allerdings auf Vermehrung des Wohlwollens hinzielt.

Auch das (gemeinsame) Streben nach denselben Tugenden leistet nach dieser Seite gute Dienste, wie ja auch das Wohlwollen eine Ähnlichkeit des sittlichen Lebens herbeiführt.

So ahmte der Königssohn Jonathan die Sanftmut Davids nach, weil er diesen liebte. Man darf deshalb auch sagen, daß jenes Wort der Schrift: „Mit den Heiligen wirst du heilig" — nicht bloß auf den gewöhnlichen Verkehr, sondern mehr noch auf die gegenseitige Zuneigung zurückzuführen ist. Wohnten ja doch auch die Söhne Noahs zusammen, ohne daß in ihnen eine Gleichförmigkeit ihrer Sitten sich ergab. Es wohnten ferner im väterlichen Hause auch Esau und Jakob, schieden sich aber sonst sehr von einander. Wohlwollen, welches jedem den Vorrang eingeräumt hätte, herrschte wenigstens sicher nicht unter ihnen: statt dessen lagen sie im Streit, der schließlich die Entwendung des väterlichen Segens zur Folge hatte. Da der eine rauh, der andere dagegen mild war, so konnte ein eigentliches Wohlwollen bei verschiedener Gesittung und widersprechenden Bestrebungen nicht aufkommen. Dabei bleibt freilich zu be-

achten, daß der fromme Jakob den entarteten Bruder der Tugend nicht vorziehen konnte."

42. Wir müssen eine bestimmte Lebensordnung festhalten, so zwar, daß mit der ersten angeborenen Scheu die Grundlagen für die spätere Entwickelung gelegt werden. Jene ist ja in der That die vertraute Genossin der Geistessanftmut; sie lehrt, den Übermut zu fliehen, von aller Üppigkeit fern zu bleiben, die Nüchternheit zu lieben, die Ehrbarkeit zu pflegen und nur das sittliche Erlaubte zu suchen.

Daran muß sich die Wahl des Verkehrs anschließen; denn wir müssen uns immer den bewährtesten älteren Männern zugesellen. Der Verkehr mit Gleichaltrigen mag angenehmer sein, aber der Verkehr mit Älteren ist sicherer; derselbe giebt den Sitten der Jünglinge durch Wort und Beispiel höhere Stärkung, daß sie wie im tiefen Rot reifen Ernstes erglänzen. Wenn diejenigen, welche ortsunkundig sind, nur unter Leitung geschickter Führer eine Reise unternehmen: um wie viel mehr haben dann Jünglinge Grund, den ihnen unbekannten Lebensweg an der Hand älterer Männer anzutreten, damit sie vor Verirrungen bewahrt bleiben und von dem richtigen Wege der Tugend nicht abweichen. Nichts ist aber schöner, als dieselben Männer zu Führern auf dem Lebenswege und zugleich zu Zeugen der bewiesenen Treue zu haben.

Außerdem muß man auch bei jeder Handlung untersuchen, was mit Rücksicht auf Person, Zeit und Alter passend ist, und was den jedesmaligen Geistesgaben entspricht. Oft ziemt etwas recht wohl dem einen, nicht aber dem andern. Dem Jünglinge paßt anderes als dem Greise, anderes schickt sich in Gefahren, anderes im Glücke."

Zweites Buch. Kap. 20. „Mit tugendhaften Menschen sich zu verbinden, ist ohne Frage von großem Nutzen. Für Jüngere ist es vor allem nützlich, wenn sie an hervorragende Männer sich anschließen: wer mit Weisen verkehrt, wird selbst weise; wer aber thörichten Menschen folgt, wird bald selbst als Thor erkannt werden. Der Verkehr mit tugendhaften Männern nützt sehr viel sowohl zur Belehrung als auch zur Begründung eines guten Leumundes. Jüngere legen bald an den Tag, daß sie diejenigen nachahmen, welchen sie sich anschließen; und so befestigt sich allgemach die Meinung, daß sie denjenigen in ihrem ganzen Thun ähnlich seien, nach deren Verkehr sie lebhaftes Verlangen tragen.

Gerade dadurch wurde Josua so groß, daß der Verkehr mit Moses ihm nicht nur die Kenntnis des Gesetzes vermittelte, sondern ihn auch zum Empfange höherer Gnade befähigte und heiligte. Als die Majestät Jehovas in göttlicher Gegenwart strahlend sich zeigte, da war Josua, der Sohn Nuns, allein mit Moses im Zelte. Als Moses mit dem Herrn redete, ward auch Josua von der heiligen Wolke beschattet. Die Priester und das Volk standen unten am Fuße des Berges; Josua stieg mit Moses hinauf, um das Gesetz in Empfang zu nehmen. Das ganze Volk befand sich innerhalb des Lagers; nur Josua war außerhalb des Lagers in dem Zelte des Zeugnisses. Als die Wolkensäule hernieder stieg und in ihr der Herr mit Moses redete, da stand er wie ein treuer

Diener zur Seite, er, der Jüngling, ging nicht von der Wohnung Gottes fort, während die Greise weit ab die göttlichen Geheimnisse zitternd anstaunten.

Überall war demnach Josua der unzertrennliche Begleiter des Moses; er war Zeuge der wunderbaren Werke des Stifters des alten Bundes und zugleich Eingeweihter in die ehrwürdigsten Geheimnisse. So wurde er denn der Genosse des Verkehrs mit Gott und der Erbe der Macht des Moses. Darf man sich wundern, wenn er nach dem allen als ein Mann dastand, der die Fluten des Jordan sich aufstauen ließ; der mit dem Worte: „Sonne, steh' still", die Sonne wirklich zum Verweilen zwang, als wollte sie, um Zeuge seines Sieges zu sein, die Nacht verzögern, den Tag verlängern?! Ja, ihm wurde zu Teil, was dem Moses versagt blieb, daß er sein Volk in das Land der Verheißung einführte. So wurde er ein Mann, groß durch seine Wunder, groß aber auch durch seine Triumphe. Die Werke des Moses waren erhabener; aber die Werke Josuas brachten reicheren Segen. Beide überschritten, gestützt und getragen durch die göttliche Gnade, weitaus jedes menschliche Können: jener gebot dem Meere, dieser gebot sogar dem Himmel.

Schön ist also die Verbindung gereiften Alters mit der Jugend, der sie Trost, Unterweisung und Vergnügen gewährt, der sie aber auch zum Zeugnisse dient. Ich übergehe dabei das Beispiel Lots, der in seiner Jugend dem Abraham folgte, auch als dieser seine Heimat verließ: man könnte ja sagen, das sei mehr die Folge naher verwandtschaftlicher Beziehung gewesen, und es sei im Grunde mehr gezwungen als freiwillig geschehen. Was sollen wir aber von Elias und Elisa sagen? Zwar sagt die Schrift nicht ausdrücklich, daß Elisa jünger gewesen; wir dürfen das aber doch aus den Umständen folgern. Nach der Erzählung ferner in der Apostelgeschichte nahm Barnabas den Markus, Paulus den Silas, Timotheus und Titus zu sich.

Wir sehen aber auch sofort, daß die Pflichten unter sie verschieden vertheilt wurden; die älteren thaten sich durch weisen Rat, die jüngeren in eifrigen Thaten hervor."

§ 60.

Donatus.

Aelius Donatus lebte als Rhetor und Grammatiker um 350 zu Rom, wo er auch der Lehrer des Hieronymus war. Wir besitzen seine Grammatik in einer ausführlicheren Form (ars grammatica in drei Büchern) und in einer kürzeren Form (ars minor) über die acht Redeteile. Sie wurde in der Zeit der Reformation noch vielfach als Elementarbuch gebraucht. Die größere Schrift behandelt die Sachen in schlichtem Vortrag, die kleinere in katechetischer Form. Wir geben aus der kleineren den Anfang.

Wie viel giebt es Redeteile? Acht. Welche? Nomen[1]), Pronomen, Verbum, Adverbium, Participium, Conjunction, Präposition, Interjection.

[1]) Das Adjectivum ist unter dem Nomen mit begriffen, so daß sich daraus erklärt, weshalb auch von der Steigerung der Nomina die Rede ist.

Über das Nomen (Hauptwort). Was ist ein Nomen? Ein Redeteil mit Casus, welcher einen Gegenstand oder eine Sache im besonderen (proprie) oder im allgemeinen (communiter) bezeichnet. Wie viel kommt einem Nomen zu? Sechserlei. Was? Beschaffenheit, Vergleichung (Steigerung), Geschlecht, Zahl, Gestalt (figura), Casus. Worin besteht die Beschaffenheit der Hauptwörter? Sie ist zweifach; denn es ist entweder der Name für einen und heißt Eigenname (proprium), oder der Name für viele und heißt Gattungsname (appellativum). Wie viel Stufen der Steigerung giebt es? Drei. Welche? Positivus, nämlich doctus, Comparativus, nämlich doctior, Superlativus, nämlich doctissimus. Welche Hauptwörter werden gesteigert? Die Gattungsnamen, welche nämlich eine Qualität oder Quantität bezeichnen. Welchem Casus dient der Comparativus? Dem Ablativ ohne Präposition: denn wir sagen: doctior illo. Welchem der Superlativus? Nur dem Genitivus pluralis; denn wir sagen doctissimus poetarum. Wie viele Geschlechter der Hauptwörter giebt es? Vier. Welche? Männlich, nämlich hic magister, weiblich wie haec Musa, sächlich wie hoc scamnum, gemeinschaftlich (commune) wie hic et haec sacerdos, es giebt außerdem solche von allen drei Geschlechtern wie hic et haec et hoc felix: es ist außerdem beiden Geschlechtern zukommend (epicoenon), das heißt gemeinschaftlich (promiscuum) wie passer, aquila. Wie viele sind Zahlen der Hauptwörter? Zwei. Welche? Einzahl wie hic magister, Mehrheit wie hic magistri. Wie viele Gestalten der Hauptwörter giebt es? Zwei. Welche? Die einfache wie decens, potens, die zusammengesetzte wie indecens, impotens. Auf welche Weise werden Hauptwörter zusammengesetzt? Auf vier, nämlich aus zwei vollständigen (Wörtern) wie suburbanus, aus zwei verdorbenen (corruptis) wie efficax, municeps, aus einem vollständigen und einem verdorbenen wie insulsus, aus einem verdorbenen und einem vollständigen wie nugigerulus, manchmal aus mehreren wie inexpugnabilis, inperterritus. Wie viel sind Casus der Hauptwörter? Sechs. Welche? Nominativus, Genitivus, Dativus, Accusativus, Vocativus, Ablativus. Durch diese werden die Hauptwörter aller Geschlechter, Pronomina, Participien so declíniert:

Es folgt nun die Declination von hic magister (Magister, nomen appellativum generis masculini numeri singularis figurae simplicis casus nominativi et vocativi), haec Musa, hoc scamnum, hic et haec sacerdos, hic et haec et hoc felix. Die größere Schrift (Ars grammatica) beginnt mit den Abschnitten de voce, de littera, de syllaba, de pedibus, de tonis, de posituris und kommt dann erst zu den Redeteilen, nach denen sie auch noch über den Barbarismus, Solöcismus und andere Fehler, über den Metaplasmus und über Figuren und Tropen (schemata et tropi) in aller Kürze handelt. Servius und andere schrieben Erläuterungen (Commentarii) dazu, denn Donatus stand am längsten in hohem Ansehen als Grammatiker. Vergl. Grammatici latini ex recensione Henrici Keilii. 4. Bd. Leipzig, Teubner. 1864.

§ 61.

Hieronymus.

Speciell mit erziehlichen Fragen hat Hieronymus in seinen Briefen sich beschäftigt. Er wurde dazu genötigt durch die Anfragen, welche in dieser Beziehung

an ihn ergingen, aber die Art, wie er diese beantwortet hat, findet ihre rechte Erklärung erst durch die eigentümliche Lebensführung des Hieronymus und die damaligen Zeitverhältnisse.

Sophronius Eusebius Hieronymus war um 340 zu Stridon in Dalmatien geboren und studierte in Rom mit großem Eifer unter der Leitung des Grammatikers Donatus römische Literatur und griechische Philosophie, verfiel aber, obgleich auch das Christentum auf ihn einwirkte, sittlichen Verirrungen, die er später wenigstens mit auf Rechnung seiner Vorliebe für die klassischen Studien schrieb. Da er aber sein ganzes Leben hindurch in seinen Ansichten vielfach schwankt, so merken wir auch, wie er manchmal die klassischen Studien verwirft, manchmal sie wieder gelten läßt für die Ausbildung der Knaben wenigstens. Wir geben unten einige charakteristische Äußerungen dieser Art von ihm. Er selber hat stets die Klassiker fleißig studiert, wie seine Schriften auch aus späterer Zeit beweisen. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich nach Trier, wo damals das kaiserliche Hoflager war. Hier scheint sein Leben eine ernstere Richtung genommen zu haben. Er kehrte aber nach einiger Zeit nach Rom zurück und ging von da nach Aquileja, wo er im Kreise mehrerer Freunde sehr glücklich lebte. Um 372 machte er mit einigen dieser Genossen eine Reise in den Orient, besuchte Bithynien, Galatien, Kappadocien, Cilicien und gelangte so nach Antiochien, wo er den Winter unter Krankheiten und Gewissensnöten zubrachte. Während eines Fieberanfalls hatte er jenen merkwürdigen Traum, von welchem er seiner Freundin Eustochium erzählt. Er sah sich vor den Thron des Weltenrichters gestellt, welcher ihn fragte, was er sei. Er antwortete: „Ich bin ein Christ." Da erwiderte der Herr: „Du bist nicht ein Christ, sondern ein Ciceronianer; denn wo dein Schatz ist, da ist dein Herz." Darauf erfolgten Geißelhiebe, wovon er noch nach dem Erwachen die Schwielen an den Schultern gefühlt und die Schmerzen empfunden zu haben versichert. Auf die Fürbitte anderer wurde er begnadigt, nachdem er den Eid geleistet hatte, keine heidnischen Bücher mehr lesen zu wollen. Er machte auch, ohne jedoch den Klassikern ganz zu entsagen, das Studium der heiligen Schrift von da an zum Hauptgegenstande und Mittelpunkte seiner gelehrten Thätigkeit, ging in die Wüste Chalcis am Euphrat, wo er unter den Anachoreten seine Zeit mit harten Kasteiungen und ernsten Studien zubrachte, und erlernte, um die wollüstigen Bilder, die ihm seine Phantasie aus seinem früheren Leben vorgaukelte, zu bekämpfen, von einem Mönche, der früher Jude gewesen war, die hebräische Sprache. 379 kehrte er nach Antiochien zurück, hörte dann in Konstantinopel den berühmten Gregor von Nazianz und ging 382 wieder nach Rom, wo ihn der Bischof Damasus in seine Nähe zog und mit gelehrten Arbeiten beschäftigte. Er überarbeitete die alte lateinische Bibelübersetzung, schrieb eine Reihe Commentare zur heiligen Schrift und übersetzte griechische Kirchenväter. Bald sammelte sich auch in Rom um den gelehrten Mann ein Kreis christlicher Frauen, Witwen und Jungfrauen (Paula, Eustochium, Fabiola ꝛc.), denen er die heilige Schrift erklärte und deren Leben er bildete in klösterlicher Weise. Er wurde deshalb viel verdächtigt und ging 385 in das Morgenland zurück, wo er sich in Bethlehem 386 in einem Kloster niederließ, in dem er bis zu seinem Tode 420 mit gelehrten Arbeiten und mit Briefen an seine Freunde sich beschäftigte und durch thätige Teilnahme an den kirchlichen Streitigkeiten auch dem großen Kirchenlehrer Augustinus nahe trat. Für uns sind besonders wichtig sein Brief an den Redner Magnus über den Gebrauch der heidnischen Literatur und die beiden Briefe, von denen der eine an die Läta über die Er-

ziehung ihrer Tochter Paula, die sie dem Herrn geweiht hatte, handelt, und der andere ungleich mehr kinderfreundliche an die Pacatula, die Tochter eines Freundes. Wir sehen in allen diesen Briefen, wie bei Hieronymus mönchische Lebensansicht, welche gegen freiere Regungen der Zeit mit fast fanatischem Eifer vorgeht, neben der Humanität und Kinderfreundlichkeit ziemlich unvermittelt steht. Er will zwar nichts von weltlicher Wissenschaft, von griechischer Literatur wissen, die höchstens ein notwendiges Übel in der Bildung der Knaben noch ist, aber er zeigt doch auch wieder einen solchen tiefen Blick in das kindliche und häusliche Leben, daß man sich billig wundern muß. Wir geben daher außer den später folgenden größeren Stücken hier zuerst eine charakteristische Äußerung über das Studium der Klassiker.

Commentar zum Epheserbrief (6, 4): „Das sollen die Bischöfe und Presbyter lesen, welche ihre Söhne in weltlichen Wissenschaften unterrichten, und sie, die vielleicht auf Kosten des Kirchenvermögens erzogen werden, Komödien lesen und die Sudeleien der Schauspieler absingen lassen. Was eine Jungfrau oder Witwe oder irgend ein Armer, seine ganze Habe darbringend, in den Gotteskasten gelegt hat, das kommt als Neujahrsgeschenk und Schulgeld an den Grammatiker und Redner, und dieser verwendet es entweder zum Haushalt oder schenkt es an einen Tempel oder braucht es als Hurenlohn."

a. Brief an den Redner Magnus. (Über den Gebrauch der heidnischen Literatur.)

Magnus, ein Sachverwalter in Rom, hatte die Frage an Hieronymus gerichtet, warum er in seinen Schriften so viele heidnische Schriftsteller anführe und sie dadurch mit heidnischem Wesen beschmutze. Darum verteidigt sich Hieronymus in diesem Briefe damit, daß auch die heiligen Schriftsteller heidnische Schriften anführen und daß er den Grundsatz befolge, heidnische Schriftsteller nur der schönen und vollendeten Form wegen anzuführen im Dienste der heiligen Sache der Verteidigung des Christentums.

„Das unser Sebesius durch Deine Ermahnungen im Guten Fortschritte gemacht hat, habe ich nicht sowohl aus deinem Briefe, als vielmehr aus seiner Reue ersehen, und er hat in wunderbarer Weise durch seine Besserung sich mein Wohlgefallen mehr erworben, als er mich durch sein Vergehen verletzt hatte. Es war ein Wettstreit zwischen der Nachsicht des Vaters und der Liebe des Sohnes, bei dem der eine der Vergangenheit nicht mehr gedachte und der andere für die Zukunft auch Gehorsam gegen seine Pflichten versprach. Deshalb müssen wir uns beide freuen, weil ich einen Sohn wiedergefunden habe, Du aber einen Schüler bewährt erfunden hast.

2. Was nun Deine Frage betrifft, welche Du am Ende Deines Briefes aufgeworfen hast, warum ich in meinen Werken bisweilen Beispiele aus weltlichen Schriften anführe und den reinen Glanz der Kirche durch heidnischen Unrat besudle, so sollst Du darauf eine kurze Antwort erhalten. Du würdest nimmermehr eine solche Frage an mich stellen, wenn Du nicht ganz und gar für Tullius (Cicero) eingenommen wärest, wenn Du dagegen die heiligen Schriften läsest und ihre Ausleger aufschlügest, nachdem Du dem Volcatius (einem berühmten Juristen) vorher den Abschied ge-

geben hättest. Denn wer möchte nicht wissen, daß auch bei Moses und in den Büchern der Propheten manches aus den Schriften der Heiden genommen sei, und Salomo den tyrischen Philosophen sowohl manche Frage gestellt, als auch beantwortet habe. Daher stellte er im Eingange zum Buche der Sprichwörter die Ermahnung auf, daß man die Reden der Klugheit und die zweideutigen Worte, die Gleichnisreden und dunkle Rede, die Sprüche der Weisen und die Rätsel, wie sie Dialektikern und Philosophen eigen sind, verstehen solle. Aber auch der Apostel Paulus hat einen Vers des Dichters Epimenides angewandt, da er an Titus (1, 12) schrieb: „Die Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche." Die Hälfte dieses einem Heldengedichte entnommenen Verses hat später Kallimachus benutzt.[1] Es ist kein Wunder, wenn die wörtliche Übersetzung das Versmaß nicht inne hält, da ja auch Homer, in derselben Sprache in Prosa übersetzt, kaum Zusammenhang hat. — Auch in einem andern Briefe führt er einen jambischen Trimeter von Menander an. „Böse Geschwätze verderben gute Sitten" (1. Kor. 15, 33). Und als er vor den Athenern auf dem Areopag redet, führt er einen Vers von Aratus zum Zeugen an: „dessen Geschlecht auch wir sind", welche Worte griechisch das Ende eines Hexameters sind.[2] Und als ob dies noch nicht genug wäre, so hat dieser Führer der streitenden Christenheit und unbesiegte Anwalt der Sache Christi einer zufällig gelesenen Inschrift eine geschickte Wendung zum Beweise des Glaubens zu geben verstanden (Apg. 17, 23). Denn er hatte vom wahren David den Händen der Feinde das Schwert entwinden und dem stolzen Goliath das Haupt mit dessen eigenem Schwerte abhauen gelernt. Er hatte im Buche Deuteronomium den Befehl des Herrn gelesen, daß man einer Gefangenen das Haupt, die Augenbrauen und alle Haare abscheren und ihr die Nägel beschneiden und so sie dann zur Ehe nehmen müsse. Was Wunder also, wenn auch ich die heidnische Weisheit wegen der Schönheit des Ausdrucks und der Wohlgestalt ihrer Glieder aus einer Gefangenen und Sklavin zu einer Israelitin zu erheben wünsche und das Tote an ihr, nämlich das Abgöttische, Wollüstige, Irrtümliche und Sinnlichlüsterne wegschneide und abschere und gleichsam dann in ehelicher Verbindung mit ihrem gereinigten Leibe dem Gotte Zebaoth echte Kinder zeuge? — Meine Arbeit kommt der Familie Christi zu gute; der vermeintliche Mißbrauch einer Fremden vermehrt die Zahl der Mitdiener Gottes. Hoseas nahm ein Weib, eine Buhlerin, Gomer, die Tochter Diblaims, und von ihr, der Buhlerin, wird ihm ein Sohn Jesreel, d. h. Same Gottes, geboren. Jesaias schert mit einem scharfen Schermesser den Sündern Bart und Schenkel ab, und Ezechiel schert sich zum Mahnzeichen für das abtrünnige Jerusalem sein Haar ab, damit es alles aus sich entfernen möge, was ohne Verstand und ohne Leben ist.

3. Cyprian, ein Mann ebenso ausgezeichnet durch seine Beredsamkeit als durch seinen Märtyrertod, wird, wie wir aus Firmian sehen,

---

[1] Er hat daraus den in der Logik bekannten Trugschluß, den Lügner, gebildet.

[2] Τοῦ γὰρ καὶ γένος ἐσμεν.

gescholten, daß er im Briefe gegen Demetrianus sich der Zeugnisse der Propheten und der Apostel bedient habe, welche doch jener für erdacht und falsch erklärte, und nicht vielmehr der Philosophen und Dichter, deren Ansehen jener als Heide nicht bestreiten konnte. Es schrieben gegen uns Celsus und Porphyrius: den ersten widerlegte sehr wacker Origines, den anderen Methodius, Eusebius und Appollinaris. Origines schrieb zu diesem Zwecke acht Bücher, Methodius bis zu zehntausend Zeilen, Eusebius und Appollinaris je fünfundzwanzig und dreißig Bücher. Lies sie, und Du wirst uns im Vergleich mit ihnen noch sehr unerfahren finden, weil wir, durch so lange Zeit außer Übung, kaum wie im Traume des im Knabenalter Gelernten uns erinnern. Der Kaiser Julian spie während des Feldzuges gegen die Parther sieben Bücher gegen Christus von sich und zerfleischte sich, wie die Fabeln der Dichter erzählen, mit seinem eigenen Schwerte. Wenn ich gegen diesen zu schreiben versuchte, so glaube ich wohl gar, Du würdest mir verbieten, diesen tollwütigen Hund durch die Lehren der Philosophen und Stoiker, d. h. mit der Keule des Herkules zu zerschmettern? Nun, er dürfte wohl den Zorn unsers Nazareners oder, wie er selber zu sagen pflegte, unsers Galiläers alsbald in der Schlacht gefühlt und den Lohn für seine stinkende Zunge durch den Stich in die Weichen empfangen haben! Josephus schrieb, um das Altertum des jüdischen Volkes zu beweisen, zwei Bücher gegen den alexandrinischen Grammatiker Appion und bringt darin so viele Zeugnisse aus den heidnischen Schriften bei, daß es mich wahrhaft wundert, wie ein Jude, und von Jugend auf in der heiligen Schrift unterrichtet, doch die ganze Bibliothek der griechischen Schriftsteller durchstudieren konnte. Was soll ich von Philo sagen, den die Kritiker einen andern Plato oder den jüdischen Plato nennen?

4. Ich will die einzelnen Schriftsteller durchgehen. Hat Quadratus, ein Schüler der Apostel, ein Bischof von Athen, nicht dem Kaiser Hadrian bei seinem Besuche zur Feier der eleusinischen Mysterien eine Schutzschrift für unsere Religion überreicht? Und diese setzte alle in großes Erstaunen, so daß sein hervorragendes Talent die schwere Christenverfolgung aufhören machte. Aristides, ein Philosoph, ein sehr beredter Mann, hat demselben Kaiser eine „Verteidigungsschrift" für die Christen übergeben, welche aus lauter Sätzen der Philosophen zusammengesetzt war. Ihn hat später Justinus, ebenfalls ein Philosoph, nachgeahmt und dem Antoninus Pius sammt seinen Söhnen und dem römischen Senate ein Buch gegen die Heiden überreicht, worin er die Schmach des Kreuzes verteidigt und mit allem Freimute die Auferstehung Christi predigt. Was soll ich von Melito, dem Bischof von Sardes, sagen? Was von Apollinaris, dem Priester der Kirche zu Hierapolis, von Dionysius, dem Bischofe der Korinther, Tatian, Bardesanes und Irenäus, dem Nachfolger des Märtyrers Photinus, welche die Entstehung der einzelnen Ketzereien und aus welchen Lehren der Philosophen sie, wie aus ihren Quellen, hervorgegangen sind, in vielen Büchern nachgewiesen haben? Pantänus, ein Philosoph aus der Schule der Stoiker, ist wegen des Ruhmes seiner vorzüglichen Gelehrsamkeit von Demetrius, dem Bischofe von Alexandrien, nach Indien entsandt worden, um Christum bei den Brahminen und den Philosophen jenes Volkes zu

verkündigen. — Clemens, ein Priester der alexandrinischen Kirche, nach meinem Urteile der gelehrteste, schrieb acht Bücher „Stromata“ und ebensoviele „Hypotypposen“ und eins gegen die Heiden und drei Bücher des „Pädagogos“. Giebts darin etwas Ungelehrtes? Oder vielmehr, was ist darin nicht gleichsam aus dem Innersten der Philosophie entlehnt? —

Diesen ahmte Origines nach und schrieb zehn Bücher „Stromata“, worin er die Lehrsätze der Christen und der Philosophen mit einander vergleichen und alle Glaubenswahrheiten unserer Religion aus Plato, Aristoteles, Numenius und Cornutus nachweist. Auch Miltiades schrieb ein ausgezeichnetes Buch gegen die Heiden. Auch Hippolytus und Apollonius, ein römischer Senator, haben eigene Werke verfaßt. Es bestehen auch noch Schriften von Julius Afrikanus, der eine Geschichte seiner Zeit schrieb, und von Theodorus, der später Gregorius Thaumaturgus genannt wurde, Männer von apostolischer Würde und apostolischen Tugenden, auch von Dionysius, Bischof von Alexandrien, Anatolius, Priester der Kirche zu Laodicea, ferner von den Priestern Pamphilus, Pierus, Lucianus, Malchion, Eusebius, Bischof von Cäsarea, Eusthatius von Antiochien, Athanasius von Alexandrien, Eusebius von Emesa, Triphillius aus Cypern, Asterius von Scythopolis und dem Bekenner Serapion, auch von Titus, Bischof von Bostra, von den Kappadociern Basilius, Gregorius, Amphilochius, die sämmtlich ihre Bücher so sehr mit den Theorien und Sätzen der Philosophen anfüllen, daß man nicht weiß, was man in ihnen zuerst anstaunen soll, ihre heidnische Gelehrsamkeit oder ihre Kenntnis der heiligen Schriften.

5. Nun komme ich zu den Lateinern. Wer ist gelehrter und scharfsinniger als Tertullian? Seine Apologie und seine Bücher gegen die Heiden enthalten ganz und gar weltliche Gelehrsamkeit. Was hat Minucius Felix, der Anwalt auf dem römischen Forum, in dem Buche betitelt „Octavius“, und in dem andern gegen die Mathematiker — vorausgesetzt, daß die Aufschrift bezüglich des Verfassers nicht lügt — von den heidnischen Schriften unberührt gelassen? Arnobius gab sieben Bücher gegen die Heiden heraus, ebenso viele sein Schüler Lactantius, der auch über den Zorn und über das Schöpfungswerk Gottes zwei Bücher schrieb. Wenn Du diese liesest, so wirst Du in ihnen den kurz zusammengefaßten Inhalt der Dialoge des Cicero wiederfinden. Wenn auch in den Büchern des Märtyrers Victorinus eigentliche Gelehrsamkeit fehlt, so fehlt doch nicht der gute Wille dazu. Mit welcher Kürze, mit welcher Kenntnis der ganzen Weltgeschichte, mit welchem Glanze im Ausdrucke und welcher Gedankenfülle hat Cyprian den Satz bewiesen, daß die Götzenbilder keine Götter seien! Hilarius, ein Bekenner meiner Zeit und Bischof, hat die zwölf Bücher des Quintilian ebenso im Stile wie in der Zahl nachgeahmt und in einem kurzen Büchlein gegen den Arzt dargethan, was er in den Wissenschaften vermag. Juvencus, ein Priester unter Constantin, hat die Geschichte des Erlösers, unsers Herrn, in Versen beschrieben und sich nicht gescheut, die Majestät des Evangeliums den beengenden Gesetzen des Versmaßes zu unterwerfen. Von den übrigen, die zum Teil gestorben sind, teils noch leben, und die in ihren Schriften offenbar kundgegeben, was sie vermocht und gewollt haben, schweige ich.

6. Doch sollst Du Dich auch nicht sogleich durch die falsche Meinung täuschen lassen, daß solches wohl gegen die Heiden gestattet sei, aber daß man bei anderen Untersuchungen damit zurückhalten müsse, da ja alle Bücher von fast allen Verfassern mit Ausnahme derjenigen, die, wie Epikur, nichts gelernt haben, ganz voll von Kenntnis und Gelehrsamkeit sind.

Ich meinerseits halte indessen dafür, was mir nämlich beim Diktieren des Briefes einfällt, daß Du diesen stets befolgten Brauch der Gelehrten gar wohl kennst, daß aber diese Frage durch Dich mir von einem andern gestellt werde, der vielleicht aus besonderem Geschmacke an der Geschichte des Sallust ein Calpurnius [1]) mit dem Beinamen Lanarius ist. Ich bitte Dich, rate ihm doch, daß er, der Zahnlose, doch nicht die Essenden um ihre Zähne beneide und er selbst, ein Maulwurf, doch nicht die scharfen Augen der Gazellen verachte [2]). Du siehst, dies ist eine gar reichhaltige Materie für die Besprechung, aber ein Brief fordert Kürze, darum muß ich ihr Schranken setzen.

b. An Läta. (Über die Erziehung der Tochter Paula.)

Läta, die fromme Tochter des noch heidnischen Albinus, war mit Toxotius, dem einzigen Sohne der frommen Paula vermählt. Sie hatte schon mehrere tote Kinder geboren und daher gelobt, sie wolle, wenn ihr Gott ein lebendiges Kind schenke, es ewiger Jungfrauschaft weihen. Sie hat nun eine Tochter Paula erhalten und hat Hieronymus wegen ihrer Erziehung um Rat gefragt, aber zugleich auch geklagt, daß ihr Vater noch immer Heide sei.

Hieronymus tröstet sie daher wegen ihres Vaters (Kap. 1 und 2); denn das Christentum nehme so zu, daß man sich endlich schämen werde, noch ein Heide zu sein. Sie solle darum hoffen auf seine Bekehrung. Dann erteilt er Rat wegen der Erziehung der Paula.

3. Bald wäre ich auf etwas ganz anderes verfallen und bald hätte die Hand beim Umschwunge der Töpferscheibe statt eines beabsichtigten zweihenkligen Kruges einen Weineimer geformt. — Ich wollte ja auf Deine eigenen und der heiligen Marcella Bitten an die Mutter, nämlich an Dich, mein Wort richten und Dich belehren, wie Du unsere Paula erziehen sollst, welche schon Christo geweiht war, ehe sie geboren wurde, die Du eher Christo gelobt als empfangen hast. Wir haben hier in unseren Tagen etwas aus den Büchern der Propheten sich wiederholen gesehen: Hanna hat die Unfruchtbarkeit ihres Leibes in Fruchtbarkeit verwandelt! Du aber hast Deine mit Todestrauer verbundene Fruchtbarkeit mit lebensfähigen Kindern vertauscht. Vertrauensvoll spreche ich's aus: Du wirst Kinder bekommen, da Du die erste Frucht dem Herrn dargebracht hast. Das ist die Erstgeburt, welche nach dem Gesetze Gott dargebracht wird. So wurde Samuel geboren, so entsprang Simson, so hüpfte und frohlockte beim Eintritt Mariens Johannes der Täufer. Er hörte nämlich

---

[1]) Calpurnius Bestia verriet aus Habsucht im jugurthinischen Kriege den römischen Staat.

[2]) Er meint hier den Rufinus, der den Magnus zu der vorwurfsvollen Frage aufgestachelt habe.

die Worte des Herrn, der durch den Mund der Jungfrau redete, und war voll Begierde, aus dem Schoße der Mutter ihm entgegen zu eilen. — Die also in Folge eines Gelübdes geboren worden ist, möge nun auch von ihren Eltern eine Erziehung erhalten, die ihres Ursprungs würdig ist, Samuel wird im Tempel auferzogen. Johannes bereitet sich in der Wüste auf seinen Beruf vor. Jener ist ehrwürdig durch sein nie geschnittenes Haar eines Nasiräers; Wein und berauschendes Getränke trank er nicht; noch ein Knabe, redet er schon mit dem Herrn. Dieser flieht die Städte, gürtet mit einem ledernen Gürtel seine Lenden, nährt sich von Heuschrecken und wildem Honig und als Vorbedeutung, daß er Buße predigen soll, kleidet er sich mit einem Gewande von dem bukligsten Tiere.

4. Die Seele, die einst ein Tempel Gottes werden soll, muß man folgendermaßen bilden. Sie darf nichts anderes hören noch sprechen lernen, als was Gottesfurcht atmet. Unehrbare Worte soll sie gar nicht verstehen, von weltlichen Liedern nichts kennen lernen; die noch zarte Zunge dagegen möge im lieblichen Psalmengesange unterrichtet werden. Fern bleibe von ihr die leichtfertige Gesellschaft gleichalteriger Knaben, selbst ihre weiblichen Gespielinnen und Dienerinnen sollen vom weltlichen Umgange ferngehalten werden, damit sie nicht in dem, was sie zu ihrem eigenen Schaden gelernt haben, zu noch größerem Schaden wieder selbst die Lehrmeisterinnen spielen. Bei ihrem ersten Unterrichte mögen ihr Buchstaben aus Buchsbaumholz oder Elfenbein gegeben und die dazu gehörigen Namen vorgesagt werden. Damit mag sie spielen, damit ihr Spiel für sie zur Lehre werde. Nicht blos die Reihenfolge der Buchstaben soll sie lernen und ihre Namen wie ein Lied aufsagen können, sondern ihre Reihenfolge selbst muß oftmals geändert und bald die mittleren mit den letzten, bald die ersten mit den mittleren vertauscht werden, damit sie dieselben nicht blos dem Tone nach aussprechen, sondern auch durch die Anschauung unterscheiden lerne. Wenn sie aber mit zitternder Hand anfangen wird, den Griffel auf der Wachstafel zu führen, so möge entweder eine fremde darübergelegte Hand ihre zarten Fingerchen führen, oder man grabe die Buchstaben auf das Wachstäfelchen ein, damit sie die Schriftzüge in denselben Furchen, durch deren Ränder eingeschlossen, nachmache und nicht aus der vorgezeichneten Form sich verirren könne. Für die Zusammensetzung von Silben verspreche man ihr eine Belohnung und sporne sie durch solche kleine Geschenke an, an denen Kinder in ihrem Alter Freude haben. Auch mag sie beim Lernen Mitschülerinnen um sich haben, denen sie nacheifern und durch deren Lob sie angestachelt werden mag. Wenn sie ein wenig zu saumselig ist, soll man sie nicht schelten, sondern ihren Eifer durch Lob anspornen, so daß sie sich freut, wenn sie die anderen überwunden hat, und sich betrübt, wenn sie übertroffen worden ist. Vor allem aber muß man es verhindern, daß sie gegen das Lernen einen Widerwillen fasse, damit nicht die in der Jugend entstandene Unlust über die unverständigen Kinderjahre hinaus sich fortpflanze. Sogar die Namen, an denen sie sich endlich gewöhnt, Wörter in Sätze zu bilden, seien nicht dem Zufall überlassen, sondern bestimmte, mit Absicht gewählte: es mögen z. B. die Namen der Propheten und Apostel, die Reihenfolge der Patriarchen von Adam an nach Matthäus und Lukas herbeigezogen werden, damit sie

durch das, was sie jetzt zu anderem Zwecke thut, dem Gedächtnisse zum voraus zu Hilfe komme. Man muß auch einen Lehrer auswählen von bewährtem Alter, Lebenswandel und Gelehrsamkeit, und ich glaube nicht, daß ein gelehrter Mann bei einer Verwandten oder bei einer edlen Jungfrau zu übernehmen sich schämen werde, was Aristoteles sogar beim Sohne des Philippus that, daß er ihn trotz der Geringschätzung der Schreiblehrer in den Anfangsgründen der Wissenschaft unterrichtete. Man muß das nicht als klein geringschätzen, ohne welches das Große nicht bestehen kann. Selbst die Aussprache der Buchstaben und der erste Unterricht der Lehrer klingt anders aus dem Munde eines gelehrten und anders aus dem Munde eines ungelehrten Lehrers. Daher mußt Du auch dafür sorgen, daß sich Deine Tochter durch die albernen Schmeicheleien der Dienstfrauen nicht etwa daran gewöhne, die Worte blos halb auszusprechen und mit Gold und Purpur zu spielen, wovon das eine der guten Aussprache, das andere den guten Sitten schadet, und damit sie nicht im zarten Alter sich angewöhne, was ihr später abgewöhnt werden muß. Zur Beredsamkeit der Gracchen soll schon von Jugend auf die Aussprache der Mutter sehr viel beigetragen haben. Der sprachliche Ausdruck des Hortensius erstarkte schon auf dem Schoße des Vaters. Gar schwer wird ausgerottet, was noch zarte Gemüter schon in sich aufgenommen haben. Wer könnte wohl den mit Purpur gefärbten Wollstoffen die ehemalige Farbe wiedergeben? Ein neues Gefäß behält lange den Geschmack und Geruch von dem bei, womit es zuerst ist angefüllt worden. Die griechische Geschichte erzählt, Alexander, der sehr mächtige König und Eroberer des Erdkreises, habe sowohl im Benehmen, als auch im Gange von den Fehlern seines Lehrers Leonidas, die er als kleiner Knabe angenommen hatte, niemals sich ganz frei machen können. Man ist nämlich sehr geneigt, das Schlechte nachzuahmen, und gar schnell ahmt man die Fehler derjenigen Personen nach, deren Tugenden man doch nicht gleichkommen kann. Auch sei die Amme nicht trunksüchtig, nicht leichtfertig, nicht geschwätzig; das Kind habe eine bescheidene Amme, einen ernsten Erzieher. Wenn sie den Großvater sieht, so möge sie ihm in die Arme eilen, sich an seinen Hals hängen und, wenn er auch nicht will, ihm das Halleluja vorsingen. Die Großmutter möge von ihr entzückt sein, den Vater möge sie am Lächeln erkennen, allen möge sie liebenswürdig sein, und die ganze Verwandtschaft möge sich bewußt werden, daß eine Rose aus ihr entsprossen ist. Bei Zeiten soll sie auch erfahren, was für eine andere Großmutter und Tante sie habe, für welchen Feldherrn und für welches Heer sie erzogen werde. Nach jenen möge sie sich sehnen, zu jenen eilen zu wollen möge die Drohung sein, die sie für Dich bereit hat.

5. Schon ihr Anzug und ihre Kleidung soll sie belehren, wem sie verlobt ist. Durchbohre nicht ihre Ohren und schmücke nicht mit Karmin und Bleiweiß ihr Christo geheiligtes Angesicht, noch beschwere ihren Hals mit goldenen Ketten und Perlenschnüren und belaste ihr nicht das Haupt mit Edelsteinen, färbe ihr nicht das Haar rötlich, damit Du sie nicht damit zum Feuer der Hölle bereitest. Sie möge andere Perlen haben, durch deren Verkauf sie sich später die kostbarste Perle erkaufen kann. — Prätextata, eine vornehme Matrone, änderte einst auf Befehl ihres Mannes

Hymetius, des Onkels der Jungfrau Eustochium väterlicherseits, deren Kleidung und Putz, durchflocht das vernachlässigte Haar nach weltlicher Mode, weil sie sowohl den Entschluß der Jungfrau als auch den Wunsch der Mutter zu vereiteln trachtete. Aber siehe, in derselben Nacht sah sie im Traume einen Engel mit entsetzlichem Antlitze auf sie zukommen, der ihr mit Strafen drohte und diese Worte sprach: Du hast gewagt, dem Befehle deines Mannes vor Christus den Vorzug zu geben? Du hast gewagt, das Haupt der gottgeweihten Jungfrau mit deinen tempelschänderischen Händen anzutasten, welche alsbald verdorren sollen, damit du durch diese Qualen inne werdest, was du gethan hast, und nach fünf Monaten sollst du sterben! Wenn du in deinem Verbrechen verharrst, so sollst du auch deinen Mann und deine Kinder verlieren! — Alles traf der Reihe nach ein, und ein schneller Tod war das Zeichen, daß die Buße der Unglücklichen zu spät kam. So rächt sich Christus an denen, die seinen Tempel entweihen; so verbietet er Edelsteine und kostbare Schmucksachen. Ich habe das nicht in der Absicht erwähnt, um die Unglücklichen bei ihrem Mißgeschick noch zu beschimpfen, sondern zur Warnung, mit welcher Behutsamkeit und Vorsicht Du bewahren mußt, was Du Gott verlobt hast.

6. Eli, der Hohepriester, beleidigte Gott durch die Laster seiner Söhne. Bischof kann nicht werden, wer ausschweifende und ungehorsame Kinder hat. Aber vom Weibe heißt es im Gegenteil, „daß sie selig werde durch Kindergebären, wenn dieselben im Glauben, in der Liebe und Heiligkeit verharren mit Sittsamkeit". Wenn also die Fehler der erwachsenen Kinder, welche schon für sich selbst verantwortlich sind, sogar den Eltern noch angerechnet werden, um wie viel mehr die eines schwachen Säuglings, der nach dem Ausspruche des Herrn weder weiß, was rechts noch links ist, d. h. keinen Unterschied kennt zwischen gut und böse? Wenn Du sorgsam bekümmert bist, daß Deine Tochter von keiner Natter gestochen werde, warum bist Du nicht mit gleicher Sorgfalt bekümmert, daß sie nicht von dem Beile getroffen werde, unter dem die ganze Welt leidet, daß sie nicht aus dem goldenen Taumelkelche Babylons trinke, mit Dina nicht ausgehe, um die Töchter des fremden Landes zu besehen, daß sie nicht mit tänzelndem Schritte einhergehe, nicht die Röcke nachschleppe? Gifte werden nur in einer honigsüßen Umhüllung eingegeben, und Laster berücken bloß unter dem Scheine und Schatten von Tugenden. — Aber wie denn, sprichst Du? Es werden ja die Sünden der Väter nicht an den Kindern und die Sünden der Kinder nicht an den Vätern gerächt, sondern die Seele selbst, welche sündigt, soll sterben. — Das gilt bloß von denen, welche das Alter der Unterscheidung erlangt haben, von denen es im Evangelium heißt: „Er ist alt genug, er mag für sich selber reden." Wer aber unmündig ist und Verstand hat, wie ein Unmündiger, dessen gute wie schlechte Thaten werden den Eltern angerechnet, bis er zu den Jahren der Unterscheidung gelangt und der pythagoräische Buchstabe [1]) ihn an den Scheideweg führt, es wäre denn, Du glaubtest

[1]) Der pythagoräische Buchstabe ist das y, welches durch seine griechische Form die beiden Wege der Tugend und des Lasters andeutet Y.

vielleicht, daß die Kinder der Christen, wenn sie die Taufe nicht empfangen, nur selber für die Sünde verantwortlich seien und das Verbrechen sich nicht auch auf jene erstrecke, die für die Taufe nicht gesorgt haben, besonders in der Zeit, wo die Täuflinge nicht widerstreben konnten? Anderseits ist aber auch gerade so die Seligkeit der Kinder der Gewinn ihrer Eltern. Deine Tochter aufzuopfern oder nicht, lag in Deiner Macht, obwohl bei Dir die Sache anders liegt, da Du sie schon vor der Empfängnis gelobt hast; nach ihrer Aufopferung aber ihre Erziehung zu vernachlässigen, bringt Dir Gefahr. Wer ein lahmes oder verstümmeltes oder mit sonst einem Flecken behaftetes Opferlamm darbrachte, machte sich des Gottesraubes schuldig; um wieviel mehr wird die Nachlässigkeit in der Erziehung an demjenigen gestraft werden, der einen Teil seines eigenen Leibes und die Reinheit einer unversehrten Seele für die Umarmungen des himmlischen Königs zubereitet!

7. Wenn sie größer geworden ist und nach dem Beispiele ihres Bräutigams „zunehmen wird an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen", dann möge sie mit ihren Eltern zu dem Tempel ihres wahren Vaters gehen, aber mit ihnen nicht wieder herausgehen. Sie mögen sie suchen auf der Straße der Welt, unter den Scharen und bei der großen Zahl der Verwandten und sie nirgend anderswo finden, als im Heiligtume der heiligen Schrift, bei den Propheten und Aposteln, über die geistliche Hochzeit Fragen vorlegend. Sie ahme Maria nach, welche Gabriel allein in ihrem Kämmerlein antraf, und welche nur deshalb vielleicht erschrak, weil sie einen Mann erblickte, was sie sonst nicht gewohnt war. Sie eifre der nach, von welcher es heißt: „Alle Herrlichkeit der Königstochter ist inwendig." Sie spreche auch ihrerseits zu dem Geliebten, verwundet von dem Pfeil der Liebe: „Der König führe mich in seine Kammer." — Nie gehe sie aus, damit sie jene nicht finden, welche die Stadt durchstreifen, sie schlagen und verwunden, ihr das Kleid der Keuschheit rauben und sie entblößt liegen lassen. Im Gegenteil, wenn jemand bei ihr anklopfet, so spreche sie: „Ich bin wie eine Mauer, und meine Brüste sind wie Türme: ich habe meine Füße gewaschen und kann sie nicht wieder beschmutzen."

8. An den öffentlichen Gastmählern der Verwandten soll sie nicht teilnehmen, damit sie nicht Speisen sieht, nach denen sie lüstern wird. Obwohl manche es für eine größere Tugend halten, eine sich darbietende Lust zu überwinden, so halte ich doch die Enthaltsamkeit für mehr gesichert, wenn man überhaupt nichts kennt, wonach man Verlangen tragen könnte. Als Knabe habe ich einst in den Schulen den Spruch gelesen: „Schwer verbessert man, was man zur Gewohnheit werden läßt." Sie lerne also schon jetzt keinen Wein trinken, worin Ausschweifung liegt. Vor den Jahren vollkräftigen Alters ist den zart organisierten Personen übrigens auch strenge Enthaltsamkeit gefährlich. Wenn es also die Not erfordert, so mag sie bis dahin die Brüder besuchen und ein wenig Wein wegen der Magenschwäche trinken, auch Fleischspeisen genießen, damit nicht die Füße eher schwach werden, ehe sie zu laufen anfangen. Das sage ich aber nur aus Nachsicht, aber nicht als Befehl, weil ich die Schwäche fürchte, aber nicht Üppigkeit lehren will. Wenn übrigens die

religiöse Befangenheit der Juden gewisse Tiere und Speisen zurückweist und die Brahminen bei den Indern und die Gymnosophisten (eine Art Philosophen) bei den Ägyptern nur Gerstengraupen, Reis und Obst als Speise genießen, warum soll eine Jungfrau Christi dasselbe nicht überhaupt auch thun? Wenn das Glas schon soviel gilt, warum sollte da die Perle nicht noch kostbarer sein? Die geboren ist infolge eines Gelöbnisses, soll auch leben wie jene, die nach der Verheißung gezeugt sind. Gleiche Gnade möge auch gleicher Abtötung sich unterziehen. Taub soll sie sein für Musik. Wozu Flöte, Leier und Zither gemacht sind, braucht sie gar nicht zu wissen.

9. Täglich soll sie Dir Rechenschaft ablegen, wie viel Honig sie von den Blumen der heiligen Schrift sich gesammelt habe. Sie soll das Versmaß der griechischen Dichter lernen; dann folge der Unterricht im Latein. Denn wenn nicht schon von Anfang an der noch zarte Mund sich daran gewöhnt, so wird die Sprache durch den Beigeschmack eines fremdartigen Tones verdorben und die vaterländische Sprachweise mit ausländischen Fehlern beschmutzt. Du selbst sei darin ihre Lehrerin; Dir soll ihre noch unerfahrene Kindheit nachahmen. Nichts darf sie weder bei Dir noch beim Vater wahrnehmen, was zu thun für sie eine Sünde wäre. Erinnert Euch wohl daran, daß Ihr Eltern einer Jungfrau seid, und daß sie besser durch Beispiele als durch Worte belehrt und erzogen wird. Gar schnell verblühen die Blumen; gar schnell macht ein verderblicher Hauch Veilchen, Lilien und Krokus verwelken! — Niemals soll sie ohne Dich auf die öffentliche Straße gehen, auch die Basiliken der Märtyrer und die Kirchen nicht ohne die Mutter besuchen. Kein Jüngling, kein Lockenkopf soll sie anlächeln. Die Vigilien und feierlichen Nachtwachen soll unsere liebe kleine Jungfrau so feiern, daß sie auch nicht einen Fingerbreit sich von der Mutter entferne. Von ihren Dienstmägden soll sie keine in der Liebe bevorzugen, um ihr oft etwas leise ins Ohr zu flüstern. Was sie zu einer spricht, mögen alle wissen. Sie habe keinen Wohlgefallen an einer Gefährtin, die eitel geputzt ist und ein hübsches Gesicht hat und mit angenehmer Stimme ein süßes Lied ihr vorsingt, sondern an einer gesetzten, von Fasten blaß gewordenen, mit Bußkleidern angethanen und ein wenig traurigen.

Als Aufseherin werde ihr gegeben eine ältliche Jungfrau von erprobter Treue, Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, welche sie lehrt und durch ihr Beispiel daran gewöhnt, des Nachts zum Gebet und Psalmengesang aufzustehen, früh die Hymnen zu singen, zur Terz, Sext und None wie eine Streiterin Christi in der Schlachtreihe zu stehen und mit angezündetem Lämpchen ihm das Abendopfer darzubringen. So möge der Tag verlaufen, so die Nacht sie arbeitend finden. Auf das Gebet folge das Lesen, auf das Lesen das Gebet. Kurz wird ihr die Zeit vorkommen, welche in so mannigfaltige Beschäftigung eingeteilt ist.

10. Sie lerne auch Wolle krämpeln, den Rocken halten, das Wollkörbchen sich auf den Schoß setzen, den Faden mit den Daumen ausziehen. Sie verachte die seidenen Gewebe, die serischen Wollstoffe und Stoffe, welche mit gesponnenen Goldfäden durchwirkt sind. Solche Kleider soll sie sich vielmehr anschaffen, welche vor Kälte schützen, aber

nicht solche, welche, wenn man sie trägt, den Körper entblößt lassen. Zur Speise diene ihr ein wenig Kohl und Weißbrot und selten einige Fischlein. Und um die Vorschriften gegen die Gaumenlust nicht noch länger auszuspinnen, worüber ich in einem andern Buche weitläufiger gesprochen habe, so sei nur noch soviel gesagt: sie soll so essen, daß sie stets hungere, damit sie gleich nach dem Mahle lesen und Psalmen singen kann. Denn vorzüglich im zarten Alter billige ich nicht zu langes und übertriebenes wochenlanges Fasten, wobei Öl in der Speise und Obst verboten ist. Ich habe aus Erfahrung gelernt, daß das Eselchen, wenn es müde ist auf dem Wege, gern auf Abwege gerät. Das mögen die Verehrer der Isis und der Cybele thun, welche in schwelgerischer Enthaltsamkeit Fasanen und dampfende Turteltauben verschlingen, um nicht die Gaben der Ceres (Brot) anzurühren. Für das beständige Fasten gelte dies als Grundsatz, daß nur andauernde Kräfte eine lange Reise überstehen, damit wir nicht zuerst laufen und dann in der Mitte des Weges zusammenbrechen. Übrigens müssen, wie ich schon früher geschrieben habe, in der vierzigtägigen Fastenzeit alle Segel in der Enthaltsamkeit gespannt und alle Zügel für die eilenden Rosse locker gelassen werden. Freilich waltet hierbei bei den Weltleuten ein anderes Verhältnis als bei den Jungfrauen und Mönchen. Der Weltmensch kaut in der Fastenzeit nur wieder, und wie die Schnecke von ihrem eigenen Schleime lebend, bereitet er seinen Magen nur für die nachfolgenden Gastmähler und die Mastung vor. Die Jungfrau und der Mönch aber mögen in der Fastenzeit in der Art ihrem Eifer freien Lauf lassen, daß sie sich stets daran erinnern, daß man ununterbrochen und anhaltend laufen müsse. Eine Abtötung, die zu Ende geht, muß strenger, eine nie sich endigende muß gemäßigter sein. Denn bei jener schöpfen wir wieder einmal Atem; bei dieser geht es beständig fort.

11. Begiebst Du Dich bisweilen aufs Landgut, so lasse die Tochter nicht zu Hause; denn sie soll es weder lernen noch können, ohne Dich zu leben, und sich fürchten, allein zu sein. Sie soll keine Unterhaltung pflegen mit Weltleuten, noch Gesellschaft halten mit schlechten Jungfrauen. Bei den Hochzeiten der Sklaven soll sie sich nicht beteiligen, noch sich unter die Spiele des lärmenden Hausgesindes mischen. Ich weiß, daß einige die Vorschrift erteilt haben, daß eine Christo geweihte Jungfrau mit Verschnittenen nicht baden soll, noch mit verheirateten Frauen, weil die einen die Begierden der Männer nicht ablegen, die anderen in widerwärtiger Weise mit ihrer Schwangerschaft sich brüsten. Mir will bei einer erwachsenen Jungfrau das Baden überhaupt nicht gefallen, sie soll vor sich selbst erröten und es gar nicht über sich bringen, sich entblößt zu sehen. Denn wenn sie mit Nachtwachen und Fasten ihren Leib kasteit und in Dienstbarkeit bringt, wenn sie das Feuer der bösen Lust und den Zunder der hitzigen Jugend durch das Gegenmittel abkühlender Enthaltsamkeit auszulöschen wünscht, wenn sie nach Bußkleidern verlangt und durch dieselben ihre natürliche Schönheit zu verunstalten sich beeilt, warum soll sie denn da wieder durch das Reizmittel warmer Bäder den schlafenden Sündenbrand aufregen?

12. Statt der Edelsteine und Seidenstoffe liebe sie die Handschriften der heiligen Schriften, an denen ihr nicht die bunte Goldmalerei auf

babylonischem Pergament, sondern die getreu verbesserte und mit kundiger Hand gefertigte Interpunktion und Einteilung des Textes gefallen soll. Zuerst soll sie das Psalterium lernen; an diesen Gesängen möge sie sich erfreuen und in den Sprichwörtern Salomo's weise Lebensregeln sich aneignen; im Prediger gewöhne sie sich das Irdische zu verachten; im Hiob eifere sie den Beispielen der Geduld und Tugend nach. Dann gehe sie über zu den Evangelien, die sie nie aus den Händen legen darf, die Apostelgeschichte und die Briefe der Apostel trinke sie mit ganzer Herzenslust. Wenn sie die Vorratskammer ihres Innern mit diesen Schätzen wird bereichert haben, lerne sie auswendig die Propheten, den Heptateuch[1]), die Bücher der Könige, der Chronik, Esra und Esther. Zuletzt, wenn es ohne Gefahr geschehen kann, lerne sie das hohe Lied, damit sie nicht, wenn sie es gleich zu Anfang läse, unter den fleischlich-sinnlichen Worten den Hochzeitsgesang der himmlischen und geistlichen Vermählung verkenne und zu ihrem Schaden verwundet werde. Vor allen apokryphischen Büchern nehme sie sich in acht, und wenn sie einmal, nicht um die Wahrheit des Glaubens darin zu suchen, sondern aus Ehrerbietung vor darin enthaltenen Vorbildern sie lesen will, so möge sie wohl wissen, daß sie nicht von denjenigen herrühren, deren Namen sie tragen, und daß ihnen viel Fehlerhaftes beigemischt ist, so daß daher große Umsicht dazu gehört, aus dem Schmutze das Gold heraus zu suchen. Die Werke des Cyprian soll sie stets in Händen haben; die Briefe des Athanasius und die Bücher des Hilarius kann sie ohne Anstoß lesen. An ihren Schriften und ihrem Geiste möge sie sich ergötzen, da in ihren Büchern die wahre Frömmigkeit des Glaubens auf wahrer Grundlage ruhet.

13. Du antwortest: Wie soll ich, eine römische in der Welt lebende Frau, bei solchem Menschengetümmel in Rom das alles vollbringen? — So unterziehe Dich nicht einer Last, die Du nicht ertragen kannst, sondern wenn Du sie wirst mit Isaak entwöhnt und mit Samuel ihr ein Kleid angethan haben, so sende sie zur Großmutter und Tante. Übergieb diesen kostbaren Edelstein dem Stalle Mariens und lege sie in die Krippe, wo Jesus gewimmert hat. Sie mag im Kloster erzogen werden und weilen unter den Chören der Jungfrauen; sie lerne nicht schwören; lügen halte sie für einen Frevel; von der Welt lerne sie nichts kennen; sie lebe wie ein Engel, lebe im Fleische ohne des Fleisches Verderbnis; den Unterschied des Geschlechtes kenne sie nicht, um von übrigen zu schweigen, möge sie Dich von der schweren Pflicht erlösen, sie zu bewahren und vor der Gefahr sie zu behüten. Es ist Dir heilsamer, nach der Abwesenden Dich zu sehnen, als bei jeder Gelegenheit darüber Dich zu ängstigen: was sie spricht, mit wem sie spricht, wem sie zunickt, wen sie gern sieht. — Übergieb die Kleine, deren Wimmern sogar jetzt schon ein Gebet für Dich ist, der Eustochium. Übergieb sie ihr als Mitgefährtin der Heiligkeit und dereinstige Erbin derselben. Jene sehe sie, jene liebe sie, jene, deren Rede, Gang und Benehmen eine Lehre jeglicher Tugend ist, bewundere sie von ihrer frühesten Jugend an. — Im Schoße der

[1]) Die sieben Bücher enthalten die fünf Bücher Mose, Josua und Richter.

Großmutter möge sie weilen, welche in ihrer Enkelin nur das Meisterstück wiederholen mag, daß sie an der Tochter zum voraus schon dargestellt hat, die durch lange Erfahrung gelernt hat, Jungfrauen zu erziehen, zu bewahren und zu belehren, in deren Krone täglich die Keuschheit hundert jungfräulicher Seelen eingewebt wird. O glückliche Jungfrau, o glückliche Paula, Tochter des Toxotius, die wegen der Tugenden der Großmutter und Tante an Adel der Heiligkeit noch höher steht als durch ihren Geburtsadel! O wenn Dir doch gestattet wäre, Deine Schwiegermutter und Schwägerin zu sehen und in den abgezehrten Körperchen den großen Geist zu schauen! Nach der Dir angeborenen Züchtigkeit würde ich gar nicht zweifeln, daß Du nur die Tochter Dir selbst voranschicken und den ersten Urteilsspruch Gottes durch das nachfolgende Gesetz des Evangeliums aufheben würdest. O wie würdest Du geringschätzen die Sehnsucht nach mehreren Kindern, dagegen Dich selbst Gott vollkommen aufopfern! Aber weil es eine Zeit für den ehelichen Umgang und eine Zeit für die Enthaltung davon giebt, und das Weib nicht Herrin ist über ihren Leib und jeder in seinem Berufe, wozu er berufen ist, im Herrn verharren soll, und wer unter dem Joche der Ehe ist, so laufen muß, daß er den Gefährten nicht im Schmutze stecken läßt: so bezahle alles in Deinem Kinde, was Du bei Dir inzwischen noch verschoben hast. Hanna hat ihren Gott gelobten Sohn einmal in die Stiftshütte gebracht, niemals mehr zurückgenommen, weil sie es für unziemlich hielt, daß der künftige Prophet in ihrem eigenen Hause heranwachse, da sie noch andere Kinder zu erhalten wünschte. Als sie endlich empfangen und geboren hatte, wagte sie nicht, in den Tempel zu gehen und leer vor Gott zu erscheinen, ohne ihr schuldiges Opfer zu entrichten, und erst, nachdem sie ein solches Opfer gebracht hatte, kehrte sie nach Hause zurück und gebar noch fünf Kinder, weil sie den Erstgebornen Gott dem Herrn geboren hatte. Du wunderst Dich über das Glück dieser heiligen Frau? — Ahme lieber ihren Glauben nach! — Wenn Du Paula schickst, so verspreche ich Dir, ihr Lehrer und Erzieher zu sein. Ich will sie auf meinen Schultern tragen, als Greis mit dem stammelnden Kinde stammeln, mich für viel ruhmreicher achten als jenen weltlichen Philosophen (Aristoteles), da ich nicht einen an babylonischem Gifte sterbenden König der Macedonier, sondern eine Magd und Braut Christi, die dem Himmelreiche geweiht werden soll, erziehen werde."

c. **An Gaudentius.** (Über die Erziehung seines Töchterchens Pakatula.)

1. Es ist eine schwere Aufgabe, für ein kleines Mädchen zu schreiben, welches noch nicht versteht, was man sagt: deren Charakter man nicht kennt; über deren Willensrichtung sich eine bestimmte Hoffnung zu machen leicht der Gefahr der Täuschung aussetzt, so daß nach dem Ausspruche eines berühmten Redners mehr die Hoffnung an ihr zu loben ist, als die Sache selbst. Wie soll man sie zur Enthaltsamkeit ermahnen, da sie nach Kuchen verlangt, da sie im Schoße der Mutter mit schwatzhafter Zunge plaudert und stammelt, wenn ihr Honig süßer schmeckt als Worte? Wie soll sie die geheimnisvollen Tiefen des Apostels verstehen, wenn sie

sich lieber noch an Ammenmärchen ergötzt? Wie soll sie die rätselhaften Sinnbilder und Zeichen der Propheten erkennen, wenn sie erst nur noch die verdrießliche Miene der Wärterin zum Nachdenken zwingt? Wie soll sie die Majestät des Evangeliums erfassen, bei dessen blitzähnlichem Leuchten jeder Verstand der Sterblichen sich wie stumpf erweiset? Wie soll ich sie ermahnen, dem Vater zu gehorchen, wenn sie mit zarter Hand auf die darüber lächelnde Mutter losschlägt? — So möge also unsere Pakatula dieses Brieflein annehmen und später lesen. Inzwischen lerne sie das Alphabet als die Anfangsgründe der Wissenschaften, Silben verbinden, Wörter aussprechen und Wörter mit einander verbinden. Und damit sie mit helltönender Stimme sich in diesen Dingen übe, so halte man ihr Zuckerwerk, und was es sonst noch Leckerhaftes giebt, als süße Belohnungen vor. Auch möge sie zunächst nach frischen Blumen, funkelnden Edelsteinen und schmeichelnden Puppen begierig greifen. Auch versuche sie einstweilen, mit zartem Daumen Fäden zu spinnen, zerreiße oft die Fäden, damit sie diese später nicht zerreiße. Nach der Arbeit belustige sie sich im Spielen, hänge sich der Mutter an den Hals, raube den Verwandten Küsse, singe Psalmen für dargebotene Belohnung. Sie liebe, was sie lernen muß, so daß es ihr keine Arbeit, sondern eine Ergötzung ist, nicht ein Zwang, sondern freier Wille.

2. Manche beobachten die Sitte, das Mädchen, welches sie zur Jungfrauschaft gelobt haben, in eine schwarze Tunika zu kleiden und in einen dunklen Mantel zu hüllen, das Leinenzeug dagegen zu beseitigen, kein Gold am Halse, keins in dem Kopfputze zu dulden, gewiß in guter Absicht, damit sie nicht im zarten Alter besitzen lerne, was sie später ablegen muß. Anderen erscheint das Gegenteil gut. Sie sprechen: Wenn sie es auch selbst nicht hat, wird sie es nicht bei anderen sehen, die solche Dinge haben? Das weibliche Geschlecht liebt einmal den Schmuck, und wir wissen, daß viele auch von ausgezeichneter Sittsamkeit sich, wenn auch für keinen Mann, doch für sich selber gern putzen. Im Gegenteil dürfte sie vielmehr solche Dinge satt bekommen, wenn sie Schmucksachen hat und sieht, wie andere gelobt werden, die keine haben. Besser ist's, wenn sie dieselben in Übersättigung verachtet, als, weil sie dieselben entbehrt, darnach Begehren trägt. In ähnlicher Weise sei auch der Herr mit dem israelitischen Volke verfahren, indem er denen, die nach den Fleischtöpfen Ägyptens lüstern waren, bis zum Überdruß und zum Erbrechen Schwärme von Wachteln sandte, und viele ehemalige Weltmenschen entschlügen sich viel leichter der ausgekosteten Fleischeslust als jene, die von Jugend auf den Sinnenreiz nicht kennen lernten. Von jenen würde bereits Bekanntes niedergehalten, von diesen dagegen Unbekanntes begehrt. Jene vermieden durch Buße die Nachstellungen der Fleischeslust, der sie entflohen seien; diese dagegen fänden in den Lockungen des Fleisches, welche mit ihrem lieblichen Sinnenkitzel eine berückende Wirkung ausüben, während sie dieselben für süßen Honig halten, verderbenbringendes Gift. Denn Honig träufeln die Lippen der Buhlerin, aber es macht zwar eine Zeit lang den Schlund des Essenden fett, nachher aber wird es bitterer als Galle erfunden. Deshalb bringt man auch bei den Opfern für den Herrn keinen Honig dar, und das Wachs, das gastliche Gehäuse des

Honigs, wird unbeachtet gelassen und Öl im Tempel Gottes gebrannt, welches aus bitteren Oliven gepreßt wird. Auch das Passah wird mit bitteren Kräutern in dem ungesäuerten Brote der Lauterkeit und Wahrheit gegessen, und wer diese besitzt, wird in der Welt Verfolgung leiden, weshalb auch der Prophet in geheimnisvollem Sinne singt: „Ich saß allein, weil ich mit Bitterkeit erfüllt war."

3. Wie also? Soll man üppig leben in der Jugend, um später die Üppigkeit um so tapferer zu besiegen? Das sei ferne, sprechen sie; „Denn ein jeder soll in dem Berufe, in dem er berufen ist, bleiben." Ist jemand beschnitten, d. h. zur Jungfrauschaft berufen, so soll er sich keine Vorhaut machen, d. h. nicht die Pelzkleider des Ehestandes anziehen, mit denen Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese der Jungfrauschaft bekleidet worden ist. Ist jemand in der Vorhaut berufen, d. h. hat er ein Weib, und ist er mit dem Pelzkleide der Ehe umgeben, so suche er nicht das Alleinsein der Jungfräulichkeit und beständigen Keuschheit, sondern gebrauche sein Gefäß in Heiligkeit und Ehrbarkeit, trinke aus der eignen Quelle und suche nicht die durchlöcherten Brunnen seiler Dirnen auf, welche das so reine Wasser der Keuschheit nicht festhalten können. Deshalb bezeichnet derselbe Paulus in dem Kapitel, wo er über die Jungfrauschaft und den Ehestand handelt, die im Ehestande Lebenden als Diener des Fleisches, als Freie aber jene, welche ohne das Joch der Ehe mit voller Freiheit dem Herrn dienen. Was wir hier sagen, hat keine allgemeine, sondern nur teilweise Gültigkeit, und wir reden nicht von allen, sondern nur von manchen. Unsere Rede ist an beide Geschlechter gerichtet, nicht bloß an das schwache Gefäß. Du bist ein Junggesell: Warum hast du Freude an der Gesellschaft eines Weibes? Warum überantworteſt du das gebrechliche unzuverlässige Fahrzeug den hochgehenden Wogen und setzest dich, während du jetzt in Sicherheit bist, der großen Gefahr einer unsicheren Schiffahrt aus? Du weiß nicht, was du verlangst, und gefällst dich doch ihr so bei, als ob du früher schon nach ihr Verlangen getragen oder, um das wenigste zu sagen, später nach ihr Verlangen tragen würdest. — „Aber das weibliche Geschlecht eignet sich besser zur Bedienung." — Gut, so wähle dir eine häßliche Alte, wähle dir eine von im Herrn erprobter Enthaltsamkeit. — Warum ergötzt dich eine Junge? warum eine Hübsche? warum eine Üppige? — Du gebrauchest Bäder, gehest einher mit glänzender Haut, mit rosenfarbenen Wangen, issest Fleisch, strömst von Reichtum über, bist gekleidet in kostbares Gewand, — und glaubst neben der totbringenden Schlange in Sicherheit schlafen zu können? — Aber du wohnst ja doch nicht in demselben Hause, wenigstens nicht in der Nacht. — Aber ganze Tage verbringst du in Unterhaltung mit ihr. Warum sitzest du denn allein bei ihr, wenn sie auch allein ist, und nicht vielmehr mit Zeugen, so daß du, obwohl du selbst nicht sündigest, doch anderen zu sündigen scheinst und jenen Elenden zum Vorbilde dienest, welche auf das Ansehen deines Namens hin sündigen? — Auch du, Jungfrau oder Witwe, warum verweilst du dich in so langem Gespräche mit einem Manne? Warum fürchtest du dich nicht, wenn du mit einem Manne allein gelassen bist? — Möchte dich doch wenigstens die körperliche Notdurft

zwingen, fortzugehen, den in solcher Angelegenheit zu verlassen, mit dem du freier als mit deinem eigenen Bruder und bei weitem unziemlicher als mit deinem Ehemanne verkehrest! — Ach freilich! — Du befragst ihn über eine Stelle der heiligen Schrift! Gut, frage ihn öffentlich. Lasse die Mägde es hören, lasse es hören deine Begleiterinnen. „Alles, was offenkundig ist, ist Licht.“ Eine gute Rede sucht keine Heimlichkeiten; sie erfreut sich vielmehr an dem Lobe und dem Zeugnisse recht vieler Zuhörer. Das ist ein prächtiger Lehrer, der die Männer verachtet, die Brüder übersieht, aber in der geheimen Belehrung eines Weibes sich abmüht!

4. Doch ich bin ein wenig von meinem Gegenstande abgekommen, weil ich gelegentlich auf andere Dinge verfallen bin, und während ich die kleine Pakatula unterrichte, ja mit meiner Lehre speise, habe ich plötzlich Krieg angefangen mit vielen Frauen, die gegen mich sehr wenig friedlich gestimmt sein werden. Ich will darum zu meiner Aufgabe zurückkehren. Mag also das weibliche Geschlecht zum weiblichen sich gesellen. Sie möge es gar nicht verstehen, ja sich fürchten, mit Knaben zu spielen. Kein unzüchtiges Wort soll sie kennen lernen, und wenn sie vielleicht in dem Getümmel des ab und zu laufenden Hausgesindes etwas aufschnappt, so möge sie es nicht verstehen. Den Wink der Mutter soll sie für Worte und Aufforderungen, ja für Befehl halten. Sie soll sie lieben als Mutter, ihr sich unterwerfen als Herrin, sie fürchten als Lehrerin. Wenn aber das wilde und zahnlose Jüngferchen das siebente Jahr erreicht haben und anfangen wird zu erröten, zu verstehen, was sie verschweigen soll, sich Bedenken zu machen, was sie sagen soll, dann mag sie das Psalterium auswendig lernen und bis zu den Jahren der Reife die Bücher Salomos, die Evangelien, die Briefe der Apostel und die Propheten zum reichen Schatze ihres Herzens machen. Sie soll nicht allzu frei auf die Gasse gehen, nicht immer die besuchtesten Kirchen aufsuchen. In ihrem Kämmerchen soll sie all ihre Freude finden. Niemals soll sie junge Laffen mit gekräuselten Haaren sehen; — zärtliche Liebeslieder, welche durch das Ohr die Seele verwunden, und leichtsinnige Mädchen sollen von ihr fern gehalten werden. Je freieren Zutritt sie haben, desto schwerer wird man ihrer los, und was sie selbst gelernt haben, das lehren sie im geheimen und beflecken den Sinn der eingeschlossenen Danae durch die Schmutzreden des Volkes. Sie habe ihre Lehrerin zu ihrer Begleiterin, ihre Erzieherin zu ihrer wachsamen Hüterin, dieselbe sei nicht dem Weine ergeben, nicht müssig und geschwätzig, wie der Apostel sagt, sondern nüchtern, ernst, eine Wollspinnerin und nur das redend, was das Mädchengemüt in der Tugend unterweiset. Wie nämlich das Wasser auf einer kleinen Fläche dem Zuge des Fingers folgt, so kann auch das weiche und zarte Alter nach beiden Seiten hin gebogen und dahin gezogen werden, wohin man es führt.

Es pflegen leichtsinnige und aufgeputzte Jünglinge durch Schmeicheleien, Freundlichkeit und kleine Geschenke vermittelst der Ammen oder Pflegerinnen sich Zutritt zu verschaffen und, wenn sie ihn aus Nachsicht erlangt, aus einem kleinen Funken einen großen Brand zu erregen und allmählich bis zur Schamlosigkeit fortzuschreiten. Sie können auch keines-

wegs abgewiesen werden, da sich jener Vers stets an ihnen bewahrheitet: „Vergeblich tadelst du, was du durch eigene Schuld als Gewohnheit einreißen lässest.“ Man schämt sich's zu sagen, und doch muß es gesagt werden: Vornehme Frauen, die noch vornehmere Freier abgewiesen haben, verbinden sich unter dem Scheine der Religion mit Menschen vom niedrigsten Stande und mit Sklaven, und unter dem Vorwande der Enthaltsamkeit verlassen sie ihre Männer und folgen wie Helena ihren Alexandern[1]) und fürchten keinen Menelaus. Das sieht man, beklagt man und straft es doch nicht, weil die Menge der Sünder die Erlaubnis zum Sündigen gewährt.

5. O schrecklich! der Erdkreis sinkt, aber unsere Sünden in uns sinken nicht. Die berühmte Stadt und das Haupt des römischen Reiches ist durch und durch von einer Feuersbrunst verheert! Es giebt keine Gegend, wo nicht verbannte Römer lebten! In Staub und Asche sind die einst geheiligten Kirchen zerfallen, und dennoch huldigen wir der Habgier! Wir leben wie solche, die morgen sterben müssen, und errichten doch Bauten, als ob wir ewig in dieser Welt leben würden! Von Gold strahlen die Wände, von Gold strahlen die Decken, von Gold strahlen die Säulenknäufe; aber der nackte und hungrige Christus stirbt in den Armen vor unseren Thüren. — Wir lesen, daß der Hohepriester Aaron den wütenden Flammen entgegengetreten sei und mit dem angezündeten Rauchfasse den Zorn Gottes besänftigt habe. Der Hohepriester stand zwischen Tod und Leben, aber das Feuer wagte es nicht, über seine Fußtapfen hinauszugehen. Zu Moses sprach der Herr: „Lasse mich, und ich werde dieses Volk vertilgen.“ Wenn er sagt: „Lasse mich“, so zeigt er damit, daß er zurückgehalten werden könne, die Drohung nicht auszuführen; denn die Bitten seines Dieners beschränkten die Allmacht Gottes. — Wer, glaubst Du wohl, ist unter dem Himmel, der jetzt noch dem Zorne Gottes begegnen, den Flammen entgegentreten und mit dem Apostel sprechen könnte: „Ich wünschte für meine Brüder zum Fluche zu werden?“ Es gehen zu Grunde die Herden sammt den Hirten, denn „wie das Volk, so der Priester“. Moses sagte aus innigem Mitleid: „Wenn Du diesem Volke verzeihst, so verzeihe ihm. Wenn aber nicht, so tilge auch mich aus deinem Buche.“ Er will untergehen mit den Untergehenden und ist mit seinem eigenen Heil allein nicht zufrieden. „Besteht ja doch in der Menge des Volkes des Königs Ehre.“ — In solchen Zeitverhältnissen ist unsere Pakatula geboren. Unter solchem Spielzeug hat sie ihr frühestes Alter verlebt, indem sie eher Thränen als freudiges Lachen kennen lernen, eher Weinen als Freude empfinden sollte. Kaum ist sie eingetreten in die Welt, so mag sie auch schon austreten. Sie soll glauben, die Welt sei immer so gewesen. Sie möge das Vergangene nicht erfahren, das Gegenwärtige fliehen, das Zukünftige erstreben. — Wenn ich dies alles so eilfertig für Dich diktiere und nach dem Blutbade meiner Freunde und der nimmer aufhörenden Trauer nach langer Unterbrechung als Greis für Dein Kind schrieb, so hat mich die Liebe zu Dir, Bruder Gaudentius, dazu getrieben, und ich wollte lieber zu wenig als gar nichts Deinem drängenden Begehren geben,

[1]) Name des Paris hier für die Liebhaber gebraucht im allgemeinen.

weil im erstern Falle wohl der, wenn auch durch die Trauer unterdrückte, gute Wille zu erkennen, im andern dagegen eine Verleugnung der Freundschaft enthalten ist.

§ 62.

Aurelius Augustinus.

Aurelius Augustinus, 354 zu Tagaste in Numidien geboren, wurde, während sein heidnischer Vater Patricius ihn für den Glanz heidnischer Gelehrsamkeit bestimmte, von seiner frommen Mutter Monica in christlicher Frömmigkeit erzogen. Aber in dem üppigen Karthago, wo er sich zum Rhetor ausbildete versank er in die Weltlust, aus der er erst nach langen Verirrungen in Mailand durch den Einfluß des Ambrosius und durch das Studium der heiligen Schrift gerettet wurde. Er gab, nachdem er 387 sich hatte taufen lassen, sein Rhetoramt auf, ging nach Afrika zurück, wurde erst Presbyter, dann Bischof von Hippo regius in Numidien, wo er bis zu seinem Tode 430 als der gewaltigste Zeuge der abendländischen Kirche von der Gnade Gottes in Christo gewirkt hat. Für die Pädagogik sind von seinen Schriften besonders wichtig seine „Bekenntnisse", in denen er an der Hand seiner eigenen Entwickelung tiefe Blicke in das menschliche Seelenleben eröffnet und dadurch eine praktische Seelehre gegeben hat, und seine Schrift von dem „Unterrichte der Anfänger im Christentum".

a. Die Bekenntnisse.

Sie stellen den ersten Hauptabschnitt des Lebens des Augustinus bis zum Tode seiner Mutter Monica dar, sie reichen also bis zu seiner Bekehrung, und zwar durchforscht das erste Buch derselben die Anfänge seines Lebens bis zum funfzehnten Jahre, erzählt die Sünden der Kindheits- und Knabenjahre und erwähnt namentlich, wie Augustinus mehr Lust zu Spiel und Zeitvertreib als zum Lernen gehabt habe, und versucht die Ursachen dieser Erscheinung zu erklären. Nachdem er erzählt hat, daß schon die erste Kindheit nicht frei von Fehlern gewesen sei, fährt er fort zu erzählen Kap. 8:

Wie er sprechen gelernt habe. „Bin ich nicht aus der Kindheit herauf fortschreitend zum Knabenalter gelangt, oder vielmehr: ist nicht dieses an mich herangelangt und der Kindheit gefolgt? Und doch ist diese nicht vergangen, denn wohin wäre sie gegangen? Dennoch war sie nun nicht mehr. Ich war nämlich nun kein Kind mehr, das nicht reden konnte, sondern ein Knabe, welcher sprach. Dessen entsinne ich mich, und wodurch ich sprechen lernte, das habe ich später wahrgenommen. Es lehrten es mich nämlich nicht ältere Leute dadurch, daß sie mir die Worte nach einer bestimmten Lehrmethode vortrugen wie etwas später die Buchstaben; sondern ich selbst habe vermöge des Verstandes, den du, mein Gott, mir gegeben hast, da ich durch Wimmern und allerlei Laute und Bewegungen die Gedanken meines Geistes ausdrücken wollte, daß man meinem Verlangen nachkomme, und ich doch nicht alles, was ich wollte, allen, denen ich es wollte, so auszudrücken vermochte, — ich selbst sprach meinem Gedächtnisse das Wort vor, mit welchem die Erwachsenen einen Gegenstand benannten, und wenn sie dann dazu noch den Körper nach etwas hinwandten, so sah und behielt ich, daß jener Gegenstand von ihnen

mit den Lauten benannt werde, die sie hören ließen, da sie ihn zeigen wollten. Daß sie dies aber wollten, ging aus den Bewegungen ihres Körpers hervor, jener so zu sagen natürlichen Sprache aller Völker, die sich aus dem Mienenspiel, dem Winken mit den Augen, der Thätigkeit der übrigen Glieder und vorzüglich dem Tone der Stimme zusammensetzt, welcher die Stimmung der Seele beim Begehren, Besitzen, Verschmähen und Meiden eines Dinges ausdrückt. So faßte ich allmählich, welche Dinge die Worte, die ja in verschiedenen Sätzen in bestimmtem Zusammenhang vorkamen und oft von mir vernommen wurden, bezeichnen sollten; und ich sprach dann auch, nachdem ich meinen Mund in diesen Zeichen geübt hatte, mit denselben aus, was ich wollte. Und so hatte ich mit meinen Mitmenschen die Bezeichnungen für das, was ich ausdrücken wollte, gemeinsam und schritt damit tiefer in die geräuschvolle Gesellschaft des menschlichen Lebens hinein, in Abhängigkeit von dem Ansehen meiner Eltern und dem Wink älterer Menschen.

9. Gott, mein Gott, was mußte ich doch da für Jammer erleben und wie hatte man mich zum besten, da man es mir Knaben als Regel fürs Leben darstellte, meinen Vorgesetzten zu gehorchen, damit ich in der Welt glänzen und mich auszeichnen möchte in jenen wortreichen Künsten, welche nur im Dienste menschlicher Ehre und trügerischen Reichtums stehen! Ich wurde also der Schule übergeben, damit ich Wissenschaften erlernte, deren Nutzen ich Armer nicht einsah, während ich doch Schläge erhielt, wenn ich im Lernen lässig war. Denn das wurde von den älteren Leuten als das Richtige gepriesen und viele, die vor uns gelebt, hatten uns diese mühevollen Wege bereitet, die wir zu durchlaufen gezwungen wurden — zu nur vermehrtem Ungemach und Leid für uns Adamssöhne. Wir fanden aber, o Herr, auch Menschen, die zu dir riefen, und lernten von ihnen, soweit wir dies vermochten, daß du irgend ein großes Wesen seiest und darum, wenngleich für unsere Sinne nicht wahrnehmbar, dennoch uns erhören und Hülfe bringen könntest. Denn schon in meinem Knabenalter begann ich zu dir zu rufen, zu dir, meiner Hülfe und meiner Zuflucht, und zu deiner Anrufung sprengte ich die Bande meiner Zunge und mit nicht geringer Inbrunst flehte ich Kleiner zu dir, daß ich doch in der Schule nicht mehr Schläge bekäme. Und da du mich nicht erhörtest, weil es mir zum Weiserwerden diente, so lachten die Erwachsenen und selbst meine Eltern, die mir doch nichts Böses wünschten, über meine Schläge, die damals mein großes, schweres Leiden waren.

Giebt es wohl, o Herr (eine gewisse Beschränktheit mag es bisweilen thun), einen so großen Geist, der mit so überaus großer Innigkeit an dir hinge; giebt es einen, frage ich, der mit so frommen Sinnen dir anhinge und so hochherzig gesinnt wäre, daß er Foltern, Qualen und andere derartige Marterwerkzeuge, um deren Abwendung alle Welt in großen Ängsten dich anfleht, so gering achtet, daß er jene verlachte, welche dieselben aufs äußerste fürchten, sowie unsere Eltern über die Strafe lachten, womit wir Knaben von den Lehrern gezüchtigt wurden? Wir hatten nämlich nicht minder Furcht davor und beteten um deren Abwendung zu dir, und — dennoch sündigten wir, indem wir weniger schrieben, lasen oder an die Studien (ge)dachten, als man von uns verlangte.

Denn es fehlte uns, o Herr, nicht an Gedächtnis und Verstand, die du voll Güte in einem für jenes Alter hinreichenden Maße uns gegeben, allein es gefiel uns das Spiel und dies wurde dann an uns von denen bestraft, die ohne Anstand dasselbe trieben. Indes die Possen der Erwachsenen nennt man Geschäfte, findet dagegen derartiges sich an Knaben, so werden sie von den Erwachsenen gezüchtigt und niemand ist, der mit den Knaben oder mit jenen oder auch mit beiden Mitleid hätte, wenn es nicht gar ein scharfsinniger Beurteiler recht findet, daß ich als Knabe Schläge für mein Ballspiel bekam, wodurch ich am schnellen Erlernen der Wissenschaften gehindert wurde, mit denen ich in späteren Jahren ein noch häßlicheres Spiel treiben sollte! Oder that etwas anderes eben jener, von welchem ich die Schläge empfing und der, wenn er in irgend welcher Frage von seinem Mitlehrer besiegt wurde, mehr noch von Galle und Neid gequält wurde als ich, wenn ich im Wettspiele mit dem Balle übertroffen wurde?

10. Und dennoch sündigte ich, Herr Gott, der ganzen Natur Ordner und Schöpfer, der Sünden aber Ordner nicht. Ja, Herr, mein Gott, ich sündigte, weil ich gegen die Vorschriften der Eltern und jener Lehrer handelte. Ich hätte ja von den Wissenschaften, zu deren Erlernung die Meinigen aus was immer für einer Absicht mich anhielten, späterhin einen guten Gebrauch machen können. Und nicht, weil ich Besseres erwählt hätte, war ich ungehorsam, sondern aus Hang zum Spielen, aus Begierde, im Wettstreit stolze Siege davon zu tragen und meine Ohren mit erdichteten Fabeln kitzeln zu lassen, so daß sie nur desto mehr in Lüsternheit brannten, während die nämliche Neugier mehr und mehr aus meinen Augen nach den Schaustücken und Spielen der Erwachsenen hinschaute. Indessen diejenigen, welche die letzteren veranstalteten, stehen nun einmal derart in Würde und Ansehen, daß fast alle für ihre Kinder das Gleiche wünschen, und gleichwohl dulden die Eltern die Züchtigung ihrer Kinder gern, wenn diese sich durch ähnliche Spiele von den Studien abhalten lassen, durch welche sie die Befähigung zur Veranstaltung jener Dinge erlangen sollen! Siehe, o Herr, voll Erbarmen auf diese Zustände hernieder und befreie uns, die wir dich schon anrufen, befreie auch jene, die noch nicht dich anrufen, damit sie dich anrufen und du sie befreien mögest!

11. Noch ein Knabe, hatte ich schon von dem ewigen Leben gehört, welches uns zugesagt ist durch die Erniedrigung deines Sohnes, des Herrn, unseres Gottes, der zu unserem Heile herniederstieg. Und bereits vom Schoße meiner Mutter an, die so sehr auf dich gehofft, bezeichnete man mich mit dem Zeichen seines Kreuzes und heiligte (würzte) mich mit seinem Salze (als Katechumene). Du sahest, o Herr, als ich noch im Knabenalter stand und eines Tages, von Leibschmerzen ergriffen, plötzlich in ein tötliches Fieber verfiel, da sahest du, o mein Gott, — du warest ja damals schon mein Schirmer — mit welcher Gemütsbewegung und welcher Aufrichtigkeit ich von der Frömmigkeit meiner Mutter und unser aller Mutter die Taufe deines Gesalbten, meines Herrn und Gottes verlangte. Und die bestürzte Mutter meines Leibes — die ja noch dringender in ihrem keuschen Herzen auch mein ewiges Heil in deinem Glauben zu gebären

wünschte — würde eilends dafür gesorgt haben, daß ich in die heilbringenden Sakramente eingeweiht und dadurch im Bekenntnisse des Glaubens an dich, Herr Jesu, zur Vergebung meiner Sünden abgewaschen worden wäre, wenn ich nicht plötzlich genesen wäre. Meine Abwaschung (die Taufe) wurde daher aufgeschoben — gleich als wenn ich bei längerem Leben mich noch mit Sünden beflecken müsse — weil nämlich nach jenem Bade die Verschuldung im Schmutze der Laster nur größer und gefährlicher würde. So glaubte ich also bereits, wie auch meine Mutter und das ganze Haus, mit einziger Ausnahme meines Vaters, der jedoch das Recht der mütterlichen Frömmigkeit auf mich nicht so entkräften mochte, daß ich an Christus nicht hätte glauben dürfen, wie er selber noch nicht gläubig geworden war.

Denn jene wirkte mit ängstlicher Besorgnis dahin, daß du, o mein Gott, mir eher Vater wärest als er, und auch hierin standest du ihr bei, so daß sie über den Gatten den Sieg gewann, dem sie, die Bessere, diente, weil sie auch hierin dir diente, wie dies dein Gebot ist. Laß mich dich fragen, o mein Gott — ich möchte es nämlich wissen, wenn es auch dein Wille wäre — weshalb meine Taufe damals verschoben wurde. Ob man mir dadurch zu meinem Besten gleichsam die Zügel der Sünde nachließ oder nicht nachließ? Weshalb also schallt es auch jetzt noch von allen Seiten uns über den und jenen in die Ohren: Laß ihn, er mag nach seinem Gefallen thun, denn er ist ja noch nicht getauft — und doch sagen wir in Bezug auf die Gesundheit des Körpers nicht: Laß ihn, er mag noch mehr verwundet werden, er ist ja noch nicht geheilt. Wie viel besser also wäre es für mich gewesen, ich wäre sofort geheilt und es wäre durch mein und der Meinigen Eifer dahin gewirkt worden, das empfangene Heil meiner Seele unter deinem Schutze sicher zu stellen, der du es mir gegeben hättest.

Fürwahr, es wäre besser gewesen. Allein es war ersichtlich, wie viele gewaltige Fluten von Versuchungen mich noch nach meinem Knabenalter bedrängen würden; auch meine Mutter kannte sie bereits und wollte ihnen lieber die tote Masse, woraus ich erst später gebildet werden sollte, als gleich das Bildnis selbst preisgeben.

12. Gerade im Knabenalter aber, wegen dessen man weniger um mich besorgt war als wegen des Jünglingsalters, liebte ich die Studien nicht. Ich haßte es, dazu genötigt zu werden, und ich wurde doch dazu gezwungen und es geschah mir recht, ich selbst aber that nicht recht; denn ich würde nicht gelernt haben, wenn man mich nicht dazu gezwungen hätte. Es handelt aber niemand gut wider seinen Willen, mag auch, was er thut, gut sein. Und auch die, welche mich nötigten, thaten nicht gut, wohl aber geschah mir Gutes von dir, mein Gott. Denn die mich zu lernen zwangen, hatten kein anderes Ziel für mich im Auge, als die Sättigung unersättlicher Gier nach reicher Armut und nach schmachvollem Ruhm; du aber, von dem die Haare meines Hauptes gezählt sind, wandtest den Irrtum aller, die mich zum Lernen zwangen, zu meinem Nutzen, meines eigenen Irrtums aber, daß ich nicht lernen wollte, bedientest du dich zu meiner Strafe, wie ich, ein noch so kleiner Knabe und schon so großer Sünder, sie wohl verdiente. So thatest du mir Gutes durch

jene, die nicht Gutes thaten, und vergalteſt mir in deiner Gerechtigkeit durch meine eigenen Sünden. Denn ſo haſt du's befohlen und ſo kommt es, daß jeder ungeordnete Geiſt ſich ſelber zur Strafe gereicht.

13. Weshalb ich aber die griechiſche Sprache, in der ich ſchon als kleiner Knabe unterwieſen wurde, gehaßt habe, iſt mir ſelbſt jetzt noch ein halbes Rätſel. Denn ich fand doch meine Freude am lateiniſchen Unterricht, freilich nicht an dem, welchen die Elementarlehrer, wohl aber an jenem, den die ſogenannten Grammatiker erteilen. Denn der Elementarunterricht, worin man Leſen, Schreiben und Rechnen lernte, erſchien mir nicht weniger als eine Laſt und Pein, als der geſammte griechiſche. Und was anderes war der Grund auch davon, als die Sünde und die Eitelkeit des Lebens? Fleiſch war ich und ein Hauch, der dahinfährt und nicht zurückkommt. Denn ſicherlich war jener Elementarunterricht, weil er zuverläſſiger war, auch beſſer — durch ihn wurde es mir nämlich möglich und durch ihn bin ich noch im Stande, alles Geſchriebene, was mir in die Hände fällt, zu leſen und auch ſelber nach Belieben zu ſchreiben — als jener, in welchem man mich zwang, während ich meiner eigenen Verirrungen vergaß, die Irrfahrten ich weiß nicht was für eines Äneas im Gedächtniſſe zu bewahren und den Tod einer Dido zu beweinen (weil ſie ſich aus Liebe ſelbſt tötete), während ich bei all meinem Elend mit trockenen Augen es ertrug, daß ich dabei dir, mein Gott und mein Leben, ſelber abſtarb. Denn was iſt ärmer, als der Arme, der ſich ſeiner ſelbſt nicht erbarmt und weint über den Tod der Dido, den die Liebe zu Äneas herbeiführte, dagegen nicht weint über ſeinen eigenen Tod, welchen Mangel an Liebe gegen dich verurſachte, o Gott, du Licht meines Herzens, Speiſe meiner innerſten Seele, Kraft, die meinen Geiſt, die Bildungsſtätte meiner Gedanken befruchtete? Dich liebte ich nicht und lief fern von dir anderer Liebe nach, und von allen Seiten erſcholl es dabei: So recht, ſo recht! Denn die Freundſchaft dieſer Welt iſt gottentfremdete Buhlerei. Und recht ſo, recht ſo, ruft man dazu, auf daß ſich ſchäme, wer nicht ſo iſt. Und hierüber weinte ich nicht, wohl aber weinte ich über die Dido und den Tod, den ſie durchs Schwert geſucht hat, und ſuchte ſelbſt die letzten deiner Geſchöpfe, während ich dich verließ, und ging, Staub, dem Staube nach. Und würde man mir unterſagt haben, ſolches zu leſen, ſo hätte mich's betrübt, weil ich nicht hätte leſen können, was mich betrübte. Einen ſolchen Unſinn hält man für ehrenvolleres und nützlicheres Studium als das, wodurch ich leſen und ſchreiben lernte.

Aber nunmehr ſoll mein Gott in meiner Seele mir zurufen und deine Wahrheit mir ſagen. Nein, nein, ſo iſt es nicht, vielmehr iſt jener erſte Unterricht der beſſere. Denn viel lieber will ich die Irrfahrten des Äneas vergeſſen und alles andere der Art, als das Leſen und Schreiben. Freilich hängen vor den Eingängen der grammatiſchen Schulen Vorhänge, aber dieſe verſinnlichen nicht ſowohl den Wert der dahinter gelehrten Geheimniſſe, ſondern ſtellen vielmehr Verhüllungen des Irrtums dar. Mögen doch die nicht mehr ihr Geſchrei gegen mich erheben, die ich nicht mehr fürchte, da ich dir, mein Gott, bekenne, was meine Seele begehrt und meine Ruhe finde in der Verurteilung meiner böſen Wege,

auf daß ich deine guten Wege liebe. Mögen nicht gegen mich schreien die Verkäufer der Grammatik, noch ihre Käufer; denn wenn ich ihnen die Frage vorlege, ob Äneas wirklich, wie der Dichter erzählt, nach Karthago gekommen sei, so werden die minder Gelehrten antworten, sie wüßten dies nicht, die Gelehrteren dagegen, es sei nicht wahr. Wenn ich dagegen frage, mit welchem Buchstaben der Name Äneas geschrieben wird, so werden alle, die von diesen Dingen gehört haben, die richtige Antwort geben, entsprechend dem Übereinkommen, wodurch die Menschen die Schreibweise dieses Namens nach ihrem Gutdünken festgestellt haben. Ferner, wenn ich fragte, was man wohl zum größeren Nachteile für dieses Leben vergäße, das Lesen und Schreiben oder jene Dichtermärchen, wer sieht nicht, was die Antwort dessen sein wird, der nicht sich selbst vollständig vergessen hat? Ich sündigte somit als Knabe, indem ich jene Hirngespinste diesen nützlicheren Dingen vorzog oder vielmehr diese haßte und jene liebte. Eins und eins ist zwei; zwei und zwei ist vier, — war mir fürwahr ein verhaßtes Geleier, aber überaus angenehm die hohlen Deklamationen von dem hölzernen Pferde mit seinem Bauche voll Bewaffneter und von Trojas Brand und sogar vom Schatten der Creusa.

14. Warum also haßte ich die griechische Grammatik, die uns ähnliches vortrug? Denn auch Homer versteht es, dergleichen Märchen zusammenzuweben, und ist ein bezaubernder Schwätzer, und dennoch war er mir Knaben zuwider. Ich glaube, auch griechischen Knaben geht es ebenso mit Virgil, wenn sie gezwungen sind, ihn zu lesen, wie ich Homer. Die Schwierigkeit nämlich, die Schwierigkeit, eine fremde Sprache von Grund aus zu erlernen, übergoß mir alle Süßigkeiten griechischer Fabeln gleichsam mit Galle. Ich konnte noch kein einziges jener Worte, und mit argen Drohungen und Strafen setzte man mir heftig zu, sie zu lernen. Zwar waren auch die lateinischen Wörter mir einmal völlig unbekannt, als ich nämlich noch ein unmündiges Kind war, aber ich lernte sie durch bloßes Achtgeben, ohne irgend geängstigt oder gestraft zu werden und überdies unter den Liebkosungen meiner Ammen und unter Scherzen und Lachen und fröhlichem Spiel. Ich lernte sie aber, ohne daß man durch den Zwang von Strafen mich dazu treiben mußte, weil mich mein eigenes Herz trieb, seine Gedanken kund zu geben. Und das hätte ich doch nicht vermocht, hätte ich nicht zuvor einige Worte nicht von Lehrern, sondern von solchen gelernt, die mit mir redeten und in deren Ohren hinwiederum auch ich hervorbrachte, was ich dachte. Hieraus erhellt hinlänglich, daß die Wißbegierde in ihrer Freiheit eine größere Macht zum Lernen dieser Dinge hat als der Zwang mit seiner Furcht. Allein den Strom jener bannt diese in das Bett deiner Gesetze, o Gott, von der Zuchtruthe der Lehrer an bis zu den Prüfungen der Märtyrer, deiner Gesetze, welche jener Freiheit heilsame Bitterkeit beizumischen wissen, die von ihrer verderblichen Lieblichkeit weg uns hinwenden zu dir, von welchem diese uns getrennt hat.

15. Erhöre, o Herr, mein Flehen, daß meine Seele unter deiner Züchtigung nicht erliege und ich nicht ermatte im Bekenntnisse von deinen Erbarmungen, wodurch du von allen meinen Lästerwegen mich abgezogen hast, auf daß du mir süßer seiest als alle Verlockungen, denen

ich nachgab, auf daß ich dich liebe, so viel ich vermag, auf daß ich deine Hand von ganzem Herzen erfasse, und du bis zu meinem Ende aus jeder Versuchung mich errettest! Denn siehe, Herr, du bist mein König, dir soll alles dienen, was ich Knabe nützliches gelernt habe; dienen soll dir, was ich rede und schreibe, lese und rechne. Denn als ich eitles lernte nahmst du mich in Zucht, und die Sünden meines Wohlgefallens an dieser Eitelkeit hast du mir vergeben. Denn ich lernte mit diesen eitlen Dingen auch viele nützliche Worte, die man indessen auch durch Dinge erlernen kann, die nicht eitel sind. Und dieses ist der sichere Weg, den die Knaben wandeln sollten."

16. Aber der verkehrte Weg, da die Knaben die heidnischen Dinge von Unzucht der Götter und schändlichen Thaten der Menschen lernen müssen, wird noch lange fortdauern. Auch er hat diese Dinge mit Freuden gelernt und darum ein Knabe geheißen, der zu großen Hoffnungen berechtige.

17. Er hat Aufgaben aus den Dichtern bearbeitet und sich an dem Beifalle seiner Genossen über eine treffliche Leistung gefreut, während es doch viel besser gewesen wäre, wenn er durch das Lob des Herrn in den heiligen Schriften nach oben gezogen worden wäre.

18. „Was Wunder aber auch, daß ich mich zu solchen Eitelkeiten fortreißen ließ und von dir, mein Gott, mich abwandte, da mir Menschen zur Nachahmung vorgestellt wurden, welche, wenn ihnen in der Darstellung einer ihrer nicht bösen Handlungen ein Barbarismus oder gar ein Solöcismus entschlüpfte und dann deshalb Tadel widerfuhr, darüber in die höchste Bestürzung gerieten; wenn sie aber ihre Lüste in tadelloser, wohlgeordneter Sprache mit rednerischer Fülle und Schönheit darstellten, mit dem deshalb geernteten Lobe großthaten? Dies siehst du, o Herr, und schweigest: du bist langmütig und von großer Barmherzigkeit und Wahrheit. Wirst du etwa immerdar schweigen? Auch jetzt schon entrissest du diesem so entsetzlichen Abgrunde die Seele, die dich sucht und nach deinem Frieden dürstet und in ihrem Herzen zu dir spricht: Dein Antlitz habe ich gesucht; dein Antlitz, o Herr, will ich suchen. Denn in finsteren Bestrebungen lebt man weit von deinem Antlitze. Und nicht mit den Füßen oder dem Raume nach entfernt man sich von dir oder kehrt man zu dir zurück. Oder hat jener, dein jüngerer Sohn, nach Pferden oder Wagen oder Schiffen sich umgethan, oder ist er mit sichtbarem Flügel davongeeilt, oder legte er raschen Fußes den Weg zurück, um im fernen Lande lebend zu vergeuden, womit du bei der Abreise ihn ausgestattet hattest, — ein süßer Vater ihm, weil du ihn ausgestattet hast, noch süßer ihm, als er in Armut zurückkehrte? Nein, in Sinnlichkeit leben, das heißt in Finsternis wandeln, das heißt, fern von deinem Angesichte wandeln. Siehe, Herr Gott, und in Langmut siehe, wie du es ja thuest, wie doch die Menschenkinder die von jenen, welche vor ihnen redeten, empfangenen Regeln über Buchstaben und Silben so sorglich beobachten und die von dir empfangenen ewigen Regeln unvergänglichen Heiles mißachten! Wer jene alten Bestimmungen der Lautlehre inne hat und lehrt, mißfällt den Menschen mehr, wenn er gegen die Vorschrift der Grammatik mit Weglassung des Anlautes omo anstatt homo (Mensch) sagt, als wenn er

gegen dein Gebot, obschon er ein Mensch ist, die Menschen haßt. Als ob das Bewußtsein, einen Menschen zum Feinde zu haben, verderblicher sei, als selbst der Haß, den man in sich gegen ihn trägt, oder als ob man durch die Verfolgung des anderen diesen mehr zu grunde richte, als man sein eigenes Herz durch seine feindselige Gesinnung zu grunde richtet! Und doch ist sicherlich die Kenntnis der Buchstaben nicht tiefer ins Herz geschrieben, als das Bewußtsein, daß man dem andern nichts thun dürfe, was man selber nicht leiden möchte! Wie bist du doch so geheimnisvoll, du allein großer Gott, der du schweigend in den Höhen thronest. Nach unwandelbarem Gesetze lässest du über unerlaubte Begierde zur Strafe Verblendung kommen. Wenn ein Mensch den Ruhm der Beredsamkeit erstrebt, so hütet er sich mit der größten Aufmerksamkeit vor einem menschlichen Richter, im Kreise einer Menge Menschen und indes er gegen seinen Feind mit dem grimmigsten Hasse losgeht, ja nicht etwa den Sprachfehler: „aus die Menschen" zu machen, aber in der Wut seines Herzens einen seiner Mitmenschen aus den Menschen auszurotten, davor hütet er sich nicht.

19. An der Schwelle solcher Denkungsweise lag nun ich armer Knabe und beim Ringen auf diesem Kampfplatze war's, wo ich mehr vor einem Sprachfehler mich fürchtete, als ich, wenn ich mir doch einen zu Schulden kommen ließ, mich hütete, auf diejenigen neidisch zu sein, die ihn vermieden. Ich sage und bekenne dir nämlich, o mein Gott, hier nur, in welchen Stücken ich von denen gelobt ward, deren Wohlgefallen mir damals als Beweis meiner ehrenhaften Aufführung galt. Denn den ganzen Abgrund von Schändlichkeiten, in den ich von deinen Augen geworfen lag, sah ich nicht einmal. Und was konnte in jenen Stücken, worin ich sogar den Genannten mißfiel, abscheulicher sein als ich, indem ich aus Hang zum Spiel, aus Sucht, nichtige Schaustücke zu sehen und in spielsüchtiger Unruhe nachzuahmen, meinen Pädagogen, meine Lehrer und meine Eltern durch unzählige Lügen hinterging? Auch Diebstähle beging ich aus dem Keller und vom Tische meiner Eltern, teils getrieben von Leckerhaftigkeit, teils um den Knaben etwas geben zu können, welche ihr Spiel, woran sie doch fürwahr gleiches Vergnügen fanden, mir gleichwohl verkauften. Und in diesen Spielen trachtete ich oft auf unredliche Weise nach dem Siege, selber besiegt von der Gier nach Auszeichnung. Was aber mochte ich so wenig leiden, und was verwies ich, wenn ich einen ertappte, mit solcher Härte, als gerade das, was ich anderen that? Wurde ich dagegen beim Betruge selber ertappt und zurechtgewiesen, so tobte ich lieber, als ich nachgab. Ist das die kindliche Unschuld, von der du geredet hast? Nein, das ist sie nicht, o Herr; Vergebung, mein Gott, das ist sie nicht. Denn es bleibt im Wesen der Sache das Nämliche, ob es sich anfangs vor Erziehern und Lehrern um Nüsse, Bälle und Sperlinge handelt, oder später vor Statthaltern und Königen um Gold, Landgüter und Sklaven, und dieses Wesentliche ist's, was auf die folgenden höheren Lebensalter übergeht, wie der Rute größere Strafen folgen. Das Bild der Demut hast du unser König, als du sprachest: „Solcher ist das Himmelreich", in der kindlichen Gestalt uns vorgehalten.

20. Und dennoch Dank dir, o Herr, dir, dem höchsten und besten Schöpfer und Lenker des Weltalls, dir, unserem Gotte, Dank, wenn mir nach deinem Willen auch nur das Dasein des Knaben geworden wäre. Denn auch damals war und lebte ich, sah und fühlte ich und trug Sorge für mein Wohlbefinden, das Merkmal der geheimnisvollen Einheit, infolge deren ich war; ich wachte mit innerem Verständnisse über die Gesundheit meiner Sinneswerkzeuge und hatte selbst in Kleinigkeiten und beim Nachdenken über Kleinigkeiten meine Freude an der Wahrheit. Ich wollte nicht getäuscht werden, hatte ein treffliches Gedächtnis und gewann an Sprachkenntnis; Freundschaft that mir wohl: Schmerz, wegwerfende Behandlung und Unwissenheit mochte ich nicht leiden. Was war doch an einem solchen Wesen nicht wunderbar und rühmenswert? Aber dies alles sind Gaben meines Gottes, nicht ich habe sie mir gegeben, aber gut sind sie und sie allzusammen bilden mein Ich! Gut also ist auch, der mich erschaffen hat, und er selber ist mein Gut und ihm juble ich zu wegen aller Güter, wodurch ich ja auch das Sein des Knaben hatte. Denn dadurch sündigte ich, daß ich nicht in ihm selbst, sondern in seinen Geschöpfen, in mir und in den übrigen Freude, Größe und Wahrheit suchte, und das war's, wodurch ich in Leiden, Beschämung und Irrtümer stürzte. Dank dir, meine Süße, meine Ehre und meine Zuversicht, o mein Gott! Dank dir, wegen deiner Gaben! Du aber erhalte sie mir auch! Denn so wirst du mich bewahren und es wird wachsen bis zur Vollendung, was du mir gegeben hast, und ich selbst werde dereinst bei dir sein, weil ja du auch mein Sein mir gegeben hast."

b. Der Unterricht der Anfänger im Christentum
(De rudibus catechizandis).

In dieser Schrift, welche auf Bitten eines Diakonus Deogratias in Karthago geschrieben ist, giebt Augustinus Anweisung zum Unterrichte und zur seelsorgerlichen Behandlung solcher Leute, welche sich vom Heidentum zum Christentum wenden wollten. Er behandelt aber nur die ersten Anfänge dieses Unterrichts, nämlich die Erzählung der Heilsgeschichte in aller Kürze, da der dogmatische Unterricht erst den wirklichen Katechumenen erteilt wurde. Obgleich Augustinus dabei Erwachsene im Auge hat, so enthält die Schrift z. B. in betreff der innern Bereitung, der rechten Stimmung, der erzählenden Darstellung u. s. w. einen großen Schatz pädagogischer Weisheit. Sie zerfällt in einen grundlegenden Teil, in dem Augustinus den Anlaß zu seiner Abhandlung und die Weise des Unterrichts und der Erziehung beschreibt, und in einen praktischen Teil, welcher von zwei Musterkatechesen ausgefüllt wird. Wir geben nach der Übersetzung von Dr. Th. Ficker in seiner Schrift: „Der Unterricht der Anfänger im Christentum nach Augustins Anweisung" (Leipzig, Dörffling und Franke, 1863) die Hauptstücke des ersten Teils.

1. (Der Anlaß.) Du hast mich, lieber Bruder Deogratias, gebeten, Dir etwas Brauchbares über den Unterricht der Anfänger zu schreiben. Du sagtest nämlich, es würden oft in der Gegend von Karthago, wo Du Kirchendiener bist, Leute zu Dir gebracht, welche in den Anfängen des christlichen Glaubens zu unterweisen sind, weil Du in dem Rufe einer größeren Begabung für den Unterricht der Katechumenen stündest, sowohl nach Seite der Glaubensunterweisung selbst, als des anziehenden Lehr-

vortrags. Dabei aber kämest Du fast immer in Verlegenheit, wie man nun dasjenige recht passend an die Hand geben müsse, dessen gläubige Annahme uns zu Christen macht, wovon auszugehen, wie weit die erzählende Darstellung zu führen sei; ob man nach Beendigung derselben eine Ermahnung oder einfach die Vorschriften eintreten lassen soll, durch deren Befolgung, wie dem Betreffenden kund gethan, das christliche Leben und Bekenntnis bewahrt werde. Oft aber, gestandest Du klagend, sei es Dir zugestoßen, daß Du bei einer langen und matten Unterredung Dir selber recht gering vorkamest und überdrüssig wurdest, geschweige dem, welchen Du unterrichtetest und denen, die mit ihm zuhörten. Dadurch nun seiest Du genötigt worden, mich bei der Liebe, die ich Dir schulde, aufzufordern, ich möchte unter meinen Beschäftigungen es der Mühe nicht unwert halten, Dich über diesen Gegenstand schriftlich zu belehren.

Dabei fühle ich mich durch die nicht nur Dir insbesondere, sondern überhaupt der Kirche als unserer Mutter schuldige Liebe und Dienstpflicht getrieben, wenn durch meine in der Segensfülle unseres Herrn mir mögliche Mühwaltung, Gott diejenigen, die er zu meinen Brüdern gemacht hat, gefördert haben will, solche Dienste auf keinen Fall zu verweigern, vielmehr mit bereitwilliger Hingabe sie auf mich zu nehmen. Denn in je weiteren Kreisen ich das vom Herrn anvertraute Kapital unter die Leute gebracht sehen möchte, um so mehr muß ich, wo mir bekannt wird, daß meine Mitknechte, die Haushalter, eine Schwierigkeit in seiner Verausgabung spüren, so viel an mir ist, darauf hinwirken, daß sie leicht und geschickt ins Werk setzen mögen, was sie mit rastlosem Eifer anstreben.

2. (Die Gefahr der Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung.) Was nun aber Deine Beobachtung anlangt, so möchte ich nicht, daß Du Dich durch den Eindruck der Ärmlichkeit und des Unmutes, den Du von Deiner Redethätigkeit empfindest, bestimmen ließest. Es kann ja Deinem Schüler möglicherweise anders erschienen sein. Weil du aber etwas Besseres hören lassen wolltest, schienen Dir Deine Worte für die Ohren anderer zu schlecht. Auch mir will doch meine Rede fast immer nicht gefallen. Ich verlange nach etwas Besserem, dessen ich mir oft im Innern bewußt bin, bevor sich's im Klang der Worte kund zu geben anhebt. Wenn nun die Leistung unvollkommener ausfällt als das, was ich sagen zu wollen mir bewußt war, so betrübe ich mich, daß die Zunge dem Herzen nicht hat Genüge thun können. Ganz soll der Hörer meine Gedanken verstehen und ich merke doch, daß ich nicht so spreche, daß ich es erreiche. Zumeist kommt dies daher, weil die Gedanken im eiligen Aufleuchten der Seele überströmen, das Aussprechen aber langsam, weitläufig und völlig anders geartet ist, und während man sich mit diesem herumwindet, jene sich bereits in ihre geheime Geburtsstätten zurückziehen. Ihre Spuren zwar, die sie auf wundersame Weise dem Gedächtnis eingeprägt haben, dauern bei der zögernden Silbenbildung fort, und aus ihnen eben bringen wir die hörbaren Zeichen zu stande, deren Inbegriff die Sprache ist, sei es die lateinische oder griechische oder hebräische oder sonst welche andere — mögen nun diese Zeichen bloß gedacht oder durch den Mund hervorgebracht werden, da ja jene Eindrücke weder lateinisch, noch griechisch, noch hebräisch, noch irgend einem andern Volke eigen-

tümlich sind, vielmehr ebenso in der Seele entstehen, wie das Mienenspiel am Körper. Denn ein anderes Wort hat man im Lateinischen für „Zorn", ein anderes im Griechischen, wieder ein anderes je in den verschiedenen Sprachen: trotzdem ist der Gesichtsausdruck eines zornigen Menschen weder lateinisch noch griechisch. Wenn also einer sagt: Iratus sum, so verstehen's nicht alle Nationen, sondern eben nur die Lateiner; aber wenn die Leidenschaft eines zornentbrannten Gemütes sich im Gesichte äußert, so merken's alle, die den Zornigen sehen. Aber man kann nicht einmal jene Spuren, welche der Verstand dem Gedächtnis eindrückt, in dem Maße wie die Miene deutlich und verständlich ist, durch den Ton der Stimme ans Licht ziehen und dem Sinne des Hörers gleichsam darreichen. Jene sind ja inwendig im Geiste, diese äußerlich am Leibe. Daraus kann man schließen, wie sehr der Ton unserer Sprache von jenem Gedankenblitz verschieden ist, da derselbe nicht einmal dem Eindrucke im Gedächtnis ähnlich ist. Nun wollen wir aber, von brennendem Eifer für die Wohlfahrt des Hörers beseelt, zumeist so reden, wie es da vor unsrem Geist steht, wo wir gerade vor Eifer es nicht ausdrücken können. Eben weil es uns nicht glücken will, werden wir dann ängstlich und vergehen schier vor Unmut, als ob wir vergebliche Mühe anwendeten, und so wird durch diese Mißstimmung selbst unser Vortrag matter und stumpfer, als er es an dem Punkte war, wo er uns zum Überdruß hinriß. — Dennoch sagt mir oft das Interesse derer, die mich zu hören wünschen, daß meine Ansprache nicht so frostig ist, wie es mir scheint; und aus ihrem Wohlgefallen erkenne ich, daß sie einigen Nutzen davon haben. Ich arbeite daher mit Ernst an mir selbst, mich einem solchen Dienste nicht zu entziehen, bei welchem ich sehe, daß man, was ich bieten kann, wohl aufnimmt. So mußt auch Du eben darin, daß man oft zu Dir welche bringt, die Du im Glauben unterrichten sollst, erkennen, daß Dein Wort andern nicht in dem Grade mißfalle wie Dir selber, und darfst Dich nicht für unnütz halten, weil Dir Dein Ausdruck nicht nach Wunsch gelingt; und vielleicht ist nur der Eindruck nicht nach Deinem Wunsche. Wer erkennt denn in diesem Leben etwas anders als in Rätseln und durch einen Spiegel. Auch die Liebe ist nicht so mächtig, daß sie durch die Finsternis des sinnlichen Wesens hindurchbrechend zur heitern Klarheit gelangte, deren Licht uns auch in den Dingen irgendwie anglänzt, welche über unsern Gesichtskreis hinausliegen. Nun schreiten aber die Rechtschaffenen von Tage zu Tage vorwärts zum Schauen des Tages ohne Umwölkung des Himmels und Unterbrechung durch die Nacht: des Tages, den kein Auge gesehen, auch kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Sinn gekommen ist. Was ist da weiter Ursach, daß uns, was wir beim Unterricht der Anfänger vorbringen, verächtlich erscheint, als weil unser Blick auf Außergewöhnliches gerichtet und Gewöhnliches vorzubringen uns zuwider ist? Und in der That werden wir viel lieber gehört, wenn wir auch selbst an unserer Arbeit Freude haben. Denn es wirkt die eigene Freude auf den Fluß unserer Rede, und leichter und geschickter strömt sie aus.

3. Es ist nun gerade keine schwierige Sache, die einzelnen Vorschriften für den Glaubensunterricht zu geben: wo die Erzählung auszu-

gehen und bis zu welchem Punkte sie sich zu erstrecken habe, oder welche Abwechselung in dem Vortrag zu beobachten sei, so daß er bald kürzer und doch immer vollständig und abgerundet sei; ferner in welchem Falle man ihn abzukürzen und in welchem ihn weiter auszudehnen habe. Die Hauptsorge ist, wie es einzurichten sei, daß man immer mit Lust unterrichte; denn je mehr einem dies gelingt, um so mehr Reiz wird es haben. Solche Vorschrift freilich ist leicht gegeben. Hat Gott, wo sich's um Geld und äußerliche Gabe handelt, einen fröhlichen Geber lieb, um wieviel mehr in geistlichen Dingen? Aber um solche Freudigkeit zu jeder Stunde zu besitzen, dazu bedarf's der Barmherzigkeit, die der hat, der solches fordert. — Ich will also nur zunächst — wie ich Deinen Wunsch verstanden habe — über die Methode der Erzählung, dann über die Frage von praktischen Vorschriften und Ermahnungen, und hernach darüber handeln, wie man die erwähnte Freudigkeit gewinnt — alles, wie Gott mir's in den Sinn geben wird.

4. Die Erzählung nennt man dann vollständig, wenn sie jeden, der solche Unterweisung empfängt, von den Worten der Schrift an: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" bis zu den gegenwärtigen Zeiten der Kirche führt. Damit ist nun aber nicht gesagt, daß wir den ganzen Pentateuch, die Bücher der Richter, der Könige, des Esra, die ganzen Evangelien und Apostelgeschichte entweder, wenn wir sie wörtlich gelernt, aus dem Gedächtnis wiedergeben, oder mit unsern eigenen Worten alles, was diese umfänglichen Bücher enthalten, der Reihe nach hererzählen und darlegen sollen, wozu ja weder die Zeit ausreicht noch irgend welche Pflicht vorliegt; sondern wir sollen das Ganze nach den Hauptsachen und nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammenfassen und dabei besonders merkwürdige Thatsachen auswählen, welche Reiz für die Zuhörer haben, und gerade mit den Wendepunkten der Geschichte zusammentreffen. Dann ist man nicht genötigt, die Zuhörer von ihrer Betrachtung, wenn man sie nur wie unter einem Schleier gezeigt, gleich wieder zu anderem fortzureißen; sondern kann, länger bei ihnen verweilend, sie gleichsam aufrollen und ausbreiten und dem Geiste der Hörer zu bewundernder Anschauung darbieten, das übrige dagegen schnell durchlaufend in den Zusammenhang einweben. Auf diese Weise tritt das, was wir besonders betont haben wollen, durch die Hintanstellung des anderen in den Vordergrund; der Zuhörer aber, den wir durch unsere Erzählung anregen wollen, kommt nun nicht im voraus ermüdet bei solchen Punkten an, und dem Schüler, den wir lehrend unterrichten, überschüttet man nicht das Gedächtnis.

5. (Das Gebot der Liebe als praktisches Ziel, vermittelt durch die Liebesthat Gottes in Christo.) Bei allem freilich muß als Endziel der Unterweisung die Pflicht vor Augen schweben, die da ist von reinem Herzen und gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben (1. Tim. 1, 5) und nicht nur von unserer Seite muß alles, was wir vortragen, darauf zurückführen, sondern auch unseres Schülers Blick darauf hinbewegt und gerichtet werden. Denn alles, was vor der Ankunft des Herrn in der heiligen Schrift niedergelegt ist, ist zu keinem anderen Zwecke geschrieben, als daß sein Kommen den Herzen nahegelegt und die Kirche

in ihrer zukünftigen Erscheinung voraus bezeichnet würde, das ist das unter allen Völkern zerstreute Gottesvolk, welches sein Leib ist. Und dabei sind hinzugenommen und miteingerechnet auch alle die Heiligen, welche noch vor seiner Ankunft in dieser Welt gelebt haben, jene ebenso an seine zukünftige Erscheinung glaubend, wie wir an die geschehene. Jakob hat, ehe er geboren ward, die Hand aus dem Leibe seiner Mutter hervorgestreckt, den Fuß des vor ihm geborenen Bruders ergreifend; darnach ist erst das Haupt gefolgt, zuletzt in notwendiger Folge die übrigen Glieder. Und dennoch überragt das Haupt nicht nur die Glieder, die ihm folgten, sondern auch die Hand, die früher hervortrat, an Würde und Macht und geht voran, wenn auch nicht nach der Zeitfolge der Erscheinung, doch nach der Aufeinanderfolge des Wesens. Ebenso nun hat auch unser Herr Jesus Christus, bevor er im Fleische erschien und gewissermaßen aus dem Schoße des Geheimnisses seines Wesens als Mensch vor die Augen der Menschen trat, ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, Gott über alle hochgelobt in Ewigkeit (1. Tim. 2, 5; Röm. 2, 5), — er hat in den heiligen Patriarchen und Propheten einen Teil seines Wesens vorausgeschickt und damit als mit seiner Hand seine bevorstehende Geburt voraus verkündigt; ja das Volk, das stolz voranschritt, mit den Fesseln des Gesetzes, wie mit den fünf Fingern zu Boden geworfen. — — —

Obwohl also unser Herr Christus einen Teil seines Wesens in der Person der Heiligen, welche ihm der Geburtszeit nach vorangingen, vorausgeschickt hat, ist er doch selber das Haupt der Gemeinde, die da ist (Kol. 1, 18) sein Leib, und jene alle standen im Zusammenhang mit demselbigen Leibe, dessen Haupt er ist, indem sie an den glaubten, den sie vorher verkündigten. Haben sie sich doch im Vorauseilen nicht losgerissen, sondern vielmehr durch willige Folgsamkeit angeschlossen; denn wenn auch das Haupt eine Hand vorausschicken mag, so bleibt doch ihre Verbindung dem Haupte untergeordnet. Daher denn alles, was zuvor geschrieben ist, ist uns zur Lehre geschrieben und ein Vorbild für uns geworden (Röm. 15, 4), vorbildlicher Weise geschah es an ihnen, geschrieben aber ist es unsertwegen, „auf welche das Ende der Zeiten gekommen ist". (1. Kor. 10, 11.)

Giebt es nun aber einen höheren Grund für die Ankunft des Herrn, als daß Gott seine Liebe zu uns zeigen und uns dringend zu Gemüte führen wollte? Ist doch Christus für uns gestorben, als wir noch seine Feinde waren? (Röm. 5, 6.) Das aber sagen wir darum, weil das Ziel der Gebote und die Erfüllung des Gesetzes die Liebe ist (Röm. 13, 10). So sollen nun sowohl wir uns untereinander lieben und, gleichwie er sein Leben für uns gelassen hat, so auch unsererseits das Leben für die Brüder lassen, als auch Gotte selbst, der uns doch zuerst geliebt und seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben hat (Röm. 8, 32), wenigstens die Gegenliebe nicht weigern, wenn uns vordem das Lieben zu sauer ankam. Nichts kann uns ja dringender zur Liebe einladen, als wenn man uns liebend entgegenkommt. Das wäre ein allzu gefühlloses Herz, das mit der Liebe, die es nicht zuerst erweisen mochte, nicht wenigstens erfahrene Liebe vergelten wollte. Schon in sündigen und gemeinen Liebesverhältnissen sehen wir, wie die, welche von der andern Seite Liebe gewinnen wollen, nur immer durch alle möglichen

Beweise die Größe ihrer Zuneigung an den Tag zu legen trachten. Sie umgeben ihr Streben so mit dem Schein der Gerechtigkeit, nach welcher sie gewissermaßen nur einen schuldigen Tribut von den Herzen, die sie zur Liebe reizen wollen, einfordern, und die Glut ihres Verlangens wird um so heißer, sobald sie merken, daß die Gemüter, auf die sie es abgesehen haben, von eben diesem Feuer angefacht sind. Wenn nun ein vorher kaltes Herz durch Empfindung fremder Liebe sich angeregt fühlt, wenn ein anderes, in dem es schon glüht, nur noch mehr entflammt wird, wo es Gegenliebe findet: so giebt es offenbar kein besseres Mittel zur Erweckung oder Mehrung der Liebe, als wenn einer, der ohne Neigung war, des anderen Liebe wahrnimmt, oder wenn der, in dem zuerst Liebe vorhanden war, Erwiderung der Liebe in Aussicht, vielleicht von ihr schon Beweise hat. Findet dies schon bei fleischlicher Liebe statt: um wie viel mehr in dem Freundschaftsverhältnis! Sagt, wovor nehmen wir uns bei Gefährdung der Freundschaft mehr in acht, als daß der Freund nicht auf den Gedanken kommt, wir lieben ihn nicht oder doch weniger als er uns? Hat er diese Meinung sich gebildet, so wird er kühler werden in der Liebe, auf deren gegenseitigen Genuß der Bund der Vertraulichkeit unter Menschen ruht, oder aber, wenn er nicht so empfindlich ist, daß über einem solchen Anstoß alle Liebesregung bei ihm erstarrt, wird er mit der Schranke lieben, nicht mehr ihren Genuß zu suchen, sondern ihren Beistand zu gewähren. Eine weitere Bemerkung lohnt es sich hier anzuführen. Obgleich nämlich auch Höhergestellte sich von den unter ihnen Stehenden geliebt zu wissen wünschen, an ihrer eifrigen Willigkeit sich erfreuen und bei gesteigertem Eindruck davon mit um so größerer Liebe sie umfassen: so entzündet sich doch eine noch weit größere in den Herzen des Untergebenen, wenn der die Zuneigung eines Höheren gewahr wird. Da wird immer das Gefühl der Liebe wohlthuender sein, wo dieselbe nicht wie in der Dürre der Entbehrung keucht, sondern aus dem reichen Quell des Wohlthuns hervorsprudelt. Jene stammt aus Schmerzgefühl, diese aus Herzgefühl. Wenn nun der Niedrige selbst an der Möglichkeit des Liebens von Seiten des Höheren verzweifelt, muß er doch zu unaussprechlicher Liebe sich getrieben fühlen, wo jener aus freien Stücken ihn eines Zeugnisses davon für wert achtet, wie herzlich er den liebt, der eines so hohen Gutes sich zu versehen nicht gewagt hätte. Nun, wer ist höher denn Gott auf seinem Richterthron? Und wessen Lage ist verzweifelter als die des sündigen Menschen, der sich um so leichter übermütigen Mächten zu Schutz und Dienst hingegeben hatte, die niemand glücklich machen können, je weniger er noch glauben mochte, daß die gewaltige Hand dessen für ihn sorgen könne, den nicht darnach gelüstet, seine Erhabenheit in Arglist zu fühlen zu geben; sondern in der Güte ist er erhaben? Daher war dies vor allem der Zweck der Erscheinung Christi, den Menschen zur Erkenntnis der unendlichen Liebe Gottes zu bringen und damit in der Liebe dessen, der ihn zuerst geliebt hat, brennen und seinen Nächsten nach Befehl und Vorbild der Liebe lieben zu lehren, die nicht Nahestehenden, sondern Weitabgeirrten sich selbst zum Nächsten gab. Wenn nun so die ganze heilige Schrift, die vorher aufgezeichnet ward, der Vorausverkündigung von der Ankunft des Herrn

dient, und ebenso alles, was nachher in Schrift verfaßt und durch göttliches Ansehen beglaubigt ist, Christum predigt und zur Liebe mahnt, so hängt natürlich nicht nur Gesetz und Propheten in jenen beiden Geboten der Gottes- und Nächstenliebe, — und als der Herr diesen Ausspruch that (Matth. 22, 40), verlieh noch allein geschriebenes Wort ihm seine Sanktion, — sondern dasselbe gilt auch von allen später zu unserm Heil geschriebenen und aufbewahrten göttlichen Büchern. Weshalb wir denn im alten Testament das verhüllte neue, im neuen das enthüllte alte Testament besitzen.[1]) Wer nun für jene verhüllte Gestalt als fleischlicher Mensch ein fleischliches Verständnis mitbringt, bleibt, wie in der alten Zeit, so heute noch unter das Joch der Furcht vor Strafe gebannt. Die dagegen als Geistlichgesinnte für das enthüllte Geheimnis geistliches Verständnis beweisen, hat frei gewährte Liebe frei gemacht. Da thaten schon vor alters denen, die mit frommem Begehr anklopften, verborgene Thüren sich auf, und wer jetzt nicht mit Überhebung sucht, dem bleiben die geöffneten Pforten unverschlossen. Weil somit der Liebe nichts mehr entgegensteht als die Mißgunst, deren Vater der Hochmut ist, so ist Jesus Christus, Gott und Mensch, beides zugleich: ein Beweis der göttlichen Liebe zu uns und ein Beispiel der menschlichen Erniedrigung unter uns, auf daß unsere gewaltige Selbstüberhebung durch ein Gegenmittel überwunden und geheilt würde. Großes Leiden: der Mensch in seinem Hochmut! Aber größeres Mitleiden: Gott in seiner Demut![2]) Diese Liebe nun setze Dir zum Endziel, darauf führe alles, was Du sagst, zurück; und was Du erzählst, thu' es so, daß Dein Schüler durch Hören zum Glauben, durch Glauben zur Hoffnung, durch Hoffnung zur Liebe gelange.

6. (Die verschiedene innere Herzensstellung der Katechumenen und der verschiedene Ausgangspunkt, den demgemäß der Vortrag zu nehmen hat.) Auch selbst an dem Ernste Gottes, dessen Empfindung die Gemüter der Sterblichen in einer heilsamen Scheu erhält, soll sich die Liebe erbauen, in der Freude, von dem, den man fürchten muß, geliebt zu werden, in dem Entschlusse, ihn wieder zu lieben und in der Furcht, seiner Liebe zu mißfallen, wenn auch keine Strafe damit verbunden wäre. Es geschieht nämlich sehr selten oder vielmehr gar nicht, daß einer mit dem Entschlusse Christ zu werden kommt, ohne daß ihn nicht ein gewisses Gefühl der Furcht vor Gott dazu triebe. Denn gesetzt, es wollte jemand Christ werden in Erwartung eines Vorteils von solchen, denen er auf eine andere Weise nicht zu Gefallen zu sein meint, oder zur Vermeidung eines Nachteils von einer Seite, wo er Anstoß oder Feindschaft fürchtet: so handelt sich's bei solchen nicht sowohl ums Christsein, als ums Christscheinen. Denn der Glaube ist ja nicht eine Sache äußerer Komplimente, sondern innerer Herzensüberzeugung. Oft aber wirkt in solchen Fällen der Gnadenbeistand Gottes durch den Dienst des Katecheten dahin,

---

[1]) Quapropter in veteri testamento est occultatio novi, in novo testamento est manifestatio veteris.

[2]) Magna est miseria: superbus homo; sed major misericordia: humilis deus.

daß der Betreffende, durchs Wort innerlich berührt, in Wahrheit nun sein möchte, was er zu scheinen sich vorgenommen hatte. Wenn von solchem Wollen ein Anfang sich zeigt, da nehmen wir an, der Mensch sei nun erst zu uns gekommen. Nun bleibt uns zwar der Augenblick verborgen, von dem an einer mit dem Herzen sich zu uns naht, den wir dem Leibe nach vor uns sehen; aber so behandeln müssen wir ihn doch, daß ein solches Wollen, wenn es noch nicht da ist, zum Durchbruch komme. Denn die Mühe ist nicht verloren, wenn schon Vorhandenes durch solches Thun befestigt wird, ob wir auch Zeit und Stunde des Eintritts nicht wissen. Freilich ist es von Nutzen, daß wir uns zuvor bei solchen, die den Menschen kennen, wo möglich vergewissern, wie es um sein Inneres steht, oder durch welche Beweggründe er zur Annahme des Christentums geführt wird. Und haben wir keinen andern, von dem wir es erfahren mögen, so soll man ihn auch selber fragen, damit wir an seine Antwort den Anfang unserer Belehrung knüpfen können. Im Falle aber einer mit heuchlerischem Herzen herzutritt, mit dem Interesse, irdische Vorteile zu erlangen, Nachteilen zu entgehen, so wird er doch immer etwas vorzulügen haben. Da muß man dennoch gerade von seiner unwahren Rede den Ausgang nehmen — nicht um ihn Lügen zu strafen, als wäre man dessen gewiß; vielmehr gilt es, wenn er mit einem wirklich billigenswerten Vorsatz gekommen zu sein erklärt, mag dies wahr oder Lüge sein, die Löblichkeit des Entschlusses anzuerkennen, und so ihm Lust zu machen, das in Wahrheit zu sein, was er jetzt scheinen will. Bringt er dagegen eine andere Gesinnung zu Tage, als sie bei einem Schüler in der christlichen Lehre gefordert werden muß, so magst Du in zarter und gewinnender Weise ihn zurechtweisen als einen, welcher der rechten Belehrung und Erkenntnis entbehrt. Zeige und rühme ihm dann, wie alle Wahrheit in dem enthalten ist, worauf die christliche Lehre abzielt, zeige es mit kurzen und schlagenden Worten, damit Du nicht die Zeit für den künftigen Erzählungsstoff wegnimmst oder diesen selbst einem noch unbereiteten Gemüte aufzubürden versucht werdest, und bringe ihn damit soweit, daß er den Willen gewinne, den er vorher durch Schuld der Unwissenheit oder Heuchelei nicht hatte.

Sollte ferner die Antwort auf einen Fingerzeig Gottes lauten, dessen mahnende und erschütternde Sprache den Entschluß zum Christwerden hervorgerufen habe, so ist uns die erfreulichste Wendung zum Eingang für unsere Rede dargeboten: wir sagen ihm, wie treu Gott für uns Sorge trägt. Freilich soll die Aufmerksamkeit von derlei wunderbaren Anlässen und Traumgesichten auf den weit sicherern Weg und die gewisseren Offenbarungen der Schrift gelenkt werden, damit ein solcher zum Bewußtsein kommt, mit welchem Erbarmen auch jene Weisung ihm zugesandt worden, ehe er noch die heilige Schrift kennen lernte. Jedenfalls muß man ihn darauf hinweisen, wie der Herr selbst ihn nicht so dringlich mahnen würde, um Christ zu werden und der Kirche sich einverleiben zu lassen, wie er ihn auch nicht durch solche Zeichen oder Offenbarungen herangezogen hätte, wäre nicht in der heiligen Schrift schon der Weg vorgezeichnet, auf dem man nicht nach sichtbaren Wundern suchen, sondern auf das Unsichtbare hoffend blicken, nicht im Schlafe, sondern wachend

sich weisen lassen soll; wäre es nicht der Wille des Herrn gewesen, ihn so unfehlbarer und sicherer zu sich zu ziehen.

Nun kann man mit der Erzählung beginnen von dem an, daß Gott alles sehr gut geschaffen hat (1. Mos. 1, 31), fortschreitend, wie bereits bemerkt, bis zu der gegenwärtigen Lage der Kirche; so zwar, daß von den einzelnen zu erzählenden Ereignissen und Thaten der innere Zusammenhang angegeben wird, an dessen Faden wir alles zuletzt auf die Liebe hinführen können, von der keiner, weder beim Reden noch beim Thun, ein Auge verwenden darf. Den Dichterfabeln, die ersonnen wurden zum Ergötzen der Seelen, deren Speise eitel Tand ist, suchen die sogenannten Sprachkundigen, und nach der Meinung der Leute gerade gute, einen Nutzen abzugewinnen, obwohl auch er eitel und auf die Träber dieser Welt gerichtet ist. Um wie viel sorgsamer müssen wir sein, damit nicht die Thatsachen der Wahrheit, die wir vortragen, ohne Entwickelung des inneren Zusammenhangs geordnet, einen andern Glauben finden, als einen der nur mit angenehmen Gefühlen oder gar verderblichen Begierden sich paart. Doch darf über dem Nachweis des innern Zusammenhanges der Fortgang der Erzählung nicht leiden und unser Denken und Reden nicht in verwickelte und schwerverständliche Erörterung gerathen; nein! Die Deutung und beigebrachte Motivierung muß wie die Goldeinfassung sein, die der Edelsteine schöne Ordnung zusammenschließt, ohne durch Überladung die zusammenhängende Einheit des Schmuckes irgendwie zu stören.

7. (Einrichtung des Epilogs, der der Erzählung zu folgen hat.) Hat man die biblische Erzählung so bis zum Ende geführt, so suche man die Überzeugung und die Hoffnung der Auferstehung zu wirken, und widerlege dabei, je nach dem Fassungsvermögen und der Kraft des Hörers und so viel die Zeit erlaubt, die thörichten Spöttereien der Ungläubigen über eine Wiedererweckung des Leibes. Man spreche von dem zukünftigen letzten Gericht, mit seinem Glück für die Frommen, seinem Ernst über die Gottlosen, seiner unbestechlichen Wahrheit bei der Beurteilung aller; man erwähne mit dem Ausdruck scheuvollen Entsetzens die Strafen der Ungläubigen, um danach das Reich der Gerechten und Gläubigen, die himmlische Stadt mit ihrer Wonne in sehnsüchtigem Aufblick zu preisen. Weiter aber muß man zur Erkenntnis bringen und zu Gemüte führen die Schwachheit des Menschen gegenüber den Versuchungen und Ärgernissen, sei es außer, sei es innerhalb der Kirche: draußen im Kampfe gegen Heiden, Juden und Irrlehrer, im Innern gegen die Spreu auf der Tenne des Herrn. Nicht daß man sich auf Bestreitung der einzelnen Klassen der in verkehrten Wegen Wandelnden einlasse und alle ihre verwerflichen Meinungen in Frage ziehe und zurückweise: sondern es ist in Rücksicht auf die Kürze der Zeit darauf aufmerksam zu machen, wie es so vorhergesagt ist, welchen Nutzen die Versuchungen haben zur Erziehung der Gläubigen, was für ein Heilmittel sich zeige in dem Beispiel der Geduld Gottes, der da beschlossen hat, bis ans Ende solches zuzulassen! Bei der Belehrung aber über das Verhalten gegen die falschen Christen, welche durch ihre äußerliche Zugehörigkeit scharenweise die Gemeinden erfüllen, mögen zugleich noch mit kurzen gemessenen Worten die Vorschriften eines christlich-ehrbaren Wandels erwähnt werden. Man warne vor den

Trunkenbolden, Geizhälsen, Betrügern, Liebhabern des Schauspiels, Spielern, Ehebrechern, Hurern; vor anderen, die sich mit gotteslästerlichen Heilmitteln abgeben, Zauberern, Sterndeutern oder was sie sonst für eitle und gottlose Kunst des Wahrsagens treiben: daß man sich von ihnen und den anderen ihres Gelichters nicht, wie es leicht geschieht, verführen lasse, in der Meinung, es werde ungestraft hingehen, weil man viele, die sich Christen nennen, solches lieben, treiben, entschuldigen und dringend empfehlen sieht. Aus den Zeugnissen der göttlichen Schriften sollst Du da zeigen, welch ein Ziel denen, die in solchem Leben beharren, gesteckt sei, wie sie zwar in dem Bereich der Kirche geduldet werden müssen, aber am Ende daraus verstoßen werden. Daneben ist im voraus anzukündigen, daß einer in der Kirche viele gute Christen, echte Bürger des himmlischen Jerusalems finden wird, wenn er es selbst darin zu einem Anfang gebracht hat. Zuletzt ist fleißige Warnung vonnöten, daß niemand seine Hoffnung auf einen Menschen setze, weil doch von einem Menschen schon nicht leicht beurteilt werden kann, wer zu den Gerechten gehört. Ja, wenn dies auch unschwer geschehen könnte, so soll man wissen, daß nicht dazu die Vorbilder der Heiligen uns vor die Augen gestellt werden, daß wir von ihnen die Gerechtigkeit erlangten, sondern damit wir uns überzeugt halten, bei treuer Nachfolge ihres Beispiels werde, der sie gerecht gemacht hat, auch unsere Rechtfertigung schaffen. Die nicht genug zu wünschende Folge davon wird sein, daß der, welcher uns, vielmehr durch uns Gott selber hört, in Tugend und Erkenntnis fortzuschreiten und den Weg zu Christo mit Eifer zu betreten anfangen, dies aber nicht uns oder sich zuzuschreiben wagen wird, sondern sich selber und uns, sowie sonstige geliebte Freunde, in dem und um dessenwillen so liebt, der ihn, da er noch sein Feind war, geliebt hat, um ihn durch die Gnade der Rechtfertigung sich zum Freunde zu machen. In diesem Punkte nun, denke ich, wirst Du keiner weiteren Anweisung darüber bedürfen, wie bei der Kürze der Dir oder Deinen Zuhörern zugemessenen Zeit die Behandlung sich kürzer gestalten muß, wie Du dagegen bei längerer Frist Dich auch weiter verbreiten kannst. Derlei Vorschriften giebt ja die Notwendigkeit selbst an die Hand, ohne daß jemand daran mahnt.

8. (Das Verfahren mit solchen, die nicht eigentlich mehr als Rudes zu betrachten sind.) Doch darf ich einen Punkt nicht unberührt lassen. Es kann der Fall eintreten, daß einer zu Deinem Unterricht kommt, der in allerlei edlen Wissenschaften heimisch, sich schon innerlich zum Christentum bestimmt hat. Wenn er nun zu diesem Zweck kommt, so wird es gewiß schwerlich fehlen, daß er nicht vieles aus unsern Schriften und Literatur kennen sollte und so als ein bereits Eingeweihter nur kommt, um Anteil an den Sakramenten zu erlangen. Solche Leute erkundigen sich gewöhnlich nicht erst in der Stunde, da man sie zu Christen macht, nach allem mit Fleiß, sondern schon vorher, und wollen da die Empfindungen ihres Herzens, gegen wen sie nur können, mitteilen und durchsprechen.

Mit ihnen gilt es daher kurz zu verfahren, nicht das ihnen Bekannte zum Überdruß eintrichtern, sondern in schlichter Weise kurz durchgehen. Wir sagen ihnen etwa, wie wir voraussetzen, daß sie dies und jenes schon

wissen, und zählen auf diese Weise im raschen Durchgehen alles das auf, was wir Unwissenden und Ungebildeten tüchtig einprägen mußten, so daß der vor uns stehende Gebildetere, auch wenn er eins oder das andere weiß, dasselbe nicht aus dem Munde eines Lehrers wiederzuhören meint, das noch Unbekannte aber lernt, indem wir dessen Erwähnung thun, was wir bei ihm als bekannt annehmen. Auch wird es recht gut sein, ihn zu fragen, welche Gründe ihn zu dem Entschlusse, zum Christentum überzutreten, bewogen haben. Siehst Du da vielleicht, daß er durch Bücher zu dieser Überzeugung gelangt ist, seien es kanonische oder sonst nützliche Erbauungsschriften, so verbreite Dich zuerst etwas darüber, ihnen Anerkennung zollend, je nach dem verschiedenen Maße, in welchem sie kanonisches Ansehen verdienen und ihre Verfasser sich einer sorgfältigen Auseinandersetzung befleißigen. Besonders rühme ihnen an der heiligen Schrift den Vorzug heilsamer Einfalt neben wunderbarer Erhabenheit, bei anderen Schriften aber, je nachdem die Gabe in ihnen liegt, den vollertönenden und so zu sagen gedrechselten Redestiel, wie er sich für die jener Einfalt noch ungewöhnten und eben darum glaubensschwachen Gemüter schickt. Natürlich soll sich der Betreffende auch darüber aussprechen, welches Buch er am meisten gelesen, woran er mit größerer Liebe sich gehalten habe, wodurch er sich dann hat überreden lassen, die Gemeinschaft der Kirche zu begehren. Wenn dies geschehen ist und wir die Schriften selbst kennen, oder uns doch durch die kirchliche Überlieferung verbürgt ist, daß sie von einem tüchtigen rechtgläubigen Manne verfaßt sind, mögen wir sie mit Freuden billigen. Wenn er aber auf ein ketzerisches Buch geraten ist und, vielleicht ohne es zu ahnen, etwas dem rechten Glauben Zuwiderlaufendes in sein Herz aufgenommen hat, indem er dasselbe für die allgemeine Lehre hält: so ist ein solcher über seinen Irrtum gründlich zu belehren und ihm die gewichtvolle Übereinstimmung der gesammten Kirche und vieler anderer gelehrten Männer vorzuhalten, die in Verhandlungen und Schriften die Wahrheit derselben glänzend bezeugt haben. Wiewohl auch manche von denen, die als rechtgläubige Christen aus dem Leben gegangen und christliche Schriften der Nachwelt hinterlassen haben, entweder weil man sie mißverstand, oder sie ohne rechte Klarheit des Verständnisses — weil's die menschliche Schwachheit mit sich bringt — in Geheimniskrämerei und durch Aufstellung von Wahrscheinlichkeiten von der Wahrheit sich verirrten, vermessenen und hochfahrenden Köpfen Anlaß geworden sind zur Befestigung und Ausgeburt eines Irrwahns. Und das darf uns nicht wunder nehmen, wenn dasselbe auch von den kanonischen Büchern gilt, in denen doch lauter gesunde Wahrheit ist. Zwar wird hier durch eine von dem Sinne des Verfassers verschiedene Auffassung nicht die Wahrheit selbst eine andere; wäre das der einzige Fehler, wer wollte der menschlichen Schwachheit, so lange sie Belehrung annimmt, nicht gern verzeihen? Vielmehr haben viele ihre verkehrten und falschen Meinungen mit heftiger Leidenschaftlichkeit und hartnäckigem Eigendünkel verteidigt und mancherlei gefährliche Lehrsätze geschaffen mit Zerstückelung der Einheit der Gemeinschaft. Dies alles muß man mit einem, der nicht als Idiot, wie es heißt, zur Gemeinschaft des christlichen Volkes herantritt, sondern durch gelehrte Bücher verfeinert und vorgebildet ist,

auf dem Wege vorsichtiger Zusammenstellung durchsprechen und dabei den Ton und das Ansehen des Lehrers nur soweit annehmen, als es gilt, ihn vor den Irrgängen der Selbstüberhebung zu warnen; wobei man schon fühlt, wieviel man auf die Demut hin, die ihn zu dem Gange bewogen, sich erlauben darf. Im übrigen aber soll man alles nach den Regeln der heilsamen Lehre vortragen und auseinandersetzen, sei's über den Glauben, sei's Sittenlehre oder betreffe es die drohenden Versuchungen, alles auf die angegebene Weise flüchtig andeutend und immer auf jene alles überragende Bahn wieder hinweisen.

9. (Das Verfahren bei solchen, welche ihre Bildung in heidnischen Rhetorenschulen empfangen haben.) Nun kommen auch welche aus den gewöhnlichen Schulen der Gelehrten und Redner, die Du weder unter die Idioten zu rechnen wagen darfst, noch zu den Wohlunterrichteten, deren Geist durch die Untersuchung der wichtigsten Lebensfragen geübt ist. Wenn also solche Leute Christen werden wollen, die anderen Menschen an Redefertigkeit voranzustehen scheinen, so ist ihnen mehr als bei den in Schriften Unbewanderten folgendes zu Gemüt zu führen. Man muß sie ernstlich dazu ermahnen, daß sie in Christeneinfalt sich gewöhnen sollen, nicht mit vornehmen Blicken auf die herabsehen, deren Bestreben sie mehr auf Vermeidung sittlicher Fehler, als der Verstöße im Reden gerichtet erkennen, daß sie weiter eine geübte Zunge mit einem reinen Herzen gar in keinen Vergleich zu bringen suchen, während sie vorher gewohnt waren, jene sogar höher zu stellen. Vorzüglich aber sind sie zum Hören der Schrift anzuleiten, damit sie eine einfache Redeweise nicht mehr anekelt, weil sie nicht hochstrebend ist. Auch sollen sie sich vor dem Wahne hüten, daß man die unter sinnlicher Hülle dargestellten und verborgenen Worte oder Thaten der Menschen, von denen man in jenen Büchern liest, so hinzunehmen habe, wie die Worte lauten, und nicht vielmehr durch Entkleidung von den Hüllen in ihr Verständnis einzuführen habe. Eben deshalb mag man ihnen den Nutzen des Geheimnisvollen selber andeuten — woher ja der Name „Mysterien" kommt — und erklären, was für eine Bedeutung solch rätselhaftes Dunkel für die Schärfung des Wahrheitssinnes, wie für das Ablegen spröder Gleichgiltigkeit habe, und dies durch die Erfahrung beweisen, wie manches, was handgreiflich dargelegt war, des tieferen Eindrucks verfehlte, und dagegen durch den Reiz einer aufzulösenden Allegorie ins Licht gestellt ward. Solche müssen vor allem verstehen lernen, daß der Gedanke so viel höher steht als das Wort, wie der Geist höher als der Körper. Die Folge davon wird sein, daß sie so die Wahrheit lieber hören müssen als beredte Worte, wie sie ja auch einsichtige Freunde lieber haben sollen, als schönaussehende. Dann sollen sie auch wissen, daß keine Sprache zu den Ohren Gottes dringt als die eines innerlich ergriffenen Herzens. Sie werden dann nicht mehr spöttisch lächeln, wenn sie vernehmen, wie etwa Vorsteher und Diener der Kirche Gott in Ausdrücken, die ein feines und gebildetes Ohr verletzen, anrufen, oder gerade die Worte, die sie vortragen, nicht verstehen und nicht ordentlich betonen. Nicht als ob in solchen Fällen nicht eine Verbesserung wünschenswert wäre, damit das Volk mit rechtem Verständnis das Amen dazu sagen könne, aber doch

sollen's die mit frommer Geduld tragen, welche gelernt haben, daß Benediktion auf der Rednerbühne als Wohlklang, in der Kirche als Segen gewürdigt wird. Gut gesagt, kann man auf dem Forum manches finden; was es heißt, „mit Gutem gesegnet", weiß man nicht zu sagen. In betreff des Sakraments endlich, dessen Empfange sie entgegengehen, genügt es, den mit größter Fassungskraft Begabten zu sagen, was durch das Zeichen bedeutet wird. Mit den Schwächeren mag man ausführlicher, mit Benutzung von Gleichnissen sprechen, damit sie, wenn sie es sehen, nicht gering achten.

10. (Die Mittel, sich die Freudigkeit, deren der Katechet bedarf, zu jeder, auch der ungelegenen Stunde, zu sichern.) An dieser Stelle erwartest Du nun vielleicht ein Muster für dergleichen Unterredung und wünschest, daß ich Dir nun auch mit der That zeige, wie meine Äußerungen auszuführen sind. Und ich werde es auch thun, so gut mir's mit Gottes Hülfe möglich ist. Vorher aber muß ich das Versprochene über den Weg zur Erlangung jener Freudigkeit nachholen. Denn in Bezug auf die Regeln, die man in Entfaltung des Vortrags bei der Vorbereitung des Katechumenen zum Eintritt in den Christenstand zu beobachten hat, glaube ich, meinem Versprechen und dem Bedürfnis bereits Genüge gethan zu haben. Eigentlich ist es ja auch nicht meine Schuldigkeit, in diesem Büchlein die Ausführung dessen, was ich als erforderlich aufstelle, zu geben. Wenn ich es also doch thue, so geschieht es zum Überfluß. Ein übriges hinzuzufügen steht mir aber doch wohl erst frei, wenn ich zuvor das Maß, zu dem ich mich verpflichtet, erfüllt habe. Auch habe ich Dich doch am meisten darüber klagen hören, daß Dir Deine Worte so ärmlich und nichtssagend vorkämen, wenn Du einen im Christentume unterrichtetest. Der Grund davon liegt, wie ich weiß, nicht sowohl in dem Mangel an Stoff, zu dem Du sicherlich hinreichend gerüstet und bewandert bist, auch nicht an knapper Redebegabung, sondern in einer Mißstimmung des Geistes, oder wenn Du willst, in dem vorhin besprochenen Umstand, daß wir von dem stillen Anschauen des inneren Menschen uns nicht herausreißen lassen mögen zur Aussprache von Worten, die dem entfernt nicht entsprechen. Man kann auch sagen: es kommt daher, weil es uns, auch wenn wir durch unsern Vortrag ansprechen, mehr gelüstet, zu hören oder zu lesen, was andere besser gesagt haben, was ohne unser Sorgen und Bekümmern herauskommt, als wenn wir unsere Worte im Augenblick dem Verständnis anderer anpassen müssen, ohne nur bestimmt zu wissen, ob uns die rechten Worte für die Gedanken zu Gebote stehen, oder sie dem, der sie vernimmt, Nutzen bringen. Oder es rührt auch davon her, daß es uns nicht ansteht, den für die noch Unerleuchteten berechneten Stoff, eben weil er uns so sehr bekannt und für unser Weiterkommen nicht nötig erscheint, immer und immer wieder zu behandeln; denn der schon gereiftere Geist findet gar kein Vergnügen daran, noch gleichsam in den Kinderschuhen, den altgewohnten, einherzugehen. Weiter kann einem das Unterrichten auch verleidet werden durch die am Hörer bemerkte Regungslosigkeit — mag er nun wirklich keinen Eindruck empfangen haben, oder wenigstens durch kein äußeres Zeichen der Rührung zu verstehen geben, er verstehe das Gesagte und es gefalle

ihm wohl —; nicht als ob es uns geziemte, nach Lob vor Menschen zu streben, sondern weil wir im Dienste Gottes stehen. Je größer dann die Liebe zu unseren Schülern, desto dringender ist der Wunsch, sie möchten an dem ihnen zum Heil Dargereichten Gefallen finden. Gelingt's nun nicht, so erfaßt uns Traurigkeit, mitten im Lauf sinken wir matt und gebrochen hin, als brächten wir unsere Mühe vergeblich hin.

Bisweilen geschieht's auch, wenn wir einen Gegenstand, dessen Behandlung uns Freude gemacht hätte oder dringlicher erschien, aufgeben müssen und so gezwungen sind, entweder durch den Wunsch eines, den wir nicht vor den Kopf stoßen mögen, oder durch das unabweisliche Andringen einiger, den Unterricht zu übernehmen: mit aufgeregtem Sinne gehen wir dann an die Arbeit, welche die größte Ruhe fordert; es schmerzt uns, daß wir weder den vorbedachten Plan für unsere Beschäftigung einhalten dürfen, noch allen zugleich es recht machen können, und so verliert die aus trauriger Stimmung hervorgehende Rede an Gefälligkeit, weil aus dem dürren Boden einer getrübten Stimmung kein reicher Strom sich ergießt.

Manchmal endlich hat sich infolge irgend einer Anfechtung Trauer über die Seele gelagert, und da wird zu uns gesagt: Komme, rede zu diesem, er will Christ werden! Die Leute, die uns auffordern, wissen natürlich nichts von dem Feuer, das uns innen verzehrt, und wenn wir nun ihnen unsere Gefühle nicht offenbaren dürfen, so übernehmen wir gewiß mit ziemlicher Unlust, was sie von uns wünschen, und das Wort, welches gleichsam glühende und dampfende Adern im erregten Gemüt durchlaufen muß, wird sicher matt und ohne Lieblichkeit herauskommen.

Für so viele Anlässe also, welcher von ihnen immer die Heiterkeit des Gemütes umdüstern mag, müssen wir aus Gottes Rat die Mittel suchen, damit jener Bann gelöst werde und unser Geist in Jubel erglühe und wir mit stillseliger Freude das köstliche Werk treiben mögen, denn: „einen fröhlichen Geber hat Gott lieb" (2. Kor. 9, 7).

Was zuerst den Anlaß zur Verstimmung betrifft, daß der Hörer unsern Sinn nicht zu fassen vermag, so sind wir freilich genötigt, von der Höhe desselben herabzusteigen und gleichsam auf der weit niedrigeren Stufe langsamen Buchstabierens uns aufzuhalten. Wir müssen Sorge tragen, wie das, was der Geist in raschen Zügen einsaugt, auf langen und verschlungenen Umwegen aus dem Munde des schwachen Fleisches hervorgehen möge. Weil es nun wohl ganz anders herauskommt, verdrießt es uns, den Mund aufzuthun, und wir möchten am liebsten schweigen. Da sollen wir bedenken, wie uns der Weg von dem vorgezeichnet ist, „der uns ein Beispiel aufgestellt hat, daß wir nachfolgen seinen Fußtapfen" (1. Petri 2, 21). Denn wie groß auch der Abstand des bis ins Einzelne genau bestimmten Aussprechens von dem lebendigen Drange unserer Erkenntnis sein mag, liegt doch die sterbliche Fleischesnatur noch viel weiter ab von der Gottgleichheit. Und doch hat er, „ob er wohl in dieser Gestalt war, sich selbst erniedrigt und hat Knechtsgestalt angenommen, und ist gehorsam geworden bis zum Tode am Kreuze" (Phil. 2, 7. 8). Was will das anders sagen, als daß er den Schwachen geworden ist als ein Schwacher, damit er die Schwachen gewönne? (1. Kor. 9, 22.) Höre

seinen Jünger, wie er an einem andern Orte sagt: „denn ob wir überschwenglich reden, so thun wir es Gotte; oder sind wir darin mäßig, so sind wir es euch. Denn die Liebe Christi dringet uns, indem wir dafür halten, daß einer für alle gestorben ist“ (2. Kor. 5, 13. 14). Wie hätte er auch bereit sein mögen, für ihre Seelen sich darzugeben, wenn er sich nicht zu ihren Ohren herabneigen wollte! Darum also ist er ein Kindlein in unsrer Mitte worden, gleichwie eine Amme, die ihre Kinder pflegt (1. Thess. 2, 7). Oder wird es eine Freude sein, verkürzte und verstümmelte Worte einzuflüstern, wenn nicht die Liebe dazu treibt. Dennoch haben die Menschen die Kleinen gern, an denen sie dies in Ausführung bringen können, und eine Mutter steckt lieber dem Knaben kleine vorgekaute Stücke in den Mund, als daß sie selbst größere kaut und hinunterschluckt.

Wenn auf der einen Seite der Geist seine Freude findet in dem Zurückziehen auf das reine Heiligtum des Inneren, so soll man auch mit Freuden inne werden, wie die Liebe, je diensteifriger sie auf die untersten Stufen sich herabläßt, um so kräftiger dann in ihre innersten Tiefen sich zurückwendet in dem seligen Bewußtsein, von denen, zu denen sie sich herniederneigt, nichts zu suchen, als daß sie selber ewig selig werden.

Wenn es uns aber mehr verlangt zu lesen oder zu hören, was schon vorhanden und von anderen gesagt ist, und wir darum nur mit Widerwillen auf ungewissen Erfolg hin unsere Rede den Verhältnissen anpassen mögen, so ist die Hauptsache, daß sich unser Geist nur nicht sachlich von der Wahrheit entferne; dann mag es gerade dadurch leicht geschehen, daß der Zuhörer, wenn ihm in den Worten etwas befremdlich vorgekommen ist, lerne, wie, wenn nur die Sache verstanden wird, wenig darauf ankommt, ob die Ausdrücke, die doch nur dem Verständnis der Sache dienen sollen, für sich besonders tadellos oder angemessen erscheinen. Ist aber die menschliche Schwachheit in ihrem Streben von dem Pfade der Wahrheit in der Sache selbst angekommen, — was indes beim Katechumenenunterricht, wo man nur den gewöhnlichen Weg einzuhalten braucht, schwerlich vorkommen kann —; so soll man, um jeden Anstoß, den der Hörer etwa nehmen könnte, abzuwenden, erkennen, daß Gott uns nur auf die Probe stellen wollte, ob wir selbst mit sanftmütigem Geiste uns zurechtweisen lassen, damit wir nicht in den noch schlimmeren Irrtum verfallen, diesen unsern Irrtum verteidigen zu wollen. Hat uns nun niemand darauf aufmerksam gemacht, ist es uns und unsern Hörern ganz verborgen geblieben, so ist es kein Schade, wo sich's nicht wiederholt. Meist aber finden wir selbst bei nachheriger Überlegung unsrer Worte etwas zu tadeln und wissen doch nicht, wie es beim Aussprechen aufgenommen worden ist. Ja, es schmerzt uns, wo anders die Liebe in uns glüht, um so tiefer, wenn selbst das Falsche mit Freuden gehört ward. Da ist denn Sorge dafür zu tragen, daß bei sich darbietender Gelegenheit, wie wir uns selbst in der Stille gestraft haben, so auch die nach und nach eines bessern belehrt werden, die durch ein Wort, das nicht von Gott, sondern lediglich von uns stammte, in einen Irrtum geraten sind.

Bisweilen kann auch, ob an sich alles gut gesagt und wahr ist, etwas nicht recht verstanden worden sein oder darum, weil es gegen die

hergebrachte Vorstellung alter Irrtümer verstößt, durch den Eindruck des Ungewöhnlichen rauh berühren und so den Hörer verletzen und verwirren. Tritt dies offen hervor und zeigt sich dabei der Betreffende für besseres zugänglich, so soll er unverzüglich durch eine reiche Auswahl von Gewährsmännern und Gründen zu einem bessern Sinn gebracht werden. Wenn freilich der Anstoß unausgesprochen und verborgen bleibt, so kann nur Gottes Hand durch Heilmittel helfen. Uns aber muß gegenüber so einem, der stumm bleibt und die Heilkur verschmäht, das Beispiel des Herrn trösten, der, als die Leute an seinem Beispiel Anstoß nahmen und vor der harten Rede zurückwichen, zu den noch Zurückbleibenden sprach: „Wollt ihr auch weggehen?“ (Joh. 6, 6. 7.) Gar fest und unbeweglich soll das Wort in unserem Herzen stehen, daß Jerusalem nach dem Ablauf der Zeiten von dem Babylon dieser Welt, das sie gefangen hält, befreit werden und keiner daraus umkommen wird. Denn, wer da umkommt, war nicht von ihr. „Denn der feste Grund Gottes besteht und hat dies Siegel: „Der Herr kennet die Seinen, und es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet“ (2. Tim. 2, 10). Wenn wir das bedenken und Gott in unserem Herzen um Beistand anrufen, werden wir die Ungewißheit des Erfolgs unserer Rede, die an dem ungewissen Eindruck der Zuhörer hängt, weniger fürchten, ja, es wird uns freuen, um eines Werkes der Barmherzigkeit willen Beschwerden zu leiden, wenn wir andres nicht unsern Ruhm dabei suchen. Denn dann erst ist ein Werk wahrhaft gut, wenn die Absicht unsers Thuns nur wie ein Pfeil ist von Liebe entsendet und zur Liebe als der Heimat seiner Ruhe zurückkehrend. Wenn uns dann das Verlangen vielmehr zur Lektüre zieht, oder wir lieber wünschten, einen geschickteren Prediger anzuhören, als selbst das Wort zu nehmen, und nur träge und mit Widerwillen das Wort ergreifen, dann werden wir, was wir wünschten, um so munterer wieder aufnehmen und es nach gethaner Arbeit um so ergötzlicher finden. Mit stärkerem Vertrauen werden wir beten, daß Gott uns gebe, auszusprechen, wie wir's wünschten, wenn wir's mit Freuden uns gefallen lassen, daß er durch uns redet, wie wir's eben vermögen. So wird es wahr, daß denen, die „Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen“ (Röm. 8, 28).

Zum dritten, wenn wir verdrießlich daran gehen, gewöhnliche Dinge, wie sie zu dem Stande der Anfänger im Christentume stimmen, immer zu wiederholen, so lasset uns ihnen uns anpassen in der Liebe eines Bruders, eines Vaters oder einer Mutter: wo wir so ein Band zwischen ihre und unsere Herzen schlingen, wird uns alles ganz neu vorkommen. Denn solche Gewalt hat die Stimmung gleichfühlender Seelen, daß sie unter dem Einfluß unsers Lehrens, wir unter dem ihres Lernens stehen und so eins in dem anderen lebt. So ist's, als ob jene, was sie hören, durch unsern Mund reden, und wir wiederum in ihnen lernen, was wir lehren. Pflegt's nicht mit großartigen und schönen Städten und Landschaften so zu gehen: oft gingen wir ohne irgend einen Eindruck des Vergnügens daran vorüber, und wenn wir sie solchen, die den Anblick noch nicht genossen haben, zeigen, wird unsere Freude durch den Reiz der Neuheit, den sie für jene haben, in uns auch neu erweckt? Und das um so mehr, je mehr diese uns befreundet sind. Wird ja doch vermöge des

Bandes der Liebe das Alte für uns in dem Maße neu, als wir in ihnen aufgehen. Nun aber wollen wir, wenn wir in sinniger Betrachtung in die Dinge tiefer eingedrungen sind, lieben Freunden nicht nur den Ausdruck der Freude und des Staunens über die Werke menschlicher Hand entlocken. Nein, wir möchten, daß sie sich zur kunstvollen Weisheit dessen erhoben fühlten, der solches ins Werk gesetzt, und so von da zu dem bewundernden Lobpreis des alles ins Dasein rufenden Gottes aufsteigen: das gilt der Liebe als das lohnendste Ziel. Um wie viel größer muß die Freude sein, wenn nun Leute zu eben dem Zweck kommen, von Gott selbst zu hören, auf dessen Erkenntnis ja alles Lernen abzielen muß. Wie muß die Freude da sich an den jungen Christen selbst verjüngen, so daß unser über der Gewohnheit der Verkündigung verkühlter Eifer angesichts der ungewöhnten Zuhörerschaft neu erglüht. Zur Erlangung solcher Freudigkeit kommt dann weiter, daß wir bedenken und erwägen, welch ein Todeszustand des Irrtums es ist, aus dem der Mensch zum Leben des Glaubens durchdringen soll. Durchziehen wir doch die bekannten Straßen mit freundlicher Dienstfertigkeit, wenn wir etwa einem, der sich verirrt hat, den Weg zeigen; mit wie viel lebhafterem Entzücken müssen wir die Gebiete der heilsamen Lehre, deren erneutes Durchmustern unsertwegen nicht not wäre, durchwandern, wo wir eine verlorene und durch die Irrgänge der Welt ermüdete Seele auf den Weg des Friedens leiten, auf den Befehl des Herrn, der uns den Frieden erworben hat!

11. (Behandlung des Zuhörers, wenn sein Verhalten uns in der Freudigkeit zu stören droht.) Freilich, wenn wir an dem Zuhörer keinen Eindruck wahrnehmen, dann will es wirklich viel sagen, den Unterricht bis zum bestimmten Ziele fortsetzen. Mag es sein, daß er aus Scheu vor der Heiligkeit des Gegenstandes es nicht wagt, durch ein Wort oder eine äußere Geberde seine Billigung kundzugeben, oder durch natürliche Schüchternheit davon zurückgehalten wird, mag er das Gesagte nicht recht verstehen oder nicht recht achten. Da wir in allen diesen Fällen bei der Unmöglichkeit, ihm ins Herz zu sehen, im Ungewissen bleiben, so muß man alle Mittel in der Rede anwenden, die ihn aufzumuntern und gleichsam aus seinem Verstecke hervorzulocken geeignet sind. Es gilt die allzugroße Ängstlichkeit, die ihn an der Kundgebung seines Urteils hindert, verscheuchen durch freundliches Zureden; die Scheu mindern, indem man ihm die brüderliche Verbundenheit zu Gefühl bringt. Es gilt, ihn fragen, ob er uns versteht; ihm Vertrauen einflößen, damit er offen herausfagt, wenn ihm ein Widerspruch aufgestoßen ist. Auch danach muß man sich erkundigen, ob er das eben Vorgetragene schon anderswo gehört hat, und es vielleicht deshalb des Eindrucks verfehlt, weil es ihm schon bekannt und geläufig ist. Je nach seiner Antwort darauf ist nun weiter zu verfahren, indem wir entweder ausführlicher und eingehender uns aussprechen oder etwaige Widersprüche beseitigen, oder endlich von einer weiteren Ausführung des schon Bekannten absehen: dasselbe vielmehr kurz zusammenfassen und einige von den geheimnisvollen Stellen der heiligen Schrift auswählen, besonders im Lauf der biblischen Erzählung selbst, damit durch den gegebenen Aufschluß über solche Punkte unsere Rede anziehend werde.

Häufig geschieht es nun auch, daß einer, der anfangs mit Freuden zuhörte, sei's daß ihn das Hören oder das Stehen ermüdet, nicht mehr Zeichen des Beifalls giebt, sondern gähnend den Mund aufreißt und ohne es zu wollen, sein Verlangen, sich zu entfernen, verrät. Sobald wir so etwas merken, muß man — das ist das eine Mittel — seinen Geist aufzufrischen suchen, indem man die Rede mit maßvoller und dem vorliegenden Gegenstande angemessener Ergötzlichkeit würzt, bald eine besonders wunderbare und staunenswerte, bald wieder eine traurige und beklagenswerte Geschichte einstreut. Lieber soll man dabei sich mit seiner eigenen Person beschäftigen, damit er, durch die auf sich gelenkte Aufmerksamkeit angestachelt, sich aufrafft, doch so, daß in alledem sein ängstliches Gemüt nicht durch eine schroffe Äußerung sich verletzt fühle, vielmehr durch zuthuliches Wesen gewonnen werde. Oder — das ist das andere Hilfsmittel — man heißt ihn sich setzen; obwohl es ohne Zweifel besser ist, daß er, wo es passend geschehen kann, von Anfang an sitzend zuhöre. Weshalb denn in den Gemeinden jenseits des Meeres mit weisem Vorbedachte nicht nur die Vorsteher sitzend zu dem Volke reden, sondern auch den Leuten Sitzplätze anweisen, damit nicht, wer schwächerer Natur ist, durch das lange Stehen angegriffen, von der heilsamen Andacht abgezogen oder gar zum Fortgehen gezwungen wird.

12. (Störender Einfluß äußerer Abhaltungen oder niederbeugender Erfahrungen.) Wenn aber Dein Gemüt dadurch niedergedrückt ist, daß Du aufgeben mußt, worauf Dein Geist als auf das Dringendere schon spannte und Du eben deshalb in gedrückter Stimmung ohne Begeisterung unterrichtest, so mußt Du bedenken — abgesehen davon, daß die Art unsres Verkehrs mit Menschen allezeit von Erbarmen getragen und durch das Pflichtgefühl der reinsten Liebe bestimmt sein muß — wie unsicher das Urteil darüber ist, was mehr nützt anzugreifen, und was wir besser thäten zu unterbrechen oder ganz bei Seite zu lassen. Weil wir ja nicht wissen, was die sittlichen Vorzüge des einzelnen, nach denen unsere Behandlungsweise sich richtet, vor Gott gelten, so ist, was ihnen augenblicklich zuträglich sei, für uns nicht sowohl Sache des klaren Begreifens als einer sehr schwachen und unsicheren Vermutung. Daher dürfen wir wohl die zu behandelnden Gegenstände nach dem Maße unsrer Einsicht ordnen, nur daß wir uns bei glücklicher Ausführung des angelegten Planes nicht freuen sollen, weil es durch uns so geschehen, sondern weil es Gott so gefallen hat. Wird aber durch irgend eine eingetretene Notwendigkeit diese unsre Anordnung gestört, so wollen wir uns lieber biegen als brechen lassen und den von Gott uns gewiesenen Weg zu dem unsrigen machen. Es ist doch wahrlich billiger, wir folgen seinem Willen, als daß er sich nach dem unsrigen richten soll. Verdient ja auch eine Anordnung, wie wir sie in dem, was uns zu thun vorliegt, nach unsrem Gutdünken festzuhalten beabsichtigen, nur dann Billigung, wenn darin das Wichtigere auch die erste Stelle einnimmt.

Ist ferner die Bewegung des eignen Gemütes durch irgend einen schweren Anstoß der Grund, daß kein freudiges und ansprechendes Wort über die Lippen kommen will, so muß es die Kraft der Liebe zu den Seelen, für welche Christus gestorben ist, damit er um den Preis seines

Blutes sie von dem Tode in den Sünden der Welt erlöse, bewirken, daß die Nachricht selbst, die uns in unserem Kummer trifft: es sei einer da, der Christ zu werden begehre, uns zum Troste und zur Verscheuchung der Traurigkeit gereicht. Erhebt sich auch der entsetzliche Gedanke, dieser Täufling könnte am Ende selbst ein Kind der Hölle werden, wie ja viele solche vor uns wandeln, von denen uns solche verzehrende Ärgernisse bereitet werden, so darf uns dies keineswegs abhalten, vielmehr sollten wir uns dadurch um so mehr aufgemuntert und angetrieben fühlen, daß wir unsren Pflegling mit Ernst ermahnen, er möge sich vor der Nachfolge solcher hüten, die nicht in der That und Wahrheit, sondern nur dem Namen nach Christen sind. Er soll sich nicht durch ihren gottlosen Schwarm verleiten lassen, entweder ihnen nachzuthun, oder doch um ihretwillen Christo nicht nachzufolgen; ebenso wenig auch es verschmähen, in derselben Kirche mit ihnen, als in derselben so wie jene zu leben. Und ich weiß nicht, ob bei derartigen Warnungen die Rede wird Wärme vermissen lassen, da doch die vorhandene Betrübnis den Zunder abgiebt.

Wie aber, wenn uns über einen Irrtum oder über eine Sünde von unsrer Seite tiefer Schmerz erfaßt? Da erinnern wir uns nicht bloß dessen, daß ein geängsteter Geist ein Opfer vor Gott ist (Ps. 51, 10), sondern auch des anderen Spruches: „Wie Wasser das Feuer, so löscht Barmherzigkeit aus die Sünde" (Sam. 3, 33). „Ich will lieber Barmherzigkeit als Opfer" (Jes. 6, 9).

Nun tönt uns aber aus dem Munde des Herrn das drohende Wort entgegen: „Du Schalksknecht, du fauler, du solltest dein Geld den Wechslern ausgethan haben" (Matth. 25, 26). Wie thöricht muß es doch da erscheinen, daß wir, weil uns unsre Sünde ängstigt, aufs neue wieder sündigen wollen, indem wir das anvertraute Gut des Herren dem, der es haben will und begehrt, entziehen? Durch solche und ähnliche Gedanken und Erwägungen wird die Finsternis der Mißstimmung vom Gemüte verscheucht und der Sinn zur Übernahme des Unterrichts geneigt gemacht, damit das aus dem Reichtum der Liebe mit Lust und Freudigkeit hervorströmende Wort mit freudigem Verlangen eingesogen werde. So lehre nicht ich Dich, sondern uns alle lehrt so die Liebe, „welche ausgegossen ist in unsre Herzen durch den Geist, der uns gegeben ist" (Röm. 5, 5).

13. (Einfluß des Kreises, für den man arbeitet oder vor dem man spricht.) Doch nun wirst Du auch das, was ich, ehe ich's versprach, nicht schuldete, als eine Schuld fordern: daß ich nämlich mich willig finden lasse, eine Probe des Vortrags zu geben und Dir zur Betrachtung vorzulegen, gleich als ob ich selber jemand zu unterrichten hätte. Bevor ich jedoch daran gehe, mögest Du bedenken, daß der, welcher in die Feder diktiert für einen etwaigen künftigen Leser, einen andern Plan verfolgt als der Sprechende in Rücksicht auf einen vor ihm stehenden Hörer. Und hier wiederum ist es etwas anderes, ob ohne Beisein eines Beurteilers ein Einzelgespräch dies und jenes zu bedenken giebt, oder ob man als öffentlicher Lehrer auftritt, von einem Kreise verschieden denkender Hörer umstanden. Ja auch in diesem Falle macht es einen Unterschied, wenn ein einzelner Unterricht empfängt, die übrigen als Kritiker

oder Zeugen längst bekannte Dinge vernehmen; und wenn alle zusammen des Vorzutragenden harren, diesen Falls wieder mit der doppelten Möglichkeit, daß es entweder eine Privatzusammenkunft ist zum Zwecke gemeinsamer Besprechung, oder daß die Gemeinde schweigend in gespannter Aufmerksamkeit den Worten des von einem höher befindlichen Platze aus Redenden lauscht. Gar nicht einerlei ist es weiter, auch wenn wir an solcher Stelle sprechen, ob wenige oder viele da sind, Gelehrte oder Ungelehrte, oder aus beiden Klassen Gemischte, Städter oder Landleute oder beides zugleich, oder ob endlich die Gemeinde aus allen diesen verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist. Denn es muß notwendig bald diese, bald jene Stimmung für den Sprechenden daraus hervorgehen, folglich auch der Vortrag das Gepräge der Stimmung tragen, in welche man sich versetzt fühlt, und nach Maßgabe eben dieser Verschiedenheit ein verschiedener Eindruck bei den Hörern entstehen, da sie ja doch selbst durch ihre Anwesenheit in mannigfaltiger Weise auf einander wirken. — Doch weil wir jetzt im besonderen von dem Unterricht der Anfänger reden, will ich Dir aus meiner eigenen Erfahrung bezeugen, daß mich gar verschiedene Gefühle immer bewegen, je nachdem ich die Person vor mir habe: Gebildete oder geistig Schwache; Bürger oder Fremde, Reiche oder Arme, Privatleute oder solche, die in Ehren und einflußreichen Ämtern stehen, Menschen von dieser und jener Klasse, verschiedenen Geschlechts, aus einer oder andern Sekte, in dem einen oder andern gemeinen Irrwahn befangen. Nach der Verschiedenheit der innern Eindrücke richtet sich nun meines Vortrags Anfang, Fortgang und Ende. Und weil trotz der allen gleicherweise gebührenden Liebe nicht bei allen das gleiche Heilmittel anwendbar ist, so erweist sich dieselbige Liebe bei den einen im Leben zeugender Kraft, bei anderen in herablassender Schwachheit, die einen fördert sie mit sorgendem Eifer, bei anderen fürchtet sie sich, irgend welchen Anstoß zu geben; zu diesen läßt sie sich herab, zu jenen hebt sie sich empor; diesem tritt sie entgegen mit der Stimme freundlicher Lockung, jenem mit der ernsten Mahnung, keinem feindlich, allen wie eine Mutter. Vielleicht kann einer, der, ohne von gleicher Liebe beseelt zu sein, dies liest und unser Walten sieht, auf den Gedanken kommen, wir fühlten uns glücklich, weil wir wegen einer uns geschenkten Gabe im Munde der Menge mit Entzücken uns gefeiert wissen. Der Gott aber, vor den das Seufzen der Gebundenen kommt, sehe an unsere Niedrigkeit und unsere Arbeit und vergebe uns alle unsere Sünden."

§ 63.

Johannes Cassianus.

Johannes Cassianus war um die Mitte des vierten Jahrhunderts in Gallien geboren, er machte große Reisen, auf denen er die morgenländischen Klöster besuchte und in Bethlehem selbst in den Mönchstand trat. Um 403 war er dann in Constantinopel bei Chrysostomus, der ihn zum Diakon weihte und zum Papste als Gesandten schickte. Einige Zeit lebte er dann wieder im Kloster zu Bethlehem, siedelte aber, als dasselbe von den Pelagianern überfallen wurde, nach Marseille über und wirkte da für Verbreitung des Klosterlebens im Abendlande. Er schrieb dazu

auch seine Schrift „Zwölf Bücher über die Einrichtungen der Klöster" (De coenobiorum institutis et de octo principalium vitiorum remediis libri duodecim). Er starb ungefähr 435.

In seiner Schrift über die Einrichtungen der Klöster handelt er 1) von der Kleidung der Mönche und deren Bedeutung, 2) von den nächtlichen Gebeten und Psalmen, 3) von den Tagespflichten, 4) von den Regeln für die Novizen. Für uns sind daraus zunächst von besonderem Interesse einzelne Bestimmungen aus dem vierten Buche von den Regeln der Novizen. Er sagt da Kap. 3 von der Prüfung der Aufzunehmenden:

3. „Wer in die klösterliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden verlangt, wird nicht eher zugelassen, als bis er zehn Tage lang oder noch länger an der Pforte stehend einen Beweis seiner Beharrlichkeit und seines Verlangens sowie seiner Demut und Geduld gegeben hat. Und wenn er alle vorübergehenden Brüder auf den Knieen anfleht, von allen aber nur absichtlich Zurückweisung und Verachtung erfahren hat, gleichsam als ob er nicht um ein gottgeweihtes Leben zu führen, sondern um der Not zu entgehen in das Kloster einzutreten wünschte, wenn er überdies viele Beleidigungen und Schmähungen erlitten und so Beweise seiner Standhaftigkeit und seines künftigen Verhaltens bei Versuchungen durch das willige Ertragen von Schmähungen an den Tag gelegt hat: so wird er, weil man sich von seinem glühenden Eifer hinlänglich überzeugt hat, aufgenommen und alsdann mit peinlicher Sorgfalt befragt, ob ihm von seinem früheren Vermögen auch nicht ein Heller mehr übrig sei. Denn man weiß, daß der nicht lange im Ordensstande verbleiben kann, geschweige denn die Tugend der Demut oder des Gehorsams erringen und mit der klösterlichen Armut und Einschränkung zufrieden sein werde, in dessen Gewissen eine, wenn auch noch so kleine Geldsumme versteckt ist. Vielmehr wird er, wenn bei irgend einem Anlasse sich eine Leidenschaft regt, voll Vertrauen auf jene Kleinigkeit aus dem Kloster wie ein Stein aus einer geschwungenen Schleuder entfliehen.

4. Die Mönche wagen auch nicht, zum Nutzen des Klosters von einem Novizen Geld anzunehmen.

5. Nach der Aufnahme wird jedem Novizen seine ganze ehemalige Habe genommen und ihm selbst der Besitz des Kleides, das er trägt, fernerhin nicht gestattet, sondern er zieht, mitten unter die versammelten Brüder geführt, seine Kleider aus und empfängt aus den Händen des Abtes die Ordenskleidung. Diese Handlung soll ihm zum Bewußtsein bringen, daß er allem, was ihm in seinem bisherigen Leben teuer war, entsagt, und daß er, frei von allem weltlichen Hochmute, zu Christi Armut und Niedrigkeit sich erniedrigt habe, daß er von nun an nicht in den durch Weltklugheit erworbenen und ehedem aus Mangel an gläubigem Vertrauen zurückgelegten Reichtümern seinen Unterhalt suchen solle, sondern daß er von den frommen und milden Gaben des Klosters den Lohn für seinen Kriegsdienst empfangen werde. Er soll inne werden, daß er nur von diesen Gaben in Zukunft sich kleiden und nähren dürfe, ohne etwas anderes noch zu besitzen. Und dennoch soll er nach dem Worte des Evangeliums lernen, nicht zu sorgen für den folgenden Tag; und nicht

soll er sich schämen, den Armen, d. h. allen Brüdern insgesamt, sich gleichzustellen, denen zugezählt zu werden und deren Bruder sich zu nennen Christus sich nicht schämte: ja er soll sich sogar rühmen, ein Mitglied der Familie Christi geworden zu sein.

6. Die von dem Novizen ausgezogene Kleidung wird, wenn er im Kloster bleibt, den Armen gegeben; ist er aber nicht tüchtig, so wird ihm das Ordenskleid wieder ausgezogen, und er wird in seinen alten weltlichen Kleidern aus dem Kloster entlassen.

7. Ist nun einer aufgenommen und in der mehrfach erwähnten Beharrlichkeit erprobt, hat er seine weltlichen Kleider abgelegt und das Ordenskleid empfangen, so darf er nicht sofort sich den Brüdern beigesellen, sondern wird unter die Aufsicht eines älteren Bruders gestellt. Dieser hat, getrennt von den übrigen, in der Nähe des Klosterhofes seine Wohnung; ihm ist die Sorge für die Fremden und Reisenden übertragen, denen er mit aller Sorgfalt eine freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege angedeihen läßt. Wenn hier der Novize ein ganzes Jahr ohne jegliche Klage dem Dienste der Fremden sich gewidmet und so die erste Schule der Demut durchgemacht und durch diese lange Übung einen Vorgeschmack von dem Ordensleben erhalten hat, so darf er diesen Aufenthalt verlassen und in der Gesellschaft der Brüder leben. Nun wird er der Leitung eines anderen älteren Bruders unterstellt. Dieser ist über zehn Novizen gesetzt, die der Abt ihm übergeben hat und die er unterweist und leitet gemäß jener von Moses im Exodus getroffenen Anordnung (2. Mos. 18, 25 ff.).

8. Dieser ältere Bruder hat die Pflicht, den jungen, eben eingeführten Novizen hauptsächlich darüber zu belehren, wie er seinen Eigenwillen vollständig besiegen kann. Denn dieser Sieg allein befähigt ihn, von Stufe zu Stufe bis zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit emporzuklimmen. Bei dieser sorgfältigen Übung wird der Novizenmeister seinem Schüler absichtlich immer solches zu befehlen bemüht sein, was nach seiner Beobachtung dessen Sinnesart nicht zusagt. Denn im Besitze einer reichen Erfahrung halten die Brüder an dem Grundsatze fest, daß die Mönche, zumal die jüngeren, die Lust ihrer bösen Begehrlichkeit nicht zu zügeln imstande sind, wenn sie nicht zuvor ihren Eigenwillen durch Gehorsam zu brechen gelernt haben. Daher ist es ihre ausgesprochene Überzeugung, daß man unmöglich den Zorn oder die Traurigkeit, oder den Geist der Unreinigkeit unterdrücken, geschweige denn eine wahre Demut des Herzens, stete brüderliche Einigkeit und eine feste und dauernde Eintracht bewahren oder auch nur länger im Kloster verbleiben können, wenn man nicht zuvor seinen Eigenwillen zu brechen gelernt habe.

9. Durch diese Anordnungen ist man bestrebt, von Buchstaben zu Buchstaben und von Silbe zu Silbe die Novizen in der Vollkommenheit zu unterweisen und zu derselben heranzubilden. Denn so kann man leicht unterscheiden, ob dieselben in einer falschen und eingebildeten oder wahren Demut fest geworden sind. Um leichter zu diesem Ziele gelangen zu können, leitet man sie allmählich an, durchaus keinen Gedanken, der ihr Herz beunruhigt, aus verderblicher falscher Scham zu verheimlichen, sondern,

sobald ein solcher aufsteigt, ihn sofort dem Oberen zu offenbaren. Das Urteil über einen solchen Gedanken aber sollen sie nicht dem eigenen Ermessen anheimstellen, sondern das für gut und bös halten, was der Obere nach sorgfältiger Prüfung dafür erkannt und erklärt hat. Auf diese Weise gelingt es der Schlauheit des bösen Feindes niemals, den Jüngling wie einen Unerfahrenen und Unwissenden zu umstricken. Denn schon im voraus sieht er ihn nicht durch seine, sondern des Vorstehers Klugheit gewappnet, sieht seinen teuflischen Rat, alle Einflüsterungen, die er gleich brennenden Pfeilen in des Jünglings Herz schleudert, seinen Oberen zu verheimlichen, vereitelt. Nur dann, wenn es dem schlauen Satan gelingt, den Novizen entweder aus Stolz oder aus Scham zum Verschweigen seiner Gedanken zu verlocken, wird er ihn täuschen und zu Falle zu bringen vermögen. Man hält es nämlich für ein allgemeines und unzweideutiges Zeichen eines vom Teufel eingegebenen Gedankens, wenn man ihn dem Vorsteher zu entdecken sich schämt.

10. Ferner wird mit solcher Strenge die Regel des Gehorsams beobachtet, daß nämlich die Novizen ohne Wissen und Willen des Vorgesetzten nicht nur ihre Zellen nicht verlassen dürfen, sondern auch nicht einmal dem, was allgemein und von Natur notwendig ist, ohne seine Erlaubnis zu genügen wagen. Alle Befehle der Oberen sehen sie fast als von Gott gegeben an und beeilen sich, dieselben ohne alle Erörterung zu vollziehen. Nicht selten nehmen sie sogar unmöglich auszuführende Befehle mit einem so demütigen Vertrauen hin, daß sie aus allen Kräften und ohne jedes innere Widerstreben dieselben zu verrichten bestrebt sind. Ja nicht einmal über die Unausführbarkeit des Befohlenen denken sie nach: so groß ist ihre Ehrfurcht vor ihrem Oberen. Ich unterlasse es, jetzt über den Gehorsam der Novizen im einzelnen zu reden; denn nach der von mir getroffenen Einteilung des Stoffes werde ich bald am betreffenden Orte ihn mit Beispielen beleuchten, wenn Gott mir auf euer Gebet Leben und Gesundheit schenkt. Jetzt will ich, wie ich es in der Vorrede versprochen habe, über die übrigen Anordnungen berichten und dabei das weglassen, was in unserem Lande den Klöstern nicht zugemutet und von ihnen nicht beobachtet werden kann, z. B. daß sie keine wollene, sondern linnene Gewänder und diese nicht doppelt tragen, daß jeder Dekan seiner Dekanie Kleider zum Umkleiden besorgt, sobald er merkt, daß die von den Mönchen getragenen schmutzig geworden sind.

11. Ebenso übergehe ich neben vielem andern auch ihre ungemein strenge und großartige Enthaltsamkeit. — — —

12. Wenn die Mönche, in ihren Zellen gleichmäßig eifrig mit Arbeit und Betrachtung beschäftigt, das Klopfen an die Thüre und an die verschiedenen Zellen vernehmen, um zum Gebet oder zur Arbeit gerufen zu werden, so eilt um die Wette jeder aus seiner Zelle. Ja ist jemand mit Abschreiben beschäftigt, so wagt er nicht den Buchstaben zu vollenden, über dessen Anfange man ihn traf, sondern in demselben Augenblicke, in welchem das Klopfen sein Ohr erreichte, springt er mit der größten Behendigkeit auf und säumt nicht einmal so lange, um den begonnenen Punkt zu vollenden, sondern läßt die angefangenen Schriftzüge unvollendet. Denn nicht so sehr ist es der Gewinn und Vorteil seiner

Arbeit, worauf er bedacht ist, als die Tugend des Gehorsams, die er mit allem Eifer zu üben bestrebt ist. Diese Tugend ziehen die Mönche nicht nur der Handarbeit oder Lektüre oder der ruhigen Stille der Zelle, sondern auch allen anderen Tugenden so sehr vor, daß sie derselben alles nachsetzen zu müssen glauben und jeglichen Verlust zu erleiden sich gefallen lassen, wenn sie sich nur bewußt sind, dieses Gut in keinem Punkte verletzt zu haben.

13—15. Nichts ist dem Mönche eigen, auch nicht die größte Kleinigkeit, er verdient nichts mit seiner Handarbeit. Darum aber muß die Zucht auch streng sein.

16. Wenn ein Bruder ein gewisses irdenes Gefäß zufällig zerbricht, so kann er nur durch öffentliche Buße seine Nachlässigkeit wieder gut machen. Vor der ganzen Versammlung der Brüder zur Erde hingeworfen, muß er so lange um Gnade bitten, bis das feierliche Gebet beendet ist, und diese wird ihm zu teil, wenn nach des Abtes Ermessen ihm der Befehl zum Aufstehen gegeben wird. Auf dieselbe Weise muß eine Genugthuung leisten, wer zu einer Arbeit oder zur gewohnten Versammlung nicht eilig genug erscheint oder beim Psalmengesang nur ein wenig stottert. Dieselbe Strafe erleidet ein Mönch, wenn er eine zu weitläuftige, harte oder trotzige Antwort giebt, wenn er einige Nachlässigkeit in der Beobachtung des von ihm verlangten Gehorsams zeigt, wenn er nur leise murrt, wenn er das Lesen der Handarbeit oder dem Gehorsam vorzieht und die festgesetzten Dienstleistungen zu säumig verrichtet; ferner wenn er nach Entlassung der Versammlung sich nicht eilig in seine Zelle begiebt, wenn er bei einem andern Mönche nur kurze Zeit sich aufhält oder auf einen Augenblick sich irgendwohin entfernt, wenn er einen andern bei der Hand nimmt, wenn er mit einem, der nicht dieselbe Zelle mit ihm bewohnt, auch nur ganz wenige Worte zu sprechen wagt, wenn er mit einem betet, der vom Gebete ausgeschlossen ist, wenn er einen seiner Verwandten oder Freunde aus der Welt her zu besuchen wünscht oder ohne seines Vorgesetzten Erlaubnis sich mit ihnen unterhält, wenn er endlich ohne Erlaubnis des Abtes von irgend jemandem einen Brief zu empfangen oder zu beantworten sich erkühnt. So weit geht das geistliche Strafverfahren und wird in solcher Weise unter Anwendung ähnlicher Mittel gehandhabt. Die übrigen Fehler aber, die bei uns allenthalben vorkommen und von uns, freilich zu unserem gerechten Tadel, geduldet werden, nämlich offene Schimpfreden, offenkundige Verachtung, hochmütige Gegenreden, freier, unbeschränkter Ausgang, vertrauter Verkehr mit Frauen, Zorn, Streit, Zank, Schelten, Anspruch auf Arbeit zum eigenen Verdienst, Verlangen nach überflüssigen Dingen, welche die übrigen Brüder nicht besitzen, und wirklicher Besitz derselben, außergewöhnliches und heimliches Essen und ähnliche Fehler werden nicht mit der erwähnten geistigen Strafe geahndet, sondern mit körperlicher Züchtigung zu bessern versucht oder durch Abweisung der Fehlenden gesühnt.

17. Die Sitte des Vorlesens bei Tische in den Klöstern stammt unseres Wissens nicht von den Ägyptern, sondern von den Kappadociern. Diese letzteren haben ohne Zweifel nicht so sehr zum Zwecke der geistlichen Übung diese Einrichtung getroffen, als vielmehr zur Einschränkung

des überflüssigen und müssigen Geplauders und besonders zur Verhütung von Streitigkeiten, die beim Essen nicht selten entstehen; denn sie lebten der Überzeugung, diese Mißstände durch kein anderes Mittel verhüten zu können. Es herrscht aber bei den ägyptischen, noch mehr jedoch bei den tabenensischen Mönchen in solchem Grade allgemeines Schweigen, daß, wenn die so zahlreiche Versammlung vereint sich zum Mahle niedergelassen hat, außer dem Vorsteher der Dekanie keiner auch nur zu nicken wagt. Und wenn er bemerkt, daß etwas auf- oder abgetragen werden muß, macht er dennoch lieber durch ein Geräusch, als mit der Stimme darauf aufmerksam. Ja eine solche Strenge wird bezüglich des Stillschweigens beim Essen beobachtet, daß die Mönche einen Schirm über die Augenlider herablassen, damit der neugierige Blick nicht zu frei umherschweifen kann. Dieser Schirm gewährt ihnen nur den Blick auf den Tisch und die auf demselben ihnen vorgesetzten und von ihnen zu genießenden Speisen, so daß keiner bemerkt, wie und wieviel der andere ißt.

Vom fünften Buche an bespricht Cassian den Kampf gegen die acht Hauptsünden: 1) die Gaumenlust, 2) die Unkeuschheit, 3) die Habsucht oder Geldliebe, 4) den Zorn, 5) die Traurigkeit, 6) den inneren Überdruß, 7) die eitle Ruhmsucht, 8) den Stolz.

Buch VI. 18. Wie man nach der Lehre der Väter die Tugend der Keuschheit nicht erlangen kann, wenn nicht zuvor im Herzen das Fundament der Demut gelegt ist, so kann man nach ihrer Ansicht auch nicht zur Quelle wahrer Wissenschaft gelangen, so lange die Wurzel des Lasters der Unkeuschheit in unserer Seele haftet. Man könne wohl, sagen sie, die Keuschheit ohne die Gabe der Wissenschaft antreffen, unmöglich aber könne man die geistige Wissenschaft ohne die Heiligkeit der Keuschheit besitzen. Denn es giebt verschiedene Gaben, und nicht allen wird dieselbe Gabe des heiligen Geistes mitgeteilt, sondern eben jene, für welche man durch Eifer und Anstrengung sich würdig und tauglich erwiesen hat. Wohl besaßen endlich, wie man annehmen kann, alle Apostel die Tugend vollkommener Keuschheit, aber die Gabe der Wissenschaft in ganz besonders reicher Fülle besaß nur Paulus; denn er hat sich zu derselben durch besonderen Eifer vorbereitet und befähigt."

§ 64.

Marcianus Felix Capella.

Marcianus Felix Capella war in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zu Madaura in Afrika geboren und wirkte als Sachwalter. Er schrieb um 470 in Rom ein Werk teils in Prosa teils in Versen, das den Titel Satira oder Satiricon führt und neun Bücher umfaßt. Die ersten beiden Bücher über die Hochzeit der Philologie und des Merkur (de nuptiis philologiae et Mercurii), welche uns erkennen lassen, wie sehr Capella die Liebe zur Literatur und Gelehrsamkeit schätzte, enthalten die Einleitung zu einer Encyklopädie über die sieben freien Künste. Dies gelehrte und schwerfällige Werk, welches schon in die ersten Bücher die ganze Mythologie verwebt, bildete im Mittelalter die Grundlage des höheren Schulunterrichts. Wir geben hier nur einen kurzen Auszug aus den beiden

ersten Büchern, da wir die Lehre von den sieben freien Künsten nach Rhabanus Maurus u. a. bieten.

Buch 1. Nach einem Preisgesange auf Hymenäus, den Gott der Vermählung, erzählt Capella, daß Cyllenius (Merkur) den Entschluß gefaßt hat, ein Weib zu nehmen; denn er hat die Weisheit (sophia) lieb gewonnen, weil sie klug und heilig ist und schöner als alle anderen Jungfrauen. Sie ist aber schon mit Apollo verbunden. Er will darum um die Tochter der Entelechia (Kraft) und des Sol[1]) werben, da sie sehr schön und mit besonderer Sorgfalt von den Göttern ausgestattet und erzogen ist; aber sie wird von dem Cupido (der sinnlichen Begierde) festgehalten. Er geht daher mit Virtus (Tugend), die zu einer neuen Wahl rät, zu Apollo, und dieser rühmt ihm eine Jungfrau aus altem Geschlechte, die sehr gelehrt und dem Parnassus wohl bekannt ist, und der nichts verborgen bleibt, da sie wachsam und mit Eifer alle Geheimnisse erforscht. Über dieses Lob hoch erfreut, forscht Virtus nach dem Namen der trefflichen Jungfrau. Sie erfährt, sie heiße Philologia (Liebe zur Literatur und Gelehrsamkeit), und merkt nun, daß es eine Verwandte und Patronin der belobten Mantice (Weissagung) ist und reich an Vorrat der Weisheit; bei ihr werde die ungebildete und auf tierische Weise lebende Psyche gebildet, so daß sie allen Schmuck und alle Schönheit von der Philosophie erhalten habe. Merkur, der Maja Sohn, antwortet darauf, daß man erst des Donnerers Willen in betreff der Sache vernehmen müsse, und Virtus rät, daß beide, Apollo und Merkur, Jupiter in der Weise durch die Rede geneigt machen sollen, daß jener den Sinn bietet, dieser die Worte stellt. Apollo willigt ein und begleitet Merkur mit seinem Gefolge, den Musen, zu Jupiter, dessen Gemahlin Juno sie die Sache vortragen. Juno erzählt darauf ihrem Manne, daß Merkur von Liebe zur Philologie entbrannt sei. Jupiter, der die Trefflichkeit der Jungfrau kennt, kann sich nicht gleich entscheiden, und es wird Pallas (Minerva), der sie besonders lieb ist, um Rat gefragt. Sie ist unwillig, daß man die Jungfrau verheiraten wolle, rät aber, die verheirateten Götter und die alten Göttinnen zusammenzurufen. Das geschieht, und Jupiter trägt die Sache vor, daß der Götterſohn Merkur eine erdgeborene Jungfrau, die zwar sehr gelehrt und ihm gleich an Eifer sei, zur Gattin begehre. Die Götter geben ihr Urteil darüber zustimmend ab, die Philosophie soll den Götterbeschluß auf eherne Tafeln schreiben und veröffentlichen, und zur Hochzeitsfeier sollen die Götter am Tage darauf sich versammeln.

Buch 2. In der Nacht erfährt Philologia den Götterbeschluß und verbringt die Nacht in Sorge; denn sie fürchtet, obgleich sie den Merkur liebt, das Geschick anderer Ehen zwischen Göttern und sterblichen Menschen auch an sich zu erleben, und sucht Aufschluß darüber in allerhand Rechnungen. Diese lassen ihr nur Glück ahnen. Unterdessen achtet ihre Begleiterin Periergia (Sorgfalt) mit ängstlicher Sorge auf ihr Thun und schilt die Sklavin Agrypnia (Schlaflosigkeit), welche ihr noch im Bett Nachtwachen verursacht mit allerhand Gedanken über Ausstattung u. s. w. Da kommt plötzlich die Mutter Phronesis (Einsicht) zum Lager und schmückt sie mit

[1]) Es ist die Seele (Psyche) gemeint, die aus Kraft und Licht geboren ist.

den Hochzeitgewändern. Der Schlaf entflieht, aber der Chor der Musen singt der Philologia ein Loblied zur Hochzeit, daß sie, die Freundin der Musen, zum Himmel erhoben wird. Auch Prudentia (die Klugheit) und deren Schwestern Justitia (Gerechtigkeit) und Temperantia (Mäßigung) und andere stellen sich ein. Es kommen auch die Charitinnen (die Huldgöttinnen) und verleihen der Philologia herrliche Augen, Anmut der Rede und Heiterkeit des Geistes. Es erscheint unter lautem Geräusch Athanasia (die Unsterblichkeit) und läßt die Philologia eine ganze Reihe von Schriften, welche andere Mädchen, die Artes (Künste) und Disciplinä (Wissenschaften), insgeheim sammeln, von sich geben. Sie verursacht ihr damit viel Anstrengung und Mühe und giebt ihr daher etwas zu schlürfen, damit sie gestärkter zum Himmel emporsteige. Diesen Trank entnimmt sie von ihrer Mutter Apotheosis (Vergötterung), welche schon früher die Werke der Philologie gesammelt hat. Durch diesen Trank wird die Philologie trotz aller früheren Anstrengung kräftig und herrlich; denn sie hat den Trank der Unsterblichkeit getrunken und wird nun mit dem Kraute des ewigen Lebens gekrönt. Mit Hülfe ihres Zöglings Labor (Arbeit) besteigt sie dann die Sänfte, und Labor mit Amor (Liebe) vorn und hinten Epimelia (Aufmerksamkeit) und Agrypnia (Nachtwache) tragen sie unter Vorantritt der Musen zum Himmel, während Periergia (Sorgfalt) und andere Genossinnen folgen. Aber als der Zug mit der Jungfrau sich den Höhen der luftigen Burg nahet, wird gemeldet, daß die Ehestifterin der Götter (Juno) komme, der Concordia (Eintracht), Fides (Treue) und Pudicitia (Schamhaftigkeit) vorangehen. Aber die Jungfrau fleht Juno nicht um den Beistand, den menschliche Bräute von ihr begehren, an, sondern erbittet sich von ihr Auskunft über die neue Umgebung. Juno führt sie in die Burg und giebt Auskunft über die Sphären und Götter, über den Genius, der die Seele treu behütet, und auch Engel genannt werden kann, über die Laren und Halbgötter und deren den Menschen erwiesene Wohlthaten und über die Manen. Zu den Genien soll nun auch Philologia gehören und sie wird in die höheren Sphären bis zu dem Kreise des Merkur emporgehoben. Da wird sie mit Freuden von großen Scharen begrüßt und von der Facundia (der Beredsamkeit), welche, wie die Etrusker sagten, auch mit Merkur vermählt war, ganz neidlos umarmt; denn Facundia war ja im Hause der Philologia entsprossen und erzogen. Es kam auch die Hüterin des Hauses, Themis oder Asträa, und andere. Darauf eilt man in die Sphäre der Venus und steigt bis zu der des Sol empor, den Philologia im Gesange preist, und sie muß darauf die Wohnsitze der Götter durchwandern. Sie hat vieles zu schauen, eilt aber endlich froh nach Galaxium (Milchstraße), wo, wie sie weiß, von Jupiter der Senat der Götter versammelt war; denn dort war das Haus Jupiters, welches glänzte durch Pracht und Herrlichkeit. Dort erwartet schon Jupiter mit Juno und allen Göttern, auf der höchsten Höhe auf glänzend weißen Sesseln sitzend, die Ankunft der Braut und läßt, als er bei Ankunft der Jungfrau die Gesänge der Musen vernimmt, den Merkur vortreten und mit ihm Liber (Bacchus) und Apollo, die Brüder, auch Herkules und andere. Auch folgen Engel und Selige in großer Menge den Schritten des Merkur, Linus, Homer, Virgil, Orpheus,

Plato, Archimedes, Heraklitus, Thales, Demokritus, Pythagoras, Aristoteles konnte man da sehen. Epikur brachte Rosen mit Veilchen gemischt, und auch Zeno und Arcesilaus waren da. Als nun Merkur kam und eintrat, erhob der ganze ehrwürdige Senat der Götter das Haupt des Eintretenden, Jupiter selbst setzt ihn in die Mitte zur Rechten der Pallas und läßt dann auch nicht lange darauf die Philologia, umgeben von den Musen und unter Vorantritt der Mutter, vorfordern. Als sie eintritt und der Vesta und deren Begleiterin jene von Wohlgerüchen duftende Rauchpfanne zurückgiebt, erfreut sich die ganze Gesellschaft der Götter, indem sie die ihm zukommenden Teile sich aneignet, an arabischen Wohlgerüchen. Die Jungfrau aber wollte in ihrer Bescheidenheit, obgleich ihr Jupiter einen Platz in seiner Nähe anwies, lieber da sitzen, wo sie in Verbindung mit Pallas die Musen sitzen sah. Dann erhob sich die Mutter der Jungfrau und forderte von Jupiter und allen Himmlischen, daß in Gegenwart aller die Brautgeschenke von Merkur gegeben würden, und daß dann endlich auch von der Jungfrau die Mitgift dargebracht würde, und daß sie dann die Tafeln und das Ehegesetz (Papia Poppaeaque lex) lesen ließen. Diese Bitte erschien den Göttern gerecht und nach ihr wurde verfahren.

Es folgt dann die Behandlung der sieben freien Künste, welche personifiziert im Gefolge des Bräutigams auftreten.

§ 65.

Cassiodorus.

Magnus Aurelius Cassiodorus stammte aus einer alten römischen Familie und war um 470 zu Scyllacium in Bruttium geboren. Er bekleidete unter Odoaker und Theodorich und dessen beiden Nachfolgern wichtige Staatsämter, zog sich aber 540 in das von ihm erbaute Kloster Vivarese in Calabrien zurück und beschäftigte sich mit den Wissenschaften, ließ Abschriften der alten Schriftsteller machen, schrieb selber über theologische Fragen und verfaßte Geschichtsbücher. Für uns ist besonders wichtig seine Unterweisung in den geistlichen Wissenschaften (de institutione diviniarum litterarum) und sein Werk über die sieben freien Künste (de artibus ac disciplinis liberalium artium). Vgl. über ihn Thorbecke, Cassiodorus ꝛc., Heidelberg 1867.

a. Cassiodorus sagt in der Vorrede zu der Unterweisung in den geistlichen Wissenschaften:

„Da ich bemerkte, daß die Studien der weltlichen Wissenschaften mit großer Begierde getrieben würden, so daß ein großer Teil der Menschen durch sie Weltklugheit zu erlangen glaubte, bin ich von großem Schmerze bewegt worden, daß für die heiligen Schriften und Wissenschaften öffentliche Lehrer fehlten, während die weltlichen Schriftsteller ohne Zweifel durch fleißige Unterweisung in Blüte standen. Ich habe daher mit dem seligen Agapetus, dem Papste der Stadt Rom (papa urbis Romae), es durchzusetzen versucht, wie es zu Alexandrien lange Zeit eingerichtet gewesen sein soll, wie jetzt auch in Nisibis, einer syrischen Stadt, eifrig von Hebräern gelehrt werden soll, daß die Kosten zusammengebracht würden und in der Stadt Rom vorzüglich die christlichen Schulen öffentliche

Lehrer erhielten, von denen sowohl die Seele das ewige Heil empfangen als auch durch züchtige und reine Beredsamkeit die Sprache der Gläubigen gebildet werden könnte.

Da aber wegen heißer Kriege und allzu stürmischer Streitigkeiten im italischen Reiche mein Wunsch sich nicht erfüllen konnte, weil die Sache des Friedens keinen Raum hat in unruhigen Zeiten, so bin ich, wie ich glaube, von göttlicher Liebe getrieben worden, daß ich euch (meinen Klosterbrüdern) statt eines Lehrers diese einführenden Bücher unter Gottes Beistande abfaßte, durch welche, wie ich meine, sowohl die Reihe göttlicher Schriften als auch eine compendiöse Kenntnis der weltlichen Wissenschaften durch Gottes Gnade könnte verbreitet werden. Sie sind vielleicht weniger beredt, weil in ihnen keine gezierte Beredsamkeit, sondern der notwendige Vortrag gefunden wird, großer Nutzen aber wird darin erkannt, wenn auch durch sie gelernt wird, woher sowohl das Heil der Seele als auch weltliche Gelehrsamkeit kommt. Ich empfehle in ihnen nicht eigene Weisheit, sondern die Lehren der Alten, welche zu loben für die Nachkommen recht und sie zu verkündigen rühmlich ist, weil das, was über die Alten unter Gottes Lobe gesagt wird, nicht für verhaßte Prahlerei geachtet wird. Dazu kommt, daß du einen strengen Lehrer haben wirst, wenn du häufig fragst, zu jenem aber kannst du, ohne von Neuheit verletzt zu werden, so oft zurückkehren, als du willst.

Deshalb laßt uns, liebste Brüder, ohne Zaudern zur heiligen Schrift durch die bewährten Erläuterungen der Väter, gleichsam wie durch eine Seherbrücke hinaufsteigen, damit wir, durch ihren Sinn gefördert, zum Anschauen des Herrn wirklich zu gelangen verdienen. Dies ist vielleicht die Leiter Jakobs, auf welcher die Engel auf- und niedersteigen (Genes. 28, 12) und über welche sich der Herr beugt, dem Müden die Hand reichend und die mühsamen Schritte durch seinen Anblick unterstützend. Deshalb müssen wir diese Ordnung beim Lesen beobachten, wie zuerst die Anfänger in Christo, nachdem sie die Psalmen gelernt haben, das göttliche Ansehen in gereinigten Schriften durch Übung betrachten, bis es ihnen unter Gottes Beistand bekannt wird.

Er führt dann eine Reihe Ausleger an, die sie zuerst studieren sollen und zu denen sie fleißig zurückkehren sollen; denn „die Mutter der Einsicht ist eine häufige und angespannte Betrachtung". Aber es darf auch das Gebet, daß Gott selber das Verständnis des Dunkeln eröffne, nicht fehlen.

Aber obgleich die ganze heilige Schrift vom Lichte von oben wiederstrahlt und in ihr die Kraft des heiligen Geistes augenscheinlich glänzt, so habe ich doch auf den Psalter, die Propheten und Briefe der Apostel den meisten Fleiß verwandt, weil sie mir tiefere Abgründe zu bewegen und gleichsam die Burg und erhabenste Höhe der ganzen heiligen Schrift zu enthalten schienen.

Er behandelt darauf den Oktateuch, das Buch der Könige, die Propheten, den Psalter, Salomo, die Hagiographen, die Evangelien, die Episteln, die sechs Arten des Verständnisses, die vier angenommenen Synoden, die Einteilung der heiligen Schrift nach Hieronymus, Augustinus, nach der alten Übersetzung und nach der Septuaginta u. s. w., die christlichen Geschichtschreiber und Lehrer ꝛc. Es

findet sich da dasselbe Material verarbeitet, was auch später die Scholastiker und z. B. auch Hugo von St. Victor behandelt haben.

b. Die Schrift über die sieben freien Künste.

Er bemerkt da in der Vorrede, daß diese sieben freien Künste alles auf Erden umfassen, wie ja auch die heilige Schrift mit der Zahl sieben das Vollkommene und Beständige bezeichne. Gott selbst hat die Arithmetik gegeben, da er alles nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet hat. Er will nun in dem vorliegenden Buche über diese Künste schreiben.

Zuerst aber muß gehandelt werden von der Grammatik, welche nämlich Anfang und Grundlage der freien Künste ist. Buch[1]) aber kommt her von Bast (liber a libro), d. h. der losgeschälten Baumrinde, worauf vor der Menge des Papiers die Alten die Gedichte schrieben. Denn man muß wissen, wie Varro sagt, daß wegen irgend eines Nutzens die Anfänge aller Künste entstanden sind. Kunst aber heißt es, weil es uns durch seine Regeln einschränkt und bindet (Ars vero dicta est, quod nos suis regulis arctet atque constringat). Andere sagen, dies Wort sei von den Griechen hergeholt (ἀπὸ τῆς ἀρετῆς).

Zum zweiten über die Rhetorik, welche wegen der Zierlichkeit und Fülle ihrer Beredsamkeit besonders in bürgerlichen Fragen als notwendig und ehrenvoll geschätzt wird.

Zum dritten über die Logik, welche Dialektik heißt. Sie trennt, wie die weltlichen Meister sagen, durch sehr feine und kurze Untersuchungen das Wahre von dem Falschen.

Zum vierten über die Mathematik, welche vier Disciplinen umfaßt, nämlich die Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Diese Mathematik können wir im Lateinischen Lehre (doctrinalis) nennen, welchen gemeinschaftlichen Namen, obgleich wir alles das Lehre nennen können, was immer lehrt, sie sich wegen ihrer Vortrefflichkeit besonders zugeeignet hat, wie wenn man unter dem Dichter Virgil versteht, wie man, wenn man der Redner sagt, Cicero versteht, obgleich man lernt, daß viele Dichter und Redner in der lateinischen Schule existieren. Und dasselbe rühmt auch von Homer und Demosthenes das beredte Griechenland.

Die Mathematik aber ist die Wissenschaft, welche die abstrakte Quantität betrachtet. Abstrakte Quantität aber nennen wir das, was wir, indem wir es im Verstande von der Materie oder von anderen Eigenschaften trennen, allein rechnend behandeln. So ist also die Reihenfolge der ganzen Abhandlung gleichsam wie von einem gewissen Bürgen versprochen. Und nun werden wir das, wie wir versprochen haben, unter Gottes Hülfe durch Einteilungen und Erklärungen geben, weil es eine doppelte Art zu lernen ist, wenn sowohl die schriftliche Beschreibung sorgfältig den Anblick erfüllt, als auch durch das bereite Gehör eintritt. Und auch das werden wir nicht verschweigen, durch welche griechische und lateinische Schriftsteller das, was wir sagen, ausgelegt und klar gestellt

[1]) Es kann aber auch sein, daß Cassiodorus hier an liber = frei denkt und daß er hier eben gerade die Worte liber = frei und ars = Kunst erklären will.

ist, damit der, welcher fleißig lesen will, durch gewisse Compendien eingeführt, deutlicher das von den Alten Gesagte erfahre.

Es folgt nun in sieben Kapiteln die kurze Behandlung der sieben freien Künste in der Weise, daß er den Namen der betreffenden Kunst ableitet, von den Männern spricht, die sie behandelt haben, ihre Einteilung angiebt und auch Einzelheiten aus dem Materiale derselben bietet. So leitet er die Grammatik ab von den Buchstaben, führt als Grammatiker an Palämon, Phocas, Probus und Censorinus und vor allen Donatus, der ihm am besten gefällt, weil er für Knaben besonders paßt und den Anfängern angemessen erfunden wird. Es folgt dann die Einteilung der Grammatik nach Donat und die kurze Erklärung der grammatischen Ausdrücke Laut, Buchstabe, Silbe u. s. w. (Littera est pars minima vocis articulatae), worauf er einige Regeln über Nomen und Verbum giebt. In ähnlicher Weise behandelt er alle Künste, so daß eben nur Schemata geboten werden.

§ 66.

Benedikt von Nursia.

Benedikt von Nursia, der Stifter des Mönchsordens, in dessen Klöstern die Erziehung Tradition geblieben ist, war 480 zu Nursia in Umbrien von vornehmen Eltern geboren. Erst sieben Jahre alt wurde er von seinem Vater nach Rom gebracht, um da zu studieren. Allein nach fünfjährigem Aufenthalte floh er 492 aus der Stadt, um sich in der Einsamkeit vor der Sittenlosigkeit zu verbergen. Er legte nach und nach eine Reihe Klöster an, in denen er, um einen besseren Mönchsstand heranzubilden, die Mitglieder selber unterwies und sich auch der Erziehung der Jugend widmete. Sein Lieblingsschüler war Maurus, der ihm schon im Alter von sieben Jahren übergeben wurde. Dem Kloster Monte Cassino, welches er 528 gründete, gab er durch seine Mönchsregel diejenige Einrichtung, welche für alle Klöster vorbildlich geworden ist.

Die 73 Kapitel der Mönchsregel des Benedikt enthalten wenige Sätze über die Erziehung der Kinder, aber sie faßt das Mönchtum selbst als eine Schule im Dienste des Herrn auf. Der Mönch soll in dieser Schule von der Trägheit des Ungehorsams gegen Gott zur Arbeit des Gehorsams zurückkehren, sich völlig unter das Gesetz des Herrn beugen und den eigenen Willen völlig aufgeben lernen, um Christo zu dienen. Gehorsam, Schweigsamkeit und Demut sind die drei Haupttugenden, durch welche der Mensch zum Himmel emporsteigt. Dagegen tritt, weil Benedikt selbst weder ein Gelehrter noch ein Freund der Wissenschaft ist, die Bildung des Geistes durch den Unterricht sehr zurück. Speziell pädagogisch sind nur die Bestimmungen über die Aufnahme und Erziehung der Oblaten, d. h. der Kinder, welche Eltern dem Kloster weihten, wo sie unter einem eigenen magister noviciorum bis zum verständigen Alter erzogen wurden.

Wir geben hier einige Hauptkapitel aus der Regel nach der Ausgabe von Edmund Martene in dem Commentarius in regulam S. P. Benedicti. Parisiis 1690.

Prolog: Höre, o Sohn, die Vorschriften des Meisters und neige das Ohr deines Herzens dazu und nimm die Ermahnung des frommen Vaters gern auf und erfülle sie thatsächlich, daß du durch die Arbeit des Gehorsams zu dem zurückkehrest, von dem du durch die Unthätigkeit

des Ungehorsams abgefallen warst. An dich also wendet sich nun meine Rede, der du dem eigenen Willen entsagen, aber dem Könige und Herrn Christo als Soldat dienen willst und die starken und vorzüglichen Waffen des Gehorsams an dich nimmst.

Kap. 2. (Wie der Abt beschaffen sein muß.) Der Abt, welcher einem Kloster vorzustehen würdig ist, muß immer bedenken, was gesagt wird, „auch den Namen des Größeren durch Thaten zu erfüllen". Denn er wird angesehen, als ob er das Amt Christi im Kloster führe, da er auch mit dessen Namen bezeichnet wird, wie der Apostel sagt: „Ihr habt den Geist der Kindschaft empfangen, in welchem wir rufen, Abba, Vater. Deshalb muß der Abt nichts wider das Gebot des Herrn lehren, oder einrichten, oder befehlen, sondern sein Befehl oder seine Lehre soll als Sauerteig der göttlichen Gerechtigkeit in die Seelen der Schüler ausgegossen sein. Der Abt sei immer eingedenk, daß seine Lehre oder der Gehorsam der Jünger im schrecklichen Gerichte Gottes erforscht werden wird, und es wisse der Abt, daß es dem Hirten zur Last gelegt wird, wenn der Hausvater irgend weniger Nutzen an den Schafen finden kann. Dann erst wird er frei sein, wenn auf die unruhige oder ungehorsame Herde des Hirten ganzer Fleiß und auf ihre siechen Handlungen alle Sorge gewandt ist. Der Hirt derselben kann dann, frei gesprochen im Gerichte des Herrn, sagen mit dem Propheten zum Herrn: „Deine Gerechtigkeit habe ich nicht in meinem Herzen verborgen, von Deiner Wahrheit und von Deinem Heile rede ich", sie aber haben mit Verachtung mich verschmäht. Und dann erst wird den ungehorsamen Schafen seiner Hut als starke Strafe selbst der Tod zu teil.

Wenn daher einer den Namen Abt annimmt, so muß er mit doppelter Unterweisung seinen Jüngern vorangehen, er muß nämlich alles Gute und Heilige mehr mit Thaten als Worten zeigen, daß er den fähigen Schülern die Gebote Gottes mit Worten vorlegt, den hartherzigen aber und einfältigeren mit seinen Thaten die göttlichen Vorschriften zeigt. Alles aber, was er den Schülern als unrecht lehrt, muß er auch in seinem Handeln als solches zeigen, das man nicht thun darf, damit er nicht anderen predige und selbst verwerflich erfunden werde, damit nicht einmal Gott solchem Sünder sage: Warum verkündigest du meine Rechte und nimmst meinen Bund in deinen Mund, der du doch Zucht hassest und wirfst meine Worte hinter dich. Und du siehest in dem Auge deines Bruders den Splitter, und den Balken in deinem Auge hast du nicht gesehen. Er mache keinen Unterschied der Person im Kloster. Es werde der eine nicht mehr geliebt als der andere, außer wen man in guten Werken und im Gehorsam besser findet. Es werde der Freigeborene dem Unfreien nicht vorgezogen, wenn nicht ein vernünftiger Grund vorhanden ist. Ob Knecht ob Freier, wir sind alle in Christo einer und tragen unter einem Herrn den gleichen Kriegsdienst der Knechtschaft, weil bei Gott kein Ansehen der Person ist. Nur in diesem Teile werden wir bei ihm unterschieden, ob wir besser vor anderen in guten Werken und demütig erfunden werden. Allen werde von ihm gleiche Liebe zu teil, eine Zucht werde an allen nach Verdienst geübt. In seiner Lehre muß der Abt nämlich immer jene apostolische Form beachten, in der er sagt: Überführe, mahne, schilt, d. h. indem

er nach Zeiten verschieden bald schreckt, bald milde sich erweist, er zeige den strengen Affekt des Meisters, den gelinden des Vaters, d. h. er muß die Ungezogenen und Unruhigen härter rügen, die Gehorsamen aber, die Sanften und Geduldigen, daß sie zum Besseren fortschreiten, bitten, die Nachlässigen aber und Verächter mag er nach unserer Anweisung schelten und herunterreißen.

Und er soll die Sünden der Fehlenden nicht verheimlichen, sondern sie bald, wenn sie zu entstehen anfangen, von Grund aus, wie er kann, abschneiden, eingedenk der Gefahr des Eli, des Priesters zu Silo: und die edleren und einsichtigen Seelen mag er bei der ersten und zweiten Ermahnung mit Worten angreifen, die Boshaften aber, die Hartherzigen, Übermütigen und Ungehorsamen mag er mit Schlägen oder Körperstrafe gleich im Beginn der Sünde bändigen; denn er weiß, daß geschrieben steht: Der Thor wird mit Worten nicht gebessert, und wiederum: Schlage deinen Sohn mit der Rute und du wirst seine Seele vom Tode erretten. —

Kap. 3. (Über die zur Beratung zu berufenden Brüder.) So oft etwas Wichtiges im Kloster zu verhandeln ist, berufe der Abt die ganze Gesellschaft und sage selbst, um was es sich handle. Er höre den Rat der Brüder, betrachte es bei sich und thue, was er für nützlicher hält. Wir haben aber deshalb gesagt, daß alle zur Beratung gerufen werden, weil Gott oft einem jüngeren offenbart, was besser ist. Aber die Brüder sollen so ihren Rat mit aller demütigen Unterwerfung geben, daß sie sich nicht herausnehmen, unverschämt das, was ihnen gut scheint, zu verteidigen, sondern es mehr vom Urteil des Abtes abhängt, so daß alle dem, was er für heilsam hält, gehorchen. Aber wie es den Schülern geziemt, dem Meister zu gehorchen, so ziemt es sich auch für ihn selbst, alles vorsichtig und recht zu ordnen.

In allen Stücken aber sollen alle als Hauptregel, von der niemand thöricht abweichen soll, befolgen: Niemand soll im Kloster dem Willen seines eigenen Herzens folgen und keiner soll sich herausnehmen, frech mit seinem Abte oder außer dem Kloster zu streiten. Wenn sich einer das herausnimmt, soll er entsprechender Strafe unterliegen. Der Abt selber aber soll alles mit Gottesfurcht und mit Beobachtung der Regel thun und wissen, daß er ohne Zweifel von allen seinen Urteilen vor dem gerechten Gerichte Gottes Rechenschaft geben muß. Wenn aber nur geringeres zum Nutzen des Klosters zu verhandeln ist, so soll er nur den Rat der Älteren benutzen, wie geschrieben steht: Alles thue mit Rat, und du wirst nachher die That nicht bereuen.

Kap. 5. (Über den Gehorsam.) Die erste Stufe der Demut ist der Gehorsam ohne Verzug. Dies kommt denen zu, welche nichts für sich von Christo theuerer achten wegen des heiligen Dienstes, zu welchem sie sich bekannt haben, oder wegen der Furcht vor der Hölle oder des Ruhmes des ewigen Lebens, daß sie bald, wenn etwas von einem Höheren geboten ist und wenn etwas göttlich befohlen ist, keinen Aufschub im Thun kennen. Über diese sagt der Herr: Beim Hören des Ohres hat er mir gehorcht. Und wiederum sagt er zu den Lehrern: Wer euch höret, der höret mich. Daher verlassen solche sogleich das Ihre, lassen ihren

eigenen Willen dahinten, lassen aus den beschäftigten Händen und was sie treiben unvollendet und folgen mit zum Gehorsam bereitem Fuße mit der That der Stimme des Gebietenden, und gleichsam in einem Augenblicke werden beide, das vorher erwähnte Gebot des Lehrers und die vollkommene That des Schülers, zusammen ausgeführt. Die, welche Liebe haben, zum ewigen Leben zu kommen, ergreifen also den schmalen Weg, von dem der Herr sagt: Der Weg ist schmal, der zum Leben führt, so daß sie nicht nach ihrer Willkür leben oder ihren Begierden und Lüsten gehorchen, sondern nach fremdem Urteil und Befehl wandeln, im Kloster verweilen und begehren, daß ihnen der Abt vorstehe. Ohne Zweifel folgen solche dem Spruche des Herrn, da er sagt: Ich bin nicht gekommen, meinen Willen zu thun, sondern des, der mich gesandt hat. Aber dieser Gehorsam wird dann Gott angenehm und den Menschen lieblich sein, wenn das, was befohlen ist, nicht eilfertig, nicht langsam, nicht lau oder mit Murren oder mit unwilligem Einspruch gethan wird, weil der Gehorsam, welcher den Oberen geleistet wird, Gott geleistet wird. Denn er sagt selbst: Wer euch hört, der höret mich. Und er muß mit gutem Geiste von den Jüngern geleistet werden, weil Gott einen fröhlichen Geber lieb hat. Denn wenn der Schüler mit bösem Herzen gehorcht und nicht nur mit dem Munde, sondern auch im Herzen murrt, so wird, wenn er auch das Gebot erfüllt, es doch nicht Gott angenehm sein, da dieser das Herz des Murrenden ansieht. Und er erhält für solches Thun keinen Dank, sondern fällt in die Strafe der Murrenden, wenn er es nicht durch Genugthuung verbessert.

Kap. 21. (Über die Dekane des Klosters.) Wenn die Mönchsgemeinde größer ist, sollen aus ihnen Brüder, die ein gutes Zeugnis haben und heiligen Wandels sind, gewählt und als Dekane eingesetzt werden, welche für ihre Dekanien in allem nach den Geboten Gottes und den Vorschriften ihres Abtes sorgen sollen. Zu Dekanen sollen solche gewählt werden, welchen der Abt sicher seine Lasten zuteilen kann. Und sie sollen nicht nach dem Range, sondern nach dem verdienstlichen Leben und der weisen Lehre gewählt werden. Und wenn von diesen Dekanen irgend einer von Hochmut aufgeblasen und tadelnswürdig erfunden wird, so soll er, wenn er ein-, zwei- und dreimal gerügt worden ist und sich nicht hat bessern wollen, abgesetzt werden, und ein anderer, der würdig ist, soll an seine Stelle gewählt werden. Und über den Propst (Praepositus) setzen wir dasselbe fest.

Kap. 22. (Wie die Mönche schlafen sollen.) Sie sollen je einer in einem Bette schlafen. Die Lagerstätten erhalten sie nach ihrer Lebensweise der Bestimmung des Abtes gemäß angewiesen. Wenn es geschehen kann, sollen alle an einem Orte schlafen; wenn es aber die große Zahl nicht zuläßt, sollen je zehn oder zwanzig mit den Senioren, welche sich um sie kümmern, ruhen. Eine Kerze soll immerfort in dieser Zelle brennen bis früh. Sie sollen angekleidet schlafen, mit den Gürteln oder Stricken umgürtet, aber ihre Messer sollen sie nicht an ihrer Seite haben, wenn sie schlafen, damit sie nicht im Traume vielleicht die Schläfer verwunden, damit die Mönche auch immer bereit sind und auf das gegebene Zeichen ohne Verzug sich erheben und eilen einander zuvorzukommen zum

Dienst Gottes, doch mit allem Ernste und aller Bescheidenheit. Die jüngeren Brüder sollen ihre Betten nicht bei einander haben, sondern untermischt mit den älteren. Beim Aufstehen aber zum Gottesdienst sollen sie einander bescheiden mahnen wegen der Entschuldigungen der Schlaftrunkenen.

Kap. 23. (Über den Bann der Strafe.) Wenn ein Bruder störrig, oder ungehorsam, oder hochmütig, oder mürrisch oder in irgend einem Stücke regelwidrig und als ein ungehorsamer Verächter der Vorschriften des Oberen erfunden wird, so soll er nach dem Befehl unseres Herrn ein- und zweimal heimlich von seinem Oberen ermahnt werden. Wenn er sich aber nicht bessert, soll er öffentlich vor allen gerügt werden. Wenn er sich aber noch nicht bessert, soll er, wenn er weiß, was für eine Strafe das sei, der Exkommunikation unterliegen. Wenn er aber boshaft ist, soll er körperlicher Strafe unterworfen werden.

Kap. 30. (Wie Knaben von niederem Alter gestraft werden sollen.) Jedes Alter und jede Stufe der Einsicht fordert ihr eigenes Maß. So oft deshalb solche Knaben oder Jünglinge oder solche, die noch keinen rechten Begriff davon haben, welch eine schwere Strafe der Bann ist, sich eines Vergehens schuldig machen, so sollen sie zu ihrer Heilung entweder mit außerordentlichem Fasten oder mit tüchtigen Schlägen gezüchtigt werden.

Kap. 37. (Von Greisen und Kindern.) Obgleich die menschliche Natur von selbst zum Mitleid bei solchen Lebensaltern, der Greise nämlich und der Kinder, bewogen wird, so soll doch auch das Ansehen der Regel für sie sorgen. Man soll bei ihnen immer ansehen die Schwachheit, und sie sollen keineswegs durch die Regel an den Speisen gehindert werden, sondern man nehme auf sie fromme Rücksicht, und sie mögen vor den kanonischen Stunden (zum Essen) kommen.

Kap. 39 wird in betreff des Maßes der Speisen bestimmt: — — — Die Knaben von niederem Alter sollen nicht dieselbe Menge (Speise) erhalten, sondern weniger als die älteren. Und Kap. 54 wird festgesetzt, daß die Kinder, welche beim Singen der Psalmen, der Responsorien und Antiphonien einen Fehler machen, Schläge bekommen sollen. Über die tägliche Handarbeit bestimmt Kap. 58: Müßiggang ist der Seele feind, und deshalb müssen zu bestimmten Zeiten die Brüder sich mit Handarbeit beschäftigen und wiederum zu bestimmten Stunden mit heiliger Lektüre.

Kap. 58. (Von der Aufnahme neuer Brüder.) Wenn jemand neu zur Bekehrung kommt, so soll ihm der Eintritt nicht leicht gestattet werden, sondern wie der Apostel sagt: Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Wenn er also kommt, wenn er beharrlich anklopft und wenn er die zugefügten Beleidigungen und die Erschwerung des Eintritts nach vier oder fünf Tagen geduldig zu ertragen scheint und er auf seiner Bitte beharrt, so soll ihm der Eintritt zugesagt werden und er soll einige Tage in der Zelle der Gäste sein, dann aber in der Zelle der Novizen, wo er Betrachtungen anstellen und essen und schlafen mag. Und es soll ihm ein solcher Senior beigegeben werden, welcher geeignet ist, Seelen zu gewinnen, welcher auf ihn aufmerksam achtet und sich darum bekümmert,

ob er wirklich Gott sucht, ob er sich bemüht um den Dienst Gottes, um Gehorsam und Schimpf. Er mag ihm alles Rauhe und Mühselige vorstellen, durch welches der Weg zu Gott führt. Wenn er beharrlich zu bleiben verspricht, soll ihm nach zwei Monaten die Regel der Reihe nach vorgelesen und ihm gesagt werden: Siehe das ist das Gesetz, unter welchem du Kriegsdienst leisten willst; wenn du es halten kannst, tritt ein, wenn du es aber nicht kannst, gehe frei hinweg. Wenn er noch bleibt, so soll er nun in die Zelle der Novizen geführt und wieder geprüft werden in aller Geduld. Und nach Verlauf von sechs Monaten soll ihm die Regel vorgelesen werden, damit er weiß, wozu er eingeht. Und wenn er noch beständig bleibt, so soll ihm nach vier Monaten die Regel wieder vorgelesen werden, und wenn er nach Überlegung bei sich selbst verspricht, alles zu beobachten und alles ihm Befohlene zu halten, dann soll er in die Gemeinschaft aufgenommen werden und wissen, daß durch das Gesetz der Regel festgesetzt ist, daß ihm von diesem Tage an nicht mehr freisteht, aus dem Kloster zu gehen oder den Hals aus dem Joch der Regel zu ziehen, welche er unter so ernster Überlegung verwerfen oder auf sich nehmen konnte. Er soll aber im Oratorium vor allen bei der Aufnahme versprechen, im Kloster zu bleiben (stabilitas) und Bekehrung seiner Sitten (conversio morum) und Gehorsam (obedientia) vor Gott und seinen Heiligen, so daß er wisse, daß er, wenn er anders handelt, von dem verdammt werde, den er verspottet hat. — — —

Kap. 59. (Von den Söhnen vornehmer oder armer Leute, welche dem Kloster übergeben worden.) Wenn vielleicht ein vornehmer Mann seinen Sohn Gott im Kloster darbringt (offert), so sollen die Eltern, wenn der Sohn selber niedrigen Alters ist, ein Gesuch machen und mit einer Opfergabe (oblatio) das Gesuch selbst und die Hand des Knaben in die Altardecke einwickeln und ihn so darbringen. In betreff aber seines Vermögens sollen sie entweder in dem Gesuch mit einem Eide versprechen, daß sie niemals durch eine erwählte Person noch auf irgend eine Weise ihm etwas geben oder Gelegenheit zum Besitz bieten; oder wenn sie dies nicht thun wollen und etwas als Almosen dem Kloster zu seinem Lohne darbringen wollen, so mögen sie aus den Sachen, die sie dem Kloster geben wollen, eine Schenkung machen, indem sie sich, wenn sie wollen, den Nießbrauch vorbehalten. Und so soll alles verstopft werden, daß dem Knaben keine Vermutung bleibt, durch welche getäuscht er verderben könnte, wie wir es erfahren haben, das sei ferne. Ähnlich aber sollen auch ärmere thun; die aber ganz und gar nichts haben, sollen einfach ein Gesuch machen und mit der Opfergabe ihren Sohn vor Zeugen darbringen.

Kap. 63. — — — Die jüngeren (Mönche) sollen die älteren ehren, die älteren die jüngeren lieben. Bei der Anrede soll keiner den anderen mit dem Namen allein anreden, sondern die älteren sollen die jüngeren Brüder, die jüngeren aber ihre Vorgesetzten Nonnus, d. h. ehrwürdiger Vater, nennen. Der Abt aber, welcher Christi Amt führt, soll Herr und Abt heißen nicht aus Hochmut, sondern aus Ehrfurcht und Liebe zu Christo. Er soll aber denken und so sich zeigen, daß er solcher Ehre würdig sei. Wo sich aber die Brüder begegnen, soll der jüngere

von dem älteren den Segen erbitten. Wenn der ältere vorübergeht, soll der jüngere aufstehen und ihm Platz zum Sitzen machen. Und der jüngere soll es sich nicht herausnehmen sich zu setzen, bevor es ihm der ältere geboten hat, damit geschehe, was geschrieben steht: Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor. Die Knaben, die kleinen und die größeren, sollen im Versammlungssaal (Oratorium) oder bei Tische mit Zucht ihre Ordnungen einhalten. Draußen aber und überall sollen sie unter strenger Aufsicht stehen, bis sie zu verständigem Alter kommen.

Kap. 70. Jede Gelegenheit, sich zu überheben, soll im Kloster verboten werden. Wir setzen fest, daß keinem erlaubt sein soll, einen seiner Brüder zu excommunicieren oder zu schlagen, wenn er nicht die Macht dazu vom Abte empfangen hat. Die Übertreter sollen aber vor allen gerügt werden, damit die übrigen Furcht haben. An den Knaben aber soll bis zum fünfzehnten Jahre von allen fleißige Zucht und Überwachung vor allem geübt werden, aber auch dies mit allem Maße und aller Vernunft. Denn welcher bei dem kräftigeren Alter irgend wie sich überhoben hat ohne Vorschrift des Abtes oder bei den Kindern sogar ohne Unterscheidung zornig geworden ist, soll der regelrechten Strafe unterliegen, weil geschrieben steht: Was du nicht willst, das man dir thue, das füge auch keinem andern zu.

§ 67.

Gregor der Große.

Gregor der Große, römischer Papst von 590—604, wurde als besonderer Förderer der Schulen angesehen, und deshalb ist das Gregoriusfest ein besonderes Schulfest gewesen, indessen hat er doch in seinen Schriften meist nur die gesammte erzieherische Thätigkeit der Kirche hervorgehoben, ist aber nicht besonders in das Einzelne der Jugenderziehung eingegangen. So bespricht er in seiner Pastoralregel (regula pastoralis) im dritten Teile allerdings die verschiedene pastorale Behandlung der verschiedenen Menschenklassen ziemlich eingehend und bietet da in betreff der verschiedenen Einwirkung auf entgegengesetzte Charaktere, z. B. furchtsame und freche, faule und flüchtige, viel Pädagogisches, aber gerade da, wo er auf die Behandlung junger Leute zu sprechen kommt, ist er einsilbig und weiß nur zu sagen, daß auf diese Ernst und Strenge meist einen wirksamen Eindruck machen, während man alte Leute mehr durch sanften Zuspruch zur Besserung bewegen könne. In seinen Dialogen erzählt er auch (Buch 4, Kap. 17 und 18) von einem Mädchen, der die Jungfrau Maria liebreich erschienen sei und ihr befohlen habe, nichts Kindisches mehr zu thun und immer zu gedenken, daß sie bald zu ihr käme. Nach diesem Gesicht sei das früher fröhliche Kind ganz ernst geworden und sei nach 30 Tagen mit dem Rufe: „Siehe, Herrin, ich komme, ich komme!“ gestorben. Dagegen seien einem fünfjährigen Knaben, den der Vater allzunachsichtig erzog und der deshalb lästerlich geflucht habe, böse Geister erschienen und er sei bald darauf unter Fluchen verschieden. Gregor zieht daraus den Schluß, daß manchen Kindern der Zugang zum Himmelreiche von den Eltern selbst verschlossen werde, wenn diese ihrer sich nicht gehörig annehmen. In einem Briefe an die kaiserliche Prinzessin Theoktista schreibt er über die Erziehung kaiserlicher Prinzen (Briefe, Buch VII, Brief 26):

„Ich bitte aber, daß Ihr Euch angelegen sein lasset, die jungen Herren, die Ihr erziehet, vornehmlich zur Sittlichkeit anzuhalten und die vornehmen Eunuchen, welche ihnen beigeordnet sind, zu ermahnen, daß sie nur solches zu ihnen reden, was ihre Gemüter in der gegenseitigen Liebe unter sich und in der Milde gegen ihre Untergebene übt, damit nicht, wenn sie irgend einen Groll gegen einander faßten, dieser hernach offen hervorbricht. Denn die Worte der Erzieher sind entweder Milch, wenn sie gut sind, oder Gift, wenn sie schlecht sind. Deshalb soll man ihnen solches beibringen, was seiner Zeit an den Tag legt, wie gut dasjenige gewesen, was sie aus dem Munde ihrer Pfleger eingesogen haben."

Aus der Pastoralregel:

T. I. Kap. 1. „Keine Kunst wagt man eher zu lehren, als bis man sie mit aller Sorgfalt gelernt hat. Wie groß ist also der Leichtsinn derer, welche unerfahren ein Hirtenamt übernehmen; denn die Seelenführung ist die Kunst aller Künste. Wer wüßte nicht, daß die Seelenwunden tiefer liegen als die Wunden in den Eingeweiden? Und doch tragen häufig solche, die der geistigen Gesetze völlig unkundig sind, kein Bedenken, sich für Seelenärzte auszugeben, während man sich doch schämen würde, für einen Leibesarzt zu gelten, ohne die Wirkungskraft der Heilmittel zu kennen. Weil aber durch Gottes Fügung jetzt alles, was in der Welt hoch steht, in Ehrfurcht der christlichen Religion sich zuneigt, so giebt es solche, die in der heiligen Kirche unter dem Vorwande des Hirtenamtes nach Ehre und Ruhm haschen, als Lehrer angesehen sein möchten, über andere Leute erhaben sein wollen und nach den Worten der ewigen Wahrheit die ersten Begrüßungen an öffentlichen Orten, die ersten Plätze bei Gastmählern und die vordersten Stühle bei Zusammenkünften in Anspruch nehmen. Leute dieser Art vermögen das übernommene Hirtenamt um so weniger würdig zu verwalten, je mehr sie der Stolz allein zum Lehramt der Demut geführt hat. Denn sogar die Zunge gerät beim Lehramt in Verwirrung, wenn sie nach etwas anderem sich richtet als nach dem, was man lehrt. Über solche klagt der Herr durch den Propheten mit den Worten: „Sie waren Könige, aber nicht durch mich); Fürsten, aber ohne mein Wissen."

T. II. Kap. 2. „Der Seelenhirt muß immer rein sein in seinen Gedanken, damit den keine Unreinigkeit beflecke, der das Amt übernommen hat, aus den Herzen anderer die Flecken der Unreinigkeit zu tilgen. Denn die Hand, welche den Schmutz abwaschen will, muß sich bemühen rein zu sein, damit sie nicht alles, was sie anrührt, noch schmutziger mache, weil an ihrem eigenen Schmutz jeder andere Unrat hängen bleibt. Es steht ja geschrieben: „Reiniget euch, die ihr des Herrn Gefäße traget." Die Gefäße des Herrn tragen aber diejenigen, welche es übernehmen, die Seelen ihrer Mitmenschen durch das Beispiel ihres Wandels in das Heiligtum der Ewigkeit einzuführen. Bei sich selbst also sollen sie erwägen, wie rein die sein müssen, welche lebendige Gefäße gleichsam im Schoße der eigenen Gottverlobung zum Tempel der Ewigkeit tragen. Deshalb befahl Gottes Stimme, daß auf Aarons Bericht das Amtsschild

(rationale judicii)[1]) mit Binden befestigt werde, weil flüchtige Gedanken sich des priesterlichen Herzens nicht bemächtigen dürfen, sondern die Vernunft allein darin herrschen muß. Nichts Unbesonnenes oder Unnützes denke, wer andern als Muster vor Augen gestellt, durch den Ernst seines Lebens immer zeigen muß, welche Gesinnung er in seinem Busen trage. Nicht ohne Grund wird beigefügt, daß auf diesem Amtsschild die Namen der zwölf Patriarchen geschrieben sein sollen. Denn die Namen der Stammväter auf der Brust geschrieben zu tragen, bedeutet, daß man das Leben der Vorväter ohne Unterlaß bedenken solle. Dann wandelt nämlich der Priester tadellos, wenn er die Beispiele der Vorväter unaufhörlich vor Augen hat, wenn er unablässig die Fußtapfen der Heiligen betrachtet und aller unerlaubten Gedanken sich entschlägt, damit er nicht in seiner Handlungsweise die Schranken seines Standes überschreite. — —

Kap. 3. Der Seelenführer sei musterhaft in seiner Handlungsweise, damit er durch sein Leben den Untergebenen den Weg des Lebens zeige und die Herde, die der Stimme und dem Vorgang des Hirten folgt, mehr noch nach seinem Beispiel als nach seinen Worten sich richten könne. Denn da seine Stellung ihn nötigt, die erhabensten Wahrheiten zu verkündigen, so befindet er sich eben deshalb auch in der Notwendigkeit, die erhabensten Beispiele zu geben. Jene Worte dringen nämlich am leichtesten in die Herzen der Hörer, welche durch das Leben des Predigers unterstützt sind, indem er in diesem Falle durch sein eigenes Vorbild dazu hilft, daß seine Vorschriften ausgeführt werden."

T. III. Kap. 1. Anders sind Jünglinge, anders Greise zu ermahnen; denn jene bringt häufig eine strenge Ermahnung auf den rechten Weg, diese aber macht eine freundliche Bitte zur Besserung aufgelegt. Es steht ja geschrieben: „Einen Alten schilt nicht, sondern ermahne ihn als einen Vater." (1 Tim. 5, 1.)

Kap. 33. Anders muß man diejenigen ermahnen, welche zwar nur in ganz geringem, jedoch häufig fehlen, und anders diejenigen, die sich vor dem Bösen hüten, jedoch bisweilen in schwere Sünden fallen. Die zwar nur in geringem, jedoch häufig fehlen, muß man ermahnen, nicht auf die Beschaffenheit, sondern auf die Zahl ihrer Sünden zu sehen. Denn wenn sie auch meinen, sie hätten sich hinsichtlich des Gewichtes ihrer Sünden nicht zu fürchten, so müssen sie doch beim Anblick ihrer Zahl von Furcht ergriffen werden. Kleine aber unzählige Regentropfen füllen ja sogar tiefe Flußbetten. Auch hat es die gleiche Wirkung für ein Schiff, ob das Bodenwasser allmählich anschwillt, oder ob ein heftiger Sturm wütet. Klein sind auch die Wunden, welche bei der Krätze an den Gliedern entstehen, aber wenn sie in zahlloser Menge den Körper bedecken, so rauben sie ihm ebenso das Leben wie eine schwere Wunde, die an der Brust klafft. Darum steht geschrieben: „Wer das Kleine verachtet, fällt allmählich ab." (Sirach 19, 1.) Denn wer nicht sogar die kleinsten Sünden beweinen und meiden will, der verliert den Zustand der Gerechtigkeit, wenn auch nicht plötzlich, so doch nach und nach gänzlich.

[1]) Etwa zu übersetzen: Vernunft und Urteil, so daß die Folgerungen, die Gregor daraus zieht, klar werden.

Es sollen darum diejenigen, welche in kleinen Dingen häufig Fehltritte begehen, wohl bedenken, daß bisweilen eine kleine Sünde schwerer wiege als eine große. Bei einer größeren sieht man das Sündhafte schneller ein und bessert sich darum auch schneller; eine kleine Sünde aber hält man für nichts, und dies ist um so schlimmer, als man dann ganz ruhig sie zu begehen fortfährt. So kommt es, daß die Seele, die sich an läßliche Sünden gewöhnt hat, auch vor schweren nicht mehr zurückbebt, ja durch die Gewohnheit der Sünde eine gewisse Kühnheit im Bösen erlangt und sich so auch aus großen Sünden nichts mehr macht, da sie in kleinen Dingen ohne Scheu zu sündigen gelernt hat.

Diejenigen hingegen, welche sich vor kleinen Fehlern hüten, bisweilen aber in schwere Sünden geraten, muß man zu sorgfältiger Selbstprüfung ermahnen. Denn weil sich ihr Herz auf die Vermeidung kleiner Fehltritte etwas zugute thut, so verschlingt sie der Abgrund ihres Stolzes und sie fallen in schwere Sünde; während sie äußerlich in kleinem siegen, aber innerlich von eitler Ruhmsucht sich hinreißen lassen, fällt die vom Hochmut innerlich besiegte Seele auch äußerlich in größere Sünden. Die sich also vor kleinen Sünden hüten, aber bisweilen in schwere geraten, muß man ermahnen, nicht in innern Verfall zu geraten, während sie äußerlich festzustehen meinen, damit ihnen nicht als Strafe des strengen Richters ihre ohnehin geringe Gerechtigkeit der Weg werde zum Abgrund der schweren Sünde. Denn wer in eitler Selbsterhebung es seinen Kräften zuschreibt, daß er ganz geringe Tugenden sich bewahrt habe, der wird mit Recht sich selbst überlassen und stürzt dann in größere Sünden; durch diesen Fall lernen sie dann, es sei nicht ihr eigenes Verdienst gewesen, als sie feststanden, indem jetzt ungeheure Sünden das Herz belasten, welches auf das geringste Gut sich etwas einzubilden pflegte. Sie sollen erwägen, daß sie zwar bei den schweren Sünden sich einer großen Verantwortung schuldig machen, aber des ungeachtet auch in den kleinen Dingen, bei welchen sie sich sorgfältig in Acht nehmen, bisweilen in nicht geringer Weise sich versündigen; denn bei jenen thun sie böses, mit diesen aber verbergen sie den Menschen ihren wirklichen Zustand. So ist es offenbare Bosheit, wenn sie vor Gott größere Sünden begehen, erheuchelte Heiligkeit aber, wenn sie vor den Menschen kleine Tugendübungen einhalten. Darum wird den Pharisäern gesagt: „Ihr seiget Mücken, verschlucket aber Kamele.“ (Matth. 23, 24.) Das will sagen: Ganz kleine Sünden meidet ihr, aus großen macht ihr euch nichts. Darum macht ihnen abermals die ewige Wahrheit Vorwürfe, wenn sie ihnen sagt: „Ihr verzehntet Münze, Anis und Kümmel, aber vernachlässigt das Wichtigere des Gesetzes, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben.“ (Matth. 23, 23.) Man darf dabei nicht übersehen, daß der Herr, wenn er von der Verzehntung der geringsten Dinge spricht, zwar die niedrigsten, aber doch wohlriechende Kräuter anführen wollte. Er wollte sicherlich dadurch zeigen, daß die Heuchler durch ihre treue Beobachtung kleiner Dinge den Wohlgeruch des Rufes der Heiligkeit um sich zu verbreiten suchen und, obwohl sie die wichtigsten Dinge zu erfüllen unterlassen, doch jene Kleinigkeiten einhalten, welche in der Meinung der Leute weit und breit in guten Ruf versetzen.

Kap. 40. Aber hierbei müssen wir aus Liebeseifer wieder auf das zurückkommen, was wir schon früher gesagt haben, daß nämlich der Prediger sich mehr durch seine Werke als durch seine Worte bemerklich machen soll, und daß er mehr durch sein gutes Leben denen, die ihm folgen, Fußtapfen hinterlassen soll, als ihnen durch Worte zeigen, wohin sie zu gehen haben. Denn auch der Hahn, den der Herr in seiner Rede gebraucht, um das Bild eines guten Predigers zu zeichnen, schüttelt zuerst die Flügel, wenn er seinen Ruf ertönen lassen will, und schlägt sich selbst, um seine Wachsamkeit zu erhöhen. Denn diejenigen, welche die Worte heiliger Predigt im Munde führen, müssen zuerst selbst durch Eifer in guten Werken wach sein, damit sie nicht mit Worten andere wecken, während sie selbst in ihren Werken schlafen. Zuerst müssen sie selbst zu erhabenen Handlungen die Flügel regen und dann erst andere zum guten Leben aneifern. Zuerst sollen sie mit den Flügeln ihrer Gedanken sich selbst schlagen, was in ihnen träg und unnütz ist, durch sorgfältige Erforschung erkennen, durch strenge Buße sühnen und dann erst mit ihrer Rede das Leben anderer in Ordnung bringen. Zuerst sollen sie ihre eigenen Fehler mit Thränen zu büßen suchen und dann erst verkündigen, was an andern strafbar ist; und noch ehe die Worte ihre Ermahnung erschallen lassen, sollen sie alles, was sie sagen wollen, durch ihre Werke verkündigen.

§ 68.

Chrodegang, Bischof von Metz.

Chrodegang stammte aus einer vornehmen fränkischen Familie, wurde dem geistlichen Stande gewidmet und unter die Hofgeistlichkeit aufgenommen. 742 wurde er Bischof von Metz, in welchem Amte er zahlreiche Kirchen und Klöster stiftete und sich der Armen hilfreich annahm. Vor allem aber bemühte er sich, die verfallene Zucht und Sitte unter den Geistlichen herzustellen. Das geeignetste Mittel dazu erschien ihm die Übertragung der Ordnung und Lebensweise der Regularen auf die Weltgeistlichkeit. Darum führte er nicht nur in seinen Klöstern die Regel Benedikts streng durch, sondern entwarf auch im engen Anschluß an dieselbe eine Regel für das kanonische Leben der Weltgeistlichen am Dome zu Metz, welche später durch das Aachener Concil 876 für Deutschland erweitert wurde. Chrodegang starb 766. Die Regel in der Fassung des Aachener Concils schreibt in betreff der Erziehung und Unterweisung der den Kanonikern anvertrauten Kinder folgendes vor:

„Die Kirchenvorsteher sollen sorgfältig darüber wachen, daß die Knaben und Jünglinge, welche in der ihnen untergebenen Genossenschaft aufgezogen oder unterrichtet werden, durch feste kirchliche Ordnungen dergestalt in Schranken gehalten werden, daß der jugendliche Mutwille und der Hang zu Unarten keinen Spielraum finden kann, um zur bösen That auszuschlagen. Deshalb muß für die in solcher Art zu Beaufsichtigenden und in geistlichen Dingen zu Unterweisenden von den Vorgesetzten ein Bruder von bewährter Rechtschaffenheit aufgestellt werden, der sich die Sorge für dieselben aufs höchste angelegen sein läßt und sie so strenge hält, daß sie, eingeweiht in die kirchlichen Lehren und ausgerüstet mit den geistlichen Waffen, sowohl dem Dienste der Kirche sich nach Gebühr unterziehen

können, als auch zu seiner Zeit die Stufen kirchlicher Würde zu erlangen fähig werden. Es ist ja das ganze Menschenleben von Jugend auf zum Bösen geneigt und nichts unzuverlässiger als das Jugendleben. Deshalb war es nötig, anzuordnen, daß, wenn junge Leute sich im Kreise der Kleriker befinden, alle in einem Gemache des Hauses sich beisammen aufhalten, damit sie die Jahre des versuchungsvollsten Alters nicht in Üppigkeit, sondern unter kirchlicher Zucht hinbringen, geleitet von einem durchaus erprobten Senior, an dem sie beides, einen Lehrer der Wissenschaft und einen Zeugen ihres Wandels haben sollen. Wofern aber der Bruder, dem dieses Amt übertragen wird, dasselbe vernachlässigt, und anderes lehrt, als was ihm obliegt, oder ihnen irgend eine Verletzung zufügt, soll ihm die strengste Rüge erteilt und er dieses Amtes entsetzt werden, um einen andern Bruder zum Nachfolger zu erhalten, der sie sowohl durch das Beispiel rechtschaffenen Lebens unterweise, als auch zu allem guten Werke antreibe."

§ 69.

Karl der Große.

Karl der Große (768—814) übte mächtigen Einfluß auf die Gestaltung der Schulen und überhaupt auf die ganze Erziehung und Bildung. Er forderte von der Kirche, daß sie ihre Gewalt über die Völker nicht gebrauche, um diese in geistlicher Leibeigenschaft zu fesseln, sondern daß sie den Geist und das Leben der Völker erneuere und hebe. Darum war es seine Absicht, den Bildungsanstalten der Kirche eine erhöhte Wirksamkeit und Bedeutung für das Leben seiner Völker zu geben. Er selbst hatte hohe Ehrfurcht vor allem Wissen und suchte, da er in der Jugend nur einen kümmerlichen Unterricht erhalten hatte, sich selber noch im Alter manche Kenntnisse zu erwerben. Es ist also nicht zu verwundern, wenn er eifrig auch auf andere nach dieser Richtung einzuwirken suchte. Zunächst schuf er für die Leute seines Hofes eine Bildungsanstalt (schola Palatina), für welche er, um sie zu einer Musterschule zu machen, Gelehrte aus Italien zu gewinnen suchte. Aber er vermißte einen Ratgeber, in dessen Hände er das Werk der Bildung seiner Völker mit Vertrauen legen konnte. Einen solchen fand er in Alcuin, dem Vorsteher der Schule zu York in England, den er 781 in Italien kennen lernte (vergl. § 70). Dieser übernahm auf Karls Wunsch den Unterricht am Hofe und wurde die Seele aller Kulturschöpfungen des Königs. Gehülfen führte Karl zahlreich herbei, Sänger, Musiker, Lehrer der Grammatik und Rechenmeister, und in Tours legte Alcuin eine Musterschule an. Weil Karl mit Alcuin das Wort Gottes als die höchste Autorität der Kirche ansah, so sollte in allen Schulen auf das Studium desselben besonderes Gewicht gelegt und zur Förderung desselben auch die Kenntnis der klassischen Sprachen gepflegt werden. Immer aber dachte Karl auch an eine größere Bildung des gemeinen Volkes. Darum verordnete er für dasselbe die Verkündigung des Evangeliums in der Landessprache und einen Volksunterricht in der Religion in der Muttersprache. Dazu schrieb das Mainzer Concil 813 vor: „Das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser zu lernen, müssen die Priester immer erinnern, und die, welche darin nachlässig sind, sollen durch Fasten und andere Züchtigungen gestraft werden, auch sollen die Eltern ihre Kinder zur Schule schicken, entweder in die Klöster oder außerhalb derselben zu den Priestern, damit sie den katholischen Glauben und das Vaterunser recht lernen und das zu Hause andere lehren können; wer es nicht anders

kann, mag es in seiner Muttersprache lernen." Um das Großartige der Bestrebungen Karls des Großen zu veranschaulichen, geben wir einige Gesetze, Verordnungen und Briefe desselben und einige Züge aus den Geschichtsschreibern der älteren Zeit über ihn.

a. Circular, zunächst an den Abt Baugulf in Fulda gerichtet, an alle Bischöfe und Klöster, in welchem Karl ermahnt, eifrig die Wissenschaften zu pflegen, um die heilige Schrift besser zu verstehen, und befiehlt, an jeder Kathedralkirche und in jedem Kloster eine Schule einzurichten, wahrscheinlich um tüchtige Geistliche heranzubilden. Gewöhnlich setzt man das Schreiben, welches bei Bouquet, collectio scriptorum rerum Franc. Tom. V, fol. 621 zu finden ist, in das Jahr 787. Es lautet:

„Wir, Karl, durch Gottes Gnade König der Franken und Longobarden und römischer Patrizier, wünschen Dir, dem Abte Baugulf, und der gesamten Kongregation, sowie auch den Dir anvertrauten gläubigen Predigern im Namen des allmächtigen Gottes das liebenswürdige Heil. Deiner Gott wohlgefälligen Ergebenheit bringen Wir zur Kenntnis, wie Wir und Unsere Getreuen für nützlich erachtet haben, daß die durch Christi Gnade Uns zur Aufsicht überwiesenen Bistümer und Klöster außer einem der Ordensregel entsprechenden Lebenswandel und der Übung der heiligen Religion ihren Fleiß auch auf Erforschung der Wissenschaft, je nachdem Gott einem jeglichen zu deren Erlernung die Gaben gegeben hat, und auf eifrigen Unterricht verwenden. Gleicherweise wie die vorgeschriebene Regel die Ehrbarkeit der Sitten, so auch ordnet und schmückt der anhaltende Fleiß im Lehren und im Erlernen der Redekunst die Reihenfolge der Worte, und wer Gott gefällig zu wandeln bestrebt ist, darf auch nicht versäumen zu reden, was wohlgefällt: denn es stehet geschrieben: Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden. Denn wiewohl das Rechte thun besser ist, als das Rechte wissen, geht doch das Wissen dem Thun voran. Ein jeglicher soll also lernen, was er zu erfüllen wünscht, damit, was er zu thun habe, der Geist um so klarer einsehe, je mehr sich die Zunge zum Lobe des allmächtigen Gottes ohne Falsch und Fehl bewegen wird. Wenn schon alle Menschen die Lüge meiden sollen, wieviel mehr nach Möglichkeit diejenigen, welche speciell zum Dienste der Wahrheit verordnet sind. Aber da Uns zeither von einigen Klöstern oft Schreiben zugesandt werden, in denen Uns Bericht erstattet wird, wie die dort weilenden Brüder für Uns kämpfen in heiligen und frommen Gebeten, haben Wir in den meisten einleitenden Berichten den Sinn zwar gesund, die Sprache aber roh gefunden, weil, was fromme Andacht dem gläubigen Herzen eingegeben, von der ungebildete Zunge infolge vernachlässigten Redekunst nicht ohne Fehler wiedergegeben werden konnte. So ist es gekommen, daß Wir anfingen zu fürchten, daß, wie die Fähigkeit im Schreiben geringer war, ebenso und viel geringer als recht und billig die Weisheit im Verständnis der heiligen Schrift sein müsse. Nun wissen Wir aber alle wohl, daß, wie gefährlich die Irrtümer in Worten, die des Sinnes doch noch weit gefährlicher sind. Deswegen vermahnen Wir Euch, die Erlernung der Wissenschaften nicht zu vernachlässigen, sondern mit demütigem und gottgefälligem Bestreben zu wetteifern, daß Ihr

leichter und richtiger in die Geheimnisse der göttlichen Schriften eindringen möget. Da aber in den heiligen Schriften verhüllte, bildliche und andere diesen ähnliche Ausdrücke gefunden werden, so ist es für niemand zweifelhaft, daß jeglicher Leser dieselben um so schneller im Geiste verstehe, je früher und vollkommner er in die Meisterschaft der Wissenschaft eingeführt worden ist.[1]) Hierzu aber wähle man solche Männer, welche sowohl den Willen und die Fähigkeit zu lernen, als auch das Verlangen haben, andere zu unterrichten. Solches geschehe in dem frommen und andächtigen Sinne, in welchem Wir es befohlen haben; denn Wir wünschen Euch, wie es sich den Streitern der Kirche geziemt, innen voll Andacht, nach außen gekehrt, keusch in gutem Wandel und gebildet in der Kunst der Rede, daß jeglicher, der Euch um des Namens des Herrn willen und wegen der Vorzüglichkeit der heiligen Unterhaltung zu sehen begehrt, an Eurem Anblicke sein Auge erbaue und unterwiesen von Eurer Weisheit, die er beim Lesen oder Singen vernommen hat, hinweggehe mit Dank und Preis gegen den allmächtigen Gott. Wenn Du also Unsern Dank verdienen willst, so versäume nicht, Exemplare dieses Briefes an alle Weihbischöfe und Deine Mitbischöfe, sowie durch den ganzen Klostersprengel zu senden. Auch soll kein Mönch außerhalb des Klosters Gerichtsverhandlungen abhalten und sich auf den Dingstätten und in den Landgerichten aufhalten. — Dem Leser ein Lebewohl."

b. Das Kirchengesetz von 789 schreibt vor, daß auch die Kinder der niederen Stände von den Geistlichen und Mönchen unterrichtet werden. Es sagt in dieser Beziehung:

„Ferner sollen sie (die Geistlichen und Mönche) nicht nur die Kinder des dienenden Standes, sondern ebenso die Söhne der Freien heranziehen und sich zugesellen. Auch sollen sie Schulen einrichten in den einzelnen Klöstern und Bischofssitzen, in denen die Knaben Psalmen, Noten, Gesänge, Kalenderkunde, Grammatik und von Fehlern gereinigt katholische Bücher lesen; denn gar mancher möchte oft gern würdig zu Gott beten und vermag es doch um der fehlerhaften Bücher willen nur mangelhaft. Duldet auch nicht, daß eure Knaben durch das Lesen oder Schreiben verdorben werden; muß etwa ein Evangelien- oder Psalmen- oder Meßbuch geschrieben werden, so mögen dies Männer von reifem Alter mit aller Sorgfalt thun."

c. Das Kirchengesetz von 804 setzte fest, daß gewisse kirchliche Formeln von allen gelernt werden sollen. Es heißt darüber:

„Zum Lernen des Glaubensbekenntnisses, des Vaterunsers und der Taufformel sollen alle angehalten werden. Und wer sie doch nicht behält, soll Schläge erhalten oder es soll ihm alles Getränk außer dem Wasser

[1]) „Quum autem in sacris paginis schemata, tropi et his similia inserta inveniantur, nulli dubium est, quod ea unusquisque legens tanto citius spiritaliter intelligit, quanto prius in litterarum magisterio plenius instructus fuerit."

entzogen werden, bis er sie vollständig gelernt hat.[1]) Sollte jemand dagegen etwas einzuwenden wagen, so soll er vor Uns geführt werden. Auch die Frauen sollen mit Schlägen oder Fasten dazu gezwungen werden. Und daß dies durchgesetzt werde, dafür sollen Unsere Sendboten in Gemeinschaft mit den Bischöfen sorgen; desgleichen werden die Grafen, wenn sie Unsern Dank verdienen wollen, die Bischöfe unterstützen, daß sie das Volk zwingen, jenes zu lernen."

d. Brief an den Erzbischof Odilbert von Mainz, in welchem Karl Bericht fordert, in welcher Weise die Geistlichen das Volk lehren.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der durchlauchtigte Kaiser Karl, von Gott gekrönt, groß und friedreich gemacht, Herrscher des römischen Reiches wie auch durch Gottes Barmherzigkeit König der Franken und Longobarden, wünscht Odilbert dem Erzbischofe Heil in dem Herrn.

Gern hätte Ich oft mit Dir wie auch mit Deinen übrigen Amtsbrüdern vertrauliche Besprechungen über das Beste der heiligen Kirche Gottes gehalten, wenn es von Dir ohne leibliche Beschwerde hätte geschehen können. Wir wissen nun zwar recht wohl, daß Deine Heiligkeit in den göttlichen Angelegenheiten mit aller Sorgfalt wacht, können aber nicht unterlassen, Deine Frömmigkeit auf Anregen des heiligen Geistes durch Unsere kaiserliche Zuschrift zu ermuntern und zu ermahnen, daß Du je mehr und mehr Dich bemühest, in der heiligen Kirche Gottes mit Eifer und wachsamer Sorgfalt zu arbeiten in der heiligen Predigt und der heilsamen Lehre, auf daß durch Deine fromme Geschicklichkeit das Wort des ewigen Lebens wachse und laufe, und die Menge des christlichen Volkes zum Lobe und zur Ehre unsers Erlösers vermehrt werde. Darum wünschen Wir durch Deine Berichte oder durch Dich selbst zu erfahren, in welcher Weise sowohl von Dir als von Deinen Weihbischöfen die Priester Gottes und das Euch anvertraute Volk belehrt und unterrichtet werde über das Sakrament der Taufe, das heißt, warum zunächst einer Katechumen sei; darnach alles, was vorgenommen wird, der Reihe nach: über die Visitation, was dieselbe sei; über das Glaubensbekenntnis, welches dessen Erklärung nach dem Lateinischen; über die Rechtgläubigkeit, wie zu glauben sei an Gott, den allmächtigen Vater und Jesum Christum, seinen Sohn, und an den heiligen Geist, an die heilige katholische Kirche und die übrigen Stücke, welche in diesem Bekenntnis folgen: über die Entsagung des Teufels und aller seiner Pracht, was die Entsagung sei und welches die Werke und die Pracht des Teufels; warum angehaucht wird, und warum die bösen Geister beschworen werden; warum der Katechumen das Salz empfängt; warum die Nase berührt und die Brust mit Öl gesalbt wird; warum die Schultern mit Zeichen versehen und Brust und Schultern gewaschen werden; warum weiße Kleider angezogen werden, und warum das Haupt mit der heiligen Salbung gesalbt und

[1]) Et si quis ea nunc non teneat, aut vapulet de quo omni potu excepta aqua usquedum haec pleniter valeat. — Feminae aut flagellis aut jejuniis constringantur.

mit der geheimnisvollen Decke verhüllt wird, und warum man mit dem Leibe und Blute des Herrn gestärkt wird. Dies alles bemühe Dich nach eingehender Prüfung in Berichten, wie Wir gesagt haben, Uns zu melden; auch ob Du daran festhältst und es verkündigst, oder ob Du in dem, was Du verkündigest, Dich bewachst. Lebe wohl und bitte für Uns.

e. Über Karls Sorge für den Gesang führt Dr. Otto Abel in der deutschen Bearbeitung der „Jahrbücher Einhards" zu dem Jahre 787 eine Stelle aus einer Handschrift der Lorscher Annalen an, welche in seiner Übersetzung so lautet:

„Nach seiner Rückkehr feierte der fromme König Karl Ostern zu Rom mit dem apostolischen Herrn zusammen. Und siehe, es entstand während der Osterfeiertage ein Streit zwischen den Sängern der Römer und der Gallier. Die Gallier sagten, sie singen besser und schöner als die Römer. Die Römer sagten, sie tragen durchaus in der richtigen Weise die Kirchengesänge vor, wie sie es gelehrt werden vom heiligen Papst Gregor, die Gallier aber singen verdorben und zerstören den Fluß der Melodie. Dieser Streit kam vor den König Karl. Die Gallier schalten die römischen Sänger sehr aus im Vertrauen auf König Karl. Die Römer aber stützten sich auf ihre hohe Lehre und nannten jene dumm, bäurisch und ungebildet wie die unvernünftigen Tiere und gaben der Lehre des heiligen Gregor den Vorzug vor ihrer bäurischen Weise. Und als der Streit auf keiner Seite ein Ende nehmen wollte, sprach der fromme Herr König Karl zu seinen Sängern: „Sprechet offen, was ist reiner und was besser, der lebendige Quell oder die ihm entsprungenen weit abfließenden Bäche?" Da antworteten alle mit einer Stimme, der Quell als der Anfang und Ursprung sei reiner; seine Bäche aber seien um so trüber und von Schmutz und Unrat verdorben, je weiter sie davon abfließen. Und es sprach der König Karl: „Kehret zurück zum Quell des heiligen Gregorius, denn es ist offenbar, daß ihr den Kirchengesang verdorben habt."

Hierauf erbat sich der König Karl vom Papst Adrian Sänger, um durch sie den Gesang im Frankenlande verbessern zu lassen. Aber jener überließ ihm den Theodor und Benedikt, die gelehrtesten Sänger der römischen Kirche, welche von dem heiligen Gregor unterwiesen worden waren, und dazu gab er ihm die Antiphonarien des heiligen Gregor, welche dieser selbst in römischer Weise gesetzt hatte. Bei seiner Rückkehr aber ins Frankenreich schickte er den einen Sänger in die Stadt Metz, den andern nach Soessionis und befahl den Schulmeistern aus allen Städten des Frankenlandes, ihnen die Antiphonarien zur Verbesserung zu übergeben und von ihnen singen zu lernen. Es wurden also die Antiphonarien der Franken verbessert, die ein jeder verdorben hatte, indem er nach Willkür dazu that oder wegließ; und alle fränkischen Sänger erlernten die römischen Weisen, welche man jetzt die fränkischen nennt; außer daß die Franken die tremulierenden und zarten, die gebundenen und getrennten Töne im Gesang nicht vollkommen wiedergeben konnten, indem sie mit ihrer natürlich-rohen Stimme die Töne nicht sowohl sangen, als in der Kehle zerbrachen. Die Hauptsingschule aber blieb in der Stadt

Metz, und wie hoch die römische Schule in der Kunst des Gesanges über der Metzer steht, so hoch steht der Metzer Gesang über den andern gallischen Schulen. Ebenso unterrichteten die genannten römischen Sangmeister die fränkischen in der Kunst, die Orgel zu spielen. Und ein anderes Mal brachte der König Karl Lehrer der Grammatik und Rechenkunst aus Rom mit sich ins Frankenland und verbreitete das Erlernen der Wissenschaften allenthalben. Denn vor dem König Karl gab man sich in Gallien mit der Erlernung der freien Künste gar nicht ab.

f. In dem am 23. März 789 zu Aachen von Karl erlassenen Reichsgesetz wird in betreff des Gesanges Kap. 19 für die gesammte Geistlichkeit angeordnet:

„Sie sollen den römischen Gesang vollkommen erlernen und die Horen und die Messe nach Vorschrift singen, wie unser Vater König Pippin seligen Angedenkens bestimmt hat, daß es geschehen solle, als er in Übereinstimmung mit dem apostolischen Stuhl und dem Frieden und der Eintracht mit der heiligen Kirche Gottes zu Liebe den gallikanischen Gesang abschaffte." [1])

g. Einhard, Karls gelehrter Zeitgenosse, erzählt in Kaiser Karls Leben in betreff seiner erziehlichen Thätigkeit nach der Übersetzung von Otto Abel in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit:

Kap. 19. Die Erziehung seiner Kinder richtete er so ein, daß Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterrichtet wurden, auf deren Erlernung auch er selbst seinen Fleiß verwandte. Dann mußten die Söhne, sobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Wollenarbeit abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen, damit sie sich nicht an Müßiggang gewöhnten, und ließ sie anleiten zu jeder guten Zucht. Von allen seinen Kindern verlor er nur zwei Söhne und eine Tochter, bevor er starb, Karl, seinen ältesten, und Pippin, den er zum König von Italien gemacht hatte, und die Hrudrud, seine erstgeborene Tochter, die mit dem griechischen Kaiser Konstantin verlobt war. Pippin hinterließ einen Sohn Bernhard und fünf Töchter, Adalhaid, Atula, Guntrada, Berthaid und Theoderada. An diesen bewies der König recht deutlich seinen liebevollen Sinn, indem er nach des Sohnes Tod den Enkel zum Nachfolger seines Vaters machte und die Enkelinnen mit seinen eigenen Töchtern auferziehen ließ. Den Tod seiner Söhne und seiner Töchter trug er überaus gelassen und mit dem hohen Sinn, der ihm eigen war, doch preßte ihm die herzliche Liebe, die ihn nicht minder auszeichnete, Thränen aus. Auch bei der Nachricht von Papst Adrians Tod, der hoch in seiner Freundschaft stand, weinte er so, als hätte er seinen Sohn oder den teuersten Bruder verloren. Denn er hatte ein für Freundschaft äußerst empfängliches Gemüt, leicht war er ihr zugänglich, unverbrüchlich hielt er sie fest und bewies gegen alle diejenigen heilige Treue, zu denen er in solch ein Verhältnis getreten war. Um die Erziehung seiner Söhne und Töchter

[1]) Karl sagte seinen fränkischen Kirchensängern: „Revertimini vos ad fontem Gregorii!"

war er so besorgt, daß er zu Hause niemals ohne sie speiste, nie ohne sie eine Reise machte: seine Söhne ritten ihm zur Seite, seine Töchter aber folgten ihm im hintersten Zuge, und eine Schar von Leibwächtern war zu ihrer Beschützung bestellt. Da sie ungemein schön waren und von ihm auf's zärtlichste geliebt wurden, so ist es sehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem seiner Mannen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte; aber er sagte, er könne ohne ihre Gesellschaft nicht leben und behielt alle bis zu seinem Tode bei sich im Hause. Darob mußte er, sonst so glücklich, die Tücke des Schicksals erfahren; er ging jedoch so über die Sache hinweg, als wäre nie der geringste Verdacht ob eines Fehltritts gegen sie entstanden, oder ein Gerücht darüber laut geworden.

Über seine Lebensweise erzählt er:

Kap. 23. Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wams, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und schützte mit einem aus Seehunds- und Zobelpelz verfertigten Rock im Winter Schultern und Brust; endlich trug er einen meergrünen Mantel und beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dies jedoch nur bei besonderen Festlichkeiten oder wenn die Gesandten fremder Völker vor ihm erschienen. Ausländische Kleidung jedoch wies er zurück, mochte sie auch noch so schön sein, und ließ sie sich niemals anlegen, nur zu Rom kleidete er sich einmal nach dem Wunsch des Papstes Adrian und ein zweites Mal auf die Bitte von dessen Nachfolger Leo in die lange Tunika und Chlamys und zog auch römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen, den Mantel durch einen goldenen Haken zusammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelsteinen verfertigtes Diadem einher; an anderen Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.

Kap. 24. In Speise und Trank war er mäßig, mäßiger jedoch noch im Trank, denn die Trunkenheit verabscheute er an jedem Menschen aufs äußerste, geschweige denn an sich und den seinigen. Im Essen jedoch konnte er nicht so enthaltsam sein, vielmehr klagte er häufig, daß das Fasten seinem Körper schade. Höchst selten gab er Gastereien und nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, dann jedoch in zahlreicher Gesellschaft. Auf seine gewöhnliche Tafel ließ er nur vier Gerichte auftragen außer dem Braten, den ihm die Jäger am Bratspieß zu bringen pflegten und der ihm lieber war als jede andere Speise. Während der Tafel hörte er gerne Musik oder einen Vorleser. Er ließ sich die Geschichten und Thaten der Alten vorlesen; auch an den Büchern des heiligen Augustinus hatte er Freude, besonders an denen, die „vom Staate Gottes" betitelt sind. Im Genuß des Weins und jeglichen Getränks war er so mäßig, daß er über Tisch selten mehr als dreimal trank. Im Sommer nahm er nach dem Mittagessen etwas Obst zu sich und trank einmal, dann legte er Kleider und Schuhe ab, wie er es bei Nacht that, und

ruhte zwei bis drei Stunden. Nachts unterbrach er den Schlaf vier- oder fünfmal, indem er nicht bloß aufwachte, sondern auch aufstand. Während er sich ankleidete, ließ er nicht allein seine Freunde vor, sondern wenn der Pfalzgraf von einem Rechtsstreite sprach, der nicht ohne seinen Ausspruch entschieden werden könne, so hieß er die streitenden Parteien sofort hereinführen und sprach nach Untersuchung des Falls das Urteil, als säße er auf dem Richterstuhle; und das war nicht das einzige, sondern was es für diesen Tag von Geschäften zu thun und seinen Beamten aufzutragen gab, das besorgte er zu dieser Stunde.

25. Reich und sicher floß ihm die Rede vom Munde, und was er wollte, konnte er leicht und klar ausdrücken. Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er verwendete auch auf die Erlernung fremder großen Fleiß; im Lateinischen brachte er es so weit, daß er es wie deutsch sprach, das Griechische aber konnte er besser verstehen als selber sprechen. Dabei war er so beredt, daß er fast als der Lehrer erscheinen konnte. Die edeln Wissenschaften pflegte er mit großer Liebe, die Meister in denselben schätzte er ungemein und erwies ihnen hohe Ehren. In der Grammatik nahm er Unterricht bei dem Diakonus Petrus von Pisa, einem hochbejahrten Manne, in den übrigen Wissenschaften ließ er sich von dem Diakonus Albinus mit dem Beinamen Alkuin unterweisen, einem in allen Fächern gelehrten Manne, der von sächsischem Geschlechte war und aus Britannien stammte. In dessen Gesellschaft wandte er viel Zeit und Mühe auf, um sich in der Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Astronomie zu unterrichten. Er erlernte die Kunst zu rechnen und erforschte mit emsigem Fleiß und großer Wißbegierde den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte deswegen Tafel und Papier im Bette unter dem Kopfkissen mit sich herumzuführen, um in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung von Buchstaben zu gewöhnen. Indes brachte er es hierin mit seinen Bemühungen nicht weit, da er es zu spät angefangen hatte.

26. Der christlichen Religion, zu der er von Jugend auf angeleitet worden, war er mit Ehrfurcht und frommer Liebe zugethan. Darum erbaute er auch das herrliche Gotteshaus zu Aachen und schmückte es mit Gold und Silber und mit Kerzen und mit ehernen Gittern und Thüren. Da er die Säulen und den Marmor für die Kirche anderswoher nicht bekommen konnte, ließ er sie aus Rom und Ravenna herbeischaffen. Morgens und abends, auch bei den nächtlichen Horen und zur Zeit der Messe besuchte er fleißig die Kirche, wenn es ihm sein Befinden erlaubte; und er ließ es sich sehr angelegen sein, daß alle gottesdienstlichen Verrichtungen mit möglichst großer Würde begangen würden, und gar häufig ermahnte er die Küster, nichts Schmutziges und Ungebührliches in der Kirche zu lassen. Die heiligen Gefäße ließ er aus Gold und Silber anfertigen und sie sowie die priesterlichen Gewänder in großer Anzahl anschaffen, daß nicht einmal Thürsteher, die doch den untersten kirchlichen Grad bilden, beim Gottesdienst in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu erscheinen brauchten. Auf die Verbesserung des Lesens und Singens in der Kirche wandte er große Sorgfalt. Denn in beiden Dingen war

er sehr unterrichtet, wenn er auch selbst nicht öffentlich las und nur leise und im Chor sang.

Von Karls Bemühungen um Verbesserung der Gesetze, die Sammlung deutscher Lieder und die Arbeiten für die deutsche Sprache sagt er:

29. Da er sah, wie viel Mangelhaftes in den Gesetzen seines Volkes sei, — die Franken haben nämlich zwei Rechte[1]), die in manchen Stücken sehr von einander abweichen — so nahm er sich nach der Annahme des Kaisertitels vor, das Fehlende zu ergänzen, das Abweichende in Übereinstimmung zu bringen und das Verkehrte und Untaugliche zu verbessern; indes er kam damit nicht weiter, als daß er wenige Zusätze, und auch diese nicht ganz fertig, zu den Rechtsbüchern machte. Wo das Recht eines der von ihm beherrschten Volksstämme noch nicht geschrieben war, da ließ er es zusammenstellen und schriftlich aufzeichnen. Ebenso ließ er die uralten deutschen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige besungen wurden, aufschreiben, damit sie unvergessen blieben. Auch eine Grammatik seiner Muttersprache begann er abzufassen. Ferner gab er den Monaten, für welche bei den Franken bis dahin lateinische oder barbarische Namen im Gebrauch gewesen waren, Benennungen aus seiner eigenen Sprache. Ebenso gab er den zwölf Winden deutsche Namen, während man vorher für nur vier Winde besondere Benennungen hatte. Und zwar nannte er den Januar Wintarmanoth, den Februar Hornung[2]), den März Lentzinmanoth, den April Ostarmanoth, den Mai Winnemanoth, den Juni Brachmanoth, den Juli Heuvimanoth, den August Aranmanoth, den September Witumanoth[3]), den Oktober Windumemanoth[4]), den November Herbistmanoth, den December Heilagmanoth. Den Winden aber gab er folgende Namen: den Ostwind (Subsolanus) nannte er Ostroniwint, den Südostwind (Eurus) Ostsundroni, den Südsüdostwind (Euroauster) Sundostroni, den Südwind (Auster) Sundroni, den Südsüdwestwind (Austroafrikus) Sundwestroni, den Südwestwind (Afrikus) Westsundroni, den Westwind (Zephyr) Westroni, den Nordwestwind (Caurus) Westnordroni, den Nordwind (Septemtrio) Nordroni, den Nordostwind (Aquilo) Nordostroni, den Ostnordostwind (Vulturnus) Ostnordroni.

b. Der Mönch von Sanct Gallen über die Thaten Karls des Großen. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Dr. W. Wattenbach (Berlin, Duncker, 1850).

Karls des Großen Bemühungen für die geistige Bildung seiner Völker und die Pflege der Wissenschaften fanden ihre schönste Belohnung darin, daß in den Schriften seines Freundes Einhard des großen Kaisers Bild treu und wahr der Nachwelt erhalten wurde. Daneben aber lebt es unvergessen auch in der Erinnerung des Volkes, und wurde hier, wie es die Weise mündlicher Überlieferung ist, mit allerlei Fabeln und Märchen verziert und geschmückt, sodaß es sich immer weiter von der geschichtlichen Wahrheit entfernte. Die nächsten Generationen jedoch

---

[1]) Das salische und das ripuarische Recht. [2]) Von Hor = Koth. [3]) Der Monat, wo Holz gefällt wird, von witu Holz. [4]) Der Monat der Weinlese von windemôn lat. vindemiare.

erzählten sich noch manche wirkliche Geschichte von ihm, die in Einhards Schriften nicht zu finden war, manches was wenigstens den Schein der Wahrheit hatte oder einen echten Kern dichterisch ausschmückte. Einen großen Schatz solcher Geschichten brachte der alte Kriegsmann Adalbert von seinen Zügen gegen die Hunnen, Wenden und Sachsen mit, wohin er seinen Herrn, den tapfern Gerold, Bruder der Königin Hildegard, begleitet hatte, der als Führer der Bayern im Jahre 799 von den Avaren erschlagen und im Kloster Reichenau bestattet wurde. Adalbert nahm sich in seinen alten Tagen eines Knaben an, dem er gern von seinen Thaten und Erfahrungen erzählte: der Knabe hätte oft lieber mit seinen Gesellen gespielt und wollte nicht bleiben; allein es half ihm nichts, der Alte hielt ihn fest, und zuletzt muß es ihm doch wohl Freude gemacht haben zuzuhören, da er die Geschichten so gut behalten hat. Der Knabe wurde dann Mönch im Kloster Sankt Gallen; in der strengen Zucht der Klosterschule hat er den Virgil gelesen und auch lateinisch schreiben gelernt, aber weit hat er es in dieser Kunst nicht gebracht. Sein Lehrer war Werinbert, ein Sohn jenes alten Kriegers, der nicht weniger wie sein Vater von den Zeiten des großen Karl zu erzählen liebte, als Geistlicher aber besonders von dem zu sagen wußte, was Kirche und Schule anging. Noch lebte der alte Werinbert, sein Schüler aber war selbst schon alt und zahnlos geworden, als im Jahre 883 der Kaiser Karl der Dicke das Kloster Sankt Gallen besuchte und drei Decembertage mit den Mönchen verlebte. Er hatte das Kloster sehr lieb und hat es reich beschenkt; bei seiner Anwesenheit gestattete er dem alten lebensmüden Abte Hartmut, seine Würde niederzulegen, erlaubte den Mönchen, sich einen Nachfolger in voller Freiheit aus ihrer Mitte zu wählen und verlieh dem Bernhard, auf welchen sich alle Stimmen vereinigten, die Abtei mit ihren Gütern. Die volle Freiheit der Abtswahl aber bestätigte er dem Kloster auch für alle Folgezeit. Viel hat er sich damals mit Notker und anderen hochberühmten Lehrern der blühenden Klosterschule unterhalten, aber an den Erzählungen jenes redseligen Alten scheint er besonderes Gefallen gefunden zu haben, da er ihm befahl, dieselben niederzuschreiben. Gehorsam ging der Mönch an die Arbeit; im ersten Buche stellte er zusammen, was er aus Werinberts Munde über Kirchen und Schulen und Karls Verhalten gegen dieselben erfahren hatte. Vor allem lernen wir dadurch die Vorstellung kennen, welche damals in der Überlieferung des Volks vom großen Karl lebte. Im ganzen ist sein Charakter noch sehr richtig aufgefaßt; fromm, tapfer und weise, beobachtet er auch das Geringste mit scharfem Blicke; stets besonnen und mäßig, beschämt er anmaßende Hoffart mit leichtem Scherze oder ernstem Verweis; er weiß mit Nachdruck zu strafen, wo es notwendig ist, erscheint aber immer mehr geneigt, Nachsicht zu üben und zu verzeihen, während das bescheidene Verdienst seiner Aufmerksamkeit nicht entgeht und reiche Belohnung findet. Einzelne Züge sind schon ganz märchenhaft, so die Beschreibung der Pfalz zu Aachen, aus welcher Karl alles erblicken konnte, was im Umkreis derselben vorging.

Buch I. Kap. 1. Da der allmächtige Beherrscher aller Dinge und Ordner der Königreiche und der Zeiten jener wunderbaren Bildsäule eiserne und thönerne Füße in den Römern zermalmt hatte, richtete er einer neuen nicht weniger wunderbaren Bildsäule [1]) goldenes Haupt durch den erlauchten Karl auf in den Franken. Als dieser nun in den westlichen Ländern der Erde allein zu herrschen angefangen hatte, die Wissen-

[1]) Daniel 2, 31 ff.

schaften aber überall fast in Vergessenheit geraten waren, deshalb auch der Dienst des wahren Gottes erkaltete, da begab es sich, daß zwei Schotten aus Irland[1]) mit britannischen Handelsleuten an das Ufer von Gallien gelangten, Männer, die des weltlichen Wissens wie der heiligen Schriften ganz unvergleichlich kundig waren. Sie boten aber keine käufliche Waren zur Schau, sondern wenn die Menge kauflustig herbeikam, so war ihr Ruf: „So jemand Begehren hat nach Weisheit, der komme zu uns und empfange sie; denn sie ist bei uns zu kaufen." Daß sie dieselbe aber für Geld feil hatten, das sagten sie deshalb, weil sie sahen, daß das Volk nicht um das, was umsonst geboten wurde, sondern um die teuern Waren handelte, damit sie die Leute auf solche Weise entweder anreizten, die Weisheit wie die übrigen Dinge einzuhandeln, oder wie der Erfolg zeigt, durch solchen Ausruf sie zur Verwunderung und zum Erstaunen brächten. Kurz, sie riefen das so lange aus, bis es durch diejenigen, welche sich darüber verwunderten oder auch sie für verrückt hielten, zu den Ohren des Königs Karl gelangte, der beständig große Liebe und heftiges Verlangen nach der Weisheit empfand. Er nun ließ sie eiligst vor sich fordern und fragte, ob sie denn in Wahrheit, wie er durch das Gerede vernommen, die Weisheit bei sich führten. Sie erwiderten: „Freilich haben wir sie und sind bereit, sie denen zu geben, welche im Namen des Herrn würdig darnach verlangen." Und da er weiter fragte, was sie dafür verlangten, antworteten sie: „Nur passende Orte und empfängliche Seelen, und was man auf der Pilgerfahrt nicht entbehren kann, Nahrung und Kleidung." Da er das vernommen, freute er sich ausnehmend, und anfangs zwar behielt er beide eine zeitlang bei sich, nachher aber, da er zu Kriegszügen genötigt wurde, hieß er den einen, namens Clemens, in Gallien sich niederlassen und empfahl eine große Zahl mehr oder weniger vornehmer und auch geringer Knaben seiner Obhut; verordnete auch, daß ihnen das Nötige, wie sie dessen bedürften, gereicht werde und wies ihnen geeignete Wohnungen zum Obdach an. Den andern aber, namens Dungal, schickte er nach Italien und wies ihm das Kloster des heiligen Augustinus bei Pavia an, damit sich dort alle, welche dazu geeignet wären, zum Lernen um ihn versammeln könnten.

Kap. 2. Da solches nun Albinus (Alkuin), vom Volke der Angeln, vernahm, wie freudig der fromme König Karl weise Männer bei sich aufnehme, stieg auch er zu Schiff und kam zu ihm. Dieser war in dem ganzen Umfange der heiligen Schrift bewandert über alle anderen Meister der neuen Zeit; als Schüler nämlich des hochgeehrten Beda, welcher nach dem heiligen Gregor am besten die Schrift ausgelegt hat. Ihn behielt der König Karl ununterbrochen bei sich bis an sein Lebensende, ausgenommen nur, wenn er in den Krieg zog, und wollte, daß man ihn seinen Schüler, jenen seinen Meister nenne. Auch gab er ihm die Abtei des heiligen Martin bei Tours, damit er in der Abwesenheit des Königs dort in Ruhe sich aufhalten und die herbeiströmenden Schüler unterrichten

[1]) Die Bewohner von Irland hießen damals Schotten, und von ihnen hat Schottland erst den Namen erhalten.

könne. Und so reiche Frucht trug seine Lehre, daß die heutigen Gallier oder Franken den alten Römern und Athenern gleichkamen.

Kap. 3. Als der siegreiche Karl nun nach langer Abwesenheit nach Gallien heimkehrte, ließ er die Knaben vor sich kommen, welche er dem Clemens anvertraut hatte und hieß sie ihre Briefe und Gedichte vorzeigen. Da brachten ihm die Knaben von geringerer und die von niedriger Herkunft die ihrigen über alle Erwartung mit jeglicher Würze der Weisheit gesüßet, die vornehmen aber wiesen ganz leere und unnütze Worte vor. Karl also, der sehr weise König, that nach dem Vorbilde des ewigen Richters. Er sonderte die guten Arbeiter aus, stellte sie zu seiner Rechten und redete sie solchergestalt an: „Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Befehl zu eurem Frommen nach Kräften auszuführen bemüht gewesen seid. Jetzt also bestrebt euch, die Vollendung zu erreichen, dann werde ich euch gar herrliche Bistümer und Klöster geben und ihr werdet immer hochgeehrt in meinen Augen sein." Darauf wandte er sein Angesicht mit großem Unwillen zu den links stehenden, erschütterte ihr Gewissen mit flammendem Blick und stieß mit furchtbarem Hohn, mehr donnernd als redend, diese Worte gegen sie aus: „Ihr hochgeborenen, ihr Fürstensöhne, ihr zierliche und hübsche Leutchen, die ihr traut auf eure Abkunft und euren Reichtum, meinen Befehl und euren Ruhm hintansetzend, habt ihr die Wissenschaften vernachlässigt und im Wohlleben mit Spiel, Nichtsthun und leerem Treiben die Zeit verbracht." Und nach diesem Eingang hob er sein erhabenes Haupt und die nie besiegte Rechte zum Himmel und rief, gleich einem Wetterstrahl, den gewohnten Schwur: „Beim Herrn des Himmels! Ich gebe nicht viel auf euren Adel und euer hübsches Aussehen, wenn auch andere euch anstaunen mögen; und dessen seid versichert: wenn ihr nicht eiligst eure frühere Nachlässigkeit durch sorgsame Anstrengung wieder gut macht, so habt ihr vom Karl nie etwas Gutes zu erwarten." — — —

Kap. 9. Der glorreiche Karl also sah in seinem ganzen Reiche die Wissenschaften in Blüte, aber es schmerzte ihn doch, daß er nicht zu der Höhe der alten Kirchenväter gelangen konnte, und nachdem er sich fast übermenschliche Mühe gegeben hatte, rief er voll Überdrusses aus: „O daß ich doch zwölf Geistliche hätte von solchem Wissen, wie Hieronymus und Augustin besaßen!" Den hochgeehrten Albinus aber, der sich doch im Vergleich mit jenen mit Recht für sehr unwissend erachtete, ergriff darüber ein lebhafter Unwille, den er jedoch nur ein klein wenig blicken ließ, und er antwortete kühner, als irgend ein anderer Sterblicher vor dem schrecklichen Karl gewagt haben würde zu sprechen: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hatte nicht mehr von ihrer Art und du willst zwölf haben."

§ 70.

Alkuin.

Alkuin, oder wie er sich nennt Albinus, geboren 735, stammte aus einer vornehmen angelsächsischen Familie in der Grafschaft York, wurde in der berühmten Schule zu York unter Egbert und Albert in den Wissenschaften gebildet und durfte seinen Lehrer Albert als zwanzigjähriger Jüngling auf einer gelehrten Reise nach

Italien begleiten. Er lernte lateinisch, griechisch und hebräisch, wurde nach Egberts Tode, als Albert Erzbischof wurde, zum Diakonus geweiht und erhielt die Leitung der Schule zu York, welche unter ihm immer höher aufblühte. Als er nun nach Alberts Tode für dessen Nachfolger in Rom die Bestätigung als Erzbischof holte 780, traf er auf der Rückreise in Parma mit Karl dem Großen zusammen, der seinen Franken auch eine höhere Bildung, wie er sie in Italien kennen gelernt hatte, zuführen wollte. Er bat daher Alkuin, die Leitung der neu errichteten Hofschule zu übernehmen. Alkuin erkannte darin einen Ruf Gottes, dem er folgen müsse. Er kam daher an Karls Hof, an dem nun ein rührriges wissenschaftliches Leben sich entfaltete. Acht Jahre arbeitete so Alkuin, übernahm auch die Aufsicht über die Klöster Ferrieres und Troyes, doch sehnte er sich, da die Mönche nur mit Unlust studierten, nach seiner Heimat zurück. Er kehrte deshalb um 790 auf zwei Jahre nach York zurück, folgte aber, da in England blutige Thronstreitigkeiten die Ruhe störten, wieder dem Rufe Karls nach Frankreich, wo er an den kirchlichen Streitigkeiten sich lebhaft beteiligte und die reiche Abtei Tours erhielt, in welcher er als Mittelpunkt der höheren Bildung im Frankenreiche eine gelehrte Schule einrichtete, zu welcher von allen Seiten Jünglinge und Männer herbeiströmten, um unter Alkuin zu studieren. Hauptzweck war die Heranbildung einer tüchtigen Geistlichkeit, und deshalb verband Alkuin mit dem Trivium, welches er Ethik nannte, und mit dem Quadrivium, welches er als Physik bezeichnete, die Theologie. Außer zahlreichen exegetischen und kirchlichen Streitschriften hat er auch Lebensbeschreibungen, Schriften über Grammatik und Rhetorik und zahlreiche Briefe hinterlassen und besonders seiner Zeit eine Reihe trefflicher Männer, unter ihnen Rhabanus Maurus, Haymo von Halberstadt u. a. gebildet, die in seinem Geiste weiter arbeiteten. Alkuin starb 804.

Über seine Ansichten von der Erziehung sei nur folgendes hier noch erwähnt. Alkuin ist die Seele und das Organ aller der großen Pläne gewesen, welche Kaiser Karl zur geistigen Hebung und Veredelung seiner Völker entwarf; auf ihn ist der Plan zur Heranbildung einer tüchtigen Geistlichkeit zurückzuführen; denn das sah Alkuin ein, daß ohne eine solche das große Werk gar nicht fortschreiten und namentlich, worauf es ihm und seinem kaiserlichen Herrn zuerst ankam, das Volk im ganzen nicht aus der Roheit herausgeführt werden konnte. Es ist darum etwas Reformatorisches in Alkuins Auffassung; denn schon er sieht die klassischen Sprachen, auf deren Studium er besonders dringt, als den Schlüssel zum Verständnis der heiligen Schrift an, und die heilige Schrift ist ihm die oberste Autorität der Kirche, so daß er einmal alle Studien auf die Theologie bezog und zum andern, damit die heilige Schrift wirklich vom Volke auch in dieser Weise aufgefaßt würde und nicht Aberglaube irgend welcher Art, sondern allein christliche Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit herrsche, auch dazu kam, für das gemeine Volk einen allgemeinen eigentlichen Schulunterricht, wenn auch nur in der einfachsten Form, anzuordnen.

Wir geben nun nach Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum, Band VI, herausgegeben von Wattenbach und Dümmler, einzelne Abschnitte aus seinen Schriften.

a. Brief Alkuins an Karl den Großen (Brief 78).

Dem sehr frommen, erlauchten und ehrwürdigsten Herrn, dem König David[1]), wünscht Flaccus Albinus das ewige Heil rechter Seligkeit in

[1]) Diesen Namen führte Karl der Große im Kreise der Freunde.

Christo! Das süße Gefühl Eurer heiligen Liebe erquickt zu allen Stunden und Augenblicken reichlich das Verlangen meines Herzens, und die Erinnerung an den Anblick Eurer herrlichen Erscheinung, welche ich wiederholt liebevoll anschauen durfte, erfüllt alle Teile meines Gedächtnisses mit großer Freude und Sehnsucht; ja der Name und Anblick Eurer Gnaden ruhet wie ein kostbarer Schatz in meinem Herzen. Daher war es mir sehr angenehm, die fröhliche Kunde von Eurer glücklichen Genesung zu erhalten. Um Kunde davon einzuziehen, habe ich, wie Ihr wißt, diesen Knaben, den Schützling meiner Wenigkeit, hingesandt und preise nun, entzückt über das Wohlergehen Eurer Hoheit, in Dankgebeten die Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi. Doch nicht allein ich, als der geringste Knecht unseres Heilandes, soll mich freuen über die glückliche Wiederherstellung Eurer Majestät, sondern die ganze heilige Kirche Gottes hat in einmütiger Liebe dem allmächtigen Gott zu danken, der einen so frommen, weisen und gerechten Herrscher und Beschützer in diesen jüngst so gefahrvollen Zeiten der Christenheit in Gnaden geschenkt hat, einen Fürsten, dessen Streben es ist, mit aller Kraft dem Unrecht zu wehren, das Gute zu mehren und das Heilige hochzuhalten; dem es Freude macht, den Namen des großen Gottes weithin in die Länder zu tragen und das Licht des katholischen Glaubens in den fernsten Gegenden anzuzünden. Denn das ist, o geliebtester David, Dein Ruhm, Dein Lob und Dein Lohn am Tage des großen Gerichts und in der ewigen Gemeinde der Heiligen, daß Du eifrig das von Gott Deiner Hoheit anvertraute Volk zu bessern und die vom Dunkel der Unwissenheit lange umnachteten Seelen zu dem Lichte des wahren Glaubens zu führen trachtest. Zwar wird ja niemals ernstem Streben oder rechtschaffenen Unternehmungen der Lohn Gottes fehlen; aber je mehr jemand arbeitet nach dem Willen Gottes, desto mehr Lohn wird er auch empfangen im Reiche Gottes. Die Zeit dieses Lebens eilt schnell dahin, sie flieht und kehrt nicht wieder; die unaussprechliche Gnade Gottes aber bestimmte dem Menschengeschlechte nach kurzer Arbeit eine ewige Krone. Deshalb soll uns die Zeit kostbar sein, damit wir nicht durch Saumseligkeit des ewigen Heils verlustig gehen, welches wir durch eine redliche Benutzung unserer Lebenszeit erlangen können. Auch darf uns kein Gut der Erde so teuer sein als die ewige Seligkeit im Himmel. Wer aber diese einstmals zu erlangen wünscht, muß dahin streben, hier durch sein Thun sich ihrer würdig zu machen. Denn allen steht freilich die Thür des Himmelreichs in gleicher Weise offen, doch wird nur denen der Eintritt verstattet, die sich bemühen, mit reicher Frucht an guten Werken sich ihr zu nahen.

Ich aber, Euer Flaccus [1]), bin bemüht, Eurer wohlwollenden Aufforderung gemäß, im Hause des heiligen Martin einigen den Honig der heiligen Schriften zu reichen; andere suche ich mit dem reinen Weine der alten Wissenschaften zu tränken; wieder andere möchte ich mit den Früchten grammatischer Feinheiten nähren, und noch andere suche ich, einem Maler gleich, der die Wölbung des Gotteshauses ausschmückt, über den Lauf der Gestirne aufzuklären. Ich bin vielen vieles geworden, auf daß ich

[1]) So nennt sich Alkuin, indem er sich mit Horaz vergleicht.

viele zur Förderung der heiligen Kirche Gottes und zur Zierde Eures kaiserlichen Reiches heranbilde, damit nicht die Gnade des allmächtigen Gottes an mir vergeblich und Eure reiche Huld fruchtlos sei. Doch fehlt es mir, Eurem Knechte, zum Teil an auserlesenen Büchern für den Unterricht, wie mir solche in meiner Heimat als Erzeugnis des angestrengten und hingebenden Fleißes meines Lehrers oder auch meines eigenen Schweißes zu Gebote standen. Deshalb frage ich Eure Majestät, ob es nicht vielleicht Eurer nach aller Weisheit dürstenden Einsicht gefällt, daß ich einige unserer Knaben hinsende, um von dort alles uns Nötige zu holen und die Blumen Britanniens ins Franken-Land zu bringen, damit nicht nur in York ein verschlossener Garten sei, sondern auch in Tours Oasen des Paradieses mit Granatäpfeln, daß der Südwind komme und durch die Gärten der Loire wehe und ihre Würze triefe, und so sich auch bei uns erfülle, was im Hohenliede folgt (woher ich diese Worte genommen habe): „Mein Freund komme in seinen Garten und esse seiner edlen Früchte und sage zu seinen Jünglingen: Esset, meine Lieben, und trinket, meine Freunde, und werdet trunken. Ich schlafe, aber mein Herz wachet" (Hohel., Kap. 4 und 5), oder jene Ermahnung des Propheten Jesaias, sich der Weisheit zu befleißigen: „Wohlan, die ihr durstig seid, kommet her zum Wasser, und die ihr nicht Geld habt, kommet her, kaufet und esset; kommet her und kaufet ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch."

Wie wir aber auf jeder Seite der h. Schrift dazu ermahnt werden, uns der Weisheit zu befleißigen, so weiß auch Euer edler Eifer sehr wohl, daß es nichts Erstrebenswerteres giebt zum Zweck eines glücklichen Lebens, nichts, was angenehmer zu betreiben, nichts, was ein stärkeres Bollwerk gegen die Laster wäre, kurz keine löblichere Tugend als sie. Auch nach den Aussprüchen der Weltweisen giebt es nichts zur Regierung eines Volkes Notwendigeres, nichts, was das Leben tugendhafter gestalten könnte als die Zierde der Weisheit, das Lob guter Zucht und die Macht der Bildung. Deshalb preist sie auch der weise Salomo und spricht: „Weisheit ist besser, denn Perlen, und alles, was man wünschen mag, kann ihr nicht gleichen. Sie erhöhet die Niedrigen und schmücket die Hohen. Durch sie regieren die Könige und setzen die Rathsherren das Recht; durch sie herrschen die Fürsten und Regenten auf Erden. Wohl denen, die ihren Wegen folgen, daß sie wachen an ihren Thüren täglich." Daher wollet Ihr, Herr König, alle Jünglinge in dem Hause Eurer Hoheit ermahnen, sich ihr mit allem Eifer hinzugeben und durch tägliche Übung sie zu gewinnen, daß sie im blühenden Alter darin wachsen, um gewürdigt zu werden, mit Ehren graues Haar zu tragen, und daß sie durch sie das ewige Heil erlangen mögen. Ich aber will nicht müde werden, nach dem Maße meiner geringen Gaben bei Euren Unterthanen in diesem Lande die Samenkörner der Weisheit auszustreuen, eingedenk des Wortes: „Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das geraten wird; und ob es beides geriete, so wäre es desto besser." Frühe, als mit der Kraft der Jugend meine Studien blüheten, habe ich in Britannien gesäet: jetzt aber, wo mein Blut schon kühl wird, gleichsam am Abend, höre ich nicht auf, im

Frankenreiche zu säen, mit dem Wunsche, daß beides durch Gottes Gnade aufgehe. Denn wenn auch mein Körper hinfällig geworden ist, so tröstet mich doch jenes Wort des h. Hieronymus, welcher in seinem Briefe an Nepotianus sagt: „Fast alle Kräfte des Körpers verändern sich im Alter und schwinden, nur die Weisheit wächst", und kurz darauf: „Diejenigen Greise, welche ihre Jugend edlen Studien gewidmet und über dem Gesetze des Herrn Tag und Nacht gesonnen haben, werden täglich klüger, erfahrener, je länger je weiser und ernten die lieblichsten Früchte ihrer früheren Arbeit." Wer Lust hat, den bezeichneten Brief zu lesen, wird darin noch mehr finden vom Lobe der Weisheit und des Studiums der Alten und sehen, wie sehr die Alten bemüht waren um den Schmuck der Weisheit.

Mit Freuden habe ich daher wahrgenommen, wie Euer Gott angenehmer und für das Leben fruchtbarer Eifer hierin stetige und erfolgreiche Fortschritte macht, und wie Ihr den äußeren Adel Eures Geschlechts durch den höheren Adel der Seele ziert. Möge unser Herr Jesus Christus, der da ist die Kraft und die Weisheit Gottes, auf diesem Wege Euch bewahren und fördern und Euch zu der Herrlichkeit seines ewigen seligen Anschauens gelangen lassen.

b. Alkuins Brief an den Bischof Arno von Salzburg über die Bekehrung der Hunnen (Br. 71).

— — Unser Herr Jesus Christus hat seinen Jüngern den Auftrag gegeben: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." In diesen wenigen Worten hat er die Ordnung der ganzen Heilsverkündigung dargelegt. Zweimal hat er das Lehren und einmal das Taufen genannt. Zuerst und vor allem gebietet er ihnen, den katholischen Glauben zu lehren, und erst wenn dieser Glaube angenommen ist, sollen sie taufen im Namen der h. Dreieinigkeit; darnach gebietet er die im Glauben Unterrichteten und durch die heil. Taufe Abgewaschenen in den evangelischen Vorschriften zu unterweisen. An diesem Gange der Bekehrung mußt Du, heiligster Lehrer, bei den Erwachsenen stets streng festhalten. Für das zartere Lebensalter jedoch hat die Kirche als gütige Mutter es nachgelassen, daß jeder, der infolge der Vergehungen seiner Vorfahren mit fremder Sünde behaftet ist, auch auf Grund des Bekenntnisses eines anderen durch das Sakrament der Taufe davon frei werde. Wie viele Kinder müßten auch sonst, wenn dies nicht so wäre, verloren gehen, aus deren Zahl sich nunmehr täglich das himmlische Jerusalem erbauet. Doch was nützt die Taufe ohne den Glauben, da der Apostel spricht: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen?" Allein zwischen unmöglich und schwer besteht, wie wir lesen, folgender Unterschied: schwer ist, was, wenn auch selten, doch geschehen kann; unmöglich aber ist, was der schwache Mensch überhaupt nicht ausrichten vermag. Daher antwortet der Herr selbst den Jüngern, als sie verwundert fragen, welcher Reiche denn selig werden könne: „Bei den Menschen ist das unmöglich, bei Gott aber sind alle Dinge möglich." Gerade deswegen hat das bedauernswürdige Sachsenvolk so häufig das

Sakrament der Taufe verschmähet, weil es niemals die Grundlage des Glaubens im Herzen hatte. Dennoch das muß man wissen, daß der Glaube, wie der h. Augustinus sagt, aus dem Willen erwächst und sich nicht erzwingen läßt. Wie kann ein Mensch gezwungen werden zu glauben, was er nicht glauben mag. Zur Taufe kann man den Menschen wohl zwingen, aber zum Glauben nicht. Können doch z. B. jene Irrgläubigen, welche behaupten, Christus habe einen menschlichen Leib nur äußerlich angezogen, auf keine Weise zum katholischen Glauben bekehrt werden, weil sie nicht den Willen haben, das Bekenntnis des rechten Glaubens mit der gesammten Kirche kennen zu lernen. Wenn daher ein Mensch, der seinen natürlichen Verstand hat, die Wahrheit des heiligen Glaubens anerkennen soll, so muß er darin unterwiesen und durch häufiges Predigen herangezogen werden. Besonders aber hat man für ihn die Gnade des allmächtigen Gottes zu erflehen. Denn vergeblich ist die Rede des Lehrers, wenn die göttliche Gnade nicht in das Herz des Hörers hineindringt, wie ja auch die persönliche Wahrheit sagt: „Niemand kann zu mir kommen, wenn ihn nicht der Vater ziehet, der mich gesandt hat" (Joh. 6, 44). Und damit man sieht, daß die heilige Dreieinigkeit an der Rettung der Menschen in gleicher Weise beteiligt ist, sagt gleichfalls der Herr an einer andern Stelle: „Niemand kann zum Vater kommen, denn durch mich." Ebenso sagt er von dem heiligen Geiste: „Es sei denn, daß jemand wiedergeboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen." Denn was in der Taufe der Priester durch Wasser am Körper in sichtbarer Weise thut, das thut der heilige Geist unsichtbar an der Seele durch den Glauben.

Im Sakramente der Taufe haben wir drei sichtbare Stücke und drei unsichtbare. Die sichtbaren sind: der Priester, der Körper und das Wasser; die unsichtbaren aber: der Geist, die Seele und der Glaube. Jene drei sichtbaren vermögen äußerlich nichts, wenn diese drei unsichtbaren nicht innerlich wirksam sind. Der Priester wäscht den Körper rein mit Wasser, der heilige Geist macht die Seele gerecht durch den Glauben. Das ist es, was der Apostel meint, wenn er spricht: „Wir sind die Gehülfen Gottes" (3. Joh. 1, 8). Der Mensch leistet dem heiligen Geiste Handreichung bei der Erlösung des Menschen, aber ebenso muß der Täufling zu seiner Errettung beiden die Hand reichen, d. i. er muß dem heiligen Geiste und dem Priester in Demut den Körper darbieten für das Sakrament des heiligen Wasserbades und bereitwillig die Seele zur Aufnahme des katholischen Glaubens. Das alles hat ein Lehrer beim Beginn der Heilslehre und bei dem Sakramente der Taufe dessen, der sie zu seinem Heile empfangen soll, wohl zu beachten und nicht in stumpfer Gleichgültigkeit die Vollziehung eines so hochwichtigen Sakramentes zu bewirken. Sodann ist aber auch gar sehr zu bedenken, auf welche Weise die neue Pflanzung zu pflegen ist, damit die ersten Blüten des Glaubens zu neuen Früchten heranwachsen können, daß sie nicht durch die eisige Kälte irgend einer Härte erfrieren und bis zu der erwünschten lieblichen Frucht nicht gedeihen. Denn wie das Kind mit der süßen Muttermilch ernährt werden muß, so muß auch die unerfahrene Seele mit den leichteren Anforderungen der göttlichen Gnade groß ge-

zogen werden. Wie aber feste Speise den starken Männern zukommt, so gelten für die, deren Sinne im Gesetze Gottes geübt sind, höhere Anforderungen. Darum schreibt auch der Apostel an einige Brüder, deren Erkenntnis noch schwach war: „Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht feste Speise, denn ihr konntet sie nicht zu euch nehmen, auch könnt ihr noch jetzt nicht, dieweil ihr noch fleischlich seid. Denn der natürliche Mensch vernimmt nicht, was göttlich ist, der geistliche aber richtet alles", d. i. er unterscheidet und beurteilt es. Daher erteilt auch die Wahrheit selbst im Evangelium einigen, welche in böser Absicht fragten, warum die Apostel nicht fasteten wie die Pharisäer und die Jünger Johannis, die Antwort: „Niemand fasset neuen Wein in alte Schläuche; anders die Schläuche zerreißen, und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche kommen um." Wer sind die alten Schläuche anders als die, welche in heidnischem Aberglauben verhärtet sind? Will man denen gleich am Anfange des neuen Glaubens die strengeren Gesetze des Evangeliums auferlegen, so versagen sie und fallen in die alten Gewohnheiten des Unglaubens zurück.

Ein durch lange Übung im heiligen Glauben erstarkter Geist hat demnach mehr Ausdauer zu jedem Werke, als ein solcher, der soeben erst durch die Heilsverkündigung gewonnen ist. So stand der heilige Petrus, nachdem er mit dem Moste des heiligen Geistes erfüllt war, dem Nero im Palaste zu Rom über den christlichen Glauben ganz anders Rede, als er im Hause des Kaiphas der Magd gegenüber sich über das Bekenntnis der Jüngerschaft Christi aussprach. Hier war er zu furchtsam, dort standhafter, hier gab er ein Beispiel der Schwäche, dort des Mutes. Ihn hat der auferstandene Christus, nachdem er aus dem dreimaligen Bekenntnisse seiner Liebe seine Gottergebenheit ersehen hatte, wieder in den Vorrang der früheren Würde eingesetzt und ihm die mit dem eigenen Blute erkauften Schafe zu weiden gegeben, damit ein guter Hirt erkenne, daß man nicht immer die Irrenden heftig anfahren, sondern oft durch liebevolle und tröstende Ermahnung zurechtweisen soll. Denn als derselbe Herr Jesus Christus von den Juden in betreff des ehebrecherischen Weibes versucht wurde, fällte er nicht sofort ein Urteil von gesetzlicher Strenge, sondern neigte sich der Milde zu und schrieb auf die Erde, um damit anzudeuten, daß ein Lehrer zuvor die Vergehungen der eigenen Schwäche in den Grund seines Herzens schreiben solle, dann werde er auch fremde Sünden milder beurteilen. Wenn nun aber die Regel, welche sich aus dieser Betrachtung ergiebt, bei jedem Alter und jedem Vorhaben sorgfältig beobachtet werden muß, wie vielmehr wird man sie bei denen, welche eben erst von dem Irrtume einer tief eingewurzelten Lebensgewohnheit zum christlichen Glauben bekehrt sind, mit großer Nachsicht und Milde anwenden müssen, desgleichen bei denen, welche zwar von ihrer Kindheit an die Sakramente des christlichen Glaubens empfangen haben, später aber durch teuflische List verführt und lange Zeit gewohnheitsmäßig den fleischlichen Lüsten nachgegangen sind, oder in allerlei anderen Netzen der Sünden gefangen liegen! Solche muß man zunächst mit sanften und liebevollen Worten trösten, damit sie nicht, durch zu rauhes Schelten in Furcht gesetzt, vor den Heilmitteln der Buße zurückschrecken.

Es giebt gewisse Krankheiten, welche besser durch süße Arzeneien als durch bittere, und wieder andere, die besser durch bittere als durch süße geheilt werden. Darum muß auch ein Lehrer des Volkes Gottes im Hause Gottes zwar in vollem Lichtglanze der Tugend leuchten, besonders aber stark sein in der Kunst einer scharfsinnig unterscheidenden Beurteilung, daß er wisse, was für jede Person, für jedes Geschlecht und Lebensalter, wie auch für jeden vorliegenden Fall und Zeitpunkt paßt. Das alles hat der selige Gregorius, der hochberühmte Lehrer, in seinem Buche von der Seelsorge sehr sorgfältig erörtert, je nach den Personen geordnet, mit Beispielen belegt und durch das Ansehen der heiligen Schriften bekräftigt. Ich empfehle Dir daher, heiligster Kirchenfürst, die Lektüre dieses Buches und beschwöre Dich, dasselbe wiederholt wie ein unentbehrliches Handbuch zur Hand zu nehmen und Dir einzuprägen.

Da ich indessen wohl weiß, daß Du, gottseliger Vater, sehr zahlreiche Bücher der Kirchenväter besitzest, lieset und fest im Gedächtnis hast, und anerkenne, daß Du namentlich in den göttlichen Büchern eifrig forschest, so dürfte es überflüssig sein, mit dem Brieflein meiner Unwissenheit die Ohren Deiner Weisheit zu belästigen. Und nur der Drang meiner Liebe, glaube ich, wird meine Kühnheit vor Deinen Augen, die über dergleichen erhaben sind, zur Genüge entschuldigen können; damit es nicht scheine, als ob die Liebe, welche inwendig in meinem Herzen brennt, nach außen sich in Worten nicht kundgebe. Denn dazu, glaube ich, ist den Menschen die Sprache verliehen, um ihres Herzens Meinung zu den Ohren ihrer Brüder gelangen zu lassen. Dazu schreibt man Briefe, daß, wohin der Klang der Worte nicht dringen kann, die Buchstaben als stellvertretende Diener eilen. So erweisen sich die Schriftzeichen dem brüderlichen Auge als Zeichen der gegenseitigen Liebe, so daß die Geister in Liebe bei einander weilen, wo die Körper durch einen weiten Zwischenraum getrennt sind. —

c. Aus einem Briefe Alkuins an die Mönche Irlands (Br. 217).

— Darum, heiligste Väter, ermahnt eure jungen Zöglinge, daß sie mit allem Fleiße die Überlieferungen der katholischen Lehrer studieren und darnach trachten, die Begründung der katholischen Glaubenslehre mit ganzer Hingabe sich anzueignen, denn ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen (Hebr. 11, 6). Jedoch auch die Kenntnis der weltlichen Wissenschaften ist nicht zu verachten, sondern das zarte Knabenalter muß sich gleichsam als eine Art Grundlage die Grammatik und andere Wissensgebiete der scharfsinnigen Weltweisheit aneignen, damit es so zu sagen auf der Stufenleiter der Weisheit die höchste Höhe evangelischer Vollkommenheit ersteigen könne, und mit seinen Jahren auch der Schatz der Weisheit zunehme. Verhütet auch, daß das ungestüme Feuer der Jugend in den Abgrund der Laster gerate, denn „der heilige Geist wohnt nicht", wie geschrieben steht, „in einem der Sünde unterworfenen Leibe"; ohne seinen Beistand aber vermag der Geist des Menschen nichts, sondern, wo etwa ein Jüngling eine besondere Gabe hat, wird sie ihm verloren gehen, wenn sie sich nicht keusch zu halten sucht. Nur in einer reinen und keuschen Seele kehrt der lautere und durchaus reine heilige Geist ein.

Und nicht nur mit Worten mögen die Bejahrten die Jüngeren ermahnen, sondern auch durch gute Beispiele sie erziehen. Denn das Ansehen des Lehrers muß schwinden, wenn seine Lehre durch sein Thun Lügen gestraft wird; die Weisheit des Lehrers muß sich in einem sittlich reinen Wandel leuchtend bewähren, damit sich mit der That bewahrheite, was man mit dem Ohr vernimmt. — —

d. Aus einem Briefe Alkuins an Gundrada, einer Verwandtin des Kaiserhauses (Br. 243).

— Der Schmuck und die Zierde einer Menschenseele ist das Trachten nach Weisheit, doch nicht nach derjenigen, welche sich mit irdischen Dingen befaßt, sondern nach jener, vermöge deren man Gott ehrt und liebt. Derselben magst Du Dich, edle Jungfrau, mit der ganzen Kraft Deines Geistes widmen, denn auf ihr beruht das in voller Befriedigung selige Leben, auf ihr das glücklich vollendete Abbild jener höchsten Dreieinigkeit. Sie ist der begehrenswerte Schatz, der auf den Lippen des Klugen ruht und im Herzen des Weisen sprudelt. Sie findet man nicht in den trügerischen Gedichten Virgils, sondern trifft sie reichlich in der Wahrheit des Evangeliums. Denn von der rechten Weisheit heißt es: „Alle Weisheit ist von Gott dem Herrn." — —

e. Aus einem Briefe Alkuins an einen Schüler, der in Italien weilt (Br. 289).

Der Vater wünscht dem Sohne, der ruhig Lebende dem Wandernden, der Lehrer dem Schüler, der Gefährte dem Gefährten ewiges Heil!

Groß ist, teuerster Sohn, mein Verlangen zu hören, daß es Dir wohl ergehe. Darum will ich Dir, meiner väterlichen Liebe folgend, einen Ermahnungsbrief senden und Dich beschwören, daß Du in beständiger Liebe und mit voller Hingabe Gott vor Augen und im Herzen habest, damit seine milde Barmherzigkeit Dich im Glück und Unglück behüten möge und Du gewürdigt werdest, auf der Straße des großen Königs zu der Pforte der ewigen Stadt zu gelangen.

Christus müsse Dein Reden und Denken erfüllen und Dein Thun beharrlich sein. Handle nicht knabenhaft, noch jage den Lüsten der Jugend nach, sondern sei ein Mann in aller Ehrbarkeit, Enthaltsamkeit und Bescheidenheit, daß durch Dein Thun Gott gepriesen und der Vater, der Dich gezeugt hat, nicht verunehrt werde. Sei mäßig in Speise und Trank, mehr besorgt um das Heil Deiner Seele, als um fleischliches Ergötzen oder eitles Lob der Menschen, welches Dir nichts nützt, wenn Gott Mißfallen hat an Deinem Thun. Es ist besser, Gott gefallen, als den Ruhmredigen, sich um die Armen kümmern, als um Possenreißer. Suche ehrbare Gesellschaften und fromme Tischgenossen. Thue es ihnen zuvor an guten Sitten, wenn Du an Jahren auch zurückstehst. Alles Übermaß schadet.

Italien ist eine gefährliche Heimat und erzeugt schädliche Nahrung. Darum achte mit äußerster Sorgfalt darauf, was, wann, wie und welcherlei Speise Du issest, und meide vor allem häufige Teilnahme an Trinkgelagen, weil das Feuer des Weines unbedachte Trinker in fieber-

hafte Glut zu versetzen pflegt. Mir ist sehr wehe über Deiner Abwesenheit. O wie süß war das Leben, als wir ruhig zwischen den Schränken der Weisheit saßen, zwischen den vielen Bücherhandschriften und den verehrungswürdigen Aussprüchen der Väter, als es uns an nichts fehlte, was zu einem frommen Leben und wissenschaftlichem Studium gehört! Doch wollen wir unser Los mit standhafter Seele ertragen im Vertrauen auf die göttliche Gnade, welche uns nie verläßt, wenn wir auf sie unsere ganze Hoffnung setzen. Ich aber werde wehmütig und traurig auf den ersehnten Anblick Deines Antlitzes warten, obschon ich nicht weiß, oö ich gewürdigt werde, Dich als einen Wiederkehrenden zu schauen, oder ob Du bei Deiner Rückkehr mich noch finden wirst; denn dunkel sind die Gerichte Gottes; darum halte ein jeder seine Lampe brennend, auf daß, in welcher Stunde auch der Ruf an ihn ergehen möge, dem Bräutigam entgegenzueilen, er würdig befunden werde, mit dem Lichte der guten Werke in das Brautgemach des ewigen Königs einzugehen.

Was Du an mir Gutes gefunden hast, dem jage nach, damit Du davon den Segen Gottes gewinnen möchtest; den Weg des Irrtums und der Sünde aber, wo Du mich auf demselben betroffen hast, meide und fliehe, damit Du nicht mit mir in meine Vergehungen verflochten werdest. Unterlaß nicht die täglichen Andachtsübungen sammt Meßfeier und Vigilien, wie Du sie in meiner Kapelle täglich hast feiern sehen. Wähle zu Ratgebern ältere und weise Leute. Gedenke an Rehabeam, Salomos Sohn. Alle Leichtfertigkeit sei Deinem Wandel fremd. In Deinen Worten sei wahr, in Deinen Sitten wohlanständig, am Leibe keusch, im Äußern gottesfürchtig, beim Essen und Trinken mäßig und in bezug auf Deine Arbeitszeiten regelmäßig. Gewöhne Deinen Mund nicht an nachlässiges Gewäsch. Deine Worte seien einfach und frei von Beteuerungen, voll Wahrheit, gewürzt mit dem Salze der Weisheit. Bevor die Zunge spricht, laß das Herz richten. Es giebt viel Neid und Tücke unter den Menschen, es giebt sehr viele Freunde bei der Tafel, aber wenige in der Not.

Doch was brauche ich noch mehr zu schreiben, da Du selbst sehr wohl weißt, was ich wiederholt Deinem liebevollen Herzen anzuraten pflegte! Aus unverdienstlichem Gehorsam wird, wie ich glaube, den Söhnen der Segen des Vaters erblühen. Siehe den Ruben an, denke an Juda, wie sie, die Kinder eines Vaters und einer Mutter, je nach ihrem verschiedenen Thun auch einen verschiedenen Segen empfingen. Petrus und Judas wurden beide zu Aposteln erwählt, aber sie folgten nicht beide mit gleicher Hingebung dem Herrn nach; darum wurde jener zum Apostelfürsten erhoben, der andere dem Fürsten der bösen Geister überantwortet. Stephanus und Nikolaus waren gleicher Weise für den Altardienst erkoren, aber wegen des verschiedenen Maßes ihrer Treue nahmen sie ein verschiedenes Ende. Die Schrift ist voll von Beweisen des Gehorsams; die Welt ist reich an Beispielen dafür, was einem jeden der demütige Gehorsam für Frucht gebracht hat, doch die große Menge derselben überragt das wunderbare Vorbild unseres Heilandes, von dem der Lehrer der Heiden sagt: „Ein jeglicher sei gesinnet wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es

nicht für einen Raub Gott gleich sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an und war dem Vater gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. Darum hat ihn auch Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters." —

f. Aus Alkuins Grammatik. Erster Dialog.

Schüler: Gelehrter Meister, wir haben dich öfter sagen hören: Die Philosophie sei die Lehrerin aller Tugenden, und unter allen Schätzen der Welt habe sie allein ihren Besitzer niemals unglücklich gemacht. Diese deine Worte haben, offen gestanden, uns veranlaßt, einem so außergewöhnlichen Glücke mit dem Wunsche nachzuforschen, die Hauptteile jenes Unterrichts oder die Stufen zu diesem Glücke kennen zu lernen. Unser Alter ist ja noch zart und, wenn du ihm nicht die Hand bietest, allein zu schwach, sich aufzurichten. Aber wir wissen auch, daß uns die Anlage zur geistigen Thätigkeit im Innern ruht, wie die zum Sehen im Haupte. Werden die Augen daher vom Sonnenglanze oder irgend einem andern Lichtscheine getroffen, so vermögen sie alles, was sich den Blicken bietet, vollkommen deutlich zu unterscheiden; das übrige bleibt wegen mangelnden Lichtes bekanntlich im Dunkel. So hat auch der Geist die Kraft zur Aufnahme der Weisheit, sobald ihn jemand zu erleuchten beginnen wird.

Lehrer: Recht passend habt ihr da den Geist mit den Augen verglichen, meine Söhne. Möge er, der alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, euren Verstand erleuchten, auf daß ihr es in der Philosophie zu Fortschritten bringen könnt, welche, wie ihr sagtet, niemals ihren Besitzer im Stich läßt.

Sch.: Meister, wir haben die feste Überzeugung, daß wir bei dem suchen müssen, der da giebt reichlich und rückt es niemand auf; jedoch bedürfen wir allmählicher Unterweisung und, wie die Schwächlichen, einer Führung im langsamen Schritt, bis wir etwas zu Kräften gekommen sind. — Wie der Kieselstein von Natur das Feuer in sich trägt, das ihm beim Anschlagen entsprüht, so besitzt auch der menschliche Verstand von Natur das Licht der Erkenntnis: wird es indessen nicht durch oft wiederholte Anstrengung eines Lehrers heraufgeholt, so bleibt es wie der Funke im Kiesel in ihm verborgen.

L.: Die Aufgabe, euch den Weg der Weisheit zu zeigen, ist eine leichte, wenn es allein Gott, wenn es die Kunde der Dinge, die Reinheit des Herzens, die Erkenntnis der Wahrheit und wenn auch sie selbst es ist, um deretwillen ihr die Weisheit lieb habt, und wenn es nicht Ruhm bei den Menschen oder Ehre vor der Welt oder auch die trügerischen Freuden des Reichtums sind, lauter Güter, die ihre Freunde desto weiter von dem wahren Lichte der Erkenntnis abführen, je mehr sie von diesen geliebt werden. Hier ist es gerade wie mit dem Trunkenen, der den Heimweg nicht zu finden vermag.

Sch.: Nun, wir bekennen, die Glückseligkeit zu lieben; wissen aber nicht, unter welcher Gestalt sie in dieser Welt aufzutreten hat.

L.: Von Natur ist den Herzen der Menschen die Sehnsucht nach dem wahren Gute eingepflanzt, aber die meisten unter ihnen führt der Irrtum auf Irrwege und zu mancherlei falschen Zielen. Die einen von ihnen können sich das höchste Glück nicht ohne unbegrenzten Reichtum denken, andere haben an Ehrenstellen ihre Freude, andere wünschen sich Macht, noch andere finden an sinnlichen Genüssen Vergnügen, und andere wieder jagen nach Ruhm, Dinge, die, ein wenig aufmerksam betrachtet, mit so vielem Ungemach verknüpft sind, daß es kaum den Anschein hat, als könnten sie auch nur etwas an Glückseligkeit gewähren. Diejenigen nämlich, welche sich das träumen, sind der Ansicht, irgendwo sei das wahre Glück; während jedoch ein natürlicher Trieb sie zum wahren Gute leiten will, bringt sie der Irrtum in mannigfacher Gestalt um ihrer Unwissenheit willen vom Wege ab.

Sch.: Welchem vernünftigen Menschen sollte die Vergänglichkeit dieser Dinge unbekannt sein? Wer wüßte aber trotzdem nicht, daß sie, reichlich vorhanden, dem Pilger dieses Lebens von Nutzen sind?

L.: Mit Maß gebraucht, nützen sie; im Übermaß sind sie lästig. Daher auch jener Ausspruch der Weisen: Nichts im Übermaß.

Sch.: Bekanntlich ist im Übermaß alles schädlich. Aber wie weit darf das Streben nach dem Besitze jener Dinge, die du eben aufgezählt hast, denn gehen?

L.: So weit, als es das Bedürfnis des Leibes erfordert und es die Beschäftigung mit der Weisheit verlangt.

Sch.: Mit solchen Vernunftgründen, die sinnlichen Wünsche zu zügeln, halten wir für eine Aufgabe der Vollkommenen.

L.: Eben zu dieser Vollkommenheit fordere ich euch, meine Söhne, auf, so lange ihr euch eines blühenden Alters und frischer Geisteskraft erfreut.

Sch.: So leite du uns denn hin und her auf den Pfaden der göttlichen Vernunft und bringe uns auf den Gipfel dieser Vollkommenheit! Denn wir wollen — wenn auch ungleichen Schrittes — deiner Leitung folgen.

L.: O Mensch, du vernunftbegabtes Wesen, deinem bessern Teile nach unsterblich und deines Schöpfers Ebenbild, warum läßt du das Deine verderben? Warum begehrst du nach dem Fremden? Weshalb gehst du dem Niedrigsten nach und kümmerst dich um das Höchste nicht?

Sch.: Was ist das Meine und was das Fremde?

L.: Fremd ist, was man außen sucht, wie das Sammeln von Reichtum; des Innern Schmuck ist Weisheit! Hast du dich mithin selbst erst in deine Macht bekommen, o Mensch, so wirst du das besitzen, um dessen Verlust du nie Leid tragen wirst und das kein Unfall dir wird rauben können. Ihr Sterblichen, weshalb also sucht ihr außer euch und habt doch in euch, dessen ihr begehrt?

Sch.: Wir suchen das Glück.

L.: Ein schönes Streben, wenn ihr das bleibende und nicht das flüchtige sucht! Ihr seht es, wie viel Ereignisse das irdische Glück verbittern, wie es dem einzelnen weder ungemischt zu teil wird, noch ihm treu bleibt, weil sich in diesem gegenwärtigen Leben nichts Unwandelbares

finden läßt. Was ist herrlicher als das Licht? Und von der nachfolgenden Finsternis wird es verdunkelt! Was ist lieblicher als die Blumen des Sommers? Und dennoch vertilgt sie der Winterfrost! Was ist angenehmer als die Gesundheit des Leibes? Und wer kann auf ihren fortwährenden Besitz rechnen? Was ist erwünschter als ein ungestörter Friede? Und dennoch — leider! — macht ihm ein Streitfall oft ein Ende!

Sch.: Ohne Zweifel ist dem allen so, wie du sagst; aber wozu dies alles?

L.: Damit ihr am Größeren das Kleinere erkennt.

Sch.: Auf welche Weise?

L.: Wenn schon Himmel und Erde, die gemeinsame Augenweide und Mißbrauch aller Sterblichen, in eigenem Wechsel sich immerfort wandeln, um wie viel mehr muß da die Freude an irgend einem einzelnen Dinge vergänglich sein? Und warum muß das geliebt sein, was keinen Bestand haben kann? Was denkt, ihr Menschen, euch denn beim Lobpreis eueres Namens, bei der Würde einer Ehrenstelle, bei der Sammlung von Reichtum? Habt ihr von Crösus Reichtum, von Alexanders Ruhm und Pompejus geehrter Stellung gelesen? Und was werden diese Dinge denen nützen, welchen Untergang droht, wenn jene drei durch frühzeitigen Tod den mit großer Mühe erworbenen Ruhm so schnell einbüßen mußten, und derjenige, welcher in fremdem Gerede seine Ehre sucht, die Klarheit seiner sittlichen Einsicht getrübt hat? Was sinnt ihr darauf, Schätze zu sammeln, die entweder euch im Stiche lassen, oder die ihr im Stiche lassen müßt, die aufzubrauchen weit vorteilhafter ist als zu bewahren — denn Geiz macht ja verhaßt, Freigebigkeit berühmt — und die man nur auf Kosten anderer zusammenscharren kann? Was begehrt ihr Ehren, die Nahrung des Hochmuts? Ist nicht einer aller Vater? Und warum wollt ihr euren Schöpfer beleidigen, indem ihr das Schlechtere liebt und das Bessere darangebt? Sein Wille war, daß das menschliche Geschlecht über allem Irdischen stehe; ihr drückt euere Würde unter alles, was niedrig heißt, herab! Wie viel edler ist es doch, das Innere zu schmücken als das Äußere, und für die Schönheit der ewigen Seele zu sorgen!

Sch.: Was ist denn der Seele ewiger Schmuck?

L.: Vor allem zuerst Weisheit; und ich ermahne euch, nach ihr am eifrigsten zu streben.

Sch. Woher wissen wir, daß die Weisheit ewig ist? Wenn das alles, was du vorher aufgezählt hast, ein Ende nimmt, warum sollte nicht auch das Wissen davon vergänglich sein?

L.: Glaubt ihr wohl, daß die Seele ewig ist?

Sch.: Das glauben wir nicht bloß, sondern davon sind wir auch fest überzeugt.

L.: Ist Weisheit der Seele Schmuck und Schönheit?

Sch.: Gewiß.

L.: Wie könnte es denn ein Glück für die Seele sein, ohne Weisheit, ohne ihren Schmuck, ewig zu leben? Ist es nicht eine unverständige Behauptung: Die Seele lebe ohne ihren Schmuck und ohne ihre Schönheit? Folglich sind, wie klar ersichtlich, beide ewig, nämlich die Seele und die Weisheit. — Seht ihr nicht, wie durch irgend einen Unfall der

Reichtum so sehr häufig seinen Besitzer im Stiche läßt und alle weltlichen Ehren so vielfach zu nichte werden?

Sch.: So sehen wir auch, daß nicht einmal die Macht eines Königreiches von langer Dauer ist.

L.: Was ist Reichtum ohne Weisheit?

Sch.: Das, was der Leib ohne Seele; wie Salomo sagt: „Was soll dem Narren Geld in der Hand, so er doch die Weisheit nicht kaufen kann?“

L.: Ist sie es nicht, die den Niedrigen erhöht und den Armen aus dem Schmutze erhebt, daß er unter Fürsten sitze und den Thron des Ruhmes einnehme?

Sch.: Ja sie ist es. Allein so köstlich ihr Besitz ist, so mühevoll ist auch ihr Erwerb.

L.: Welcher Krieger wird denn ohne Streit gekrönt? Welcher Landmann hat ohne Mühe des Brotes die Fülle? Sagt nicht das alte Sprichwort: Die Wurzeln der Gelehrsamkeit sind bitter, ihre Früchte aber süß? Daher ist auch unser Prediger im Briefe an die Ebräer derselben Ansicht: „Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind.“

Sch.: So führe uns denn, wohin du willst; wir folgen gern, denn die Hoffnung auf Lohn macht die Mühe gewöhnlich leicht. Wer pflügt, pflügt doch in der Hoffnung auf den Ernteertrag. So erzählt man sich auch: Als der große Philosoph Diogenes alle seine Schüler mit den Worten von sich trieb: „Geht, sucht euch einen Lehrer, ich habe einen!“ da blieb allein Plato bei ihm, und als dieser eines Tages mit schmutzigen Füßen über das seinem Meister bereitete Lager eilte, um sich zu ihm zu setzen, drohte ihn Diogenes mit dem Stocke zu züchtigen, doch der Jüngling erwiderte ihm mit gesenktem Haupte: „Kein Stock ist so hart, daß er mich von deiner Seite brächte.“ Konnte er aber, nur von Liebe zur weltlichen Weisheit erfüllt und unbekannt noch mit der himmlischen, die zum ewigen Leben führt, schon so entschlossen in der Nachfolge seines Meisters verharren: mit wie viel größerem Eifer müssen wir deinen Fußstapfen nachfolgen, wo du ein- und ausgehest, der du uns nicht allein auf dem Wissenspfade der freien Künste zu leiten verstehest, sondern uns auch die herrlichen Bahnen der Weisheit, die zum ewigen Leben führt, wirst erschließen können?

L.: Die göttliche Gnade gehe vor uns her und leite uns in die Schätze der geistlichen Weisheit, bei deren Beschäftigung ihr euch an dem Brunnen des göttlichen Reichtums berauschen könnt, auf daß in euch sei ein Brunnen des Wassers, das in das ewige Leben quillet. Aber da wir bei dem Apostel die Weisung lesen: „Laßt alles anständig und ordentlich bei euch zugehen!“ so glaube ich, müßt ihr durch stufenweise Belehrung etwas weiter hinaufgeführt werden, bis euch allmählich die Schwingen der Tugenden zu wachsen beginnen und zu erhabeneren Ausblicken euch in den reinen Äther emportragen, daß ihr sprechen könnt: „Der König führt mich in seine Kammer. Wir freuen uns und sind fröhlich in ihm!“

Sch.: Reiche uns die Hand, Meister, richte uns Unwissende von dem Boden auf und stelle uns neben dich auf die Stufenleiter der Weisheit, auf welcher du dich befindest, wie wir dies mehr als ein Mal an deiner sittlichen Würde und an der Wahrheit deiner Worte erkannt haben, und wohin dich, soviel wir gehört, die herrliche Betrachtung der Dinge von Jugend an gebracht hat; und wenn sich die Dichtung hier vernehmen darf, so ist ihr Ausdruck gewiß nicht unangemessen: ein Göttermahl ist jene Betrachtung!

L.: Mit mehr Wahrheit, meine Söhne, könnt ihr die Betrachtung anstatt als Göttermahl als eine Speise der Engel, als Schmuck der Seelen bezeichnen.

Sch.: Mag dies bezeichnet werden, wie es will: wir möchten über die ersten zur Weisheit belehrt sein, um mit Gottes Hilfe und deiner Unterweisung von dem niedern auf einen höhern Standpunkt gelangen zu können.

L.: Bei Salomo, durch den die Weisheit sich selbst besungen hat, lesen wir: „Die Weisheit bauete ihr Haus und hieb sieben Säulen." Dieser Spruch geht zwar auf die göttliche Weisheit, die sich im Schoße der Jungfrau ein Haus, d. h. einen Leib bauete und dieses durch die sieben Gaben des heiligen Geistes stützte, oder auf die Kirche, die Gottes Haus ist und die sie mit diesen Gaben erleuchtete. Aber es stützt sich auch die Weisheit der freien Künste auf sieben Säulen und bringt nur den zum vollkommenen Wissen, den diese sieben Säulen oder Stufen tragen.

Sch.: So thue uns kund, was du verheißen, und beginne unseres zarten Alters wegen mit leichter Milch, auf daß wir bei wachsenden Jahren leichter zu stärkerer Speise gelangen.

L.: Mit Gottes Gnade, die anfangen und auch vollenden möge, will ich euern Wunsch erfüllen, will euch die sieben Stufen der Weisheit zeigen und auf denselben, so Gott will und wir leben und soweit die Zeitverhältnisse und mein Alter es gestatten, euch zu dem höheren Standpunkte wissenschaftlicher Bildung leiten.

Sch.: Ja, führe uns, leite und bringe uns Langsame endlich aus dem Neste auf die Zweige der dir von Gott verliehenen Weisheit, daß wir das Licht der Wahrheit etwas schauen können, und zeige uns deinem wiederholten Versprechen gemäß die sieben Stufen des wissenschaftlichen Unterrichts!

L.: Die folgenden sind also die verlangten sieben Stufen — wäre doch euer Eifer, sie zu ersteigen, eben so groß als jetzt eure Neugierde, sie zu sehen! — Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie (Astrologie). Das sind die Wissenschaften, denen die Philosophen ihre Zeit und Arbeit gewidmet haben. Sie sind es, durch welche sie den Ruhm der Consuln und den Glanz der Könige verdunkelten; denn sie sind es, durch welche sie ein ewig gefeiertes Andenken erlangten. Sie sind es auch, durch welche in den öffentlichen Disputationen die heiligen katholischen Lehrer und Verteidiger unseres Glaubens alle Ketzer überwunden haben. Auf diesen Pfaden nun, meine teueren Söhne, tummle sich eure Jugend täglich, bis das reifere Alter und der von Sinnlichkeit befreite Geist auf der Höhe der heiligen Schrift anlangt.

Möget ihr aus dieser Rüstkammer hervorgehen als unüberwindliche Verteidiger des wahren Glaubens und Zeugen für die Wahrheit!

§ 71.

Rhabanus Maurus.

Rhabanus Maurus, „der erste deutsche Schulmann und Gelehrte", war 776 in Mainz von angesehenen Eltern geboren. Der Vater, Ruothart, war Kriegsmann gewesen, und die Mutter Adelgunde, eine fromme Frau, leitete hauptsächlich die Erziehung des vielversprechenden Knaben. Sie unterwies ihn in der Religion, wirkte durch Wort und That auf sein Gemüt und wünschte, die guten Anlagen des auch körperlich kräftigen Knaben vollkommen ausgebildet zu sehen. Da sie aber fürchtete, dieselben würden ihm im Umgange mit der Welt zum Verderben gereichen, so beschloß sie, ihn einem Kloster zu übergeben. So kam er, neun Jahre alt, als puer oblatus ins Kloster Fulda, wo es ihm recht gut gefiel. Die Schule des Klosters hatte durch den Fleiß der Mönche und durch Geschenke Karls des Großen eine ansehnliche Bibliothek, so daß die wissenschaftlichen Bestrebungen des Rhabanus Unterstützung fanden. Als er aber Diakonus geworden war, wußte er es dahin zu bringen, daß er auf die berühmte Schule zu Tours geschickt wurde. Er weilte freilich nur ein Jahr bei Meister Alkuin, aber dies genügte, um zwischen beiden eine innige Freundschaft anzubahnen, so daß Alkuin dem jüngeren Freunde den Beinamen Maurus gab, um anzudeuten, daß ihm Rhabanus das sei, was einst dem Benediktus sein Lieblingsschüler Maurus gewesen. Nach der Rückkehr von Tours übernahm Rhabanus die Leitung der Klosterschule zu Fulda. Er meldete dies dem Freunde in Tours, und dieser schrieb ihm zurück: „Ermahne die Kleinen, welche um Dich sind, zur Keuschheit des Körpers, zum reuigen Bekenntnis ihrer Sünden, zur Ausdauer im Lernen und zum verständigen Umgange. Lehre sie die Unmäßigkeit und die Eitelkeit der Welt fliehen. In ihrer Jugend sollen sie lernen, damit sie im Alter lehren können. Trage Sorge, daß sie an Dir ein Muster haben und ermahne sie mit heiligen Worten." Der Ruf von der Gelehrsamkeit des Rhabanus und von der Blüte der Schule, obgleich nach Karls des Großen Tode der weltlich gesinnte Abt Ratgar der Schule hinderlich im Wege stand, so daß Rhabanus sie sogar einmal aufgeben mußte, drang bald in die Ferne und zog Schüler herbei, von denen viele, zu tüchtigen Lehrern vorbereitet, Glauben und Wissen weiter in andere Schulen trugen. Walafried Strabo, Otfried von Weißenburg und andere gefeierte Männer sind Schüler der Schule in Fulda gewesen. Rhabanus war ein gewissenhafter, in der heiligen Schrift gut bewanderter Mann, der mit Eifer nach Wahrheit forschte und strenge Zucht übte. Er las und erklärte seinen Schülern die Schrift und römische Klassiker, trieb etwas Griechisch und unterrichtete auch in den weltlichen Wissenschaften und Künsten, die er als Hülfswissenschaften für die Theologie und das kirchliche Leben betrachtete. Er hat selbst darüber sich weitläufig erklärt in dem dritten Buche „Von der Unterweisung der Geistlichen", Kap. 16—26, indem er von dem Namen der einzelnen Wissenschaften ausgehend zunächst eine Erklärung derselben giebt und das aufführt, was man damals unter den betreffenden Namen zusammenfaßte, dann aber den Wert derselben und namentlich ihre Bedeutung für das Verständnis der kirchlichen Schriften und Ordnungen bespricht, da nur die Kirche als die Besitzerin der Wahrheit alle übrigen Wissenschaften richtig werten kann.

Darin aber zeigt sich des Rhabanus echt deutsche Natur, daß er durch Pflege der Muttersprache, durch Verbreitung gründlicher Kenntnisse und durch Belebung des biblischen Studiums das christliche Leben förderte. Als 817 der Abt Ratgar abgesetzt und Eigil Abt geworden war, wurde auch die Schule erweitert, indem neben die innere Schule, welche Mönche bildete, eine äußere Schule für solche Schüler trat, die nicht Mönche werden wollten. Als Rhabanus selber 822 Abt geworden war, so schmückte er das Kloster durch Bauten und Kunstwerke, wie er schon vorher sich bemüht hatte, den Kunstsinn der Schüler und Mönche zu pflegen und jedes Talent auch nach dieser Seite hin auszubilden, aber er beteiligte sich auch noch fortwährend unmittelbar am Unterrichte und hielt auf gute Zucht und Ordnung, so daß die Schule nicht allein durch Gelehrsamkeit, sondern auch durch Tugenden weithin leuchtete. 847 wurde Rhabanus Erzbischof von Mainz und hat als solcher vier große Kirchenversammlungen gehalten, auf deren erster zu Mainz er 847 den Beschluß erneuern ließ, daß die deutsche Sprache eine größere Verwendung für den gottesdienstlichen Gebrauch erhalten solle. Er selber predigte gern und oft, und so sehr war ihm das eigentliche Unterrichten zur andern Natur geworden, daß er auch in seinen Predigten das Volk über allerlei Dinge aufzuklären suchte. Er starb 856.

Unter seinen Schriften findet sich ein lateinisch-deutsches Wörterbuch zur Bibel, eine Schrift über die Zeitrechnung, ein Buch über das Weltall, eine Art Encyklopädie der Weltkunde, und was für uns von besonderer Bedeutung ist, eine Schrift über die Unterweisung der Geistlichen (de clericorum institutione).

In der Schrift über die Unterweisung der Geistlichen behandelt er im dritten Buche Kap. 16 die verschiedenen Wissensgebiete; eins haben die Menschen selber geschaffen, das andere ist von Gott gegeben. Das erstere ist teils abergläubisch wie die Götzendienerei, Zauberei und Wahrsagerei verschiedener Art, teils aber nützlich wie alles, was zur Körperpflege erfunden ist, ferner die Maß- und Gewichtsordnung, die Münzeinrichtung, die Buchstabenschrift, und diese menschlichen Einrichtungen soll auch der Christ kennen lernen. Von dem aber, was nicht von Menschen ersonnen, sondern von Gott gegeben ist, handelt er im 17. Kapitel. Es bezieht sich teils auf die körperlichen Sinne und wird geschichtlich überliefert oder auch durch die Erfahrung erkannt. Dahin gehört die Geschichte, die auch für den Christen besonders wichtig ist wegen der genauen Kenntnis des Lebens des Herrn. Hierher gehören auch geographische und naturgeschichtliche Schriften, die zur Deutung rätselhafter Stellen der Schrift oder zu Heilzwecken dienen, ferner die Sternkunde, die Baukunst, die Arzeneikunst, der Ackerbau und die Regierung. In das Gebiet der Geistesthätigkeit, des Verstandes, dessen Bildung für die Erkenntnis der göttlichen Dinge sehr wichtig ist, gehören aber Dialektik und Rhetorik, Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie u. s. w. Da er aber bis dahin von den weltlichen Wissensgebieten im allgemeinen und ohne eine bestimmte Ordnung geredet hat, so handelt er nun im folgenden über jede einzelne Wissenschaft der Reihe nach.

Kap. 18. (Die Grammatik und ihre Unterabteilungen.) Die erste der freien Künste ist die Grammatik, die zweite die Rhetorik, die dritte die Dialektik, die vierte die Arithmetik, die fünfte die Geometrie, die sechste die Astronomie, die siebente die Musik.

Die Grammatik hat ihren Namen von der Schrift, wie dies ihr von diesem Worte hergeleiteter Name beweist. Man erklärt sie daher so: Die Grammatik ist die Wissenschaft, welche Anweisung giebt, wie die

Dichter und Geschichtsschreiber auszulegen sind, und wie man richtig schreiben und sprechen muß. Sie ist also die Mutter und Grundlage der freien Künste, welche eine christliche Schule treiben muß, da auf ihr das Verständnis für richtiges Sprechen und Schreiben beruhet. Denn wie könnte jemand die eindringliche Kraft des gesprochenen Wortes oder die Bedeutung der Buchstaben und Silben verstehen, wenn er dies nicht zuvor durch sie gelernt hat? Oder wie könnte er die einzelnen Versfüße, Accente und Vorstellungen unterscheiden, wenn er nicht durch diese Wissenschaft vorher darin unterwiesen wäre? Oder woher sollte er die Grundsätze für die Einteilung einer Rede, den Schmuck der Figuren, die Bedeutung der Bilder, den Sinn der Worterklärungen und die richtige Schreibung kennen, wenn er sich nicht vorher mit der Grammatik bekannt gemacht hat? Keinen Vorwurf also, vielmehr Lob verdient jeder, der diese Kunst nicht zu eitlem Wortstreite anzuwenden liebt, sondern mit ihrer Hülfe richtiges Sprechen und korrektes Schreiben lernen will. Denn gerade sie weist alle Bücherschreiber zurecht, weil sie stets tadelt, wo sie einen Fehler entdeckt, und den gelungenen Ausdruck mit ihrem Beifalle begleitet. Allen Redefiguren aber, welche sich in weltlichen Schriften finden, begegnet man auch wiederholt in den heiligen Büchern. Auch wird jeder bemerken, der die göttlichen Bücher aufmerksam liest, daß unsere heiligen Schriftsteller Bilder angewandt haben, und zwar mannigfaltiger und häufiger, als man meinen und glauben sollte. Und zwar kann man in den heiligen Büchern nicht nur Fälle finden, in denen jene Bilder wie alles andere gebraucht sind, sondern sogar ausdrücklich die Namen einzelner, z. B. der Allegorie, des Rätsels, des Gleichnisses. Die Kenntnis aller dieser Dinge ist daher notwendig, um den schwankenden Sinn gewisser Stellen der heiligen Schrift zu bestimmen; denn, wollte man dieselben nach ihrem Wortsinne auffassen, so würde ungereimtes herauskommen. Man muß vielmehr überall fragen, ob nicht vielleicht dieses oder jenes, was wir nicht verstehen, bildlicher Ausdruck sei, und in der That ist auf diese Weise das meiste klar geworden, was vorher dunkel war.

Ferner ist die Kenntnis der Verskunst, welche man ebenfalls aus der Grammatik lernt, nicht zu verachten, weil (wie der selige Hieronymus bezeugt) der hebräische Psalter bald im Jambus dahinfließt, bald im alcäischen Maße erklingt, bald als sapphische Strophe erbraust, bald halbfüßig einherschreitet. Das fünfte Buch Mosis aber und die Gesänge Davids, wie nicht minder die Sprüche Salomonis und Hiob weisen nach dem Zeugnisse des Josephus und Origenes außer ihren eigenen Versen auch noch Hexameter und Pentameter auf. Darum darf man diese Kunst, obgleich sie sich auch allgemein bei heidnischen Schriftstellern findet, nicht gering schätzen, sondern muß sie sich hinreichend aneignen, da ja auch viele christliche Männer aller Zeiten mit Hülfe dieser Kunst Gott zu Dienst vortreffliche Bücher geschrieben haben: so Juvencus, Sedulius, Arator, Alcimus, Clemens, Paulinus, Fortunatus und zahlreiche andere. Wenn wir aber die Gedichte und Schriften der Heiden um ihrer blühenden Beredsamkeit willen lesen wollen, so müssen wir es halten wie mit der Gefangenen, von welcher das fünfte Buch Mosis redet: und zwar verkündet es dies als Gottes Gebot, daß, wenn ein Israelit sie zum

Weibe nehmen wolle, er ihr zuvor die Kleider abthun, die Nägel beschneiden, und die Haare scheren und dann erst, nachdem sie rein geworden, sie ehelichen solle.[1]) Wenn wir dies buchstäblich verstehen wollten, wäre es nicht lächerlich? Darum pflegen auch wir es so zu halten und sollen es so halten, daß, wenn wir heidnische Dichter lesen, wenn in unsere Hände Bücher der weltlichen Weisheit gelangen und wir finden darin etwas Brauchbares, wir dies unserer Glaubenslehre dienstbar machen; was dagegen Schädliches darin steht von den Götzen, von weltlicher Liebe und Sorge um das Irdische, merzen wir aus, thun es ab, und schneiden ihm gleichsam die Krallen ab mit scharfem Messer. Davor aber müssen wir uns besonders hüten, daß diese unsere Freiheit nicht den Schwachen ein Anstoß werde, daß der Bruder, welcher noch nicht vorgeschritten ist in der Wissenschaft, und für den doch ebenfalls Christus gestorben ist, nicht zu Falle komme, wenn er sieht, wie wir uns mit dem Heidnischen befassen.

Kap. 19. (Die Rhetorik.) Die Rhetorik ist, wie die Gelehrten sagen, die Kunst, in weltlicher Ausdrucksweise, wo es sich um Dinge des bürgerlichen Lebens handelt, schön zu reden. Obgleich indessen diese Erklärung nur auf weltliche Weisheit sich zu beziehen scheint, so hat sie doch auch für den kirchlichen Unterricht Geltung; denn alles, was der Prediger und Verkünder des göttlichen Gebotes in beredter und ansprechender Weise zu lehren vermag, wie auch alle treffenden und gelungenen Wendungen seiner Schreibweise, sind auf die Erfahrung in dieser Kunst zurückzuführen. Auch braucht er nicht zu glauben, daß er sich allemal einen Verstoß zu schulden kommen lasse, wenn er zur rechten Zeit diese Kunst erlernt und ihre Gesetze beim Schreiben und Sprechen befolgt; im Gegenteil, wer sie so gründlich treibt, daß er das Wort Gottes verkünden kann, der thut gerade damit ein gutes Werk. Denn da durch die Redekunst etwas als wahr und als falsch nachgewiesen werden kann, — wer dürfte da behaupten, daß der Lüge gegenüber die Wahrheit in ihren Vertretern waffenlos dastehen müsse, so daß die, welche für die Unwahrheit werben, den Zuhörer durch ihre Rede geneigt, aufmerksam, willig zu machen verstünden, die andern aber nicht, daß jene das Falsche kurz, schlagend, einleuchtend vortragen, die andern aber die Wahrheit so, daß man sie nicht hören mag, nicht einsehen kann und schließlich nicht zu glauben vermag, daß jene mit trügerischen Beweisgründen die Wahrheit bekämpfen und die Unwahrheit behaupten, die anderen aber weder das Wahre zu verteidigen, noch das Falsche zu widerlegen vermögen, daß jene ihre Zuhörer, indem sie dieselben Irrwege führen, anfeuern, erschüttern, aufheitern, in Furcht und Schrecken setzen, während die Vertreter der Wahrheit sich lässig, kalt und schläfrig zeigen? Wer wäre so unklug, dies für klug zu halten? Da also die Beredsamkeit ein Mittelding ist, welches sich in hohem Maße dazu eignet, zum Guten, wie zum Bösen zu überreden, warum sollten nicht die Guten bei ihren Studien von ihr Gebrauch machen, so daß sie für die Wahrheit streitet, während doch die Bösen sie benutzen, um durch sie für Zwecke der Sünde und des

[1]) Vergl. oben Hieronymus, S. 169.

Irrtums verkehrte und nichtige Gründe ausfindig zu machen? Wenn zur Beachtung dessen, was in dieser Beziehung Brauch und Regel ist, die unermüdliche Übung einer im Gebrauche des Wortschatzes und Redeschmuckes geschulteren Zunge hinzutritt, so haben wir das, was man Redegewandtheit oder Beredsamkeit nennt, und dies soll in der besonders dafür festgesetzten und passenden Zeit während des dazu geeigneten Lebensalters von denen gelernt werden, welche sie schnell sich anzueignen vermögen. Haben doch selbst die Meister der römischen Beredsamkeit sich nicht gescheut auszusprechen, daß, wer diese Kunst nicht schnell erfasse, sie überhaupt niemals lerne. Indessen schätzen wir dieselbe doch nicht so hoch, daß wir ihr Studium den schon Erwachsenen oder gar dem gereiften Manne aufdringen möchten. Es ist genug, wenn ganz junge Leute sich darum bemühen, und auch von diesen nicht alle, deren schnelle Ausbildung für den Bedarf der Kirche wir wünschen müssen, sondern nur die, welche noch nicht von dringenderen und unzweifelhaft höheren Bedürfnissen in Anspruch genommen werden. Denn wem eine entschiedene und starke natürliche Begabung abgeht, der erwirbt sich Beredsamkeit leichter, wenn er beredte Männer liest und hört, als wenn er sich bloß nach den Lehren der Beredsamkeit richtet. Darum darf es außer den kanonischen auch nie an anderen an maßgebender Stelle als heilsam anerkannten kirchlichen Büchern fehlen, mit deren Inhalte sich ein junger Mann durch Lesen derselben vertraut machen kann, und durch welche, auch wenn er nicht hiernach trachtet, sondern bloß auf den Inhalt derselben sein Augenmerk richtet, er doch beim Lesen zugleich in ihre Redeweise eingeweiht wird, namentlich wenn dazu die Übung kommt im Aufschreiben oder Diktieren und endlich im Aussprechen ihrer Gedanken, welche mit dem rechten Glauben und mit dem kirchlichen Glaubensbekenntnis übereinstimmen. Doch nun genug von der Rhetorik.

Kap. 20. (Die Dialektik.) Die Dialektik ist die Wissenschaft des Verstandes, durch welche wir untersuchen, Begriffe bestimmen, Erörterungen anstellen, so daß wir das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden vermögen. Sie ist also die Königin der Wissenschaften; sie lehrt unterrichten, sie lehrt studieren, in ihr zeigt und offenbart sich die Vernunft selbst nach Wesen, Ziel und Erkenntnis. Sie allein besitzt ein sicheres Wissen und will nicht nur, sondern sie kann auch ein solches mitteilen. Durch sie erkennen wir, was wir sind und woher wir sind; durch sie lernen wir unterscheiden zwischen Ursache und Wirkung des Guten, zwischen Schöpfer und Geschöpf; mit ihrer Hülfe spüren wir der Wahrheit nach und entlarven wir die Lüge; durch sie ziehen wir Schlüsse und finden, was folgt und was nicht, was dem Wesen der Dinge widerstreitet, was wahr, was wahrscheinlich und was völlig verkehrt ist in streitigen Sachen. Denn wenn wir diese Wissenschaft besitzen, dann untersuchen wir alles und jedes mit Scharfsinn, dann entsprechen unsere Erklärungen dem Wesen des Dinges, dann entwickeln wir unsere Ansicht mit Umsicht. Daher müssen die Geistlichen diese vornehmste Kunst verstehen und ihren Gesetzen fleißig nachdenken, damit sie durch dieselbe die Verschlagenheit der Irrgläubigen klar zu durchschauen und ihre giftigen Trugschlüsse zu widerlegen vermögen. Denn es giebt viele sogenannte

Sophismen, d. i. Trugschlüsse, welche meist den richtigen so ähnlich sind, daß sie nicht nur die trägen Geister, sondern auch die reichbegabten, wenn sie nicht hinlänglich aufmerken, zu täuschen vermögen. So z. B. legte jemand einem anderen in der Unterhaltung den Satz vor: „Was ich bin, bist du nicht", und dieser gab es zu. Es war ja wirklich zum Teil richtig, schon in der Hinsicht, daß jener verschmitzter, dieser harmlos war. Dann fügte er hinzu: „Ich aber bin ein Mensch." Und als ihm auch dies eingeräumt war, machte er den Schluß: „Folglich bist du kein Mensch." Das sind solche verfängliche Reden, wie sie nach meiner Meinung die Schrift verabscheut in jener Stelle, wo es heißt: „Wer trügerisch redet, verdient Haß." Ja auch eine Redeweise, die zwar nicht verfänglich ist, aber doch einem mit Würde nicht zu vereinbarenden Wortschwalle nachjagt, verdient als zur Täuschung führend bezeichnet zu werden. Doch giebt es auch richtige Gedankenverbindungen, welche dennoch zu unrichtigen Behauptungen führen und eine irrige Auffassung des anderen zur Folge haben. Ein wohlgesinnter Gelehrter wird sie jedoch nur anwenden, um den Gegner, dessen Irrtum er nachweisen möchte, zu beschämen und zur Aufgabe seines Irrtums zu bewegen, weil er, wenn er darauf beharren wollte, auch das aufrecht erhalten müßte, was er verabscheut. Denn wenn der Apostel spricht: „So ist auch Christus nicht auferstanden", und weiter: „So ist euer Glaube eitel, so ist auch unsere Predigt eitel", so hat er etwas gesagt, was nicht der Fall war. Unrichtig ist es einerseits, weil Christus auferstanden ist, und anderseits, weil die Predigt derer, welche dies aussprachen, und der Glaube derer, welche es glaubten, nicht vergeblich war. Nun aber muß, weil die Folgerung falsch ist, notwendig auch die Voraussetzung falsch sein. Die Voraussetzung war aber, es giebt keine Auferstehung der Toten, wie die behaupteten, deren Irrtum der Apostel widerlegen will. Aus dieser Voraussetzung aber, es giebt keine Auferstehung der Toten, folgt mit Notwendigkeit: „Dann ist auch Christus nicht auferstanden." Diese Folgerung ist aber falsch, denn Christus ist auferstanden: folglich ist die Voraussetzung falsch; und da dieselbe lautet, es gäbe keine Auferstehung der Toten, so giebt es demnach eine Auferstehung der Toten. Das läßt sich ganz kurz auch so ausdrücken: Wenn es keine Auferstehung der Toten giebt, so ist auch Christus nicht auferstanden; Christus aber ist auferstanden: folglich giebt es auch eine Auferstehung der Toten. Da es demnach richtige Verbindungen nicht nur wahrer, sondern auch falscher Gedanken giebt, so kann man leicht in den Schulen die rechte Gedankenverbindung auch aus den weltlichen Schriften lernen. Die Wahrheit selbst aber muß man in den heiligen Büchern der Kirche suchen. Denn die Wahrheit selbst ist nicht von den Menschen erfunden, sondern nur erkannt und aufgeschrieben, daß man sie erlernen und lehren kann. Sie liegt in dem unabänderlichen und göttlich bestimmten Wesen der Dinge, wie sie von Gott selbst geschaffen sind. Doch nun haben wir genug von der Logik geredet und wollen nun, wie es die Reihenfolge verlangt, zur Mathematik übergehen.

Kap. 21. (Die Mathematik.) Mathematik ist, so können wir sagen, die Lehrwissenschaft, welche die Ausdehnung an sich zum Gegen-

stande hat. Abstrakt nämlich heißt die Ausdehnung, wenn wir sie im Denken von dem Stoffe oder sonstigen Zufälligkeiten loslösen, z. B. von der Gleichheit oder Ungleichheit oder anderen derartigen Beziehungen, welche wir nur in unserem Verstande anwenden. Man teilt sie ein in die Arithmetik, die Musik, Geometrie und Astronomie, über welche wir jetzt im einzelnen der Reihe nach sprechen wollen.

Kap. 22. (Die Arithmetik.) Die Arithmetik ist die Wissenschaft der durch die Zahl bestimmbaren Ausdehnung an und für sich; es ist die Wissenschaft von den Zahlen; denn Zahl heißt im Griechischen Arithmos. Die weltlichen Schriftsteller haben sie unter den mathematischen Fächern deshalb obenan gestellt, weil ihre Existenz von keiner der anderen abhängt, während die darauf folgende Musik, Geometrie und Astronomie zu ihrem Dasein und Bestehen ihrer Hülfe bedürfen. Wir müssen aber wissen, daß der sehr gelehrte Ebräer Josephus im ersten Buche seiner Altertümer sagt, die Arithmetik und Astronomie habe Abraham zuerst den Ägyptern gebracht, welche als Leute von scharfem Verstande aus diesen Samenkörnern sich die anderen Disciplinen weiter entwickelt haben sollen. Mit Recht raten unsere heiligen Väter allen Eifrigen, dieselbe zu studieren, da durch sie die Begierde von fleischlichen Dingen zum guten Teile abgezogen wird und sie das Verlangen nach dem erwecken, was wir unter Gottes Beistande nur mit dem Herzen erfassen können. Daher ist die Bedeutung der Zahlen nicht zu unterschätzen; denn von welchem Werte dieselben in vielen Stellen der heiligen Schriften sind, wird jedem eifrigen Forscher klar. Und nicht umsonst heißt es in den Lobpreisungen Gottes: „Du hast alles geordnet nach Maß, Zahl und Gewicht."

Eine jede Zahl aber wird in der Weise durch ihre besondere Eigentümlichkeit bestimmt, daß keine von ihnen der anderen gleicht. Sie sind also auch unter einander ungleich und verschieden; jede einzelne ist anders, jede einzelne ist begrenzt, alle aber sind unendlich). Und sicherlich werden diejenigen die Zahlen nicht gering zu schätzen wagen als etwas, das mit der Gotteserkenntnis nichts zu schaffen habe, bei denen Plato in großem Ansehen steht, welcher lehrt, Gott habe die Welt aus den Zahlen gebildet. Aber auch bei uns sagt der Prophet von Gott: „Er gestaltet die Welt nach der Zahl", während der Heiland im Evangelio spricht: „Alle eure Haare sind gezählet." Zwar kann man sie mit Augen sehen, gleichsam wie Bilder kleiner Körper, man kann z. B. bei der Zahl sechs an eine Zusammenfügung, Ordnung und Zerlegung derselben denken; doch ihre höhere und vorwiegende Bedeutung, welche das Wesen der Zahl ausmacht, bestätigt sie eigentlich nicht als solche, eine Betrachtung, welche in zuverlässiger Weise bekundet, daß das, was nur in Zahlen ausgedrückt ist, unteilbar ist, während doch alle Körper in zahllose Teile zerlegt werden und daß eher Himmel und Erde vergehen, welche nach der Sechszahl geschaffen sind, als daß jemals die Zahl sechs ohne einen ihrer Teile gedacht werden könnte. Wir können daher nicht sagen, daß die Sechszahl nur deshalb ins Dasein getreten sei, weil Gott alle seine Werke in sechs Tagen erschaffen hat, sondern gerade umgekehrt, daß Gott deshalb in sechs Tagen sein Werk vollendet hat, weil die Sechszahl da war.

Wenn also jene auch nicht da wären, so wäre sie doch vorhanden; wäre sie aber nicht da, so hätten jene nach ihr nicht ins Dasein treten können.

Ferner verschließt auch die Unkenntnis der Zahlen häufig das Verständnis von dem, was in der Schrift bildlich ausgedrückt ist und eine geheime Bedeutung hat. Dem Forschergeiste wenigstens kann es nicht gleichgültig sein, was es heißt, Moses und Elias und der Herr selbst haben vierzig Tage gefastet. Der so geschürzte Knoten findet ohne genaue Kenntnis und Betrachtung dieser Zahl keine Lösung.

Sie enthält nämlich die Zahl zehn viermal, das bedeutet die Kenntnis aller Dinge mit den Zeiten verwoben. Denn nach der Vierzahl verlaufen die Tages- und Jahreszeiten: die Tageszeiten in Morgen, Mittag, Abend und Nacht; die Jahreszeiten in Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Von der zeitlichen Ergötzung aber sollen wir, während wir in der Zeit leben, um der Ewigkeit willen, in welcher wir einst zu leben wünschen, uns enthalten, d. i. fasten, wie ja schon der flüchtige Verlauf der Zeiten selbst uns nachdrücklich mahnt, die Zeit gering zu achten und nach dem Unvergänglichen zu trachten. Weiter aber bezeichnet die zehn die Kenntnis des Schöpfers und der Kreatur; denn die drei deutet auf den Schöpfer, die sieben auf die Kreatur nach Leben und Leib. In jenem nämlich ist eine Dreiheit enthalten, weshalb wir auch Gott lieben sollen von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte; im Körper aber liegen die vier Elemente, aus denen er besteht, klar zutage. Wenn daher durch diese Zeitbestimmung der Zehnzahl, wohlverstanden viermal genommen, uns zugemutet wird, keusch und enthaltsam in weltlichen Vergnügungen zu leben, so heißt das vierzig Tage fasten.

So enthält die heilige Schrift unter den vielen mannigfach verschiedenen Zahlbildern andeutungsweise allerlei Geheimnisse, welche den Lesern aus Unkenntnis der Bedeutung der Zahlen vorborgen bleiben. Es ist daher notwendig, daß die, welche zu einer tieferen Einsicht der heiligen Schrift gelangen wollen, diese Kunst mit Fleiß erlernen; dann werden sie den tiefen Sinn der Zahlen in den göttlichen Büchern leichter erkennen.

Kap. 23. (Die Geometrie.) Nun wollen wir zur Geometrie übergehen, welche die auf Anschauung sich stützende Darstellung von Gestalten und ein gewöhnliches Beweismittel der Philosophen ist, indem sie, um dies durch die allerhöchste Anerkennung belegen zu können, behaupten, ihr Jupiter verwerte in seinen eigenen Werken die Geometrie. Ich weiß freilich nicht, ob darin ein Lob oder ein Tadel liegt, wenn sie vorgeben, Jupiter male daselbst mit himmlischen, was jene mit irdischen Farben malen. Wenn wir dies aber vernünftiger Weise auf Gott, den allmächtigen Schöpfer, anwenden, so dürfte vielleicht an jenem Ausspruche etwas als wahr zutreffen. Denn geometrisch verfährt, wenn man so sagen darf, die heilige Gottheit, indem sie ihren Geschöpfen, welche sie noch bis heute erhält, verschiedene Arten und Gestaltungen zuteilt; indem sie mit anbetungswürdiger Macht den Gestirnen ihre Bahnen zugewiesen hat, die beweglichen in bestimmten Kreisen laufen läßt und die unbeweglichen an feste Punkte geheftet hat. Denn alles, was wohl geordnet und gefügt ist, das ist auf den eigentümlichen Inhalt dieser Wissenschaft zurückzuführen. Das Wort Geometrie heißt soviel als Erdmessung

und wird so erklärt: Die Geometrie ist die Wissenschaft von dem unbeweglichen Weltall und von den individuellen Formen. Weil nach den verschiedenen Figuren dieser Wissenschaft zuerst Ägypten, wie einige sagen, als Eigentum verteilt sein soll, so nannte man einstmals die dieser Wissenschaft Kundigen die Messer. Doch erzählt der gelehrte Lateiner Varro, dieser Name sei dadurch entstanden, daß einst Leute durch Ausmessung der Länder feste Grenzen geschaffen und den herumschweifenden Völkern den Segen des Friedens gezeigt hätten; späterhin sei auch der Lauf des ganzen Jahres eingeteilt in Monate, welche man, weil sie das Jahr messen, im Lateinischen geradezu Messer (menses) genannt hat. Nach solchen Ergebnissen begannen dann Leute, die sich berufen fühlten, auch das Unsichtbare zu durchforschen, zu untersuchen, wie groß der Abstand des Mondes von der Erde, auch der Sonne vom Monde, und wie weit die Entfernung sei bis zum Scheitelpunkte des Himmels; das, sagt er, hätten die klügsten Geometer auch erreicht. Dann habe man, wie er in glaubhafter Weise berichtet, auch die Ausdehnung der ganzen Erde berechnet, und so sei es geschehen, daß diese Wissenschaft den Namen Geometrie bekommen habe, den sie viele Jahrhunderte hindurch behalten hat. Diese Wissenschaft ist aber auch bei dem Bau der Stiftshütte und des Tempels angewandt worden, wo man ein und denselben Maßstab, dieselben Zirkel, Kugeln, Halbkugeln, Vierecke und die übrigen mathematischen Figuren gebraucht hat. Die Kenntnis von dem allen verschafft daher dem, der sich damit befaßt, eine wesentlich tiefere Einsicht.

Kap. 24. (Die Musik.) Die Musik ist die Wissenschaft, welche von den Zeitteilen handelt, die einen bestimmten Zweck haben, das will sagen, von denen, welche man in den Tönen wahrnimmt, z. B. zwei-, drei-, vierfache Dauer u. s. w., die zu einem bestimmten Zwecke hörbar gemacht werden. Diese Wissenschaft ist demnach so hoch und nützlich, daß derjenige, welcher sie nicht kennt, das kirchliche Amt nicht in gebührender Weise verwalten kann. Denn alles, was beim Vorlesen schön vorgetragen wird, und was von den Psalmen in der Kirche lieblich ertönt, empfängt durch diese Wissenschaft sein Maß; und wir lesen und singen nicht allein mit ihrer Hülfe in der Kirche, sondern wir feiern auch nur durch sie den ganzen Gottesdienst in rechter Weise. Die Musik nämlich umfaßt alle Bethätigungen unseres Lebens in folgender Weise, daß wir erstens die Gebote des Schöpfers halten und uns mit reinem Sinne nach den von ihm gegebenen Vorsätzen richten; denn alles, was wir reden, und was uns tief drinnen in den Pulsschlägen erregt, das wird durch den Rhythmus der Musik als harmonisch verbunden dargethan, da die Musik die Kunst ist, die Töne in gefälliger Weise zu verändern. Wir beweisen uns auch, wenn wir uns eines rechtschaffenen Wandels befleißigen, stets als Jünger einer solchen Wissenschaft; denn die Bösen haben keine Lieder. Auch alles, was im Himmel und auf Erden mit Zulassung des Höchsten geschieht, ist nichts anderes als Musik, wie ja Pythagoras bezeugt, daß diese Welt durch die Musik erschaffen sei und durch sie regiert werden könne. Sogar in der Christenheit hat sie sich eine hohe Anerkennung verschafft, und daher kommt es, daß die Unkenntnis von wenigstens einigen musikalischen Dingen vieles verschließt und verdunkelt.

Man hat über den Unterschied der Harfe und Cither Untersuchungen angestellt, hat gefragt, ob die Anzahl der Saiten eine heilige Bedeutung habe, und hat solche aufgefunden.

Kap. 25. (Die Astronomie.) Es ist noch die Astronomie übrig, welche, wie einmal jemand gesagt hat, für die Frommen ein wertvolles Beweismittel, für die Neugierigen eine wahre Plage ist. Wenn wir uns daher in sie mit lauterem und bescheidenem Sinne versenken, so erfüllt sie uns, wie auch die Alten sagen, mit großer Liebe zu ihr. Denn was will es doch heißen, im Geiste in die Himmel aufzusteigen und den ganzen überirdischen Bau mit der forschenden Vernunft zu zerlegen und mit der Schärfe des eindringenden Verstandes dasjenige wenigstens teilweise zu ergründen, was ein so unermeßlicher Raum in Geheimnis gehüllt hat! Denn die Welt soll, wie einige meinen, Kugelgestalt haben, um die verschiedenen Weltkörper in ihrem Umkreise zu fassen. Daher hat Seneca in Übereinstimmung mit den Philosophen seinem Buche den Titel gegeben: „Über die Gestalt der Welt." Die Astronomie nun, über die wir sprechen, heißt aber die Wissenschaft von dem regelmäßigen Laufe der Gestirne, weil sie durchaus nicht anders, als es ihnen von ihrem Schöpfer bestimmt ist, stillstehen oder sich bewegen können, es sei denn, daß sie vielleicht einmal durch ein Wunder nach dem Belieben der Gottheit einem andern Gesetze gehorchen. So lesen wir, daß Josua, der Sohn Nuns, der Sonne in Gibeon stillzustehen befohlen hat, daß sie zur Zeit des Königs Hiskias zehn Linien zurückgegangen ist, daß sie beim Tode Christi sich drei Stunden lang verfinsterte und dergl. m. Man nennt dies deshalb ein Wunder, weil es der gewöhnlichen Ordnung der Dinge zuwider und daher auffallend ist. Denn diejenigen Sterne, welche festen Stand am Himmel haben, schweben; die Planeten dagegen, d. i. die Wandelsterne, welche gleichwohl ihre Bahnen nach bestimmten Gesetzen zurücklegen, bewegen sich. Die Astronomie ist also, wie schon gesagt, die Wissenschaft, welche den Lauf und die Bilder der Himmelsgestirne zum Gegenstande hat, welche alle Verhältnisse der Sterne zu einander und zur Erde mit forschendem Geiste prüft. Doch sind die Astronomie und Astrologie einigermaßen verschieden, obschon beide eine und dieselbe Wissenschaft ausmachen. Denn die Astronomie beschäftigt sich mit der Bewegung des Himmels, mit dem Aufgange, dem Untergange und dem Laufe der Gestirne oder mit den Gründen ihrer Benennung; die Astrologie dagegen ist teils etwas Naturgemäßes, teils etwas Abergläubisches; naturgemäß ist sie, so lange sie sich beschäftigt mit dem Laufe der Sonne, des Mondes und der Sterne und mit der Bestimmung der Zeiten; abergläubisch dagegen ist diejenige, welche die Sterndeuter treiben, die aus den Sternen weissagen und zwölf Sternbilder im Anschluß an die Unterabteilungen der Seele und des Körpers unterscheiden und aus dem Laufe der Sterne die Geburts- und Todesstunden des Menschen lesen wollen. Jenen Teil der Astrologie, welcher sich in den Grenzen der Naturforschung hält, den Lauf der Sonne, des Mondes und der Sterne erforscht und den Wechsel der Zeiten genau beobachtet, muß die christliche Geistlichkeit sorgfältig erlernen, um durch sichere Anwendung ihrer Regeln und in unwiderleglicher und vollgültiger Erwägung der Beweisgründe nicht allein den Lauf

vergangener Jahre der Wahrheit gemäß erforschen, sondern auch in betreff der Zukunft in zuverlässiger Weise Schlüsse ziehen zu können und im stande zu sein, den Beginn des Osterfestes und die Termine aller Feste und Feiertage selbst zu bestimmen und sie der Gemeinde Gottes als Feiertage ordnungsmäßig bekannt zu machen.

§ 72.

Aus dem Kloster St. Gallen.

Nach Ekkehart's IV. Casus Sancti Galli. Übersetzt von G. Meyer von Knonau. Leipzig, Franz Duncker, 1878.

Das Kloster St. Gallen war nach und nach gedeihlich aufgeblüht. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts glänzte hier als Klosterlehrer Ratpert aus Zürich, der auch eine Geschichte des Klosters schrieb. Etwa anderthalb Jahrhunderte später bearbeitete ein Schüler Notkers, Ekkehart IV., der um 1022 Schulvorsteher in Mainz geworden und um 1031 in das Kloster St. Gallen zurückgekehrt war, die Klostergeschichte aufs neue. Er giebt aber nicht sowohl eine Klostergeschichte, als vielmehr eine Geschichte hervorragender Männer des Klosters nach der Überlieferung, die sich im Kloster gebildet hat, so daß die Zeitrechnung vielfach hinfällig sich erweist und manches aus Ekkeharts eigener Zeit irrig in eine frühere übertragen ist, aber er hat es verstanden, seine Helden uns lebendig vor die Seele zu stellen. Ungefähr um 840 hatte das Kloster eine innere Schule für die zu Mönchen bestimmten Knaben und eine äußere, welche für die Weltgeistlichen und andere bestimmt war. Wir geben nun aus Ekkehart die Erzählung einiger charakteristischen Vorgänge aus diesen Klosterschulen.

Buch I, Kap. 14. „Nicht viele Zeit nachher feierte Chuonrad (Konrad I.), damals König, zu Constanz des Herrn Geburtsfest (Weihnachten 911). An diesem Tage nach Tische, als ihm der Bischof die abendlichen Processionen jener drei Tage beim heiligen Gallus lobte, sagte der König: „O daß wir doch dort wären! Und weshalb werden wir, mein Herz, nicht morgen früh dorthin gehen?" Alsbald werden die Schiffe bereitet, und nachdem der König dieselben früh mit den Bischöfen und dem übrigen Gefolge bestiegen, erreichte er um Mittag unser Ufer und indem er dem heiligen Gallus mit Frohlocken sich näherte, wurde er unter Verkündigung neuer Lobgesänge (Empfangsgedichte) ruhmvoll an der Stätte empfangen. Und nachdem er drei Nächte in aller Fröhlichkeit an dem Orte verbracht, kam er endlich am vierten Tage bei Nacht nach Arbon (am Bodensee). Es wäre lange zu sagen, mit welchen Ergötzlichkeiten er diese Tage und Nächte verlebt hat, vorzüglich bei dem feierlichen Aufzuge der Kinder (am Tage der unschuldigen Kinder); diesen ließ er Äpfel mitten auf den Estrichboden der Kirche vorstreuen, und da er auch nicht eines der kleinsten sich bewegen, noch nach den Früchten seine Aufmerksamkeit richten sah, bewunderte er deren Zucht. Als er am Tage der Kindlein mit zwei Bischöfen zur Tischstunde auch in den Speisesaal der Brüder eingetreten war und mehrere fröhliche Worte zu den vor ihm sich erhebenden gesprochen hatte, sagte er: „Mit uns werdet ihr, ihr mögt wollen oder nicht, zu teilen haben." Den Decan aber, welcher

seinetwegen vom Tische des Abtes zu gehen sich anschickte, umarmend und zurückhaltend, setzte er sich nieder, und das ihm Vorgesetzte zu sich nehmend, sagte er, alle ringsum sich betrachtend und anlachend: „Laßt uns inzwischen hieran teilnehmen.“ Er schickte aber auf das geschwindeste zu Salomon, derselbe möchte nicht darzu kommen, sondern ein jeder für den andern Tafel halten. Als er dann dem Propste befahl, daß ihm nichts als das, was den Brüdern bereitet wäre, vorgesetzt werde, sagte dieser: „O König, unser Unglück! Daß du nicht den folgenden Tag abwartest; denn morgen werden wir vielleicht Brot und enthülste Bohnen haben, aber heute nicht also.“ „Fürwahr“, sprach jener, „auch morgen wird sich Gott über euch erbarmen können.“ Indem hernach die Kinder der Reihe nach lasen (das geschah so am Kindleintag) und vom Lesepult herabstiegen, hob sie der König zu sich auf und legte ihnen goldene Münzen in den Mund, und als einer der sehr kleineren unter ihnen das Gold heftig schreiend wieder ausspie, sagte er: „Der wird, wenn er das Leben behält, einmal ein guter Mönch sein.“ Als er sich endlich vom Tische erhob, sprach er freudig vieles zu den Brüdern und ermahnte sie, bester Hoffnung zu sein, weil, wenn er am Leben bliebe, er solche Tischgenossen fröhlich machen wollte. Er ging also zu den Seinigen zurück, nachdem er vor Salomon und allen sich gerühmt, daß er niemals fröhlicher ein Gastmahl gehalten habe. — —

16. Aber als der König einen Abend und eine Nacht fröhlich verbracht hatte, wird er, indem er um Tagesanbruch eine Versammlung der Brüder sich erbittet, weil aller Stimmen günstig fallen, ein verzeichneter Bruder. Er teilte einem jeden der Brüder ein Pfund Silbers zu, damit er es für die Kleidung behalte. Den Knaben verordnete er drei Tage zum Spielen, sowohl für jene Zeit gerade, als für die Zukunft, und nachdem er in die Kirche des heiligen Gallus hineingegangen war, bekleidete er die Altäre mit Decken. Auch die Immunität des Ortes, die von Grimald begonnen worden war, aber noch nicht feststand, stellte er selbst unter Erlaubnis des Bischofs mit eigener Hand und mit dem Siegel als sicher und ununterbrochen bestehend fest. — — —

26. Und wie Salomon an den vier einzelnen Tagen (des Christfestes 919) vor allen Tagen seines Lebens reichlicher im Worte des Herrn, worin er stets reich gewesen war, das Volk weidete, ging er am Morgen nach dem Tage der unschuldigen Kinder, während er den Aufbruch nach Constanz anordnete, an den Schulen vorüber, nachdem er von den Brüdern Abschied genommen hatte. Es war aber dies der Tag der Schüler (29. Dezember). Er öffnete auch die Thüre, um wahrzunehmen, wie sie sich verhielten, und trat hinein. Es war in jedem Falle das Recht der Schüler, so wie es ja noch heute ist, daß sie, weil sie nämlich an kein Gesetz gebunden sind, die eintretenden Gäste ergreifen, die Ergriffenen so lange, bis sie sich loskaufen, festhalten. Wie aber jener als Herr des Ortes sicher in ihre Mitte vorgeschritten stand, sagen sie unter sich: „Laßt uns den Bischof, nicht den Herrn Abt gefangen nehmen!“ (Salomon war zugleich Bischof von Constanz und Abt von St. Gallen.) Salomon jedoch entsprach ihrem Willen, indem er das mit aller Freude erduldete, wie immer sie ihn behandeln wollten. Allein indem sie ihn packten, setzten

sie ihn, er mochte wollen oder nicht, auf den Hochsitz des Lehrers. Und er sprach: „Wenn ich auf dem Hochsitz des Lehrers sitze, habe ich auch dessen Recht zu gebrauchen. Alle zieht euch aus!“ Indem sie es ungesäumt thun, bitten sie doch am Ende, daß sie sich von ihm, so wie sie es vom Lehrer gewohnt seien, loskaufen dürften. Als jener beigefügt hatte: „Wie?“ —, reden ihn die ganz Kleinen lateinisch, so wie sie es konnten, die Mittleren rhythmisch, die übrigen metrisch und gleich wie von der Rednerbühne rhetorisch sogar an. Weil wir von zweien derselben die Worte von den Vätern erhalten haben, so sagte der eine:

„Was haben dir wir gethan, daß du uns böses fügst an?
Zur Königsgewalt wir gehen, da auf unserm Gesetz wir stehen.“

Aber der andere Versemacher sprach:

„Neu willst Gast du uns sein; nicht gab uns der hoffende Mut ein,
Daß du das alte Recht verschlimmern wolleſt in Unrecht.“

Und jener, da er durch die an der Stätte des heiligen Gallus zu allen Zeiten festgewachsenen Studien, welche zu seinen Zeiten noch gediegen standen, erfreut wurde, hob alle, so wie sie waren, in ihren Linnenhemden in die Höhe, umarmte sie unter Küssen und sprach: „Zieht euch an!“; er fügte bei: „In der That, wenn ich das Leben haben werde, werde ich mich loskaufen und eine solche Anlage mit Geschenken vergelten.“ Und nachdem er so rasch wie möglich vor der Thüre der Schulen die ersten der Brüder versammelte, stellte er letztwillig für jene Knaben und für die ihnen zu allen Zeiten folgenden fest, daß sie in den einzelnen Jahren, an den drei ihnen von Reichs wegen beschlossenen Spieltagen, in den Gebäulichkeiten der Schulen selbst Fleisch essen und vom Amtshofe jeder einzelne jeden Tag mit drei Essen und Trünken beschenkt werden sollten. — — —

Buch II. 31. Aber da jene Frau (die Mutter Isos) schwanger war und bei der enteilenden Zeit schon der Geburt nahe stand, hatte sie geträumt, sie habe einen Igel geboren und mehrere Knaben seien hergelaufen, um ihm die Stacheln auszureißen und sie hatte gesehen, daß dieselben damit die Wände beschrieben. Beim Erwachen erzählt sie ihrem Manne über die Maßen erstaunt den Traum. Dieser, auf Gott vertrauend, daß jener Traum nichts Böses andeute, ging zu Eusebius (dem Schottenmönch, welcher 854—888 lebte), dem auf dem Viktorsberg Eingeschlossenen, und bat ihn, daß er der Traumdeuter hierüber sein möge. „Einen Sohn“, sagte dieser, „wird deine Frau zur Welt bringen, den du dem heiligen Gallus geloben wirst. Denn bei jenem erzogen, wird er ein rühmlicher Lehrer sein und, selbst hart in Zuchtmitteln, viele Knaben mit Griffeln bewaffnen.“ Es ist so geschehen, wie jener Mann, voll vom Geiste Gottes und Vaterlandsgenosse des heiligen Gallus, vorausgesagt hatte. Außerdem hatte der Herr durch des Eusebius Prophezeiungen vielen vieles entschleiert, aber auch gewiß dem Karl selbst, welcher auf dessen Bitte, wie auch Ratpert schreibt, dem heiligen Gallus diesen selben Victorsberg übergeben hat. Der Knabe, wie er geboren und erzogen war, wird der gelehrteste Mönch des heiligen Gallus, und er unterrichtete, wie wir in dessen Thaten schon beschrieben haben, den Salomon mit den übrigen sehr zahlreichen Schülern. Aber unser Hartmuot, der dem Könige

der Burgundionen, Ruodolf, ganz bekannt, wie auch sein Verwandter war, erbat, als der König für das Kloster Grandval aus den Unserigen einen Lehrer begehrte, von Grimald auf drei Jahre eben den Iso für den König, indem unter Handschlag der Vertrag verabredet wurde, daß Iso drei Male im Jahre gestattet würde, den Verschluß seines Klosters auf Kosten seines Königs zu besuchen. Als jenes Gefäß des heiligen Geistes dorthin gekommen war, reichte es, in Provinzen und Reichen berühmt, die süßesten Becher des heiligen Gallus dar. Es glänzte aber dort jene Leuchte des heiligen Gallus zuweilen fürwahr durch Wunderthaten. Denn wie er, in den meisten Dingen unterrichtet, Salben zu machen verstand, hatte er Aussätzige und Gelähmte, aber auch einige Blinde besorgt. — —

32. Da solchergestalt der Mann Gottes seinen Herrn, den heiligen Gallus, wo immer er war, durch seine Tugenden geehrt hatte, schärfte er seine Stacheln für eine größere Zahl von Schülern, da er, selbst durch so große Vorzüge vermögend, dennoch eingehüllt sein wollte wie ein Igel. Nach seinem Unterrichte lechzten die Geister von ganz Burgund, nicht weniger auch diejenigen Galliens. Es gab auch einige, die unter den Ihrigen es für genügend hielten, wenn sie wenigstens zur Stunde Schüler Isos hießen, selbst wenn sie an seinen Griffeln nicht geschärft wurden. Denn über ihn war der Ruhm weit und breit, weil er selbst, auch wenn er stumpfe Geister vorfand, ihnen Schärfe verschaffte. Endlich beliebte es auch ihm selbst, sei es wegen der dankbaren Gewohnheiten der Schüler, sei es wegen der zum Tische zu gebenden Beisteuer, nach den drei dem Könige eingeräumten Jahren für sich durch eigene Bemühung von seinem Abte noch für andere Jahre Verzögerung seiner Heimkehr zu erbitten. Daher blieb er zuletzt durch mehrere Jahre hin in seiner wohlthätigen Pilgerschaft, und indem er in den für ihn feststehenden Zeiten sein Kloster, den Abt und die Brüder besuchte, sah er, durch deren Segen gekräftigt, von seinen Schülern krankhaft erwartet, dieselben von neuem. Indem aber endlich der, welcher die Ziele gesetzt hat, an denen man nicht vorbeigehen wird, seine Verfügung traf, ging Iso, von Krankheit ergriffen, noch in gutem kräftigen Alter, indem sehr viele hier und dort ihn bedauerten, dahin, schmerzlich darüber betrübt, daß er von seinem Kloster ferne sei und daß ihm nicht gestattet wurde, auf dem Friedhof des heiligen Gallus begraben zu werden. Indem aber von überall her seine Schüler sich sammelten, wurde er in der Kirche des heiligen Germanus bestattet. —

33. Notker (Schüler von Iso), von Körper, nicht im Geiste schlicht, in der Stimme, nicht in der Seele stammelnd, in göttlichen Dingen erhaben, in Widerwärtigkeit geduldig, zu allem mild, war ein scharfer Aufseher in der Zucht der Unserigen; bei plötzlichen und unvermuteten Dingen schüchtern, von den ihn beunruhigenden Dämonen abgesehen, denen er sich gewiß kühn entgegen zu stellen pflegte, war er im Beten, im Lesen, im Dichten sehr fleißig, und damit ich im kurzen die Gaben seiner ganzen heiligen Erscheinung zusammenfasse, er war ein Gefäß des heiligen Geistes, wie es zu seiner Zeit nirgends reichlicher sich zeigte.

34. Aber Tuotilo war in weit anderer Weise gut und nützlich, ein Mensch von Muskelarmen und von allen Gliedern, so wie Fabius die Athleten auszulesen lehrt. Er war beredt, von heller Stimme, zierlich in erhabener Arbeit und ein Künstler in der Malerei, ein Musiker, so wie auch seine Genossen, aber vor allem in der Art aller Saiteninstrumente und Rohrpfeifen; denn er unterrichtete auch die Söhne der Edlen auf den Saiten in einem von dem Abte dazu bestimmten Raume. — — —

Ratpert aber schritt zwischen den beiden, die wir genannt haben, in der Mitte einher. Vom Jugendalter an ein Meister der Schulen, ein verständlicher, wohlwollender Lehrer, in den Zuchtmitteln strenger, selten, weniger noch als die Brüder, den Fuß aus dem Klosterinnern hinausbewegend, nur zwei Schuhe des Jahres hindurch besitzend, Ausflüge dem Tode gleich benennend, mahnte er oft unter Umarmungen den reisefertigen Tuotilo, daß derselbe sich hüten möchte. In den Schulen geschäftig, vernachlässigte er häufig die Gebetsstunden und Messen, indem er sagte: „Gute Messen hören wir, indem wir lehren, sie zu halten.“ Und während er die Straflosigkeit das größte Verderben eines Klosters genannt hat, kam er doch zum Kapitel nur, wenn er gerufen wurde, weil, wie er sagte, ihm das gewichtigste Amt, zu kapiteln (d. h. in der Schule mit Worten zu verbessern und zu strafen) und zu züchtigen, gegeben worden sei.

37. Notker aber zeigte sich den Dingen, welche wir in seinem Kapitel vorher geprüft haben, Tag und Nacht immer als derselbe und als neuer zugleich, ganz so wie Ratpert in den Schulen, er selbst jedoch im Innern des Klosters, mit Ausschluß der Schläge; denn er handelte in aller Strenge der Liebe. Mit der Vorsteher Erlaubnis nämlich, noch mehr aber nach deren Aufforderung, waren die jüngeren dazu geeigneten Leute Tag und Nacht, wann Notker von den Gebetsübungen ruhte, gleichsam auf der Lauer, denn auch nicht eine Stunde wurde als ungeeignet bezeichnet, wenn einer mit dem Herrn Notker, ein Buch in der Hand, sich unterredete. Weil er selbst aber nach dem Inhalte der Regel sie zuweilen durch Zischen und Geräusch zurückschreckte, so wurde ihm von den Äbten das, was er zurückgewiesen hatte, durch die Pflicht des Gehorsams auferlegt (d. h. sich der Wißbegierde nicht zu entziehen). Wie honigfließend er aber in seinen Antworten gewesen sei, bezeugen die Thränen derjenigen, welche den Mann noch gesehen hatten. In Wahrheit hat er auch im Geiste Gottes guten und bösen Menschen vieles, entweder Glückliches oder Unheilvolles vorhergesagt.

Buch III. 43. Es war zur selben Zeit am Orte ein zwar noch junger Mönch, der gar sehr gebildet war, der Sohn eines gewissen Grafen, mit Namen Wolo, ein unruhiger und unstäter Mensch, über welchen wegen seiner Abneigung, weil weder der Dekan selbst, noch der Herr Notker oder die übrigen ihm hatten gebieten können, und weil er häufig durch Worte und Peitschenschläge in Schranken gehalten werden mußte, ohne daß etwas anschlug, alle Schmerz empfanden, in betracht dessen, daß er ein Mann von solcher Geistesanlage war. Denn weil der heilige Gallus niemals andere Mönche als solche freier Geburt gehabt hatte, so irrten doch diejenigen edlerer Geburt häufiger ab. Die Eltern Wolos, über denselben bekümmert, waren in das Kloster ge-

kommen; während er durch ihre Ermahnungen besser anschlug, war er doch nach ihrem Abgange derselbe. Der Teufel aber erschien eines Tags in der Morgendämmerung dem Herrn Notker und sprach: „Eine schlimme Nacht werde ich dir und deinen Brüdern bereiten.“ „Ein schlimmer Vogel“, entgegnete jener, „pflegt schlimmen Ruf hervorzubringen.“ Aber Notker machte den Brüdern zum voraus, was er gehört hatte, bekannt, damit sie sich an jenem Tage hüteten. Als jedoch Wolo gleichfalls von den davon Redenden dies vernommen hatte, sprach er: „Greise träumen immer eitles.“ Es war aber gerade ein Tag, von welchem alle wußten, daß ihm vom Dekan untersagt war, daß er keinenfalls aus dem Inneren des Klosters nach seiner Gewohnheit hinausschreiten dürfe; und während er beim Schreiben saß, war das letzte von ihm Geschriebene: „denn er begann zu sterben.“ Und sogleich sprang er auf, und während die übrigen ihn anriefen: „Wohin jetzt, Wolo, wohin jetzt?“ — fing er an, auf den Glockenturm des heiligen Gallus, über die dazu nämlich für uns zurecht gemachten Stufen, hinaufzusteigen, um mit seinen Augen, weil es ihm im Schreiten nicht gestattet war, Berge und Felder ringsum zu sehen und wenigstens so seinem unstäten Geiste Genüge zu schaffen. Indem er jedoch emporstieg und über den Altar der Jungfrauen gekommen war, fiel er, auf den Antrieb des Satans, wie man glaubt, durch die getäfelte Decke und zerbrach den Hals. Indem aber sehr viele, die das gesehen oder gehört hatten, hinzuliefen und ihm eilig die letzte Wegspendung brachten, genoß er das Abendmahl, nachdem er sein Bekenntnis abgelegt.

Als jedoch jene den Willen geäußert hatten, ihn hinaus zu schaffen und zum Krankenhause zu tragen, sprach er: „Laßt mich vorher die heiligen Jungfrauen anrufen; denn sie wissen, daß ich, obschon sonst ganz ruchlos, doch nie ein Weib erkannt habe.“ Als er inzwischen laut gewehklagt hatte, eilte Notker herbei, und diesem streckte er die Hände hin. „Dir“, sprach da Wolo, „mein Herr, und den heiligen Jungfrauen, welche du immer liebtest, empfehle ich meine sündige Seele.“ Indem aber jener sich über ihn warf, sprach er: „Auf euch, ihr heiligen Jungfrauen, vertrauend, nehme ich dieses Bruders Vergehen über mich und anvertraue euch uns beide.“ Und dieses sagte er und wehklagte laut; wie nun Wolo hinaus getragen wurde, erbat er sich vor der Thüre der Kirche still Notkers Hand, preßte dieselbe auf das stärkste und hauchte seinen Geist aus, während alle reichliche Gebete verrichteten.

VI. 66. Es waren die Zuchteinrichtungen der Stätte, wie immer, so auch damals, nicht nur im Innern des Klosters, sondern auch in den Schulen außerhalb, strenge aufrecht erhalten. Von daher haben wir auch außer den Priestern, welche bei uns oft aufgezogen sind, vielfach verschiedenen Kirchen die glänzendsten Bischöfe gegeben. Und damit ich das Trauerspiel, welches ich zu erwähnen im Begriffe bin, mildere, so habe ich selbst gesehen, daß, als Kaiser Konrad (II.) zu Ingelheim Ostern feierte (1030), während ein Mönch des heiligen Gallus zu Mainz (Ekkehard selber) die Schulen besorgte, von diesem das Amt gehalten wurde, wie das gebräuchlich ist, in der Mitte des Chores unter den Augen einer in zahlreicher Versammlung rings herum sitzenden Menge. Und als

jener nach dem kirchlichen Gebrauche zur Vorführung der Tonmasse der Segnung die Hand erhoben hatte, sagten die drei Bischöfe, welche dem Kaiser auf dem Hofsitze zunächst waren, weil sie einstmals Schüler des Mannes gewesen: „Wir werden gehen, Herr, und den Meister in dem, was er uns selbst gelehrt hat, unterstützen.“ Indem jener entgegnete, dies werde ihm erwünscht sein, steigen sie herab und gesellen sich zu dem Mönche des heiligen Gallus, vor dem sich neigenden sich neigend, und vollenden mit ihm in Ehrfurcht das Werk Gottes, welches er gelehrt. Der Mann weinte, indem er mit Freude dem heiligen Gallus Dank darbrachte. Kaum konnte er nach Vollendung der Messen dazu gezwungen werden, sowie es Sitte ist, zu den Füßen des Kaisers hinzugehen, wo er die in deren Bekleidung gelegten Unzen Goldes aufhob. Indem er jedoch unter dem Lachen des Kaisers mit Gewalt zur Kaiserin gezogen wurde, nahm er auch hier deren Gold von den Füßen hinweg. Auch Mathilde, deren Schwester, steckte ihm, er mochte wollen oder nicht, einen Ring an den Finger. Das jedoch will ich keineswegs gesagt haben, um der Aufgeblasenheit der Ohren Genüge zu thun, sondern damit, indem ich die Ehre der Wissenschaft und der Zucht unserer Stätte zum voraus erwähnte, die Schäden, welche wir für die Zuchtmittel von den Schülern erduldet haben, erträglicher vernommen werden, obschon sie unerträglich gewesen sind.

67. Es war, wie wir gesagt haben, der dem heiligen Marcus jährlich wiederkehrende Feiertag (25. April) und wie die kleinen Schüler an festlichen Tagen oft zu verdienen pflegen, daß sie am folgenden Tage gezüchtigt werden, so hatten sie am zweiten Wochentage durch die Fürbitter Verzeihung oder, damit ich wahrer schreibe, Aufschub gehabt. Aber am dritten Wochentage wird, indem die Strafvollzieher, welche wir Rundenmacher (circator, d. h. qui circam facit) nennen, ihre Verschuldungen dem Schulmeister wieder ins Gedächtnis rufen, ihnen sämmtlich befohlen, sich auszuziehen. Es wird einer der zu züchtigenden in die oberen Teile des Hauses geschickt, um die dort niedergelegten Ruten herabzuschaffen. Aber derselbe riß, um sich und die Genossen zu befreien, auf das schleunigste aus einem kleinen Ofen ein brennendes Scheit und steckte es in die dem Dache nächsten dürren Hölzer, wobei er, soweit er die Zeit übrig hatte, das Feuer anblies. Als ihm aber die Strafvollstrecker zuriefen, warum er zögerte, rief er laut schreiend aus, das Haus stehe in Brand, und indem so die dürren Holzziegel, da auch der Nordwind blies, die Feuerglut erfaßten, leuchtete das ganze Gebäude in Flammen auf. Alle Schüler, schneller als das Wort wieder bekleidet, lassen den Schulmeister stehen, springen fort, besteigen die Dächer. Die auseinandergeworfenen Ziegel packte zugleich mit dem Feuer der Nordwind und trug die dahinfliegenden zunächst auf den Giebel eines gewissen Turmes der Kirche des heiligen Gallus.

IX. 80. Viel ist über Ekkehard (I., † 973) nachher zu sagen; aber schon früher mag aus seinen eigenen Worten erkannt werden, von welchem Geist er geführt worden sei. Es schrieb nämlich jener Gelehrte die Sequenzen: „Prompta mente canamus“, „Summum praeconem Christi“, „Qui benedici cupitis“, „A solis occasu“. Über die heilige Afra dichtete

er dem Bischof Liutold, um Reliquien derselben zu gewinnen, Antiphonen und eine Sequenz. Er schrieb den Hymnus „O martyr aeterni patris“, ebenso „Ambulans Hiesus“ und „Adoremus gloriosissimum“, und in den Schulen metrisch für den Schulmeister, zwar noch in wankender Weise, weil er in seinem Streben, nicht jedoch in seinem Äußern noch ein Knabe war, das Leben des Waltharius Starkhand, welches wir nach unserem Können und Kennen verbessert haben, indem der Erzbischof Aribo es uns befahl, als wir nach Mainz versetzt worden waren, denn das barbarische Wesen und dessen eigentümliche Laute gestatten demjenigen, welcher als Deutscher noch sich beeifert, nicht plötzlich ein Lateiner zu werden. Daher pflegen die Halbschulmeister ihre Schüler schlecht zu unterrichten, wenn sie sagen: „Sehet zu, wie am bestimmtesten vor irgend einem Deutschen die Sache auszusprechen euch zieme, und wendet dann die Worte in derselben Reihenfolge in das Lateinische!“ Die Täuschung hat bei jenem Werke den Ekkehart, als er noch ein Knabe war, bethört, nachher aber kam das so nicht mehr vor, wie bei dem Charromannischen Liede: „Mole ut vincendi ipse quoque oppeteret.“ Jener brachte aber dem heiligen Gallus für das Mönchsleben vier seiner Neffen von Brüdern oder Schwestern zu, zwei, welche ihm gleichnamig waren (Ekkehart), weiter den Purchard (II.), welcher nachher Abt wurde, †1022, dann den Notker (Notker Labeo, † 1022), unsern Lehrer, von welchen ein jeder als ein Spiegel der Kirche zu nennen sein mag. —

§ 73.

Gerbert,

der spätere Papst Silvester II., † 1003, als Lehrer.

(Nach Richer, Vier Bücher Geschichte, III., Kap. 42—55 in der Übersetzung vom Freiherrn Karl v. d. Osten-Sacken, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 10.)

Während im 10. Jahrhundert in Deutschland durch Bruno, den Erzbischof von Köln, den Bruder des Kaisers Otto I., die Studien gefördert wurden, waren in Frankreich die blühenden Schöpfungen Karls des Großen verfallen, nur in Rheims fand Kunst und Wissenschaft noch immer Zuflucht und Pflege, und hier entfaltete sich auch durch Adalbero, angeregt durch Brunos Bestrebungen, Kirche und Schule zu neuer Blüte. Mit Vorliebe betrieb man logische und dialektische Studien, nach der Anleitung des Boethius und anderer Ausleger des Aristoteles. Erzbischof Adalbero, seit 969, drang auf eine bessere Gestaltung des Mönchlebens (Richer III, Kap. 31—42) und förderte die Studien auf alle Weise, so daß der Ruf eines Archidiakonus der Rheimser Kirche als Lehrer der Logik so groß war, daß er den Gerbert veranlaßte, nach Rheims zu kommen, wo er seine philosophischen Kenntnisse erweiterte und, wie sein Schüler Richer erzählt, als Lehrer nicht nur über Gallien bald helles Licht verbreitete, sondern auch mit seinem Ruhm die Welt erfüllte.

42. — — — Um seinem hohen Berufe in allen Dingen nachzukommen, sorgte er (Erzbischof Adalbero) auch dafür, daß die Söhne seiner Kirche in den freien Künsten unterrichtet wurden.

43. Während er hierüber mit sich selbst zu Rate ging, kam zu ihm, wie von der Gottheit selbst gesandt, Gerbert, ein Mann von großem

Geiste und bewundernswerter Beredsamkeit, der in der Folge gleich einer hellen Leuchte über ganz Gallien ein glänzendes Licht verbreitete. Er stammte aus Aquitanien und war im Kloster des heiligen Bekenners Gerold von Kindheit an erzogen und in der Grammatik unterrichtet worden. Unter dieser Beschäftigung war er daselbst zum Jüngling herangewachsen, als Borell, der Herzog des diesseitigen Spaniens, einen Besuch in jenem Kloster machte, um dort seine Andacht zu verrichten. Der Abt empfing diesen Fürsten aufs ehrenvollste und fragte ihn im Laufe der Unterredung, ob es in Spanien Männer gäbe, welche der freien Künste vollkommen Meister wären. Da der Herzog dieses unbedenklich bejahete, so ersuchte ihn der Abt, einen seiner Mönche aus dem Kloster mit sich zu nehmen, um ihn in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Der Herzog fand sich dazu bereitwillig, gewährte huldvoll die Bitte, und so wurde ihm mit Zustimmung der Brüder Gerbert mitgegeben, welchen er bei dem Bischofe Hatto in die Lehre gab. Hier befleißigte sich Gerbert der Mathematik mit Eifer und großem Erfolg. Da aber Gott beschlossen hatte, daß Gallien, welches damals mit Finsternis bedeckt war, von einem großen Licht erleuchtet werden sollte, so bewog er den Herzog und den Bischof, nach Rom zu wallfahrten. Nachdem sie also die nötigen Anstalten zur Reise getroffen, machten sie sich auf den Weg und nahmen den ihnen anvertrauten Jüngling mit. Nachdem sie zu Rom ihr Gebet am Grabe der heiligen Apostel verrichtet, stellten sie sich dem Papst (Johannes XIII.) seligen Andenkens dar, und teilten ihm voll Freude von dem Ihrigen mit, was sie für passend hielten.

44. Dem Papste blieb der Fleiß und die Wißbegier des Jünglings nicht verborgen. Und weil damals Musik und Astronomie in Italien gänzlich unbekannt waren, so meldete er alsbald durch einen Boten dem König Otto von Germanien und Italien, es sei zu Rom ein junger Mensch angekommen, der der Mathematik vollkommen kundig und im Stande sei, darin trefflichen Unterricht zu erteilen. Alsobald gab der König dem Papst den Auftrag, den Mann bei sich zu behalten und ihn auf keinen Fall fortreisen zu lassen. Da machte der Papst dem Herzog und dem Bischof, die aus Spanien gekommen waren, die freundliche Eröffnung, der König wünsche den jungen Mann auf einige Zeit bei sich zu behalten, er werde ihn in kurzem ehrenvoll zurücksenden und seine Erkenntlichkeit beweisen. Der Herzog und der Bischof ließen sich's gefallen, daß der junge Mann unter dieser Zusage dablieb, und sie selbst nach Spanien zurückkehrten. Der Papst also, bei dem Gerbert geblieben war, stellte ihn dem Könige vor. Da dieser ihn nun um seine Kunst befragte, antwortete Gerbert, in der Mathematik sei er hinlänglich bewandert: er wünsche aber noch die Wissenschaft der Logik zu erlernen. Da er also diese zu erlangen trachtete, so hielt er sich dort nicht lange als Lehrer auf.

45. Zu dieser Zeit wurde Gerannus, ein Archidiakon zu Rheims, für den vorzüglichsten Lehrer der Logik gehalten. Dieser wurde um dieselbe Zeit von Lothar, dem König der Franken, als Gesandter an Otto, den König von Italien, geschickt. Erfreut über die Ankunft dieses Mannes ging Gerbert zum König und erlangte von ihm, daß er diesem Archidiakon in die Lehre gegeben ward. Er begleitete nun den Gerannus einige Zeit,

und zog mit ihm nach Rheims. Er erlernte bei ihm die Logik und machte in kurzer Zeit große Fortschritte; Gerannus dagegen befleißigte sich der Mathematik, wurde aber von dem Studium der Musik durch die Schwierigkeiten dieser Kunst abgeschreckt. Gerbert ward inzwischen wegen seiner großen Gelehrsamkeit dem obenerwähnten Erzbischof anempfohlen und erwarb sich dessen Gunst in höherm Grade als alle anderen. Deshalb übergab ihm auch auf seine Bitte der Erzbischof die Scharen der Schüler, um sie in den freien Künsten zu unterweisen.

46. Er trug also die Dialektik nach der Reihenfolge der Bücher vor und erklärte sie durch faßliche Auslegung. Zuerst nämlich erläuterte er die Isagogen, d. h. die Einleitungen (zu den Kategorien des Aristoteles) des Porphyrius nach der Übersetzung des Rhetors Viktorinus, und hernach auch nach der des Manlius (d. h. des Boethius). Hierauf erklärte er das Buch des Aristoteles von den Kategorien oder Prädikamenten, und machte seine Schüler auf geschickte Weise mit den Schwierigkeiten des Buches Periermenias, d. h. von der Verständigung, bekannt. Demnächst trug er ihnen die Topik, d. h. die Lehre von den Beweisquellen vor, welche Tullius (Cicero) aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt, der Konsul Manlius aber durch einen Kommentar in sechs Büchern erläutert hat.

47. Eben so fleißig las und erläuterte er die vier Bücher von den topischen Unterscheidungen, die zwei Bücher von den kategorischen und die drei Bücher von den hypothetischen Schlüssen, das Buch von den Definitionen und das Buch von den Einteilungen. Als er aber dann nach dieser Arbeit mit seinen Schülern zur Rhetorik übergehen wollte, bemerkte er, daß es nicht möglich ist, in der Redekunst Fortschritte zu machen, ohne sich vorher mit den verschiedenen Weisen des Ausdrucks vertraut zu machen, welche man von den Dichtern zu lernen hat. Er nahm also die Dichter vor, deren Bekanntschaft er für nötig achtete, und las und erläuterte den Maro, den Statius und den Terenz, wie auch die Satiriker Juvenal, Persius und Horaz, desgleichen den Geschichtschreiber Lukan. Nachdem seine Schüler mit diesen vertraut und mit ihren Redensarten ausgerüstet waren, führte er sie weiter zur Rhetorik.

48. Nachdem sie auch hierin unterwiesen waren, gab er ihnen einen Sophisten zum Lehrer, auf daß sie sich bei ihm in Streitreden übten und sich gewöhnten, nach den Regeln der Kunst dergestalt zu verfahren, daß sie ohne Kunst zu reden schienen, was für das größte Lob eines Redners gilt.

49. Soviel von der Logik. Wie große Mühe er aber auf die Mathematik verwandte, das scheint mir ebenfalls nicht unpassend zu erzählen. Zuerst nämlich unterwies er in der Arithmetik, welche der erste Teil der Mathematik ist, diejenigen, welche dazu Fähigkeiten zeigten. Hierauf ging er zur Musik über, wovon man seit langer Zeit in Gallien nichts gewußt hatte und brachte sie so zu allgemeiner Kunde. Er gab die verschiedenen Noten auf dem Monochord an, zeigte deren Konsonanz oder Harmonie in Tönen, Halbtönen, Doppeltönen und Vierteltönen, setzte die Töne nach den Regeln der Kunst in Akkorde zusammen, und verbreitete auf diese Weise die vollkommenste Kenntnis der Musik.

50. Mit welcher mühsamen Anstrengung er aber ferner das Verständnis der Astronomie gewonnen habe, davon zu berichten ist nicht ohne Nutzen, damit der Leser den Scharfsinn eines so großen Mannes klar erkenne und sich fesseln lasse durch die Zweckmäßigkeit seiner Vorrichtungen. Denn wiewohl jene Wissenschaft kaum dem Verständnis der Menschen erreichbar ist, so brachte er sie doch zu allgemeiner Bewunderung mit Hülfe gewisser Instrumente zur Faßlichkeit. Zuerst stellte er aus einem festen runden Stücke Holz die Himmelskugel dar und wies auf der kleinen Kugel die Verhältnisse der großen nach. Er stellte die beiden Pole schräg gegen den Gesichtskreis und gab dem obern Pol die nördlichen, dem untern aber die südlichen Sternbilder. Die Stellung der Kugel bestimmte er vermittelst des Kreises, welchen die Griechen horizon, die Lateiner aber circulus limitans oder determinans nennen, weil er die Grenzlinie bildet zwischen den Sternen, die gesehen, und denen, die nicht gesehen werden. Indem er nun diese Kugel so in den Gesichtskreis stellte, daß er sowohl den Aufgang und Untergang der Sterne bequem und deutlich anschaulich machen konnte, erklärte er denen, die fähig waren es zu fassen, den Bau des Weltalls, und leitete sie an zur Kenntnis der Sternbilder. Zur Nachtzeit, wenn die Sterne glänzten, beobachtete er dieselben und hielt seine Schüler dazu an, daß sie sich den schrägen Gang der Gestirne in den verschiedenen Gegenden des Himmels sowohl beim Aufgang wie beim Niedergang bemerkten.

51. Auch die Kreise, welche von den Griechen Parallelen, von den Latinern aber aequistantes, gleichweit abstehende, genannt werden, die ohne Zweifel nur in der Vorstellung vorhanden sind, auch diese machte er durch folgende Vorrichtung anschaulich. Er verfertigte einen Halbkreis, der durch den gerade gezogenen Durchmesser abgeschnitten war. Diesen Durchmesser aber stellte er durch eine Röhre dar, an deren Endpunkten die beiden Pole, nämlich der Nordpol und der Südpol, angemerkt werden sollten. Nun teilte er den Halbkreis von einem Pol zum andern in dreißig Teile, und setzte bei dem sechsten dieser Teile, vom Pole gerechnet, eine Röhre an, welche den nördlichen Polarkreis zu bezeichnen hatte. Hierauf zählte er noch fünf Teile ab, und brachte dann abermals eine Röhre an, um den Wendekreis des Sommers zu bezeichnen. Von da an zählte er vier Teile weiter und setzte wieder eine Röhre an, um den Kreis der Nachtgleichen anschaulich zu machen. Den übrigen Raum aber bis zum Südpol teilte er nach denselben Maßen ab. Durch dieses Werkzeug machte er es möglich, indem er den Durchmesser auf den Pol richtete, und den Halbkreis nach oben zu umdrehte, daß er die Kreise, welche dem leiblichen Auge unsichtbar sind, dem Begriff deutlich machte und dem Gedächtnis tief einprägte.

52. Die Bahnen der irrenden Sterne bewegen sich innerhalb des Himmelsgewölbes, verfolgen aber eine entgegengesetzte Richtung. Dennoch entging es seinem forschenden Geiste nicht, ein Kunstwerk zu erfinden, um auch diese anschaulich zu machen. Dazu verfertigte er nämlich zuerst eine Kreiskugel (Armillarsphäre), d. h. eine solche, die nur aus kreisförmigen Reifen bestand. In dieser verband er die zwei Kreise, welche die Griechen Koluren, die Lateiner aber circuli incidentes nennen, weil

sie einander durchschneiden, und setzte an deren Durchschnittspunkte die Pole. Dann legte er fünf andere Kreise, die man Parallelkreise nennt, um die Koluren überzwerch, so daß von Pol zu Pol der Halbkreis in dreißig Teile geteilt wurde, und zwar nicht aufs ungefähr und ohne Ordnung, sondern von den dreißig Teilen des Halbkreises zählte er vom Pol bis zum ersten Kreise sechs, dann fünf bis zum zweiten, von da bis zum dritten Kreise vier, vom dritten bis zum vierten wieder vier, vom vierten bis zum fünften Kreise fünf, und vom fünften Kreise bis zum andern Pol sechs Teile. Durch diese Kreise legte er dann in schräger Stellung den Kreis, welchen die Griechen loxos oder zoe, die Lateiner aber circulus obliquus oder vitalis nennen, weil die Sternbilder, welche er enthält, die Gestalt lebender Geschöpfe haben. Innerhalb dieses schrägen Kreises brachte er mit bewundernswerter Kunst die Bahnen der Planeten an. Seinen Schülern aber erklärte er mit vieler Gründlichkeit, was die Absiden und wie groß die Höhe und die Entfernungen der Planeten von einander seien. Doch wie das geschah, das wäre hier zu weitläufig auseinander zu setzen; denn es würde uns zu weit von unserem Gegenstande abbringen.

53. Außerdem verfertigte er noch eine andere Armillarsphäre, brachte aber in ihrem innern Raume keine Kreise an, sondern befestigte an ihrer Oberfläche Abbildungen der Sternbilder von eisernen und ehernen Drähten. Als Achse steckte er durch diese Kugel eine Röhre, durch welche man den Himmelspol aufsuchen sollte, um, wenn er gefunden, dadurch das Gerüst in eine dem Himmel entsprechende Stellung bringen zu können. Dadurch wurde bewirkt, daß jedes Sternbild des Himmels von dem entsprechenden Bilde auf der Kugel eingeschlossen wurde. Dabei war das wahrhaft göttlich, daß auch ein dieser Kunst Unkundiger, sobald ihm ein Sternbild gezeigt worden, im stande war, alle anderen ohne Hülfe des Lehrers vermittelst dieser Kugel aufzufinden. Auch dadurch belehrte er also seine Schüler ohne Neid. Doch genug von der Astronomie.

54. Nicht geringere Sorgfalt verwandte er auch auf die Unterweisung in der Geometrie. Als Vorbereitung dazu verfertigte er nach der Weise der Schildmacher einen Abakus, d. i. eine Tafel, welche sich zur Einteilung in verschiedene Fächer eignete. Diese teilte er der Länge nach in 27 Felder und verteilte auf dieselben neun Zeichen, mit denen alle möglichen Zahlen ausgedrückt werden können. Von derselben Gestalt mit diesen Zeichen verfertigte er dann auch tausend Figuren aus Horn, mit denen er, indem er sie auf die 27 Felder der Rechentafel bald so, bald anders stellte, die Multiplikation und Division einer jeden Zahl darstellte, und mit so kurzer Arbeit teilten und vervielfältigten diesen Zeichen die allergrößten Zahlen, daß wegen der großen Menge von Zahlzeichen sein Verfahren leichter zu begreifen, als mit Worten zu beschreiben ist. Wer aber darüber vollständige Belehrung wünscht, der lese das Buch, welches er selbst an den Grammatiker Konstantinus geschrieben hat. Denn darin wird er dieses genügend und ausführlich erläutert finden.

55. Gerbert betrieb den Unterricht mit dem größten Eifer und die Zahl seiner Schüler nahm täglich zu. Auch verbreitete sich der Ruf eines so großen Lehrers nicht nur durch Gallien, sondern auch unter die Völker

Germaniens. Ja, er drang über die Alpen und erfüllte Italien bis an das tyrrhenische und das adriatische Meer. Zu dieser Zeit war Otrich ein berühmter Lehrer in Sachsen. Als dieser vom Rufe und Ruhme unseres Philosophen hörte und erfuhr, daß derselbe in allen seinen Lehrvorträgen den Gegenstand in passender Weise abteilte, da äußerte er gegen die Seinen den Wunsch, einige Beispiele dieser Einteilungen aus der Schule jenes Philosophen zu erhalten, und besonders von der Philosophie, weil er an der richtigen Einteilung derselben am leichtesten erkennen könne, ob der Mann, von dem es hieß, er trage Philosophie vor, auch die rechte Weisheit habe, da er ja über göttliche und menschliche Dinge lehre. Es ward also ein gewisser Sachse, der zu diesem Geschäft tauglich schien, nach Rheims gesandt. Dieser wohnte dem Unterrichte Gerberts bei und merkte sich sorgfältig, wie er die Wissenschaften einteilte, aber er verwirrte in hohem Grade die Anordnung der Teile, und ganz besonders bei der Einteilung, welche die ganze Philosophie vollständig umfaßt.

56. Während nämlich Gerbert die Physik der Mathematik gleich und koordiniert setzte, ordnete jener die Physik der Mathematik wie eine Art der Gattung unter. Es ist dieses ungewiß, ob er dieses aus Versehen oder mit Absicht gethan. So wurde also dieser Umriß mit mancherlei anderen Einteilungen dem Otrich überbracht. Dieser prüfte ihn mit großem Bedacht und trat dann vor seinen Schülern mit der falschen Beschuldigung auf, Gerbert teile die Wissenschaften unrichtig ein, weil der ihm mitgeteilte Umriß die falsche Angabe enthielt, daß er zwei sich koordinierte Arten einander unterordne wie die Art der Gattung. Und darauf gründete Otrich die kecke Behauptung, daß Gerbert nichts von der Philosophie gelernt habe; er sagte, daß Gerbert ganz unwissend sei in dem, worauf die Kenntnis von göttlichen und menschlichen Dingen beruhe, ohne welche doch niemand philosophieren dürfe. Deshalb trug er auch jenen Umriß zur Pfalz und erklärte ihn in Gegenwart des Kaisers Otto denen, welche für die weisesten Männer galten. Der Kaiser aber, welcher sich selbst um dergleichen Dinge viel kümmerte, verwunderte sich, ob doch Gerbert sich geirrt haben sollte. Denn er hatte diesen Mann gesehen und mehr als einmal seine Vorträge mit angehört. Daher wünschte er sehr, hierüber von ihm Auskunft zu erhalten. Und die Gelegenheit dazu zeigte sich bald.

Auf einer Reise nach Italien 980 disputierte Gerbert mit Otrik und soll Sieger geblieben sein. Der Kaiser Otto II. übergab ihm dafür die reiche Abtei Bobbio, später wurde Gerbert Erzbischof von Rheims, lernte Otto III. 996 auf dem Römerzuge kennen und wurde an den kaiserlichen Hof gezogen, so daß er 997 mit vielen Gelehrten in Magdeburg zusammentraf. Im folgenden Jahre begleitete er den Kaiser auf der Römerfahrt, wurde Bischof von Rawenna und 999 Papst, als welcher er bis 1003 machtvoll gewaltet hat.

§ 74.

Bernward von Hildesheim.

Die Domschule in Hildesheim blühte besonders in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts unter dem gelehrten Scholaster Thangmar auf. In ihr wurden

die sächsischen Adeligen vorzugsweise zu Geistlichen gebildet. Einer der bedeutendsten Schüler der Schule in dieser Zeit war Bernward, der spätere Lehrer des Kaisers Otto III. und spätere Bischof von Hildesheim, † 1022. Von ihm erzählt Thangmar im „Leben des Bischofs Bernward von Hildesheim" nach der Übersetzung von Dr. Hermann Hüffer (Berlin, Franz Duncker, 1858):

1. Aus adeligem Blute unseres Volkes, der Tochter des Pfalzgrafen Athelbero entsprossen, wird Bernward, ein Knabe von trefflichen Anlagen, dem Herrn Osdag, unserem Bischof, von seinem Onkel dem frommen Diakon Folkmarus, späterem Bischofe von Utrecht, übergeben, und durch beider Sorgfalt meiner Wenigkeit, da ich als Primizerius der Knabenschule vorstand, zum Unterricht und zur Erziehung anvertraut. Ich nahm ihn mit aller Ergebenheit auf und hielt für angemessen, den Umfang seiner geistigen Fähigkeiten zuerst durch die leichtere Milch des göttlichen Wortes zu erproben. Bald aber fand ich, daß er, wie man vom heiligen Daniel liest, seinen Altersgenossen in jeglicher Hinsicht zehnfach überlegen sei. Denn vom himmlischen Lichte überstrahlt, erforschte er schon im zarten Alter in wunderbar scharfsinniger Betrachtung und unermüdlichem Fleiß das Innere der göttlichen Lehre. Teils beim gemeinschaftlichen Unterrichte mit allen übrigen, teils mit denen, die er als die eifrigsten in heiliger Betrachtung erkannt und vertraulich bei Seite genommen hatte, prüfte er durch aufgeworfene Fragen alles, was ihm Zweifel erregte, bis auf den Grund und nahm wie eine kluge Biene die einzelnen Unterrichtsgegenstände, die ich in der Schule nach verschiedenen Büchern auseinander setzte, von seinem entfernten Platze aus mit gespanntester Aufmerksamkeit in sich auf. Nachher, wenn er unter den Knaben saß, lehrte er sie alles, was er durch ersprießlichen Diebstahl mir entwendet hatte, und prägte es ihrem Geiste ein.

Ich nahm es mit dankbarem Gemüte auf, daß der Knabe in ersprießlicher Entwendung meines Unterrichts solchen Eifer beweise, und ließ um so sorgfältiger mir angelegen sein, seinen Geist zur Wissenschaft der wahren Lehre anzuregen. Um so lieber weihte ihn deshalb der verehrungswürdige Herr Osdag, der durch eine Vorahnung seiner Verdienste seine künftige Größe schon voraussah, zum Exorcisten, und ermahnte mich sorglich, fort und fort auf ihn acht zu haben. Ich nahm ihn auch zuweilen mit mir, wenn ich in Geschäften des Herrn Bischofs das Münster verließ, um seinen Geist, den ich unter zahlreichen Schülern nicht unterscheiden und nach Wunsche prüfen konnte, in ihrer Abwesenheit mit besonderer Aufmerksamkeit schärfer und sorgsamer zu durchforschen, und fand ihn auf wunderbare Weise mit buntem Farbenschmucke der Tugenden über seine Jahre bekleidet. Denn häufig brachten wir den ganzen Tag, während wir ritten, mit wissenschaftlichen Übungen zu, indem wir bald eine nicht weniger umfangreiche Lektion lasen, als wenn wir in der Schule Muße dazu hätten, bald dichtend unterwegs uns am Versmaße vergnügten, dann wieder unsere Übung in die Palästra der Prosa versetzten, zuweilen einfach den Inhalt des Gelesenen erörterten, häufig mit künstlichen Vernunftschlüssen uns abmühten. Er setzte mir oft, ohne aber je den Anstand zu verletzen, mit scharfen, aus dem innersten Verschluß der Philosophie hervorgeholten Fragen zu, und mit der größten Leichtigkeit kam sein wißbegieriger Geist

meinen Bemühungen entgegen. Denn fast keine, nicht einmal die Erholungsstunde konnte ihn der Untätigkeit beschuldigen, und obgleich sein Geist von lebhaftem Feuer für jede höhere Wissenschaft entzündet war, verwandte er nichts desto weniger doch auch Fleiß auf die leichteren Künste, welche wir die mechanischen nennen. Im Schreiben glänzte er besonders hervor, die Malerei übte er mit Feinheit, er war ausgezeichnet in der Kunst, Metalle zu bearbeiten, edle Steine zu fassen und in jeglicher Herrichtung, wie es auch später durch viele prächtig geschmückte Gebäude, die er aufführte, zu tage kam. Aber er wußte auch alles dessen, was auf seine häuslichen Geschäfte und Familienangelegenheiten Bezug hatte, mit Geschick und mit der größten Regsamkeit sich anzunehmen, als sei er von Jugend auf hierfür erzogen. Um solcher, Gott wohlgefälliger und von den Menschen hochgeschätzter Eigenschaften willen ward er dem Bischofe, bei dem er lebte, und der ganzen Genossenschaft wert und innig befreundet und besaß im vollsten Maße die Liebe und das Vertrauen seiner Verwandten. Denn sein Großvater, der Pfalzgraf Athelbero, ein Mann, durch den Preis vieler Tugenden ausgezeichnet, der die Rechte seines Amtes mehr aus Pflicht als aus Neigung übte, nahm diesen herrlichen Jüngling, in dem schon die Keime trefflicher Männlichkeit zur Blüte sich entfalteten, wie einen Sohn bei sich auf, obgleich er selbst mit Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts aufs reichlichste gesegnet war. Und da er in ihm die heilsamste Zufluchtsstätte heilsamen Rates fand, schenkte er ihm sein ganzes Vertrauen, so daß er nicht das mindeste ohne seinen Beirat unternahm.

Nach dem Tode seines Großvaters begab er sich in den Palast, nämlich in den Dienst Kaiser Ottos III., der, damals noch ein Knabe von sieben Jahren (987), mit seiner verehrungswürdigen, hochweisen Mutter, der kaiserlichen Herrin Theophano, dem Reiche vorstand. Von ihr wurde der verehrungswürdige Jüngling Bernward aufs gnädigste aufgenommen und erlangte in kurzem ihr höchstes Vertrauen, so daß sie mit Einwilligung sämtlicher Großen den Herrn König zum Unterricht in den Wissenschaften und zur Erziehung seiner Treue befahl. Trotz der neidischen Reden einiger Menschen zeichnete er sich hier so aus, daß der kaiserliche Knabe wunderbare Fortschritte im Lernen machte und doch die freisinnige Weise des Unterrichts seinen Geist zur Übernahme aller Reichsgeschäfte zeitigte. Und während andere dem jungen Könige durch Schmeicheln zu willen waren, so daß sie kindischen Tand und, was sein zartes Alter verlangte, ihm einredeten, während selbst die Kaiserin aus Furcht, die Zuneigung ihres Sohnes zu verlieren, zu seinem Gunsten sich so weichherzig zeigte, daß sie allen Gelüsten des Knabenalters bereitwillig zustimmte, wußte er allein mit solcher Kunst und Festigkeit sich zu benehmen, daß er durch Furcht den Knaben vom unzulässigen abhielt und doch sein Herz durch die vollste Zuneigung an sich fesselte.

3. Unterdessen ging die kaiserliche Herrin Theophano zum großen Leidwesen des ganzen Reiches bei Nimwegen mit Tode ab (991), weshalb der kaiserliche Knabe, nunmehr beider Eltern beraubt, sich ganz der Leitung des treuesten Lehrers anheimgab. Ihn zog er zu Rat, um zu prüfen, was andere durch Schmeichelworte ihm einreden wollten; denn kraft seiner höheren Begabung durchschaute er, obgleich noch im Knabenalter, die

Verstellung einiger Menschen. Mit vorzüglichem Vertrauen hing er aber seinem Lehrer an; von keinem andern wurde er unterrichtet; denn ihn verehrte er als mit dem Schmucke aller Tugenden geziert.

992 wurde Bernward Bischof von Hildesheim.

6. Schwer und mühsam ist es, sein tägliches Bestreben in Worte zu fassen, denn Gott weiß es, daß er mit aller Anstrengung Tag und Nacht in göttlichen Dingen verharrte. Ebenso trieb er auch alle, die ihm anhingen, zu ähnlichen Bestrebungen fast über ihre Kräfte an. Auch war keine Kunst, die er nicht versuchte, wenn er sie auch nicht bis zur Vollkommenheit sich aneignen konnte. Nicht nur in unserem Münster, sondern an verschiedenen Orten richtete er Schreibstuben ein, so daß er eine reichhaltige Bücher-sammlung, sowohl göttlicher als philosophischer Schriften zusammenbrachte. Die Malerei aber und die Skulptur und die Kunst, in Metallen zu arbeiten und edle Steine zu fassen und alles, was er nur feines in dergleichen Künsten ausdenken konnte, ließ er niemals vernachlässigen, so daß er auch an überseeischen und schottischen Gefäßen, die der königlichen Majestät als besondere Gabe dargebracht wurden, das, was er selten und ausgezeichnet fand, zu nutzen wußte. Er führte auch talentvolle, vorzügliche Knaben mit sich an den Hof oder auf längere Reisen und trieb sie an, sich in allem dem zu üben, was in irgend einer Kunst als das Würdigste sich darbot. Außerdem beschäftigte er sich mit musivischen Arbeiten zum Schmuck der Fußböden und verfertigte auch Dachziegel nach eigener Erfindung ohne irgend eine Anweisung. Um alles kurz zusammen zu fassen: er ließ keinen Augenblick ungenutzt verstreichen, und als treuer Verwalter der Gemeinde des Herrn, war er allen seinen Mitknechten mit dem nötigen Beistand treu zu Diensten. Während er aber in Christi Schatzkammer alles, was er für angemessen hielt, mit gewissenhafter Frömmigkeit zusammenbrachte, gab er nichts destoweniger gemäß den Worten des Evangeliums auch dem Kaiser das Seine; denn dem Kaiser Otto III. war er mit bereitwilligstem Herzen nach Willen und Können zu willen. Deshalb erregte er gegen sich den Neid vieler, die erzürnt waren, daß er mit zu wachsamem Eifer den Geschäften des Staates sich unterziehe.

8. Die alten Besitzungen seiner Vorfahren, die er unbebaut fand, zierte er durch treffliche Gebäude, schmückte auch einige von diesen nach feinerem Muster durch Vermischung rother und weißer Steine und mit mannigfachen musivischen Malereien, so daß ein gar herrliches Werk daraus wurde. Was soll ich sagen von dem Eifer und dem Aufwande, mit dem er unsern heiligen Ort oder unsere Hauptkirche verherrlicht hat; sich selbst und alles, was er haben konnte, hätte er am liebsten zu ihrem Nutzen hingegeben. Das bezeugen seine Werke, welche dem künftigen Zeitalter von den frommen Wünschen seines Herzens deutlich genug erzählen werden. Er hörte gar nicht auf, seine Kirche mit wahrhaft wunderbarem Eifer auszuschmücken. So zierte er mit ausgesuchter glänzender Malerei sowohl die Wände als das Getäfel der Decke, daß man statt des Alten Neues zu sehen glaubte. Für die feierlichen Umzüge an den Hauptfesten ließ er Evangelienbücher anfertigen, die von Gold und Edelsteinen schimmerten, ferner Rauchfässer von außerordentlichem Preise und Gewichte, und nichts

destoweniger beschaffte er mit wundersamer Betriebsamkeit noch mehrere Kelche, einen aus Onix, einen andern aus Krystall. Noch einen goldenen, der nach öffentlichem Gewichte 20 Pfund wog, ließ er aus reinstem Golde zum Gebrauch beim Gottesdienste verfertigen. Auch eine Krone von wunderbarer Größe, die von Silber und Gold schimmerte, hing er in der Kirche auf. Vieles andere glaube ich übergehen zu müssen, um nicht durch Weitschweifigkeit Überdruß zu erregen. Mit der größten Emsigkeit unternahm er, unsern heiligen Ort mit Mauern zu umgeben, verteilte Türme in den Umkreis und fing das Werk mit solchem Geschicke an, daß man augenscheinlich an Schönheit und Festigkeit nichts Ähnliches in ganz Sachsen findet. Außerhalb der Mauern errichtete er eine sehr glänzende Kapelle zu Ehren des lebendig machenden Kreuzes und setzte einen kleinen Teil desselben, ein Geschenk des kaiserlichen Herrschers, Ottos III., in die glänzendsten Edelsteine und das reinste Gold gefaßt, dort bei. Auch zeigte dort die göttliche Gnade viele Wahrzeichen ihrer Milde in offenbaren Wundern durch die Kraft des heiligen Kreuzes. —

§ 75.

Vicelin, ein deutscher Lehrer und Missionar.

Nach Helmolds Chronik der Slaven. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae, übersetzt von Dr. J. C. M. Laurent (Berlin, Franz Duncker, 1852).

42. Vicelin war gebürtig aus dem Sprengel von Minden (um 1080). Er war in einer zum Reiche gehörigen Besitzung, Namens Quernhamele (Hameln), die am Ufer der Wisera lag, von Eltern, welche sich mehr durch Zucht und Sitte, als durch Adel der Geburt und Geschlechtes auszeichneten, erzeugt. In den Anfängen des Wissens wurde er von den dortigen Domgeistlichen unterrichtet, dann aber blieb er beinahe bis ins Mannesalter vernachlässigt, weil er seine Eltern verlor und nun seine Jünglingsjahre, wie es in diesem Alter zu geschehen pflegt, in Leichtfertigkeit und Sinnenlust verbrachte. Nachdem er zuletzt sein väterliches Wohnerbe eingebüßt hatte, suchte er auf einer Burg, die nicht fern davon lag, Obdach. Sie hieß Everstein, und die edle Herrin derselben, die Mutter des Grafen Konrad, beherbergte ihn eine Zeit lang, da sie mit dem verlassenen Jüngling Mitleid hegte, und nahm sich seiner voll Barmherzigkeit an, so daß der Burgkaplan, der dies sah, ihn zu beneiden anfing und Anlaß suchte, ihn wieder aus dem Hause zu treiben. Eines Tages also fragte er in Gegenwart vieler Zeugen den Vicelin, was er in der Schule gelesen habe? Als dieser darauf antwortete, er habe des Statius Achilleis gelesen, fragte er, was denn der Stoff des Statius sei? Auf Vicelins Erwiderung: „das wisse er nicht mehr", wandte sich der Priester an die Umstehenden mit den beißenden Worten: „Ach, ich dachte, dieser junge Mann, welcher eben erst frisch von der Schule zurückkommt, bedeute etwas, aber da ist meine Erwartung sehr getäuscht. An dem ist gar nichts." Aber weil geschrieben stehet, „die Worte der Weisen sind Stacheln und gleich Spießen und Nägeln" (Pred. Sal. 12, 11), so erschrak der bescheidene Jüngling über eine so höhnische Rede, und verließ eilends und ohne Abschied zu nehmen, die Burg, wobei er so sehr

von Thränen überströmte und die Beschämung so tief empfand, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. Ich habe ihn oft sagen hören, daß um des Wortes jenes Priesters willen die Barmherzigkeit Gottes ihm zu teil geworden sei. Er ging also nach Patherburnen (Paderborn), wo damals die wissenschaftlichen Studien unter dem berühmten Magister Hartmann blühten. Dessen Tisch- und Hausgenosse ward er und studierte in dieser Lage gar viele Jahre hindurch mit unbeschreiblichem Eifer und Fleiße. Denn indem er häufig

Sich abmühte im Geist und schwitzete wie auf dem Ringplatz,
Zähmt' er den störrischen Sinn durch die veredelnde Kunst.

Ihn zog nicht Spiel, nicht Schmaus von dem gefaßten Vorsatze ab: immer las er oder dichtete oder schrieb zum mindesten. Überdies besorgte er den Chordienst auf das fleißigste,

Denn zu dienen dem Herrn nannt' er so Pflicht wie Genuß.

Da aber sein trefflicher Lehrer sah, daß sein Schüler und Hausgenosse über seine Kräfte arbeitete, so sagte er oft zu ihm:

O Vicelinus,
Jählings eilst du dahin: halt in den Studien Maß!
Denn noch hast du vor dir eine geraume Zeit: gar viel noch zu lernen vermagst du!

Jener aber, von diesen Worten durchaus nicht getroffen, antwortet:

Sieh, ich bedenke,
Daß ich den Büchern erst spät Eifer gewidmet und Fleiß.
Eilender Mühe bedarf's, so lange die Jugend uns Zeit läßt.

Der Herr aber verlieh dem Manne Verstand und einen gelehrigen Geist, so daß er seine Gefährten überflügelte und bald in der Leitung der Schule ein Gehülfe des Lehrers wurde. So stand er also seinen Schulgenossen mit Eifer vor, indem er sie durch Lehre und Beispiel unterwies. Mitunter gab er sich auch dem Gebete hin und bat alle Heiligen um ihren Beistand, besonders aber den heiligen Nikolaus, dessen Dienste er sich insbesondere geweiht hatte. So ereignete es sich, daß er einstmals, um diesen heiligen Geburtstag zu feiern, seine Genossen in der Kapelle der heiligen Brigitte versammelte, und als nun daselbst die Abend- und die Frühmesse feierlich abgehalten war, so ließen sich Engelsstimmen hören, welche das gebräuchliche Responsorium anstimmten: „Der heilige Nikolaus schon des Sieges mächtig." Vicelin aber freute sich des Wunders, und die Freude vergrößerte seine Verehrung für den Heiligen.

44. Nach dem Tode seines Oheims (des Pfarrers Ludolf von Feule) blieb Vicelin so lange an der Patherburner Kirche, bis er nach Bremen berufen wurde, um daselbst der Schule vorzustehen. Er war zu diesem Amte sehr geeignet, sorgte für den Chor, erzog die Jugend zu Zucht und Ehrbarkeit; kurz, er machte die Schüler, die man bisher allzuhastig weiter zu bringen bemüht gewesen war, zu wirklich gebildeten und geistigfreien Menschen, welche auch im Gottesdienste und im Besuchen des Chors sich eifrig bewiesen. Deshalb liebte ihn der Bischof Friedrich (1105—1123) und die übrigen, welche durch ihr Amt oder Ansehen in

der Kirche hervorragten. Denen nur ward er lästig, die gewohnt waren, den Dienst der Kirche und die geistliche Zucht hintanzusetzen und in den Schenken zu zechen, in den Häusern und Straßen umherzuspazieren und eitlen Lüsten zu fröhnen: diese fürchteten, daß ihre Schlechtigkeiten von ihm gerügt würden. Daher suchten sie ihn auch häufig mit Schmäh- und Stachelreden zu reizen und zu verkleinern. Allein nichts fehlte seinem Betragen, nichts ließ den Verleumdungen seiner Nebenbuhler Spielraum, außer daß er in der Züchtigung der Zöglinge in Schlägen nicht Maß hielt. Daher liefen auch gar viele Schüler davon, und er ward der Grausamkeit beschuldigt. Alle diejenigen aber, welche fester von Charakter, sein Joch aushielten, hatten großen Gewinn davon: denn sie nahmen zu an Umfang des Wissens und der Klugheit, wie an Würde und Anstand.

45. Nach Verlauf gar vieler Jahre beschloß Vicelin, da er die guten Fortschritte und die Menge seiner Schüler erwog, nach Frankreich zu gehen, um sich den höheren Studien zu widmen, und bat Gott, er möchte doch seine Gedanken in dieser Beziehung selbst lenken. Während er mit diesem Plane umging, trat eines Tages Adalbert, der Probst der Hauptkirche, zu ihm und sagte: „Warum verbirgst du deinem Freunde und Verwandten, was du auf dem Herzen hast?" Als er sich nun dringend erkundigte, warum er so frage, antwortete er: „Ich weiß, daß du nach Frankreich zu reisen beabsichtigst und willst, daß davon niemand etwas wissen soll. So wisse denn, daß Gott dir den Weg weist, denn in der Nacht im Traume glaubte ich vor dem Altare zu stehen und eifrig zu Gott zu beten. Da redete mich das auf dem Altare stehende Bild der Mutter Gottes so an: „Gehe hin und verkündige dem Manne, der vor der Thür liegt, daß er Freiheit hat, zu reisen, wohin er will. Das habe ich dir nun überbracht, wie es mir befohlen ist: du aber hörst es und freuest dich. Da du also jetzt die Erlaubnis bekommen hast, so gehe, wohin es dir beliebt." Also beseelt durch die Ermutigung göttlicher Eingebung, gab er die Schule auf, jedoch zu großem Leidwesen des Bischofs und der Kirchenoberen, die eines solchen Mannes Dienste nur ungern entbehrten. Er nahm also den sehr ehrenwerten Jüngling Thetmar mit und begab sich nach Frankreich. Dort genoß er der Unterweisung der ehrwürdigen Lehrer Radolf und Anshelm (Anselm), welche in der Erklärung der heiligen Schrift damals ausgezeichnet waren. Diese ehrten ihn hoch wegen seines brennenden Lerntriebes und seines verdienstlichen, lobenswerten Lebenswandels. Während er nämlich leere, zwecklose Fragen und Wortkämpfe, die nicht weiterbringen, sondern nur stören und verwirren, durchaus mied, strebte er nur nach dem, was einem klaren Verstande zusagte und eine gesunde sittliche Bildung beförderte. Zuletzt, als er den Samen des göttlichen Wortes empfangen hatte, nahm er an Seelenstärke so zu, daß er schon damals sich entschloß, Gott zu Liebe einen strengeren Lebenswandel zu beginnen, nämlich dem Genusse des Fleisches zu entsagen; ein härenes Gewand auf bloßem Leibe zu tragen und mit dem Dienste der Kirche in nähere Verbindung zu treten. Bisher nämlich war er nur noch Akoluth gewesen, weil er sich von einem höhern Grade aus Furcht vor der Schwäche und Sinnlichkeit, womit er infolge seiner Jugend zu kämpfen gehabt, fern

gehalten hatte. Da aber jetzt das reifere Alter und eine lange Übung in der Enthaltsamkeit ihm als Mann Festigkeit des Charakters verschafft hatten, so beschloß er, nachdem er drei Jahre den Studien obgelegen, die Heimat wieder zu sehen und zu den höheren geistlichen Graden sich weihen zu lassen. Da traf es sich, daß sein geliebter Schüler Thetmar erkrankte. Dieser, den Tod fürchtend, weinte gar sehr wie Hiskia und bat, Gott möge ihm um der dem Herrn wohlgefälligen Verdienste seines Lehrers willen das Leben schenken. Auch Vicelin flehete für ihn zum Herrn, und so ward er, Gott sei Dank! wieder gesund. Darauf kehrten sie wieder heim, wurden aber nachher von einander getrennt. Der ehrwürdige Thetmar ward nämlich Domherr zu Bremen, Vicelin dagegen schlug diese Würde, die auch ihm angeboten wurde, aus, weil er nach Gottes Fügung zu einem andern Werke bestimmt war.

46. In dem Jahre nämlich, in welchem er aus Frankreich zurückkehrte, begab er sich zu dem sehr ehrwürdigen Northbert (Norbert), Bischof von Magdeburg (seit 1126), um seines Umganges sich zu freuen. Hier erlangte er die Priesterweihe. Da er nun vom heißesten Eifer erglühte und darauf gespannt war, wo wohl sein künftiger Wirkungskreis und zu welchem Werke er wohl bestimmt sein möchte, so bekam er Kunde von Heinrich, dem Fürsten der Slaven, und vernahm, daß derselbe nach Bezwingung der Barbarenvölker sich willig und geneigt zeige, den Dienst Gottes zu verbreiten. Weil er fühlte, daß er zur Verkündigung des Evangelii von Gott berufen sei, so ging er zu dem ehrwürdigen Adalbert, Erzbischof von Hammenburg, der sich gerade zu Bremen aufhielt, um ihm die Meinung seines Herzens zu enthüllen. Dieser freute sich nicht wenig, billigte seinen Entschluß und verlieh ihm ein Sendamt, um an seiner Statt unter dem Volke der Slaven das Heidentum auszurotten. Sofort trat er seine Reise zu den Slaven an in Begleitung der ehrwürdigen Priester Rodolf und Ludolf, Domgeistlichen von Hildesheim und Verden, welche sich diesem Dienste gewidmet hatten. Sie fanden den Fürsten Heinrich, welchen sie aufsuchten, in Lubecke und baten ihn um die Erlaubnis, den Namen des Herrn verkündigen zu dürfen. Dieser erhob, ohne sich zu bedenken, diese würdigen Männer zu hohen Ehren vor seinem Volke und übergab ihnen die Kirche zu Lubecke, damit sie sich dort in Sicherheit bei ihm aufhalten und das Werk Gottes betreiben könnten. Nachdem dies in Ordnung gebracht war, kehrten sie nach Sachsen zurück, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und sich zur Reise ins Slavenland zu rüsten. Allein plötzlich wurden ihre Herzen von heftigem Schmerze erschüttert. Schnell verbreitete sich nämlich die Kunde, Heinrich, der König der Slaven, sei gestorben (1126). So wurde für den Augenblick die Ausführung ihrer frommen Absichten gehemmt. Denn die Söhne Heinrichs, Zventepolch (Swatopluk) und Kanut, welche ihm in der Herrschaft folgten, gerieten durch innere Kriege in so verwirrte Verhältnisse, daß sie ihre ganze ruhige Lage und die Tribute der Länder, welche ihr Vater im tapfern Kampfe errungen hatte, einbüßten.

47. Um dieselbe Zeit ging Erzbischof Adalbert über die Elbe, um Hammenburg und das Land der Nordelbinger zu besuchen. So kam er

nach der Stadt Milethorp (Meldorf). Als nun der Bischof in Milethorp sich aufhielt, kamen zu ihm die Bewohner von Faldera (Neumünster) und baten um einen Pfarrer. Der Gau von Faldera aber begrenzt Holstein nach der Seite hin, wo es die Slaven berührt. Sogleich wandte sich der Erzbischof zu Vicelin mit den Worten: „Wenn du entschlossen bist, im Slavenlande zu arbeiten, so gehe mit diesen Männern und übernimm ihre Kirche, denn sie liegt an der Grenze beider Länder, und du hast so deinen festen Aufenthalt am Eingange und Ausgange des Slavenlandes." Auf seine Erwiderung, er werde seinem Rate folgen, sagte jener zu den Männern aus Faldera: „Wollt ihr einen tüchtigen und klugen Priester haben?" Als sie erklärten, das wünschten und darum bäten sie von ganzem Herzen, nahm er den Vicelin bei der Hand und übergab ihn als Priester dem Markrad, einem sehr angesehenen Manne, und den übrigen Falderern mit der Ermahnung, ihn seiner Stellung gemäß würdig zu behandeln. Als aber Vicelin an den Ort seiner Bestimmung kam, erkannte er die Beschaffenheit der Örtlichkeit und sah, wie das Land durch eine wüste und unfruchtbare Heide ganz entstellt, dazu das Wesen der Einwohner roh und ungebildet war, und daß sie, was die Religion anlangte, nichts weiter als den Namen von Christen hatten. Denn die Verehrung von Hainen und Quellen und sonst noch mancherlei Aberglauben herrschte bei ihnen. Da er also mitten unter einem verkehrten und verirrten Volke und an einem wüsten und leeren Orte voller Schrecken zu wohnen sich anschickte, so empfahl er sich dem Schutze Gottes um so dringender, je mehr er von menschlicher Hülfe verlassen war. Allein der Herr ließ ihn Gnade finden vor den Augen dieses Volkes. Sobald er nämlich die Herrlichkeit Gottes und die Freuden der zukünftigen Welt und die Auferstehung des Fleisches zu predigen begann, wurde das rohe Volk von der Neuheit der ihm bisher ganz unbekannten Lehre im innersten ergriffen, und die Finsternis der Sünden schwand vor dem Glanze der in sie hineinstrahlenden Gnade Gottes. Und kaum glaublich ist es, in wie zahlreichen Scharen damals die Menschen herbeiströmten, um des Gnadenmittels der Buße teilhaftig zu werden. Vicelins Wort aber ertönte im ganzen Lande der Nordelbinger, und er begann voll frommen Eifers die umliegenden Kirchen zu besuchen, indem er den Gemeinden Ermahnungen des Heils gab, die Irrenden zurechtwies, die Uneinigen versöhnte und überdies die Haine und alle abgöttischen Gebräuche vertilgte. Als sich der Ruf von seiner Heiligkeit verbreitete, kamen viele, sowohl Geistliche als Weltliche, zu ihm, unter denen die ersten und vorzüglichsten die ehrwürdigen Priester Ludolf, Eppo, Luthmund, Bolewarb waren, und außerdem sehr viele andere, welche zum teil schon zur Ruhe eingegangen, zum teil noch am Leben sind. Diese verbanden sich durch heilige Verträge mit einander und beschlossen, ein eheloses Leben zu führen, in Gebet und Fasten zu verharren, Werke der Frömmigkeit zu üben, die Kranken zu besuchen, die Dürftigen zu unterstützen und sowohl für ihr eigenes, als für ihrer Nächsten Seelenheil zu sorgen. Vor allem aber lag ihnen die Bekehrung der Slaven am Herzen, und sie flehten zum Herrn, er möchte ihnen doch die Thür des Glaubens so bald wie möglich aufthun. Indes verschob Gott längere Zeit die Erhörung ihres Ge-

betes, „denn die Missethat der Amoriter ist noch nicht alle“ (1 Mos. 15, 16) und nicht ist gekommen die Zeit der Erbarmung.

48. Krieg zwischen Kanut und Zventepolch hinderte alles, bis Kanut fiel. Da wandte sich Vicelin an Zventepolch und bat ihn, daß er nach Lübeck Priester senden dürfe, um für das Seelenheil des Volkes zu sorgen. Es geschah, sie fanden freundliche Aufnahme, mußten aber bald vor den Einfällen der Rugianer weichen, und Zventepolch selbst wurde bald darauf ermordet.

49. Es ward nun Kanut Lawards durch Kaiser Lothar Fürst der Slaven. Er besuchte Faldera öfter und bezeigte sich gegen Vicelin sehr freundlich, baute auch die Kirche in Lübeck wieder. 50. Als aber Kanut von seinem Vetter Magnus ermordet war, erhoben sich neue Wirren. Der Kaiser Lothar selbst erschien an dem Dannevirke, um Kanuts Tod zu rächen, 51. auch Herich, des Kanut Bruder, griff Magnus an, mußte aber nach Schleswig fliehen, wo er von Magnus belagert wurde. Später aber fiel Magnus in der Schlacht und Herich wurde König in Dänemark, 52. bei den Obotriten aber wurden an Stelle Kanuts Pribislaw und Niclot Fürsten und sie verfolgten die Christen, 53. doch wurde es Vicelin möglich, den Kaiser Lothar zum Bau der Burg Segeberg und zur Gründung einer Kirche am Fuße derselben zu bewegen. Die Verwaltung des Kirchenbaues wurde Vicelin übertragen, auch wurde dem Pribislaw bei Verlust der kaiserlichen Gnade befohlen, für Vicelin angelegentlichst Sorge zu tragen. 54. Vicelin zog geschickte Männer zur Verkündigung des Evangeliums heran und so wurde der Same zu einer neuen Pflanzung im Slavenlande ausgestreut. Aber mit dem Tode des Kaisers Lothar 1137 entstanden neue Kämpfe; 55. denn Pribislaw benutzte die Unruhen in Sachsen, zerstörte die Feste Segeberg und verbrannte die Kirche. Faldera blieb die Zufluchtsstätte der vertriebenen Missionare. 57. Erst als Graf Adolf das ganze Land Wagirien überkam 1142, kamen bessere Zeiten. Segeberg wurde neu gebaut und, da das Land menschenleer war, wurden Einwanderer herbeigerufen, Westfalen, Friesen, Holländer ꝛc. Vicelin verlegte aber das Kloster von Segeberg nach dem nächsten Orte Hagenstorf, baute auch andere Kirchen und versorgte sie mit Pfarrern. 64. Zwar fielen später die Slaven wieder verheerend ein, 66. und Vicelin mußte überall den Geplünderten und Armen helfen. 69. Endlich aber wurde der Friede hergestellt und Vicelin wurde Bischof von Aldenburg 1149, obgleich er schon hochbejahrt war und im Lande schon an 30 Jahre gewirkt hatte. Indes verbitterten Streitigkeiten mit dem Herzog (Heinrich) und dem Grafen sein Leben, sie nahmen die Zehnten, so daß er arm weiter dienen mußte; doch baute er die Kirche zu Bornhovede, weihte in Lübeck einen Altar und predigte dem heidnischen Volke mit treuer Liebe, bis er endlich von dem Herzog das Bistum mittelst des Stabes in Lüneburg annahm und nun das Dorf Buzoe erhielt. Dort baute er eine Kirche, und Christen sammelten sich in den benachbarten Orten, obgleich die Burg in Plön noch nicht wieder erbaut war. Als er aber von da nach Faldera zog, wurde er ganz gelähmt. So lebte er noch 2½ Jahr in frommer Ergebung, bis er 1154 starb. Er hat im Gebiete zu Lübeck, wie Helmold sagt, „den Stein aufgerichtet zu einem Male und Öl oben darauf gegossen“.

§ 76.

Anselm von Canterbury, † 1109.

Von diesem großen Kirchenlehrer erzählen die Acta Sanctorum (April., tom. II, Vit. Eadm. § 30, S. 873): Ein Abt klagte im Ge-

spräch mit ihm über die unverbesserliche Jugend, die durch alles Schlagen sich nicht wolle bessern lassen. Anselm antwortete: „Ihr hört nicht auf, die Knaben zu schlagen, und was für Menschen werden es dann, wenn sie erwachsen sind?“ „Stumpfsinnige, tierische Menschen“, antwortete der Abt. „Ein gutes Zeichen für eure Erziehungskunst“, sprach darauf Anselm, „wenn ihr aus Menschen Tiere erzieht.“ Der Abt entgegnete: „Nun ist es denn unsere Schuld? Wir suchen sie auf alle Weise zu zwingen, daß sie besser werden, und wir richten doch nichts aus.“ „Ihr zwingt sie?“ — fragte Anselm. „Sagt mir doch, mein lieber Abt, wenn ihr einen Baum in eurem Garten pflanztet und ihr schlösset ihn sogleich von allen Seiten ein, so daß er seine Zweige nach keiner Seite hin ausbreiten könnte, und ihr setztet nach einigen Jahren einen solchen Baum wieder ins Freie, was für ein Gewächs würde es wohl geworden sein? Gewiß ein unbrauchbarer Baum mit krummen, in einander gewachsenen Zweigen. Und wessen Schuld anders wäre es als eure Schuld, die ihr den Baum zu sehr eingezwängt habt?“

§ 77.

Hugo von St. Victor.

Die mittelalterliche Wissenschaft hatte fast ausschließlich theologische Richtung, aber sie war in dieser Beziehung einseitig geworden; denn während eine ausschließlich positive Theologie die Masse der Kirchenlehre aus den gewohnten Quellen unverändert weitergab und nur darauf mit peinlicher Sorge hielt, daß nichts anderes und nicht mehr gelehrt würde, als gelehrt war, faßte die Scholastik im engern Sinne die Religion mit dem Verstande auf und verlor sich, indem sie alles begreifen und erklären wollte, in leere Grübeleien und Spitzfindigkeiten, und wiederum faßten die Mystiker die Religion nur mit dem Gefühl und der Phantasie auf, ja manche, denen sowohl die Scholastik als auch die Mystik zu weit ging, wollten nur das Praktische betonen, wurden aber auch durch ihre Geringschätzung der Wissenschaft einseitig. Und alle diese Richtungen bekämpften einander heftig. Da versuchte man in der Schule von St. Victor in Paris eine wirklich allseitige Vereinigung und Überwindung aller dieser Einseitigkeiten, und der Mann, der so eine für seine Zeit harmonische Geistesbildung am tiefsten begriff und darstellte, ist Hugo von St. Victor. Er war wahrscheinlich in Sachsen 1097 geboren und erhielt seine erste Bildung in dem Kloster der Augustiner-Chorherrn zu Hamersleben, wurde Mönch und ging mit seinem Oheim, dem Archidiakonus Hugo in Halberstadt, nach Frankreich, wo sie sich in St. Victor in Paris als Glieder des Klosters aufnehmen ließen. Hugo wurde Lehrer im Kloster und verblieb in dieser Stellung, in der er viele Kirchenlehrer bildete, bis an seinen Tod 1141. Er hat eine große Zahl Schriften hinterlassen, in denen sich überall das Streben nach einer harmonischen Geistesbildung zeigt, die auch schon Wert auf die klassische Literatur legt und die Naturwissenschaft mit umfaßt. Alles Studium der weltlichen Wissenschaften aber soll zu Gott führen und der Theologie, vorzüglich der Schriftauslegung dienen. Die Gesamtheit der weltlichen Wissenschaften hat er in einem besonderen Werke, in der „Anweisung zu den Wissenschaften“ (Eruditio didascalica), behandelt. Sie zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der erste in Buch 1—3 die weltlichen Wissenschaften, der zweite von Buch 4—6 eine Einleitung in die Bücher der heiligen

Schrift und in die Kirchenschriften und eine Methodologie des Schriftstudiums enthält. Diese Art Encyklopädie hat Hugo mit Geist und Leben erfüllt und mit wissenschaftlichem Geschmack behandelt. Weiteres darüber siehe in Dr. Schumann, Kleinere Schriften ꝛc. Zweites Heft: I. Hugo von St. Victor als Pädagog. Hannover, Meyer, 1878. Wir geben hier das Hauptstück der ganzen Schrift, nämlich die Hauptkapitel des dritten Buches:

Kap. 1. Die Philosophie teilt sich in die Theorik, die Praktik, die Mechanik und die Logik. Die Theorik gliedert sich in Theologie, Physik und Mathematik, die Mathematik in Arithmetik, Musik und Geometrie. Die Praktik zerfällt in die abgesonderte, die persönliche und die öffentliche. Die Mechanik teilt sich in Wollarbeit, Bewaffnung, Schiffahrt, Ackerbau, Jagd, Heilkunst und Schauspielkunst. Die Logik gliedert sich in die Sprachwissenschaft und die Redekunst. Die Redekunst gliedert sich in die wahrscheinliche und in die sophistische Redeweise. Die wahrscheinliche teilt sich wieder in Dialektik und Rhetorik. In dieser Teilung sind nur die Hauptteile der Philosophie enthalten, es giebt aber auch noch andere Unterabteilungen, aber das Obige mag genügen. Wenn man nur ihre Zahl berücksichtigt, so wird man 21 zählen, wollte man aber auch die Unterabteilungen mitzählen, so würde man 38 finden. Als die Schöpfer dieser Wissensgebiete werden verschiedene betrachtet. Einige haben sie gefördert dadurch, daß sie diese Wissenschaften anfingen, andere dadurch daß sie dieselben weiter bauten, andere dadurch, daß sie dieselben vervollkommneten, daher werden oft von derselben Kunst die verschiedensten Leute als ihre Urheber angegeben. Von diesen will ich unten einige Namen aufzählen. (Diese giebt er Kap. 2.)

Kap. 3. Von allen diesen oben aufgezählten Wissensgebieten hatten die Alten besonders sieben ausgewählt für den Unterricht (ad opus eruiendorum), in denen sie einen so großen Nutzen vor allen übrigen erkannten, daß jeder, der die Unterweisung in ihnen sicher verstanden hatte, auch zur Kenntnis der übrigen gelangen könne, mehr durch Forschen und Üben als durch Zuhören. Denn dies sind gewissermaßen die besten Mittel und Grundlagen, mittels welcher der Weg gebahnt wird zu einer vollkommenen Kenntnis der philosophischen Wahrheit (Sunt enim quasi optima quaedam instrumenta et rudimenta, quibus via paratur ad plenam philosophicae veritatis notitiam). Daher bekamen jene Zweige der Wissenschaft den Namen Trivium und Quadrivium (Dreiweg und Vierweg), weil der lebendige Geist durch sie wie auf ebenen Bahnen in die Geheimnisse der Philosophie eindringt (Hinc trivium et quadrivium nomen accepit, eo quod ii (?) quasi quibusdam viis vivax animus ad secreta sophia introeat). Niemand wurde damals für würdig gehalten, Lehrer (Magister) zu heißen, der nicht die Kenntnis dieser 7 Disciplinen nachweisen konnte. Wie wir lesen, hat Pythagoras schon die Gewohnheit bei seinen Studien befolgt, daß keiner von seinen Schülern bis zu der Siebenzahl über das, was von ihm gesagt war, eine Belehrung zu fordern wagte, sondern daß er den Worten des Lehrers Glauben schenkte, und soweit er alles gehört hatte, auch durch sich selbst den Grund dafür finden konnte. Seine Schüler sollen mit solchem Eifer diese 7 Wissensgebiete studiert haben, daß sie dieselben so in dem

Gedächtnis hatten, daß sie, welche Schriften sie auch in die Hand nahmen, welche Fragen ihnen zur Lösung oder zum Beweise vorgelegt wurden, die Regeln und Gründe für das, über das gefragt wurde, nicht lange in den Büchern suchten, sondern sogleich alles auswendig bereit hatten. Hiervon wahrlich kommt es, daß in jener Zeit so viele Weise gelebt haben, daß sie mehr geschrieben haben, als wir lesen können. Unsere Scholastiker aber wollen oder können nicht einen passenden Weg beim Lernen innehalten, und darum finden wir wohl jetzt viele Studierende, aber wenig Weise. Mir scheint aber die Sorge nicht von geringerer Wichtigkeit, den Schüler abzuhalten, daß er seine Kraft in unnützen Dingen verschwendet, als die, daß er lebendig bleibt bei einem guten und nützlichen Vorsatze. Schlecht ist es, das Gute nachlässig zu treiben, aber noch schlechter ist es, viele Kräfte an eitle Dinge zu verschwenden. Aber da nicht alle diese Unterscheidungskraft haben, daß sie einsehen, was ihnen nützt, deshalb will ich dem Leser kurz zeigen, welche Schriften mir nützlich zu lesen dünken, und dann will ich noch einiges über die Art und Weise der Entwickelung hinzufügen.

Kap. 4. Es giebt zwei Arten von Schriften. Die erste Gattung enthält diejenigen, welche im besonderen Sinne Lehrbücher genannt werden, die zweite diejenige, welche mit den Lehrbüchern im Zusammenhange stehen. Lehrbücher sind diejenigen, welche in den Dienst der Philosophie gestellt sind, d. h. die einen gewissen abgesonderten Zweig der Philosophie enthalten wie Grammatik, Dialektik und andere der Art. Anhängsel an die Lehrbücher (appendentia artium) sind gewissermaßen diejenigen, welche nur auf die Philosophie hinzielen, d. h. deren Inhalt außerhalb der Philosophie liegt; zuweilen berühren jedoch einige von diesen, die von den Lehrbüchern getrennt sind, hie und da die Philosophie, oder bereiten, wenn ihre Erzählung schlicht ist, dieser den Weg. Hierzu gehören alle Werke der Dichter wie Tragödien, Komödien, Satiren, auch Heldengedichte und Lieder und Lehrgedichte, auch Fabeln und Geschichten, ebenso auch die Schriften derjenigen, welche wir jetzt Philosophen zu nennen pflegen, welche einen geringfügigen Stoff durch viele Worte breit treten, oder einen leichten Gedanken durch verworrene Konstruktionen verdunkeln, oder auch das Verschiedenste zusammen zu würfeln pflegen, um so gleichsam aus vielen Farben und Gestalten ein Bild zu entwerfen. Jetzt ist dir bekannt, wie ich unterscheide, in die Lehrbücher und in die Anhängsel zu den Lehrbüchern. Aber zwischen diesen beiden scheint mir doch ein so großer Unterschied zu sein, wie jener Mann sagt (Virgil, Bucolica): Wie die zähe Weide hinter der gelben Olive zurücksteht, wie die niedrige Narde hinter den rötlichen Rosensträuchern.

Wenn daher derjenige, der zur Weisheit gelangen will, die wahren Lehrbücher vernachlässigen und sich mit den anderen beschäftigen wollte, so würde er nicht nur sehr viele, sondern auch eine grenzenlose Arbeit, aber nur geringen Nutzen davon haben. Endlich können jene auch ohne ihre Anhängsel einen vollkommenen Leser bilden, aber diese können ohne jene nicht eine Spur von Vollendung herbeiführen. Besonders aber haben diese nichts, wodurch sie den Leser anziehen, als das, was sie den Lehrbüchern entnommen und nach ihnen gebildet haben; und niemand wird wohl in ihnen etwas suchen außer dem, was zu den Künsten gehört. Deshalb glaube ich, daß man die erste Mühe auf die Künste verwenden muß, in

denen die Grundlage von allem andern liegt und die reine und einfache Wahrheit gefunden wird; besonders sind jene sieben zu treiben, die ich oben genannt habe und welche die Werkzeuge der ganzen Philosophie sind. Dann mögen auch die übrigen Schriften, wenn noch Zeit da ist, gelesen werden, weil bisweilen kurzweilige Dinge, wenn sie mit anstrengenden Arbeiten wechseln, mehr ergötzen, und die Seltenheit ein Gut kostbar macht. So behalten wir den Gedanken, den wir aus einer Fabel gefunden haben, bisweilen viel fester und sicherer. So liegt also in den sieben freien Künsten der Grundstein aller Wissenschaft, und sie sind vor allen Dingen zu treiben, denn ohne sie kann die Philosophie nichts erklären oder bestimmen.

Kap. 5. Diese Künste sind so mit einander verbunden und bedürfen so dringend der gegenseitigen Unterstützung, daß, wenn eine fehlt, alle übrigen den Philosophen nicht machen können. Deshalb scheinen mir jene zu irren, welche einen solchen Zusammenhang in den Künsten nicht ahnen, sich jede beliebigen auswählen und glauben, daß sie vollkommen werden könnten, auch wenn sie die übrigen unberührt ließen.

Kap. 6. Ein nicht weniger verbreiteter Irrtum ist ein anderer, den men durchaus vermeiden muß. Denn es giebt einige, die zwar von dem, was gelesen werden muß, nichts ungelesen lassen, aber doch nicht verstehen, jedem Fache das zuzuteilen, was ihm zukommt, sondern die alle das einzelne lesen. In der Grammatik streiten sie über die Ordnung der Schüsse; in der Dialektik forschen sie nach Biegungsformen (inflexiones casuales) und nach vielem andern, was der Verspottung wert wäre: sie bringen das ganze Buch auf dem Titelblatte vor und werden mit dem Anfange der Sache kaum in der dritten Lektion fertig (et incipit tertia vix lectione expediunt). Aber diese Leute wollen nicht 'owohl andere auf diese Weise belehren, sondern wollen nur ihre eigene Weisheit zeigen. Daß doch diese allen so wie mir erschienen. Gieb acht, wie verkehrt diese Gewohnheit ist. Wenn man wirklich auch noch so viel Überflüssiges zusammengesucht hat, um so weniger kann man das auffassen und behalten, was nützlich ist. In jeder Kunst müssen wir besonders zweierlei auseinanderhalten und unterscheiden; erstens, wie man die Kunst selbst treiben muß, und zweitens, wie man die Regeln dieser Kunst mit irgendwelchen anderen Sachen in Verbindung bringen muß. Es ist aber zweierlei: eine Wissenschaft behandeln (agere de arte) und nach den Regeln einer Wissenschaft thätig sein (agere per artem), zum Beispiel, eine Wissenschaft treiben wie Grammatik. Grammatik treibt der, welcher die in einzelnen Aussprüchen gegebenen Regeln und die Lehren, welche sich an einen solchen Ausspruch knüpfen, zusammenzieht. Nach der Grammatik dagegen verfährt jeder, der nach ihren Regeln spricht oder schreibt. Die Grammatik haben bearbeitet Männer wie Priscianus, Donatus, Servius und andere. Nach der Grammatik müssen aber alle verfahren. Wenn wir uns also mit irgend einer Kunst beschäftigen, dann muß bei dem Unterrichte, wo alles kurz zusammengezogen und zu einem leichteren Verständnis gebracht werden muß, genügen, woran gearbeitet wird (die Hauptsache), damit alles um so kürzer klar gelegt

werden kann, und damit wir nicht dadurch, daß wir zu viele fremde Sachen damit verbinden, den Schüler mehr verwirren als bilden. Denn es darf nicht alles gesagt werden, was wir sagen können, damit nicht das mit geringerem Nutzen gelehrt wird, was wir lehren müssen. Suche in jedem Fache nur nach dem, was besonders zu ihm gehört. (Id tandem in unaquaque arte quaeras, quod ad eam specialiter pertinere constiterit.) Dann aber, wenn du die einzelnen Fächer studiert und durch Gespräch und Vortrag erkannt hast, was jedem besonders eigentümlich ist, dann steht es dir auch frei, die Gebiete mit einander zu vergleichen und in diesem gegenseitigen Vergleich dem, was du vorher erkannt hast, weiter nachzuspüren. Doch mache nicht zu viele solcher Streifzüge, bis du die Seitenpfade kennen gelernt hast. Du wirst sicher gehen, wenn du nicht zu fürchten brauchst, daß du irrst.

Kap. 7. Drei Dinge sind zum Studium notwendig, Anlage, Übung und Unterricht. Was die Anlage anbetrifft, so muß man daran denken, daß sie das Gehörte leicht auffaßt und das Aufgefaßte leicht behält. Die Übung muß durch Arbeit und Fleiß die natürlichen Anlagen ausbilden; die Zucht muß dahin zielen, daß sie zu einem lobenswürdigen Leben die Sitten mit dem Wissen in Übereinstimmung bringt. Diese drei Dinge werden wir im einzelnen etwas weiter ausführen.

Kap. 8. Es giebt viele, welche von Natur in ihrer Anlage so vernachlässigt sind, daß sie sogar das Leichte kaum aufzufassen im stande sind, und von diesen giebt es zwei Arten. Es giebt nämlich einige, welche, obschon sie ihre Schwäche recht gut kennen, dennoch mit der ihnen zu Gebote stehenden Kraft sich der Wissenschaft befleißigen. Indem sie sich so anstrengen, scheinen sie durch die Kraft ihres Willens das zu erlangen, was die Natur ihnen gleichsam verschlossen hat. Andere dagegen vernachlässigen, da sie fühlen, daß sie das Höchste nicht verstehen können, nun auch das Geringste, was sie verstehen könnten, kennen zu lernen. So sagt der Psalmist: „Sie haben nicht erkennen wollen, um besser zu handeln“ (Ps. 35); denn etwas anderes ist „Nichtwissen“ und „Nichtwissen wollen“. Nichtwissen ist das Zeichen von Schwäche, aber die Verachtung des Wissens verrät einen verdorbenen Willen. Eine andere Art von Menschen giebt es, welche die Natur sehr reichlich mit Anlagen ausgestattet hat, und denen sie den Weg zur Wahrheit leicht gemacht hat. Wenn diese auch die gleiche geistige Anlage besitzen, so haben sie doch nicht alle dieselbe Kraft und denselben Willen, durch Übung und Unterricht die natürliche Anlage auszubilden; denn sehr viele giebt es, welche dadurch, daß sie sich mit den Geschäften dieses Lebens und mit den Sorgen um des Lebens Notdurft beschweren, oder sich den Lastern und Vergnügungen des Körpers hingeben, das von Gott erhaltene Pfund in die Erde vergraben und so weder die Frucht der Weisheit, noch den Genuß eines guten Werkes erlangen. Diese sind wahrhaft verabscheuungswürdig. Wieder anderen vermindert die Fähigkeit zum Lernen Mangel im Hause und geringes Vermögen. Wir glauben keineswegs, daß diese deshalb zu entschuldigen sind, da wir sehen, daß sehr viele, obgleich sie durch Hunger, Durst und Blöße leiden, doch zu der des Wissens ge-

langen. Und doch ist es etwas anderes, wenn man nicht, oder um es besser zu sagen, nicht leicht lernen kann, als wenn man kann und nicht will. Denn wie es ruhmvoller ist, durch innere Kraft allein zur Weisheit zu gelangen, wenn auch die Mittel fehlen, so ist es gewiß schimpflicher, am Geiste stark, mit Reichtum versehen zu sein und dann in Ruhe zu erstarren.

Diejenigen, welche sich der Lehre befleißigen, müssen sowohl eine gute Auffassungsgabe als ein gutes Gedächtnis haben. Diese beiden Dinge hängen bei jedem Studium und jeder Unterweisung so miteinander zusammen, daß, wenn das eine fehlt, durch das andere kein vollkommenes Wissen erlangt werden kann, sowie alle Schätze nichts nützen, wenn die nötige Bewachung fehlt, und wie der vergeblich seinen Behälter schließt, der nichts zu verschließen hat. Die Auffassung findet und das Gedächtnis bewahrt die Weisheit. Die Auffassung ist eine Kraft, die in den Geist gewissermaßen durch ihre eigene Kraft hineingelegt wird. Sie kommt also von der Natur, wird durch Gebrauch erhöht, durch regelmäßige Arbeit erweitert und durch mäßige Übung geschärft. Deshalb sagt einer sehr treffend: „Ich will nur, daß du dich schonst; die Arbeit liegt in den Büchern; schwing dich durch die Luft." Zweierlei ist es nun, was den Verstand übt: Lesen und Nachdenken. Bei dem Lesen bilden wir uns durch die Regeln und Lehren, die wir geschrieben vorfinden. Es giebt aber eine dreifache Art des Lesens, das des Lehrenden, das des Lernenden und das des für sich Arbeitenden. Denn wir sagen: Ich lese jenem das Buch, oder ich lese das Buch von jenem, oder ich lese das Buch (Lego librum illi, et lego librum ab illo, et lego librum). Beim Lesen ist besonders zu beachten die Reihenfolge und die Art und Weise.

Kap. 9. Die Ordnung wird einmal beobachtet in den einzelnen Fächern, wie wenn ich sagte, nach der Grammatik zuerst die Dialektik, die Arithmetik vor der Musik. Eine andere Reihenfolge wird beobachtet bei den einzelnen Büchern, wie der Catilinarius vor dem Jugurthinischen Kriege, eine andere in der Erzählung, die in fortlaufender Reihe weiter geht, eine andere noch in der Disposition. Die Reihenfolge in den einzelnen Fächern wird nach der Natur bestimmt, die in den einzelnen Büchern nach der Person des Verfassers oder nach dem vorliegenden Stoffe, die Reihenfolge in der Erzählung nach der Disposition. Diese ist eine doppelte: eine natürliche, wenn nämlich die Sache in der Reihenfolge berichtet wird, in der sie geschehen ist, und eine künstliche, wenn das, was nachher geschehen ist, an erster, und das, was vorher geschehen ist, an zweiter Stelle erzählt wird. In einer Abhandlung wird die Reihenfolge festgestellt nach der Untersuchung. Die Abhandlung enthält drei Stücke: Form (litera), Sinn (sensus) und tiefere Bedeutung. Die Form ist die übereinstimmende Ausdrucksweise der Rede, die man auch Konstruktion nennt. Der Sinn giebt gewissermaßen die leichte und offen daliegende Bedeutung an, welche aus der Form gleich in die Augen springt. Die tiefere Bedeutung ist die tiefere Erkenntnis, die ohne Erklärung und Auslegung nicht gefunden wird. Die Reihenfolge in ihnen ist so, daß zuerst die Form, dann der Sinn und endlich die tiefere

Bedeutung berücksichtigt wird. Ist dies geschehen, dann ist die Exposition vollendet.

Kap. 10. Die Art und Weise des Lesens beruht auf der Teilung. Jede Teilung beginnt bei dem Begrenzten und schreitet zu dem Unendlichen fort. Alles Begrenzte ist bekannter und eher zu begreifen. Der Unterricht beginnt mit dem, was bekannter ist, und auf Grund der Kenntnis von diesem schreitet er zu dem fort, was verborgen ist. Außerdem forschen wir auch mit Hülfe der Überlegung. Bei ihr ist das Teilen ganz besonders erforderlich, wenn wir durch Teilung von dem Allgemeinen zum Besondern herabsteigen und die Beschaffenheit der einzelnen Dinge dann erforschen. Denn jedes Ganze wird bestimmt durch seine Teile. Wenn wir nun dies wissen, müssen wir auch mit dem beginnen, was bekannter, abgegrenzt und leichter zu verstehen ist. Wir müssen allmählich durch Teilung von dem Ganzen zu dem Einzelnen hinabsteigen, dieses erforschen und so Kenntnis von den einzelnen Dingen erlangen, die das Ganze enthält.

Kap. 11. Die Meditation ist das anhaltende Nachdenken mit der Absicht, die Ursache und den Grund, die Weise und den Nutzen jedes Dinges kennen zu lernen. Die Meditation beginnt mit dem Lesen, sie wird jedoch durch keine Regeln oder Vorschriften des Lesens gestört; denn sie findet Vergnügen daran, einen passenden Abschnitt zu durcheilen, wo sie in freier Weise die Wahrheit betrachten kann, und bald diese, bald jene Ursache der Dinge zu betrachten, bald auch tiefer einzudringen und nichts zweideutig und dunkel zu lassen. Der Anfang der Unterweisung besteht im Lesen, die Vollendung in dem Nachdenken. Wenn einer erst dies lieben gelernt und ihm sich erschlossen hat, dann macht es ihm das Leben angenehm und gewährt ihm in der Trübsal Trost; denn das ist das Höchste, was die Seele von dem Geräusche der irdischen Thaten abzieht und ihr in diesem Leben gewissermaßen einen Vorgeschmack von der ewigen Ruhe verschafft. Wenn der Mensch dann an den Geschöpfen den Schöpfer hat suchen und finden lernen, dann unterweist das Nachdenken den Geist in gleicher Weise in dem Wissen, wie es ihn mit Freude erfüllt. Daher kommt es, daß das Nachdenken das höchste Mittel zur Ergötzung ist. Es giebt drei Arten des Nachdenkens. Das eine besteht in der Betrachtung der Sitten, das andere in dem Forschen nach den Gesetzen, das dritte in der Betrachtung der göttlichen Werke (himmlischen Dinge). Die Sitten teilen sich in Laster und Tugenden. Das göttliche Gesetz giebt teils Vorschriften, teils Versprechungen, teils Drohungen. Das Werk Gottes ist dasjenige, was er durch seine Allmacht schafft, mit seiner Weisheit erhält und mit seiner Liebe umfaßt. Welcher Bewunderung dies alles würdig ist, wird jeder um so mehr erkennen, je mehr er sich gewöhnt, die Wunderwerke Gottes mit Aufmerksamkeit zu betrachten.

Kap. 12. Bei dem Gedächtnis glaube ich besonders das nicht übergehen zu dürfen, daß es, während die Auffassung durch das Teilen forscht und findet, das Gefaßte sammelt und bewahrt. Deshalb ist es nötig, daß wir die einzelnen Teile des Wissens dem Gedächtnisse anvertrauen

und sie darin sammeln. Sammeln heißt, dasjenige, über welches weitläufiger geschrieben oder gesprochen ist, in eine kurze und zusammenhängende Summe zusammenfassen, die von den Vorfahren Epilog genannt wurde, d. i. eine kurze Wiederholung (recapitulatio) alles Gesagten; denn jede Abhandlung hat irgend einen Grundgedanken (principium), auf den sich der ganze Inhalt stützt und sich alle anderen Gedanken beziehen. Diesen suchen und erwägen, heißt sammeln. Es ist eine Quelle, aber viele Bäche. Willst du die Krümmungen der Flüsse verfolgen, dann halte die Quelle fest, und du hast den ganzen Fluß. Dieses sage ich deshalb, da das Gedächtnis des Menschen stumpf ist und an Enge leidet, und weil es, wenn es in viele Teile gegliedert wird, bei dem einzelnen abgestumpft wird. Wir müssen darum bei jeder wissenschaftlichen Arbeit etwas Kurzes und Gewisses sammeln, was wir in dem Schatzkästlein des Gedächtnisses (in arcula memoriae) bergen, aus dem wir es nachher, wenn es erforderlich ist, wieder herausnehmen können. Auch ist es nötig, dies oft zu wiederholen und es gleichsam aus dem Magen in den Mund des Gedächtnisses zurückzubringen, damit es nicht durch langes Brachliegen veraltet. Deshalb freue dich, o Leser, nicht zu sehr, wenn du viel gelesen, sondern wenn du viel verstanden, und nicht nur verstanden hast, sondern es auch behalten kannst. Sonst nützt weder das Lesen viel, noch auch das Verständnis. Darum erinnere ich daran, daß ich oben gesagt habe, daß diejenigen, welche die Wissenschaften treiben, der Anlage und des Gedächtnisses bedürfen.

Kap. 13. Als ein Weiser über die beste Art und Weise des Lernens gefragt wurde, antwortete er: „Ein demütiger Sinn eifert im Suchen, eine ruhige Lebensweise, ein stilles Forschen, Armut, ein fremder Wohnort: dies alles pflegt dem Studierenden alles Dunkle aufzuschließen.“ Er kannte wohl den Ausspruch: „Die Sitten schmücken das Wissen“ (Mores ornant scientiam), und fügte darum den Leseregeln auch Lebensregeln hinzu, so daß der Leser erkennt, wie er leben und lernen muß. Zu verwerfen ist das Wissen, das durch ein schamloses Leben befleckt wird. Darum muß sich derjenige, der die Weisheit sucht, sehr hüten, daß er die Zucht nicht vernachlässigt.

Kap. 14. Der Anfang aller Zucht aber besteht in der Demut, die sich besonders neben vielen anderen durch drei Dinge an dem Leser offenbart. Erstens, daß er kein Wissen und kein Buch gering achtet, zweitens, daß er sich nicht schämt, von jedem zu lernen, drittens, daß er, wenn er zur Weisheit gelangt ist, die übrigen nicht verachtet. Viele blendet der Umstand, daß sie vor der Zeit für weise angesehen werden wollen, dadurch dringt in sie ein aufgeblasener Stolz, so daß sie anfangen, vorzugeben, was sie nicht sind, und sich dessen zu schämen, was sie sind. Darum kommen sie weiter von der Weisheit ab, weil sie nicht weise sein, sondern nur dafür angesehen werden wollen. Ich kenne viele von der Art, welche, obschon sie noch der ersten Grundlagen bedürftig sind, sich doch nur für würdig halten, an den schwierigsten Sachen zu arbeiten, und nur dann groß zu werden glauben, wenn sie entweder die Schriften großer Weisen gelesen oder ihre Worte gehört haben. Sie sagen: „Wir kennen jene,

wir lesen ihre Schriften, sie pflegten oft mit uns zu sprechen, jene großen berühmten Männer haben uns kennen gelernt.“ Ach, daß mich doch lieber niemand kennte und ich doch alles wüßte! Ihr rühmt euch, den Plato gekannt, aber nicht ihn verstanden zu haben (Platonem vidisse, non intelexisse gloriamini). Dann wäre es doch eurer unwürdig, daß ihr auf mich hörtet.

Ich bin nicht Plato und verdiene auch nicht, ihn zu kennen, das möge auch euch genügen. Ihr habt aus der Quelle der Philosophie getrunken, ach, daß ihr doch immer darnach dürsten möchtet. Nach goldenen Pokalen trinkt ein König aus irdenem Gefäß. Was errötet ihr, ihr habt den Plato gehört, ihr werdet auch den Chrysiphus hören. Im Sprichwort heißt es, was du nicht weißt, weiß vielleicht dein Esel (Quod tu non nosti, fortassis novit asinus). Es giebt niemand, dem alles zu wissen verliehen ist, aber auch niemand, der von der Natur nicht eine Geistesanlage empfangen hat. Ein verständiger Schüler hört darum alle gern, liest alles, verachtet keine Schrift, keine Kenntnis, keine Person. Ohne Wahl sucht er von allen, was ihm noch fehlt und erwägt nicht, wieviel er weiß, sondern wieviel er nicht weiß. Darum sagt auch Plato an einer Stelle: „Ich will lieber fremde Erfindungen bescheiden lernen, als die meinigen unbescheiden aufdringen.“ Warum schämst du dich zu lernen und scheust dich nicht, nicht zu wissen. Jene Schmach ist größer als diese. Oder warum strebst du nach dem Höchsten, während du noch auf dem Grunde liegst! Erwäge lieber, was deine Kräfte aushalten können. Der geht am sichersten vorwärts, der ordnungsgemäß vorschreitet (Aptissime incedit, qui incedit ordinate). Wenn einer einen großen Sprung thun will, fällt er jählings hin.

Darum eile nicht zu sehr, um so schneller wirst du zur Weisheit kommen. Lerne von allen gern, was du nicht weißt. Weil die Demut in dir vereinigen kann, was die Natur jedem einzeln gegeben hat, wirst du weiser sein als alle, wenn du von allen lernen willst (Sapientior omnibus eris, si ab omnibus discere volueris). Welche von allen empfangen, sind reicher denn alle. Endlich halte deine Kenntnis für schlecht. Mögest du keine Schrift oder keine Vorschrift verachten, weil du, wenn keinen Nutzen, doch auch keinen Schaden davon hast. Denn es giebt fürwahr nach meiner Meinung keine Schrift, die nicht etwas Wünschenswertes enthielte, wenn sie an dem gehörigen Orte und auf die gehörige Art und Weise behandelt wird. Wenn sie auch nichts besonderes enthält, so wird doch ein eifriger Forscher, was er sonst nicht findet, um so lieber aufnehmen, je seltener er es findet. Dennoch ist nichts gut, was das Bessere beseitigt. Wenn du also nicht alles lesen kannst, so lies wenigstens das Beste (eher alles, was nützlich ist). Aber auch, wenn du alles lesen könntest, so darf doch nicht auf alles dieselbe Mühe verwandt werden. Einiges muß so gelesen werden, damit es nicht unbekannt ist, anderes aber, damit es nicht unerhört bleibt, weil wir zuweilen das, was wir nicht gehört haben, höher schätzen, und weil die Sache leichter eingesehen wird, deren Nutzen anerkannt ist. Nun kannst du sehen, wie notwendig dir diese Demut ist, damit du keine Kenntnis gering schätzest und von allen gern lernst. Denselben Nutzen bringt dir auch,

daß du, wenn du etwas zu wissen angefangen hast, die übrigen nicht verachtest. Dies Laster des Stolzes kommt bei einigen daher, daß sie allzu fleißig auf ihr eigenes Wissen hinschauen und, da sie sich etwas zu sein scheinen, glauben, daß die anderen, die sie nicht kennen, so nicht sein noch werden können. Daher kommt es auch, daß einige Kleinigkeitskrämer (nugigeruli quidam), die doch nichts zu rühmen haben, die alten Väter einfältige Leute schelten und glauben, daß mit ihnen die Weisheit geboren sei und zu Grabe gehen werde. Sie sagen, in der heiligen Schrift herrsche eine so simple Redeweise, daß man zu ihrem Verständnis keine Lehrer zu hören brauche; jeder könne hinlänglich aus eigener Kraft in die Geheimnisse ihrer Wahrheit eindringen. Sie rümpfen die Nase und schütteln den Kopf über die Leser der heiligen Schrift und erkennen nicht, daß sie Gott damit beleidigen, indem sie sagen, daß sein Wort zwar äußerlich schön und edel klinge, aber einen unschmackhaften und schlechten Sinn gebe. Mein Rat geht nicht dahin, diese nachzuahmen; denn ein guter Leser muß bescheiden sein und sanftmütig, von eitlen Sorgen und schlüpfrigen Vergnügungen sich fern halten, eifrig und thätig, damit er von allen gern lernen mag, muß sein eigenes Wissen nie überschätzen, die Anhänger einer verkehrten Lehre wie ein Gift fliehen, daß er eher die Sache zu untersuchen verstehe, bevor er urteilt, daß er nicht trachte und suche gelehrt zu scheinen, sondern zu sein, daß er die verstandenen Aussprüche der Weisen liebe und sich bemühe, sie immer wie einen Spiegel vor Augen zu haben, und daß, wenn vielleicht etwas zu Dunkles das Verständnis nicht zugelassen hat, er nicht sogleich im Tadeln sich auslasse, daß er nur das für gut halte, was er habe verstehen können. Darin besteht die Demut der Leser (der Studierenden).

Kap. 15. Der Eifer zu forschen gehört mit zur Übung, in der der Leser mehr Ermunterung bedarf als in der Unterweisung; denn wer fleißig betrachten will, was die Alten aus Liebe zur Weisheit erfahren haben, welche bewunderungswürdigen Denkmäler ihrer Tugend sie der Nachwelt hinterlassen haben, der wird sehen, wie sehr sein Geist hinter ihnen zurücksteht. Einige haben Ehrenstellen ausgeschlagen, andere haben Reichtum verworfen, andere freuten sich über empfangene Beleidigungen, andere verachteten Strafen, andere verließen die Wohnungen der Menschen, drangen in die tiefsten Schlupfwinkel und die geheimsten Höhlen der Wüste und gaben sich ganz der Philosophie hin, damit sie um so freier wären in ihren Betrachtungen, weil ihr Geist den Leidenschaften nicht unterworfen war, die den Weg der Tugend zu versperren pflegen. — — — Möchte solcher Fleiß auch bei unseren Lesern sein, damit die Weisheit bei ihnen nie altere.

§ 78.

Die Zustände des Elsasses im Beginn des 13. Jahrhunderts.

Die Schrift, welche die Kulturverhältnisse des Elsasses in der angeführten Zeit ausführlich und lehrreich und dabei frisch und lebhaft schildert, ist nach Dr. H. Pabst in engster Verbindung mit den größeren Jahrbüchern von Kolmar, denen mehrfach einzelne Nachrichten entlehnt sind, bald nach dem Jahre 1295 ent-

standen. Sie erzählt auch die Entwickelung, welche im Laufe des 13. Jahrhunderts im materiellen und geistigen Leben der Landschaft stattgefunden hat, und schreibt dabei dem Predigerorden (den Dominikanern) besondere Verdienste um die Hebung der Bildung zu. Wir geben daraus einige Hauptkapitel nach der Übersetzung von Dr. H. Pabst, Annalen und Chronik von Kolmar. Berlin, Franz Duncker. 1867.

1. Um das Jahr des Herrn 1200 waren im Elsaß nur wenige Priester, und einer genügte, um in zwei oder drei oder in vier kleinen Dörfern Messen zu lesen. Denn viele von den Priestern lasen fast täglich zwei Messen; eine in einem, eine zweite in einem andern Dorfe; in einem dritten hielten sie Andacht, und kam hier ein Leichenbegängnis, eine Hochzeit oder ein Pilgerzug vor, so lasen sie die dritte Messe. Viele Priester besaßen nur mäßige Kenntnisse, daher sie auch selten verständigen Rat zu erteilen wußten.

2. In den Schulen trieb man hauptsächlich die Schriftsteller und das Versemachen, weil das Doktrinale [1]) und andere Grammatiken noch nicht zusammengestellt waren. Handschriften des Priscian waren zwar vorhanden; doch konnten ihn nur wenige von den Schülern benutzen. Kenntnisse in der Musik besaßen nur wenige. Rechtsbücher gab es zwar viele, aber nur wenige von den Weltgeistlichen konnten sie kaufen, und selbst wenn jemand einmal deren erworben, so konnte er sie ihres übergroßen Umfangs wegen kaum mit Nutzen durcharbeiten. Auch die ersten Brüder vom Orden der Minderbrüder waren nur wenig gebildet; ja selbst die ersten Predigermönche besaßen nur mäßige Kenntnis des Rechts, und diejenigen, welche sie hatten, verstanden es nicht, den einfachen Landleuten mit klugem Rat an die Hand zu gehen. Denn viele Rechtsfälle schickten die Baseler Predigermönche nach Paris und empfingen von den dortigen Brüdern die Entscheidung.

3. Zu jener Zeit lebte in Montpellier ein Bruder vom Orden der Predigermönche, klein am Körper, aber von großer Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit, Namens Remund [2]). Er stellte neue Dekretalen zusammen und übergab dieselben dem Papst und den Kardinälen. Der Papst aber übersandte sie den Lehrern zu Paris und befahl ihnen kraft des Gehorsams, den sie ihm schuldig seien, und unter Androhung der Exkommunikation, daß sie diese Dekretalen vortragen und daß niemand nach diesen andere zusammenstellen sollte. Nachher aber haben verschiedene Lehrer über die Dekretalen viele und gute Bücher geschrieben. Jener Remund verfaßte auch ein kleines juristisches Kompendium, welches für Beichtväter und Priester von großem Nutzen war: denn wer dies inne hatte, konnte in vielen Fällen klug und löblich antworten.

4. Die Priester in den Dörfern pflegten des Sonntags den Leuten die Homilie und das Glaubensbekenntnis in deutscher Sprache vorzutragen; über die heilige Schrift aber zu predigen verstanden oder vermochten nur wenige. Nur eine Messe wurde um die dritte Stunde gesungen; in größeren Dörfern und in Städten zwei, eine früh für die

[1]) Eine Grammatik in Versen von Alexander a Villa dei um 1209.

[2]) Raimund von Pennaforte.

Pilger, die zweite um die dritte Stunde für die Frauen. Der Friedenskuß wurde bei allen Messen gegeben. Den Gebrauch großer Wachskerzen bei dem Kanon kannte man nicht.

5. Schriftsteller gab es nur wenige, später aber schrieben mehrere in verschiedenen Wissenschaften Werke. Über Sentenzen schrieb zuerst Magister Wilhelm Abhandlungen und ein ganzes Buch. Später glänzte Bruder Albert, der berühmte Lektor der Predigermönche zu Köln, Provinzial für Deutschland, dann Bischof von Regensburg, durch seine Kenntnisse in allen freien Künsten: er hat über verschiedene Wissenschaften größere und kleinere Bücher geschrieben. Bruder Bonaventura vom Orden der Minderbrüder schrieb lobenswerte Abhandlungen über Sentenzen. Ebenso lieferten Bruder Thomas (von Aquino), Bruder Petrus und mehrere andere Bücher über Sentenzen. Bruder Hugo Ripilinus von Straßburg, der lange Zeit Prior in Zürich, später in Straßburg war, ein guter Sänger, trefflicher Prediger, gewandt als Schriftsteller, Schreiber und Maler, in allem gefällig, verfaßte eine theologische Encyklopädie. Bruder Jakobus (de Voragine) vom Orden der Predigermönche verfaßte die lombardische Legende. Bruder Wilhelm Perald vom Orden der Predigermönche stellte einen für Prediger sehr nützlichen Katalog der Tugenden und Fehler zusammen. Bruder Vincenz (von Beauvais) vom Orden der Minderbrüder schrieb vier Spiegel, in denen er viel ... und nützliches zusammenfaßte. Auf dem Gebiete des Rechtes verfaßte Bruder Remund vom Orden der Predigermönche Dekretalen und ein kleines schätzbares Kompendium. Nach ihm schrieb der Bischof von Ebrun über die Dekretalen einen ausführlichen lobenswerten Kommentar. Desgleichen vollendete Magister Tankred ein gutes Buch über die Dekretalen, und mehrere andere schrieben schätzbare Werke. Über das Kompendium des Remund stellten Bruder Thomas, Bruder Burchardus Anerbe, Bruder Johannes, Lektor in Basel, und Bruder Hugo Flammingus, alle Brüder vom Orden der Predigermönche, schätzbare Kommentare zusammen. Desgleichen verfaßte Bruder Martinus, Beichtvater des Herrn Papstes, später aber Bischof, die Martiniana (sel. Summa) und eine Chronik der römischen Kaiser. Magister Johannes von Sakro-Bosko verfertigte ein Buch zur Berechnung des Kirchenjahres und einen Globus besser als andere Lehrer. Bruder Heinrich, Prior zu Basel, vom Orden der Predigermönche, dichtete deutsche Lieder für gute und fromme Weiber. Der Vagant Frydank dichtete gefällige Lieder in deutscher Zunge, der Vagant Konrad von Wirzburg wertvolle deutsche Lieder auf die heilige Jungfrau. Herr Bischof Albert (von Regensburg) gab viele Bücher naturwissenschaftlichen Inhalts heraus; der Vagant Primas viele meisterhafte Lieder. Der Vikar in Talliwire pries in seinen Sprüchen die Herren. Mehrere andere vollendeten Werke über Predigten und verschiedene Wissenschaften.

10. Zu jener Zeit blühte zu Paris das Studium.

11. Die Städte Straßburg und Basel waren unansehnlich an Mauern und Türmen, noch unansehnlicher in betreff der Wohnhäuser. Die starken und guten Häuser hatten nur wenig und kleine Fenster, so daß sie des Lichtes entbehrten. Kolmar, Schlettstadt, Rufach, Mühlhausen

und andere kleinere waren damals noch gar keine Städte. Der Adel auf dem Lande hatte kleine Türme, die er vor Seinesgleichen kaum verteidigen konnte.

12. Noch vor kurzer Zeit trennte der Rhein Breisach vom Elsaß. Der Rhein hatte keine Brücke, sondern man bewerkstelligte den Übergang auf Schiffen. Auf der Ill sollen um das Jahr des Herrn 1200 fünfzehnhundert Fischer ihr Gewerbe getrieben haben. Es gab damals im Elsaß viele Wälder, welche das Land unfruchtbar machten an Korn und Wein.

13. Größere und kleinere Burgen waren daselbst nur wenige: von ihnen wurden einige später in größere Befestigungen oder in kleine Städte verwandelt. Nur wenige Bauten wurden aus wertvollen Steinen aufgeführt. Denn die Dome zu Köln und Straßburg wurden erst nach dem Jahre des Herrn 1220 begonnen, wie die Baumeister derselben den Brüdern erzählt haben.

14. Die Ritter verbrachten die meiste Zeit mit Jagen, Fischen, Turnieren, Kampfspielen und Liebesabenteuern, und fast alle hielten einfache Hurerei für sehr kleine Sünde. Die Ritter trugen Panzer von großen, dichten und schweren Ringen.

15. Äbte und Weltgeistliche nahmen von den Armen Besitzungen als Pfand und glaubten damit keine Sünde zu thun.

16. Kaufleute gab es nur wenige und alle wurden für reich gehalten. Meister in den mechanischen Künsten waren selten, und auch sie galten für reich. Es gab nur wenige Wundärzte, noch weniger Ärzte für innere Krankheiten, wenige Juden. Ketzer waren an vielen Orten in großer Menge: diese haben die Predigermönche, unterstützt durch die Macht der Herren (des Adels), löblich ausgerottet. Diejenigen, welche mechanische Künste trieben, waren in denselben weit zurück, nachmals aber machten sie darin höchst bedeutende Fortschritte.

19. Man hielt nur eine Art kleiner Hühner; erst später wurden große Hühner mit Bärten und Kämmen, ohne Schwänze und mit gelben Beinen durch Fremde aus entfernten Gegenden eingeführt. Es gab nur eine Gattung von Ringel- und Holztauben; die griechischen Tauben, die Federn an den Füßen haben, und mehrere andere Sorten wurden erst später in das Elsaß eingeführt. Fasanen brachte zuerst ein Kleriker aus den überseeischen Ländern mit. Weiße Bären, weiße Eichhörnchen, weiße Hasen, Vögel, Kamele und Löwen, verschiedene Arten von Bäumen, verschiedene Arten von Sträuchern, Gemüsen und Weinstöcken, von Gurken und Kohl, von Kleidern und Gewändern, künstliche Instrumente für verschiedene Gewerbe wurden erst später in das Elsaß eingeführt.

22. Die Häuser zu gipsen war damals im Elsaß noch nicht üblich; erst lange Zeit nachher, im Jahre des Herrn 1290 nämlich, wurde bei Türkheim im Elsaß von den Einwohnern Gips gefunden. Gips, das ist die Erde, aus welcher Cement bereitet wird. Auch die Erde, welche man „Margil" nennt und mit welcher die Äcker von den Leuten gedüngt werden, wurde erst nach dem Jahre des Herrn 1200 aufgefunden.

§ 79.

Vincentius von Beauvais.

Vincenz von Beauvais war einer der gelehrtesten Männer des dreizehnten Jahrhunderts. Er hat in seinem allgemeinen Spiegel (Speculum universale) eine Encyklopädie der mittelalterlichen Wissenschaft uns hinterlassen. Für uns aber ist besonders wichtig seine Schrift „über die Unterweisung königlicher Prinzen" (Tractatus de eruditione filiorum regalium). Über den äußeren Bildungsgang des Vincenz fehlen die Nachrichten. Er studierte in Burgund, trat früh in den Dominikanerorden und wurde nach Beauvais, wo ein neues Ordenshaus entstanden war, als Subprior geschickt. Der König Ludwig IX. der Heilige, der ihn kennen und schätzen lernte, machte ihn zu seinem Vorleser und zog ihn auch bei der Erziehung der königlichen Kinder zu Rate. Er starb 1264. Die Schrift über die Unterweisung der Kinder hat er, wie aus der Widmung an die Königin Margaretha hervorgeht, auf Anregung derselben geschrieben; denn sie hatte ihn beauftragt, aus den heiligen Schriften eine Blumenlese solcher Stellen zu sammeln, die als heilsame Unterrichtsbücher für die Kinder gebraucht werden könnten, „damit sie gleich in ihrer zarten Jugend zu ihrer Seligkeit gewiesen würden, und ihre Seele wie ein neues Gefäß, in welches man angenehm duftende Säfte geschüttet, den süßen Wohlgeruch göttlicher Weisheit im ewigen Gedächtnis bewahren". Da er nun zugleich für den König ein Werk über den Fürsten, dessen Haus u. s. w. schreiben sollte, so schrieb er zuerst diese Anweisung über die Erziehung der Prinzen und ließ sie der Königin überreichen, damit die Lehrer ihrer Kinder daraus Stoff zum Lesen und Schreiben für sie entnehmen und die Kinder später die Schrift selbst ganz lesen und Anweisung zum guten Wandel daraus schöpfen.

Die Schrift, welche den ganzen Stoff in 51 Abschnitten behandelt, zerfällt in zwei Teile; denn Kap. 1—41 behandelt die Erziehung der Knaben, Kap. 42 bis 51 die Erziehung der Mädchen. Sie ist zwar nicht ein eigentliches System der Erziehung, behandelt aber alle Seiten derselben und zeigt neben großer Belesenheit gesunde Beobachtung des Lebens und ernstes Nachdenken. Weiteres Geschichtliche bietet:

Vincent von Beauvais, Hand- und Lehrbuch für königliche Prinzen und ihre Lehrer ꝛc., von Fr. Chr. Schlosser. 2 Teile. Frankfurt, Wilmanns, 1819, wo auch die Schrift trefflich übersetzt ist. Wir geben daraus einige Hauptstücke.

Erstes Hauptstück.

Über die Erziehung der Söhne guter Familien.

Hast du Söhne, so zeuch sie und beuge ihren Hals von Jugend auf. Hast du Töchter, so bewahre ihren Leib und verwöhne sie nicht. Diese Worte richtet Jesus Sirach an alle, die ihn hören wollen, besonders jedoch an Fürsten, deren Kinder um so viel sorgfältiger sollten erzogen werden, je höher der Stand ist, zu dem sie bestimmt sind. Die reine Seele nämlich, sobald sie in den Leib des Kindes tritt, nimmt vom Körper her Finsternis und Unwissenheit in Beziehung auf das Erkenntnisvermögen und sinnliche Begehrlichkeit in Absicht auf das Begehrungsvermögen an, und es heißt mit Recht von ihr, sie sei von Geburt an

träge zum Denken und zum Rechthandeln. Das will Augustin im Buch über die Dreieinigkeit sagen: „Auch die Kinderseele kennt sich unstreitig selbst; aber sie richtet sich bloß auf die Dinge, die sie mit den Sinnen des Körpers um desto lebhafter empfindet, je mehr ihr diese Empfindung neu ist; diese Empfindung läßt sie zu keinem inneren Selbstbewußtsein kommen. Es befängt sich auf die Weise die Seele dermaßen in körperlichen Sinnen, daß sie nur dasjenige heftig begehrt oder verabscheut, was vermöge der Außenwelt auf sie einfließt. Sie erkennt also ihr inneres Wesen nicht mehr, kann auch nicht dahin durch Ermahnung gebracht werden, weil sie die Zeichen, durch welche man Ermahnung an sich bringt, noch nicht kennt, denn unter diesen Zeichen gebührt ja den Worten der erste Platz." Soviel Augustinus. Wegen dieser doppelten Unfähigkeit der Seele muß sie also doppelte Lehre erhalten; nämlich Unterricht zur Erleuchtung des Verstandes, Zucht zur Leitung des Begehrungsvermögens, denn Lehre ist nur das Wissen des Lehrers oder Erziehers, welches dem Lernenden mitgeteilt wird, Zucht aber, sagt der heilige Cyprian, ist eine wohlgeordnete Besserung der Sitten. Es müssen daher Knaben nicht bloß durch Worte, sondern auch durch körperliche Züchtigung gebessert werden. Jenes „Beuge ihren Hals" geht darauf, daß jenes Alter noch beugsam ist, wie weiches Wachs oder ein junges Bäumchen, und es bezieht sich das „Zeuch sie" auf Lehre, „Beuge ihren Hals" auf Zucht. Dies sagt Quinctilian ebenfalls im ersten Buch seiner Anweisung zur Redekunst: Der Mensch, sagt er, muß dann besonders gebildet werden, wenn er noch nicht weiß, sich zu verstellen und dem Lehrer leicht nachgiebt; ist er einmal im Verkehrten verhärtet, so bricht man ihn eher als man ihn beugt. Daß aber Kinder in der Jugend nicht bloß sittliche, sondern auch Verstandesbildung erhalten sollen, sagt Jesus Sirach gleichfalls, wenn es bei ihm heißt: Liebes Kind, laß dich die Weisheit ziehen von Jugend auf, so wird ein weiser Mann aus dir; und Seneca, wenn er vom Gegenteil sagt: Ein schimpflich und lächerlich Ding ist ein alter Mann, der die Anfangsgründe lernt; die Jugend soll einsammeln, das Alter genießen. Die Schrift giebt von beiderlei Arten von Erziehung Beispiele, z. B. im Tobias und in dem, was Salomo in den Sprichwörtern von sich selbst sagt. Mehrenteils wird man aber finden, daß beide Erziehungen, sowohl die, welche auf das Lehren gewisser Gegenstände der Erkenntnis, als die auf die Besserung der Sitten ausgeht, körperlicher Züchtigung bedürfen.

Zweites Hauptstück.

Von der Wahl des Lehrmeisters.

Den Knaben von edler Geburt muß man Lehrmeister aussuchen, die in Wissenschaft und Wandel ihnen Muster sein können. Das Wissen läßt sich nicht wohl anders lehren, als wenn man sich selbst die Wissenschaft der vorigen Zeiten angeeignet hat, darum muß man gelehrte Leute aussuchen, damit sie gleich von Jugend auf dem Kinde den rechten Sinn für das Wissen beibringen, wie wir denn schon an einem andern Orte geschrieben haben, daß es in einem Schreiben, welches ein römischer König an den König von Frankreich erließ, und worin er ihn ermuntert, seine

Kinder in den freien Künsten unterrichten zu lassen, heißt: Ein ununterrichteter König gleicht einem gekrönten Mühltier (Esel). So sagt auch Vegetius im Buche vom Kriegswesen: Für niemand schickt es sich besser, von allem das Beste und zwar recht viel zu wissen als für einen Fürsten, wenn seine Kenntnisse allen Unterthanen nützen können. Zu dem kommt noch, daß ja die großen Herren nicht wie die anderen Leute körperliche Arbeiten zu verrichten haben, und daß ihnen deswegen die Beschäftigung mit den Wissenschaften eben so nützlich als passend ist, wenn sie in den Mußestunden sich damit abgeben wollen. Jesus Sirach sagt: Müßiggang ist die Wurzel vielen Übels, und Lucilius beim Seneca: Muße ohne Wissenschaft ist der Tod. Bei einem solchen Jugendlehrer aber muß man auf fünf Stücke sehen: auf einen hellen Verstand, ein tugendhaftes Leben, Gelehrsamkeit in Demut, ungeschminkte Beredsamkeit, Lehrfähigkeit.

Einen hellen Verstand fordere ich, damit er aus vielem, was gelehrt werden kann, das Beste auswählen könne, nicht alles aus anderen zu nehmen brauche, sondern auch selbst etwas erfinde. Wohl sagt in dieser Rücksicht Varro: Wähle dir den zum Lehrer, der dir eher seine eigenen Gedanken als fremde vorträgt; denn unmöglich kann der viel Schönes lehren, der nichts aus sich schöpft, und fälschlich nennt man die Leute Lehrer, welche nur das, was sie von anderen gehört haben, herschwatzen, denn man kann sie ja ansehen, als wenn sie immer nur vom Hörensagen sprächen. So weit Varro. Als ein zweites Haupterfordernis nannte ich ein tugendhaftes Leben und rechtliches Betragen, weil nichts häßlicher ist als ein Leben, welches das Gegenteil von dem zeigt, was der Mund lehrt. In der Rücksicht sagt Ambrosius recht gut: Blätter ohne Früchte sind mir verdächtig; denn mit solchen Kleidern wurden ja unsere ersten Eltern bekleidet, als sie aus dem Paradiese wandern mußten. Ebenso klagt Augustinus gleich im ersten Buch seiner Bekenntnisse, wo er von der Beschaffenheit seines Innern im Knabenalter und zugleich von seinen Lehrern redet: Ich ward, spricht er, in diese Schule geschickt, um lesen zu lernen, ohne daß ich Armer wußte, was ich für Nutzen davon haben würde. Spiele ergötzten mich, und Leute, die selbst Possen trieben, straften mich über Possen. In eben diesem Sinne redet Boëtius, Seneca, der heilige Bernhard und sogar Ovid. Ein drittes Stück, welches ich von einem Jugendlehrer fordere, ist Gelehrsamkeit in Demut, denn Ovid sagt recht gut: Was einer nicht weiß, kann er unmöglich lehren. Gelehrsamkeit muß aber demütig, nicht aufgeblasen sein, sonst ist es keine wahre Weisheit, wie Salomo sagt: Wo Demut ist, da ist auch Weisheit. Im Gegenteil sagt der Apostel von der aufgeblasenen Weisheit: Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert. So aber sich jemand dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nicht, wie er wissen soll. Solche Wissenschaft haben die Teufel, wie denn auch auf griechisch ein Teufel Dämon (ein Wissender) heißt. Von solcher Weisheit sagt Jakobus: Denn das ist nicht die Weisheit, die von oben herabkommt, sondern irdisch, menschlich und teuflisch. Das vierte Stück war eine ungekünstelte Beredsamkeit, denn in dieser Rücksicht sagt Cicero: Weisheit ohne Beredsamkeit nützt wenig. So sagt Jesus Sirach: Ein weiser Mann, der sich nicht brauchen läßt, und ein vergrabener Schatz, wozu sind beide nütze? Ohne Einfach-

heit sie aber Beredsamkeit eine lästige Sache; zu einer solchen Beredsamkeit aber müssen dem Menschen fünf Stücke helfen: Natur, edles Selbstbewußtsein, Übung oder Erfahrung, leichter Anstand, ein munteres Gemüt. Die Natur, denn Quintilian sagt: Von Philosophie kann einer den Schein annehmen, von Beredsamkeit nicht. Edles Selbstbewußtsein, denn sagt doch Claudian: Wer Thaten gethan, die würdig des Liedes, der liebt den Gesang. Dagegen Cato: Schimpflich ist es dem Lehrer, wenn ihn das Leben als Lügner beweiset. Doch auch Quintilian: Besser wird gewiß derjenige andere überreden, der zuerst sich selber überredet hat; denn Verstellung, wenn sie auch noch so gehalten ist, zeigt sich dennoch bald, und keine Fähigkeit der Rede ist so groß, daß es nicht irgendwo irgend einmal hängen und stocken sollte sobald Herz und Zunge nicht mehr in Einstimmung sind. Übung ist aber nötig, denn selbst Cicero sagt ja: Übung ist die stete Gewohnheit der Rede und Beschäftigung damit, und eben so Seneca: Übung im Reden ist die beste Lehrerin der Beredsamkeit, und derselbe: Die Dinge stehen im Wechselverhältnis, während man lehrt, lernt man. Auch der Anstand und die Geberde hilft dem Menschen beim Lehren, denn Valerius sagt: Der Schmuck der Beredsamkeit ist ein passender Vortrag und ein Anstand des Körpers, der sich dazu schickt; kommen die drei Dinge zusammen, so wird der Zuhörer von drei Seiten gefaßt: von Seiten des Gehörs, wenn der Ton der Rede das Organ angenehm erschüttert; des Auges, wenn die Geberde das Gemüt gewinnt; und der Seele, wenn die Worte selbst sie ergreifen. Endlich hilft zur Beredsamkeit auch ein munteres Gemüt; allerdings nur die Munterkeit, welche aus einem ruhigen Gewissen kommt, wie der Apostel sagt: Denn unser Ruhm ist der, nämlich das Zeugnis unsers Gewissens; doch kommt sie auch manchmal aus der Freude über eine glücklich gefundene Wendung der Rede. Wie es in den Sprichwörtern heißt, freut sich der Mensch der Rede seines Mundes, zuweilen aber über Zahl und Menge seiner Zuhörer, und das kann auch nicht auffallen, da Boëtius sagt: Es giebt kein Gut, was nicht noch schöner glänzte, wenn es, von vielen anerkannt, für schön erklärt ist.

Drittes Hauptstück.

Von dem Vortrage.

Außer dem Genannten verlangt man von einem Lehrer auch Geschicklichkeit oder Erfahrenheit im Lehren, d. h. daß er beim Lehren eine Methode habe. Diese Methode des Vortrags könnte man etwa auf fünf Stücke zurückführen: daß er deutlich, kurz, passend, angenehm, richtig abgemessen sei. Deutlichkeit bestehet darin, daß so vorgetragen werde, daß alles von allen verstanden werde — — so heißt es von Boëtius: Wenn der Lehrer zu seinem Vortrage in den Hörsal tritt, so muß er mit Gewalt Kälte um sich verbreiten und mit bestimmtem Ausdrucke mäßig den Ton steigern. So sagt Isidorus: Des Vortragenden Stimme muß deutlich sein, für jede Art des Vortrags passend, weder gemein noch überspannt sein, so daß alles Bäurische und Rohe fern bleibe und weibliche Weichlichkeit ebenfalls; heftige Gebärdung muß nicht dabei sein, sondern das äußere Ansehen des Ernstes stets bewahrt werden. Quintilian sagt

dasselbe von der Wahl des Ausdrucks: Man muß sich immer einfacher Rede bedienen, wie man sich der Münze bedient, die gäng und gäbe ist. Es ist sicherer, sich der gebräuchlichen Worte zu bedienen, neue Worte sucht man nicht ohne Gefahr. Daraus geht schon hinreichend hervor, daß man sich bei Knaben der Art des Ausdrucks bedienen müsse, dessen sie gewohnt sind und der ihnen bekannt ist; um indessen diese noch eindringlicher zu machen, thun passende Beispiele sehr viel. Daher denn Aristoteles selbst gleich im ersten Buche der Metaphysik sagt: Das, woran wir gewöhnt sind, läßt sich leichter an die Seele bringen (magis applicabile animo), ungewohntes und unerhörtes geht nicht leicht in den Verstand, ja nicht einmal in die Meinung (adeo imo inopinabile). Ferner muß man einen jeden nach seiner Fassungskraft lehren, wie es im Evangelio heißt: Einem jeden nach seinem Verdienst. Darum heißt es von denen, welche auch den beschränkten Fähigkeiten größere Anstrengungen zumuten: Es werden mit Schanden bestehen, die da gute Garne wirken und Netze stricken. So sagt auch der heilige Bernhard, daß das Grübeln über schwere Stellen der Schrift die Seele ermüdet, nicht erquickt, und die Richtung derselben beugt, den Sinn abstumpft. Denen aber, welche auch unbedeutende Sachen mit prächtigen Worten und hochtrabenden Redensarten ausschmücken, kann das gesagt sein, was im Hiob dem Elihu gesagt wird: Wer ist der, der so schlet in der Weisheit und redet so viel Unverstand? Dagegen der Apostel sagt: Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft. — Mäßige Kürze aber wird beim Lehren gefordert, weil, wie Hieronymus sagt, eine zu große Weitschweifigkeit die Aufmerksamkeit des Lesenden niederdrückt, und zu große Kürze macht, daß man den Mut und die Lust verliert. Dies drückt Hugo von St. Victor bestimmt so aus: Wenn wir von irgend einer Wissenschaft, von welcher Art sie auch sein mag, handeln, so müssen wir nicht gerade alles auf die größte Kürze zurückbringen, auch nicht so deutlich machen als möglich, damit nicht das, was wir sagen wollen, dadurch seiner Wirkung beraubt werde. Nächst der Kürze ist gewiß Annehmlichkeit des Vortrags ein Erfordernis zum Lehren, weil dadurch dem Zuhörer angenehmes Gefühl erweckt und er also aufmerksamer gemacht wird. In dieser Beziehung sagt Quintilian: „Bei großen Mahlzeiten begegnet es uns sehr oft, daß, wenn wir der besseren Speisen satt sind, auch die geringeren doch der Abwechselung wegen unsere Eßlust reizen. Das letzte, was man am Vortrage fordern kann, ist, daß er richtig abgemessen sei, das heißt, weder zu rasch noch zu langsam; eben so muß man sich in acht nehmen, die Sätze genau in einander zu schlingen, und eben so, sie zu sehr auseinanderzureißen. Was hilft ein fortgehender Vortrag, wenn der, welcher ihn anhört, ihn nicht versteht, da ja kein Grund vorhanden ist zu reden, wenn die Leute das, was wir sagen, nicht verstehen, indes wir nur darum reden, um verstanden zu werden. Was hilft uns ein goldener Schlüssel, wenn wir das, was wir aufschließen wollen, nicht damit aufschließen können? Was schadet es, daß der Schlüssel von Holz ist, wenn wir nur damit aufmachen können? Ein guter Kopf zeigt sich gerade darin, daß er in den Worten die Wahr-

heit liebt, nicht aber die Worte. Es wird daher keiner glauben dürfen, er rede gut, wenn er nicht wahr redet, und der Lehrer wird nicht den Worten dienen, sondern die Worte dem Lehrer. Wenn also ein guter Mann, der zugleich beredt ist, gute Sachen sagt, so wird er nur darauf sehen, daß er mit Verstand, mit Bereitwilligkeit, mit Geneigtheit angehört werde. Es versteht sich dabei, daß nicht bloß in den Worten, sondern in den Sachen selbst Methode sein müsse, und besonders, daß, was auch Boëtius fordert, der Lehrer selbst gelehrt, mild, fest, nicht nachlässig, nicht stolz sei. — — Mit Recht nennt daher auch Boëtius Gott allein den Geber der Weisheit, weil nur von Gott allein alle Wissenschaft kommt, nicht bloß die Fähigkeit zu lernen, sondern auch zu lehren. Darum sollte Gott allein Meister (Magister) heißen, nicht der Mensch; sagt doch Jesus zu seinen Jüngern: Aber ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, denn einer ist nur euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder: und trefflich heißt es beim Augustinus: Wenn ein Lehrer eine Wissenschaft lehrt, so entwickelt der Schüler, während der Lehrer die Sache in Worten ausführt, die Sache bei sich und in sich, und schaut die innere Wahrheit nach Vermögen. Er irrt aber, wenn er den Lehrmeister nennt, der doch nicht Meister ist, weil bei ihm zwischen dem Augenblicke und Denken keine Zeit zu sein scheint und er, sobald der Redende ihn nur an das erinnert hat, was in seiner Seele schon lag und liegt, es von außen erhalten zu haben glaubt. Wir aber wollen erkennen, wie wahr geschrieben steht: Und sollt niemand Meister heißen auf Erden, weil nur ein Meister im Himmel ist.

Dieser, der im Himmel ist, lehrt uns durch innere Offenbarung, was uns die Menschen von außen durch Zeichen begreiflich machen. Noch passender sagt er in dieser Rücksicht an einer andern Stelle: Es ist denkbar, daß auch Leute, welche eine Wissenschaft nicht erlernt haben, über große Dinge dennoch passende Antworten geben, denn es ist in ihnen, so viel sie davon fassen können, Licht der ewigen Vernunft, wenn sie ihr inneres Auge auf ewige Wahrheiten richten. Nicht daß sie dieselben, wie Plato meint, schon gewußt und wieder vergessen hatten, wie ich auch in den Selbstgesprächen einmal gesagt habe, aber jetzt widerrufe, sondern es erwacht durch eigene Kraft der Lernenden in ihnen, wenn sie in den freien Künsten unterrichtet worden, die Vorstellung, welche sie nicht hatten.

Viertes Hauptstück.

Von Hindernissen des Lernens.

Dies alles betrifft die Lehrer; nun von den Hindernissen und Beförderungsmitteln einer vernünftigen Kinderzucht. Hindernisse gehen teils das Leben, teils Lehre und Fleiß an. In Rücksicht des Lebens sind besonders sieben Hindernisse zu nennen: zuerst Stolz, der die Seele aufbläht und dadurch verblendet. Darüber sagt Augustinus, wenn er in seinen Bekenntnissen von seinem vorigen Zustande spricht: Meine Aufgeblasenheit scheute das Maß, welches die Schrift verlangt, und mein zu stolzes Auge ward von der Wahrheit geblendet. Das zweite Hindernis

ist Neid, davon heißt es im Buche der Weisheit: Denn ich will mit dem giftigen Neide nichts zu thun haben, denn derselbige hat nichts an der Weisheit. Das dritte ist Jähzorn, von diesem heißt es beim Dichter, er hindere die Seele, die Wahrheit zu schauen. Das vierte ist Trägheit. Das fünfte ist Habsucht, von der Hieronymus in seinem Briefe an Vigilantius recht gut sagt: Es ist nicht eines und desselben Menschen Sache, die Währung des Goldes und die Schrift zu prüfen. Ein sechstes ist Wollust und das siebente Schlemmerei. Über die letzte führt Hieronymus eine passende Stelle aus Galenus an, welcher sagt: Die, denen der Bauch ihr Gott ist, können weder lange leben, noch gesund bleiben, und ihr Lebensgeist (anima) kann vor dem vielen Fett und Blut, das ihn umhüllt, nichts Feines, nichts Himmlisches denken, sondern wird immer von der Völlerei des Leibes und der Übersättigung des Magens gedrückt. Dies sind die Hindernisse, welche aus dem Leben kommen und wodurch das Ergreifen der Weisheit und Wissenschaft gehindert wird. Fünf derselben sind Fehler der Seele: Stolz, Neid, Jähzorn, Trägheit, Habsucht; zwei bloße Sinnlichkeit: Wollust und Schlemmerei. Von Seiten der Lehre und des Fleißes sagt Hugo von St. Victor, es seien drei Hindernisse: Nachlässigkeit, Unbedachtsamkeit und Umstände. Nachlässigkeit erklärt sich selbst; es ist, wenn man keinen Trieb zum Lernen hat; Unbedachtsamkeit, wenn man ohne Ordnung und Plan lernt; Umstände sind entweder Armut oder schwache Gesundheit. Über den ersten Punkt muß der Schüler mit Strenge zurecht gewiesen werden; in Rücksicht des dritten muß man ihm im Notfalle helfen. Über das erste sagt Boëtius: Stiefmutter ist für jede Lehre, von welcher Art sie sei, die Sorglosigkeit, und es wäre viel eher einem zu raten, sich eines Handwerks zu befleißigen, als sich in den Unterricht für Schulwissenschaften zu geben ohne rechten Trieb. In Rücksicht des zweiten Hindernisses, nämlich der Unachtsamkeit, wenn man keine Ordnung oder Plan hat, muß man wohl bemerken, daß sehr wenige Menschen eine ordentliche Methode beim Lernen beobachten und ruhigen Gang, Richtung des Sinnes und gebührende Aufmerksamkeit stets gleichförmig bewahren, wie dieses unten ausführlicher soll gezeigt werden. Hugo sagt: Unsere Studierenden wissen entweder nichts, oder sie wollen doch beim Lernen keine Methode befolgen, die ihrem Geiste angemessen ist; darum finden wir unter so vielen, welche lernen, so wenige, die etwas wissen. In Rücksicht des dritten Mangels, meint auch Hugo, müsse man aushelfen, da man den Schüler ja mit Geld unterstützen kann wie mit Büchern, und ihm einen Lehrer verschaffen. Man könnte noch ein viertes Hindernis dazu setzen, eine gewisse körperliche Unruhe und Begierde nach Augenlust. — —

Übrigens kommen zu diesen besonderen Hindernissen noch zwei allgemeine. Das eine tritt ein in Rücksicht des zu Erlernenden, wann dies dunkel und schwer ist; das andere ist bloße Schuld des Lernenden, Stumpfheit und Mangel an Einsicht. Aristoteles sagt: Wie sich das Auge der Nachteule zum Tageslichte verhält, so unser Verstand zu allem, was die Natur offen hinlegt; und Cicero im Hortensius: Jedes Erkennen ist mit großen Schwierigkeiten verbunden; denn es ist stets Dunkelheit in den Sachen und in unserem Erkenntnisvermögen Schwäche: Hieronymus

sagt: Dunkelheit entstehe aus drei Ursachen, entweder, weil die Sache selbst groß und nicht leicht zu fassen sei, oder, weil der Zuhörer keinen leichten Begriff habe.

Fünftes Hauptstück.

Von den drei Haupterfordernissen des Lernens.

Bei allem Lernen, sagt Hugo, werden drei Dinge erfordert: Anlage, Übung, Zucht. Anlage nenne ich, wenn man schnell dasjenige, was man gehört hat, faßt, und was man gefaßt hat, behält. Zur Übung rechne ich, daß man durch Mühe und emsigen Fleiß die natürlichen Anlagen ausbilde. Zur Zucht gehört, daß man durch tadellosen Wandel das Leben mit der Wissenschaft in Eintracht bringe. Die Anlage vereinigt also natürlichen Verstand und Gedächtnis. Diese beiden Fähigkeiten sind so notwendig verbunden, daß das eine nichts nützt, wo das andere fehlt; gerade wie das Erwerben nichts hilft, wenn nicht gutes Haushalten dazu kommt. Der Verstand nämlich findet die Weisheit, das Gedächtnis bewahrt sie. Gedächtnis ist aber das Vermögen, das festzuhalten, was dem äußern Sinne dargelegt ist; der Verstand aber ist ein Vermögen, welches dem Geiste von Natur eigen ist und durch sich auf sich wirkt. Der Verstand kommt von der Natur, wird durch Übung geschärft, durch zu heftige Anstrengung abgestumpft, durch mäßigen Gebrauch geübt. Das letztere geschieht durch zwei Dinge: durch Lesen und durch Nachdenken; über beides wird weiter unten ausführlicher geredet. Dieses sagt Hugo über natürliche Anlagen, zu denen Gedächtnis und Verstand gehören. Übung ist eine Thätigkeit der Seele, vermöge deren einer die Weichlichkeit oder den Rost der Muße verabscheut und verschmäht und sich so fortdauernd mit guten und würdigen Studien beschäftigt, daß er keine müßigen Stunden hat. Von dieser Anwendung der Zeit zu guten Studien sagt Cicero: Es ist ein griechisches Sprichwort, jeder übe sich in seiner Kunst. Dies ist denn dahin zu deuten, daß jeder seine natürlichen Anlagen ausforschen und mit Mühe und Emsigkeit ihre Ausbildung bewirken soll. Aber beim Menschen muß eine doppelte Anlage ausgebildet werden, nämlich die der äußeren Sinne, wie Gehör und Gefühl, und die inneren, Verstand und Vernunft. Der Schüler muß also den Sinn des Gehörs im Zuhören üben; den des Gesichts beim Lesen; den Verstand beim Auffassen; die Vernunft im Nachdenken. Denn Salomo sagt: Wenn ein Eisen stumpf wird und an der Schneide ungeschliffen bleibt, muß man's mit Macht wieder schärfen, also folgt auch die Weisheit dem Fleiße. Er nennt den menschlichen Verstand oder Geist ein Eisen, sowohl in sofern Einsicht gleichsam eine eindringende Spitze hat, als weil der Müßiggang ihn wie das Eisen abstumpft und anfrißt, rostig macht und aufreibt. Im Gegenteil, Übung macht den Geist scharf, poliert ihn, feilt ihn und verwahrt ihn gegen den Rost, der ihn aufreibt. Es giebt nämlich die Übung eines guten Wandels und Fleiß im Studieren dem Geiste Scharfsichtigkeit und dem Herzen den reinen Glanz der Unschuld, da nach und nach der Rost der lasterhaften Gewohnheiten verschwindet und die Befleckung der Sünde vertilgt wird. Aber es ist dabei doch ein großer

Unterschied, an welchen Gegenständen der Verstand oder der Sinn der Schüler, besonders wenn es Knaben sind, geübt wird, und in welchen Lehrgegenständen sowohl, als in welchen Fächern der Lehrgegenstände. Sehr fehlerhaft möchte es daher sein, daß man unsere Jugend noch immer mit den Dichterfabeln und den Erfindungen einer üppigen Phantasie beschäftigt. Denn es mag immer wahr sein, daß dieser Unterricht sie mit den Regeln der Dicht- und Verskunst bekannt mache, so kann doch die Kenntnis einer Liebesgeschichte nicht anders als unnütz, ja gefährlich sein. Darum erzählt Valerius Maximus, daß die Lacedämonier die Bücher des Archilochus in ihrer Stadt nicht hätten dulden wollen, weil sie glaubten, daß man sie nur zum Nachteile seiner Keuschheit und Sittsamkeit lesen könne; sie wollten also nicht, daß ihre Kinder etwas in sich aufnähmen, was ihren Sitten mehr schaden könnte, als ihrem Verstande nützen. Wenn man die Kinder in der Dicht- und Versekunst unterrichten will, so giebt's ja noch andere Bücher, auch aus der alten Zeit die dasselbe leisten könnten, und mit weit größerem Nutzen für das Herz; z. B. die Gedichte des Presbyter Juvencus über die Geschichte der vier Evangelien; das Buch der Apostelgeschichte von Arator; die Epigrammen-Sammlung von Prosper, einem sehr frommen Manne; des Prudentius Buch über den Streit der Tugenden und Laster, und das Osterlied von Sedulius. Außer diesen haben wir ja aus neueren Zeiten des Mathäus Gedicht vom heiligen Tobias, und Peter von Riga hat auch die Bibel in Verse gebracht. Außer diesen sind noch viele andere Gedichte, die sie mit mehr Nutzen lesen können, sowohl in Rücksicht auf Grammatik oder auf die Worte, als in Rücksicht auf Glaubens- und Sittenlehre, was den Inhalt der Bücher selbst betrifft. Klagt doch selbst Augustinus über diesen Mißbrauch heidnischer Bücher beim Unterricht: Behalten mußte ich damals gedrungen die Irrfahrten des Aneas, der mich nichts anging, ohne meiner Irrwege zu gedenken; mußte über den Tod der Dido weinen, wenn sie sich aus Liebe selbst mordet, während ich selbst im größten Unglücke mich nicht beunruhigte, daß ich dir (Gott) starb, daß ich dich nicht liebte; denn giebt es wohl etwas Kläglicheres, als einen Bejammernswürdigen, der sich selbst nicht bejammert? Wehe dir Strom des Meeres menschlicher Empfindungen, so lange du nicht versiegst! Wie lange wirst du noch Evas Söhne in das furchtbare große Meer empörter Leidenschaften hinaus tragen, dem sie selten auch dann entfliehen, wenn sie ein Fahrzeug bestiegen haben. Las ich nicht in einem Dichter, wie der donnernde Jupiter die Ehe bricht, und warum sollte er nicht beides? Aber er thut es nicht allein, er hat ja ein Recht dazu; es wird vorgestellt, daß er einen wahren Ehebruch durch Vermittelung eines falschen Donners vollbringt. Das dichtet noch dazu Homer und dichtet lasterhaften Menschen göttliche Attribute an, damit nicht Schandthat ferner eine Schandthat bleibe. So werden denn durch dergleichen Anstößigkeiten nicht etwa die Worte bequemer erlernt, sondern wer dergleichen Worte gelernt hat, der vollbringt dergleichen Anstößigkeiten ohne Bedenken. Ich klage nicht über die Worte, denn diese betrachte ich als kostbare und ausgewählte Gefäße, sondern über den Wein des Irrtums, der uns von Lehrern, die selbst trunken davon waren, hineingeschenkt wurden. An solchen Dingen hatte

ich meine Freude, und darum nannte man mich einen Knaben, der schöne Hoffnungen gebe. War denn etwa nichts anderes, um meinen Verstand und meine Sprache daran zu üben? Nun aber, o Herr! hat dein Preis, dein Preis durch deine heilige Schrift, die Ranken meines Herzens um dich geschlungen und es schwebt nicht mehr in leeren Possen und schwankend umher, als schwächliche Beute flüchtiger Dinge; denn den abgewichenen Engeln (d. h. den Teufeln) wird auf mancherlei Weise geopfert. So weit Augustinus. Das letzte Stück betrifft die Sittenzucht, daß der Schüler lebe, wie sich's gebührt, und so Lehre und Leben in Übereinstimmung bringe. So sagt Boëtius: Ein Schüler soll eine reine Fähigkeit, eine stille Genügsamkeit, einen männlichen Sinn gegen das, was auf ihn einbricht, einen Eifer, der immer auf das Höchste geht, sich zu eigen machen. Er muß allen gehorsam, zu jedem Dienste stets bereit, ohne Widerspruchsgeist, sanft und wahr im Gespräch, frei von jeder Aufgeblasenheit im Innern sein. Auch über diesen Gegenstand, nämlich über die Sittenzucht, ist schon im vorigen Hauptstücke gehandelt worden und wird noch weiter unten gehandelt werden, wenn von der Anführung der Knaben zum guten Lebenswandel gesprochen wird.

6. Um recht zu lernen aber muß man demütig sein, die Wahrheit aus reinem Herzen suchen, ein ruhiges Leben führen und still forschen. Anfang und Grund aber der Wissenschaft bleibt die Demut, welche kein Wissen gering achtet, sich nicht schämt, von jedem zu lernen und sich nicht des Wissens rühmt. Der Anfänger soll zuhören, der weiter Gebildete selbst nachdenken, aber erst der, welcher die Höhen der Wissenschaft erstiegen hat, soll lehren. 7. Der Schüler soll mit Sorgfalt einen Lehrer wählen, sich mit ihm innig verbinden und ihm sich willig unterordnen durch aufmerksames Lernen. 8. Zur Aufmerksamkeit gehören Schweigen, Demut und Bedächtigkeit, um sich selbst ein Urteil zu bilden.

Neuntes Hauptstück.

Von der Gelehrigkeit, um das Gehörte zu verstehen.

Über die Gelehrigkeit sagt Quintilian: Es ist zwar die Pflicht des Lehrers, die Lehre vorzutragen, des Schülers Pflicht ist es aber auch, sich gelehrig zu beweisen; denn unmöglich kann eine Wissenschaft entstehen, wenn nicht eine Eintracht des Lehrenden und Lernenden ist. Gelehrigkeit nenne ich aber die Fertigkeit das Rechte zu erlernen. Ein Beispiel ist Sokrates beim Valerius Maximus, der gerade, indem er sich für dürftig zum Lehren hält, ein recht reicher Lehrer wird. Valerius setzt hinzu: Auch Solon der Athenienser, einer der sieben Weisen Griechenlands, hat in seinen eigenen Versen ausgesprochen, wie angestrengt aufmerksam er gewesen sei; denn so ist es zu deuten, wenn er sagt, daß er mit jedem Tage noch lerne. Darauf beziehen sich in des Dionysius Cato Sittensprüche ein paar recht artige; und Sedulus in seinem Ostergesang sagt dasselbe. Eine solche Gelehrigkeit wird von der Natur selbst unterstützt. Denn wie Aristoteles im Anfange seiner Metaphysik sagt: Jeder Mensch hat einen natürlichen Trieb zum Wissen. Seneca schreibt an den Lucilius: Gelehrig machte uns die Natur, sie gab uns ein unentwickeltes Vermögen, damit wir es entwickelten. Beiläufig gesagt, liegt freilich viel daran, in

welchem Körper eine Seele sei; denn es ist vieles im Körper, was die Seele in ihrem Streben fördert, und vieles, was sie darin aufhält. Dies gesteht Aristoteles, wenn er sagt: Alle Leute von leichtem Begriff sind schwarzblütig, darum ist mir gar nicht leid, daß ich langsamen Begriffs bin. Augustinus aber: Unterricht zu suchen oder nicht zu suchen, treibt uns gemeiniglich das Gewicht, das wir auf Lob oder Tadel legen, welches andere gewissen Lehren beilegen; doch müssen wir dabei notwendigerweise eine dunkle Ahnung von jeder Lehre in der Seele voraussetzen, weil sonst kein Verlangen danach erwachen könnte. Hugo von St. Victor im Buche von Seele und Geist: Die Seele, sagt er, hat von ihrem Schöpfer das Wissen ihres Wesens, daher würde sie, sobald sie in die Welt kommt, alles wissen, was ein Mensch wissen kann; es drücket sie aber die Last der Menschheit nieder. Dies sieht man aus der Beschaffenheit des ersten Menschen, der, ehe sein Menschliches verdorben war, wie sich leicht beweisen läßt, eine vollkommene Erkenntnis hatte, so weit sie ein Mensch haben kann; jetzt aber, da einmal das Menschliche verdorben ist, wird schon durch die Verbindung auch das Edlere angesteckt. Es kann auch diese edlere Natur ihre Eigenschaften nicht ausüben, bis sie anfängt durch Übung, Erfahrung und Unterricht, woher sie dies auch erhalten mag, das eine von dem anderen zu unterscheiden, gerade sowie ein Mann mit recht scharfem Gesichte, der an einen recht finstern Ort kommt, nicht eher etwas sehen kann, ehe sein Auge sich aus Dunkle, und wenn Licht angezündet wird, nach und nach wieder an das Licht gewöhnt hat. Ferner werden bei der Gelehrigkeit des Schülers wieder drei Stücke erfordert: zuerst, daß er sanft und ohne Widerspruch zuhöre, wie Jakobus sagt: Und nehmet das Wort an mit Sanftmut, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen. Clemens sagt von dem entgegenstehenden Fehler: Ich gestehe, daß mir manche Leute recht wehe thun, wenn sie zu mir kommen, als wollten sie etwas lernen, und ehe ich noch anfange, sie zu lehren, selbst als Lehrmeister auftreten. Manche Leute fragen als Unwissende, und widersprechen als Gelehrte. Das zweite Stück ist, daß der Schüler sich mehr an den Sinn des Redenden als an das bloße Wort halte. In dieser Hinsicht beklagen sich die Zuhörer meistens über drei Dinge, zuerst über Dunkelheit oder Zweideutigkeit; davon sagt Hilarius: Der ist der beste Lehrer, der das Verständnis des Gelesenen lieber aus dem, was er gelesen hat, erwartet, als schon dazu mitbringt, oder mit anderen Worten, der lieber den Sinn aus dem Buche nimmt, als ihn hineinträgt, und nicht verlangt, daß in dem Buche gerade das stehe, was ihm, ehe er es in die Hand nahm, schien darin stehen zu müssen. Auch Augustin sagt: Der Geist, der in den Worten liegt, ist um so viel besser als die Worte, um wie viel die Seele besser ist als der Leib. Dann zweitens über Mangel an feinem Ausdruck, oder wie das Hieronymus nennt, über Gemeinheit der Rede; davon sagt er in dem Buche, wo er von der besten Art zu erklären redet: Ich habe immer viel Achtung vor der Derbheit, die man Bauernton nennt, gehabt: sie macht nicht viel Worte, und man möchte sie heilige Einfalt nennen. Ebenso schreibt er an die Marcella: Beim Verstehen der Schrift sind es nicht sowohl die Worte als der ganze Geist, auf den man merken muß; denn wenn einer

Beredsamkeit sucht, soll er nicht an die Schrift, sondern an Demosthenes oder Cicero gehen. Drittens klagen sie über unpassenden Ausdruck; davon spricht Augustin in seinen Bekenntnissen: Schau, Herr, und schau mit deiner gewohnten Geduld, wie genau die Menschen die Übereinkunft ihrer Vorgänger über die Art, wie man Buchstaben und Silben stellen soll, beobachten und das, worüber sie mit dir wegen ihrer ewigen Wohlfahrt übereingekommen sind, nicht achten. — Dies geht ja so weit, daß wenn einer das Wort Mensch ohne starken Hauch aufs h am Ende aussprächte, man es ihm weit übler aufnehmen würde, als wenn gegen alle deine Gebote er, der selbst Mensch ist, seinen Nebenmenschen haßte. Ein drittes Stück, welches man zur Gelehrigkeit rechnen kann, ist, daß der Schüler um das, was er nicht versteht, den Lehrer frage; davon gab der Heiland, der der Menschen Unterricht nicht bedurfte, ein Beispiel an sich selbst, wie Hieronymus sagt: Der Heiland in seinem zwölften Jahre lehrte, als er sich in den Tempel setzte, nur durch verständige Fragen. An einer andern Stelle rühmt er die Marcella darüber, daß sie, so lange er in Rom gelebt, ihm selbst, wenn er in der größten Eile gewesen sei, stets irgend eine Frage aus der Schrift vorgelegt habe. Doch muß sich einer auch beim Fragen vor zwei Dingen in acht nehmen: vor eitler Sucht, sich hervorzuthun, und vor heimtückischer Bosheit. Eitle Sucht, sich hervorzuthun, nenne ich, wenn einer, wie Clemens in der oben angeführten Stelle sagt, fragt wie ein Unwissender und widerspricht wie ein Gelehrter. Von heimtückischer Bosheit haben wir ein Beispiel bei Matthäus im zweiundzwanzigsten Kapitel, wo es heißt, daß ein Schriftgelehrter zu Jesus gekommen sei, um ihn zu versuchen. Darüber sagt Chrysostomus in seiner Homilie über die Stelle: Ist es nicht der einfältigste Frager und zugleich der boshafteste Versucher? Er fragt nach dem größten Gebot und hält doch das kleinste nicht. In diesem Sinne ist es zu nehmen, wenn der Herr bei Ezechiel, als die Ältesten Israels zu ihm kamen, ihn zu fragen, sagt: Sollte ich denn ihnen antworten, wenn sie mich fragen? Hieronymus erklärte die Worte so: Derjenige verdient die Wahrheit nicht zu hören, der hinterlistig boshaft und nicht in der Absicht zu lernen fragt. Wie wir oben schon aus Boëtius angeführt haben, muß übrigens die Gelehrigkeit des Schülers sich so zum Sinn, wie seine Aufmerksamkeit zu den Worten verhalten. Es hilft wenig oder nichts, daß man höret oder liefet, ja daß man auch etwas im Gedächtnis behält, wenn das Verständnis der Worte fehlt, und nicht einmal der Wille, etwas zu verstehen, vorhanden ist. Daher sagt Augustin: Der Mensch lernt um so viel besser oder schlechter die Wahrheit, je mehr oder weniger er im Verständnis der Schrift fortrückt, ich meine nicht, je mehr er sie liefet, auch nicht, je mehr er sie auswendig weiß, sondern je besser er sie faßt und nach ihrem innern Sinne forscht. Es giebt Leute, die sie lesen und doch nicht darauf achten; denn sie lesen nur, um zu wissen, um das Verstehen kümmern sie sich wenig. Wie weit sind die Leute vorzuziehen, die zwar die Worte nicht so gut inne haben, aber die Seele der Schrift mit den Augen des Geistes schauen; freilich ist der noch besser als alle beide, der die Worte gegenwärtig hat, wenn er will, und sie auch versteht, wie sich's gebühret.

Zehntes Hauptstück.

Von dem getreuen Behalten des Erlernten.

Über das Bewahren der Lehren im treuen Gedächtnis hat Hugo von St. Victor ganz richtig gesagt: Nicht darüber, mein lieber Leser, mußt du dich freuen, daß du vieles gelesen hast, sondern darüber, daß du vieles verstanden und besonders, wenn du es behalten hast. Auch beim Behalten des Aufgefaßten sind drei Dinge erforderlich: daß man gern höre und fleißig, das heißt, mit innerer Liebe, wie es bei Jesus Sirach heißt: Ein vernünftiger Mensch lernet Gottes Wort gern, und wer die Weisheit lieb hat, der höret gern zu. Ebenso Salomo: Neige deine Ohren und höre die Worte der Weisen, und nimm zu Herzen meine Lehre; denn es wird dir sanfte thun, wo du sie wirst bei dir behalten, und werden mit einander durch deinen Mund wohl geraten. Das meint auch Cäsarius von Arelate, der in einer seiner Homilien sagt: So wie der Herr von uns Lehrern wegen der Verpflichtung, die aus der Übernahme unseres Geschäfts fließt, den Dienst fordert, daß wir reden, so fordert er auch von euch, meine Theuren, die Geneigtheit uns anzuhören und das Gehörte treu zu bewahren. Statt dessen achten manche Leute auf das, was der Lehrer sagt, nicht, weil ihnen seine Person nicht ansteht. Gegen solche Leute redet Prosper in seinem Büchlein vom betrachtenden Leben: Es giebt Leute, die nicht auf das sehen, was gesagt wird, sondern auf das Ansehen dessen, der es sagt, und also mehr auf die Person des Redenden als auf die Rede selbst merken. Sie wollen nicht, daß einer ihnen sage, was sie nicht thun oder nicht lassen sollen, und wollen lieber Sachen, die zu ihrem Unterrichte dienen, nicht wissen, als sie von jemand erfahren, der ihnen nicht vornehm genug scheint, da doch die Wahrheit, mag sie nun auch kommen, woher sie will, nicht Menschen angehört, sondern Gott. Das zweite ist, daß einer einen Abriß dessen, was er gehört hat, im Gedächtnisse bewahrt; einen Abriß, sage ich, weil man nicht leicht alle Worte eines Vortrags wird behalten können, geschweige denn Masse und Inhalt eines ganzen Buches. Man muß also nur den Sinn und den Hauptinhalt sich einprägen wollen. Darum sagt Hugo: Man muß stets, wenn man die Dinge einzeln abgehandelt hat, um dem Gedächtnis zu Hülfe zu kommen, alles noch einmal summarisch zusammennehmen. Jede Abhandlung hat einen Hauptzweck und Inhalt, einen Punkt, wo die Wahrheit und die Kraft der Sache und die Hauptsumme der Gründe vereinigt ist, auf den sich leicht alles andere beziehen läßt; diesen suchen und betrachten, nenne ich die Hauptsumme zusammenfassen, weil, wer die Hauptquelle hat, auch die abgeleiteten Bäche sammelt. Ich sage dies besonders darum, weil das Gedächtnis des Menschen schwach ist und alles gern in der Kürze hat, und weil es, auf je mehr kleinere Teile man es verteilt, um desto stumpfer wird. So weit Hugo. Darum setzen auch dann die Verfasser von manchen ausführlichen Abhandlungen und Büchern nach einer weitläufigen Auseinandersetzung der Materie eine summarische Aufzählung des Gesagten hinzu, damit man die Materie leichter ins Gedächtnis prägen

könne. Oft lernt auch ein Schüler mehr, wenn er den Vortrag wiederholt, als beim Vortrag selbst; denn Übung thut sehr viel zum Lernen, und sie besteht besonders darin, daß man das, was man gelernt hat, bei sich überlegt und (einprägt) erwägt. Daher sagt Boëtius: Es sei einem Studierenden mehr als irgend einem andern durchaus nötig, daß er gewisser Leute Schriften vorlese, um zu lernen, wie er das Gelernte verstehen und das Verstandene richtig ausdrücken solle. Ein drittes Stück ist, daß man den Vortrag nicht versäume, oder gar den Lehrer unterbreche, sondern ohne Unterlaß zuhöre, wie Sirach sagt: Ein Gottesfürchtiger redet allezeit das heilsam ist, ein Narr aber ist wandelbar wie der Mond; und Hieronymus sagt: Bei eifrigem Studieren muß man nicht sowohl auf den Anfang sehen als auf das Ende; denn Ausdauer bewährt sich am Ende, doch ist den Thoren solche Ausdauer sehr schwer. Es ist auch gar nicht zu verwundern, daß die Weisheit solchen Leuten schwer eingeht; denn sie ist ihrer Thorheit gerade entgegen. Wie ein dummer Bauer einen Edelstein finden kann, ohne darauf zu achten, weil er dessen innern Wert und Kostbarkeit nicht kennt und ihn darum als ein Stück von geringem Werte wegwirft; ebenso verschmähen schlecht unterrichtete, beschränkte Menschen die Worte der Lehre und Weisheit entweder ganz und gar, oder sie nehmen doch nur so viel davon an, als ihnen eben gut däucht, weil sie den wahren Nutzen und die eigentliche Wirkung derselben nicht verstehen. Drittens sagt Salomo: Rede nicht vor des Narren Ohren; denn er verachtet die Klugheit deiner Rede. Das heißt das Heilige den Hunden geben und die Perlen den Säuen. Auf eine andere Weise ließe sich aber unser Satz auf folgende Weise kurz fassen: Wie die Kraft eines Menschen daran erprobt wird, daß er einen schweren Stein heben und tragen kann, so kann man auch seine Leute in Beziehung auf Arbeit und Mühe bei der Erlernung der Weisheit prüfen. — Schwache und der Anstrengung unfähige Menschen werfen den Stein bald hin, die Thoren und Schwächlinge die Weisheit, weil sie ihrer Thorheit beschwerlich ist. Den Kindern ist dieses Anhalten aus einem andern Grunde schwer; es ist nämlich das kindliche Alter noch zu schwach und kindisch beweglich. Daher sagt Augustinus: Unerfahrenheit und Blödsichtigkeit in geistigen Dingen ist kein geringes Übel, und man warnt mit Recht davor, zwingt auch Knaben durch schmerzliche Strafen, das Lesen oder irgend ein Handwerk zu lernen. Dieses Lernen, zu dem sie gezwungen werden, ist ihnen so verdrießlich, daß sie sich oft lieber die Strafen gefallen lassen, als daß sie lernen sollten. Dagegen bemerkt Basilius ganz gut: Was mit Mühe erworben ist, ist desto erfreulicher, wenn man es inne hat, und man sucht es um so fester zu bewahren. Es liegt einem gerade nicht sehr am Herzen, leicht erworbene Dinge zu behalten. Dies mag hinreichend sein für die dreifache oder, besser zu reden, fünffache Unterwürfigkeit, die der Schüler dem Lehrer beweisen muß: Aufmerksamkeit auf das, was er hört, Gelehrigkeit in den Übungen, Geneigtheit der Seele zum Gegenstande des Lernens, Vermeidung jeder Art Abschweifung, endlich standhafte Ausdauer beim Angefangenen.

Elftes Hauptstück.

Von der Ordnung der Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände.

Übrigens sind bei jedem ordentlichen Studieren drei Dinge erforderlich: Ordnung, Neigung, Anstrengung. So wie dies bei der Theologie und andern eigentlichen Wissenschaften der Fall ist, ebenso bei jeder freien Kunst. Über die Ordnung des zu Erlernenden sagt Alforabi in seinem Buch vom Ursprung der Wissenschaften: Das Element aller Wissenschaften ist die Sprachwissenschaft, das heißt vom Namen, den die Dinge, Substanzen oder Accidenzen haben. Die zweite ist die Grammatik, d. h. die Wissenschaft, diese Namen, welche den Dingen erteilt sind, zu ordnen, und daraus eine zusammenhängende Rede zu bilden. Die dritte ist die Logik, d. h. die Kunst, behauptende oder verneinende Sätze so zu ordnen, daß sich daraus Schlüsse bilden lassen. Das vierte ist die Poetik, die Kunst Verse zu ordnen, oder die in ihnen enthaltenen Sätze nach den Versfüßen einzurichten. Darum heißt es weiter bei ihm im Buche von der Einteilung der Wissenschaften: Das erste Wissen ist Kenntnis der Sprache selbst; das zweite Logik, das dritte die Lehre über die Sitten, das vierte die Naturwissenschaft, das fünfte das Wissen von Gott und göttlichen Dingen, das sechste von bürgerlichen Verhältnissen. Hier begreift dann die Kenntnis der Sprache auch die Grammatik und neben dieser oder der Logik auch die Rhetorik. Eine andere Ordnung giebt Richard von St. Victor an; er schreibt nämlich die folgenden Ordnungen vor: Zuerst von allen, spricht er, muß man sich die Beredsamkeit eigen machen und um ihretwillen die Logik; dann muß man das Auge der Seele durch Ethik erleuchten und erst alsdann zur beschauenden Wissenschaft übergehen. Hier begreift er unter dem Namen Logik drei Wissenschaften, die es mit Sprache zu thun haben: Grammatik, Rhetorik, Dialektik; denn Logos heißt auf griechisch Rede. So ist also die Grammatik der Grund aller Wissenschaften; freilich verachten heutigen Tages die Menschen die Grammatik als zu gering und schlecht, sie kommen aber darum auch in anderen nicht fort. Dies ist es, was Quinctilian im ersten Buche seiner Anweisung zur Redekunst sagt: Es ist unerträglich, die Leute anzuhören, welche die Sprachlehre als etwas Schlechtes und Niedriges schmähen; denn wenn diese nicht getreulich den Grund gelegt hat, stürzt doch alles zusammen, was man darauf baut; sie ist Knaben notwendig, Greisen angenehm und ist gerade die beste Genossin in der Einsamkeit, weil von allen Studien bei ihr allein mehr Mühe als eitler Ruhm ist. Die meisten fangen mit ehrgeiziger Eile von hinten an, damit sie Gelegenheit haben, mit ihren Schülern in Dingen, die recht in die Augen fallen, zu glänzen. Übrigens sagt ja Aristoteles: Unmöglich kann ein Ding recht erlernt werden, wenn man nicht den Grund davon weiß; und dieser ruht immer in allgemeinen Sätzen. So sagt Alforabi in dem schon oben genannten Buche von Einteilung der Wissenschaften: In jeder Wissenschaft und Kunst, sagt er, mag sie sich nun auf das thätige Leben, oder auf das bloße Denkvermögen beziehen, sei es eine freie Kunst, sei es eine mechanische, sind es doch immer Regeln, welche

alles oder doch das meiste von derselben umfassen; und diese sind hauptsächlich deswegen erfunden, damit der Gegenstand jener Kunst recht erkannt, und nichts dazu gerechnet werde, was zu ihr nicht gehört, oder ein Stück, welches wesentlich dazu gehört, nicht darin aufgenommen werde. So dient also die Regel, daß man einen zufälligen Irrtum vermeiden lerne; gerade wie in mechanischen Baukünsten die Wasserwage die Abweichung von der rechten Linie zeigt. Zur Ordnung gehört besonders, daß man das am ersten lerne, was am meisten zum Zwecke führt; daher sagt Hugo: Wenn du nicht alles lesen kannst, so lies das, was dir das Nützlichste ist. Kannst du aber auch alles über eine Wissenschaft lesen, so mußt du doch nicht einerlei Mühe auf alles wenden, sondern einiges muß man bloß lesen, damit man es doch gelesen habe; anderes, damit es einem nicht unerhörte Dinge seien, da wir oft etwas gerade darum höher halten, weil wir nie davon gehört haben. Dies sagt Hugo; und ich möchte es noch bestimmter so fassen: Wir lesen und lernen manches, nicht weil die Kenntnis der Sache nützlich ist, sondern weil es schimpflich ist, sie nicht zu kennen. Einiges lernt man auch, weil schon die Unwissenheit selbst etwas Gefährliches ist, und, wie Boëtius sagt, ein Übel nur dann vermieden werden kann, wenn man es kennt. Dadurch bestimmt sich leicht der Unterschied des mehr oder weniger Erlaubten gewisser Lesereien; so sagt Beda: Die Bücher der Ketzer zu lesen, kann nur dem geraten werden, der schon so befestigt in der rechtgläubigen Lehre ist, daß ein Buch ihn weder durch schöne Einkleidung verderblicher Lehren, noch durch Sophisterei der Gründe verwirren kann. So schreibt Hieronymus: Ich sehe, daß Priester sich um das Evangelium nicht bekümmern, sondern Komödien lesen und Liebeslieder, oder Virgilische Eclogen singen. Ist's nicht eine Schande, daß sie aus Ergötzen thun, was die Knaben aus Zwang und ihrer Bildung wegen thun müssen! Aufrichtig erzählt er in dieser Rücksicht von sich selbst: Wie ich vormals mein Haus verlassen hatte und meine Eltern, um in Christi Dienst nach Jerusalem zu wandern, so konnte ich die Büchersammlung, die ich mir mit großer Mühe angelegt hatte, nicht entbehren. Unter Fasten, Wachen und vielen Thränen, die ich über meine vorigen Sünden vergoß, nahm ich dennoch den Plato und Cicero in die Hand, und fing ich einmal an, einen Propheten zu lesen, so fand ich Anstoß an der ungekünstelten Sprache und hielt, wenn ich mit blinden Augen das Licht nicht sah, dies nicht für Schuld meiner Augen, sondern für einen Fehler der Sonne. Endlich ergriff beinahe mitten in der Fastenzeit ein heftiges Fieber das innerste Mark meiner Gebeine; ich schwand so dahin, daß ich kaum noch an den Knochen hing; man machte schon Anstalten zu meiner Beerdigung: Lebenswärme klopfte kaum noch in meiner Brust, da ward ich auf einmal im Geiste verzückt, und es schien mir, als stände ich vor dem Richterstuhl des höchsten Richters; dort empfing mich ein solcher Lichtschimmer, daß ich, auf die Erde geworfen, nicht aufzuschauen vermochte. Man fragte mich, wer ich sei? Ich antwortete: Ein Christ. Es aber rief der Vorsitzer des Gerichts: Du lügst! nicht ein Christ, ein Ciceronist bist du; denn wo dein Schatz ist, da ist dein Herz. Ich verstummte und wiederholte bei mir selbst unter den Schlägen, die er mir erteilen ließ, und die mich weniger quälten als

der Brand des Gewissens, den Vers: „Wer gedenkt in der Hölle dein.“ Endlich warfen sich die, welche zu den Seiten des Richterstuhls standen, zur Erde nieder und flehten den Richter an, daß er meiner Jugend Verzeihung angedeihen lasse, diesen ersten Irrtum vergebe, dem Reuigen zur Buße Zeit lasse und die Strafe erst dann fordere, wenn ich aufs neue heidnische Bücher lesen würde. In dem Zustande, wie ich war, hätte ich auch schwereres versprochen; ich schwur also den Irrtum ab und sprach: O Herr! wie ich andere Bücher als die heilige Schrift in die Hand nahm, verleugnete ich dich. Wie ich dies gesagt hatte, ward ich entlassen und kam wieder zu mir selbst. Alle Umstehenden staunten, als ich meine Augen, die in einer Flut von Thränen schwammen, öffnete. Doch gewiß, der Traum war nicht für mich verloren, es war kein bloßes Schattenbild; der Richtstuhl, vor dem ich stand, das Gericht, das ich fürchtete, ist mir Zeuge, daß ich nachher noch mit viel mehr Eifer, als ich vorher die Moralphilosophie studiert hatte, die göttlichen Schriften studierte. So weit Hieronymus. Was also die Reihenfolge der verschiedenen Disciplinen betrifft, so ist dahin vornehmlich zu zählen, daß ein jeder lese oder lerne, was seinem Alter und seinem besonderen Stande am angemessensten ist; verbietet doch das geistliche Recht, daß Leute, die sich dem klösterlichen Stande weihen, Naturlehre oder das weltliche Recht treiben sollen, was doch anderen vergönnt ist.

12. Den Nutzen müssen wir mit Geduld erwarten; denn die Weisheit ist mit einer Nuß zu vergleichen, welche zwar eine bittere Rinde hat, dagegen innen einen süßen Kern birgt. Aber in eine boshafte Seele kommt die Weisheit nicht; sie fordert Kampf mit der Sinnlichkeit und dem Laster, erzeugt aber auch dadurch Heiterkeit des Geistes, Trost in Anfechtung und fröhliche Erholung.

Dreizehntes Hauptstück.

Von dem Zwecke der Anstrengung des Schülers.

Vom Zweck, den sich der Lernende beim Lernen vorsetzt, sagt der heil. Bernhard: Es giebt Leute, welche nur darum lernen, um die Sache, welche sie lernen, zu wissen; das ist eine schmähliche Neugierde. Andere lernen, damit man von ihnen wisse; über diese lacht der Satiriker, wenn er sagt: Dein Wissen ist nichts dir, weiß nicht ein anderer, daß du es weißt. Dies ist eine schimpfliche Eitelkeit. Andere lernen, um für Geld in Ehrenstellen ihre Weisheit zu verhandeln; dies ist eine schändliche Gewinnsucht; noch andere lernen, um zu erbauen, und das ist christliche Barmherzigkeit; andere lernen, um erbaut zu werden, das ist Klugheit; so weit der heilige Bernhard. — Von den fünf verschiedenen Zwecken, die er dort aufzählt, sind nur die beiden letzten gut und heilsam, die drei ersten entweder eitel und tadelnswürdig, oder gar abscheulich. Was den ersten Zweck betrifft, Neugierde statt Wißbegierde, so nennt sie Augustinus mit Recht Schaulust. Er sagt davon: Es ist eitle und neugierige Sucht, von diesem und jenem etwas zu erfahren, die mit dem scheinbaren Vorwande der Liebe, der Erkenntnis und Wissenschaft bemäntelt wird. Weil diese nur eine Art sinnlicher Begierde nach dem Wissen ist, die Augen aber das thätigste und am weitesten reichende Werkzeug solcher Begierde

sind, so nennt Johannes es mit Recht Augenlust. So weit Augustin. Eine solche neugierige Wißbegierde hat aber eine doppelte Beziehung, einmal in sofern sie recht viel, und dann in sofern sie etwas recht Unbekanntes lernen will. In der ersten Beziehung sagt Hugo: Es giebt Leute, welche alles wissen und lesen wollen, aber die Menge der Bücher ist zahllos; du also, fährt er fort, laß ja dich nicht aufs Unendliche ein; denn wo kein Ende ist, da ist auch keine Ruhe und also kein Friede; wo kein wahrer Friede ist, da kann Gott nicht wohnen; denn im Frieden ist seine Stätte bereitet. Auch der heilige Bernhard sagt: Die Menge der Dinge und die Kürze der Zeit lassen nicht zu, daß man alles umfasse. Solche Leute nämlich, weil sie so viel umfassen wollen, machen sich selbst irre und kommen darum in der Weisheit nicht recht vorwärts, ja sie können nichts recht vollständig wissen; denn wenn man den Sinn auf mehreres richtet, so kann man jedes einzelne nicht wohl scharf umfassen. Aus dieser Ursache schreibt Seneca an den Lucilius: Dich zieht die Menge der Bücher fort, und da du unmöglich alle Bücher, die du hast, lesen kannst, so solltest du billig damit zufrieden sein, wenn du so viele hättest als du lesen kannst; denn es beweiset eine bloße Leckerhaftigkeit, wenn man von allen Gerichten kosten will. Es liegt nichts daran, wie viele Bücher du besitzest, viel liegt aber daran, ob es gute Bücher sind und ein bestimmtes Lesen nützt, ein zerstreutes und abwechselndes unterhält nur. Von solchen Neugierigen sagt der Apostel, daß sie stets lernen und nie klug werden. Was das zweite aber anbetrifft, die Richtung aufs Unbekannte und Sonderliche, so heißt es davon bei Augustinus: Wenn einer so neugierig ist, daß er eine gewisse Kenntnis nicht aus einem bestimmten Grundsatze, sondern einem bloßen Hange folgt, vermöge dessen er nur das Unbekannte lernen will, so muß man einen solchen Neugierigen von einem Wißbegierigen wohl unterscheiden; ein solcher liebt nicht einmal das Unbekannte, denn er will, es soll ihm nichts unbekannt bleiben, und fordert, daß ihm alles bekannt sei. Eine solche Neugierde ist eine der Hauptursachen der Ketzereien, weil solche Leute ohne Maß und Grenzen die Geheimnisse des Glaubens ausspähen wollen nach dem Satze des Seneca: Viele Leute vernachlässigen die Kenntnisse, welche zugänglich sind, verborgenes und geheimes spüren sie auf, so wie der Dieb verschlossenen Sachen nachgeht und das, was offen dasteht, für etwas Schlechtes nimmt. Gerade so geht es den meisten oberflächlichen Menschen; sie suchen nur das Geheimnisvolle. Daher müssen sich denn auch ungelehrte, insonderheit aber junge Leute in acht nehmen, sich in keine astrologischen Untersuchungen einzulassen; sagt doch der Apostel: Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, jedermann unter euch, daß niemand weiter von ihm halte, denn sich's gebühret zu halten, sondern daß er von ihm mäßiglich halte, ein jeglicher, nachdem Gott ausgeteilet hat das Maß des Glaubens. So auch Dionysius Cato: Laß Gottes Geheimnis im Dunkel, frage nicht, was im Himmel geschehen, und sterblich geboren, befleißige dich dessen, was sterblichen zu wissen gegönnt ist. Über den zweiten möglichen Vorwurf beim Studieren, nämlich Eitelkeit und leere Ruhmsucht, sagt Augustin, daß ein Wissen, welches aus diesen Quellen entsprungen ist, im Innern des Menschen

Jammer und Elend läßt, während er sich äußerlich hoch erhebt. Unser Demosthenes, sagt Cicero, erscheint gewiß ein wenig eitel, wenn er eingesteht, es habe ihn der leise Ausruf eines alten Weibes: Siehe, das ist der berühmte Demosthenes! ungemein gekitzelt. Kann man sich etwas Kleinlicheres denken? Doch der große Redner hatte gelernt, recht viel vor andern, aber nur wenig mit sich und in sich zu reden. Von der Eitelkeit spricht Boëtius in seinem Buch von der Tröstung der Philosophie: O Ruhm, Ruhm, bist du etwas anderes als ein Lüftchen, welches die Ohren füllt? Dies paßt auf die Geschichte, welche Valerius Maximus von Sophokles erzählt, wie dieser als betagter Greis ein Trauerspiel zur Vorstellung eingereicht habe, dann lange in ängstlichem und zagendem Harren erwartet, ob er wohl vor seinen Nebenbuhlern den Preis erhalten werde; wie er aber die Nachricht, daß er ihn erhalten habe, gebracht bekommen habe, gestorben sei. Ein solcher Mensch macht in der wahren Weisheit keine Fortschritte, weil gerade seine eitle Aufgeblasenheit seine Seele blendet und ihn nicht hell sehen läßt. Darum sind solche Leute mehrenteils so beschaffen, wie sie der Apostel beschreibt: Verdüstert, und wissen nichts, sondern sind süchtig in Fragen und Wortkriegen, aus welchen entspringt Neid, Hader, Lästerung und böser Argwohn. Von dem dritten Zwecke, der Habsucht, spricht Hugo in seinem Buche von der Arche Noä: Der ist der Weisheit unwürdig, der durch sie etwas anderes zu erreichen gedenkt als sie selbst, nicht sie erwirbt, damit er sie als das beste aller irdischen Dinge besitze, sondern damit er sie für Geld zum Kauf ausbiete. Und dennoch thun das in unseren Tagen fast alle Studierenden; sie lernen entweder nur solche Dinge, welche Geld einbringen, oder eilen doch wenigstens von dem nicht Einträglichen zum Einträglichen bald hinüber. Darum klagt der Herr bei Jeremias: Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen ihnen hie und da ausgehauene Brunnen, die doch hie und da löchericht sind und kein Wasser geben. So verlassen nämlich die Menschen die heilbringende Weisheit und wollen die heilige Schrift nicht hören, die unmittelbar von Gott kommt und die, wie Christus sagt, das Wasser des ewigen Lebens ist; sie graben sich Brunnen, die löchericht sind, das heißt, sie erwerben mit großem Eifer und Mühe Künste, welche Gewinn abwerfen; in denen kein reines Wasser, d. h. keine wahre Weisheit sich findet, sondern eine falsche, eitle, trübe, wie alles Irdische. Darum setzt auch Jeremias hernach hinzu: Was hilft's dir, daß du in Ägypten zeuchst und willst des Wassers Sihon trinken? Dies erklärt gleichsam Baruch, wenn es heißt: Die Kinder Hagar forschen der irdischen Weisheit nach; dann folgt, wer die Kinder Hagar sind, die Kaufleute von Meran, die zu Theman, die sich klug dünken; aber sie treffen doch den Weg nicht, da man Weisheit findet. Die Kaufleute von Meran, das sind heutigen Tages die Ärzte, die den Leib für Geld aus der Krankheit retten; die von Theman aber sind die Juristen, die stets Prozesse betreiben und sinnen auf Advokatenkünste. Die sich klug dünken, das sind aber die Philologen, die sich mit den Dichterfabeln abgeben; die Logiker und die Metaphysiker, die nur nach weltlichem Wissen trachten; denn solcherlei Wissen blähet auf, und der Magen des Geistes, der solche Nahrung genoß, empfindet Bauchgrimmen. So sagt der heilige

Bernhard: Wie eine unverdaute Speise schlechte Säfte erzeugt und den Körper verdirbt, nicht nährt, so überfüllt das viele Wissen auch den Magen der Seele, das Gedächtnis. Wenn nicht die Wärme der Liebe die irdische Wissenschaft verdauen hilft, zeigt es sich, in Handlungen und Sitten ausströmend, und dann wird solches Wissen eben für Sünde angerechnet wie eine Speise, die in verderbliche Säfte und Flüssigkeiten übergegangen, Krankheit erzeugt. — Wäre es wohl möglich, daß ein solcher Mann ohne Qual und Aufgedunsenheit bei seinem Wissen wäre, da er weiß, was Unrecht ist, und es doch thut? — —

Vierzehntes Hauptstück.

Von der weiteren Ausbildung durch Lesen.

Wie man dem Anfänger bloß empfehlen muß, sich getreulich an seinen Lehrmeister zu halten, so muß der, welcher weitere Fortschritte gemacht hat, auch zuweilen selbst seine Kräfte allein versuchen, obgleich damit nicht gesagt ist, daß er nicht zuweilen anderen zuhören könnte, weil einer, der zuhört, weiser wird, auch wenn das Zuhören nicht gerade ein Bedürfnis ist. So sagt Aristoteles im zweiten Buche der Ethik: Der Beste ist der, welcher alles von sich weiß, gut aber ist derjenige, welcher wenigstens dem, der etwas Gutes sagt, sein Ohr leiht; wer aber selbst nichts versteht und auch einem andern, wenn er ihn hört, nicht das Ohr leiht, der taugt gar nichts. Einer also, welcher Fortschritte gemacht hat, muß sich nach und nach selbst üben, nämlich durch Lesen, Nachdenken, Schreiben, Besprechen mit anderen, d. h. durch Fragen und Antworten. Denn, wie Hugo sagt: Den Geist schärfen besonders zwei Dinge, Lesen und Nachdenken. Lesen ist dreifach: Das Lesen des Lehrenden, des Lernenden, dessen, der für sich zu studieren anfängt. Bei diesem Lesen ist besonders darauf zu sehen, in welcher Ordnung und nach welcher Methode es geschieht. Bei den Lehrgegenständen ist die Ordnung in der Materie; so geht die Grammatik der Dialektik in dieser Rücksicht voran; in den Büchern ist sie ebenfalls in der Materie; in der Erzählung in der Stellung der Thatsachen; in philosophischen Erörterungen in dem Wege, auf dem man zu einer gewissen Wahrheit gelangt. Beim Studieren aus den Büchern anderer muß man besonders scharf scheiden, man muß von dem Allgemeinen stufenweise zum Besonderen herabgehen und so allmählich das Wesen dessen, was in dem Allgemeinen enthalten ist, vollständiger erspähen. An einer andern Stelle setzt er dazu: Ich glaube, man muß ebenso sorgsam sein, daß ein Studierender seine Mühe nicht auf unnütze und überflüssige Dinge wende, als daß er es nicht bei einem guten und nützlichen Gegenstande an seinem Eifer gebrechen lasse. Es giebt, fährt er fort, zwei Arten von Schriften, die eine begreift diejenigen, welche der Philosophie dienen, wie Grammatik, Dialektik ꝛc., die zweite Gattung diejenigen, welche gleichsam ein Anhang anderer Künste sind: Gedichte, Komödien, Fabeln und Geschichten. Wer sich nun von dem wahren Wege der eigentlichen Wissenschaften in die andere Klasse von Studien verliert, der wird viele Mühe und Arbeit finden, aber wenig Lohn. Darum, glaube ich, muß man sich vor allem auf das eigentlich Wissenschaftliche

legen, besonders die sieben freien Künste treiben; hernach kann man, wenn man Zeit hat, auch das übrige lesen, weil es zuweilen besonders ergötzt, wenn wir zwischen dem Ernsthaften etwas Belustigendes treiben. Einige Leute lesen freilich wohl alles, was sie lesen sollen, doch verstehen sie nicht immer, jeder Wissenschaft das ihrige zu lassen, sondern verwirren sich darin. So weit Hugo. Ganz richtig aber sagt Seneca in seinem Briefe an den Lucilius: Man kann auch, ohne gerade den wissenschaftlichen Weg zu gehen, zur Weisheit gelangen, denn welche Seite göttlicher und menschlicher Dinge man auch betrachtet, so ermüdet einen die ungeheure Masse dessen, was man suchen und lernen kann. Damit man aber diesem Vielen und Großen einen freien Platz anweisen könne, muß man alles Überflüssige daraus fortschaffen. Ein großes Ding fordert einen geräumigen Platz, und wer mehr wissen will, als man wissen kann und darf, ist unmäßig in seiner Art. Doch noch mehr, jenes Betreiben allgemeiner Bildung, wie sie es nennen, macht es nicht die Leute lästig, wortreich, vorwitzig und selbstgefällig? Versäumen sie nicht gerade das Notwendige, weil sie das Überflüssige gelernt haben? Wem fällt nicht hierbei der Philologe Didymus ein, der viertausend Bücher geschrieben hat? Wäre er nicht schon ein trübseliger Mensch, wenn er so viele Bücher gelesen hätte? Der alte Mann quält sich mit den Fragen über Homers Geburtsstadt und über Virgils eigentliche Mutter und über so viele andere Sachen, die man vergessen sollte, wenn man einmal so glücklich gewesen wäre, sie zu lernen. Dies sagt Seneca von denen, die sich mit unnützen Fragen abgeben, gegen die Leute aber, die ihre ganze Lebenszeit auf die Logik verwenden, spricht er in demselben Briefe: Wenn ich also nicht schlaue Fragen wie Fallstricke zu legen im stande bin, wenn ich nicht durch einen hinterlistigen Schluß etwas Falsches auf eine Wahrheit begründen kann, sollte ich darum nicht recht gut wissen, was ich suchen und was ich meiden muß? Schäme ich mich doch, daß wir alten Leute in einer so ernsthaften Weise noch scherzen. Maus, sagen sie, ist eine Silbe, Maus benagt den Käse, also frißt die Silbe den Käse. Gesetzt, ich könnte nicht zeigen, wo hier der Fehlschluß liegt, was ist dabei für mich zu verlieren? Was für Nachteile habe ich davon? O Kinderpossen! Warum kommt man mir doch mit solchen Spielereien? Dergleichen Scherz ist ganz unwürdig; auch sogar dann sollte man nur das Schlichte und Einfache lernen, wenn das Leben bedeutend lang wäre; jetzt ist es gar Wahnsinn, bei einer so kurzen Dauer des menschlichen Daseins noch überflüssiges lernen zu wollen. Ferner giebt es eine andere Art Leute, die, wenn sie gleich auf nützliches und notwendiges ihr Augenmerk richten, doch viel und mancherlei schnell durchlaufen und darum nichts oder doch nur sehr weniges einem treuen Gedächtnis anvertrauen. Gegen diese sagt Seneca: Ich halte es für das erste Zeichen einer gefaßten Seele, wenn sie ruhig bleiben und sich in sich ziehen kann; daher muß man wohl acht haben, daß die Bekanntschaft mit vielen Schriftstellern und das Lesen verschiedenartiger Bücher uns nicht etwas Schwankendes und Unsicheres gebe. An einige bestimmte Leute muß man sich halten und sich an sie gewöhnen, wenn man etwas Sicheres lernen und es fest in der Seele behalten will. Wer überall ist, ist nirgends, und eine

Speise, die unmittelbar wieder aus dem Körper geht, nutzt nichts, weil nichts davon in uns aufgenommen wird. Es giebt kein Ding, welches so nützlich wäre, daß es, im Vorbeigehen berührt, nützte. Nichts zerrüttet den Körper mehr als der öftere Wechsel der Mittel, die ihn kurieren sollen; nichts zerstört die Seele mehr als die Menge der Bücher. So sagt Varro: Viele kosten Bücher wie Gäste beim Schmause die Leckerbissen, aber was schnell durchlaufen wird, bleibt auch nicht lange hängen.

Fünfzehntes Hauptstück.

Von der Beziehung alles Wissens auf die Gottesgelahrtheit, d. h. auf die Kenntnis des göttlichen Wesens.

Die Erbauung seiner selbst oder des Nächsten muß nach den oben angeführten Worten des heiligen Bernhard jedweder bezwecken, welcher einzelnen Wissenschaft er sich auch befleißigen mag; denn jede Kunst und jedes Wissen muß der göttlichen Wissenschaft, welche zur Erbauung, d. h. für Glauben und Rechthandeln gegeben ist, dienen und darauf, als auf seinen Zweck und Ziel bezogen und gerichtet werden. Wie nämlich Gott das Ende aller Dinge ist, so ist auch die Gottesgelahrtheit, die von göttlichen Dingen handelt, Endzweck aller Künste. Dies ist die einzige Philosophie und allgemeine Weisheit, die den Namen wahrhaftig verdient. Das sagt auch Mercurius Trismegistus, der Philosoph, wenn er an Asologius schreibt: Wahre Philosophie ist ein stetes Hinschauen auf die Gottheit und die göttliche Religion; denn mit einfacher Seele die Gottheit ehren, ihre Werke achten, dem gütigen Willen Gottes, der allein reine Gnade ist, danken, das ist Philosophie, die durch keine lästige Neugier des Verstandes getrübt ist. Mit Recht sagt er: Durch keine lästige Neugier des Verstandes getrübt; denn Neugierde verletzt und schändet nicht allein die anderen Wissenschaften, sondern auch die Gottesgelahrtheit selbst, und diese, in neugieriges Forschen umgekehrt, hört auf Philosophie zu sein, weil Philosophie reine und echte Liebe der Weisheit ist. In diesem Sinne faßt sie Aristoteles, wenn er ihre Vortrefflichkeit erhebt und sagt: Kenntnis Gottes ist die erste Philosophie; sie ist vor allem wissenswert, weil vor allem Grundbegriffe und Ursachen es verdienen, daß man sie erforsche; um ihretwillen und aus ihnen werden allein alle Dinge erkannt, nicht umgekehrt. Weiter erklärt er, daß wir nur dann alles wüßten, wenn wir glauben, die erste Ursache erkannt zu haben, dann allein haben wir eine Wissenschaft, die einem edlen Gemüt anständig ist, weil sie allein um ihrer selbst willen da ist und man mit Recht von ihr sagt, daß ihr Besitz etwas mehr als Menschliches, etwas Göttliches sei. Die menschliche Natur ist in vielerlei Rücksichten blos dienstbar, Gott aber ist von allen Seiten her eine Ursache der Ursachen, und hat entweder allein Wissenschaft der Grundsachen oder doch unter den anderen Wesen vorzugsweise; wichtiger also als die Wissenschaft von ihm ist keine. Ebenso sagt er an einer andern Stelle: Diese Weisheit sollte man Seele der Wissenschaft nennen, weil sie die erste und mächtigste ist; ihr dürfen billigerweise andere Wissenschaften nicht widersprechen; denn um ihretwillen sind ja die anderen nur. Auch Avicenna sagt in seiner Meta-

physik: Das göttliche Wissen geht nur die Dinge an, die von der Materie getrennt sind, sowohl in Rücksicht der inneren Beschaffenheit, als der Definition: sie heißt göttliche Wissenschaft von ihrem letzten Gegenstande, von der Erkenntnis Gottes. Sie heißt auch erste Philosophie, weil sie erhabener als alle anderen Teile derselben ist: sie heißt auch Metaphysik, weil sie über der Physik, d. h. der Naturwissenschaft ist. So weit Avicenna. Mit Recht werden also die anderen Wissenschaften nach ihr geordnet; wenn das nicht geschieht, so verdienen sie den Namen Wissenschaft nicht, weil sie dann mit der Wissenschaft nichts gemein haben. Boëtius sagt in seinem Buche über die Glaubensartikel: Wissenschaft ist das Zusammenfassen der Ursachen, durch welche und wegen welcher irgend ein Ding das Sein hat, welche dann, wenn sie zu einem guten Gebrauch ihrer Natur gemäß angewendet wird, Weisheit heißt. Daher sagt Seneca in dem Briefe an Lucilius mit Recht: Man kann auch ohne gelehrte Studien zur Weisheit gelangen. So sagt Hugo im vierten Buche der Lehranweisung: Die Schriften der Weltweisen sind einer übertünchten Wand gleich, sie glänzen von außen, und wenn sie zuweilen den Schein der Wahrheit vorhalten, mischen sie doch immer falsches darunter und bedecken also den Lehm des Irrtums mit einer glänzenden Farbe. Dagegen ist die göttliche Wohlredenheit einer Honigscheibe ähnlich, sie ist äußerlich rauh und unansehnlich, weil die Rede so einfach ist, innerlich aber ist sie voller Süßigkeit. So Richard: Die heilige Schrift ist darum so unendlich viel reicher als weltliche Bücher, weil in ihr nicht bloß die Worte, sondern auch die Sachen ihre Bedeutung haben. Wie also zu dem Sinne, welchen die Worte geben, die Kenntnis der Worte notwendig ist, so gehört zu dem Sinne, der vermöge einer geheimnisvollen Verbindung zwischen den Worten und dem, was geschehen ist oder geschehen soll, stattfindet, die Kenntnis der Sache notwendig. Die Kenntnis der Worte besteht in zwei Dingen, in den bloßen Lauten, womit es die Grammatik zu thun hat, und in der Bedeutung, womit allein die Dialektik sich beschäftigt. Laute und ihre Bedeutung zusammen sind Gegenstand der Rhetorik. Die Erkenntnis der Dinge besteht in der Form und dem Wesen; die Form ist in der Stellung des Äußern, die Natur in der eigentlichen innern Beschaffenheit. Jede aber ist entweder mit Zahlen, damit hat es die Arithmetik; oder in den Verhältnissen, das ist der Gegenstand der Musik; oder in der Lage, damit hat es die Geometrie zu thun: oder in der Bewegung, das ist Sache der Astronomie; mit der innern Beschaffenheit der natürlichen Dinge beschäftigt sich die Physik. Alle Künste dienen also als untergeordnete Werkzeuge der göttlichen Weisheit, und die niedere Wissenschaft führt, recht geordnet und geleitet, zur höheren. Zu dem Sinne also, wo man die Sachen durch die Worte erkennt, welcher der historische heißen mag, gehören drei Wissenschaften: Grammatik, Dialektik, Rhetorik: und zu dem Sinne, den man den mystischen nennt, wo durch gewisse Dinge ein Geschehenes ausgedrückt wird, gehört die Allegorie; zu dem Sinne, der gleichfalls mystisch ist, wo aus den Sachen dasjenige, was gethan werden soll, erkannt wird, gehört die Tropologie: den beiden letzteren sind untergeordnet Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie, Physik. So weit Richard. Wie aber die heiligen Bücher

ein größeres Ansehen verdienen, als jedes andere Buch, das sagt Augustinus: Ich schreibe manche Abhandlung, nicht um mit dem Gewicht meines Ansehens eine Lehre einzuschärfen, sondern als eine Übung für die völlig gebildeten Christen. — Ich gehöre auch unter die, von denen der Apostel sagt: Und so ihr etwas mehr wisset, hat es euch der Herr offenbaret. Solche Schriften muß man aber nicht so lesen, als sei man genötigt, sie zu glauben, sondern als habe man die Freiheit, sie zu beurteilen; denn um die Urteilskraft zu üben und den Nachkommen Gelegenheit zu geben, schwere Fragen zu untersuchen und zu behandeln, ist es gut, der Rede zuweilen freien Lauf zu lassen und die Feder zu gebrauchen. Wohl muß man dabei die Schriften der Späteren von dem kanonischen Ansehen alten und neuen Testaments unterscheiden; denn diese sind zu der Apostel Zeit beglaubigt erfunden, in der Folge der Zeit von einer Kirche der andern überliefert worden, und auf diese Weise gleichsam an einer höheren Stelle niedergelegt; damit ihr jeder getreue und fromme Sinn sich unterwerfe. Wenn man in diesen Büchern etwas Ungereimtes zu finden glaubt, so darf man nicht sagen: Der Verfasser dieses Buches hat die Wahrheit nicht gewußt, sondern entweder: Deine Handschrift hat hier einen Fehler, oder: Der Erklärer hat geirrt, oder: Du verstehst es nicht. Bei den Schriften, welche nicht von den Aposteln sind, ist der Fall ganz anders; denn wenn auch dieselbe Wahrheit darin gefunden wird, so beruht sie doch nicht auf dem Ansehen dessen, der es gesagt hat, und es muß das Behauptete oder Erzählte entweder aus sicheren Vernunftgründen, oder aus jenen Büchern, welche sichere Glaubensregel sind, bewiesen werden; oder man kann es auch nicht tadeln, wenn es einer nicht glauben will. Wenn aber in jenen eigentlich Glaubensregel bildenden Schriften ein Prophet oder Apostel oder Evangelist etwas dunkel gelassen hat, so wird durch den ganzen Inhalt der kanonischen Schriften dieses leicht aufgehellt, und es läßt sich an der Wahrheit nicht zweifeln. Wäre das nicht, so gäbe es ja keine einzige sichere Regel, wodurch der menschliche Unverstand geleitet werden könnte.

Sechzehntes Hauptstück.

Vom Lesen heidnischer Bücher, mit welchen auch der Christ bekannt sein muß.

Was das Lesen heidnischer Schriften betrifft, so spricht Hieronymus im Buche vom Müßigen und Schwelger: Wenn wir Philosophen lesen und Bücher menschlicher Weisheit in unsere Hände bekommen, wenden wir, was wir nützliches in ihnen finden, für unsern Glaubenssatz an; wenn wir aber etwas Überflüssiges von Götzen, von Liebe, von Sorge für weltliche Dinge darin antreffen, so schneiden wir diese Rauheiten mit scharfem Messer glatt. Darum sagt er auch an einer andern Stelle: Wie wünschte ich, die Bücher über alle behandelten Gegenstände zu besitzen, um, was mir an Schärfe des Verstandes abgeht, durch Gelehrsamkeit ersetzen zu können; des Origenes Irrtümern folge ich aber nur darum nicht, weil ich alles, was er gesagt hat, schief fasse. So ist es damit, wie Gratian das Wahre und Sichere hat. — Aus dieser Ursache ist es

von der Kirche nur denen erlaubt, Bücher der Ketzer zu lesen, die in den Sinn der heiligen Schrift und des Glaubens eingeweiht und in der Überzeugung von den einzelnen Punkten recht fest begründet sind. So sagt Hugo: Suche keine Nichtewege, bis du den geraden Weg recht weißt, laß dich aber sicher darauf ein, sobald du nicht mehr fürchten darfst, zu irren. So können von solchen Leuten auch Bücher zweifelhafter Verfasser gelesen werden; denn es bleibt ihnen ja unverhalten zu glauben oder nicht zu glauben und darüber zu urteilen, wie sie wollen. Solche Sätze, die kein göttliches Ansehen für sich haben, sollten aber nie in der Kirche einiges Gewichtes gewürdigt werden. Ein anderes Ding ist es, in der Kirche Ansehen zu haben, ein anderes, im allgemeinen äußeren Ansehen stehen. In der letzten Rücksicht bestimmen wir die Folgereihe der Bücher so: Die heiligen Bücher der Propheten, Apostel und Evangelisten, die Dekretalen der Päpste, die Canones der Concilien, die Schriften rechtgläubiger Lehrer. Die heiligen Bücher haben immer, wie Augustinus sagt, das erste und vorzüglichste Ansehen; wenn aber Gratianus behauptet, daß die Dekretalen gleiches Ansehen mit der Schrift haben, so muß dies durch eine andere Stelle desselben Gratianus erläutert werden, wo er lehrt: Es ist etwas ganz anderes, in weltlichen Händeln eine feste Grenze zu setzen, und etwas anderes, die heilige Lehre der Schriften zu erklären. Denn zur Beendigung der Geschäfte gehört nicht allein Wissenschaft, sondern auch äußere Gewalt. Darum gab der Herr, ehe er zu Petrus sprach: „Was du auf Erden binden wirst", ihm die Schlüssel des Himmelreichs. Mit dem einen Wort gab er ihm die Fähigkeit zu unterscheiden, mit dem andern die Macht anzunehmen oder zu verstoßen; da nun jeder Proceß mit der Lossprechung der Unschuldigen, oder der Verurteilung der Schuldigen sein Ende hat, beides aber nicht bloß Kenntnis, sondern auch Macht bei dem voraussetzt, der es thun soll, so ist deutlich genug, daß die Erklärer der heiligen Schrift, weil sie an Einsicht die Päpste oft übertreffen, wenn sie gleich die äußere oberste Würde in der Kirche nicht hatten, ihnen billig, in soweit es die Erklärung der Schrift angeht, vorgezogen werden, bei der Entscheidung schwieriger Streitfälle ihnen aber nachstehen.

§ 80.

Jean Charlier Gerson.

Jean Charlier war 1363 zu Gerson, einem Dorfe der Diöcese Rheims, von frommen Eltern geboren und in Paris im Kollegium von Navarra zum Theologen gebildet worden. Er besaß nicht nur seltene Gelehrsamkeit, sondern auch hohen Mut, sittlichen Ernst und christliche Freimütigkeit, die er im Streite gegen die Schäden der Kirche bewährte. Schon 1392 wurde er Doktor der Theologie und 1395 Kanzler der Universität. Er benutzte diese einflußreiche Stellung, um die Sitten und die Studien zu reformieren; denn es werde nicht anders in der Kirche, so lange in den Schulen unnütze Fragen statt der Bibel und der Kirchenväter behandelt würden und keine strengere Aufsicht über die Studierenden geübt würde. Er faßte im Anschluß an Hugo von St. Victor die Theologie tiefer auf. An der Kirchenversammlung zu Kostnitz hat er hervorragenden Anteil, stand aber, obgleich er selbst eine Reformation anstrebte, gegen Hus. Nach Schluß des Concils lebte

er bis 1419 in Bayern und ging dann nach Lyon, wo er in der Stille des St. Paulusklosters lebte, auch öfter kleine Kinder zum Unterrichte um sich versammelte. Er starb 1429.

Wie Gerson als Theolog die beiden Fundamente der Pädagogik, Ethik und Psychologie, in welch letzterer er die Einfachheit der Seele betont, dagegen die Seelenvermögen nur als verschiedene Thätigkeiten der Seele faßt, eingehender behandelt hat als alle Gelehrten des Mittelalters, wie er auch besonderes Gewicht auf die biblische Grundlage gelegt hat und schon dadurch bedeutsam für die Schule geworden ist: so ist er noch ganz besonders pädagogisch thätig gewesen als Kanzler der Universität; denn er hat den Zöglingen des Kollegs von Navarra eine Studienordnung gegeben, hat als Seelsorger einen Mahnruf an die öffentliche Gewalt gerichtet, unzüchtige Bilder wegen des dadurch den Kleinen gegebenen Ärgernisses nicht zu dulden, und hat besonders selbst der jüngeren Studenten sich angenommen in herzlicher Seelsorge, und als man diese Thätigkeit mit seiner hohen Stellung nicht vereinbar fand, da schrieb er eine Verteidigung seines Verhaltens in dem köstlichen Büchlein: „Wie man die Kleinen zu Christo führen soll" (De parvulis trahendis ad Christum). Es ist eine künstlich geordnete Rede über das Wort Christi: Lasset die Kindlein zu mir kommen, welche in vier Betrachtungen über besondere Schriftstellen zerfällt. Die erste Betrachtung nach Klagelieder 3, 27 weist nach, wie notwendig es sei, zu ihrem und der Kirche Nutzen die Kinder zum Herrn zu führen; die zweite Betrachtung handelt auf Grund von Matth. 18, 6 von denjenigen, welche die Kleinen ärgern, daß sie auf verschiedene Weisen sie nicht zu Christo kommen lassen; die dritte Betrachtung bespricht nach Jak. 5, 20 den löblichen Eifer derjenigen, welche die Kleinen zu dem Wege zurückleiten, der zu Christo führt, und die vierte Betrachtung ist nach Gal. 6, 1 eine Verteidigung Gersons und zugleich eine Ermahnung, daß die Kleinen sich durch ihn zu Christo führen lassen. Eine vollständige Übersetzung der Schrift und anderer pädagogischer Abhandlungen Gersons siehe in Dr. Schumann, Kleinere Schriften, III: J. Ch. Gerson als Pädagog. (Hannover, Meyer, 1879.) Wir geben hier die dritte Betrachtung und ein Stück der vierten.

Dritte Betrachtung. Von dem löblichen Eifer derjenigen, welche die Kleinen zu dem Wege zurückleiten, der zu Christo führt.

Wer den Sünder bekehrt hat von dem Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden (Joh. 5, 20). Aus diesen Worten konnte Gregor den Schluß ziehen, daß kein Opfer Gott angenehmer sei als Eifer um die Seelen. Wenn die Menschen mit so großer Unruhe des Kummers, wenn sie mit so vielen Nachtwachen und unsterblichen Sorgen mitten unter den Gefahren des Lebens bald eitle, bald vergängliche Sachen suchen, wenn sie geschäftig sind, wertlose Bündel irdischer Schätze zu sammeln, welche der Apostel für Koth achtet, und wenn sie, weil sie dies thun, als fleißig, sorgfältig, pflichtgetreu und dem Staate nützlich gelobt werden: so sehet, bitte ich, wie groß entweder die Trägheit oder Treulosigkeit ist, daß die Christen für das Heil der unsterblichen Seelen nicht sorgen, ja was für eine unverständige Verkehrtheit jene ist, diejenigen zu schelten und bald auf offenem, bald heimlichem Wege zu hindern, welche sich bemühen, die Kleinen zu Christo zu führen, damit sie nicht in den Abgrund stürzen.

Wenn zu gelegener oder ungelegener Zeit an Festtagen und Werktagen jemand einen Ochsen oder Esel aus der Grube und dem Schlamm zieht und nicht gehindert wird: mit welchem Grunde wird einer gleichsam als unmanierlich und thöricht beschuldigt, wenn er mit beständigem Eifer und zu aller Zeit die Seelen zu Christo zu ziehen sucht, Seelen, die im tiefen Schlamme stecken, mit Fehlern bedeckt, an die Sünden gekettet, in Dürftigkeit und Eisen gefesselt sind? Alles, was dir vor Händen kommt zu thun, das thue frisch (Pred. 9, 10), befiehlt Salomo. Und wiederum (Pred. 11, 6): Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das geraten wird, und ob es beides geriete, so wäre es desto besser. Es verachten schändliche Liebhaber gewisse Worte der Menschen, wenn sie leichtfertig der erwünschten Liebe genießen, und der Eiferer für Christo zittert bei dem leisen Hauche einer beliebigen Stimme, gleichsam bei dem Schatten eines bewegten Rohres. Die geistlichen Häuser Gottes, die lebendigen Tempel und Heiligtümer des heiligen Geistes, die Gemeinschaften der Heiligen, die himmlischen Reiche werden auf Erden hier und da durch die gierigen und höllischen Flammen aller Laster angezündet, und unsere Trägheit sollte langsam sein zu helfen? Mit welchen Lobeserhebungen würde ferner durch das Gerücht sowohl ein Arzt erhoben werden, der seine Bemühungen zur Heilung der Kranken umsonst leistete, als auch ein Advokat, der ohne Gewinn verteidigte, als auch jeder Künstler, welcher den Nutzen seiner Kunst unentgeltlich mitteilte? Was für eine Ungerechtigkeit nicht bloß, sondern was für ein Wahnsinn wird es unter Christen sein, wenn der freiwillige Arzt der Seelen, der Advokat und Werkmeister des Heils derselben angeschuldigt, ausgezischt, verhindert wird? Die Kleinen namentlich werden täglich durch so viele schlechte Ansprachen zum Bösen gedrängt, und niemand sagt freiwillig etwas dagegen, noch nimmt er die Partei der Tugenden, um zum Guten anzureizen. Endlich verlangen die Kleinen, vom grausamen Hunger gequält, Brot, und niemand ist da, der es ihnen bricht, ja man widersteht sogar denen, die es brechen. So hat Christus nicht gelehrt, so hat er nicht gehandelt. Denn in der Sammlung der Seelen vergleicht er sich mit einer Henne, weil kein anderes Tier durch die Liebe gegen seine Jungen, wie Augustinus sagt, „mehr als sie geschwächt wird. Die Flügel senken sich und die Federn werden struppig, die klagende Stimme wird rauh, sie vergißt selbst die Speise und schützt mit unglaublichem, über die Kräfte gehendem Mute ihre Küchlein." Und wir, die wir Christi Nachfolger heißen wollen, sollten in diesem Werke unthätig sein, die Zeiten abwarten, ganze Monate ruhen? Das sei ferne. Es werden aber mehrere Weisen gefunden, die Kleinen auf den Weg zu bringen, der zu Christo führt. Eine Art ist die öffentliche Predigt, die andere die geheime Ermahnung, eine andere die Zucht des Lehrers. Übrig ist noch, und sie ist der christlichen Religion eigentümlich, die Beichte. Ein anderer mag darüber denken, was er will, ich aber meine in meiner Einfalt, daß die Beichte (wenn sie nur recht gehandhabt wird) die wirksamste Führerin zu Christo sei: denn es werden durch sie die heimlichsten Krankheiten der Sünden offenbar, wenn weise, verständig und sittlich streng der Beichtiger alles durchforscht und die Heb-

ammenkunst (obstetricandi scientiam) besitzt, um aus der Seele die gewundene Schlange zu ziehen und um das verderbliche Gift aus dem Herzen zu werfen; denn wenn dies bleibt, so wird niemals der Geist eines Kindes in Christo wachsen, sondern er wird beständig krank und matt, sogar ganz ersterben und begraben liegen in dem Schmutz der Sünden. Er würde daher kein Werk des Lebens, keine Bewegung, die zu Christo führte, aus sich hervorbringen, und Eiter würde statt Blut wachsen, wenn der Dorn der Sünde in der Wunde stecken bliebe, so daß auch das böse Gewissen durch die Stachel des Todes inwendig erregt, irrend anderswohin gerissen würde durch schwierige Wege und todbringende Erfindungen der Wünsche. Ich füge noch hinzu, daß anderswo die Ermahnung nicht so bequem geschehen und die Medicin den Krankheiten der Laster nicht so passend beigebracht werden kann als in der Beichte. Und wo, bitte ich, kann vorsichtiger die Vorherbewahrung vor dem Zukünftigen angewandt werden? Aber man wird zugestehen, daß einmal nur im Jahre oder höchstens viermal jenes Werk mit demselben Kinde zu thun passend sei. Darauf ist oben geantwortet worden, als von dem Fleiße der Weltleute die Rede war; gleichwohl widerstreben wir nicht der Meinung, als ob wir täglich ermahnen sollen, daß dasselbe beichten solle. Wenn doch nur einmal im Jahre die Kleinen eine einzige Beichte mit gehöriger Vollständigkeit ablegten! Aber weil es viele sind und die Osterzeit kurz ist, so daß die Geistlichen und besonders die Beichtväter nicht Zeit haben, genügend bis auf den Grund über alles sie auszufragen, so ist es besser, daß jeder der Kleinen (ja es ist notwendig) einmal mit einem verständigen Beichtiger den ganzen Verlauf des Lebens nicht im Vorbeigehen und nicht mit erstickem Munde, sondern länger und vollkommen mustere. Es entspringt daraus eine dreifache Vervollkommnung. Nämlich viele in der Jugend mit mehr als teuflischer Wut Verführte thun vieles oder erdulden ungeheuerliches und abscheuliches, was sie entweder nicht sagen können, oder nicht zu sagen wagen, wenn sie nicht erinnert und gefragt und dann darüber belehrt werden, so jedoch, daß ihnen nicht auf schlechte Weise das noch unbekannte Böse gelehrt wird, wenn sie nicht vielleicht mit sehr heftigem Abscheu, wenn dies so eintreten sollte, und gründlich gereinigt werden. Zweitens wissen sie für die Zukunft, was und wie sie zu beichten verpflichtet sind; sie werden auch belehrt, nichts in der Beichte in der Folge zu erlügen oder zu verheimlichen. Drittens werden sie angenehmer im Gewissen beruhigt, wenn die später in höherem Alter schamhafter Beichtenden sich nicht an frühere Vergehen gebunden sehen, und wenn über die Gewalt und besonnene Zurückhaltung des Beichtigers nachher kein Bedenken entsteht, und sie nicht an den Oberen gewiesen werden. Niemand wird meinen, daß diese Früchte gering seien, wenn er eingesehen hat, wie groß die tyrannische Kraft der Scham bei einzelnen ist und mehr noch bei Weibern, wenn zumal schreckliche und selbst zu denken abscheuliche Thaten die elende Seele geschändet haben bis zum Scheitel zugleich mit dem Körper. Jeder, der dies wissen kann, wird, wie ich meine, gestehen, daß es fast nicht weniger sei, wenn solche den Mund zu einer völligen Beichte öffnen, als wenn einem von Natur Stummen die Stimme zum Sprechen wieder herge-

stellt wird. Wird jemand mir oder einem andern, der seine Mühe auf die Ermahnung und Beichte der Kleinen wendet, sagen: Du verzehrst dich in thörichter Arbeit (2 Mos. 18, 18), so frage ich: Warum so? Weil sie nämlich entweder erdichten oder lügen, oder bald zu dem Ausgespieenen wieder zurückkehren. Aber wir antworten zuerst auf das letzte, daß auch Erwachsene und Priester täglich zur Sünde zurückkehren und doch deshalb nicht aufhören zu beichten. Giebt etwa der, welcher das Bodenwasser im Schiff ausschöpft, deshalb das Werk auf, weil eben so viel Wasser wieder eintritt, als er ausgeschöpft hat? Wir kämpfen gegen die Laster, sagt Seneca, nicht damit wir siegen, sondern damit sie nicht siegen. Wenn täglich die Hände schmutzig werden, so waschen wir sie nicht weniger, weil, obgleich der Schmutz wiederkehrt, er nicht mit solcher Zähigkeit festhängt. Ferner weiß ich recht wohl, daß die Kleinen manchmal lügen und verheimlichen, besonders gerade beim Beginn der Beichte. O wäre doch dieser Fehler nicht auch bei den Erwachsenen! Aber nach und nach wird die Wahrheit herausgebracht mit guten Ermahnungen, mit künstlichen und sorgfältigen Fragen, und wenn nicht dann oder plötzlich, so geschieht es doch später, wenn die Furcht Gottes stärker geworden ist und ihr Fleisch durchbohrt hat. Wenn auch Gott einige verworfen hat, so daß sie niemand bessern kann, wie der Weise spricht (Pred. 7, 14), so werden doch nichts desto weniger mehrere gebessert, und wenn so nur eine einzige Seele im Monat oder im Jahre gerettet wird, so ist die Arbeit nicht verloren, die Liebe wird decken der Sünden Menge. (1 Petr. 4, 8.) Wer daher der Sünden seiner Jugend und vieler anderen eingedenk ist, wie ich mir deren bewußt bin, der mag erglühen für dies Werk, welches die Sünden bedeckt und bedeckend vergiebt; er mag den Gottlosen von dem Irrtum seines Weges bekehren und seine Seele vom Tode befreien. Ihr vorzüglich, ihr Leiter und Lehrer der Kleinen, haltet sie in sorgfältiger Zucht, denn daran erinnere ich euch mit rechter Treue und frommer brüderlicher Ergebenheit nicht als einer, der befiehlt oder von euch anders denket: Hindert sie nicht, sage ich nicht, zu Christo zu kommen, sondern führet sie.

Und da kein Geschöpf leichter als die Kleinen von den Kleinen durch wechselseitige Ansteckung verletzt wird, so sei euer Bemühen, mit wachsamer Umsicht Achtung zu geben, wer aus der Zahl eurer Schüler schlecht und schändlich angesteckt ist. Ein einziges räudiges Schaf steckt die ganze Herde an, und die schmutzigen Sitten eines einzigen Jünglings besudeln mehrere Gesunde aus der Genossenschaft. Mit dem Verkehrten wirst du verkehrt, verkündigt der Prophet (Ps. 17, 27). Und über gewisse sagt der 106. Psalm Vers 35: Sie mengeten sich unter die Heiden und lerneten derselben Werke.

Wenn ihr merktet, daß auch nur mäßige Diebstähle an zeitlichen Schätzen geschähen, so würdet ihr sie mit vorsichtiger Untersuchung und Sorge verhindern, entweder durch ergreifen oder hinauswerfen der Schuldigen. Merket nun, daß es keine andere verdammungswürdigere That und keinen abscheulicheren Tempelraub giebt, als die theueren Seelen der Kleinen zu stehlen, als den heiligen Tempel Gottes (welcher sie sind) mit verderblichen Verführungen zu verletzen, zu besudeln, zu zerstören und

umzustürzen. Deshalb merket, obgleich ihr nicht alle ausstoßen könnt (denn immer werden mit den Guten Böse vermischt sein), diejenigen wenigstens an, welche mit nichtswürdigem Verderben den übrigen schaden. Aber ihr werdet sagen: Solche giebt es nicht, wir finden keine. O möchte es doch keine geben, o möchten es doch nur wenige sein! Aber ich fürchte, daß ihr anderes erfahren habt, wenn ihr die Augen eurer Sorgfalt darauf zu richten euch bemüht habt. Und es wird wenigstens geschehen können, daß die öffentliche Strafe eines einzigen dann die meisten von der Freiheit zu sündigen zurückhält und zwar so zu sündigen, wie es nicht einmal offen zu nennen die Scham duldet. Es werden vielleicht aus der Leitung dessen, der dies gethan hat, einige entlaufen und sagen: Dieser Mann ist hart. Aber man darf sowohl auf die göttliche Vorsehung als auf das gute Gerücht, welches ihm daraus entsteht, hoffen, daß andere bessere und mehrere an der Zahl eintreten werden, denn nichts ist liebenswürdiger als die Tugend, und nichts ladet mehr zu ihrer Gemeinschaft ein. Endlich will ich alle erinnert haben, daß sie vorsichtig sind, damit keines von den Kleinen ihnen Vorwürfe machen könne mit dem Worte des Propheten: Auf dem Wege, da ich wandelte, haben mir die Stolzen Stricke verborgen. Und wieder: An den Weg haben sie mir Fallen gestellt. (Psalm 140, 6.) Wodurch denn? Indem sie nämlich einen derselben oder dessen Helfer hindern, daß das Wort des Herrn erfüllt werde, indem er sagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen!

Vierte Betrachtung. Über die Apologie des Stabes meiner Verteidigung, und zugleich werden die Kleinen ermahnt, daß sie durch mich unwürdigen zu Christo kommen.

So ein Mensch etwa von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, die ihr geistlich seid, und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versucht werdest. (Gal. 6, 1.) Sehr erfahren in den Sitten war der, welcher sagte: Die Kunst der Künste ist die Leitung der Seelen (Ars artium est regimen animarum). Gleichwohl nehmen nichts so ohne Kunst die Leute unserer Zeit und die Priester zu versuchen sich vor und führen als Blinde die Blinden. Wer wird sich daher wundern, wenn vielfacher Verfall droht? Daher scheint es bei vielen schon unwürdig, wenn einer von den Theologen, oder ein in den Wissenschaften berühmter Mann, oder ein geistlicher Würdenträger sich zu diesem Werk neigt, besonders bei den Kleinen, und es ist mir (weil man mich in solchen Dingen von einiger Bedeutung hält) zum Gerede und zur Schande geworden. Und gewiß scheinen mir die Jünger des Herrn, damals noch wenig für das Himmlische empfänglich, an dieser Thorheit gelitten zu haben, als sie hinderten, daß die Kleinen Christo dargebracht wurden, da sie es nämlich für unwürdig hielten, daß ihr so großer Meister und Lehrer Christus dieser Niedrigkeit sich unterzöge. Es überführt aber die, welche so denken, sowohl das Beispiel Christi, als das oben angeführte Wort des Apostels, in welchem er will, daß der anderen Lehrer seien die geistlich Gesinnten und die mit dem Geiste der Milde Begabten und die, welche auf sich selbst achten, daß sie nicht versucht werden. Wie selten aber solche sind, ist erstaunlich zu denken. Gieb mir jemand, und ich will sagen, daß geistlich gesinnt ist,

wer alles geistlich richtet, welcher gelernt hat von dem, was er gelitten hat, Mitleiden zu haben, welcher nicht das Seine sucht, sondern das, was Jesu Christi ist, welchen ganz die Liebe, Demut und Frömmigkeit erfüllt, daß die Eitelkeit und Begierde bei ihm keine Stelle findet, dessen Wandel im Himmel ist, welcher gleich wie ein Engel Gottes weder von Segen noch Fluch bewegt wird, welcher weder im Dienst seiner niederen Beschäftigung das Himmlische verläßt, noch verderblichen Unrat sammelt. Was hülfe es ihm ohnedem, wenn er die Welt gewänne und nehme doch Schaden an seiner Seele (Luk. 9, 25), indem er nicht hört den, welcher befiehlt (Sirach 30, 24): Erbarme dich deiner Seele als ein Gott Wohlgefälliger! Ein solcher endlich, welcher von keinen Gestalten der Körper gereizt und gelockt wird, sondern, abgezogen in der erhabenen Burg der Vernunft, allein bei der klaren Beschaffenheit der Seelen verweilt. So lange dir nämlich dies fehlt und du plötzlich entweder vom Verdacht beunruhigt, oder von Drohungen geschreckt, oder vom Ruhm aufgeblasen, oder durch die Schande niedergebeugt wirst, bist du fleischlich, nicht geistlich und noch nicht passend genug, daß du andere unterweisest im Geiste der Sanftmut. Daher, um wieder darauf zurückzukommen, hätte ich eher wegen Verwegenheit, als wegen zu großer Erniedrigung angeschuldigt werden sollen, daß ich mich in das Amt geistlich gesinnter Männer mische und die von Sünden übereilten Kleinen lehren will, gleich als wenn die Landschildkröte sich den befiederten Vögeln zugesellt. Aber was soll ich thun? Es denken auch einige von den wohlwollenden Männern anders. Sie bedrohen entweder mich oder die Kleinen, daß sie nicht zu mir kommen, und das meinen sie aus vielfachem andern Grunde, besonders aus einem vierfachen, mit Recht zu thun. Sie führen nämlich an die Ungleichheit der Sitten zwischen mir und den Kleinen. Sie führen an die Würde des Amtes, die sich mit größerem beschäftigen müsse. Hierauf wenden sie das Unpassende des Ortes und der Zeit vor. Zuletzt fürchten sie die von Nebenbuhlern leicht zu verdächtigende Ungewohnheit der Sache. Aber handeln wir ein wenig über diese einzelnen Gründe.

Sie sagen, und es ist wahr, es sei eine große Verschiedenheit der notwendigen Sitten zwischen mir und den Sitten der Kleinen.

Nichtsdestoweniger muß ich, wenn ich nützen will, meine Sitten den ihren anbequemen und, um die Liegenden in die Höhe zu heben, mich, der ich höher bin, niederdrücken.

Nicht gut kommt übercin und verweilt auf dem nämlichen Sitze Majestät und Liebe. (Ovid., Metam. 2, 846.)

Was nützt aber, wo die Liebe fehlt, die Unterweisung, wenn sie weder gern hören, noch dem Gesagten glauben, noch dem Befohlenen gehorchen? Deshalb muß man alle Majestät ablegen und für Kinder sich zum Kinde machen mit Ausschluß ihrer Fehler und weit weg von jedem Schandfleck der Unkeuschheit. (Quare majestatem oportet omnem exuere et pro parvulis parvulum se facere, seclusis tamen vitiis et projecta longe omnis impudicitiae nota.) Füge noch hinzu, daß die Natur nach Senecas Zeugnis halsstarrig ist; sie wird eher geleitet als gezogen.

Edele Anlage hat außerdem dies Eigentümliche, was auch die unvernünftigen Tiere und Vögel lehren, daß sie mehr durch freundliche

Worte (blanditiis) als durch schreckende Worte gefaßt und gelenkt wird. Wie würden endlich die schamhaften Kinder ihre schändlichen Sünden bei dem bedecken, welchen sie entweder hassen oder fürchten, und bei dem wieder, welcher sie nicht früher überzeugt hatte, daß er gegen sie treu, wohlwollend, verschwiegen und ein Freund sei? Davon wird er sie aber nicht überzeugen können, wenn er nicht gütig die Lachenden anlächelt, den Spielenden Glück zuruft, ihre guten Bestrebungen lobt, wenn er nicht meidet die Bitterkeit und Schimpfreden beim Schelten mit aller Milde und Sanftmut, so daß man merkt, er hasse sie nicht, sondern er liebe sie brüderlich. Deshalb folgt daraus, daß der, welcher die leutselige und freundliche Herablassung von einem Manne bei den Kindern wegnimmt, die Wirksamkeit seiner Beichte und Anregung vernichtet. Ich bin fest davon überzeugt, daß einst so der Apostel gehandelt hat. Wie wäre er sonst allen alles geworden, damit er Christum gewinne (Phil. 3, 8), wenn du die Kleinen ausnimmst, für welche er nicht klein geworden sei? Mit welchem Ansehen hätte er außerdem den Vätern geboten, die Kinder menschlich zu behandeln und sie nicht zum Zorne zu reizen, damit sie nicht scheu würden (Kolos. 3, 21), wenn er den Umgang mit Kindern als unwürdig gefürchtet hätte?

Aber wozu stützen wir uns auf Beweisgründe, da dies vom Apostel selbst ausgesprochen ist? (1 Thess. 2, 7.) Wir sind mütterlich gewesen bei euch, gleichwie eine Amme ihre Kinder pflegt. Laßt uns noch einmal, bitte ich, erwägen, aus welchem Grunde der Apostel (Gal. 6, 1) befiehlt, die von einem Fehler Übereilten mit sanftmütigem Geiste zu unterweisen. Und laßt uns sehen, ob dies nicht früher gethan und gelehrt hat unser Gesetzgeber Christus. Als er nämlich predigend eingeladen hatte (Matth. 11, 28): Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, fügte er als dazu nötig hinzu, V. 29: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig. Mehrere Zeugnisse in den alten Geschichten der Väter könnten hierher gezogen werden, in denen nichts so wirksam für die Besserung und Reinigung vieler gefunden wird als die Sanftmut. Denn nichts ist besser als die Umgänglichkeit und Milde der Menschen, sagt der Komiker (Terentius).

§ 81.

Thomas von Kempen.

Um 1380 gründete Geert Groot aus Deventer mit Florentius Radewins die Brüderschaft vom gemeinsamen Leben. In Deventer entstand 1384 das erste Brüderhaus. Hauptzweck des Vereins war Darstellung und Verbreitung eines christlichen Lebens nach apostolischem Vorbilde in brüderlicher Gemeinschaft. Sie verbreiteten dazu die Bibel in der Landessprache und unterrichteten die Jugend im Christentum. Aber neben diesem niederen Unterrichte erteilten sie auch wissenschaftlichen Unterricht, so daß aus ihrer Schule ein Reihe Humanisten und die einflußreichsten Vorkämpfer der Reformation hervorgegangen sind. Wir nennen von ihren Schülern nur Hermann Busch, Wessel, Agricola, Erasmus. Sie lehrten neben Lesen, Schreiben, Singen und Latein besonders Religion, legten ein Hauptgewicht auf die biblische Geschichte und drangen darauf, daß auch die Laien die

Bibel in der Muttersprache lesen; denn „das ist aller Anfang und das Fundament des christlichen Volksunterrichts". Der berühmteste unter den Brüdern ist Thomas von Kempen, geb. 1380, † 1471, dessen Buch „Von der Nachfolge Christi" nächst der heiligen Schrift am weitesten verbreitet ist. Wir geben hier nur einzelne Stücke aus seiner Schrift: „Lehrbüchlein für Jünglinge".

I. Vom Lobe der heiligen Schrift. 1. „Mein Sohn, nimm Lehre an von deiner Jugend auf, so wirst du bis zu deinem Greisenalter Weisheit finden." (Eccl. 6.) Lerne also vor allen Künsten die heilige Schrift lesen und wohl verstehen, fest glauben und gut und gerecht leben, damit du durch die Gnade Christi glückselig zu dem ewigen Leben gelangen mögest. — Denn die Unkenntnis des göttlichen Gesetzes ist die Mutter des Irrtums, die Pforte des Todes, die Entäußerung der Ehre, der Tugend und des Heiles. — Das Wort Gottes aber und die Lehre Christi ist das Licht des Lebens, das Heil der Welt, die Pforte des Himmels, die Speise der Seele und die Fröhlichkeit des Herzens, das Gott über alle Dinge liebt. — Ein frommer Dichter, der ein Mönch ward, spricht:

> Viel, nur Christum nicht kennen, dies ist: nichts wissen zu nennen;
> Kennest du Christum klug, hast du des Wissens genug!

2. Nichts also ist der heiligen Schrift vorzuziehen, nichts über Christum zu setzen, nichts ihm gleich zu stellen, der da spricht: Ich bin der Hirt der Schafe; so jemand durch mich eingeht, der wird selig werden!" Und abermal: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." (Joh. 10.) Niemand wird von der Hölle befreit, außer durch mich. — Darum auch erhebt der heilige Petrus seine Stimme und ruft frei gegen die Juden: „Kein anderer Name ist unter dem Himmel den Menschen gegeben, in welchem wir selig werden müssen, außer der Name unseres Herrn Jesu Christi, des Sohnes Gottes." (Apost. 4.)

II. Von dem Schatze der göttlichen Aussprüche. „Erfreuen werde ich mich deiner Aussprüche gleich einem, der reiche Beute fand." (Ps. 118.) — Wo? In unserer Bücherei, die durch viele heilige Schriften geschmückt ist. Denn die Bücher heiliger Lehrer sind die Schätze der Geistlichen; sie belehren die Unwissenden, rügen die Müßigen, ermuntern die Lauen, stacheln die Schläfrigen, bessern die Irrenden, schrecken die Lachenden, trösten die Betrübten, loben die Demütigen, schelten die Hoffärtigen, kräftigen die Schwachen, drängen die Vermessenen zurück, stimmen die Zankenden zur Eintracht, besänftigen die Verwirrten, erfreuen die Traurigen, versöhnen die sich eitel Rühmenden, rechtfertigen die Frommen, verdammen die Verkehrten, heilen die Kranken, retten die Bußfertigen, ehren die Wahrhaften, machen die Falschen und Lügner zu Schanden, verteidigen die Gerechten und Barmherzigen und richten alle, die da böses thun: wie im Psalm geschrieben steht: „Du hassest alle, die da ungerechtes wirken; und wirst alle verderben, die da Lügen sprechen." (Ps. 5.) Vor welchen Übeln unser Herr Jesus Christus uns immer bewahren wolle. Amen.

III. Von guten Bücherschreibern. 1. „Höre, Israel, die Gebote des Herrn und schreibe sie in dein Herz wie in ein Buch." (Deut. 4.)

O süßes Wort und nützlicher Rat, tief ins Herz zu prägen und dem frommen Gedächtnisse beständig zu empfehlen! —

Weil aber das Herz des Menschen bestandlos und sein Gedächtnis unstät und schwach ist, darum muß man dem kranken Gemüte gegen Vergessenheit und oftmaligen Irrtum durch nützliche Arzenei zu Hülfe kommen und die Worte Gottes aufschreiben, daß nicht die heiligen, mit lebendiger Stimme vorgetragenen Denkkörner verloren gehen. Daher mahnt ein Liebhaber der Schrift den Schreiber heiliger Bücher: „Schreibe richtig und deutlich, und meide die Fehler der Eile!“ — Der aber thut seine Sache gut, der nicht vernachlässigt, was der Stand und die Ordnung derselben fordert. Denn schnell verklingt die Stimme, die da gehört ward; der geschriebene Buchstabe hingegen bleibt zum Lesen und zum Predigen. — Ein gutes und korrektes Exemplar frommt aber gar sehr zu einer guten Abschrift; und es ist auch erfreulich, darin zu lesen. —

2. Werde nicht aus Unmut verdrießlich in der Arbeit; denn Gott ist der Urheber jedes guten Werkes und vergiebt im Himmel jedem mit eigenem Lohne, je nach seiner frommen Absicht. — Nicht verzweifeln wirst du nach deinem Tode; denn beten werden für dich, die die Bände lesen, welche du bei deinem Leben zierlich geschrieben hast. — Der Herr spricht im Evangelium: „Wer einem Durstigen einen Becher kalten Wassers reicht, der wird seinen Lohn nicht verlieren.“ (Matth. 10.) Wie weit weniger also wird seinen Lohn im Himmel verlieren, wer dem Lesenden das lebendige Wasser heilsamer Weisheit in einem, von dem Finger Gottes geschriebenen Buche vorsetzt!

IV. Daß man die Bücher wohl verwahren soll. 1. „Lege dies Buch zur Seite in die Arche des Bundes, zum Zeugnisse vor dem Herrn, auf daß dasselbe in guter Hut und in großer Ehrfurcht sei vor den Priestern und vor allem Volke.“ (Deut. 31.) Diese Worte und viele andere Gebote sprach Moses, der Diener Gottes, vor seinem Tode aus und befahl den Leviten, das Buch des Gesetzes in der goldenen, sorgfältig verschlossenen Bundeslade Gottes zu bewahren. — Bewahrt werden soll also unter sicherer Hut und unter festem Schlosse die Bücherei der heiligen Schriften vor allem Wust und Staub, vor Feuersbrunst, Feuchtigkeit und Nässe, vor Diebstahl, Büchermotten, Unreinigkeit der Füße und vor aller Befleckung und Beschädigung der Blätter. — Denn nicht wert ist, in einem heiligen Buche zu lesen, wer dasselbe nicht gut zu bewahren weiß und es nicht an seinen gehörigen Ort zurückstellt.

2. Also nimm das Buch in deine Hände zum Lesen, wie der gerechte Simeon den Knaben Jesus in seine Arme nahm, ihn zu tragen und zu küssen. Und wenn du gelesen hast, schließe das Buch und danke für jedes Wort aus dem Munde Gottes; denn einen verborgenen Schatz hast du auf dem Acker des Herrn gefunden. — Vor aller Unreinigkeit also soll man den Schatz der Kirche bewahren, der von den heiligen Lehrern ausgearbeitet und herausgegeben, von guten Bücherschreibern geschrieben und gesammelt und von Gottes Fürsorge zum Troste vieler bestellt ward.

V. Von ungelehrten Geistlichen ohne heilige Bücher. 1. „Dein Knecht bin ich; gieb mir Verständnis, Herr!“ (Ps. 118). Denn

lesen und nicht verstehen, heißt mit offenen Augen nichts sehen. Wie aber kann ich verstehen, wofern nicht einer mich unterrichtet? Und wer wird in allen Dingen mich besser unterrichten als du, mein Gott? „Selig der Mensch, den du, Herr, unterrichtest und in deinem Gesetze belehrest!" (Psalm. 93.) Besser ist die Anhörung und der Unterricht deiner Lehre denn der Gewinn alles Goldes und Silbers und aller Reichtümer. — Zu dir also, Herr, fliehe ich! Lehre mich deinen Willen thun, und den meinigen verlassen! — Darin besteht alles höchst Notwendige, daß ich zu jeder Zeit sage: „Vater, es geschehe dein Wille wie im Himmel, also auf Erden!" Nichts ist mir besser, nichts meiner Seele heilsamer, Herr, als du mein einziges Gut! — Du bist mein Lehrer, du mein Buch; denn ohne dich bin ich ungelehrt und unnütz zu allem.

2. Wehe dem Geistlichen ohne Wissenschaft und ohne heilige Bücher, der sich selbst und auch nicht selten anderen eine Ursache des Irrtums ist! — Denn ein Geistlicher ohne heilige Bücher ist wie ein Soldat ohne Waffen, ein Pferd ohne Zaum, ein Schiff ohne Ruder, ein Schreiber ohne Federn, ein Vogel ohne Flügel, ein Bogenschütze ohne Pfeile, ein Wanderer ohne Stab, ein Blinder ohne Führer! — Alle diese vermögen wenig oder nichts und richten auch ohne Werkzeuge und ohne einen guten Lehrer nichts aus. — Ebenso ist auch ein Kloster und eine Versammlung Geistlicher ohne heilige Bücher wie ein Tisch ohne Speisen, ein Brunnen ohne Wasser, ein Bach ohne Fische, ein Garten ohne Blumen, ein Beutel ohne Geld, ein Weinberg ohne Trauben, ein Turm ohne Wächter, ein Haus ohne Geräte. — Vor allen diesen Übeln und Schaden der Seele bewahre uns unser milder Herr Jesus Christus, der uns alles in allem sei nun und in Ewigkeit. Amen.

§ 82.

Mapheus Vegius.

Mit der Wiederentdeckung der alten Klassiker und der Neubelebung der klassischen Studien, welche seit dem 14. Jahrhundert von Italien ausgingen, wurde eine neue Grundlage der Bildung gewonnen und der Inhalt der Bildung anders bestimmt. Der Mensch soll zum vollkommenen Menschen werden, daher heißen die Anhänger dieser Richtung, die im einzelnen doch sehr von einander abweichen, Humanisten. Wir können hier auf ihre sprachlichen Arbeiten nicht eingehen, sondern erwähnen nur solche Werke, welche ein allgemeines pädagogisches Interesse erregen. Ein solches besitzen wir von Mapheus Vegius. Dieser wurde um 1405 zu Lodi geboren und empfing den ersten Unterricht in Mailand. Schon früh fühlte er sich zu den Dichtern hingezogen, dagegen fesselte ihn die Philosophie, für welche ihn sein Vater besonders heranzubilden suchte, sehr wenig, so daß er sich in Pavia dem Studium der Rechte widmete. Dort lehrte er auch 1433 die schönen Wissenschaften und besang in einem 13. Gesange zu seinem Lieblingsgedichte, der Äneis, die Thaten des Äneas bis zu dessen Tode. Er wurde dadurch dem Papste Eugen IV. bekannt, der ihn zum Sekretär der Breven machte und ihm ein Kanonikat bei St. Peter gab. Mapheus war unter den italienischen Humanisten ein reiner Geist, der sich besonders mit der heiligen Schrift, in der die Psalmen seinen poetischen Sinn anzogen, und den Schriften des heiligen Augustinus beschäftigte. Er starb um 1458.

Seine pädagogische Schrift „über die Erziehung der Kinder und ihre guten Sitten“ (De educatione liberorum et eorum claris moribus) ist von F. J. Köhler übersetzt. Sie zerfällt in sechs Bücher, von denen das erste von den Pflichten der Eltern, das zweite von dem Unterrichte der Kinder und das dritte über die Erziehung und den Unterricht der Jünglinge und Jungfrauen handelt. Das vierte Buch spricht über die Tugend und Sittsamkeit der Jünglinge, das fünfte über die Züchtigkeit der Sitten und das sechste über die Züchtigkeit der Sitten nach Zeit und Ort. Wir geben aus der Schrift nur eine kurze Inhaltsangabe der ersten drei Bücher.

Erstes Buch. 1) In den Konfessionen schildert Augustin die Mutterwürde der Monika; sie ist auch mir der glänzendste Spiegel eines heiligen Lebens, wer in denselben blickt und betrachtet, welch' heilsame Gewohnheiten der Sohn von seiner Mutter erbte, und dadurch zur Nachahmung angeregt wird, der wird auch für sein eigenes Leben und für seine Kinder mit Weisheit sorgen. 2) Die Eltern sollen aber auch ihren Kindern ein Muster sein; es haben allerdings auch schlechte Väter gute Söhne, denn es wirken hier Anlagen, Unterricht und edler Umgang mit; aber sehr selten sind Töchter ihren Müttern unähnlich. So war Monika ihrem Sohne ein Muster, sie war eine einzige und bewunderungswürdige Frau. 3) Die Ehe muß heilig gehalten werden, auch dürfen die Leute nicht zu früh heiraten; denn das bringt schwächliche Kinder. 4) Die Mütter sollen ihre Kinder selbst stillen und diese Pflicht nicht feilen Dirnen überlassen. Eine Amme entfremdet der Mutter das Kind. Ein Muster ist die Mutter des heiligen Bernhard, welche ihre Kinder alle selbst nährte und unterwies, und ihre sieben Söhne zeichneten sich alle durch Tugend und Frömmigkeit aus. 5—7) Die Kinder müssen vor Verweichlichung gleich von vornherein behütet werden, leichte Kleidung haben, an Kälte sich gewöhnen, aber ausreichend essen und schlafen. 8) Wein sollen sie nicht trinken, denn er erregt die jugendlichen Leidenschaften noch mehr, gießt Feuer zu Feuer. Das Schreien soll man den Kindern nicht wehren, es dient der Gesundheit, verschone sie aber in den ersten fünf Jahren mit Arbeit und lasse sie lieber spielen. Man spreche mit ihnen viel und ordentlich, verstümmele ihre Namen nicht, sei überhaupt vorsichtig beim Namengeben und vermeide neue, barbarische und heidnische Namen. Man flöße ihnen nicht Furcht vor Gespenstern ein, halte sie aber früh an zur Verehrung Gottes und behüte sie so auch vor Lügen. Man erzähle vor ihnen nichts Schamloses und behüte sie vor schlechtem Umgange, vor dem Würfelspiel, führe sie aber in die Gesellschaft tüchtiger Männer und leite sie früh zur Bescheidenheit und Höflichkeit an. Im Strafen meide man die Hitze und Leidenschaft, häufige körperliche Züchtigungen erzeugen eine niedrige Sklavengesinnung, besser wirkt ein vorsichtiges Lob und Anregung des Wetteifers. Nur die, welche steinernen Herzens sind, bedürfen der Schläge, aber auch mit Maß. Überall muß man die Individualität, die Temperamente beachten. Man strafe nicht allzu hart, aber man verzärtele sie auch nicht wie manche Mutter durch zu große Nachgiebigkeit. Monika ist auch hierin Muster.

Zweites Buch. Reichtum, Schätze, Gesundheit, Stärke, edle Geburt und Schönheit vermögen nicht dauernd glücklich zu machen, nur

die Tugend, welche ewig ist, und die Wissenschaften machen glücklich, und diese kann das Kind schon früh empfangen. Wie das weiche Wachs leicht Eindrücke aufnimmt, so soll der Unterricht schon im siebenten Jahre anfangen, doch überlade man die Kleinen nicht. Der Unterricht sei öffentlich, nicht Privatunterricht; denn in der öffentlichen Schule wird der Schüler vor schlechtem Umgange bewahrt, da findet zugleich Wetteifer statt. Aber ein schneller Wechsel von Lehrer und Methode muß vermieden werden. Die Eltern müssen aber auch selber die Schule unterstützen, sie mögen sich darum um die Arbeiten der Söhne bekümmern und mögen auch im Hause der lateinischen Sprache sich bedienen. In der Wahl der öffentlichen Lehrer sei man sehr sorgfältig; denn auch die Elemente des Wissens erfordern einen tüchtigen Lehrer. Aber auch zu einem Lehrer, der eine zu stark besuchte Schule hat, schicke man die Kinder nicht. Hat man aber einen tüchtigen Lehrer gefunden, so beweise man ihm auch Teilnahme auf alle Weise. Augustins Eltern sind hierin Vorbilder. Der Lehrer habe vor allem Liebe zu den Kindern, beachte die Altersstufen und Fähigkeiten derselben und befolge doch den rechten Stufengang. Er strafe nicht im Zorn, wirke vielmehr auf das Ehrgefühl durch den Sporn des Lobes. Bei der Methode ist zunächst zu beachten, daß selbstthätige Übung eine Grundbedingung des Lernens ist. Man übe die Schüler oft im schriftlichen Ausdrucke der Gedanken, lasse sie dazu Stellen aus Dichtern und anderen Schriftstellern lernen, um die Nachbildung zu erleichtern, und halte darauf, daß sie am Abend repetieren, was sie am Tage gelernt haben. Die Darstellung sei klar und logisch, dem Gegenstande angepaßt und würdig. Es helfen dazu auch besonders öffentliche Redeübungen. Schlüpfrige Schriften lasse man nicht lesen, aber neben der klassischen Literatur soll das Lesen der heiligen Schrift nicht versäumt werden, auch bieten die Kirchenväter Stoff zur Lektüre. Immer aber wähle man das Beste und Edelste aus.

Drittes Buch. Bei allem Unterrichte und besonders bei der Wahl des Berufs müssen die natürlichen Anlagen und vorherrschenden Neigungen beachtet werden. Darum übe man die Knaben nur in den Wissenschaften, zu welchen sie besonders befähigt sind, sie werden dann auch in ihrem Berufe die besten Fortschritte machen. Die Anlage ist eine göttliche Weisung, doch dürfen wir uns nicht durch Eigenliebe täuschen lassen. Das geschieht besonders bei poetischen Versuchen. Musik und Zeichnen sind wichtig; denn die erstere ist das Mittel, Gott und große Menschen zu verherrlichen, durch das zweite lernen wir die Kunstwerke beurteilen. Die Gymnastik soll besonders die Gesundheit befördern, und dazu dienen auch die Spiele, unter denen der Tanz und das Würfelspiel verwerflich, das Ballspiel und Reiten trefflich sind. Schon früh soll der Jüngling Philosophie lernen, um die Leidenschaften zu bekämpfen und sich an Glück und Unglück zu gewöhnen. Da aber nicht alle Jünglinge sich der Wissenschaft widmen können, so müssen manche auch andere Berufsarten wählen. Überall aber ist Sorgfalt nötig. Beim zunehmenden Alter muß der Jüngling vorzüglich sich vor bösem Umgang hüten.

Die drei letzten Bücher enthalten im ganzen eine Sittenlehre für die Jugend.

§ 83.

Rudolf Agricola.

Unter den deutschen Humanisten ist einer der bedeutendsten Rudolf Agricola (Husmann), der, geboren in Westfriesland 1443, in Löwen studierte, dann nach Paris ging, wo er Wessel zum Lehrer hatte, und dann Italien besuchte, wo er fleißig die Alten studierte. Einige Zeit lebte er dann in Brüssel bei Maximilian, ging dann nach Heidelberg zum Bischof Dalberg, den er auch nach Rom begleitete, und starb schon 1485. Er brach in Deutschland, obgleich er selbst nicht Lehrer sein wollte, den klassischen Studien die Bahn und war selber nach des Erasmus Ausdruck „unter den Griechen ein Normalgrieche (graecissimus), unter den Lateinern ein Normallateiner." Er trieb auch hebräisch, um die letzte Zeit seines Lebens dem Studium der heiligen Schrift zu widmen. Unter seinen Werken sind für uns besonders wichtig seine Briefe, da sie aber wie die an Alexander Hegius meist nur auf die höheren Studien sich beziehen, so geben wir nur den Inhalt eines Briefes an Barbirianus in Antwerpen über die Methode des Studierens (Übersetzung von Erhard in der Geschichte des Wiederaufblühens klassischer Bildung ꝛc., Magdeburg 1817, Th. I, S. 389 ff.), eine Äußerung über die Schulen auch aus einem Briefe an denselben Freund und ein Stück aus einem Briefe an Hegius.

a. In dem Briefe an Barbirianus von 1484 schreibt Agricola über die Methode des Studierens (de formandis studiis, Opp., II. S. 193):

Es handelt sich bei der Methode des Studierens, wie ich glaube, besonders um zweierlei, einmal darum, was man studiert, dann aber, nach welcher Methode man es in dem erwählten Studium am weitesten bringt. Über beides will ich der Reihe nach handeln. — Je nach persönlichen Gaben oder aus äußeren Umständen wählt der eine das Studium des bürgerlichen, der andere das des kanonischen Rechts und der andere die Medicin, die meisten aber legen sich auf die leeren, wortreichen sogenannten schönen Künste (artes) und verbringen ihre Zeit mit den verwirrten Umschweifen des Disputierens und mit Rätseln, die in so viel Jahrhunderten keinen lösenden Ödipus gefunden haben, noch finden werden. Damit beschweren sie die elenden Ohren der Jünglinge, dies bieten und prägen sie ihnen allmählich ein und töten bei den meisten die bessere Hoffnung und Frucht des Geistes noch in den zarten Jahren wie im Grase. Ich lobe sie aber doch alle und würde sie noch mehr loben, wenn sie recht und geordnet getrieben würden. Ich meine daher, daß Du Dich auf die Philosophie legest, indem Du nämlich danach trachtest, richtig zu denken und das richtig Gedachte treffend auszudrücken. Richtig zu denken ist aber zweierlei, wie auch die Art der Sachen, welche wir erforschen zweierlei ist. Einige beziehen sich auf unsere Handlungen und Sitten, worin die ganze Weise, das Leben recht und richtig zu führen, enthalten ist. Dieser Teil der Philosophie ist die Moralphilosophie. Darauf müssen wir zunächst Rücksicht nehmen. Diesen Teil mußt Du nicht nur aus den Philosophen studieren, welche sie schriftlich hinterlassen haben, wie Aristoteles, Cicero und Seneca und andere, sondern auch aus den Geschichtsschreibern, Dichtern und Rednern, weil diese zwar die guten Thaten nicht durch Lob und das Gegenteil nicht durch Tadel lehren, aber, was

wirksamer ist, durch dargelegte Beispiele und, was recht oder anders ist, wie in einem Spiegel zeigen. Und so muß man zur heiligen Schrift aufsteigen, nach deren göttlichen und gewissen Vorschriften wir unser Leben zu heiligen haben. Alles übrige, was uns von anderen hinterlassen ist, hat das wahre Ziel des Lebens nicht klar erkannt, ihre Lehren sind daher nicht frei von Irrtum. Die heilige Schrift allein ist wie Gott, der sie gegeben hat, frei von Irrtum. Das Forschen über die Natur ist nicht so notwendig als die Moral, es ist nur ein Bildungsmittel.

Beides aber, Moral und Naturkunde, sollst Du aus klassischen Schriften studieren, um zugleich Kunst der Rede zu erlernen. Du mußt die Klassiker so treffend wie möglich in die Muttersprache übertragen, so werden Dir durch diese Übungen im Übersetzen sogleich die lateinischen Worte für das in der Muttersprache Gedachte einfallen, und was Du lateinisch schreiben willst, mußt Du immer vorher sorgfältig in der Muttersprache denken; denn Fehler im Ausdruck fallen uns in der Muttersprache am besten in die Augen. Ehe Du auf zierlichen Ausdruck denkst, mußt Du rein und richtig schreiben lernen. (Praeterea quicquid apud emendatos autores leges, utilissimum fuerit id ipsum quam maxime propriis et idem significantibus verbis reddere vernaculo sermone. Hac enim exercitatione assequeris, ut quoties dicendum tibi aliquid scribendumve fuerit quando concipiendis verbis apud animum tuum sese, quo natura fert, vernaculus sermo protulerit, statim quoque latina verba jampridem illi hoc usu accommadata sequantur. Ad haec quoque, si quid scribere voles, optimum erit, id ipsum quam plenissime rectissimeque patrio sermone intra animum tuum formare, deinde latinis pure proprieque id significantibus explicare. Sic fiet, ut omnia aperte et quam maxime plene dicantur. Omnes enim, siquid in dicendo est vitii, facillime in eo perspicimus sermone, ad quem sumus nati. Et si quid vel dilucide parum, vel brevius quam conveniat, vel contorte nimium, nec satis cum re proposita cohaerens dictum fuerit, in eo sermo expeditius annotabit quisque, quem notissimum habebit. Postremo ut hunc locum concludam, quicquid eris scripturus, des operam, ut quam purissime id recte tantum latineque inter initia eloquaris, ornate dicendi posterior erit cura, quod contingere certe, nisi sana et integra sit oratio, non potest.)

Wer mit Frucht studieren will, muß auf dreierlei achten, zuerst richtig aufzufassen, dann das Aufgefaßte fest im Gedächtnis zu behalten und endlich fähig zu werden, selbst etwas hervorzubringen. Das erste ist Sache des sorgfältigen Lesens, das zweite Sache des treuen Gedächtnisses, das dritte der fleißigen Übung. Für das richtige Auffassen beim Lesen muß man es zwar mit dem Verstehen des Gelesenen im ganzen und im einzelnen genau nehmen, doch nicht so peinlich genau, daß man über eine dunkele Stelle verzweifle und nicht darüber hinweg wolle, bis man sie ergründet. Man mag getrost weiter lesen; denn später können sie uns durch die Erklärung eines anderen oder sonstwie klar werden. Ein Tag lehrt den andern.

Um das Gedächtnis zu stärken, muß man mit sorgenfreiem, ganz aufmerksamem Sinne den Gegenstand erfassen und ihn von Zeit zu Zeit

wieder im Geiste hervorrufen. Sehr wichtig aber ist es endlich, daß wir selbst etwas hervorbringen; denn wenn wir nichts erzeugen, so ruht alles Gelernte wie tot in uns, nicht wie ein lebendiger Same in der Erde ruht, der aufgeht und reiche Frucht bringt. Zweierlei aber ist zum Komponieren nötig: einmal daß man das Gelernte nicht bloß versteckt im Gedächtnis, sondern jederzeit zur Hand habe und anbringen könne; dann daß man über das Gelernte hinaus selbst etwas erfinde. Bei diesem Erfinden ist es vorzüglich wichtig, einmal gewisse Hauptbegriffe (capita) zu haben, unter welche man das, was man weiß, einordnet, z. B. Begriffe wie Tugend, Laster, Leben, Tod. Dann ist es eine große Hülfe, wenn man jeden Gedanken genau analysiert und nach allen Seiten hin betrachtet. Dies habe ich in meinen Büchern de invention edialectica (in welchen er die Kunst behandelt, jeden Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen zu untersuchen und darzustellen, doch hat er die Schrift nicht vollendet) näher ausgeführt. Wer dies beides recht einübt, bringt es zur Fertigkeit der griechischen Sophisten, welche über jedes ihnen gegebene Thema aus dem Stegreif nach Belieben lange sprechen.

b. In einem Briefe von 1482 an Jakobus Barbirianus, der ihn eingeladen hatte, nach Antwerpen zu kommen und einer Schule vorzustehen, schreibt Agricola, daß er, nachdem er alles mit Freunden überlegt habe, nicht nach Antwerpen kommen könne, weil er Dalberg für Heidelberg, wo er für die Studien viel Nutzen schaffen und nach eigenem Gefallen für sich leben könne, zugesagt habe, über die Schule (Opp. II, S. 205):

Eine Schule wird mir angeboten. Das ist ein bitteres, schweres und verdrießliches Ding, für den Anblick und den Zugang gleich traurig.[1]) Eine Schule gleicht einem Gefängnis, wo Schläge, Thränen und Geheul kein Ende nehmen. Hat irgend etwas einen seinem Wesen widersprechenden Namen, so ist es die Schule. Denn die Griechen nannten sie schola, d. i. Muße, die Lateiner ludus literarius, und doch ist nichts entfernter von der Muße als sie, nichts strenger und allem Spiele mehr entgegen als die Schule. Richtiger hat ihr der griechische Komiker Aristophanes den Namen φροντιστήριον, d. i. Sorgenort gegeben. (Datur schola, res acerba, difficilis, morosa, aspectu ipso accessuque tristis et dura, ut quae flagris, lacrimis, ejulatu perpetuam carceris faciem prae se ferat. Quod si cui alii rei, huic vel maxime nomen a contraria verbi interpretatione potest inditum videri? Graeci enim scholam, id est otium dicunt, Latini ludum literarium vocant eam, quum nihil sit aut otiosum minus, aut severum et ab omni ludo magis abhorrens. Rectius sane Graecus comicus Aristophanes, qui φροντιστήριον, id est curarum locum appellat.) Ich soll eine Schule leiten? Aber wo bliebe mir dann Zeit zum Studieren, wo Muße und Ruhe zum Erfinden und Ausarbeiten? Wo eine oder zwei Stunden (wie Du schreibst) zum Auslegen eines Schriftstellers? Denn die Knaben würden ja meine Zeit größtenteils in

[1]) In einem Briefe an seinen Bruder Johannes, Opp. II. p. 215, nennt er das Schulamt: Ministerium parum liberale, res per se sordidior et studiis plurimum impedimentum.

Beschlag nehmen und dazu meine Langmut so in Aufruhr bringen, daß ich die Muße nicht zum Studieren, sondern zum Verschnaufen und um wieder stille zu werden bedürfte. Aber ich kann bei einer minder strengen Amtsführung gemütlicher leben. Freilich könnte ich das, welcher meiner Unterlehrer (ministri) aber würde, wenn ich nachlässig wäre, dann fleißig und welcher nicht auf meine Rechnung faul sein? Ich meine daher: Ein Kluger besieht erst genau, was er übernimmt, hat er es aber einmal übernommen, dann bemüht er sich auch, es gewissenhaft zu verwalten. Wenn Du aber sagst und das als besonderen Gewinn anrechnest, ich solle des Tages eine oder zwei Stunden den Vornehmeren einen Schriftsteller erklären, so bliebe mir dazu keine Muße, da ich mich den besten Teil des Tages mit den Knaben abplagen müßte. Wenn ich darauf hätte Hoffnung haben dürfen, so hätte ich gern dieses Anerbieten im vorigen Jahre angenommen und nähme es auch jetzt allein ohne die Schule lieber an. Aber dieses (Erklären) ist eine unsichere, unbeständige und mißliche Sache. Im ersten Feuereifer (wie ich das oft bei anderen erfahren habe) greifen viele zu, später, wenn durch die Erfahrung sich der Eifer abgekühlt hat, entschuldigen sich die einen mit Geschäften, andere fühlen den Überdruß, welcher gewöhnlich solchem Enthusiasmus auf dem Fuße folgt (satietas, quae ardentissimis plerumque desideriis proxima est), wieder andere lassen sich durch die übrigen bestimmen wegzubleiben. Dem einen macht es zu viel Mühe, den andern kostet es zu viel. So kommt es, daß von einer großen Zahl Zuhörer kaum der vierte oder fünfte übrig bleibt.

Und endlich wird die Mühe umsonst aufgewandt, so daß niemals die Rechte vom Golde schwer mir nach Hause zurückkehren würde. Ich könnte Dir vielleicht unbekannt mit dem allgemeinen Sinne der Menschen und aller Humanität bar erscheinen, daß ich, der ich für ein mir aus freien Stücken angebotenes Amt mich dankbar beweisen und es mit feierlichen Worten und Lobeserhebungen preisen sollte, es angreife und fast verachte. Ich würde das wirklich zugestehen und diese Schuld anerkennen, wenn ich nicht lieber wollte, daß Du die Treue meines Wohlwollens gegen Dich anerkenntest, als meine Rede lobtest. — — Aber damit ich dem Briefe ein Ende mache, so ermahne, da Eure Stadt für ihre Knaben und für deren erste zarte Jugend einen Lehrer sucht, und in diesem Alter der Grund für das ganze übrige Leben gelegt werden muß, und ihre zarte Jugend und weichen Gemüter unterwiesen werden müssen, die leicht dem Biegen der leitenden Hand folgen, so daß sie von Anfang gut oder anders gebildet, auch für die Folge die Hoffnung aller ihrer Studien erwecken: so ermahne, sage ich, die Bürger so sehr Du kannst, daß sie nicht auf glänzende Titel und nicht auf große Namen und dergleichen sehen, d. h. daß sie keinen Theologen, auch keinen Physiker, einen sogenannten Artisten, wählen, der sich einbildet, über alles und jedes reden zu können, während er sich doch auf das Reden selbst, auf die Art und Gesetze der Redekunst gar nicht versteht. Was soll ein Theolog oder Physiker in der Knabenschule? Solche Leute passen, wie das griechische Sprichwort sagt, in die Schulen wie der Hund in das Bad. Vielmehr mögen sie überall einen Mann nach Art des Phönix bei Homer, des

Lehrers des Achilles, suchen, der lehren, sprechen und handeln kann. Wenn sie einen solchen finden, so sollen sie ihn um jeden Preis an sich ziehen. Denn es handelt sich ja nicht um etwas Geringes, sondern um ihre Kinder, für deren Zukunft sie doch ihr ganzes Leben mühsam arbeiten und auf welche sie, wie sie ihnen durch Erbschaft ihre Güter hinterlassen wollen, so auch ihr Leben, wenn sie könnten, übertragen wollen. Wozu soll das aber alles dienen, wenn sie so unterwiesen werden, daß sie ihrer unwürdig sind? Füge hinzu, daß sie vornehmlich für die zarte Jugend sorgen, welche bei der besten Auffassungsgabe sich gleicherweise das Gute wie das Böse, das ihr beigebracht wird, einprägt. Für keine Sache aber muß man sorgfältiger Bestimmung treffen als für die, welche nachher am leichtesten Reue und am schwersten einen Rückweg zum Besseren bietet. Aber das sei das Ende.

c. In einem Briefe aus Gröningen von 1480 an Alexander Hegius sagt er über den Mangel an gleich strebenden Genossen und über die ersten Anfänge des Lernens (Opp. II, S. 187):

Ich fühle, welchen großen Schaden ich an den Wissenschaften gelitten habe, seitdem ich aus Italien weggegangen bin, wenn es doch meine Wissenschaften sind, auf die ein großer Schade fallen konnte. Es wird das Gedächtnis für die Schriftsteller unsicher, die Geschichten entfallen mir, schon fängt es an, daß mir die Bedeutung, die Menge, die Zierde der Wörter schwindet. Wenn ich etwas in Prosa zu schreiben versuche, so finde ich nur schwer Sentenzen, und diese noch schleppend und träge, so daß sie kaum den Ort ausfüllen. Die Rede selbst ist rauh, zerstückelt und ungefällig. — Verse mache ich nur selten, aber dann wenn ich es thue, so paßt weder der Fuß, noch der Ton des Gedichts, noch der Geist, und sie kommen, nicht wie ich sie gern mag, sondern wie ich sie eben vorbringen kann. Daran ist außer anderem dies am meisten schuld: Es fehlt mir ein heftiger Stachel zu den Studien, ein Antreiber und Genosse in denselben, dem ich mitteilen, in dessen Ohren ich wie er in die meinigen ausschütten könnte, was man im Denken gefunden, im Schreiben vollendet, im Lesen gelernt und entweder des Lobes wert oder mit schärferem Urteil angewendet hat, und der immer etwas herbeibrächte, fragte, bezweifelte, besprächе, bald mit freiem Tadel die Nachlässigkeit verhinderte, bald mit günstigerem Lobe einen Versuch förderte. — —

Ich wünschte sehr, daß er (ein Bruder) aufs schnellste die Elemente lerne; denn nach meiner Meinung ist es für die Knaben nur verlorene Zeit, wenn sie sich bei denselben zu lange aufhalten, sondern sie werden auch bei der Art, wie unsere Leute dieselben lehren, zugleich mit Abscheu vor dem Lernen und mit Barbarei erfüllt, so daß sie das Bessere nicht nur später, sondern auch schwerer lernen.

§ 84.

Desiderius Erasmus.

Unter den deutschen Humanisten ist neben Agricola zu nennen Alexander Hegius aus Westfalen, † 1498, von dem das Wort herrührt: „Alle Gelehrsamkeit ist verderblich, die mit Verlust der Frömmigkeit erworben

wird", und der der Lehrer vieler trefflicher Schüler war. Ferner sein Freund Rudolf von Lange aus Münster, † 1519, sein Schüler Hermann von dem Busch, † 1534, vor allem Johann Reuchlin, † 1522, der das Hebräische in den Studienkreis einführte, weil er den Nutzen voraussah, „den es für die Religion und die wahre Gottesgelehrsamkeit haben würde", und der die humanistischen Studien auch in die Kreise der Gebildeten außerhalb der Schule brachte, und endlich Desiderius Erasmus. Dieser war 1467 als uneheliches Kind in Rotterdam geboren und wurde, neun Jahre alt, der Schüler des Alexander Hegius in Daventer. Er zeichnete sich schon früh so sehr aus, daß Rudolf Agricola zu ihm, seinen Namen sinnig ausdeutend, sagte: Tu eris magnus. Nach dem Tode seiner Mutter kam er in das Haus der Brüder des gemeinsamen Lebens in Herzogenbusch und trat dann ins Kloster, fing aber bald an, die Mönche zu hassen. Er wurde zum Glück vom Klosterleben entbunden, studierte in Paris, ging dann nach England und Italien und begründete durch mehrere Schriften seinen Ruf als Gelehrter. Von Heinrich VIII. wurde er als Professor der griechischen Sprache nach Cambridge berufen, nahm aber später seinen Wohnsitz in Basel. Er besorgte die Herausgabe einer großen Reihe Klassiker und griechischer und lateinischer Kirchenväter. Seine einflußreichste Arbeit aber war, daß er 1516 den Grundtext des neuen Testaments herausgab und dasselbe zugleich aufs neue ins Lateinische übersetzte. Dies Werk muß, da es die Erkenntnisquelle der christlichen Religion wieder gereinigt ans Tageslicht brachte, als Vorbereitung der Reformation betrachtet werden. Anfangs der Reformation günstig, entfernte er sich später von ihr, blieb aber fort und fort thätig, durch Herausgabe der Kirchenväter das theologische Studium zu fördern. Er starb den 12. Juli 1536 zu Basel.

Außer den Verdiensten um das Studium der Theologie hat er nicht geringere Verdienste um die Verbreitung und geschmackvollere Behandlung der lateinischen und griechischen Sprache, um Verbesserung des Unterrichts in derselben und um die gesamte Erziehung. Unter seinen pädagogischen und didaktischen Schriften ragen besonders hervor:

1. Der Dialog Ciceronianus sive de optimo dicendi genere, in welchem er über die Nachahmung Ciceros im Lateinschreiben sich auslässt. Er tadelt darin, daß einige mit unerträglicher Anmaßung alle Schriften verwerfen, welche nicht im Ciceronianischen Latein geschrieben seien, und die Jugend von dem Lesen anderer Klassiker zurückschrecken. Sie wollten dadurch die Christen nur zu Heiden machen, dagegen wolle er zeigen, wie man auf die rechte Weise Cicero zum Muster wählen und dessen Beredsamkeit mit christlicher Frömmigkeit verbinden könne. Wer nur Cicero nachahmen wolle, könne auch nur solche Gegenstände behandeln, die Cicero bereits behandelt habe, und die Nachahmung Ciceros sei überhaupt ganz oberflächlich, denn nur Wörter, Redeformeln und Schlußweisen brächten sie aus Cicero an, wo sie nur könnten. Solche Nachahmung würde sich Cicero selbst verbitten: denn seine glückliche Erfindung, seine verständige Disposition und große Sachkenntnis fehle dabei. Außerdem aber habe sich auch alles: Religion, Staat, Obrigkeit und Gesetze geändert, und was helfe Ciceros Beredsamkeit einem christlichen Redner? Da hätten die verachteten Barbaren Thomas, Scotus und Durandus viel angemessener geredet als diese Nachahmer; denn die echte Ähnlichkeit eines Redners mit Cicero bestehe darin, daß man mit gründlicher Sachkenntnis über jeden Gegenstand möglichst vollkommen spreche. Darum muß man die Sachen gründlich studieren, kann aber nicht statt der kirchlichen Ausdrücke Ciceronische einführen:

denn auch jede Kunst habe ihre Kunstsprache, und so dürfe vor allem eine christliche Rede den christlichen Charakter und Gehalt durch eitles Nachahmen nicht verlieren.

2. Der Dialog de pronuntiatione, in welchem Erasmus die nach ihm genannte Aussprache des Griechischen entwickelt, fordert zugleich die Erwerbung tüchtiger Realkenntnisse, um die Schriftsteller auszulegen; denn ohne solche Kenntnisse wenigstens aus Büchern und Abbildungen zu erwerben, kann der Lehrer gar nicht lehren.

3. Dieselbe Forderung stellt er in der Abhandlung de ratione studii, aber er giebt auch darin beherzigenswerte Regeln für die Schüler in betreff der schriftlichen Ausarbeitungen der Schüler, für welche er besonders Übersetzungen aus dem Griechischen in das Lateinische empfiehlt.

4. Die größte Bedeutung für den Unterricht haben die Colloquia (Gespräche) erlangt. Sie waren bestimmt, die Knaben im Lateinischen tüchtig und sonst besser zu machen. Sie behandeln mit Gewandtheit die verschiedenen Gegenstände des gewöhnlichen Lebens (Jagd, Wirtshäuser, Handel u. s. w.), ergehen sich aber auch in satirischer Weise über Mönche, Klosterleben, Fasten und ziehen auch anstößige Sachen in einer für die Jugend gefährlichen Weise herbei. Wegen der bewundernswürdigen Leichtigkeit und Gefälligkeit der Sprache wurden sie viel in den Schulen gebraucht trotz der Warnung Luthers, daß Erasmus darin gottlose Dinge lehre und die Knaben anfechte.

5. Die Schrift über die christliche Ehe, Institutio Christiani matrimonii, behandelt im letzten Abschnitte die Familienerziehung und besonders die Erziehung der Mädchen; denn, sagt er, „das heranwachsende Mädchen verlangt noch größere Sorgfalt als ein Knabe. Die Verführung ist geschäftiger, der Geist schwächer, die Schande eines Fehltritts größer. Die erste Sorge sei, das Gemüt der Mädchen mit heiligen Gefühlen zu erfüllen, die zweite, sie vor Ansteckung durch schändliche Dinge zu bewahren, die dritte, sie vor Müßiggang zu schützen. Die Unschuld leidet am meisten durch böses Beispiel."

6. Die formelle Lebensbildung behandelt er in dem Büchlein De civilitate morum, welches eine ungeheure Verbreitung gefunden hat und, in sittlicher Beziehung oberflächlich, mit feiner Menschenkenntnis Anstandsregeln für das äußere Wohlverhalten giebt.

7. Mit der frühesten Erziehung und dem ersten Jugendunterrichte beschäftigt sich Erasmus in dem Vortrage über die Notwendigkeit, die Knaben gleich von Geburt in einer für Freigeborene würdigen Weise sittlich und wissenschaftlich ausbilden zu lassen, Declamatio de pueris ad virtutem ac literas liberaliter instituendis idque protinus a nativitate. Diese wichtige und einflußreiche Schrift, welche Aug. Israel übersetzt und erläutert hat (Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von Aug. Israel. 2. Zschopau, F. A. Raschke, 1879. 2. Aufl.), entwickelt in bündigster Form die Principien der humanistischen Didaktik, verlangt das Wegthun nutzloser Spiele und sinnloser Ammenmärchen, tritt dem Prügelsystem und anderen Roheiten der damaligen Erziehung entgegen und will schon die früheste Jugend zum spielenden Lernen heranziehen. Manche Ansichten, die erst später bei den Philanthropen, bei Pestalozzi und seinen Nachfolgern praktisch werden, finden sich schon hier ausgesprochen, und dabei zeichnet sich die Schrift zugleich

durch eine Fülle charakteristischer Mitteilungen aus der eigenen Erfahrung und dem Schulleben der damaligen Zeit aus.

Erasmus behandelt sein Thema zuerst in zusammengedrängter Form, dann in wortreicherer Ausführung und lehnt sich hier und da, doch überall mit Wahrung der Selbständigkeit an Plutarch und Quintilian an. Wir geben aus der ausgeführten Abhandlung die Hauptstellen. Erasmus beginnt:

Ich höre, daß Du, nachdem Du es längst nicht mehr hofftest, Vater geworden bist, ja daß es ein Söhnchen ist, das erstaunliche, das ist — ganz und gar die Anlagen der Eltern zeigt, was, wenn man aus solchen Anzeichen etwas prophezeien darf, absolute Vollkommenheiten zu versprechen scheint; und daß Du daher beabsichtigst, dies hoffnungsvolle Söhnlein, sobald es ein wenig herangewachsen sein wird, in den nützlichen Wissenschaften einen Anfang machen zu lassen, es in den wichtigsten Fächern zu unterrichten und es nach den Lehren einer gesunden Philosophie ausbilden und erziehen zu lassen. — Kein Wunder: Du willst ein ganzer Vater sein und willst, daß Dein Sohn in Wahrheit Dein Sohn sei, der Dir nicht nur in seinen Gesichtszügen und körperlichen Umrissen gleiche, sondern der Dir auch durch seine geistige Ausstattung Ehre mache. Wie ich Dir also als einem Freunde zu so ungewöhnlichem Glücke herzlich Glück wünsche, so billige ich auch höchlich Deinen weisen Vorsatz.

An eins aber möchte ich Dich ebenso freimütig als freundschaftlich erinnern: daß Du nicht dem gemeinen Volksurteile und Brauche folgen mögest, indem Du zulässest, daß die frühe Jugend Deines Kindes ohne irgend eine Frucht der Unterweisung verstreiche, daß Du nicht erst dann zur Erlernung der Elemente des Wissens schreitest, wenn schon die Natur weniger biegsam, wenn die Neigung schon mehr auf böse Streiche geht, das Gemüt vielleicht schon von den Dornen hartnäckiger Unarten umstrickt ist. Sieh Dich vielmehr sofort nach einem Manne um von lauteren und gefälligen Sitten, nicht minder begabt mit keineswegs bloß gewöhnlicher Gelehrsamkeit, dem Du Dein Knäblein wie zur Ernährung des zarten Geistes in den Schoß legest, damit es den Nektar der Wissenschaft zugleich mit der Milch trinke und die Sorge für das Söhnchen gleichmäßig zwischen Amme und Erzieher geteilt sei, indem jene den zarten Leib mit gesunder Milch erquickt, dieser den Geist mit gesunden Ansichten und löblichen Kenntnissen erfüllt. Ich glaube nicht, daß Du als der Gelehrten und Klügsten einer auf jene Weiber oder auch jene (den Bart abgerechnet) Weibern gleichende Männer hören wirst, welche mit einem gewissen grausamen Erbarmen, mit feindlichem Wohlwollen meinen, man müsse die Knaben, bis sie mannbar werden, den Küssen der Weiber, dem Hätscheln der Ammen, den Spielen und den mitunter zweideutigen Scherzen der Mägde und Diener überlassen und sie vor den Wissenschaften wie vor Gift bewahren, indem sie immer wiederholen, das frühe Alter sei zu ungeschickt, als daß es die Kenntnisse zu fassen vermöge, und zu zart, als daß es die Mühe des Lernens ertragen könne. Auch sei der Fortschritt in jenem Alter allzu unbedeutend, als daß man deshalb Aufwand machen oder die kindliche Unbeholfenheit quälen solle.

Während ich nun einiges davon widerlege, bitte ich, daß Du mir ein wenig Deine Aufmerksamkeit schenkest, indem Du überlegst, daß das

Gegenwärtige geschrieben ist von einem Deiner besten Freunde, und daß es Dich näher als irgend etwas anderes angeht. Denn was ist teurer als ein Sohn, zumal ein einziger, in den wir unser Leben, wenn es anginge, überströmen lassen möchten, nicht bloß unser Vermögen? Sodann wer sähe nicht, daß die verkehrt handeln, welche zwar bei der Bestellung des Feldes, bei der Erbauung von Häusern, bei der Pferdezucht äußere Sorgfalt anwenden, auch kluge und allseitig kundige Männer dabei zu Rate ziehen, aber auf die Erziehung der Kinder (um deretwillen doch alles andere geschieht) so gar kein Gewicht legen, daß sie weder selbst darüber nachdenken, noch verständige Männer befragen, sondern, als handele es sich um höchst gleichgültige Dinge, auf thörichte Weiber und irgend welchen Tölpel aus dem Pöbel hören. Das ist nicht weniger abgeschmackt, als wenn jemand für seine Schuhe äußerst besorgt ist, während ihm sein Fuß gleichgültig ist; oder wenn jemand allen Fleiß verwendet, daß kein Flecken an seinem Kleide sei, während er sich um seine Gesundheit nicht im geringsten kümmert.

Ich will Dir, bester Mann, hier nicht mit Gemeinplätzen kommen und Dir ins Gedächtnis rufen, was die Natur, was die Liebe, was das göttliche Gesetz, was auch menschliche Einrichtungen den Eltern in betreff der Kinder vorschreiben, durch die wir, so weit es geht, der Sterblichkeit entfliehen und unsterblich werden. Aber manche meinen, ihre Elternpflicht ganz schön erfüllt zu haben, wenn sie nur gezeugt haben, obgleich dies nur das Geringste ist, was der Vatername fordert.

Damit Du in Wahrheit Vater seist, mußt Du für Deinen Sohn allseitig sorgen; hauptsächlich aber und zunächst muß Gegenstand Deiner eifrigsten Sorge sein, was ihn vor den Tieren auszeichnet und was ihn zur Gottähnlichkeit befähigt. Welche Sorge macht sich nicht das Volk der Mütter, daß das Kind nicht etwa schielend möchte werden oder mit schlaffen Backen, bucklig, mit hohen Schultern, schiefbeinig, klumpfüßig oder mit zu wenig symmetrischen Gliedern, weshalb sie unter anderem sich besonderer Binden bedienen, mit welchen sie die Backen verbinden. Man giebt acht auf die Milch, auf die Speisen, Bäder und die leibliche Bewegung, wodurch die Gesundheit gefördert werden soll, wie das die Ärzte in bändereichen Werken lehren, namentlich Galenus; und diese Sorgfalt verschieben sie nicht auf das siebente oder zehnte Jahr, sondern sobald das Kind das Licht der Welt erblickt hat, beginnt ihre Sorge. Und sie thun wohl daran, da eine vernachlässigte Jugend häufig ein krankes und gebrechliches Alter zur Folge hat, wenn ein solcher Mensch überhaupt alt wird. — —

Niemand nennt diese Sorge verfrüht, welche dem niedern Teile der menschlichen Individualität gewidmet wird; warum wird also jener Teil, der uns im eigentlichen Sinne zum Menschen macht, so viele Jahre vernachlässigt? Wäre es nicht abgeschmackt, den Hut zu schmücken, die Haare aber ungekämmt und den Kopf grindig zu lassen? Aber weit thörichter ist es, für den sterblichen Leib ausreichend zu sorgen, aber keine Rücksicht zu nehmen auf den unsterblichen Geist. Gieb acht, wenn jemandem zu Hause ein Füllen geboren ist oder ein Hündchen von einer irgend wie edleren Rasse, ob er nicht alsbald anfangen wird, es abzu-

richten; was ihm um so besser nach Wunsch gerät, je mehr sich das zarte Alter dem Willen des Abrichtenden folgsam zeigt. Frühzeitig lehrt man den Papagei plappern, weil man wohl weiß, daß er um so ungelehriger wird, je älter er wird (wie auch das Sprichwort sagt: Ein älterer Papagei spottet der Rute). Wie soll man das aber nennen: sorgsam sein dem Vogel gegenüber, nachlässig in bezug auf seinen Sohn. —

Der Landmann veredelt früh die Pflanzen, er zieht das zarte Bäumchen gerade und unterstützt mit allem Fleiße die Natur.

Zwar hat Mutter Natur den stummen Tieren viele Hülfsmittel zu den natürlichen Verrichtungen gegeben, aber weil die Vorsehung unter den lebenden Wesen einzig dem Menschen Vernunft verlieh, überließ sie das meiste dem Unterrichte, wie irgend jemand zutreffend sagt: Das erste, zweite und dritte, das ist aller menschlichen Glückseligkeit Hauptbedingung, sei richtige Unterweisung und gehörige Erziehung; wie auch Demosthenes in ähnlicher Weise die gute Aussprache empfiehlt, und nicht mit Unrecht. Aber guter Unterricht ist für die Weisheit von größerem Einflusse als gute Aussprache für die Beredsamkeit. Denn die Quelle aller Tugend ist eine sorgfältige und fromme, gewissenhafte Erziehung. Gleichmäßig ist die erste, zweite und dritte Bedingung zur Albernheit und Schlechtigkeit unsorgfältige, gewissenlose Ausbildung.

Die Ausbildung liegt in unserer Hand. Den Tieren verlieh die Natur Schutzmittel, den Menschen aber ließ sie unbewehrt, gab ihm aber Verstand zum Lernen. Er ist aber darum auch ein völlig unnützes Geschöpf ohne Ausbildung.

Die angeborene Natur thut viel, sie wird aber durch wirksamen Unterricht übertroffen. Die Menschen geben sich alle Mühe, einen zuverlässigen Hund für die Jagd, ein ausdauerndes Reitpferd für ihre Reisen zu erlangen; in dieser Beziehung erscheint ihnen keine Sorgfalt verfrüht; daß sie aber einen Sohn in Zukunft haben, der seinen Eltern zur Zierde gereicht und der ihnen nützt, dem sie ein gut Teil ihrer häuslichen Sorge übertragen können, dessen Pietät ihr zunehmendes Alter stützt und trägt, der seiner Frau ein braver Gemahl, dem Staate ein tüchtiger und gemeinnütziger Bürger ist: darum sollten sie sich nicht oder erst spät sorgen? — — —

Sie sorgen, daß der Körper des Sohnes fehlerfrei sei und zu den alltäglichen Verrichtungen geschickt, aber den Geist, von dessen Bildung jedes achtungswerte, edle Thun abhängt, vernachlässigen sie. Inzwischen schweige ich davon, daß die Gegenstände ihrer bangen Wünsche: Reichtum, Ehren und Würden, ja auch dauernde Gesundheit der Kinder, durch nichts so dem Menschen gesichert werden als durch Rechtschaffenheit und Kenntnisse. Sie wünschen ihnen Jagdbeute und geben ihnen keinen Jagdspieß, womit sie Beute machen können. (Das Wichtigste von allem kannst Du Deinem Sohne nicht geben, aber mit Hülfsmitteln kannst Du ihn ausrüsten, durch welche man das Beste erlangt.) Wenn das schon auffällig abgeschmackt ist, so ist es noch ungereimter, daß man zu Hause einen zur Wachsamkeit abgerichteten Jagdhund und ein sorgfältig gezähmtes und zugerittenes Pferd hält, aber einen Sohn in keinem achtungswerten Zweige

unterrichtet. Man hat einen wohlkultivierten Acker und einen unkultivierten Sohn, ein mit allem Schmucke wohl versehenes Haus und einen alle wahre Zier entbehrenden Sohn. — —

Sie erforschen (noch ehe das Kind geboren ist) das Schicksal. Wenn der Astrolog nach dem Horoskope sagt, der Sprößling werde im Kriege glücklich sein, sagen sie: Den thun wir an den Hof; wenn kirchliche Würden verheißen werden: Dem suchen wir irgend einen Bischofssitz oder eine einträgliche Abtei, den bestimmen wir zu einem Propst oder Dekan. Diese Sorge scheinen ihnen nicht zu früh, auch wenn sie selbst der Geburt zuvorkommt; und dies sollte der Fall sein, wenn sie auf die Bildung des Geistes der Neugebornen geht? So früh sorgst Du, daß Du einen Feldherrn zum Sohne habest oder eine Magistratsperson, und es ist nicht zugleich Deine Sorge, daß er sei ein Führer und Leiter des allgemeinen Wohles? Vor der Zeit betreibst Du es, einen Bischof oder Abt zum Sohne zu haben, und Du arbeitest nicht dahin, daß er das Amt eines Bischofs oder Abtes wohl führen möge? Du setzest ihn auf den Wagen und zeigst ihm nicht, wie er ihn lenken soll; Du giebst ihm das Steuerruder in die Hand und läßt ihn nicht lernen, was einem Schiffer zu wissen nötig ist?

Endlich ist von allen, was Du besitzest, nichts so vernachlässigt als das Kostbarste, für das alles andere bestimmt ist. Es lachen die Äcker, es glänzt das Haus, es blinken die kostbarsten Gefäße, die Kleider und der ganze Hausrat; wohl dressiert sind die Pferde, trefflich instruiert die Dienstboten: einzig die geistigen Anlagen des Sohnes sind ungepflegt, ärmlich und abschreckend. Du erhältst einen von dem Pfahle (wie man sagt) gekauften rohen und gemeinen Sklaven, aber Du siehst zu, wenn er noch ungebildet ist, wozu er sich verwenden läßt, und richtest ihn für ein Geschäft bei Zeiten ein, sei es in der Küche oder in der Baderstube, bei der Feldbestellung oder bei der Verwaltung: allein den Sohn vernachlässigst Du, als ob er zum Nichtsthun geboren sei. „Er wird haben, wovon er leben kann“ — sagt man; aber er wird nicht haben, was zum wahren Leben gehört. Gewöhnlich hat einer, je reicher er ist, um so weniger Sorge für die Ausbildung seiner Kinder. Wozu brauchen sie, sagt man, Philosophie — sie werden genug haben. Aber je mehr sie haben, um so notwendiger ist für den größeren Besitz der Schutz der Bildung. Je größer das Schiff ist, je mehr Waren es trägt, um so mehr bedarf es eines kundigen Steuermannes. Wie bemühen sich die Fürsten, ihren Söhnen ein möglichst umfassendes Gebiet zu hinterlassen, und nicht weniger sind sie besorgt, ihnen die Ausbildung geben zu lassen, ohne welche die Regierung wohl nicht geführt werden kann!

Wie viel mehr verdanken wir dem, welcher uns in den Stand setzte, recht zu leben, als dem, der uns nur das Leben gab. Wenig verdanken die Kinder ihren Eltern, die ihnen nur das Leben gaben, sie aber nicht zum vernünftigen Leben erzogen. Bekannt ist der Ausspruch Alexanders: Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein. Mit vollem Recht tadelt dies Plutarch, da Alexander um so mehr die Weisheit des Diogenes sich wünschen sollte, je weiter er herrscht. Aber unsittlicher ist die Sorglosigkeit jener, welche es nicht nur unterlassen, ihren Kindern

eine gute Erziehung zu geben, sondern die sie zum Leichtsinn und zur Schlechtigkeit anhalten. Als jener Thebaner Crates die Ungereimtheit in dem Verhalten der Menschen bemerkte, drohte er nicht mit Unrecht, er werde den höchsten Punkt der Stadt besteigen und von da, so laut er könne, den Bürgern ihren offenbaren Wahnsinn vorhalten mit diesen Worten: „Ihr Unglücklichen, was treibt ihr für Wahnsinn? So ängstliche Sorge widmet ihr der Erwerbung von Besitztümern und Reichtümern, und um eure Kinder, für die ihr jene erwerbt, kümmert ihr euch nicht?“ Wie das kaum halbe Mütter sind, die nur gebären, aber nicht erziehen, so sind das kaum halbe Väter, welche während sie für das körperliche Wohl ihrer Kinder bis zum Überflusse bedacht sind, es geschehen lassen, daß der Geist derselben mit keinerlei würdigen Kenntnissen geschmückt wird. Bäume wachsen vielleicht von selbst, wenn sie auch unfruchtbar sind oder gewöhnliche Früchte tragen; Pferde werden geboren, wenn auch unbrauchbare — aber Menschen, das glaube mir, werden nicht geboren, sondern gebildet. Die ältesten Menschen, welche ohne Gesetz und Ordnung in wilder Ehe ihr Leben hinbrachten in den Wäldern, glichen in Wahrheit mehr Tieren als Menschen. Die Vernunft macht den Menschen; die hat aber da keine Stätte, wo alles von Leidenschaften abhängt. Wenn die Form den Menschen machte, müßten auch die Bildsäulen zu den Menschen gezählt werden.

Diogenes sucht Menschen, weil er das Gesindel nicht als Menschen anerkennt. Der Mensch ohne Bildung ist schlimmer als das Tier; denn dies folgt nur seinen natürlichen Trieben, der ungebildete Mensch aber wird von wilden Leidenschaften umgetrieben. Niemand möchte Vater einer Mißgeburt sein, die einen menschlichen Geist in dem Körper eines Tieres hat, aber eine noch wunderbarere Mißgeburt ist eine Tierseele in einem menschlichen Körper. Wenn du den Geist des Kindes nicht bildest, wirst du Vater eines Ungetüms.

Die Natur, indem sie Dir einen Sohn gab, übergab sie Dir nichts anderes als eine rohe Masse; es ist Deine Sache, der fügsamen und zu allem bildsamen Materie die beste Form zu geben. — Wenn Du es unterlässest, erhältst Du eine Bestie, wenn Du sorgsam bist, erhältst Du so zu sagen einen Gott (numen). Bald nachdem das Kind geboren ist, ist es für das, was dem Menschen eigentümlich ist, gelehrig. Demnach, gemäß dem Virgilischen Wahlspruche: „Gieb Dir schon von früh an besondere Mühe!“ Bilde das Wachs, so lange es weich ist, forme den Thon, wenn er noch feucht ist, fülle den Krug mit köstlichem Naß, so lange er neu ist, färbe die Wolle, wenn sie schneeweiß vom Walker kommt und noch von keinem Flecken verunstaltet ist! Recht witzig bezeichnet dies Antisthenes, der im Begriff war, jemandes Knaben zu unterrichten und auf die Frage der Eltern, was er nötig habe, antwortete: Ein neues Buch, einen neuen Griffel, eine neue Tafel. Unstreitig verlangt der Philosoph einen ungebildeten, gleichsam leeren Geist. Du kannst die ungebildete Masse nicht behalten. Wenn du sie nicht zu einem Menschen bildest, artet sie von selbst in ein Tiergebilde aus. Wenn Du dies Gott und der Natur schuldest, so überlege, auch wenn keine Hoffnung ist, daß Du die volle Frucht genießen werdest, wie viel Trost, Nutzen und Ansehn den Eltern von früher Jugend an

wohlerzogene Knaben gewähren. Umgekehrt in was für Schande und Verlegenheit stürzen schlechterzogene Kinder ihre Eltern! Es ist nicht nötig, daß ich Dir aus alten Geschichtsbüchern Beispiele anführe, schau nur um Dich und siehe, wie viele sich in den Dir bekannten Familien darbieten. Ich weiß, daß Du oft genug Ausrufe gehört haben wirst, wie: O, ich Unglücklicher; wäre ich doch kinderlos! O, wie wäre ich glücklich, hätte ich nie geboren! Mühselig ist eine gute Erziehung der Kinder, das gebe ich zu, aber niemand wird nur für sich geboren, und niemand wird zum Müßiggange geboren. Vater wolltest Du sein — ein rechtschaffener Vater sollst Du sein. Dem Staate hast Du Kinder gegeben, nicht Dir allein, oder, daß ich wie ein Christ mich ausdrücke: Gott gehören die Kinder, nicht Dir. Paulus schreibt, daß die Weiber selig werden, wenn sie Kinder gebären und so erziehen, daß sie bleiben in der Übung der Frömmigkeit. Von den Eltern wird Gott fordern, was die Söhne gesündigt haben. Darum versündigst Du Dich zunächst an Dir selbst, wenn Du nicht alsbald Deinem Kinde eine ehrenwerte Bildung giebst, weil Du durch Deine Nachlässigkeit Dir selbst zuziehst, was kein Feind dem Feinde schlimmeres und lästigeres anwünschen könnte. Dionysius verweichlichte den jungen Sohn des geflüchteten Dion, den man in den Palast gelockt hatte, durch Ausschweifungen; er wußte, daß dies dem Vater schmerzlicher sein würde, als hätte er den Sohn getötet. Bald nachher, als der Jüngling von seinem zurückgekehrten Vater ermahnt wurde, zu der früheren Tüchtigkeit zurückzukehren, stürzte dieser sich aus dem Speisesaale. Sehr wahr sagt irgend ein Ebräer: „Ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude, aber ein thörichter Sohn ist seiner Mutter Grämen." — Aber ein weiser Sohn ist nicht nur seines Vaters Freude, sondern auch sein wahrer Schmuck und seine Stütze, ja ein Teil seines Lebens. Im Gegenteil ist ein thörichter und gottloser Sohn nicht allein der Gram seiner Eltern, sondern er bringt ihnen Schimpf und Verluste und frühzeitiges Alter, ja er giebt denen den Tod, von denen sein Leben den Ausgang genommen. Was braucht man noch daran zu erinnern? Täglich hat man Beispiele von Bürgern vor Augen, welche durch die lockeren Sitten ihrer Kinder von Reichtum zu Dürftigkeit herabkamen, welchen ein Sohn, der an den Galgen kam, oder eine Tochter im Hurenhause unerträglichen, tötlichen Schimpf brachte. — — Das Gesetz trifft die hart, welche ihre Kinder aussetzen, in irgend einem Haine sie den wilden Tieren preisgeben; aber es giebt keine grausamere Art der Aussetzung, als diejenigen tierischen Leidenschaften zu überlassen, welche uns die Natur gab zur sorgfältigsten Ausbildung für alles Edle. — — Kindesmörder werden die genannt, welche die eben zur Welt gekommene Leibesfrucht töten, also nur den Körper vernichten; wie viel größer aber ist das Verbrechen, den Geist zu morden! Auch ist es nicht weniger ungerecht gegen das Vaterland, dem man (was man allerdings selbst ist) einen verderblichen Bürger übergiebt. Es ist ruchlos gegen Gott, der das Kind gab, daß es zur Frömmigkeit erzogen werde. Somit ist es klar, daß die nicht eine leichte und nicht eine einfache Schuld auf sich laden, welche die Bildung der jungen Generation vernachlässigen. Aber schwerer als diese sündigen, wie ich schon andeutete, jene, welche nicht allein die Bildung für das Edle unterlassen, sondern welche die jungen zarten und reinen Seelen verderben, daß sie Laster üben lernen,

ehe sie wissen, was Laster ist. Wie wird der ein Mann von Mäßigung sein und ein Verächter des Hochmutes, der in Purpur herumkriecht? Noch kann er kaum einige Worte stammeln, und schon versteht er, was Scharlach ist, schon verlangt er ein Purpurkleid, schon weiß er, was Papageifische (Scarus) und Meerbarben sind, und hochmütig verschmäht er gewöhnliche Speisen. Wie wird einer als Jüngling keusch sein können, wenn er als Kind schon zur Schamlosigkeit angeleitet wurde? Wie soll der, wenn er erwachsen ist, freigebig sein, der von Kind auf Geld und Gold bewundern lernte? Wie wird sich ein Jüngling von Genußsucht frei halten, dessen Gaumen man eher verwöhnte, als man seine Sitten bildete?

Alles mögliche Neue wird ihm gegeben, zu allem Schlechten wird er durch das Beispiel der Amme. des Vaters u. s. w. angeleitet. Wie soll er dann mäßig, nüchtern und keusch bleiben? Denn erst wenn er verderbt ist, wird er dem Lehrer übergeben. Kann man sich da wundern, daß er für die Tugend ungelehrig ist?

Aber ich höre gewisse Leute ihre Thorheit so entschuldigen, daß sie sagen, durch das Vergnügen über die losen Streiche der Kinder werde die Langeweile des Aufziehens derselben aufgewogen. Was muß ich hören? Kann es einem wirklichen Vater lieber sein, wenn der Knabe etwas Schimpfliches nachahmt oder nachspricht, als wenn seine stammelnde kleine Zunge einen frommen Spruch wiederholt, oder er etwas Löbliches nachahmt? Die Natur giebt schon der frühen Jugend die Leichtigkeit der Nachahmung, doch neigt diese meist mehr zum Schlechten als zum Guten. Aber ist denn einem rechtschaffenen Manne das Häßliche und Schändliche lieber als das Gute, zumal bei Kindern? Hat sich das Kind Hand oder Gesicht beschmutzt, so wäscht man es ab, und man sollte seine Seele mit so abscheulichen Flecken behaften? Nichts aber haftet fester, als was den leeren Seelen eingeflößt wurde. Was ums Himmels willen haben jene Frauen für ein mütterliches Herz, welche ihre Kinder bis beinahe zum siebenten Jahre auf dem Schoße behalten und sie beinahe als Spielpuppen halten! Wenn es sich empfiehlt, so lange zu spielen, warum halten sie sich nicht Affen oder Malteserhündchen? Es sind Kinder, sagen sie. Sie sind's; aber es kann kaum gesagt werden, wie wichtig die ersten Anfänge der Kindheit für das ganze Leben sind, und wie unbildsam und ungefügig den Knaben jene weichliche und liederliche Erziehung macht, die man Zärtlichkeit und Nachsicht nennt, während sie in Wahrheit Verderbnis ist. Kommt nicht in der That das Verhalten solcher Mütter einer wirklich schlechten Behandlung gleich? Es ist geradezu eine Art Giftmischerei, eine Art Kindesmord. Verfallen die dem Gesetze, welche die Knaben behexen oder die schwachen Körperchen durch Gifte schädigen: was verdienen die, welche den edelsten Teil des Kindes durch die schlimmsten Gifte verderben? Es ist weniger strafbar, den Körper zu vernichten als die Seele. Wenn der Knabe unter Schielenden, Stotternden, Hinkenden erzogen wird, so leidet sein Körper durch diesen Umgang; geistige Mängel aber übertragen sich, wenn auch heimlicher, doch schneller, und sie dringen tiefer ein. Mit Recht hält der Apostel Paulus einen Vers des Menander für so wertvoll, daß er ihn in seinen Briefen anführt: Böse Geschwätze verderben gute Sitten. Nirgends ist das wahrer, als

in bezug auf die Kinder. Aristoteles antwortete jemandem auf die Frage, wie er zu einem ausgezeichneten Pferde kommen könne: Er solle es unter edlen Pferden erziehen lassen.

Wen aber weder Religion noch Vernunft lehren kann, was für Sorgfalt wir dem frühesten Alter der Kinder schulden, der mag sich wenigstens an den wilden Tieren ein Beispiel nehmen. Es darf uns nicht verdrießen, von ihnen etwas, das uns später von so großem Nutzen sein wird, zu lernen, da ja das menschliche Geschlecht so vieles Fruchtbringende in der Vorzeit von ihnen gelernt hat, indem das Nilpferd auf das Aderlassen hinwies, der ägyptische Vogel Ibis auf den Gebrauch der Klystierspritze (welche die Mediciner so sehr empfehlen). Daß das Kraut des Diptam zur Herausziehung der Pfeile dienlich sei, haben wir von den Hirschen gelernt; von ihnen auch, daß der Genuß von Krebsen heilsam sei nach dem Bisse giftiger Spinnen. — —

Zu gedenken ist der gewissermaßen pädagogischen Kunst, mit der die Elephanten und Delphine ihre Jungen erziehen. Bei den Nachtigallen treffen wir die Dienstleistung des Lehrens und Lernens, indem die Alten vorpfeifen, wiederholen und verbessern, und die Jungen es nachahmen und immer besser machen. Wie aber der Hund zur Jagd, der Vogel zum Fluge, das Pferd zum Laufen, der Ochs zum Ackern geboren wird, also wird der Mensch zur Philosophie und zu ehrenhaftem Thun geboren; und wie jedes lebende Wesen sehr leicht das lernt, wozu es geboren ist, so faßt der Mensch ohne sonderliche Mühe die Unterweisung im Guten und Edlen, wozu die Natur ihm triebkräftige Keime einpflanzte, wenn nur zu der natürlichen Neigung der Fleiß des Bildners tritt.

Was ist aber abgeschmackter, als daß die Tiere, welche der Vernunft entbehren, ihre Pflicht gegen die Jungen kennen und üben, der Mensch aber, den der Besitz der Vernunft vor den Tieren auszeichnet, nicht wissen sollte, was er der Natur, dem Vaterlande und Gott schuldet? Gleichwohl erwartet das Tier von seiner Nachkommenschaft keinen Lohn für Ernährung und Unterricht, wenn man nicht glauben will, daß die Störche die Alten und Schwachen wieder füttern und auf dem Rücken tragen. Aber da unter den Menschen kein Alter die kindliche Dankbarkeit erlöschen macht: welche Tröstung, welches Ansehen, welche Unterstützung sichert sich der, welcher seinem Sohne eine tüchtige Ausbildung verschafft! Die Natur übergiebt Dir ein Stück noch unbebautes Land mit gutem Boden, und Deine Sorglosigkeit ist schuld, daß es von Disteln und Dornen überwuchert wird, die mit allem Fleiße kaum wieder auszurotten sind! Was für ein mächtiger Baum ist in dem unscheinbaren Samenkerne verborgen, was für Früchte wird er tragen, wenn er groß wächst! Die ganze Hoffnung aber wird zu Schanden, wenn Du den Samen nicht in die Erde steckst, wenn Du die heranwachsende Pflanze nicht pflegst, wenn Du sie durch Veredelung nicht gleichsam zähmst. Und Du bist wachsam in bezug auf die Veredelung der Pflanzen, für Deinen Sohn aber schläfst Du?

Bei der Sorge um das menschliche Glück kommt es aber hauptsächlich auf drei Dinge an: auf Natur, Wissenschaft und Übung. Natur

nenne ich die Gelehrigkeit und tiefeingepflanzte Neigung für das Edle; Wissenschaft nenne ich die Lehre, die in Ermahnungen und Vorschriften besteht; Übung nenne ich die Befestigung in dem Zustande, welchen die Natur begründet, die Wissenschaft weitergeführt hat. Die natürliche Anlage bedarf der wissenschaftlichen Behandlung; die Übung, wenn sie nicht methodisch geleitet wird, ist wegen vielfacher Gefahren und Irrtümer schädlich. Die also täuschen sich schwer, welche meinen, es sei genug geboren zu sein; nicht weniger irren die, welche meinen, daß man durch bloße Übung und Geschäftigkeit ohne die Vorschriften der Philosophie zur Weisheit gelange. — — Die Lehren der Philosophie sind die Augen des Geistes, und sie leuchten Dir gewissermaßen vor, daß Du siehst, was zu thun not und was schädlich ist. Ich gebe zu, daß lange Übung in dem und jenem von großem Nutzen ist; aber nur dem Weisen, der mit den Vorschriften für die rechte Art des Handelns wohl bekannt ist. Erwäge, was die zu stande gebracht und was sie gelitten haben ihr ganzes Leben hindurch, welche durch Probieren zu irgend einer, wenn auch nur kläglichen Umsicht und Vorsicht gelangten, und überlege, ob Du Deinem Sohne ein so übles Los wünschest? Dazu nimm, daß die Philosophie in einem einzigen Jahre mehr lehrt als noch so vieles Experimentieren in dreißig Jahren. Durch sie läuft man auch keine Gefahr, während viele durch Experimentieren eher unglücklich wurden als klug, so daß die Alten ganz sachgemäß dieselben Ausdrücke haben für „einen Versuch, eine Probe machen", wie für „gefährden, in Gefahr bringen" (periculum facere und periclitari).

Die Wissenschaft zeigt auf dem kürzesten Wege, was man thun und lassen muß, sie leitet die Natur, und die Übung ergänzt die Wissenschaft. Mit Unrecht klagt man, daß die Natur der Knaben zum Bösen neige, die größte Schuld trifft uns, die wir sie durch üble Gewohnheiten verderben, und abgewöhnen ist schwer. Man fehlt darin, daß man entweder die Bildung der Kinder gänzlich vernachlässigt, oder zu spät anfängt, ihren Geist auf die Philosophie zu leiten, oder sie lehrt, was sie später wieder verlernen müssen. Man muß darum zuerst sorgfältig in der Wahl der Lehrer sein, aber gerade darin fehlen viele. Gleich mit der Geburt muß die Erziehung beginnen, die Mutter muß das Kind selbst stillen oder eine treffliche Amme suchen. Die Gespielen sollen gut sein, und früh muß ein braver Lehrer gewählt werden. Die Lehrer soll man auch nicht leicht wechseln, aber sie sorgfältig beobachten. Man beachte auch die besonderen Anlagen des Knaben, obgleich es kaum einen Gegenstand giebt, für den der Mensch unempfänglich ist, wenn er durch Unterweisung und Übung gebildet wird. Auch kann man früh mit dem Unterrichte anfangen, denn es giebt Anfänge des Wissens, so daß man alles den Kräften der Jugend anpassen kann in ähnlicher Weise, wie man früh das Kind an die Anfänge der Mäßigkeit und Frömmigkeit gewöhnen muß. Zuerst müssen die Kinder deutlich und fehlerfrei sprechen lernen, dann muß das Gedächtnis geübt werden. Am besten ist es, wenn der Vater den Sohn selbst unterrichtet, und der liebt seinen Sohn wenig, den es verdrießt, ihn zu unterrichten. Wenn aber dem Vater das Wissen fehlt, muß er bald einen Lehrer wählen.

II. Freilich meinen manche, das frühe Lernen schade der Gesundheit, man muß darum die Mühe und Arbeit so gering als möglich machen durch gefällige Mitteilung u. s. w.

— — Die erste Stufe des Lernens ist die Liebe zum Lehrer. Im Laufe der Zeit kann es dann kommen, daß der Knabe, welcher anfangs die Wissenschaften zu lieben anfing um seines Lehrers willen, nachher den Lehrer liebt um der Wissenschaften willen. Denn wie viele Geschäfte schon deshalb sehr angenehm sind, weil sie von denen ausgehen, die uns teuer sind, so werden auch die Wissenschaften denen durch die Liebe zum Lehrer angenehm, welchen sie vermöge eigener Überlegung noch nicht gefallen können. Sehr richtig hat Isokrates gesagt, daß der am meisten lerne, welcher Lust zum Lernen habe. Gern aber lernen wir von denen, welche wir lieben. Es giebt Leute von so unliebenswürdiger Art, daß sie nicht einmal von ihren Frauen geliebt werden können, — mit finsterem Blicke und unfreundlich im Umgange, die man für zornig hält, auch wenn sie freundlich sind, die nichts scherzhaft vorbringen können, die kaum ein Lächeln erwidern, und die man für Kinder der Zornesgrazien zu halten versucht ist. Ihnen sollte man meiner Meinung nach kaum unbändige Pferde zur Dressur anvertrauen, geschweige denn zarte, beinahe noch zu den Säuglingen zu zählende Kinder. Aber manche glauben, daß dergleichen Leute am besten zur Bildung der Jugend passen, weil sie einen finsteren Blick für ein Zeichen der Heiligkeit halten. Aber man traue nicht der bedächtigen Stirn: unter jener finstern Larve verbergen sich häufig die scheußlichsten Sitten (eviratissimi mores); es kann unter Gesitteten gar nicht gesagt werden, zu was für Schändlichkeiten jene Henker die Furcht der Knaben mißbrauchen.

Nicht einmal die Eltern können ihre Kinder gut erziehen, wenn sie nur gefürchtet werden. Die erste Sorge ist, geliebt zu werden, allmählich folgt — nicht Schrecken und Furcht, sondern eine gewisse freiwillige Verehrung, die mehr Gewicht hat wie die Furcht. Wie mag es also den Knaben fremd vorkommen, die, kaum vier Jahre alt, in eine Schule geschickt werden, der ein ungebildeter, bäurischer, unsittlicher Lehrer vorsteht, bei dem es im Oberstübchen nicht ganz richtig ist, der häufig mondsüchtig, mit der fallenden Sucht behaftet ist, oder gar mit der Seuche, die man gallische Krankheit nennt.

Denn heutzutage sehen wir niemanden so verworfen, so unbrauchbar, so unbedeutend, den das gemeine Volk nicht zur Leitung einer Schule für tauglich hielte. Und wie fühlen sie sich, wenn sie das Schulregiment haben; wie sind sie rasend, was führen sie für ein Regiment, nicht unter Bestien, wie der Komiker sagt, sondern dem Alter gegenüber, das mit aller Milde behandelt werden sollte! Man möchte es nicht eine Schule, sondern eine Folterstube nennen, so schallt es von Ruten- und Stockschlägen; außer Geschrei und Schluchzen und grausamen Drohungen wird da nichts gehört. Was werden die Knaben dort anderes lernen, als die Wissenschaften hassen? Hat sich dieser Widerwille einmal in der Jugend festgesetzt, so schreckt er auch im späteren Alter vom Lernen ab.

Noch thörichter ist es, die Söhne zu einem trunksüchtigen Weibe zu schicken; denn es ist unnatürlich, daß ein Weib über das andere Geschlecht Gewalt habe, auch ist ein Weib unsanfter. Auch die Klöster sind keine geeigneten Schulen.

Eine Schule muß öffentlich sein, sonst ist sie keine Schule. Man bohrt für gewöhnlich das Brett da, wo es am dünnsten ist; denn leichter werden viele durch die gleiche Furcht im Zaume gehalten, als daß ein einziger von einem in edler Weise gebildet wird. Wie es keine große Sache ist, über Ochsen und Esel zu gebieten, so ist es ebenso schwierig als schön, Kinder auf edle Weise zu erziehen. Art des Tyrannen ist es, durch Furcht die Bürger zu schrecken; sie durch Wohlwollen, Mäßigung und Klugheit bei ihrer Pflicht zu erhalten, das ist königliche Art. — —

Nächst den Scoten ist niemand freigebiger mit Schlägen als die gallischen Lehrer. Zur Rede gesetzt, pflegen sie zu antworten: Diese Nation könne, wie man das von den Phrygiern sagte, nur durch Schläge gebessert werden. Ob das wahr sei, mögen andere ergründen; doch glaube ich, daß einiges in der Nationalität liegt, viel mehr aber in der geistigen Eigentümlichkeit der einzelnen. Manche erschlägst du eher, als daß du sie durch Schläge besserst, während du sie durch Wohlwollen und freundliches Zureden dahin bringst, wohin du willst. Von dieser Art war ich selbst als Knabe, ich gestehe es. Als nämlich ein Lehrer, dem ich vor anderen teuer war (so daß er gesagt, er wisse nicht, wie große Hoffnung er auf mich setzen solle), versuchen wollte, wie weit ich die Rute vertrüge, warf er mir ein Vergehen vor, das mir nicht im Traume eingefallen war, und er schlug auch zu. Dieser Vorfall vertrieb bei mir alle Liebe zum Lernen und drückte den kindlichen Geist so nieder, daß wenig fehlte, daß ich vor Schmerz vergangen wäre, wenigstens folgte auf jene Aufregung ein viertägiges Fieber. Jener, als er seinen Irrtum endlich erkannte, sagte klagend zu den Freunden: Das Genie hätte ich beinahe früher verloren als erkannt. Denn er war kein stumpfsinniger Mann, auch nicht ungelehrt, noch böse, wie ich glaube. Er besann sich aber für mich zu spät. Nun schließe daraus — trefflicher Mann — wie viel glücklich begabte Geister jene unwissenden Henkersknechte zu Grunde richten mögen, die strotzen von eingebildeter Gelehrsamkeit, die launenhaft, trunksüchtig, gefühllos sind, die zum Spaß prügeln und so entsetzlich geartet sind, daß sie aus fremder Pein Vergnügungen schöpfen. Solche Menschen sollten Fleischer oder Henker sein, nicht Jugendbildner. Niemand aber quält die Knaben mehr als diejenigen, welche selbst nicht verstehen, was sie denselben lehren sollen. Was sollen sie in den Schulen treiben, wenn sie nicht den Tag mit Prügeln und Schelten hinbringen? Ich kannte persönlich einen Theologen von großem Namen, dem keine Strenge gegen die Schüler genügte, weil er prügelsüchtige Lehrer gehabt hatte. Er glaubte, daß dies einzig im stande sei, sowohl den Starrsinn der Jugend zu brechen, als auch den Leichtsinn derselben zu zügeln. Nie hielt er ein Gastmahl bei seiner Herde, ohne daß — wie Lustspiele in ein fröhliches Ende auslaufen — nach beendigter Mahlzeit nicht der eine oder der andere hergenommen wurde, um mit Ruten gepeitscht zu werden; und dabei kehrte sich seine Wut manchmal auch gegen Unschuldige, nur damit sie sich an Schläge gewöhnen möchten. — —

Man glaubt die Knaben ducken (humiliare) zu müssen, aber sie werden dann leichter widerhaarig, und ein Reichbegabter ist zu behandeln wie ein junger Löwe. Überhaupt ziemt Knaben eine freie Erziehung, und man muß sie nicht durch die

Erziehung zu Sklaven machen. Christus wirkte mit Liebe und Geduld und erhob so seine Jünger allmählich auf einen höheren Standpunkt. Ihm sollen wir nachfolgen und nicht mit dem Stiele der Rute schlagen, nicht Faustschläge versetzen. Manche Pädagogen sind Folterknechte und nicht Erzieher. Auch die groben Scherze beim Ausziehen des Bacchantenzahnes sind barbarisch. Diejenigen aber, deren Studien liberale sind, sollen auch eines freien Mannes würdig scherzen. Am schlimmsten aber ist es, wenn die Knaben die Schläge gewohnt werden.

Unsere Rute sei eine freimütige Ermahnung, mitunter ein Tadel, durch Gelassenheit gemildert, ohne Bitterkeit; und das soll die Geißel sein, die wir bei unseren Söhnen fleißig anwenden, daß sie zu Hause die rechte Lebensklugheit finden und nicht gezwungen sind, bei ihren Geschäften bei den Nachbarn um Rat zu betteln. Der Philosoph Lyco nennt zwei sehr wirksame Mittel, die Thatkraft der Knaben anzuspornen: Ehrgefühl und Lob. Ehrgefühl ist die Furcht vor einer wirklichen Beschämung; Lob aber ist die Amme aller Künste. Treiben wir mit diesen Sporen die kindlichen Geister an! Wenn es dir gefällig ist, zeige ich dir auch den Knüppel, womit du die Rücken der Deinigen durchbläuen kannst: „Arbeit und Anstrengung überwinder alles", sagt der beste der Poeten. Seien wir also wachsam, drängen wir und lassen wir nicht nach mit genauer Darstellung, mit Wiederholen und tieferer Einprägung; bläuen wir mit diesem Knüppel die Rücken der Unseren! Sie mögen zuerst die Wissenschaft und die Rechtschaffenheit lieben und bewundern, das Schimpfliche und die Unwissenheit verabscheuen lernen. Sie mögen hören, wie diese wegen ihrer Rechtschaffenheit gepriesen, andere wegen ihrer Übelthaten getadelt werden. Es mögen ihnen die Beispiele derer vorgehalten werden, die sich durch Gelehrsamkeit den höchsten Ruhm, Reichtum, Ehre und Ansehen erwerben, und hingegen die Beispiele derer, denen schlechte Sitten und ein in jeder Beziehung ungebildeter Geist Schande, Verachtung, Armut und Tod brachte. Das sind in der That Knüppel, eines Christen und eines sanftmütigen Jüngers Jesu würdig! Wenn man nun nichts erreicht, weder durch Ermahnungen, noch durch Bitten, noch durch Wetteifer, Beschämung, Lob und ähnliches: so sei auch die Rutenstrafe, wenn sie endlich eintreten muß, nicht maß- und schamlos, denn das Entblößen des Körpers, zumal vor den Augen vieler, ist schmachvoll: Fabius verwirft sogar die angenommene Gewohnheit, freigeborene Knaben zu schlagen, überhaupt. —

Was soll man aber mit denen machen, die nur geschlagen lernen? Man soll sie nach Hause senden und sich nicht davor fürchten, daß nun die Zahl der Schüler kleiner werde: denn dieses Bedenken ist pöbelhaft.

Ich gestehe, wie die Philosophen den Weisen, die Rhetoren den Redner so beschreiben, daß du kaum einen findest: so ist es weit leichter zu schreiben, wie ein Lehrer beschaffen sein müsse, als viele zu finden, die der Beschreibung entsprechen. Aber das sollte eine öffentliche Sorge sowohl der weltlichen Behörden als auch der Kirchenfürsten sein, daß, wie diejenigen, welche sich dem Kriegsdienste widmen, oder welche in den Domen singen, ausgebildet werden: so noch viel mehr die selbst ausgebildet würden, welche die Kinder der Bürger in richtiger und edler Weise erziehen sollen.

Vespasian gab jährlich aus seinem Privatvermögen lateinischen und griechischen Rhetoren je 100 Goldmünzen, Plinius der Neffe bezahlte zu demselben Zwecke aus seinem Vermögen eine ansehnliche Summe Wo aber die öffentliche Sorge fehlt, sollte jeder in seinem Hause wenigstens es nicht fehlen lassen.

Aber was sollen die Armen anfangen, fragst Du, die kaum ihre Kinder ernähren können, geschweige denn, daß sie ihnen können einen Erzieher halten? Darauf weiß ich nichts zu antworten, wenn nicht mit jenem Komödienverse: „Daß unser Können so weit wie unser Wollen reiche, kann man nicht verlangen." Wir zeigen die beste Art und Weise der Ausbildung auf, die Mittel dazu können wir nicht geben. Nur daß es auch hier dem Wohlwollen der Reichen ziemt, begabten Geistern, denen die Armut der Familie verbietet, die natürliche Anlage zu entwickeln, beizuspringen. —

Die Leutseligkeit des Lehrers darf aber auch nicht in Vertraulichkeit übergehen, durch welche die Hochachtung zerstört wird. Der Lehrer muß sich als Vater des Knaben ansehen, muß sich zu ihm herablassen, ihm das Lernen angenehm machen und ihm angemessene Kenntnisse beibringen, dann nach und nach weitergehende, so daß der Knabe nicht erschlafft, sondern gestärkt wird.

Du verlangst, daß ich Dir angebe, was für den Geist der Jugend am angemessensten ist und frühzeitig den Kleinen eingeflößt werden soll. Zunächst Sprechfertigkeit, die sich Kinder beinahe ohne alles Lernen aneignen, während Erwachsene sich diese Fertigkeit kaum durch vieles Studium erwerben. Dazu mahnt eben, wie wir schon sagten, ein gewisser den Kindern angeborener Nachahmungstrieb, wovon wir auch bei Staren und Papageien einige Spuren bemerken.

Was ist ferner anmutiger als die Fabeln der Dichter? Sie schmeicheln sich in das Ohr des Knaben eben so wohlgefällig ein, wie sie dem Jünglinge noch von großem Nutzen sind, sowohl für die Kenntnis der Sprache, als auch für die Bildung des Urteils und den Reichtum des Ausdrucks. Was hört der Knabe lieber als die Äsopischen Erzählungen, die doch unter Lachen und Scherzen ernste Vorschriften der Philosophie geben? Welchen Genuß bieten die übrigen Fabeln der alten Dichter! — Ein großer Teil der Philosophie wird so spielend gelernt! —

Auch zeigt sich selbst unter Kindern schon eine gewisse natürliche Neigung zu einzelnen Disciplinen wie zur Musik, Arithmetik, der Weltbeschreibung. Denn ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß manche, die für die grammatischen und rhetorischen Vorschriften äußerst träge waren, für jene ansprechenden Disciplinen sehr gelehrig sich zeigten. In dieser Beziehung also ist die Natur in ihren freiwilligen Neigungen zu unterstützen. —

Für die Erlernung der Sprache ist es von größtem Einflusse, wenn der Knabe unter solchen erzogen wird, die richtig und gut sprechen.

Fabeln und Erzählungen lernt er lieber und merkt er besser, wenn ihm der Inhalt derselben geschickt gezeichnet vor die Augen gebracht und das, was in der Erzählung gesagt wird, auf dem Bilde gezeigt wird. (Dies ist auch gleich vorteilhaft für die Kenntnis der Bäume, Sträucher

und Tiernamen, auch für die Kenntnis der Beschaffenheit der Tiere, zumal solcher, denen man nicht überall begegnet. — —

Der Lehrer wird dabei die lateinischen und griechischen Namen der Tiere nennen, aber auch manches von denselben erzählen, so daß die Kinder spielend viele Arten der Tiere, Bäume u. s. w. kennen lernen. Immer aber wird er gerade das auswählen, was den Kindern angenehm ist, wird auch dem Alter angemessen verfahren und überhaupt finsteres und rauhes Wesen fern halten; denn der Erfolg der Studien beruht auf gegenseitigem Wohlwollen. Mit dem Angenehmen kann man aber zugleich das Nützliche verbinden; denn ebenso leicht lernt der Knabe etwas Schönes, als er ein läppisches Lied und Altweibergeschwätz lernt. Und die Arbeit an den Knaben ist keine niedrige, ihrer schämte sich Aristoteles nicht, und man sollte sie aus Frömmigkeit übernehmen. Aber mehr als Strenge ist eben Unermüdlichkeit, welche mit Frohsinn und Abwechselung gewürzt ist, nötig. Sie läßt die Vorstellung des Mühsamen nicht aufkommen, und der Knabe meint, alles sei nur Spiel. Man macht aber dem Knaben die Wissenschaften angenehm, wenn er die Redefertigkeit durch den Gebrauch lernt, wenn man beim Lernen des Lesens und Schreibens allerlei angenehme Reizmittel (Buchstaben aus Backwerk, Buchstabenspiele) anwendet. Diese thun viel, aber man hüte sich vor solchen Reizmitteln, die wie das Kartenspiel den Knaben selbst ganz einnehmen. So schaden auch meist die Künste, durch welche man das Gedächtnis bessern will. „Die beste Gedächtniskunst ist, genau verstehen, das Verstandene ordnen und fleißig wiederholen, was Du im Gedächtnis behalten willst."

Es steckt in den Kindern ein gewisser Wetteifer und eine Art Neid, auch Furcht vor Beschämung und das Trachten nach Lob, zumal in den von Natur begabteren und lebendigeren. Diese Neigungen wird sich der Lehrer zur Förderung des Lernens zu nutze machen. Wenn nichts fruchtet, wenn Bitten, Schmeicheleien, Belohnungen vergeblich sind, wird ein Wettstreit mit seinesgleichen zu veranstalten sein. — —

Wem aber dies Treiben mit Knaben possenhaft erscheint, der mag bedenken, daß es sich hier um eine ernste Sache handelt, und daß darum manches, was sonst weniger angenehm ist, wegen der Früchte, die es schafft, doch ernsten Männern angenehm ist.

Ich gestehe, daß die grammatischen Regeln im Anfange etwas trocken sind und mehr notwendig als erquicklich. Aber auch hiebei beseitigt die Geschicklichkeit des Lehrers das Lästige zum großen Teile, und nur die wichtigsten und einfachsten Regeln sind anfänglich zu geben. Mit was für Umschweifen und Schwierigkeiten aber werden jetzt die Knaben geplagt! — — Manche Lehrer sind beflissen, hier noch mehr Schwierigkeiten zu häufen, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen. Dieser Fehler macht beinahe in allen Disciplinen den Anfang verworren und lästig, namentlich bei der Dialektik. Zeigt man ihnen eine bequemere Methode, so antworten sie, sie seien so unterwiesen worden, und die Knaben brauchten es nicht irgend besser zu haben als sie in ihrer Knabenzeit. Jede unnötige und übermäßige Schwierigkeit ist aber zu vermeiden. Leichter geht alles, was zur rechten Zeit getrieben wird. Wo aber eine notwendige Schwierigkeit zu überwinden ist, da wird der Meister in der Jugendbildung, so viel er kann, sich bemühen, einem tüchtigen und freundlichen Arzte zu gleichen, der,

wenn er eine mit Wermut versetzte Arzenei reicht, wie Lucretius sagt, den Rand des Bechers mit Honig bestreicht, damit der Knabe, angelockt durch die angenehme Süßigkeit, den bittern Heiltrank nicht scheue, oder der zu der Arzenei Zucker oder eine andere angenehme Süßigkeit mischt, oder der thut, als wäre es gar keine Arzenei; denn mitunter wirkt allein die Einbildung Widerwillen, der aber auch überwunden wird, wenn man nicht auf einmal und im Übermaße, sondern allmählich und in Zwischenräumen die Arzenei reicht. Gleichwohl braucht man der Leistungsfähigkeit der Knaben nicht allzusehr zu mißtrauen.

Ein Knabe springt den ganzen Tag herum und wird nicht müde, weil er das als Spiel betrachtet, so viel thut die Einbildung. Darum kann man auch das Lernen unter der Maske des Spiels dem Knaben erträglich machen.

Alles aber wird darauf ankommen, daß der Knabe sich gewöhnt, den Lehrer zu lieben und zu verehren, die Wissenschaften zu lieben und zu bewundern, schimpflichen Tadel zu fürchten und für das Lob empfänglich sein.

III. Man meine endlich auch nicht, daß der Unterricht, welchen man den Knaben einige Jahre erteile, nur wenig nütze, da man später in einem Jahre mehr lernen könne als in dem frühen Alter in drei Jahren. Aber es ist schon wichtig, daß der Knabe schon früh zweckmäßig beschäftigt ist, die Anfangsgründe lernt, so daß er später das Wichtigere lernen kann, und die Zeit, die verloren ist, läßt sich nie ersetzen. Außerdem ist das früheste Alter die beste Zeit, das wußten die Alten recht wohl; wir aber versäumen mit unseren Kindern diese Zeit, darum müssen Männer das lernen, was die Kinder schon lernen können. Auch schiebt man, wenn man die Jugend vergeudet oder mit schädlichen Dingen verbracht hat und nun der Mensch böse geworden ist, die Schuld auf die Schwäche der Jugend, während in Wahrheit nur die verkehrte Erziehung schuld ist.

§ 85.

Thomas Platter.

Wie es um die Zeit der wieder aufblühenden klassischen Studien in den deutschen Schulen aussah, wie namentlich das Leben der fahrenden Schüler beschaffen war, das schildert uns anschaulich aus der eigenen Erfahrung der Schweizer Thomas Platter in seiner Selbstbiographie (Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. T. A. Fechter. Basel, Seul und Mast, 1840), aus welcher wir einzelne Abschnitte geben.

Thomas Platter war 1499 auf der Platte bei Grenchen in Wallis geboren. Sein Vater starb früh, und da seine Mutter wieder heiratete, kam er zu seines Vaters Schwestern, bei deren einer mußte er, da er sechs Jahre alt war, die Ziegen hüten und hatte viel zu dulden im Gebirge. Er erzählt dann:

Nachdem man mich jetzt nicht mehr wollte die Geißen hüten lassen, kam ich zu einem Bauern, der hatte von mir eine Base, der war kindig (karg) und zornmütig, dem mußte ich die Kühe hüten; denn an den meisten Orten in Wallis hat man keinen gemeinen Hirten zu den Kühen, sondern wer keine Alpen hat, da er sie den Sommer hin thut, hat ein

Hirtlein dazu, das hütet sie in seinen eigenen Gütern. Als ich bei dem eine Weile war, kommt meiner Basen eine, hieß Fransy, die wollte mich zu meinem Vetter Herrn Antoni Platter thun, daß ich sollte die Schrift lernen; so reden sie, wenn man einen in die Schule will thun. Der Herr war da nicht mehr in Grenchen, sondern war ein alter Herr geworden zu St. Niklaus im Dorfe, das man Gasen nennt. Da der Bauer, der da hieß Antscho oder Antonian der Habtzucht, hörte meiner Base Meinung, war er übel zufrieden, sprach, ich würde nicht lernen und setzte den Zeigefinger der rechten Hand mitten in die linke Hand und sprach: „So wenig wird der Bube lernen, als ich den Finger da durchhin mag stoßen." Das sah ich und hörte es. Da sprach die Base: „Ach, wer weiß, Gott hat ihm seine Gaben nicht versagt, es mag noch ein frommer Priester aus ihm werden." Führte mich also zu dem Herrn, ich war, denk' ich, neun oder zehntehalb Jahre alt. Da ging es mir erst übel; denn der Herr war ein gar zorniger Mann, ich aber ein ungeschicktes Bauernbüblein. Der schlug mich grausam übel, nahm mich viele mal bei den Ohren und zog mich vom Herde auf, daß ich schrie, wie eine Geiß am Messer steckt, daß oft die Nachbaren über ihn schrieen, ob er mich wollte morden.

Bei dem war ich nicht lange. In derselben Zeit kam einer, der war mir Geschwisterkind, der war den Schulen nachgezogen gen Ulm und München im Bayerland, war ein Summermatter, meines alten Großvaters Sohnes Sohn; derselbige Student hieß Paulus Summermatter. Dem hatten meine Freunde von mir gesagt, verhieß ihnen, er wollte mich mit sich nehmen und in Deutschland der Schule nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Kniee und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem Pfaffen hülfe, der mich schier gar nichts lehrte und aber jämmerlich übel schlug; denn ich hatte eben ein wenig lernen singen das salve und um Eier mit anderen Schülern, die auch in dem Dorfe bei dem Pfaffen waren. Auf eine Zeit wollten wir auch Messe haben, die anderen Buben schickten mich in die Kirche um ein Licht; das stieß ich also brennend in den Ärmel, verbrannte mich so, daß ich noch das Anmal habe.

Als nun Paulus wieder wandeln wollte, sollte ich zu ihm gen Stalden kommen. Innerhalb Staldens ist ein Haus, das heißt Zmilibach; da wohnte einer, der hieß Simon zu der Summermatten, war meiner Mutter Bruder, der sollte mein Vogt sein; der gab mir einen Goldgulden, den trug ich im Händlin bis gen Stalden, lugte oft unterwegs, ob ich ihn noch hätte, gab ihn dem Paulus. Also zogen wir zum Lande hinaus. Da mußte ich für mich anhin heischen und meinem Bacchanten, dem Paulus, auch geben, denn wegen meiner Einfältigkeit und ländlichen Sprache gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimßlen des Nachts in ein Wirtshaus kamen, hatte ich nie einen Kachelofen gesehen, und schien der Mond an die Kacheln, da wähnte ich, es wäre so ein großes Kalb, denn ich sah nur zwei Kacheln scheinen, das, meinte ich, wären die Augen. Morgens sah ich Gänse, deren ich nie welche gesehen hatte; da meinte ich, da sie mich anpfiffen, es wäre der Teufel und wollte mich fressen, floh und schrie. Zu Luzern sah ich die

ersten Ziegeldächer, da verwunderte ich mich über die roten Dächer. Wir kamen dann gen Zürich. Da wartete Paulus auf etliche Gesellen, die wollten mit uns nach Meißen ziehen. Dieweil ging ich heischen, so daß ich den Paulus schier zah (ernährte); denn wo ich in ein Wirtshaus kam, hörten mich die Leute gern die Walliser Sprache reden und gaben mir gern. — — —

Nachdem wir nun bei acht oder neun Wochen auf Gesellschaft warteten, zogen wir auf Meißen zu, war mir eine weite Reise, als der ich es nicht gewohnt war, so weit zu ziehen, dazu unterwegs für Essen zu sorgen; zogen also unserer mit einander acht oder neun, drei kleine Schützen, die andern große Bacchanten, wie man sie da nennt, unter welchen ich der allerkleinste und jüngste Schütz war. Wenn ich nicht wohl mochte zugehen, ging mein Vetter Paulus hinter mir her mit der Rute oder einem Stöcklein, zwickte mich um die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hose an und böse Schuhe. Ich weiß auch nicht mehr alle Dinge, wie es uns auf der Straße ergangen sei; doch etlicher bin ich eingedenk. Als nämlich wie wir auf der Reise waren und man dann allerlei redete, sagten die Bacchanten zusammen, wie es in Meißen und Schlesien der Brauch wäre, daß die Schüler dürften Gänse und Enten, auch andere essige (solche) Speise rauben, und thäte man einem nichts darum, wenn man dem entronnen, dem das Ding gewesen wäre. Auf einen Tag waren wir nicht weit von einem Dorfe, da war ein großer Haufen Gänse bei einander und war der Hirt nicht dabei, denn ein jeglich Dorf hat einen eigenen Gänsehirten, der war ziemlich weit von den Gänsen bei dem Kuhhirten. Da fragte ich meine Gesellen, die Schützen: „Wann sind wir in Meißen, daß ich darf Gänse totwerfen?“ Da sprachen sie: „Jetzt sind wir drin.“ Da nahm ich einen Stein, warf eine, traf sie an ein Bein, die andern flogen davon, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Da nahm ich noch einen Stein, traf sie an den Kopf, daß sie niederfiel (denn ich hatte bei den Ziegen wohl werfen gelernt, daß kein Hirt meines Alters über mir war, konnte desgleichen auch das Hirtenhorn blasen und mit dem Stecken springen, denn in sämtlichen Künsten übte ich mich unter meinen Mithirten). Da lief ich hinzu und erwischte die Gans bei dem Kragen und damit unter das Röcklein und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänsehirt nachher gelaufen, schreiend im Dorf: „Der Bube hat mir eine Gans geraubt.“ Ich und meine Mitschützen flohen, und es hängten der Gans die Füße unter dem Röcklein hervor. Die Bauern kamen mit Barten hervor, die sie werfen konnten, liefen uns nach. Da ich sah, daß ich nicht mit der Gans entrinnen konnte, ließ ich sie fallen; vor dem Dorfe sprang ich von dem Wege ab in ein Gesträuch, meine zwei Mitgesellen aber liefen der Straße nach, die ereilten zwei Bauern. Da fielen sie wieder auf die Kniee, begehrten Gnade, sie hätten ihnen keinen Schaden gethan, und da auch die Bauern sahen, daß sie nicht der waren, der die Gans hatte fallen lassen, gingen sie wieder in das Dorf, nahmen die Gans. Ich aber sah, wie sie meinen Gesellen nachgeeilt waren, war in großen Nöten und sprach zu mir selbst: „Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heute nicht gesegnet, wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte mich alle Morgen segnen.

Wie die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsere Bachanten im Wirtshause (denn sie waren vorne in das Wirtshaus gegangen und wir kamen nachher), vermeinten, sie sollten die Gans bezahlen, es wäre etwa um zwei Batzen zu thun gewesen, weiß aber nicht, ob sie sie bezahlt haben oder nicht.

Wie sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entschuldigte mich, vermeinte, es wäre so Landesbrauch. Da sprachen sie, es wäre noch nicht Zeit.

Einmal gerieten sie unter die Räuber und Mörder, die ihnen im Wirtshaus nachstellten, sie wurden aber errettet. Ein ander Mal wurden sie bei Naumburg von Wegelagerern angefallen.

Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen. Wir Schützen gingen in der Stadt etliche singen, die singen konnten, sangen, ich aber ging heischen, gingen aber in keine Schule, das wollten die anderen nicht leiden, droheten, uns in die Schule zu ziehen. Der Schulmeister entbot auch unseren Bachanten, sie sollten in die Schule kommen, oder man würde sie reichen. Anthoni entbot ihm wieder, er möchte wohl kommen. Und da etliche Schweizer auch da waren, ließen sie uns wissen, auf welchen Tag sie kommen würden, daß sie uns nicht unversehentlich überfielen. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach. Anthoni aber und die anderen nahmen die Thür ein. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und Bachanten, aber wir Buben warfen mit Steinen zu ihnen, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernahmen, daß wir vor der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbarn, der wollte seiner Tochter einen Mann geben. Der hatte einen Stall mit gemästeten Gänsen, dem nahmen wir nachts drei Gänse und zogen in den andern Teil der Stadt, war eine Vorstadt, aber ohne Ringmauern, wie auch der Ort war, da wir bisher gewesen waren. Da kamen die Schweizer zu uns, zechten mit einander, und zogen da unsere Burschen auf Halle in Sachsen zu und gingen in die Schule von S. Ulrich. Als sich aber unsere Bachanten so ungebührlich mit uns hielten, wurden unser etliche mit Paulo, meinem Vetter, zu Rate, von den Bachanten zu laufen, und zogen gen Dresden. Daselbst war keine gute Schule und auf der Schule in den Habitazen (Wohnungen) alles voller Läuse, daß wir sie des Nachts im Stroh unter uns hörten knistern. Brachen auf und zogen auf Breslau zu, mußten viel Hunger unterwegs erleiden, also daß wir etliche Tage nichts denn Zwiebeln roh gesalzen aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen, mußten manche Nacht unter heiterm Himmel liegen, da man uns nirgend bei den Häusern wollte leiden, wie freundlich wir um Herberge baten; etwa hetzte man die Hunde an uns. Da wir aber gen Breslau in Schlesien kamen, da war alles voll, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zuerst im Dom zum heil. Kreuz in die Schule. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin. Da waren zwei von Bremgarten, zwei von Mellingen und andere und viele Schwaben, da war kein Unterschied unter Schwaben und Schweizern, sprachen einander zu wie Landsleute und schirmten einander. Die Stadt Breslau hatte sieben Pfarren,

jegliche eine besondere Schule, durfte kein Schüler in des andern Pfarre gehen singen, oder sie schrieen: ad idem! ad idem! So liefen denn die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind auf einmal in der Stadt, wie man sagt, etliche tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle von Almosen ernährten. Man sagt auch, daß etliche 20, 30 Jahre da gewesen wären, die ihre Schützen hatten, die ihnen präsentierten. Ich habe meinen Bacchanten oft eines Abends 5 oder 6 Trachten heim auf die Schule getragen, da sie dann wohnten. Man gab mir auch fast gern, darum daß ich klein war und ein Schweizer, denn man hatte die Schweizer fast lieb; darum man dann ein großes Mitleid hatte mit den Schweizern, daß sie eben zu der Zeit in der großen Mailänder Schlacht übel gelitten hatten, daß der gemeine Mann sagte: „Jetzt haben die Schweizer ihr bestes pater noster verloren"; denn vorhin meinte man, sie wären schier unüberwindlich. — —

Ein Fugger wollte ihn in Dienst nehmen, aber er schlug es auf seines Vetters Paulus Rat ab.

Ich blieb also eine Zeit da, ward eines Winters dreimal krank, daß man mich in ein Spital führen mußte. Die Schüler haben ein besonderes Spital und einen eigenen Doktor. Da giebt man auf dem Rathaus von einem in einer Woche 16 Heller, dafür erhält man einen gar wohl, hat gute Aufwartung, gutes Bette, aber große Läuse drin, wie zeiliger Hanfsamen, daß ich viel lieber in der Stube wie mancher mehr auf dem Herde lag, denn in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann sind so voll Läuse, daß es nicht glaubbar ist. Ich hätte schier, so oft man gewollt hätte, drei Läuse miteinander aus dem Busen gezogen. Ich bin auch oftmals besonders im Sommer draußen an die Oder, das Wasser, das da vorbeifließt, gegangen, mein Hemde gewaschen, an eine Staude gehängt, getrocknet, dazwischen den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läuse hineingeworfen, zugedeckt mit Erde und ein Kreuz darauf gesteckt.

Den Winter liegen die Schützen auf dem Herde in der Schule, die Bacchanten aber in den Kammern, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer in den Herren-Gassen vor die Häuser am Samstag spreitet, das trugen etliche an ein Örtlein auf dem Kirchhofe, lagen drin wie die Säue im Stroh. Wenn es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn es Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht responsoria und andere mit dem subcantore. Etliche mal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser, um Bier zu heischen. Da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft mit Unwissen (ohne es zu wissen) so voll geworden bin, daß ich nicht habe wieder zu der Schule kommen können, wenn ich schon nur bei einem Steinwurf weit von der Schule war. Summa, da war Nahrung genug, aber man studierte nicht viel.

In der Schule zu St. Elisabeth lasen allewege einesmals zu einer Stunde in einer Stube neun baccalaurii; war doch graeca lingua noch nirgends im Lande, desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, allein der

praeceptor hatte einen gedruckten Terentium. Was man las, mußte man erstlich diktieren, dann distinguieren, dann konstruieren, zuletzt erst exponieren, daß die Bachanten große Scharteken mit ihnen heim zu tragen hatten, wenn sie hinweg zogen.

Von Breslau zogen sie wieder nach Dresden unter mancherlei Hunger und Not, stahlen und lebten unter freiem Himmel, dann zogen sie über Nürnberg nach München, fanden mitunter auch gute Aufnahme bei einem Bauern, und in München half Platter einem Seifensieder im Gewerbe, so daß er nur selten zur Schule kam. Nach fünf Jahren kam er dann einmal in die Heimat, fand aber bei seiner Mutter, die wieder geheiratet hatte, keine gute Aufnahme und ging bald wieder auf die Wanderung. Paulus nahm noch einen Schützen mit, dem man Tuch zu einem Rock geschenkt hatte.

Als wir gen Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umhergehen, den Macherlohn dazu zu heischen: mit dem bekam ich viel Geld, denn ich war das Gutzlen (durch Schmeichelei etwas zu erhalten suchen) und Betteln wohl gewohnt, denn dazu hatten mich die Bachanten stets gebraucht, gar nicht zu den Schulen gezogen und nur nicht lesen gelehrt.

Auch jetzt kam Platter selten in die Schule; denn er mußte seine Bachanten mit Betteln ernähren. Sie zogen dann nach München, auch da mußte er das Macherlohn zu dem Tuch noch betteln, und als sie über ein Jahr wieder nach Ulm kamen, bettelte Platter immer noch mit dem Tuche, daß etliche sagten: „Potz Marter, ist der Rock noch nicht gemacht?“ Nachdem er wieder einmal seine Heimat besucht hatte, kamen sie wieder nach München, da fand Platter ein Unterkommen bei einem Metzger, aber Paulus litt das nicht, behandelte ihn übel und trat ihn mit Füßen, daß er entlief nach Passau und Freisingen, dann nach Ulm, Constanz und Zürich.

Da war einer von Wallis von Visp, der hieß Anthonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten mit einander gen Straßburg ziehen. Da wir gen Straßburg kamen, waren gar viel arme Schüler da und, wie man sagte, nicht eine gute Schule; aber zu Schlettstadt da wäre gar eine gute Schule. Wir zogen auf Schlettstadt zu. Da begegnete uns ein Edelmann und fragte: „Wo hinaus?“ Da er hörte, daß wir gen Schlettstadt wollten, mißriet er's uns, es wären da gar viel arme Schüler und nicht reiche Leute. Da fing mein Gesell bitterlich an zu weinen, wo nun hinaus. Ich tröstete ihn und sprach: „Sei wohlgemut! Ist einer zu Schlettstadt, der sich allein mag ernähren, so will ich uns beide ernähren. Als wir bei einer Meile von Schlettstadt zur Herberge waren in einem Dorfe, ward mir wehe, daß ich wähnte, ich müßte ersticken, hatte schier keinen Atem, hatte so viele grüne Nüsse gegessen, denn sie fielen um die Zeit ab. Da weinte mein Gesell aber, meinte, er würde seinen Gesellen verlieren, so wüßte er nicht, wo aus, und hatte er dennoch zehn Kronen bei sich heimlich, ich aber nicht einen Heller. Da wir nun in die Stadt kamen und Herberge hatten bei einem alten Paar Ehevolk, und war der Mann stockblind, da gingen wir zu meinem lieben Herrn praeceptore selig, Herrn Johannes Sapidus, baten ihn, er sollte uns annehmen. Er fragte uns, von wannen wir wären. Als wir sagten: Aus dem Schweizerland von Wallis, sprach er: „Da sind

leider böse Bauern, jagen alle ihre Bischöfe aus dem Lande. So ihr weidlich studieren wollt, braucht ihr mir nichts zu geben, wo nicht, so müßt ihr mich bezahlen oder ich will euch den Rock vom Leibe ziehen." Das war die erste Schule, da mich däuchte, daß es recht zuging. Zu der Zeit gingen die studia und linguae auf, ist in dem Jahre gewesen, da der Reichstag zu Worms gewesen ist. Sapidus hatte einstmals 900 discipulos, etliche feine, gelehrte Gesellen; da war dazumal Dr. Hier. Gemusäus, Dr. Johannes Huberus und sonst viele andere, die seitdem doctores und berühmte Männer geworden sind. Als ich nun in die Schule kam, konnte ich nichts, noch nicht den Donat lesen, war doch 18 Jahre schon alt, setzte mich unter die kleinen Kinder, war eben wie eine Glucke unter den Küken. Eines Tages las Sapidus seine discipulos, sprach: „Ich habe viel barbara nomina, ich muß einmal ein wenig lateinisch machen." Hernach las er's aber, da hatte er mich aufgeschrieben, erstlich Thomas Platter, meinen Gesellen Antonius Venetz; die hat er vertieret Thomas Platerus, Antonius Venetus und sprach: „Wer sind die zwei?" Da wir aufstanden, sprach er: „Pfui dich, sind das so zwei räudige Schützen und haben so hübsche Namen!" Und das war auch zum Teil wahr, insonderheit mein Gesell, der war so räudig, daß ich ihm manchen Morgen mußte das Laken von dem Leibe wie eine Haut von einer Geiß abziehen, denn ich war fremde Luft und Speise besser gewohnt denn er.

Da wir jetzt vom Herbst bis auf Pfingsten da waren und noch immer mehr Schüler allenthalben zureisten, konnte ich uns nicht wohl mehr ernähren, zogen hinweg gen Solothurn. Da war eine ziemlich gute Schule, auch bessere Nahrung, aber man mußte so gar viel in der Kirche stecken und Zeit versäumen, daß wir heimzogen. Und blieb ich eine Weile daheim, ging zu einem Herrn zur Schule, der lehrte mich ein wenig schreiben und anderes, ich weiß schier nicht was; überkam das kalte Weh (Fieber), war in Grenchen bei meiner Base Fransy. In derselben Zeit lehrte ich meiner andern Base Bübleiu, das hieß Simon Steiner, das ABC in einem Tage, welcher darnach über ein Jahr zu mir nach Zürich kam, studierte nach und nach, daß er gen Straßburg kam, ward D. Buceri famulus, studierte, daß er praeceptor ward 3ae classis und demnach 2ae classis, bis er zwei Weiber gehabt und gestorben ist mit großer Klage der Schule zu Straßburg.

Ende.

Verlag von **Carl Meyer (Gustav Prior)** in Hannover.

Kleinere Schriften

über

pädagogische und culturgeschichtliche Fragen

von

Dr. J. Chr. Gottlob Schumann,

Königl. Seminarrektor zu Köln.

Zweite Ausgabe.

Erstes Heft. Geheftet 1 M. 60 ₰.

Das bereits in zweiter Ausgabe erschienene erste Heft enthält zwei Aufsätze, der eine verbreitet sich über die Vorbereitung der Theologen zum Schulamte, der zweite über die Mädchenerziehung im deutschen Mittelalter.

Das neue preußische Schulaufsichtsgesetz hat den Verfasser veranlaßt, auf die Nothwendigkeit einer gründlicheren pädagogischen Bildung der Theologen mit Nachdruck hinzuweisen und diesen Gegenstand eingehend zu erörtern. Die Wichtigkeit der Frauenbildung, namentlich auch für die gegenwärtigen Verhältnisse, war Grund genug, die Mädchenerziehung im deutschen Mittelalter dem jetzt lebenden Geschlechte vorzuführen.

Was die erste Arbeit anlangt, so legt dieselbe in einer ebenso ruhigen, als ansprechenden Weise die Anforderungen dar, welche das Amt eines Schulaufsehers an den Theologen resp. den Pfarrer stellt, wobei der Verfasser zugleich eine so reiche Fülle praktischer Rathschläge ertheilt, daß namentlich jungen Theologen das sehr lehrreiche Schriftchen zum Studium aufs Wärmste zu empfehlen ist. — Die zweite Abhandlung über die Mädchenerziehung im deutschen Mittelalter zeugt von einem sehr fleißigen Studium der einschlägigen Culturgeschichte und gibt uns Aufschluß über die verschiedensten Thätigkeiten des deutschen Frauenlebens im Mittelalter. Mögen diese mit wahrer Ueberzeugung gemachten bedeutungsvollen und belehrenden Winke eines Mannes, dessen Herz für Kirche und Schule gleich warm schlägt, die verdiente und weitgehendste Beachtung finden.

Zweites Heft. Geheftet 1 M. 30 ₰.

Das zweite Heft enthält zwei Abhandlungen, die erste „Hugo von St. Victor als Pädagog", zum Jubilfeste des Halberstädter Seminars geschrieben, die zweite, „das Gedächtniß und die Gedächtnißpflege", ein erweiterter Conferenzvortrag. Hugo von St. Victor, aus der Familie der halberstädtischen Grafen Blankenburg, ein Freund des h. Bernhard und geistiger Nachfolger Anselm's, einer der tiefsten Denker des Mittelalters, hat schon in der trefflichen Monographie Liebner's seine gebührende Würdigung gefunden; die Schumann'sche Schrift ist eine Ergänzung derselben von rein pädagogischem Standpunkte aus und schöpft zumeist aus Hugo's „Eruditio didascalica". Wer Lust und Zeit hat, dem Verfasser durch dies Stück Mittelalter zu folgen, er findet hier einen kundigen Führer, wohlgebahnt ist der Weg, und manche Frucht am Wege lockt zu lobendem Genuß. — Recht zeitgemäß, weil eine ernste Wahrung, nicht sowol in die Weite und Breite zu streben, sondern die sichere Verarbeitung des Unterrichtsstoffes in erster Linie ins Auge zu fassen, ist der zweite, das Gedächtniß behandelnde Vortrag. Was der Verfasser hier über das sogenannte mechanische Lernen, über die Reihenbildungen und über die Stärkung und Uebung des Gedächtnisses sagt, ist geradezu vortrefflich.

Drittes Heft. Geheftet 1 M. 80 ₰.

Das dritte Heft enthält 3 Aufsätze: 1) Volkskirche und Volksschule, ein Vortrag im evangelisch-lutherischen Verein zu Hannover gehalten, 2) J. Ch. Gerson's Leben und reformatorische Thätigkeit, ebenfalls ein Vortrag im evangelischen Verein hierselbst gehalten, und 3) J. Ch. Gerson als Pädagog. Der erste Vortrag behandelt in gründlicher Weise die brennende Frage unserer Zeit und wird sicher ebenso fleißige Leser finden, wie er dankbare Zuhörer gefunden hat. Der Mann, dem die beiden anderen Abhandlungen gelten, ist für die Theologie und Pädagogik des Mittelalters von so eminenter Bedeutung, daß wir es dem Verf. aufrichtig Dank wissen, die Kenntniß seiner Persönlichkeit und seiner Werke von Neuem zugänglich gemacht zu haben. Eine Uebersetzung des bekannten Traktates de parvulis trahendis ad Christum ist beigegeben, die wir bisher noch entbehrten.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

EducT
S

Schumann, J. Christian Gottlob
Pädagogische Chrestomathie.....
Theil 1.

9940

BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LTD
TORONTO.